

# 1. Kapitel Matthäi

## § 1 Jesu Geschlechtsregister

Kap. 1, 1-17

**W**ir versuchen es, Bücher des Neuen Testaments in ihren einzelnen Teilen kurz zu betrachten, und beginnen mit dem Evangelium Matthäi, um zu sehen, wie sich's mache, und fortzufahren, soweit Gott Gnade gibt.

Matthäus, der auch Levi hieß, nimmt man an, war als Zöllner fertiger im Schreiben als die meisten Apostel, zu deren Zahl er gehörte. Er soll daher, im Auftrag der anderen, ein hebräisches Evangelium geschrieben haben, das aber nicht mehr vorhanden ist; und von ihm soll unser griechisches Evangelium ein Auszug sein. Das Buch gibt sich überall als ein apostolisches zu erkennen, und man fühlt sich in allem, was es gibt, wie das auch bei den anderen Schriften des Neuen Testaments der Fall ist, höher gehoben, göttlich angeregt.

Heutzutage wollen zwar manche Gelehrte\* nachweisen, daß die Evangelien nicht aus der apostolischen Zeit stammen, also nicht von den Verfassern geschrieben seien, welche angegeben sind. Sie behaupten vielmehr, dieselben seien das Erzeugnis eines für Wunder schwärmenden Geschlechts in dem zweiten Jahrhundert. Denn sie können keine Augenzeugen von Wundern annehmen, weil sie Wunder für rein unmöglich halten. Nach diesen Gesinnungen deuten sie die geschichtlichen Beweise, welche schlagend für die Echtheit der Evangelien sind, zu ihren Gunsten

---

\* [So etwa Blumhardts Studienfreund David Friedrich Strauß (1808-1874) in seinem Buch *Leben Jesu*, 1835, oder Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1780-1849) im *Matthäus-Kommentar*, 1836f.]

willkürlich um, oder sie lassen die Beweise ganz auf der Seite liegen. Die Bücher müssen, sagen sie, später geschrieben sein, weil Wunder nun einmal ein Unding seien. Lassen wir solchen Auslegern der Schrift ihren Unglauben, und nehmen wir vielmehr in gläubiger Einfalt hin, was wir lesen; fühlen wir's doch, wie sehr alles ein nach Erlösung strebendes Gemüt erquickt und damit von selbst für seine Echtheit spricht und die geschichtlichen Beweise bestätigt.

Matthäus beginnt mit dem Geschlechtsregister Christi und betont besonders die Stammväter David und Abraham, um schon damit darauf hinzuweisen, daß das durch Christum aufgekommene Evangelium auf die Anfänge des Volkes Gottes zurückgehe, etwas von diesem von seinem Ursprung an Erwartetes sei. Dem Abraham war ja Christus als sein Same verheißen, und dem David als sein Sohn. Ein Nachweis nun der Erfüllung der Verheißung, namentlich daß Christus von David abstamme, mußte, insbesondere den Juden gegenüber, geliefert werden; und die vorhandenen Geschlechtsregister mögen auch eine amtliche Bestätigung gehabt haben, da überall die Juden so viel darauf hielten (vgl. 1. Tim. 1, 4; Tit. 3, 9). Der Beweis der Abstammung Jesu von David, obgleich Jesus anfangs nur als Nazarener bekannt war, mußte auch gegolten haben bei den Juden; denn diese widersprachen nie der Behauptung der Apostel (vgl. Röm. 1, 3; Hebr. 7, 14). Schon in der Pfingstrede konnte Petrus ohne Scheu die Abstammung von David voraussetzen; und auch Paulus führt sie öfters ausdrücklich an (Apg. 13, 23; 2. Tim. 2, 8).

Die Abstammung Jesu von David war für die Juden auf zweierlei Weise gesichert, einmal die scheinbare auf seiten seines Pflegevaters Joseph, obwohl damals ein Nachkomme Davids nie anders als in Davids Stamm heiratete, sodann die wirkliche auf seiten seiner Mutter Maria. Denn die Geschlechtsregister, von denen das eine Matthäus, das andere Lukas (3, 23-38) uns aufbehalten hat, lagen offen da. Weil denn doch einmal Jesus vor der Welt als der Sohn Josephs galt, so konnte es nicht anders sein, wenn nicht die Anerkennung Jesu darunter leiden sollte, als daß auch Joseph als Nachkomme Davids dastand; und sein

Adel wurde jedenfalls auch auf Jesum rechtsgültig übertragen, da er Ihn als seinen Sohn aufgenommen hatte und gelten ließ. Joseph mußte sogar noch hervorragender als Nachkomme Davids dastehen denn Maria; und dies war es, weil unter seinen Ahnen das ganze Königsgeschlecht Davids sich befindet, wie es bei der Maria, wie wir sehen werden, nicht ist, da ihre Ahnen von David an mehr im dunklen und unscheinbaren geblieben sind. Matthäus nun ist es, der in seinem Geschlechtsregister Jesu den großen Adel Josephs uns vergegenwärtigt. Daß er wirklich Josephs Abkunft von David vorlegt, geht aus dem hervor, daß er fortwährend sagt, wie jeder den Nachfolgenden zeugte, und zuletzt (V. 16) mit gleichem Ausdruck: „Jakob zeugte Joseph, den Mann Mariä, von welcher ist geboren Jesus, der da heißt Christus.“

Um den Adel Josephs und eben damit Jesu recht hervortreten zu lassen, teilt Matthäus die Ahnenreihe in drei große Perioden. Die erste geht von Abraham bis auf David mit 14 Gliedern; und das war die Zeit der Patriarchen oder der Verheißungen. Die zweite Periode umfaßt die Könige von David an oder die Zeit der Weissagung, die Glanzperiode des Davidischen Geschlechts, bis zum letzten Könige Jechonia zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft, auch mit 14 Gliedern. Dann kommt die dritte Periode, da der Königsstamm zur Niedrigkeit des Volkslebens herabgekommen ist, bis auf Joseph, den Zimmermann, abermals in 14 Gliedern. Mit großer Sorgfalt ist gerade dieser Stammbaum in Urkunden erhalten worden; und alle Juden, die den Nachweis davon hatten, ihm anzugehören, standen immer in einigen Ehren unter dem Volke. Deswegen berief einmal, einige Zeit nach Christus, ein römischer Kaiser\*, der begierig war, Davidische Nachkommen zu sehen, auch aus politischen Rücksichten etliche derselben zu sich, die ihm aber, weil sie einfache, schlichte Leute waren, verächtlich erschienen. Mochte man ferner von Jesu sonst denken, was man wollte, so stand er doch um seines Pflegevaters willen,

\* [Domitian, 96 n. Chr.]

der aber als sein wirklicher Vater galt, als ein geehrter Davidischer Mann da; und die Anrede mancher Kranker: „Jesu, du Sohn Davids“, fand man unverfänglich, weil Er ja jedenfalls als ein Davidsson galt. So konnte er auch unbedenklich die Schriftgelehrten fragen (Luk. 20, 41-44): „Wie sagen sie, Christus sei Davids Sohn? Und er selbst, David, spricht im Psalmbuch (Ps. 110, 1): Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten. David nennet ihn einen Herrn, wie ist er denn sein Sohn?“ Wohl mochten seine Zuhörer denken, Er mache diese Frage mit einiger Beziehung auf sich; aber sie mußten es ungerügt lassen, weil Seine Abkunft von David wirklich angenommen war.

Indessen hat Matthäus am Schlusse seines Geschlechtsregisters es nicht versäumt, die göttliche Abkunft Jesu noch anzudeuten, indem er nicht fortfährt zu sagen: „Joseph zeugete Jesum“; sondern er sagt: „Jakob zeugete Joseph, den Mann Mariä, von welcher ist geboren Jesus, der da heißt Christus“, nicht: „mit welcher er Jesum zeugete“. Hiermit leitet er das Nachfolgende ein, da er erzählt, wie das, was in Maria geboren war, von dem Heiligen Geist war (V. 20). Der Wirklichkeit nach schließt also das Davidische Geschlecht mit Joseph und wird männlicherseits nicht mit Jesu, sondern etwa mit dessen nachgeborenen Brüdern fortgesetzt, unter welchen Jakobus und Judas waren, von welchen der erste auch um seiner Davidischen Abkunft willen selbst als Christ in großem Ansehen bei den Juden verblieb, sogar besondere Vorrechte erhielt und den Zunamen „des Gerechten“, bis er den Märtyrertod in Jerusalem starb. Begreiflich war es von großer Wichtigkeit, daß Jesus um seines Vaters willen, obwohl er von diesem nur an Kindes Statt angenommen wurde, doch so, daß Joseph vor jedermann als der wirkliche Vater erschien, leichter mit höheren Augen angesehen werden konnte, auch ehe das Nähere von Jesu kundgeworden war. Letzteres mußte seiner Natur nach lange eine Art Familiengeheimnis bleiben, das nur wirklichen Gläubigen, die es mit stiller Andacht und heiliger Ehrfurcht annahmen, eröffnet werden konnte.

Es war aber noch ein Nachweis der Abstammung der Maria von David wenigstens für die Gläubigen nötig, weil sonst die Abkunft Jesu von David nur ein Schein gewesen wäre, nur gleichsam auf Ihn übertragen von seinem Pflegevater. Dies führt uns auf das Geschlechtsregister Jesu, welches Lukas (3, 23-38) gibt und von dem wir uns der Vollständigkeit wegen nicht enthalten können, hier einige Worte zu sagen. Dasselbe enthält, von Joseph aufsteigend, bis zu David hinauf ganz andere Namen als das des Matthäus. Das erste Glied vor Joseph (eigentlich Maria, deren Stamm er vertrat) ist nicht Jakob, sondern ein Mann namens Eli; und das letzte vor David ist nicht Salomo, sondern Nathan, der gleichfalls ein Sohn Davids von der Bathseba war (2. Sam. 5, 14, siehe besonders Sach. 12, 12, wo auch dieser Stamm als ein hervorragender bezeichnet wird). Es liegt nun nahe, diesen Stammbaum als den der Maria zu nehmen, obgleich [gleichsam] anstandshalber das erste Glied nicht Maria, sondern ihr Mann vertritt. Daß es so gemeint sein soll, liegt deutlich zwischen den Zeilen, wenn wir lesen (V. 23 richtiger übersetzt): „Und Jesus ging in das 30. Jahr und war, wie man gewöhnlich glaubte, ein Sohn Josephs, des Eli, des Matthat, des Levi, des Melchi etc.“ Lukas will sagen, daß man gewöhnlich etwas glaubte, das sich anders verhielt, hatte er doch umständlich im Vorhergehenden (1, 26-38) die Verkündigung des Engels an Maria erzählt. Indem er aber das voraus erzählte, konnte er nicht mehr wie Matthäus die Stammtafel Josephs geben, die für ihn keine Bedeutung gehabt hätte. Ihm mußte an dem Nachweis der Abkunft der Maria von David um so mehr liegen, da er den Engel zu der Maria von dem wunderbar in ihr erzeugten Sohn hatte sagen lassen (Luk. 1, 32): „Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben“, hiermit Maria und durch sie ihren Sohn als Nachkomme Davids bezeichnend. Lukas läßt aber ihren Mann Joseph den Vertreter ihres Namens und Stammes sein, da es ganz, wie es war, in einer Stammtafel unpassend gelautet hätte, es auch gewiß gewöhnlich war, daß der Mann nicht nur sein eigenes, sondern auch seiner Frau Geschlecht vertrat, wie ja die Kinder von ihm

durch sie ebensogut dem Stamme seiner Frau wie seinem eigenen angehört. So wird denn der Name des Mannes angegeben statt dem der Frau, obwohl er nur Schwiegersohn, nicht eigentlicher Sohn des Eli war, weil Maria dessen Tochter war. Solches konnte um so leichter von jedermann, bei dem es nötig war, verstanden werden, weil sonst der rechte Stammbaum des Joseph als der hervorragendere, wie ihn Matthäus gibt, bekannt war. Man bedenke auch, wie sehr man sich scheuen mußte, vor aller Welt ohne weiteres in einem Geschlechtsregister frei und unumwunden Jesum als einen Vaterlosen hinzustellen, wenn es hieß: „Jesus war Sohn der Maria, diese Tochter des Eli, dieser Sohn des Matthat etc.“, und das etwa noch zu den Lebzeiten der Maria selber. Offenbar war es schicklicher, wie es Lukas gab. Wer die göttliche Abkunft Jesu nicht glaubte, hatte denn doch wenigstens einen Vater für Jesum, wenn dem Stammbaum [Jesu] der Ehegemaal Joseph statt der Maria vorgesetzt wurde.

In den Geschlechtsregistern finden wir allerlei Personen genannt, namentlich bei Matthäus unter den Königen, mitunter recht gottlose Könige, die das Zeugnis hatten, daß sie dem Herrn übel gefielen, so Jerobeam, Ahas, Manasse etc. Auch können die Namen von vier Frauen, beiden Geschlechtsregistern angehörig, obwohl nur von Matthäus genannt, auffallen, nämlich Thamar, Rahab, eine Kananiterin üblen Rufs, und Bathseba, Urias Weib, ferner Ruth, die eine Moabitin war. Wir sehen aber daraus, wie sich der Herr nicht scheute, allem, was Mensch heißt, zugezählt zu werden, auch aller Last und Sünde zu tragen, wie sie Ihm nach Seiner menschlichen Abstammung zufiel. So scheut Er sich nicht, auch jetzt jedem Menschen, wie es auch mit ihm aussehen mag, als einem Bruder, dessen Sache er auf sich genommen habe, zu begegnen und mit Freundlichkeit zu seinem Heil entgegenzukommen. Auch zu dir, der du das liesest, sagt Er: „Ich bin dein Bruder und stehe für dich ein; komm her zu mir und laß dich erquicken!“ Als blutsverwandt schon wollte Er mit allen, auch den Schlechtesten, erscheinen, um aller Erlöser und Seligmacher zu werden.

## § 2 Die Geburt Jesu

Kap. 1, 18-25

Wunderbar ist diese Geschichte und der Grundstein des Evangeliums, da sie uns erzählt, wie Jesus Christus, der Sohn der Maria, aus dem Schoße des Vaters vom Himmel herabkam, dem verlorenen Menschengeschlechte zu helfen. Denn nur ein vom Himmel ins Fleisch Gekommener (1. Joh. 4, 2) konnte uns helfen.

Beleuchten wir, was Matthäus erzählt. Maria, die Mutter Jesu, war, wie es heißt, dem Joseph vertraut, ehe er sie heimholte. Nach Ehre und Sitte konnte er nur in den Davidsstamm heiraten, dem er selbst angehörte. Verlobungen fanden oft früh statt, besonders, wie man sich denken kann, wenn man auf den Stamm ein Auge hatte. Jahre konnten verstreichen bis zur Vermählung, selbst ohne daß die Verlobten sich häufig sahen. In der Zwischenzeit konnte daher wohl eine züchtige Jungfrau sagen, daß sie nichts von einem Manne wisse, wie es Maria dem Engel gegenüber befremdlich fand, daß sie sollte schwanger werden, ohne einen Mann zu erkennen (Luk. 1, 34), zumal da vom Hochzeitstage noch nicht die Rede war. Ein Zusammenkommen der Verlobten wurde in Israel als besonders unehrenhaft genommen. Denn eine Verlobte galt als heilig und unantastbar, gar anders, als man dies häufig in unserer Zeit findet, da man auch allerlei intime Liebeleien als unschuldig, nichts weniger als ungebührlich und unkeusch nimmt.

Nur Lukas erzählt Näheres über die Empfängnis (1, 26-38), während Matthäus einfach die Tatsache erwähnt, daß Maria in der Zeit, da etwa Joseph sie heimholen wollte, „schwanger war von dem Heiligen Geiste“. Ihrem Verlobten, der ihr sonst alles Zutrauen geschenkt hatte, mußte sie sich erklären. Sie tat's; aber man denke sich, wie schwer es dem Verlobten war, einmal, sie zu finden, wie es war, sodann das Außerordentliche ihr zu glauben. Man denke sich auch in die Verlegenheit und Scham der Maria hinein, in ihre Not, da sie keinen

Beweis für ihre Unschuld zu geben vermochte. Welche schwere Aufgabe hat sie doch auf sich genommen! Vor der Welt war ihr Ruf dahin. Über dieser Schmach konnte der züchtigen Jungfrau nichts gehen; und daß sie sie dennoch auf sich nahm und unter aller Versuchung standhaft im Glauben blieb, wurde gewiß vom Herrn ihr hoch angerechnet. Wie aber nun den Mann beschwichtigen? Wie, wenn er sie verließ und sie als eine gemeine Dirne gebären sollte? Joseph aber, wenn er dennoch seiner Verlobten treu blieb, was konnte die Welt von ihm denken, der für fromm galt und es nun so gemacht zu haben schien? Auch er mußte die Schmach Christi höher achten lernen denn alle Schätze der Welt, wie einst Moses (Hebr. 11, 26) und ihm nach alle, die Gottes sein wollen. Sonst aber konnte wohl Maria geduldig hoffen, es werde ihrem Verlobten ein Licht zukommen, damit er nicht, gleichsam leichtgläubig, ihrem Zeugnisse allein vertrauen sollte.

Solange freilich Joseph letzteres allein hatte, stand ihm der Gedanke näher, Maria zu verlassen. Weil er aber, wenn er ihr ins kindliche, unschuldige Auge blickte, kein ganz gutes Gewissen dabei hatte, wollte er sie wenigstens nicht rügen, d. h. vor der Welt als treulos darstellen oder gar vor Gericht ziehen, wie er durfte; und er gedachte, sie heimlich zu verlassen, da denn er als der Treulose und Ehrlose erschienen wäre. Da war für beide die Not aufs äußerste gestiegen, und da half der Herr. Treuen, redlichen Seelen begegnet Er selbst, wenn es sein muß; und da einmal mit dem Herabkommen des Wortes ins Fleisch der Himmel sich geöffnet hatte, so mußten auch die himmlischen Begleiter des Kindes, die Engel, sich bemerklich machen. So erschien dem Joseph im Traum, nicht im Schlaf, doch traumartig – man hat das rechte Wort nicht für solche Gotteserscheinungen, bei welchen der Mensch in halbwachem Zustande sich befindet – der Engel des Herrn, der bedeutungsvoll ihn anredete: „Joseph, du Sohn Davids“ und ihm das Geheimnis eröffnete, die Aussage seiner Verlobten bestätigend. „Vom Heiligen Geist“, hieß es, war es, d. h. von Gott, der Geist ist, wie der Herr sagt (Joh. 4, 24). Was Gott tut, tut Sein Geist; und was Sein Geist tut, tut Gott. Der Engel

bekräftigt seine Eröffnung damit, daß er dem Kinde auch den Namen gab. Er sagt: „Sie wird einen Sohn gebären, des Namen sollst du Jesus heißen“, weil Joseph ihn ganz für seinen Sohn nehmen sollte, dem er den Namen zu geben habe. Weiter heißt es: „Denn Er wird Sein Volk selig machen von ihren Sünden.“ Keinen Herrn, keinen König für diese Welt soll Joseph erwarten, vielmehr einen Seligmacher oder Erretter, dessen stilles Heranwachsen ihm damit gleichzeitig eröffnet war. Ja, in der Stille führt Er Seine Sache aus, niemals prunkvoll auftretend, bis Er vom Himmel wiederkommen wird in der Herrlichkeit Seines Vaters.

Nun war Joseph entschieden. Er nahm Maria ohne weiteres zu sich, die Schmach, als hätte er sich an seiner Verlobten vergriffen, auf sich nehmend und eben damit verzichtend auf die gewöhnlichen Hochzeitsfeierlichkeiten, welche in solchem Falle nicht mehr zulässig waren. Wir dürfen kühn alle unangenehmen Folgen, welche zunächst aus der gnädigen Heimsuchung Gottes für beide erwachsen, voraussetzen und uns vorstellen. Außer einer priesterlichen Bestätigung der Ehe ging alles in der Stille zu; und war dem Joseph seine Maria schon als Verlobte heilig, so jetzt noch mehr, bis sie ihren ersten Sohn geboren hatte. Wie unbeschreiblich ergreifend und erquicklich, weil, wenngleich ungewöhnlich, doch von so großer Bedeutung, ist nicht all solche Geschichte! O des treuen Gottes, der also für das verlorene Menschengeschlecht Rat geschafft hat!

Matthäus kann sich nicht enthalten, die prophetische Weissagung noch anzuführen, als jetzt sich erfüllend. Er sagt: „Das ist aber alles geschehen, auf daß erfüllet würde, das der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht: Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein (Jes. 7, 14), nämlich als Jungfrau, ohne einen Mann erkannt zu haben – nur so kann die erhabene Stelle gemeint sein und wird sie von Matthäus aufgefaßt –, und sie wird einen Sohn gebären, und sie werden seinen Namen Immanuel heißen, das ist verdolmetschet: Gott mit uns!“ Er soll Gottmituns heißen, weil mit einem also Geborenen Gott selbst persönlich in die Menschheit hereinkommt. In einer eigentümlichen Lage hat Jesaja (7, 14) solches ausgesprochen. Dem gott-

losen Könige Ahas, der sonst ein anderes Zeichen nicht wollte, sollte es als Zeichen dienen, daß in drei Jahren das Land, weil's soll dem zukünftigen Immanuel gehören, würde befreit sein von seinen eben eingebrochenen Feinden. Der Glaube an die Zukunft des Immanuel, wie ihn Gott durch eine Jungfrau würde kommen lassen, sollte einen Halt geben wider die jetzt drohende Gefahr. „Ehe der Knabe“, heißt's weiter im Propheten (Jes. 7, 16) – wenn er jetzt käme, ist hereinzudenken –, „lernt Böses verwerfen und Gutes erwählen, wird das Land frei von seinen Feinden sein.“ Immer sollte, das lernen wir daraus, das Höchste, das uns verheißen ist, wenn es auch in ferner Zukunft steht, wie jetzt wieder die Wiederkunft Jesu, zu einem Sporn uns dienen, unter allem, auch dem Drohendsten, geduldig und getrost auszuhalten und voraus mancherlei Errettung zu hoffen. Vielleicht aber war damals schon, da Jesaja redete, die Möglichkeit der Geburt des Immanuel gegeben. Allezeit war das Heil mit Christo nahe (Jes. 56, 1), wie jetzt die Zukunft Jesu; und es hing nur an den Werkzeugen, die es vollends herbeiziehen sollten, wie jetzt endlich eine Maria sich willig finden ließ, zu sagen: „Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast“ (Luk. 1, 38). Wie vieles wird uns aufgedeckt werden, wenn aller Schleier über die Vergangenheit wird aufgehoben sein!

## 2. Kapitel Matthäi

### § 3 Ankunft der Weisen vom Morgenlande

Kap. 2, 1-12

Die Geschichte mit den Weisen vom Morgenlande haben wir als ein Seitenstück zu dem anzusehen, was Lukas von den Hirten auf dem Felde erzählt. Wie diese, so sind jene durch göttliche Leitung zu dem Kinde gekommen, damit wenigstens in etwas beiden, Juden und Heiden, die große Freude von der Geburt Jesu Christi mitgeteilt würde. Es ist begreiflich, daß der vom Himmel Gekommene gewissermaßen von Gott selbst in die Welt eingeführt wurde (vgl. Hebr. 1, 6), um als wirkliche Gabe Gottes zu erscheinen, wie der Herr Jesus öfters in der Schrift genannt wird (Joh. 4, 10; 2. Kor. 9, 15; vgl. Joh. 3, 16).

Das Morgenland, von wo die Weisen (eigentlich Magier nach dem Grundtexte) kamen, sind die Gegenden hinter dem Euphrat und dem Tigris, wo einst die assyrischen und chaldäischen Reiche mit den Hauptstädten Ninive und Babylon blühten. Zur Zeit Jesu war Persien das Herrscherreich, ungefähr dasselbe Land, das jetzt noch so heißt, obwohl viele Veränderungen dort vorgegangen sind, namentlich durch das Eindringen der Araber, welche Mohammeds Religion dort einheimisch machten. In jenen alten Reichen gab es, wie einst, was aus dem Propheten Daniel zu ersehen ist, so zur Zeit Christi noch, eine gelehrte Kaste, Magier genannt, welche einen Untereinander [Schatz] von geheimen Wissenschaften hatten und pflegten, der teils aus natürlichen Forschungen, teils aus dämonischen Eingebungen zu Wahrsagereien jeder Art hervorgegangen war. Die herrschende Heidenreligion war die Feueranbetung und

die Lehre von einem guten und bösen Gott Ormutz und Ahriman, welche beide zu eigentümlichem Aberglauben Anlaß gaben. Unter den Gelehrten gab es aber auch redliche Seelen, die ein höheres Streben, ein Sehnen nach wirklichen göttlichen Offenbarungen hatten; und solches wurde durch die Schriften der Propheten, welche sie durch gefangene Israeliten erhielten, in ihnen angeregt und erhalten, wie auch dieselben Schriften ihre Vorstellungen von Gott zu reinigen und zu läutern geeignet waren. Manche mögen, vielleicht von Daniel her, der ihnen auch zugezählt wurde (Kap. 1 u. 2), wirkliche Anbeter des Gottes Israel geworden sein; und unter diesen wurde auch die Sehnsucht nach dem verheißenen Messias, dem großen Könige der Juden, gepflegt. Diesen gottesfürchtigen, auf das Reich Gottes wartenden Seelen sollte nun eine Kunde von dem gekommenen Könige werden, mit einer Anregung, durch eigenen Besuch im Lande Judäa sich der Tatsache zu versichern.

Angeregt wurden die Weisen durch einen Stern, den sie den Stern des neugeborenen Königs der Juden nannten. Die Ausleger denken sich darunter gewöhnlich einen Stern am Himmel, der unter den bekannten Sternen plötzlich aufgetaucht und den Magiern als Sternsehern, die sonst auch aus den Sternen weissagten, aufgefallen sei. Man bedenke aber, wie „die Meister des Himmellaufs und die Sterngucker, die nach dem Monde rechnen“, von den Propheten in eine Klasse mit den „Beschwörern und Zauberern“ gerechnet werden (Jes. 47, 12-13). Wie konnte da doch Gott in ihre astrologischen Geheimnisse und Albernheiten Seine Offenbarung hereinflechten und der letzteren vor vielen den Stempel des Aberglaubens geben? Man will sich wohl auf den Stern aus Jakob berufen, von dessen Zukunft Bileam redet (4. Mose 24, 17), als hätten die Weisen, hierauf blickend, eine Erscheinung am Sternenhimmel erwartet. Aber gesucht ist jedenfalls diese Erklärung, zumal unter dem Stern aus Jakob sinnbildlich schon David und dann auch der große Davidsson zu verstehen ist, wobei man nichts am Himmel zu sehen braucht.

Besehen wir es näher, so ist in unserer Geschichte nichts von einem Himmelsstern zu lesen. Die Geschichte leitet viel-

mehr von selbst darauf hin, daß es eine Erscheinung war, konzentriert in der Form eines Sternbildes, wie das griechische Wort überhaupt auch jede feurige Lufterscheinung bedeutet. Wenn in der Offenbarung (8, 10-11) von einem großen Stern die Rede ist, der vom Himmel fällt und Wermuth heißt, und von einem anderen (Offb. 9, 1), der den Schlüssel zum Brunnen des Abgrundes hatte, so hat man sich darunter doch nur einen Engel vorzustellen, der, statt in menschlicher Gestalt zu erscheinen, in der Form eines Sterns vom Himmel niederfällt. Wenn es denn auch von Lehrern heißt (Dan. 12, 3), daß sie einmal leuchten werden wie die Sterne, immer und ewiglich, und wenn in der Offenbarung (1, 20) die Engel der sieben Gemeinden Sterne genannt werden, welche der Herr „in Seiner Rechten hält“, so können doch wohl auch Engel Sterne nicht nur genannt werden, sondern auch als Sternbilder, in der Form von Sternen, sich nahe machen. Lesen wir nun in unserer Geschichte, wie die Weisen, als sie von Jerusalem nach Bethlehem gingen, plötzlich den im Morgenlande ihnen erschienenen Stern wiedersahen, und zwar so, daß derselbe vor ihnen hinging, wie das kein Himmelsstern tun kann, und daß er endlich auf dem Giebel des Hauses, da das Kindlein war, sich erhob und oben stehen blieb, was kein Himmelsstern tun kann, so ist klar, daß es die Erscheinung eines Sternbildes war, das etwa nur wenige Fuße über der Erde in einiger Entfernung von den Weisen sich zeigte und so der Wegweiser für diese wurde. Wenn aber so, so kann es keine bloße Naturerscheinung sein, wie etwa ein Irrlicht; sondern es machte sich darunter ein Wesen wie das eines Engels erkenntlich.

Wie aber kamen die Weisen darauf, zu denken, daß es der Stern oder eigentlich Engel des neugeborenen Königs der Juden sei? Beiläufig gesagt, dachte man sich auch sonst bei Menschen einen Begleitengel als ihren Engel, wie sie dort (Apg. 12, 15) bei der unerwarteten Ankunft des Petrus sagten: „Es ist sein Engel.“ Doch zur Frage. Ohne eine wirkliche Offenbarung läßt sich die Sicherheit der Weisen nicht denken, wenn man auch annehmen will, sie hätten sich eben sehnsüchtig mit dem zukünftigen Stern aus Jakob beschäftigt, was sie zunächst nur der himmlischen

Offenbarung würdig machte. Vielleicht wurde ihnen im Traume, wie auch später Gott ihnen im Traum eine Weisung über ihre Rückkehr gab (V. 12), ein Näheres über den Stern gesagt und eine Weisung zur Reise gegeben. Möglich ist es auch, daß sich von dem Stern aus, der jedenfalls eine himmlische Erscheinung vorstellte, eine Stimme hat hören lassen, die ihnen ein Ähnliches ankündigte, wie die Hirten auf dem Felde es vernahmen, etwa: „Fürchtet euch nicht, ich verkündige euch, daß der, nach dem ihr euch sehnst, jetzt geboren ist, der verheißene König der Juden. Gehet hin nach Judäa und forschet nach dem Kinde, so werdet ihr's finden.“ So wurde ihnen der Stern zum Stern oder Engel des neugeborenen Königs der Juden. Ohne etwas der Art läßt sich nicht denken, daß die Weisen ihrer Sache so gewiß wurden, daß sie den weiten Weg unternehmen, unter allen Vorkommnissen ihren Glauben festhalten, auch kühn in Jerusalem, wo alles still war, auftreten und mit ihrer Erzählung, die sie umständlicher geben, als Matthäus das tut, so tiefen und erschütternden Eindruck machen konnten. Es war der Engel des Herrn, der nur in minder auffallender Weise ihnen, den Heiden, sich zu erkennen gab, als [da] er den Hirten auf dem Felde erschien.

Die Weisen sind auf einmal da und fragen: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern, den auf ihn hinweisenden Stern, im Morgenlande gesehen.“ Sie reden mit einer Bestimmtheit und Sicherheit, bei der sie durch nichts sich stören ließen und die machte, daß ganz Jerusalem auf sie aufmerksam wurde. Wie ein Lauffeuer ging's durch die ganze Stadt. Wenn bei den Hirten auf dem Felde an den Engel des Herrn unzählige Heerscharen sich anschlossen und einen Lobgesang anstimmten, so scheinen hier in Jerusalem dieselben Heerscharen tätig gewesen zu sein, um die Kunde in alle Häuser zu bringen, bis in den Palast des Königs. Zunächst erschrickt alles. Denn ein plötzliches Kommen des Messias erschreckte an und für sich schon, weil man ihn auch als einen Boten des Gerichts sich dachte. Hier aber wurde der Schrecken um so größer, weil man gleich den argwöhnischen und grausamen König Herodes fürchtete, der solche Kunde nur mit bitterstem Ingrimm aufnehmen

würde. Denn derselbe wußte, wie sehr verhaßt er, als ein Edomiter seiner Herkunft nach, bei den Juden war. Von diesen ließen sich viele lieber zu Tode martern, als daß sie ihn einen König nannten.

Herodes, der wirklich alsbald auf Böses sann, brauchte eine List, um desto sicherer zu seinem Zweck zu kommen. Er befragte sich – so laut und bedeutsam wurde das Gerücht – mit den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, die er alle feierlich zusammenberief. Als er von Bethlehem hörte, schickte er die Weisen, mit denen er heimlich verkehrte und von denen er sich alles genau sagen ließ, dahin mit dem Auftrag, ihm, was sie fänden, wieder anzuzeigen. Die Weisen reisen ab, wohl nach Sonnenuntergang, wie zu erkennen ist, vielleicht so angewiesen, damit es kein Aufsehen gäbe. Wir merken's auch, daß man sie allein ziehen ließ, weil niemand das Herz hatte, sie zu begleiten, aus Furcht vor Herodes. Sie mögen bekümmert und niedergeschlagen gewesen sein, weil niemand von dem geborenen Könige etwas wissen wollte, ja niemand denselben etwa zu sehen Wunsch und Verlangen hatte; und die Sorge, all ihre Sache sei eine Täuschung und werde auf nichts hinauslaufen, mag schwer auf sie gefallen sein. Wie mag aber ihr Herz erleichtert worden sein, als sie mit einem Male des Sternbildes wieder ansichtig wurden, das zugleich alle Sorgen ihnen wegnahm, weil es sichtbar als ein Wegweiser vor ihnen herging. Sie folgen dem Stern nach; und als dieser sich in die Höhe hob und über einem Hause stehenblieb, erkannten sie, daß sie gefunden hatten, was sie suchten. Was mag's doch für die verschüchterte Familie gewesen sein, nun auch aus so weiter Ferne suchende Männer bei sich einkehren zu sehen? Diese zweifelten keinen Augenblick daran, daß sie den Verheißenen vor sich hätten, und huldigten ihm in kindlicher Einfalt, als wäre das Kindlein schon, was es erst werden sollte.

In der kommenden Nacht aber bekamen die Weisen durch ein Traumgesicht Befehl von Gott, nicht wieder zu Herodes zurückzukehren. Es dient solches zu einem Beweise, daß Gott wirklich auch zu Hause sich ihnen werde irgendwie persönlich



bezeigt haben. Sie mußten vorerst stillebleiben und heimlich wieder fortgehen, wie auch das Kindlein selbst in der Stille und unscheinbar heranwuchs, ehe es weiterer Huldigungen von seinen Zeitgenossen gewürdigt wurde – und wie hart erging es ihm doch! – Zu Hause aber mögen die Weisen von dem Erfahrenen und Gesehenen unter Gleichgesinnten laut genug gezeugt haben. Im allgemeinen werden sie freilich auch nur wenig Anklang gefunden haben, vielleicht gar verlacht worden sein. Dem mag sein, wie ihm wolle, so war's ihnen doch wie einem Simeon zumute, daß sie gerne sich geduldeten, auch wenn sie sterben müßten, ehe das eigentliche Erlösungsjahr käme, waren sie doch dessen versichert, daß die Befreiung der seufzenden Kreatur von all ihrem Druck nun einem sicheren Ziele entgegengehe. Wieviel davon für die scheinbar vergeblich Wartenden in der Ewigkeit abfallen werde, das ahnten die Gläubigen der alten Zeit alle wohl, weil ja doch die Erlösung der einzelnen nur mit der Gesamtheit völlig wird. Sonst kann es uns schmerzlich berühren, daß gerade das Vaterland der Weisen, wenn wir uns Persien darunter denken, wengleich schon einmal durchleuchtet vom Evangelium, doch wieder eines der finstersten Länder der Erde geworden ist, da es, geknechtet unter das Joch Mohammeds, dem Eingang des Evangeliums am hartnäckigsten widersteht. Endlich wird's auch seine Knie beugen und bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes, des Vaters. Zu solcher Hoffnung berechtigt uns schon die Geschichte der Weisen. Der gelehrten Kasten aber gibt's merkwürdigerweise heute noch, da alle Mohammedaner sind, viele in Persien.

## § 4 Herodis Kindermord

Kap. 2, 13-23

Nichts beweist mehr die gründliche Verdorbenheit und Gottentfremdung des menschlichen Geschlechts, als daß es selbst einem Retter und Seligmacher fast eine Unmöglichkeit war, auch

nur unter demselben zu bestehen. Ein Heiland darf keiner sein, ohne die Zielscheibe des Hasses der meisten zu werden. Das hat Jesus schon als Kind erfahren; und Sein ganzes Leben hindurch war immer nur das eine für Ihn gefahrdrohend, daß Er als einen Gesandten Gottes sich darstellen, in dieser Eigenschaft wirken und ein Erretter von allem Übel werden sollte, wenn's auch auf Seiner Seite in der demütigsten und sanftmütigsten Weise geschah. Selbst wenn Er wirklich Leuten, denen niemand helfen konnte, durch Gottes Finger half, so war es eben das, was Ihm geschworene Feinde zuzog. Ist's nicht bis auf den heutigen Tag nahezu dasselbe geblieben oder wieder so geworden? Rettungsversuche konnte Jesus keine machen, ohne Sein Leben zu wagen, wie denn eben diese wirklich Ihm das Leben kosteten. Damit verstehen wir auch, warum Er oft den Geheilten verbot, jemandem etwas von sich zu sagen. Wie sollten wir da doch erschrecken über den verlorenen Zustand, in welchem die Menschheit sich befand und aus welchem keine Rettung möglich war, wenn nicht der, der retten wollte, gleich von vornherein sein Leben zum Opfer weihte, damit er erst nach dem Tode, als wiedererstand, seine Heilspläne ausführen könnte.

Geschworener Feind eines jeden Messias war, wie später der Hohe Rat der Juden, so vorerst der grausame König Herodes der Große, der mit viel Klugheit und Gewalt sämtlicher Landesteile des jüdischen Volks sich zu bemächtigen gewußt hat unter dem Schutze des römischen Kaisers, obgleich er eigentlich nicht von Judäa, sondern von Idumäa abstammte, dem Stammsitze der Nachkommen Esaus, der auch Edom hieß. Vor ihm konnte man nur durch Flucht gerettet werden. So war denn das erste, zu welchem die Eltern Jesu sich schicken mußten, eine Flucht mit dem Kindlein nach Ägypten. Der Engel des Herrn gab Weisung dazu mit der Anzeige, daß Herodes Mordpläne gegen das Kind habe. Mit welchen Ängsten machten sie sich auf den Weg; und wie atmeten sie auf, als sie außer dem Bereiche der Macht des Königs sich befanden. Das war in Ägypten, dahin sie in 30-40 Stunden kommen konnten. Dort gab es große Judenkolonien, unter welchen einwandernde Juden leicht Aufnahme finden

konnten. Aber begreiflich durften sich die Eltern Jesu nicht zu erkennen geben, am wenigsten als die, die den künftigen Weltheiland auf dem Schoße trügen. – Nach Ägypten war einst auch der Patriarch Jakob von Kanaan aus gekommen mit seiner ganzen Familie; und das in Ägypten herangewachsene Volk nannte einst Gott Seinen erstgeborenen Sohn (2. Mose 4, 22), weil ja später alle Völker der Erde, gleichsam als nachgeborene Söhne, in dasselbe Kindesverhältnis zu Gott kommen sollten wie Israel. Israel wurde aber aus Ägypten wieder zurückgerufen ins Land Kanaan, und hierauf bezüglich lesen wir in dem Propheten Hosea (11, 1): „Da Israel jung war, hatte ich ihn lieb und rief ihn, meinen Sohn, aus Ägypten.“ Auf diese Stelle weist unser Text hin, wenn es heißt: „Auf daß erfüllet würde, das der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht: Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen.“ Was mit Israel einst geschah, will Matthäus sagen, sei ein Vorbild auf Christum gewesen, der auch als Sohn Gottes aus Ägypten gerufen worden sei.

Wie sehr aber entbrannte jetzt der Zorn des Herodes, als er merkte, daß die Weisen nicht wieder zurückgekehrt waren, also ihn betrogen, hinterlistig gegen ihn gehandelt hatten! Vielleicht war schon eine geraume Zeit verstrichen, als er endlich wieder daran dachte oder erinnert wurde, wie das bei hohen Herren leicht geschieht, besonders wenn sie im Gefühl ihrer Macht stehen, bei welchem sie des Gehorsams und der Unterwürfigkeit aller versichert sind. Daher [kam es] wohl, daß er bis auf zwei Jahre zurückgriff und „die, welche zweijährig und darunter waren, töten ließ, nach der Zeit, die er mit Fleiß von den Weisen erlernt hatte“. In seinem Argwohn hält er es für ausgemacht, daß bereits geheime Absichten mit einem sogenannten Königskinde beständen und Ränke gegen ihn und sein Geschlecht geschmiedet würden; und [um] dem entgegenzutreten, war ihm alles möglich. Bethlehem war eine große Stadt. Man denke sich nun, wie viele Kinder hingewürgt wurden, zumal da auch „an den ganzen Grenzen“ ringsherum mit den Kindern bis auf zwei Jahre hinauf aufgeräumt werden sollte. Die meisten mögen ohne weiteres vor den Augen der Eltern oder gar in den Armen der

Mütter niedergemetzelt worden sein. Welch ein Geschrei, Klagen, Weinen und Heulen mag sich allerwärts erhoben haben! Gott aber hat es geschehen lassen, damit ja recht hervortrete, was der Mensch in seinem Übermute, wenn man ihm den Lauf läßt, wider Gott zu tun vermag, und um Seine Liebe recht stark hervortreten zu lassen, daß Er Seinen eingeborenen Sohn einem solchen Mordgeschlechte hingeben konnte.

Matthäus sagt wiederum (V. 17ff.): „Da ist erfüllet, das gesagt ist von dem Propheten Jeremia, der da spricht: ‚Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen.‘“ In der Nähe Bethlehems nämlich war das Grab der Rahel, der Mutter Josephs und Benjamins. Weil es nun bei der ersten Zerstörung des Landes, 600 Jahre vor Christo, der Erschlagenen von den Nachkommen Josephs und Benjamins so viele waren, so nimmt’s Jeremias (31, 15) so, als ob Rahel im Grabe noch geweint hätte über ihren Kindern, mit denen es aus war. Solches bezieht nun wieder Matthäus bildlich auf den Kindermord, ob dem abermals und noch mehr Rahel im Grabe sich gegrämt habe. Merkwürdig aber ist es, daß Jeremias unter eine Heilswissagung obige Worte verpflichtet, da der Herr doch weiter sagt: „Laß dein Schreien und Weinen und die Tränen der Arbeit; denn die Arbeit wird wohl belohnet werden, spricht der Herr.“ (Jer. 31, 16.) Nehmen wir diese Trostrede auch bedeutungsvoll für unsere Geschichte, so liegt darin, wie dieses erste Märtyrerblut, das um Jesu willen vergossen wurde, auch seine Belohnung hatte. Machte doch dasselbe Jesu es gleichsam zur Verpflichtung, schon um des Blutes dieser gemordeten Kinder willen Sein eigen Leben nicht zu schonen und Sein Blut für die Sünden der Menschen hinzugeben. So grausig sich’s auch ansieht, so herrlich weiß es Gott in das Triebrad der Erlösung, die kommen sollte, hereinzuziehen. Wie herrlich werden diese kleinen Märtyrer prangen im Himmelreich, wenn es nach Tausenden von Kämpfen und Blutszenen zum Sieg und zur Vollendung wird gekommen sein! Auch ihr Blut war nicht umsonst vergossen! Sonst ist es nicht undenkbar,

daß es ein Gericht über Bethlehem war, weil dasselbe, wie wahrscheinlich ist, die Eltern Jesu mit dem Kinde, alle verächtlich in einen Stall weisend, mit unbarmherziger und gefühlloser Härte behandelt hatte. Was sollten Bethlehems Kinder in den Augen Gottes gelten, wenn das Jesuskind von den Einwohnern, wissentlich oder unwissentlich, so geringschätzig angesehen worden war!

Wenige Jahre danach starb Herodes der Große an schrecklichen Geschwüren im Unterleib, 70 Jahre alt, nach einem Leben voll der grauenvollsten Grausamkeiten. Noch fünf Tage vor seinem Tode ließ er seinen Sohn Antipater hinrichten. Dazu hatte er noch viele vornehme Juden gefangensetzen lassen, welche man im Augenblicke seines Todes niedermetzeln sollte, damit bei seinem Tode doch auch eine Trauer entstünde. Der Befehl wurde aber nicht vollzogen. Sein Sohn Herodes Archelaus folgte ihm in der Regierung. Dieser suchte sich durch Versprechungen und scheinbare Gunstbezeugungen beim Volke einzuschmeicheln, ließ aber bald bei einem Volksaufzuge 3000 Juden niedermachen. Da kam ein Schrecken über das Volk; und auch Joseph, mit seiner Familie von Ägypten wiederkommend, fürchtete sich vor ihm, daß er nicht mehr nach Bethlehem zu gehen wagte, obwohl er sicher dort am liebsten seinen Sohn hätte aufwachsen sehen, damit er vor der Welt ein Bethlehemiter wäre. Gott gab ihm nun Befehl im Traume, in die galiläischen Lande zu ziehen und Nazareth zu seiner Heimat zu machen, wo er auch schon früher (Luk. 2, 4) gewohnt hatte. – Matthäus setzt abermals hinzu: „Auf daß erfüllet würde, das da gesagt ist durch die Propheten: Er soll Nazarenus heißen.“ Eine solche Stelle aber findet sich nicht unter den Propheten; und die Anführung macht daher den Gelehrten viel zu schaffen. Weil aber das Wort Nazareth ein schwaches Reis bedeutet, vermutlich wegen seiner früheren Kleinheit und Armut, so denkt wohl Matthäus an prophetische Stellen, in welchen der zukünftige Knecht des Herrn ein Reis, eine Wurzel aus dürrem Erdreich, und dann auch der Allerverachtetste und Unwerteste genannt wird, wie Jesaja (53, 2-3) sich ausdrückt. Die Propheten, die so reden, wer-

den nun schon durch die Bedeutung des Namens Nazareth, wo Jesus erzogen wurde, erfüllt, da es ist, als ob sie gesagt hätten: „Er soll Nazarenus heißen“, mit der Verachtung, die an diesem Namen hängt. Man braucht also gar nicht eine Stelle zu suchen, die genauso lautet.

## 3. Kapitel Matthäi

### § 5 Johannis Auftritt

Matth. 3, 1-6

Wenn es hier heißt: „Zu der Zeit“, so ist das etwa 30 Jahre später gemeint (vgl. Luk. 3, 23), als das Vorige erzählt ist. Johannes, von dessen Geburt Matthäus nichts erzählt, wie es Lukas tut, und Jesus mußten erst in ihr Mannesalter heranreifen, bis sie ihr Werk beginnen konnten. Für beide waren die dreißig Jahre nicht unwichtig. Johannes wurde in der Stille zubereitet durch den Heiligen Geist, mit dem er schon im Mutterleibe erfüllt wurde (Luk. 1, 15); und wie viele innere Kämpfe mag er gehabt haben, bis sein ganzes Wesen völlig zu dem geworden war, wozu ihn Gott bestimmt hatte! In derselben Zeit aber, was mag mit Jesu vorgegangen sein? Alles, was Er später hatte und darreichen konnte, mußte Er, als schwacher Mensch gekommen und darum versucht in allem gleichwie wir, doch ohne Sünde, herauskämpfen. Wie viele Kämpfe mag Er mit dem Feinde gehabt haben, der Ihm jedes Vorwärts streitig machen wollte! Aber durch Treue, Gehorsam und Glauben überwand Er alle Angriffe Satans; und als Er auftrat, stand Er da als einer, „der in des Starken Haus gehen konnte und ihm seinen Hausrat rauben, weil Er ihn gebunden hatte“, wie Er selber sagt (Matth. 12, 29). Es ist also viel von der Macht Satans gebrochen worden unter Kämpfen, die uns wohl nicht beschrieben, die aber gewiß groß und bedeutend gewesen sind, bis die Zeit des Wirkens eintrat. Die Frucht davon war die, daß eine allgemeine Erregung des Volks jetzt möglich war, weil viele satanische Bande zerrissen waren. Harte Rinden waren von vieler Herzen weggefallen,

in etwas nahezu bei allen, so daß ein Johannes nicht viele Mühe hatte, großen Eingang zu finden, und fernerhin der Heiland, große Wunder zu tun. Auf große Zeiten hin, die kommen, geht immer im stillen unendlich viel vor, was es allein begreiflich macht, wie auf einmal so viel werden kann, von dem man sich's nicht hätte träumen lassen können, wie es möglich wäre. Die Barmherzigkeit des Herrn, die im verborgenen nie ruht, ist groß; und wie werden alle Erlösten einst staunen, wenn sie merken, was alles Gott durch still kämpfende Knechte getan hat in einer Zeit, da alles in tiefem Schlaf gelegen war! Wie Väter und Mütter unzählige Sorgen und Arbeiten haben für das Bestehen ihrer Familien, während ihre Kindlein ruhig und sorglos in den Wiegen liegen, so sorgt das Vaterherz Gottes durch Seine himmlischen Heerscharen, die Seinen Knechten zu Stützen beigegeben sind, ohne Rast und Ruhe, Tag und Nacht, bis endlich das Ergebnis offenbar wird vor der Welt. Auch in unserer Zeit schafft der Herr sicher gewaltig viel vor im verborgenen, auf eine große Zeit, die dem Reiche Gottes bevorsteht.

Alles Frühere verschweigend, beginnt Matthäus mit den Worten (V. 1): „Johannes der Täufer kam und predigte in der Wüste des jüdischen Landes.“ Auch das, wie Johannes so plötzlich dazu kam, wird nicht erzählt. Vorausgesetzt muß werden, daß er als Prophet, mit dem Gott persönlich geredet hatte, Auftrag bekam bezüglich dessen, was er reden und tun sollte. Darum sagt auch Lukas (3, 2): „Es geschah der Befehl Gottes zu ihm.“ Sonst heißt er (Joh. 1, 6) „ein Mensch, von Gott gesandt“; und er selbst sagt (Joh. 1, 33), „er sei gesandt von Gott, zu taufen mit Wasser“. Er tritt also nicht unberechtigt nach eigener Willkür auf, wie er auch später mit Bezug auf Jesum sagte (Joh. 3, 27): „Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“ Den Eindruck eines berechtigten Propheten hatte auch das ganze Volk von ihm, weswegen Jesus später die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Ältesten fragen konnte (Mark. 11, 30): „Die Taufe Johannis, war sie vom Himmel oder von Menschen?“, da sie sich nicht getrauten, es zu

verneinen, daß sie vom Himmel sei, aus Furcht vor dem Volke. „Denn“, heißt es, „sie hielten alle, daß Johannes ein rechter Prophet wäre.“

Die Predigt Johannis lautete (V. 2): „Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ In diesen Worten lag die klare Überzeugung oder Offenbarung, die er bekommen hatte, daß der Messias da sei und demnächst auftreten werde, der das irdische Satansreich zertrümmern und das göttliche Himmelreich eröffnen werde. Satan wird sonst der Gott der Erde genannt, und sein Reich, in das er die Menschen alle verschlungen hatte, ist ein Erdenreich oder Satansreich. Jetzt soll alles Gottes und somit ein Himmelreich werden. Nur Matthäus nennt's Himmelreich; die anderen Evangelisten sagen Reich Gottes. Beides aber drückt dasselbe aus. Gottes sollten die Menschen werden, des Gottes, der im Himmel thronet und zum Himmel führt. Wenn's ein Himmelreich heißt, so schließt's zunächst jede irdische Darstellung aus und will ganz und gar himmlisch oder geistlich sein. Deswegen sagt auch der Herr zu Pilatus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ (Joh. 18, 36) Die Juden hatten bisher unter dem Gottesreich, das sie erwarteten, auch ein Erdenreich verstanden, in welchem nur Gott herrschen würde, wie einst in Israel. Wenn's Himmelreich heißt, so hat's eigentlich mit den Reichen dieser Welt gar nichts zu schaffen. Es soll keine Wiederherstellung des Gottesstaates werden, sondern etwas ganz Neues, das sein Ziel gar nicht auf Erden hat, sondern in den Himmel hineinragt. Die Zeit war gekommen, da es sollte dem Himmel zugehen können. Ist doch die Bestimmung des Menschen nicht auf Erden, wo er nur kurze Zeit verweilt, sondern im Himmel; und dorthin geht's jetzt, so daß das Neue mit der Gestaltung der Dinge auf Erden, wenigstens in erster Linie, nichts zu tun hat. Das ist der große Fortschritt, den die Menschheit mit dem Neuen, das kommen sollte, macht. Wie schon die Erde nicht der Schauplatz der Erfüllung des Reiches Gottes in vollem Sinn sein soll, so sind auch ganz andere Güter, als sie die Erde hat, in Aussicht gestellt, die man in diesem Himmelreich, das doch einstweilen den Fuß auf Erden hat, bekommt. Sie bestehen in

Vergebung der Sünden, Friede der Seele, Hoffnung des ewigen Lebens, Erneuerung des Menschen in Gottes Bild hinein, darunter alles Irdische seinem Werte nach in nichts verschwindet. Die dergleichen haben, sind Genossen des Himmelreichs, das der Messias gründet. Ganz anders wird's also, als der irdische Sinn der meisten Juden, besonders der Oberen, sich's mit dem Messias gedacht hatte; und dies ist schon mit dem Ausdruck Himmelreich angedeutet.

Eingeladen wird zu diesem Himmelreich mit den Worten: „Tut Buße.“ Jedermann wird eingeladen und soll durch Buße, durch Veränderung seines ganzen Sinnes sich rüsten und fertig machen, um ein Genosse des Himmelreichs, wodurch er ja in die unmittelbare Nähe Gottes kommt, werden zu können. Die Buße schließt immer zweierlei in sich, einmal ein Leidtragen über bisherige Verkehrtheit und Sünde, mit Umkehr zum Guten und Rechten, zweitens eine Erneuerung in ein anderes Wesen mit dem ganzen Menschen. Letzteres ist besonders zu betonen, sofern es mit dem Himmelreich, fern von dem Irdischen, Zeitlichen und Vergänglichen, ins Himmlische, Ewige, Unvergängliche geht. Der gewöhnliche Mensch, dem der Himmel zu ferne stand, hat bisher alles nur für diese Welt gesucht und alle seine Wünsche in dem, was auf Erden sich findet und macht, vereinigt sein lassen. Auch die Juden suchten irdische Herrlichkeit und Größe, begnügten sich mit langem Leben auf Erden, da auch die Verheißung ihnen zunächst nicht[s] weiter bot und bieten konnte [als] Glück und Wohlstand nach allen Seiten. Hierauf war denn auch der ganze Sinn des Menschen gerichtet. An das Jenseits im Himmel, wo nun der Thron des neuen Königs aufgeschlossen werden soll, dachte niemand. Da soll der ganze Sinn des Menschen sich verändern, genaugenommen zur Sehnsucht nach dem lebendigen Gott sich gestalten, dessen Nähe und Heimat nun zu erreichen sein soll durch Christum.

## § 5 Johannis Auftritt

(Schluß)

Kap. 3, 1-6

Den vom Irdischen abgewendeten und ganz nach dem Ewigen gerichteten Sinn, wie er jetzt gefordert wurde, sollte Johannes schon in seiner Person darstellen (V. 4). Er hatte alles abgelegt, womit die Menschen gewohnt sind, sich irdisch zu pflegen und gütlich zu tun. Er hatte nur ein Kleid von rauhen Kamelhaaren, jeden anderen Kleiderflitter verschmähend. Dasselbe war mit einem ledernen Gürtel um die Lenden befestigt. Seine Speise waren „Heuschrecken und wilder Honig“, das Geringste, das er finden konnte, um sich zu nähren. Die große Heuschrecke des Morgenlandes, deren Genuß den Juden erlaubt war (3. Mose 11, 21-23), wo sie eine Vogelart heißt und in vier Arten sich teilt (vgl. Joel 1, 4), wurde häufig von Armen gegessen. Man nahm ihnen Flügel und Beine ab und genoß sie gekocht oder gebraten. Honig von wilden Bienen, wie sie jetzt noch in der jüdischen Wüste häufig sind, diente dem Johannes zum Zugemüse. Jeder andere Leckerbissen blieb von ihm unbeachtet. Sein Auftreten in der Wüste, d. h. in einer einsamen Gegend, fern von dem gesellschaftlichen Leben, vollendete die Einfachheit seines ganzen Wesens. Auch der Herr hat dieser seiner strengen Lebensweise vor dem Volke erwähnt, demselben vorhaltend, warum es doch zu Johannes in die Wüste hinausgegangen sei (Matth. 11, 7-8). Auch hörte man Jesum sagen (Matth. 11, 18): „Johannes ist kommen, aß nicht und trank nicht, so sagen sie: Er hat den Teufel“, wie es denn Leute gab, die den Johannes um seiner Lebensweise willen, nach unserer Sprache, für einen Narren hielten. Johannes aber wollte den ganzen Sinn des Menschen auf anderes hinlenken, als dieser es sonst gewohnt ist, und allem Irdischen, worin es auch bestehen mag, den Wert eines wirklichen Gutes absprechen; und darauf bezüglich heißt es: „Tut Buße“, nehmet einen anderen, den himmlischen Sinn an.

Indem Johannes mit großem Ernste solche Sinnesänderung verlangte, schienen die bisherigen Versündigungen, unter welchen alle ihr bisheriges Leben zugebracht hatten, im Wege zu stehen. Wenn gesagt wird, wie es sein soll, so wacht im Menschen das Gewissen auf und kommt die Sorge an ihn, es könnte, was er bisher getan, nie mehr gutgemacht werden, mithin ein bleibendes Hindernis für den Eintritt ins Himmelreich sein. Dem aber sollte nicht so sein. Die neue Zeit, die kommt, ist zunächst eine Gnadenzeit; und es kann alle Sünde, wenn sie nur erkannt und bereut wird, vergeben werden. Wie sollte aber Johannes die erschütterten Gemüter beruhigen? Hierzu war es ihm aufgetragen, eine Taufe im Jordan zu vollziehen an allen, die umzukehren sich willig zeigten, eine Taufe, welche die Abwaschung von Sünden vorstellte (V. 6). Solche Taufen, [wie] auch Waschungen jeder Art, waren bisher nicht üblich; und jedenfalls war Erteilung der Sündenvergebung außer dem Zusammenhang mit den Opfern im Tempel etwas ganz Neues. Aber an Propheten, wofür man doch bald den Johannes erkannte, mußte man es doch zulässig finden, wenn man nur an den Propheten Nathan dachte, welcher dem Könige David seine schwere Sünde vergab (2. Sam. 12-13).

Um die Taufe wirksam zu machen, mußte Aufrichtigkeit des Sinnes dasein; und diese wurde nur an dem erkennbar, daß der Sünder sich schuldig darstellte und die Sünden, die ihm am brennendsten auf dem Gewissen lagen, frei und offen bekannte. So wurde es gewöhnlich, daß, wer sich taufen ließ, vorher seine Sünde bekannte; und ohne solch Bekenntnis scheint Johannes niemanden getauft zu haben, wie aus dem Nachfolgenden unseres Textes (V. 7-8) hervorgeht. Denn wenn Johannes etwa unter dem Taufen sagen sollte: „Wie dieses Wasser reinigt, so vergibt dir Gott deine Sünde“, so mußte doch die Sünde selbst namhaft gemacht worden sein. – Hat aber Gott die Taufe befohlen, so ist klar, daß Er auch darunter dem Täufling sich bezeigen wollte. An diesen muß doch ein Gefühl der Sündenvergebung gekommen sein, daß er beruhigt wieder hingehen konnte. Wenn also Johannes auch sagt, er taufe nur mit Wasser, der aber nach ihm komme, werde mit dem Heiligen Geist taufen (V. 11), so sind

bei der Wassertaufe Geisteswirkungen nicht ausgeschlossen, nur daß nicht der Vollbesitz des Heiligen Geistes, wie später bei der christlichen Taufe, dargereicht wurde. Es sollte also mit allen gleichsam ebener Boden gemacht werden, damit sie frisch ein anderes und neues Leben mit Veränderung ihres ganzen Sinnes sollten anfangen können.

Bei dem allen ist das Große, daß Johannes selbst als ein Mann dasteht, auf welchen die Propheten geweissagt haben (V. 3). Jesaja (40, 3) hat nämlich auf die Stimme eines Predigers in der Wüste hingewiesen, welche kommen und dem eigentlichen Messias den Weg bahnen, d. h. die Herzen zubereiten und zugänglich machen würde zum Empfang der großen Gnaden, welche der Messias bringe. Johannes aber konnte bestimmt sagen, diese Stimme sei er, und sagt das sogar vor Abgesandten aus Jerusalem, die bereits mit argwöhnischen Gedanken ihn fragten, wofür er sich ausbebe. Kühn sagte er (Joh. 1, 23): „Ich bin die Stimme des Predigers in der Wüste, von welcher Jesaja geweissagt hat.“ Es war ein kühnes Wort; denn mit diesem setzte er sich bereits in ähnlicher Weise der Gefahr äußerster Anfeindung aus wie Jesus mit Seinem Bekenntnis, daß Er der Sohn Gottes, Christus, sei. Aber für das Volk war's von unberechenbarem Werte, den Johannes als einen Mann, an dem eine Weissagung sich erfülle, vor sich zu sehen.

Die Wirkung des Auftritts und der Predigt des Johannes war eine gewaltige. Denn, heißt es (V. 5-6): „Da ging zu ihm hinaus die Stadt Jerusalem und das ganze jüdische Land und alle Länder an dem Jordan und ließen sich taufen von ihm im Jordan und bekannten ihre Sünden.“ Das war's, weil in allen die Möglichkeit zum Bewußtsein kam, daß Christus im Anzug sei. Wie es geschehen konnte, daß an alle der Drang kam, haben wir oben (§ 4, S. 24f.) schon angedeutet. Es war einerseits Frucht der Vorarbeit dessen, was Jesus in verborgenen Kämpfen bereits errungen hatte, und andererseits die Mitwirkung von seiten Gottes durch den Heiligen Geist, daß an aller Herzen angeklopft wurde und sie, innerlich getrieben, nicht anders konnten denn in die Wüste eilen, weswegen der Heiland später sagte

(Matth. 11, 12): „Von den Tagen Johannis des Täufers bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt; und die Gewalt tun, reißen es an sich.“

Das Stürmen zu Johannes hinaus hatte auch eine große Bedeutung für Jesum. Wenn unter dem Volke auch nicht alles erreicht wurde, was geschehen sollte, ja dasselbe weit hinter dem Rechten zurückblieb, so daß der Herr später den Eindruck zu erkennen gab, als sei es mit der Buße so gut wie nichts gewesen, so ist doch eine gewisse Zubereitung der Leute auf das noch Größere, namentlich auf die nachfolgenden Wunder, erreicht worden. Um Seine Herrlichkeit offenbar machen zu können, mußte doch der Sinn des Volks gehobener sein, als er unter dem Alltagsleben ohne vorher gewordene Anregung gewesen wäre. Das ganze Volk hatte eben durch Johannes eine gewisse Empfänglichkeit für Jesum bekommen; und Jesu Geist konnte besser auf sie wirken, als wenn Johannes nicht vorher dagewesen wäre. Die ganze Wirksamkeit Christi bekam durch Johannes einen Boden, eine ebene Bahn, und Jesus konnte sich in vollster Weise geben als den, der allem Übel zu steuern und das Höchste, das ewige Leben, zu geben vermag. Sie konnten's annehmen; und der Welt wurde der Heiland in Seiner ganzen Größe offenbar, wenn auch für die Dauer noch nicht viel sein und werden konnte. So bedarf's abermals einer Zubereitung der Menschen auf Christum hin, den Wiederkommenden; und jetzt muß nicht nur des Johannes Wirken, sondern auch das erste Wirken Jesu mit Zeichen und Wundern die Offenbarung des Herrn in der Herrlichkeit Seines Vaters vorbereiten, wie sie werden wird bei der Zukunft Christi. Möchten die Zubereitungen und Vorbereitungen bald beginnen, auf welche auch wieder die Zeiten Johannis und Jesu vorbildlich zu nehmen sind! Kommen werden sie so gewiß, wie ein Johannes Jesu vorausging. Kommen wird wieder ein Johannes mit seiner Bußpredigt, ein Jesus in Seinen Knechten, mit Seinem wunderbaren Wirken, auf daß kommen könne ein Jesus vom Himmel her in der Herrlichkeit Seines Vaters!

## § 6 Johannes Ernst

Kap. 3, 7-12

Unter denen, die zu Johannes kamen, waren auch viele Pharisäer und Sadduzäer. Jene galten kurzweg als schroffe Rechtgläubige, diese als lockere Irrgläubige. Bei beiden war's auffallend, daß sie kamen. Von jenen hätte man glauben sollen, daß sie bei dem Herrn blieben und an ihrer hergebrachten Frömmigkeit genug hätten; und von diesen, daß sie nicht ernst genug wären, um sich zu einer Taufe als einer Sühnung ihrer Sünden herbeizulassen. Aber wie ihm auch sei, ein verborgener Drang, der auch ihnen keine Ruhe ließ, trieb sie her wie andere. Bei allgemeinen Erweckungen ist niemand mehr ganz Herr seiner selbst. Indessen, scheint es, wollten beide nur getauft sein, um nicht ausgeschlossen zu sein von dem Kreise derer, die auf den Messias sich rüsteten. Aber ein Sündenbekenntnis etwa abzulegen und überhaupt es neu und anders zu machen als bisher, fiel ihnen gar nicht ein; und wenn Johannes sie darauf hinwies, mögen sie geäußert haben, daß das bei ihnen unnötig sei, da sie ja bereits zu einer bestimmten Frömmigkeit sich verbunden hätten. Auch die Sadduzäer wußten ihrem Unglauben einen frommen Mantel umzuhängen.

Johannes nun sprach ein ernstes Wort mit beiden, indem er sie ein Otterngezüchte nannte, eine Schlangenbrut, die ungescheut ihre giftige Zunge spielen und aus dem Herzen kommen läßt, um mit dem Heiland zu reden (Matth. 15, 19) – „arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Gezeugnis, Lästerung“. – „Wer hat euch“, sagt Johannes, „geweiset, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?“ Eine Taufe, will er sagen, kann die nicht vom Zorngericht retten, die nicht rechtschaffene Frucht der Buße tun. Eine Frucht der Buße ist schon das Bekenntnis, an dem allein ihre Echtheit erkennbar ist, noch mehr das Bestreben, mit seinem ganzen Tun und Lassen zu zeigen, daß man einen veränderten neuen Sinn habe gegen vorher. Die Juden überhaupt wähten sich zum vor-

aus hoch in den Augen Gottes als Kinder Abrahams (V. 9); und viele meinten, besonders die Pharisäer, das allein schon helfe ihnen über alles Gericht hinüber und sichere ihnen einen Anteil an allen Gnaden, die kommen würden, wie sie bei uns oft in ähnlicher Weise auf gewisse Konfessions- und Parteistellungen alles bauen, als ob nach anderem von Gott nicht viel werde gefragt werden oder mit dem Genannten alles leicht zugedeckt werden könne. Johannes aber sagt, Kinder könne sich Gott auch aus Steinen erwecken, womit er zu erkennen gibt, daß im Himmelreich, dessen Genossen Kinder heißen, auf die Abstammung nichts mehr ankomme, sondern alles an dem hänge, daß man einen veränderten, zum Himmelreich gerichteten Sinn habe, wie ihn auch Steine, d. h. Heiden, oder sonst für wertlos gehaltene Menschen erlangen können.

Johannes weist nun auch auf die Notwendigkeit der Buße hin (V. 10), da mit der Erscheinung des Messias auch eine Gerichtszeit eintrete. Er faßt hier den ganzen Messias zusammen, nicht nur den, der zuerst mit Freundlichkeit kommen werde, da Er ja auch als sündenvergebender Täufer (V. 11) auftritt, sondern auch den, der zuletzt das Gericht halten werde. Mit dem jetzigen Kommen des Messias, da zunächst nur Rettungsversuche gemacht werden, kommt auch die Axt an die Bäume. Diese bleiben noch eine Weile stehen, sind aber beständig damit bedroht, abgehauen zu werden. So ist's bis auf den heutigen Tag. Christus ist nur gekommen, um das Gericht aufzuhalten und für viele noch aufzuheben; aber seine Erscheinung ist zugleich eine Mahnung, daß das Gericht nicht ausbleiben werde. Er fordert unaufhörlich zur Buße auf, weil das große Gericht nahe ist und jederzeit ausbrechen kann. So sagt auch Paulus zu den Athenern (Apg. 17, 30-31): „Nun aber gebeut Gott allen Menschen an allen Enden, Buße zu tun, darum, daß Er einen Tag gesetzt hat, auf welchen Er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit, durch einen Mann, in welchem Er's beschlossen hat, und jedermann vorhält den Glauben.“ Indem Christus zu sich herruft, an Ihn zu glauben, Ihm in die Arme sich zu werfen, ist es nicht anders, als sagte Er: „Eilet, sammelt euch zu mir



unter meine Hut. Denn der Tag des Gerichts ist nahe und bleibt nicht aus; und nur bei mir ist Sicherheit zu finden, sonst in nichts anderem und in keinem anderen Namen.“ So liegt die Axt überall auf dem ganzen Erdboden; und die Verkündigung des Evangeliums hängt gleichzeitig auch das Schwert über den Nacken aller Menschen, daß diese immer fürchten müssen, daß es niederfalle und sie zerscheitere. Nur die Buße, wenn sie wirkliche Umkehr zu Gott und Unterwerfung unter Ihn, mit einem Zurücktreten vom Reich der Finsternis, in sich schließt oder zur Frucht hat, kann dem zukünftigen Zorn oder Zorngericht entrücken.

Weil aber eine Buße oder Änderung des Sinnes nicht entstehen oder Frucht tragen kann, ehe eine Sündenvergebung für bereits Geschehenes eingetreten ist, bietet solche Gott durch die Taufe an, welche zuerst Johannes, dann Jesus vollzog. „Ich taufe euch“, sagt Johannes (V. 11), „mit Wasser zur Buße“, d. h. zur Vergabung und Sinnesänderung. Zu letzterer aber, wenn auch die Vergabung dargereicht wird, kann er nicht viel bieten, weil er nur mit Wasser zu taufen vermag, also nicht gleichzeitig Kräfte oder genügende Kräfte zu Besserem zuteilen kann. „Der aber“, fährt er fort, „der nach mir kommt, ist stärker denn ich“, kann mehr darreichen. „Ihm bin ich nicht genugsam, seine Schuhe zu tragen“, d. h. vor Ihm kann ich mich nicht genug demütigen und beugen; „der wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen.“ Gott will noch das Äußerste tun, daß die Buße auch werde, welche allein rettet durch Christum, und wirkt daher nicht bloß durch den Heiligen Geist auf den Menschen zum Zeugnis der Vergabung, wie das in etwas auch bei der Wassertaufe Johannes geschah, sondern teilt den Heiligen Geist selbst mit, was unter Licht- und Feuerglanz an den Getauften der ersten Zeit erkennbar wurde, weswegen es heißt, Christus werde „taufen mit dem Heiligen Geist und mit Feuer.“ Wir sehen, wieviel Johannes abhängig macht von der Gabe des Heiligen Geistes durch Christum, [in]sofern [als] sie Gotteskräfte in sich schließt, welche fähig machen, sich völlig aus den Banden der Finsternis herauszuwinden. Wenn denn in unserer Zeit der Geist

der Buße so wenig zu sehen ist, mag es dem Herrn nicht in der Zeit, da das Gericht naht, gefallen, abermals völliger den Heiligen Geist zur Buße zu geben und mit Feuer zu taufen, das den ganzen Menschen zu etwas Neuem durchglühen soll? Hat solche Gabe auch lange geruht, so kann sie doch nach der Verheißung nicht gerade in der Zeit fehlen, da das Ende aller Dinge zu erwarten ist.

In der ganzen Zeit aber, da durch die Taufe oder das Abwaschen von Sünden Verlorene zum ewigen Leben auserwählt werden sollen, so viele ihrer glauben, um nicht samt der Welt verdammt zu werden (vgl. 1. Kor. 11, 32), hat der Herr, wie Johannes unter einem neuen Bilde vorhält (V. 12), gleichsam die Worfchaufel in der Hand, welche zuletzt geschwungen werden soll, um die Spreu, die das Ansehen von Weizen hat, ohne etwas zu sein, vom wirklichen Weizen zu sondern. Spreu sind die, welche nur scheinbar sich bekehren, indem sie sich herbeilassen, alles mitzunehmen, was, wenn's in rechter Art geschieht, selig machen soll, aber an der rechtschaffenen Frucht der Buße, der eigentlichen Sinnesänderung in Herz und Leben, es fehlen lassen. Sie werden mit dem Weizen, dem sie ja gleichsehen, gleichsam auf einen Haufen gesammelt, wie alles auf Erden untereinander ist, bis sie auf die Worfchaufel kommen und als zu leicht es nicht bis zum Ziel durchzubringen vermögen. Hüten wir uns doch – denn des Johannes Wort gilt auch uns noch – nicht bloß das Aussehen zu haben, als wären wir etwas, während wir im Grunde die bleiben, die nach alter Art im Dienste der Sünde verharren. Denn „die Spreu“, heißt es, „wird er mit ewigem Feuer verbrennen.“ Sie wird als wertlos hinweggeworfen und gleichsam als Brennmaterial verwendet. Hiermit wird auf die äußerste Verwerfung in der Glut der Verdammnis hingewiesen.

## § 7 Taufe Jesu

Kap. 3, 13-17

Weil alles zu Johannes an den Jordan strömte, konnte Jesus, der noch zurückgezogen lebte, nicht wegbleiben. Es mag schon so gewesen sein, daß man es von frommer Seite jedem verdachte, wenn er nicht hinging; und auch Jesus würde mindestens als Sonderling angesehen worden sein, der nur auf sich etwas halte und auf anderes gar nichts, wenn Er zurückgeblieben wäre. Seine Mutter, Seine Brüder und Schwestern, (Sein Vater hat wohl nicht mehr gelebt), alle Seine Verwandten mögen sich aufgemacht haben; und schon ihr Beispiel mußte Ihn dazu aufmuntern. Er aber geht auch gerne und mit Freuden; denn Er erkannte jedenfalls in Johannes den Mann, den Gott gesandt. Er stellte sich überhaupt in allem anderen Gläubigen und Gottesfürchtigen gleich, ohne von sich zu denken, daß Er in diesem oder jenem, das doch recht vor Gott war, eine Ausnahme machen dürfe. Auch wenn Er keiner Entsündigung bedurfte, durfte die Demut das nicht für ausgemacht vorwegnehmen; und es mußte Ihm wenigstens eine Reinsprechung von seiten Gottes angelegen sein, wenn zu solcher sich Gelegenheit bot. So kam denn auch Jesus zu Johannes, „um sich von ihm taufen zu lassen.“ (V. 13)

Was mag es doch für ein Begegnen gewesen sein, als die beiden, Jesus und Johannes, sich zu Gesicht kamen? Johannes kannte Jesum noch nicht, wie er selber nachher sagt (Joh. 1, 31-33). Unter den jetzt erfolgenden Gesprächen stellte es sich bald heraus, daß Jesus keiner war wie die anderen, denen man die Sünde gleich im Gesicht absah. Eine Zerknirschung war bei Jesu nicht zu sehen, und doch eine Demut, Sanftmut, Selbsterniedrigung, welche – verbunden mit bedeutsamen Äußerungen, die Seine Gemeinschaft mit Gott zu erkennen gaben – den tiefsten Eindruck auf Johannes machte. Johannes fühlt, daß er hier einen Mann vor sich habe, bei dem er nicht auf ein Sündenbekenntnis drängen dürfe. Er fühlt sich im eigenen Gewissen getroffen und mußte sagen: „Ich bedarf eher, daß ich von dir getauft werde;

und du kommst zu mir?“, wollte ihm also die Taufe wehren. Mitunter, um das beiläufig zu erwähnen, mochte wohl auch Johannes eine Art Anfechtung gehabt haben, wie es uns Predigern oft kommen kann, ob er es auch wert sei, anderen Sünden zu vergeben, da er sich selbst auch vor Gott als Sünder erkannte; und so vielen er auch vergab, so war ihm damit nicht geholfen, weil er niemanden hatte, der ihm selbst aus Auftrag Gottes die Sünden vergeben konnte. Wie kann es da einem Manne Gottes oft so seltsam zumute werden, als „predige er anderen und sei selbst verwerflich.“ (1. Kor. 9, 27.) Wenigstens das Bedürfnis einer förmlichen Freisprechung mag Johannes je und je, wie die anderen, gehabt haben; und so durchzuckte es ihn wohl freudig, ob er nicht in Jesu den habe, der ihm dienen dürfe. Wir dürfen aber annehmen, daß es in Wahrheit nun auch ihm zur Versiegelung eigener Sündenvergebung diente, wenn durch seine Handreichung das Große geschehen durfte, das über Jesum kam.

Jesus nämlich konnte nicht anders denn zu Johannes sagen (V. 15): „Laß jetzt also sein; also gebühret es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ Hiermit gab Jesus zu erkennen, daß im Grunde Johannes richtig denke; aber weil ja nicht Er, sondern Johannes den Beruf hatte zu taufen, mußte alle Gerechtigkeit erfüllt werden, alles nach der einmal von Gott gewollten Ordnung zugehen. Er, den niemand, der zusah, für einen Sünder halten konnte, so daß Sein Hertreten andere erschüttern mußte, trat doch als Sünder herzu und ins Wasser, gewiß mit der demütigen Haltung eines gebeugten Sünders, zu der Ihn auch das Bewußtsein trieb, dem sündlichen Geschlechte, das dem Herzen Gottes fernegerückt erschien, anzugehören. Ja, Er mag sich als den größten aller Sünder angesehen haben, weil Er aller Sünden auf sich genommen hatte und nun so stand, als hätte Er selbst an allen den Sünden Anteil gehabt, die je von Anbeginn der Welt an verübt worden sind. Der Augenblick war auch wichtig für Ihn, da er sich fragte, ob Ihn, wenn beschwert mit den Sünden aller, Gott würde gnädig ansehen, wenn Er nun im Namen aller zur Taufe sich anschickte. Alle Vergebung wäre nur eine zeitliche, wie bisher immer, gewesen, wenn Jesu nicht ein besonderer Gnadenblick geworden wäre, der Ihm

sagte, daß im Herzen Gottes nun ein Wohlgefallen über alle in etwas geworden sei. Dergleichen mag auch dem Johannes über Jesu bemerklich geworden sein, da er alsbald Jesum, wie wir sonst lesen (Joh. 1, 29. 36), als „das Gotteslamm ansah, welches der Welt Sünde trug“.

Die Taufe wurde vollzogen. Wie gewöhnlich konnte Johannes nicht dabei reden; und mehr schweigend, aber ernst, wenn er an sich dachte, mag er Jesum unter das Wasser gesenkt haben, wie es bei der Taufe üblich wurde, die ja mit einem Begraben verglichen wird (Röm. 6, 4). Als Jesus aus dem Wasser wieder hervorgestiegen war, öffnete sich der Himmel über Ihm. Wie mag das dem Johannes eine Erquickung gewesen sein, der solches als ein Zeichen erwartete, daß er die Person dessen vor sich habe, der nach ihm kommen sollte (Joh. 1, 33)! Das Blau des gewölbten Himmels ist da als eine Art Verhüllung des eigentlichen Himmels genommen, an welcher eine Öffnung sichtbar wird, durch welche herab der Heilige Geist aus Gott herniederfährt. Mild floß derselbe her, nicht mit einer feurigen Erscheinung wie bei den Jüngern am Pfingstfeste, sondern in Gestalt einer Taube, dem Sinnbild des Friedens. Zugleich kam eine Stimme vom Himmel, die sprach: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ – „Ehre sei Gott in der Höhe (Luk. 2, 14)“, sangen einst die Engel; und diese Ehre hatte Jesus, seit Er auf Erden pilgerte, durch Seinen vollkommenen Gehorsam Gott dargebracht. „Und Frieden auf Erden“, sangen die Engel weiter. Jetzt kam der Heilige Geist als Zeichen des Friedens, der hinfort zwischen Gott und den Menschen einzutreten im Begriff war. „Und den Menschen ein Wohlgefallen“, war der Schluß des Engelgesangs. Wie herrlich beginnt doch jetzt dieser Lobgesang in Erfüllung zu gehen!

Ein dem Vater Wohlgefälliger stand nun da, nach welchem Gott bisher vergeblich herniedergeblickt hatte. Denn sooft Er „vom Himmel schaute, daß Er sähe, ob jemand klug sei und nach Gott frage“, eben das suchend, was Er jetzt an Jesu sah, „waren sie alle abgewichen und allesamt untüchtig, und war keiner da, der Gutes täte, auch nicht einer“ (Ps. 14, 2-3). Jetzt ist Er

da, den Gott gesucht hat; und wie dieser des Herrn Wohlgefallen hat, so kommt nun auch der erste wohlgefällige Blick des Vaters seit der Schöpfung der Welt auf die ganze Menschheit herein, deren Mitglied ja Jesus ist, seit das Wort von Gott ins Fleisch sich gesenkt hatte, daß durch den Fleischgewordenen alle, die da glaubten, Gottes Kinder würden. Die Menschheit hatte freilich sehr wenig getan, um zu diesem wohlgefälligen Blick des Vaters zu kommen; aber doch war ja alles, was dem Sohne bisher gelungen ist, auch wieder mit einiger Beihilfe von seiten der Menschen geschehen, die Sein liebend pflegten. Eine Maria hat geglaubt, ein Joseph gab sich zufrieden. Unter vielerlei Händen ist das Kind aufgewachsen und groß geworden; und wer weiß, wie viele auch für Ihn glauben mußten? Liebende Pflege und Sorgfalt hat Er doch von vielen erfahren. In der Erziehung haben Menschen mitgeholfen und wenigstens nichts verderbt. Im weiteren freilich haben wohl auch viele, angeregt vom Fürsten der Finsternis, vieles getan, um Jesum zu verderben; aber neben diesen waren doch auch wieder andere da, die Ihn in Schutz nahmen unter dem Beistande Gottes, daß Er's durchbringen konnte. Jetzt ist's auch ein Johannes, dessen Glaubensherz es möglich macht, daß Gott sich Jesu offenbaren und sich über Ihm aussprechen konnte. Fassen wir das alles zusammen, so gering es ist, so lag doch bei vielen, die um Jesum waren, ein Zug nach Gott, eine Treue für Gott verborgen, um dessentwillen nun auch das Wohlgefallen Gottes an Seinem Sohne über alle sich ausdehnen, für alle davon etwas abfallen konnte, wobei wir auch an das Glauben und Hoffen so vieler in der vergangenen Zeit denken müssen. Denken wir nur auch daran, wie hoch es später Jesus Seinen Jüngern anrechnete, daß sie bei Ihm ausharrten in allen Seinen Anfechtungen (Luk. 22, 28)!

Johannes also sah den Geist Gottes herabfahren und auf Jesum kommen. Derselbe blieb hinfort auf Ihm, Ihn Seinem ganzen Wesen nach erfüllend, da es von Ihm heißt (Kol. 2, 9): „In Ihm wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig.“ „Gott gab Ihm“, sagt auch Johannes (Joh. 3, 34) „den Geist nicht nach dem Maß.“ Es wurde jetzt Jesu, dem Fleischgewordenen, etwas

zuteil, was Er in dieser Weise vorher nicht gehabt hatte. Soweit Er sich auch bisher unter Anfechtungen, Kämpfen und Siegen heraufgearbeitet hatte, so kam Er doch jetzt erst dem Geiste nach aus der Schwachheit des Fleisches heraus und in die Herrlichkeit Gottes hinein, von welcher die Jünger später sagten (Joh. 1, 14): „Wir sahen Seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Solche Herrlichkeit sahen die Jünger in den Wundern, die Jesus fortan vollbrachte, von denen es heißt, daß Er sie tat „in des Geistes Kraft“ (Luk. 4, 14). Deswegen sagt auch Petrus zu Cornelius (Apg. 10, 38): „Wie Gott denselbigen Jesum von Nazareth gesalbt hat mit dem Heiligen Geiste und Kraft, der umhergezogen ist und hat wohl getan und gesund gemacht alle, die vom Teufel überwältigt waren; denn Gott war mit Ihm.“

Betrachten wir's genauer, so bekam Jesus bei Seiner Taufe in Seinem Teile, was die anderen, welche Johannes taufte, in ihrem Teile erhielten. Diese bekamen Vergebung der Sünden, welche Johannes ihnen zusicherte und welche ihnen Einflüsse des Geistes gewiß machten. Statt der Vergebung der Sünden, welcher Jesus nicht bedurfte, erhielt Er die Versicherung des vollkommensten Wohlgefallens Gottes, welche nur Gott selbst, nicht Johannes, aussprechen konnte, wodurch aber auch des Johannes Zusage über den anderen besonderen Wert bekam. Indem ferner die Stimme rief: „Dies ist mein lieber Sohn“, wird sich jetzt Jesus in vollkommener Weise dessen bewußt, was Er war und wovon Er als zwölfjähriger Knabe den ersten Eindruck bekommen hatte. Von da an konnte Er sich den Sohn Gottes, ja den eingeborenen Sohn Gottes (Joh. 3, 16), nennen und die Überzeugung für sich gewinnen, daß es Ihm möglich sei, ein Weltheiland zu werden, indem Er ausdrücklich vom Himmel her als Sohn erklärt wurde, und zwar zur Erde herab, in Gegenwart des Mannes und dem zum Zeichen, der mit heißester Sehnsucht auf solchen Christus wartete. Wer mag es alles ausdenken, was Gottes Barmherzigkeit durch Christum vorbereitet hat, um endlich die geknechtete Menschheit zur Freiheit der Kinder Gottes und zu Seiner Herrlichkeit heraufzuheben!

## 4. Kapitel Matthäi

### § 8 Versuchung Christi

Kap. 4, 1-11

Es ist eine im Reich Gottes je und je vorkommende Erfahrung, daß es von einer erlangten Höhe wieder in die Tiefe geht; und jene scheint in solchem Falle nur gegeben zu sein, um für diese stark zu machen, damit also der Sieg vollendet werde. Jesus nun hatte das Höchste erreicht, indem Er als Sohn Gottes erklärt wurde und [Ihn] die volle Herrlichkeit Gottes durch den Heiligen Geist überkam, wie sie auf Erden möglich ist. Nun kommt die stärkste Versuchung über Ihn, die wohl alle früheren, die Er bestanden hat, an Stärke übertraf. Später wurde Er auf dem Berge Tabor verklärt; und gleich darauf ging's raschen Schritts dem Kreuze zu, an dem der eben Verklärtgewesene doch noch verbluten sollte.

Der Grund von solchem ist der Kampf, in welchen vom Sündenfall an der Mensch mit der Schlange, dem Satan, gekommen ist. Satan, ein [abtrünnig] gewordenes Lichtwesen von höchster Stellung in der Schöpfung, jetzt als Widersacher und Verkläger eben Satan oder der Teufel genannt, mißbrauchte, von Gott abfällig geworden, die ihm gegebene Herrlichkeit und Kraft, [um] mit ihr das Menschengeschlecht von Gott abzuwenden und zu verderben und in ihm sich einzuwurzeln. Auf diese Weise lassen sich die in der Schrift gelegentlich gegebenen Winke zusammenstellen. Aus diesen Banden nun sollte der Mensch wieder herausgewunden werden, nicht mit Gewalt, sondern nach Recht, indem der Mensch, weil unter allem ungehorsam geworden, durch den Glauben an Gott sich der Bande erwehrte und seinerseits Kräfte von Gott an sich zöge, mit welchen er die ihn knechtenden Kräfte Satans zu

überwinden Fähigkeit gewinnt. Der Mensch sollte und mußte mächtiger werden als Satan, also diesen Starken überwältigen. Die Glaubenstaten der Vorzeit nun hatten viel vorgearbeitet zum allmählichen Übergewicht über den Satan; aber mit allem war doch nicht einmal recht angefangen, geschweige denn die Hoffnung eines völligen Siegs gegeben. Um diesen möglich zu machen, ist Christus gekommen, mit neuer Ursprungskraft Gottes, welcher, in die gleiche Stellung der Schwachheit mit den Menschen gekommen, den Kampf, der nach Gerechtigkeit zu führen war, auf sich nehmen sollte. Jesus nun, wie früher (§ 7) bemerkt, hat schon in Seiner früheren Lebenszeit bis zur Möglichkeit eines öffentlichen Auftretens viel getan, den Satan mit Beseitigung seiner Angriffe zu besiegen; und am meisten traten die Siege Jesu wider ihn in Seiner Macht hervor, die Teufel (Dämonen) auszutreiben. Er war in des Starken Haus gekommen als ein Stärkerer, weil Sein Glaube und Sein Festhalten an Gott siegte, und kann ihm nun seinen Hausrat nehmen, weil Sein Glaube den Starken gebunden hatte und dieser Ihm zuletzt gar nichts mehr wehren konnte. Schon damit war es so weit gekommen, daß Jesus sagen konnte (Matth. 12, 28): „So ich die Teufel durch den Geist Gottes austreibe, so ist je das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Solches alles wurde zwar erst völlig, nachdem auch die größte Versuchung überwunden war. Aber bis dran hin war Jesus doch schon vorher gekommen, und so weit, daß nach Recht Ihm die höheren, vollkommenen Kräfte des Geistes dargereicht werden konnten, um nun erst die Siege völliger zu machen.

Indem aber nun das geschehen war, mußte dem Satan, der etwa sich beklagte wie bei Hiob (1, 9-10), Erlaubnis gegeben werden, auch den mit dem Geiste Gottes neu gesalbten Jesum zu versuchen. Bei Hiob (Hiob 1, 9-10) hatte Satan angedeutet, der habe gut fromm sein, weil ihn ja Gott gegen alle Angriffe verwahrt habe. So konnte jetzt Satan sagen, Jesus habe gut ihn überwinden, weil Ihm die Vollkräfte des Heiligen Geistes gegeben seien; und er maßte sich an, auch so es über Ihn noch zu gewinnen, da ja Jesus immerhin noch in dem Stande der Erniedrigung sich befand, man lasse ihm nur Freiheit, es zu versuchen. Solcherlei Vorgänge

in der unsichtbaren Welt hat man sich zu denken, wenn jetzt „der Geist Jesum in die Wüste führte, auf daß Er von dem Teufel versucht würde.“ Es war also der Heilige Geist in Jesu, der Ihn in die Wüste trieb, sich der Versuchung auszusetzen oder gegen diese es zu wagen. Hierbei war eigentümlich, daß Satan sicher zum ersten Male seit dem Sündenfall offen in Person sich darbot. Bisher war er immer im Versteck gewesen. Im Paradiese war er hinter der Schlange versteckt; und allezeit trieb er im verborgenen sein Wesen, andere Kräfte, auch unreine Geister verstorbener Menschen, wie offenbar bei den Besessenen, vorführend und zur Einwirkung auf die Menschen herrichtend, daß er selber wie gar nicht existierend erschien. Dies ist auch der Grund, warum in der Schrift die Lehre von dem Teufel nur langsam aufgeklärt wurde, er selbst fast nie genannt wird. Im Alten Testament kommt Satan bestimmter nur im Buche Hiob vor, und sonst nur in wenigen Stellen und im Buch Daniel. Je und je wird er auch als eine unsichtbare Macht, die doch nur nach der Zulassung Gottes handeln durfte, geradezu mit Gott als dem schaffenden Gott gleichgenommen. So reizte nach 2. Sam. 24, 1 der Herr den David zur Volkszählung, und nach 1. Chron. 21, 1 stund damals Satan wider Israel und gab David ein, daß er das Volk zählen ließ. Jetzt aber, in unserer Geschichte, war Satan schon durch Jesu Vorkämpfe so weit überwunden, daß er aus seinem Versteck heraus mußte, um in Person, weil seine sonstigen Helfershelfer unmächtig geworden waren, das Letzte und Größte zu versuchen, ob er nicht Jesum noch aus Seiner Festung herausbringen könnte.

Alles kam dem Satan jetzt darauf an, in Jesu den Glauben, daß Er der Sohn Gottes sei – denn wir haben es als eine Jesu gewordene Offenbarung anzusehen, die Er im Glauben festzuhalten hatte, wie ein Abraham (1. Mose 22, 18) es glauben mußte, daß sein Same der Segen aller Geschlechter der Erde werden würde –, zu erschüttern oder Ihn zu einer Handlungsweise zu veranlassen, die dem erklärten Sohne Gottes unziemlich gewesen wäre oder Seinen Beruf schiefgestellt hätte. Deswegen fängt er bei zweien seiner Versuchungen mit den Worten an: „Bist du Gottes Sohn usw.“; und in der dritten will er Ihm, dem

Höchstbegabten, eine Falle legen, das Ihm Gegebene zu einer höchsten Stellung in der Welt als König der Könige zu verwerthen. Die ganze Versuchung aber dauerte 40 Tage und 40 Nächte. Was alles in dieser Zeit vorgegangen ist, wird nicht erzählt; und nur das am letzten Tage Vorgekommene ist angegeben. Es mögen teils Lockungen mit Lüsten aller Art, teils entsetzliche Schrecknisse, über Jesum vorgekommen sein, die Ihn schwächen oder Seinen Glaubensmut erschüttern sollten, wie Markus (1, 13) sagt, Er sei bei den Tieren gewesen. Jesus war äußerlich ganz in die Gewalt Satans gegeben, daß dieser alles versuchen konnte, hatte aber in sich durch den Heiligen Geist genügende Kräfte, um zu siegen, solange Sein Glaube nicht erschüttert und Sein Vertrauen zu Gott ungebrochen war.

## § 8 Versuchung Christi

(Schluß)

Kap. 4, 1-11

Wahrscheinlich kam erst am letzten Tage, da es Jesum zu hungern anfang – denn Satan hatte Ihm keine Ruhe gelassen, sich zu erholen oder mit Speise zu erquicken –, Satan in Person zu Jesu. Bisher hatte dieser mit Glauben und Vertrauen zu Gott, Seinem Vater, auch den Hunger überwunden; jetzt schien Er dem Hunger, wie verlassen von Gott, zu erliegen. Da trat der Versucher zu Ihm und sagte: „Bist du Gottes Sohn, was quälst du dich denn so? Warum hilfst du dir denn nicht, wenn Gott dir nicht hilft, da du doch die Macht dazu hast? Du darfst ja als Gottes Sohn, dem alle Macht des Vaters gegeben ist, nur ein Wort sprechen, so werden die Steine da Brot.“ Satan mag auch so nur als Mensch, gleichsam als Freund, der's gut meint und zum besten ratet, erschienen sein; und Jesus antwortet auch, dementsprechend, als wollte Er den Freund belehren, indem Er sagte: „Es stehet geschrieben (5. Mose 8, 3): Der Mensch lebet nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund

Gottes gehet“, wodurch Er freilich auch andeutet, daß Er durch den Geist Seinen Vater immer so reden hört, daß es Ihm eine Speise und hinreichende Erquickung ist. Eine Selbsthilfe, ohne Anleitung dazu von Seinem Vater selbst zu haben, wäre Mißtrauen oder Unglauben gewesen, auch Mißbrauch der Kräfte, die Ihm gegeben waren. Wie leicht ist es bei hochbegabten Menschen geschehen, daß sie, auch gestachelt vom Fürsten der Finsternis, ihre hohe Begabung in unrechter Weise anwenden! Sie wagen's; und tun sie's, so geschieht's nicht in der Furcht Gottes, ist's eigenes Werk, das sie treibt. Nach seinem Verstand, nach seiner Intelligenz, nach seinem sonstigen Vermögen vermag mancher wohl viel; aber eine große Gefahr liegt darin, daß man alles, worin man etwas vermag, wider Gott anwende zu einer von Gott nicht gewollten Selbsthilfe; und welche Verantwortung liegt darauf, eine nach Gottes Willen zu verwendende Gabe wider Gottes Willen oder im Unglauben, seinem Gott mißtrauend, zu verwenden! Jesus ist Seinem Vater treu; und Seine entschiedene Abweisung des scheinbar guten Rats, der Ihm versuchlich erschien, hatte gewiß die Folge, daß Sein Hunger alsbald gestillt war.

Die zweite Versuchung, welche Matthäus erzählt, ist schwer anzuschauen und nur einigermaßen für den verständlich, der eine Erfahrung gemacht hat über die Kräfte der Finsternis, wie sie namentlich bei der sogenannten Zauberei, die eine Nachäffung der göttlichen Macht ist, bestanden und zu überwinden waren, auch noch, soweit Reste davon vorhanden sind, durch den Glauben zu überwinden sind. Den Erklärungsversuch, der hier gemacht wird, möge man mit Nachsicht lesen, auch lieber gleich beiseite legen, wenn man sich nicht dreinfinden kann. Wir lesen (V. 5): „Da führte Ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte Ihn auf die Zinne des Tempels“ oder auf die Dachhöhe, auf welche schon im ersten Tempel nur eine ganz verborgene, oben und unten verschlossene Wendeltreppe führte. Ähnlich wird's auch beim zweiten Tempel gewesen sein. In gewöhnlicher Weise konnte also Jesus nicht auf die Zinne kommen. Es konnte das nur durch die Geheimkünste der Zauberei geschehen, mit welcher der Teufel nach der ihm ursprünglich

gegebenen Anlage die Allmacht Gottes nachäffte. Man möchte sagen, der Teufel versuchte alles, um Jesum sich gleichzumachen, da der Fall des Teufels eben darin bestanden haben mag, daß er seine Kräfte nach eigener Willkür und zu eigenen Zwecken mißbrauchte. Für Gott selbst nun ist es ein leichtes, einen Menschen in weite Entfernungen zu bringen, ohne daß dieser weiß, wie ihm geschieht. So wird der Prophet Hesekiel (Kap. 8) von Babylon nach Jerusalem entrückt; und in der Apostelgeschichte (8, 39. 40) lesen wir, wie der Geist Philippum hinweggerückt habe. Ähnliches vermochte auch der Teufel; und die Geschichte der Zauberei, die nur wenig bekannt ist, weil bei ihr alles gar geheimnisvoll geschieht, weist manche Beispiele nach. Da nun Jesus bis auf einen gewissen Grad dem Teufel in die Hände gegeben war, brachte ihn der Teufel mit der ihm einstweilen noch belassenen Macht auf die Dachhöhe des Tempels. Wenn es heißt: „Er stellte ihn auf sie“, so drückt das das Unwillkürliche von seiten Jesu und das Gewalttätige von seiten Satans aus. Jesus kam unsichtbar her, war wohl auch von unten aus ungesehen, weil auch hierauf Kräfte der Zauberei (wie die scheinbare Gottesmacht heißt) wirken konnten, und war ganz allein da, ohne eine Möglichkeit vor sich zu sehen, wie wieder herabkommen. Ein betender Blick zu Seinem Vater blieb zunächst unerwidert; denn die Versuchung konnte nicht unterbrochen werden. Da handelte sich's wieder darum: Soll Jesus, auch ohne eine innere Weisung durch den Geist zu haben, im Vertrauen auf Seine Gottessohnschaft sich helfen und es wagen, ohne weiteres sich durch die Lüfte herabzusinken? Hierin lag einerseits scheinbar der größte Glaube, wie man bei uns oft meint, ein großes Wagnis auf Gott sei auch ein großer Glaube, andererseits ein großes Mißtrauen gegen Gott, da der Gedanke darin liegt, wenn Gott nicht helfe, müsse man sich selbst helfen, wie's gehe. Jesu selbst freilich kamen keinerlei Gedanken an Selbsthilfe; und weil sie ihm nicht selbst kamen, wie sie sonst den einfältigen und verzagten Leuten kommen, so will jetzt der Teufel draufhelfen, wie es allezeit auch Menschen gibt, die als Satane zu raten wissen. Er naht sich, da die Verlegenheit groß geworden war. Wie wohl?

Nicht etwa gar in der Gestalt eines Engels, weil ja sonst ein Mensch nicht auf die Zinne kommen konnte, wie wenn ihn Gott gesandt hätte, Jesu zu raten? Solches war um so versuchlicher, weil ein Spruch angeführt wird, der wie auf diese Lage geschrieben zu sein schien, aus einem Psalm, mit welchem heute noch viel gezaubert werden will. Er lautet (Ps. 91, 11ff.): „Er wird Seinen Engeln über dir Befehl tun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest.“ Hierauf sich berufend, sagt der Teufel: „Bist du Gottes Sohn, da dir's ja vornehmlich gelten muß, so laß dich hinab.“ Jesus aber stand, wenn Er Gottes Sohn war, über den Engeln; und daß Engel ihm raten sollten, wo Er als Sohn Gottes keinen Rat weiß, weil's ihm dunkel bleiben sollte, ist ihm undenkbar. Der Geist aus Gott, der in ihm war, mußte ihm's geben; und der sagt nicht: „Laß dich hinab“, sondern sagt: „Harre auf Gott, der wird dir helfen“ (Ps. 42, 6). Ein Engel hat ihm nichts zu raten und nichts zu befehlen. Auf Gott ohne innere Weisung des Geistes etwas wagen, das heißt Er, Gott versuchen, weil da etwas Ungebührliches von Gott gefordert wird, als müßte Er es tun oder dürfte Er ihn zwingen, es zu tun. Darum antwortet Jesus: „Wiederum stehet auch geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.“ Dieses Wort bezieht sich auf die Stelle (2. Mose 17, 2, vgl. 5. Mose 6, 16), da sie in der Wüste mit Mose ums Wasser zankten, wie wenn sie alle umkämen, wenn Gott nicht Wasser schaffte. Da war's Mißtrauen gegen Gott und Unglaube, was sie mit Mose zanken machte; und [in]sofern [als] sie Mose und durch ihn Gott zwingen wollten, Wasser zu schaffen, war's eine Versuchung Gottes, wie jetzt Jesus Gott versuchen sollte, welches aber Jesus sich nicht zuschulden kommen lassen will. Es wäre auch eine Art Zank mit Gott gewesen, als hätte Er gedacht: „Warum hast du mich so gestellt, daß mir nichts hilft? Nun mußt du mein Helfer sein, wenn ich auf dich hin frei den Sprung wage“, wie wenn Gott nicht auch auf andere Weise helfen könnte. Statt dessen denkt Jesus: „Hat mich der Versucher hierherzustellen vermocht, so wird doch auch mein Vater mich wieder fortbringen können, ohne daß ich etwas dazu tue, wie ich

zu jenem nichts getan habe.“ Er blieb Seiner Stellung zum Vater treu und löst sich nicht von Ihm und Seinem Willen ab durch Benützung der Kräfte, die Er hat, wie es seinerzeit Satan mag gemacht haben. Die Folge davon war, daß Gottes Macht des Teufels Macht zuschanden machte und Jesus, ehe Er sich's versah, wieder in der Wüste sich befand, als ob nichts gewesen wäre. Nicht außer acht zu lassen ist hierbei, daß mit solcher Versuchung, die mißlang, auch Wesentliches gewonnen war wider die Macht Satans, auf diese Weise mit Menschen sein Spielwerk zu treiben, was weiter zu erörtern hier zu weit führen würde.

Die dritte Versuchung wird mit den Worten eingeleitet (V. 8): „Wiederum führte Ihn der Teufel mit sich auf einen hohen Berg“ (entrückte Ihn dahin) „und zeigte Ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.“ Ein Panorama höchster und umfassendster Art konnte wohl auch der Teufel Jesu vor die Augen stellen. Die Versuchung hat ihren Stützpunkt in der jüdischen Idee, daß der Messias werde ein großer König und Herr der ganzen Welt, nach gewöhnlicher Art herrschend, werden. Diese Idee mußte auch Jesu, da Er für den Sohn Gottes erklärt war, nahetreten; und die Frage war jetzt nur, in welcher Weise die hierauf bezüglichen Weissagungen sollten erfüllt werden. Ihrem Wortlaut nach konnte an einen wirklichen Herrscher gedacht werden. Aber die Weissagungen konnten auch geistlich aufgefaßt werden; und wer sie liest, mag gar leicht herausfinden, daß eine ganz andere als eine weltliche Herrschaft gemeint ist, wenn alle Völker Ihm anhangen sollen. Der Teufel aber nimmt von der geistlichen Auffassung Umgang und tut vor Jesu, als ob das Weltliche Ihn angehe und Er, da Er alles Erforderliche dazu besäße, es als Seinen Beruf anzusehen habe, ein Weltherrscher zu werden und das Seine dazu zu tun. Wie aber soll das Jesus angreifen? Bis jetzt sah sich's nicht an, als sollte Er ein großer Herr werden in dieser Welt; und um es zu werden, mußte noch etwas geschehen. Der Teufel, so müssen wir das Erzählte vervollständigen, stellt's Ihm vor, daß Er im Einverständnis mit dem sein müsse, dem eigentlich nach Gottes Willen alles gehöre. Ohne mit dem in Bund zu treten, könnte Er zu Seiner Bestim-

mung nicht gelangen, würden also alle Seine Fähigkeiten und Kräfte brachliegen. Es ist das ein Ähnliches, wie wenn jemand, der viel Kraft in sich fühlt, Bündnisse mit großen Königen macht, um selbst ein großer Herr zu werden. Der Teufel nun er bietet sich Jesu, zu allem Ihm zu verhelfen, wenn Er unter seine Oberhoheit sich stelle. Die Versuchung kann auch durch eine Täuschung verstärkt worden sein, [in]sofern [als] der Teufel sich auch wieder als von Gott ausgesandt hinstellt, in dessen Namen er Jesu den Antrag stelle, so daß es den Anschein hatte, als sei's kein Abfall von Gott, sondern nur ein Weg, das von Gott Gewollte zu erlangen. Jesus sollte dem Teufel, der sich als Lichtengel stellt, als dem Repräsentanten Gottes huldigen; und auf dieses hin würde Ihm alles werden. Darum sagt der Teufel: „Dieses alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Jesus aber, mit dem Bewußtsein des Sohnes Gottes, das Er in lauterem Sinne festhält, will nichts mit einem Engel oder Abgesandten Gottes, der etwas wie eine Huldigung von Ihm fordere, zu schaffen haben. Jede Hingebung an ein Wesen, das für sich Anbetung verlangt, wenn auch angeblich, daß es eigentlich dem wahren Gott gelte, ist ein grober Verstoß wider das erste Gebot, das Gott gegeben hat. Darum weist Jesus ent-rüstet den durch seine Forderung entlarvten Versucher mit den Worten ab: „Heb dich weg von mir, Satan; denn es stehet geschrieben (5. Mose 6, 13): Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und Ihm allein dienen.“ Der Teufel konnte und durfte vorerst Jesum nicht weiter versuchen und mußte besiegt und geschlagen von dannen gehen.

Er geht, und nun kommen die rechten Engel, die Jesu dienen und nicht raten oder befehlen. Ihre Erscheinung gibt Ihm das Wohlgefallen Gottes zu erkennen und soll Ihn für die erlittene, peinliche Versuchungszeit trösten. Durch ihren Dienst wird Er denn auch wunderbar gespeist. Jesus aber hatte fortan freie Hand, öffentlich aufzutreten; und nun begann Seine herrliche Wirksamkeit mit Predigen und Heilen, wie sie der armen Menschheit aus Gottes Barmherzigkeit zu ihrem Heile dienen sollte.



## § 9 Umzug nach Kapernaum

Kap. 4, 12-16

Matthäus gibt keinen eigentlichen Lebensabriß von Jesu, in welchem er alles Bedeutsame, wie es nacheinander erfolgte, aufzählen wollte. Er übergeht daher vieles, was andere Evangelisten haben, und gibt anderes in anderer Ordnung. Es kommt überhaupt bei dem Herrn nicht soviel darauf an, eine genaue Aufeinanderfolge dessen zu haben, was Er lehrte und tat, wie es bei anderen Männern nötig sein mag, bei welchen während ihres Wirkens weitere Entwicklungen vor sich gehen. Denn der Herr ist von Anfang an ganz derselbe, der Er auch am Ende ist. Was Er lehrt und tut, ist im einzelnen durchaus gleich leuchtend und vollkommen, ohne daß man ein Mehr oder Weniger oder nur auch ein anderes im Späteren gegen das Frühere nach irgendeiner Hinsicht bemerken könnte. Auch die Feindschaft gegen Ihn trat gleich im Anfang so voll auf, wie sie bis ans Ende verblieb. Von diesem Gesichtspunkt gehen wenigstens die drei ersten Evangelien selbst aus, weswegen sie ferne sind von aller Ängstlichkeit bezüglich der Zeitfolge.

In unserem Text nun fängt Matthäus damit an, daß Jesus in das galiläische Land gezogen sei (V. 12). Da fehlt aber mancherlei, was bis dahin mit Jesu vorgegangen ist. Nach der Rückkehr von der Wüste, die man sich in Joh. 1, 29 hereinzudenken hat, war Er wieder zu Johannes nach Bethabara gekommen und durch Johannes mit etlichen Seiner späteren Jünger bekannt geworden (Joh. 1, 29-51). Den Tag darauf kam Er nach Kana zur Hochzeit (Joh. 2, 1-10); und dann machte Er einen vorübergehenden Aufenthalt in Kapernaum mit den Seinigen, „Er, Seine Mutter, Seine Brüder und Seine Jünger“ (Joh. 2, 12). Dann kam Ostern; und da ging der Herr hinauf nach Jerusalem, wo Er zum ersten Male den Tempel reinigte, viele Zeichen tat (Joh. 2, 23) und mit Nikodemus bekannt wurde (Joh. 3, 1-21). Er blieb darauf noch eine Weile in Judäa in der Gegend des Jordans und taufte an Seinem Ort, wie Johannes in Enon (Joh. 3, 22-23).

Johannes war noch nicht ins Gefängnis gelegt, sondern gab seinen Jüngern noch ein herrliches Zeugnis von Jesu (Joh. 3, 22-36). Indessen wurden's die Pharisäer inne, daß auch Jesus taufte, sogar mehr Jünger machte als Johannes. Um ihren Haß nicht gleich in Flammen zu setzen, verließ jetzt Jesus das Land Judäa, mußte aber, um nach Galiläa zu kommen, durch Samaria reisen, vielleicht durch gefahrdrohende Umstände gedrängt, mit Umgehung des gewöhnlichen Wegs, der jenseits am Jordan heraufführte (Joh. 4, 1-4). Bei dieser Gelegenheit wurde den Samaritern offenbar, daß „Jesus wahrlich Christus sei, der Welt Heiland“ (Joh. 4, 42). Er kam „in des Geistes Kraft nach Galiläa; und das Gerücht von Ihm kam durch alle Orte umher“ (Luk. 4, 14). Er machte nun auch einen Besuch in Nazareth, wo Er erzogen war, jetzt aber einen so ungünstigen Eindruck machte, daß sie Ihn gar über den Berghügel der Stadt hinabstürzen wollten (Luk. 4, 16-30). Um dieselbe Zeit kam auch die Nachricht von der Gefangennahme Johannis, welche nur gelegentlich von den Evangelisten angeführt wird (Matth. 4, 12; Mark. 1, 14). Um so geratener war's jetzt für Jesum, von Nazareth ganz wegzuziehen, weil Er ja doch „daheim nichts galt“ (Joh. 4, 44) und darum einem tückischen Verrat ausgesetzt war. Deshalb lesen wir in unserem Text: „Er verließ die Stadt Nazareth und wohnete in der Stadt Kapernaum“, wo auch die Seinigen wahrscheinlich bleibend sich niederließen (vgl. Mark. 3, 31; Matth. 12, 46f.). Matthäus erzählt zwar auch später (13, 53-58) einen Besuch in Nazareth; es kann das aber ein wiederholter Besuch gewesen sein, da dann Matthäus in seinem Bericht den Eindruck vom ersten Besuch mit einfließen ließ, um so mehr, da es in Nazareth nicht anders geworden war und der Herr abermals nur wenige Zeichen tun konnte.

Wir sehen schon aus dem Angeführten, wie schwierig es war, die Menschen von ihrem Verderben zurückzuholen; denn schon der Versuch, ihnen zu helfen, war mit Lebensgefahr verknüpft für den, der ihn machte. Durch wie viele Sorge und Anfechtung muß Jesus gehen, bis Er einigen Boden mit Seiner Freudenbotschaft unter den Leuten gewonnen und das Wort, wie

das Evangelium kurz genannt wird, als ein bleibendes Saatkorn ausgeworfen hatte. Kaum tat Er den Mund auf, so wiesen Ihm viele, wie reißende Tiere, ihre Zähne. Nichts als Hindernisse treten Ihm entgegen, daß man sich nur wundern muß, wie dennoch das Wort aufkommen konnte. Nur da, wo die Leute weniger fromm sonst waren, wie in Samaria und dann in Galiläa, da ging's; und später versagten Ihm auch Samariter wieder die Herberge (Luk. 9, 52-53). Der Feind tat im verborgenen das Äußerste, um alles in seinem Beginne schon zu ersticken, wie er's bis auf den heutigen Tag fortgesetzt hat. Ein Herodes mordet viele Kinder, um den einen gewiß zu treffen, den er suchte. Der jetzige König Herodes, sonst besser gesinnt, enthauptet den Johannes, was begreiflich auch für Jesum zittern machte. Die Pharisäer lauerten auf Johannes, und nun der weg ist, desto mehr auf Jesum. Die Obersten in Jerusalem besonders sinnen schon auf Seinen Tod (Joh. 2, 19). Dort waren wohl viele, die an Seinen Namen glaubten; aber Jesus konnte ihnen nicht anvertrauen, wer Er wäre, weil Er sie alle kannte als solche, die auch wieder die Veräter an Ihm machen könnten (Joh. 2, 23-24). In Nazareth legten sie in der Wut sogar schon Hand an Ihn. So war Jesus überall in Lebensgefahr; und Er ist sich's auch bereits bewußt, daß Er würde erhöht werden, wie einst Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat (Joh. 3, 14). Als ein dem Tode Geweihter ging also Jesus von Anfang an dahin. Er sollte es nicht besser haben als ein Paulus, der von sich sagen mußte (Röm. 8, 36): „Wie geschrieben steht (Ps. 44, 23): Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe.“ Betrachten wir solches ernstlich, so wird erst das Wort Jesu recht groß (Joh. 3, 16): „Also hat Gott die Welt geliebet, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab“, hingab als ein Schlachtopfer für die Sünden der Welt, „auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Die Galiläer, deren viele die Taten Jesu beim Fest in Jerusalem gesehen hatten, nahmen jetzt Jesum gerne auf (Joh. 4, 45); und so wurde Obergaliläa der Schauplatz des Wirkens Jesu. Kapernaum, sein jetziger Wohnort, war eine ansehnliche Stadt

am galiläischen Meere. Sie grenzte an die Stammsitze Sebulon und Naphthalis (V. 13). Dieser Teil Galiläas war immer, schon weil fern vom Tempel gelegen, dann auch wegen der heidnischen Nachbarschaft, innerlich niedriger gestellt als das übrige Land. Von den umliegenden Heiden hatte sich da von jeher manches eingeschlichen, was weniger für das Volk Gottes paßte. Zur Zeit Christi, da die israelitische Bevölkerung nach der babylonischen Gefangenschaft wieder neu geworden war, war's nicht besser als in der alten Zeit. Denn viele römische Kolonien waren in der Nähe angelegt und untermischt mit den Israeliten; auch die sogenannten Zehnstädte (Dekapolis) jenseits des Sees, deren je und je gedacht wird, gehörten dazu. So kam es, daß dort auch die Schweinezucht, von der wir etwas aus der Geschichte der Gergesener erfahren, einheimisch wurde, welche sonst überall in Israel sehr verpönt war. Es galten daher die dortigen Israeliten für weniger echt und als solche, die in der Finsternis und im Schatten des Todes saßen. Dennoch sollte eben hier, in dem finsternen Teile des Gelobten Landes, das große Licht aufgehen, das bestimmt ist, die ganze Welt zu erfüllen. Solches veranlaßte den Matthäus, eine herrliche prophetische Stelle aus Jesaja (9, 1ff.) anzuführen, welche jetzt augenscheinlich in Erfüllung ging. Dieselbe lautet, genauer übersetzt, also: „Doch wird nicht im dunkeln bleiben das Land, so bedrängt ist. Wie die vorige Zeit geringhielt das Land Sebulon und das Land Naphthali, so wird es die spätere ehren, den Weg des Meeres, diesseits des Jordans und der Heiden Galiläa. Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht; und über die, die da wohnen im Schattenlande, scheineth es helle.“ Letztere Worte haben freilich auch eine umfassendere Bedeutung, daß es überall durch das große Licht, das in der Finsternis aufginge, helle werden würde.

## § 10 Jesu Auftritt in Galiläa

Kap. 4, 17-25

War bis daher der Herr mehr nur im Weiten herumgezogen, überall nur kurze Zeit verweilend, teils in Galiläa ab und zu, teils in Judäa, teils am Jordan, teils in Samaria, um die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich zu richten, indem Er überall Spuren Seiner Gottesherrlichkeit hinterließ, so begann Er jetzt, nachdem Er Seinen Wohnsitz in Galiläa aufgeschlagen hatte, eine förmliche und stete Wirksamkeit. Im ganzen galiläischen Lande zog Er umher (V. 23), von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Er hatte die Absicht, möglichst überall hinzukommen, und wäre gerne ebenso in den anderen Teilen des Landes Palästina aufgetreten. Später sandte Er an Seiner Statt auch Seine Jünger umher, weil Eile not tat; denn bald war vorauszusehen, daß es Ihm selber nimmer gelingen würde, mit allen Orten es fertigzubringen, ehe Ihm durch den Tod ein Ziel gesetzt würde. Auch zu Seinen Jüngern sagte Er später (Matth. 10, 23): „Wahrlich, ich sage euch: ihr werdet's mit den Städten Israels nicht ausrichten, bis des Menschen Sohn kommt“, wie Er, weil Er noch nicht von Seinem Tode reden wollte, zunächst, um zugleich auch auf Seine Wiederkunft zur Vollendung des Himmelreichs zu deuten, lieber sagte, als zu sagen: „bis sie mich von der Erde wegnehmen werden“.

Der Inhalt Seiner Predigt war im ganzen derselbe wie der des Johannes: „Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Wenn Matthäus auch nicht hinzusetzt: „Und glaubet an das Evangelium“, wie nach Markus (1, 15) die Predigt Jesu ist, so sagt er doch (V. 23), Jesus habe „gepredigt das Evangelium von dem Reiche.“ Jesus konnte, da Er aufzutreten begann, nicht voraussetzen, als hätte die Predigt des Johannes genügende Wirkung gehabt, so daß Er nun getrost weitergehen dürfte mit Seiner Rede. Denn viel fehlte noch an der gewünschten Buße, ohne welche ja das Evangelium keinen Raum im Herzen finden kann. Deswegen mußte ja der Herr selbst wieder

gleichsam ein zweiter Johannes sein und mit gleichem Ernst zur Buße auffordern. Diese Bußpredigt blieb zu allen Zeiten, weil nie mit ihr genug Ernst gemacht wurde, bis zu uns herab nötig und wird besonders in der letzten Zeit, wenn das Himmelreich sich vollenden soll, unter Gottes Leitung mit besonderer Stärke wieder gehört werden. Denn wenn dann doch alles mit einem Gericht sich abschließt, was wird der vor sich sehen, der nicht sich entschließen konnte, Buße zu tun? Indessen redete doch Jesus von Buße und Reich Gottes gleichsam in einem anderen Ton, nämlich in milderem und freundlicherem Tone, als wollte Er mehr nur sagen: „Machet an dem fort, wie Johannes es von euch gewollt hat; denn immer näher kommt das Heil, an dem nur Bußfertige teilnehmen können“, sah man Ihn ja doch schon so viel Heilvolles darbieten. Mehr und mehr weiß Er auch Eindrücke zu geben, die auf Seine Person hinweisen als die, mit welcher das Heil des Himmelreichs komme oder die es bringe. Immer heller und heller sollte Sein Licht leuchten und der Schimmer Seiner Herrlichkeit „als des eingeborenen Sohnes vom Vater“ (Joh. 1, 14) hervortreten. Man erfuhr durch Ihn an sich viel mehr Erquickendes, Wohltuendes, Holdseliges, als man's beim strengen Johannes gefühlt hatte. Wie Er vor Augen Kranke heilte, so war all Sein Reden ein Heilen und Verbinden von Herzenswunden, weil es den Frieden ins Herz brachte, wie Er auch zu Seinen Jüngern sagte (Matth. 10, 13): „Euer Friede wird auf die kommen, die euch aufnehmen.“

Indessen wollte der Herr bald Mitarbeiter haben, die in Seinem Namen aufzutreten und in Seiner Kraft sich zu bezeigen fähig werden sollten. Insbesondere lag Ihm an, bestimmte Jünger zu bekommen, die ganz bei Ihm blieben, um desto leichter an Seine Stelle, wo es nötig wäre, treten zu können. Bisher waren Ihm freiwillig viele nachgefolgt, die aber mehr nur ab- und zuziehen, ohne Seine beständigen Begleiter zu sein; denn Er hatte sie noch nicht berufen. So war's schon, um auf das Weitere unseres Textes zu kommen (V. 18-22), mit Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes gewesen. Diese waren vorher treue Jünger des Johannes und von diesem auf Jesum als das Lamm Gottes auf-

merksam und dann mit Jesu bekannt geworden (Joh. 1, 35 ff.). Sie blieben aber vorerst nicht bei Ihm, vielleicht auch aus Schüchternheit, weil Er sie noch nicht berufen hatte. Alle waren Fischer; und „als einmal Jesus ans galiläische Meer ging“, sahe Er sie am Ufer mit den Netzen beschäftigt, zuerst Simon Petrus und Andreas; und zu diesen sagte Er: „Folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen.“ Etwas weiter weg sahe Er sodann den Jakobus und Johannes, denen Er einfach rief, mit dem stillen Winke, daß sie bei Ihm bleiben sollten. Beide Brüderpaare verließen alsbald alles und folgten Jesu nach, jetzt mit dem Sinn, Ihn nicht mehr verlassen zu wollen, weil Er sie gerufen hatte. Wenn sie auch gewollt hätten, konnten sie nicht mehr, weil Jesus ihnen kein Heimgehen fortan antrug. Sie waren angebunden; und ohne einen Riß im eigenen Inneren konnten sie nicht wieder weggehen. Das zweite Paar verließ auch Vater und Mutter (Zebedäus und Salome) und war so angefesselt an Jesum, daß es außer Ihm keine andere Rücksicht kannte. Ja, statt daß die Söhne später die Mutter wieder aufgesucht hätten, ging diese selbst ihren Söhnen und Jesu nach. Auch hierin ist etwas von der überwältigenden Majestät Jesu zu erkennen.

Der Herr hatte nun etliche Getreue, mit welchen Er im ganzen galiläischen Lande umherzog. Andere viele, die auch als Jünger sich anschlossen, waren nicht angebunden wie jene, sondern behielten mehr Freiheit, ab- und zuzugehen. Er lehrte vornehmlich in den Schulen. Das waren Versammlungshäuser der Israeliten, Synagogen genannt, zu gemeinschaftlicher Andacht und Erbauung, wie sie allmählich neben dem Tempel, aber nicht mit dem Charakter von Tempeln, aufgekommen waren. In Jerusalem selbst gab es deren 480. In ihnen wurde hauptsächlich gebetet und die Bibel gelesen. Auf jeden Sabbat fiel ein Abschnitt aus dieser, oder eigentlich zwei, einer aus dem Gesetz (den Büchern Mosis) und ein anderer aus den Propheten; und in einem Jahre waren die genannten Bücher ganz gelesen. Neben der Lektion aber konnten auch Schriftgelehrte auftreten und Reden halten; und es bestand große Freiheit für jeden, der reden wollte. Deswegen hatte das Lehren Jesu in diesen Schulen kei-

nen Anstand; und es durfte schon nicht abgewiesen werden, wurde auch gerne gesehen, weil es der rechte Ort war, sich zu erklären. Das Wirken Jesu erschien so nicht als eine Winkelsache oder als eine Heimlichkeit, mit der Er sich nicht getrauen wollte, frei aufzutreten. Der Herr hat sich an das Bestehende angeschlossen und wollte nirgends der sein, der sich außer dem Kreis des jüdischen Volkslebens stellte. Sollte Er ja doch eben an dem fortbauen, was da war, und dieses zu seiner Vollendung und Erklärung führen nach der Verheißung.

Wenn der Herr in Seinen Vorträgen durchblicken ließ, daß jetzt das Reich Gottes komme, die Zeit der gnädigen Heimsuchung da sei und durch Ihn persönlich eröffnet werde, so war's von großer Wichtigkeit, daß Er Beweise dafür gab. Diese gab Er mit dem, daß Er nicht nur mit Worten die neuangebrochene Freundlichkeit Gottes zur Aufnahme aller, die glaubten, d. h. an das Evangelium und an Seine Person vertrauensvoll sich anschlossen, dem Volke anpries, sondern Kräfte zeigte, durch welche die Freundlichkeit Gottes sich verwirklichte an Kranken und Leidenden jeder Art, überhaupt durch Wunder, die, weil unmittelbar von Gott kommend, zu Zeichen dienen sollten, daß es mit dem Himmelreiche ein Ernst sei. So geschah es denn, daß „Er heilte allerlei Seuche und Krankheit im Volk“. Die Wunder, die Er tat, sollten nicht bloße Schaustücke sein, wie es etwa die Pharisäer von Ihm am Himmel erwarteten; sondern sie waren wirkliche Erweise der Gnade Gottes, Anfänge der durch Ihn angekündigten Erlösung von allem Übel, namentlich von der Gewalt der Finsternis. Wer sie tat, von dem konnte sich jeder auch für sich alles versprechen in Zeit und Ewigkeit; und für den, der sie gläubig nach ihrer Wirklichkeit erkannte, war jedes Seiner Worte unzweifelhaft und gewiß.

Das Gerücht von Ihm „erscholl nun auch durch das ganze Syrienland“ (V. 24); und die dort zahlreich vorhandenen Israeliten (nicht die Heiden von da) „brachten zu Ihm allerlei Kranke, mit mancherlei Seuche und Qual behaftet, die Besessenen und die Mondsüchtigen und die Gichtbrüchigen; und Er machte sie alle gesund.“ Die Folge davon war (V. 25), daß auch sonst ganze

Massen Volks von allen Gegenden her Jesu nachfolgten, auch die „jenseits des Jordans und von Jerusalem her“. Wie leicht sind doch die Menschen erregt, wenn sie Kräfte Gottes mit Macht herströmen sehen! Aber ach, wie leicht ist es auch alles wieder vergessen, daß es die Leute wieder langweilt, bis jeder tiefere Eindruck erloschen ist! Zuletzt blieb alles wieder zu Hause und ließ Jesum allein stehen. So ging's mit jenen Gegenden, wie wir später bitter den Heiland klagen hören. Was kostet's doch für Mühe, die erstorbenen Herzen zu bleibendem Leben zu erwecken! Wir erfahren's ja auch bei uns, denn um nichts ist's besser jetzt als damals; und wenn wieder neue Kräfte des Heiligen Geistes sich zeigen, so wird's wohl auch wieder einen Sturm geben, als ob alle Welt zumal sich endlich doch noch bekehren wollte. Aber wer weiß, wie schnell es abermals wird bei der Mehrzahl wieder vergessen sein?

## § 11 Die Heilung von Besessenen

Kap. 4, 24

Ich kann nicht umhin, über gewisse Kranke, die der Herr heilte und die durch die ganze evangelische Geschichte, doch vornehmlich im Anfange derselben, vorkommen, ein besonderes Wort zu reden, weil obige Schriftworte, die den Schluß des letztbesprochenen Abschnittes bilden, dazu einladen. Es ist nämlich da von Besessenen, Mondsüchtigen, Gichtbrüchigen die Rede, welche unter anderen Kranken oder Siechen geheilt wurden. Welche Bewandnis hat es mit solchen Kranken, wenn bei ihnen ein Einfluß der Finsternis, des Satans oder Teufels, oder ein Inwohnen teuflischer Wesen vorausgesetzt wird, welche Dämonen (ein Wort, daß ungeschickterweise in der deutschen Übersetzung immer mit Teufel wiedergegeben wird) oder böse, unreine, unsaubere Geister, auch überhaupt Geister, wie Geist der Krankheit, heißen? Dies ist eine Frage, die jedem Bibelleser unwillkürlich kommt und welche ein Ausleger nicht

unbeantwortet oder wenigstens nicht unbesprochen lassen darf, ohne Gleichgültigkeit oder Feigheit oder Mißachtung der Schrift zu verraten.

Ein Mut freilich gehört dazu in unserer Zeit, dieses Thema zu besprechen; denn vielen ist es widerlich, nur die hierher gehörigen Worte oder Benennungen zu hören, und zwar in dem Grade, daß sie jeden, der Miene macht, darüber zu reden und an Eigentümliches, welches damit in Zusammenhang steht, zu glauben, übel darum ansehen, auch für abergläubisch und leichtgläubig halten, als ob man alles in der Bibel mit heiliger Scheu und Ehrerbietung besehen dürfte, nur diese Sache nicht.\* Sie tun, als ob alles lauter Unsinn und Aberglauben wäre, was nur in dieses allerdings finstere und unheimliche Gebiet gehört, und als ob selbst Anschauungen nach der Bibel nur Verfinsternung und Verdummung der Leute herbeiführte. Wie dem auch sei, so habe ich kein gutes Gewissen dabei, auch nur einen Punkt in der Auslegung der Evangelien unbesprochen zu lassen, wenn manches auch dem Geschmack der Zeit weniger zusagt.

Die Besessenen oder Dämonischen in der Schrift stellen sich als solche dar, die von einem fremden Wesen, das in ihnen ist, beherrscht und geplagt werden, teils leiblich, teils geistig. Bei vielen solcher Kranken werden die Dämonen nur als versteckt innewohnend angenommen, wie bei den Mondsüchtigen und wohl auch Gichtbrüchigen; und bei anderen wird erzählt, daß sie entweder als stumm quälend sich gebärdet hätten oder bestimmter so hervorgetreten seien, daß das eigene Bewußtsein der Kranken zurücktrat und nur die fremden Wesen redeten und handelten. In letzterem Falle hat man sich's nicht so zu denken, als ob unausgesetzt das Fremde den Herrn gespielt hätte; sondern nur zuzeiten machte sich das Innewohnende bemerklich, während in Zwischenzeiten den Kranken kaum etwas anzusehen war, wiewohl hierin große Verschiedenheit geherrscht haben mag. Die Geister oder Dämonen, wenn sie vortraten, redeten ganz nur mit

\* [Siehe in diesem Zusammenhang die wichtigen ergänzenden Erläuterungen von Paul Ernst in Blumhardt, *GW II*, Göttingen 1974, *BBB*, 5. Bd., S. 12 (zu 97 b 13 und 8 v. u.)]

Bezug auf sich, nicht mit Bezug auf den Kranken, in dem sie waren. Dies war offenbar der Fall, wenn aus dem Munde der Kranken Stimmen wie folgende kamen: „Halt, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesu von Nazareth? Du bist kommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes“ (Mark. 1, 24) oder: „Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten, ich beschwöre dich bei Gott, daß du mich nicht quälest“, d. h. in den Abgrund weisest (Mark. 5, 7) usw. Besonders klar tritt es hervor bei einem Fall in Ephesus nach der Apostelgeschichte (19, 13ff.), da „sieben Söhne eines Juden die Geister eines Besessenen bei Jesu beschworen, den Paulus predigt“. Da antwortete der böse Geist, offenbar nicht der Mensch, in welchem er war: „Jesum kenne ich wohl, und Paulum weiß ich wohl; wer aber seid ihr?“ Wenn dann der Mensch, aus dem der Geist sprach, auf sie sprang, ihrer mächtig wurde, sie unter sich warf, bis sie nackt und verwundet entflohen, so war auch das nicht die Tat des Menschen selbst, sondern eben des Geistes, der in ihm war, obwohl die Tat durch ihn als Werkzeug geschah. So meint's wenigstens Lukas; und daß es immer auch in den Evangelien so gemeint sei, muß jeder unbefangene Leser zugeben.

Daß nun ähnliche Kranke, die man als Besessene zu nehmen hätte, auch jetzt noch vorkämen, will meist in unserer Zeit geleugnet werden; und eben die Meinung, daß man von solchen Krankheiten gar keine Anschauung hätte, ist der Grund, warum man auch auf die neutestamentlichen Geschichten nicht sonderlich viel achtet. Entweder übergeht man diese, ohne gerade gegen sie sich auszusprechen, oder denkt man, es seien Erscheinungen, welche eben nur zur Zeit Christi vorgekommen seien, also keine weitere Bedeutung für uns mehr hätten, oder man meint, die Evangelisten und Apostel seien eben in diesem Punkte Kinder ihrer Zeit gewesen und hätten nach der herrschenden Ansicht alles angesehen und demgemäß mitgeteilt, während eine aufgeklärtere Zeit alles in anderem Lichte betrachtet hätte. Bei dem allem aber bedenkt man nicht, wieviel Wert gerade der Herr selbst auf die Macht, Dämonen auszutreiben, gelegt hat. In ihr sieht Er den stärksten Beweis, daß das Reich Gottes nahe sei

(Luk. 11, 20); und mit ihr rüstet Er nicht nur die Jünger aus, die Er zu Seinen Lebzeiten an Seiner Statt aussandte, sondern Er gibt sie ihnen auch auf den Weg mit zu allen Völkern der Erde (Mark. 16, 17). Wenn man dergleichen Stellen nicht würdigen will, sondern gar den Herrn selbst als der Zeitanschauung huldigend nimmt, so bedenke man doch selbst, wieviel von allem Wort Gottes uns dann genommen ist. Es bleibt darum keine andere Wahl, als man nehme entweder die Geschichten, wie sie sind, und gebe ihnen demgemäß auch eine Bedeutung; oder man hat kein sicheres Wort Gottes mehr und kann auch sonst glauben, was man will.

Es gibt zwar wohl noch Theologen, welche die alte Ansicht von wirklicher Besessenheit der Dämonischen in der Schrift verteidigen. Doch ist es gerade der geschätzteste Ausleger\* des Neuen Testaments, der eben bei unserem Texte sich gegen die alte Ansicht ausspricht. Seine Gründe hier ein wenig zu besprechen, finde ich nicht für überflüssig. Er sagt: „Entscheidend gegen die alte Ansicht bleibt:

1.) Das Nichtvorkommen Dämonischer im Alten Testament.“ Ganz ohne Beispiele aber ist das Alte Testament nicht. So war's bei dem Könige Saul doch eine Art Besessenheit, wenn es heißt, daß ein böser Geist von Gott ihn sehr unruhig gemacht habe und derselbe durch die Harfe Davids zum Weichen gebracht wurde (1. Sam. 16, 14. 23). Sonst ist es schon wahr, daß das Alte Testament nicht viel von Dämonischen erzählt; aber wenn die letzteren zu den Zeiten Jesu besonders häufig waren, was liegt doch näher, als zu denken, wie das eben auch mit der Erlösungszeit zusammenhing, die Jesus brachte als einer, der die Werke des Teufels zu zerstören kam? Das Eindringen der Dämonen in Menschen oder ihr stärkeres Hervortreten in Menschen, in welchen sie etwa sonst auch waren, konnte zu Jesu Zeit eine Bedeutung haben, die es im Alten Testamente nie gehabt hätte.

\* [Heinrich August Wilhelm Meyer: *Kritisch-exegetischer Kommentar I 1 Matth.* (1835, 1853, 1864), siehe auch Paul Ernst a.a.O., S. 13 (zu 99 a ab 7 und f).]

Überhaupt wenn Neues zu irgendeiner Zeit auftritt, ist das, daß es vorher weniger da war, kein Beweis dagegen. Wenn also Besessenheiten zu Jesu Zeit waren wie vorher nie, kann man nicht sagen, daß es eben darum keine Besessenheiten gebe.

2.) „Die unbestrittene Heilung der Besessenen durch Exorzisten, d. h. Teufelsaustreiber.“ Kann aber das Vorhandensein einer krankhaften Erscheinung damit zweifelhaft gemacht werden, daß dieselbe auf zweierlei Weise behandelt wird, wie hier einerseits durch Exorzisten, andererseits durch Jesum? Wird nicht das Vorhandensein der Erscheinung eben damit bestätigt als eine Kalamität, gegen welche man allerlei versuchte und, weil's nicht mit natürlichen Mitteln ging, auch durch zauberisches Beschwören? Sonderbar führt jener Theologe die Stellen an in Matth. 12, 27 und Mark. 9, 38, die sagen, daß Jesus selbst vom gewissen Exorzisten rede. Sagt Er's aber so, daß Er Sein eigenes Geschäft mit Dämonischen damit heruntersetzen oder in den Aberglauben verweisen will? Oder sollen die Evangelisten sich widersprechen, wie wenn sie in einem Atem sagen: „Jesus trieb Teufel aus; andere, die ein Handwerk draus machten, taten's auch; also ist's mit dem nichts, was Jesus tat, und hat man keinen Grund, an Besessenheiten zu glauben“? Ist's überhaupt der Fall, daß man oft in rechter oder unrechter Weise scheinbar dasselbe tut, kann man daraus einen Schluß gegen vorhandene Tatsachen machen? So hat Moses Wunder vor Pharao getan, und die ägyptischen Zauberer haben einige Male Ähnliches mit ihren Künsten zuwege gebracht; wurden damit Mosis Wunder zur Null oder Taschenspielererei?

3.) „Das Nichtvorkommen zuverlässiger Beispiele in neuerer Zeit, obwohl die nämlichen Krankheiten, die man für dämonisch hielt, gewöhnlich sind.“ Verstehen kann ich diesen Einwand nicht, wenn er etwas Entscheidendes gegen die Besessenheit geben soll. Es soll, heißt es, an zuverlässigen Beispielen fehlen, und doch sind die Krankheiten selbst auch jetzt noch gewöhnlich. Was heißt das anderes als: weil man die letzteren nicht dämonisch heißt, so sind sie's auch nicht. Alles soll's sein, nur nicht dämonisch, obwohl es ist, wie's

ehemals war. Wer aber überhaupt auf zuverlässige Beispiele wartet, wann wird er sie haben? Wenn schon die durch die Autorität der Schrift gesicherten Beispiele nicht recht gelten, welche andere Autorität soll in unserer Zeit genügend sein, um festzustellen, die Beispiele seien da? Was hindert doch aber, zur biblischen Anschauung zurückzukehren? Ist es denn eine Schande oder eine Torheit, biblisch die Sachen anzusehen und zu nehmen?

4.) „Das gänzliche Stillschweigen des Johannes, während doch auch ihm Wunderheilungen und die Besiegung des Teufels als wesentliche Aufgabe des Messias gegolten habe.“ Ob man da nicht doch einwenden darf, daß Johannes von der stärksten Besessenheit redet, die vorkommen kann, wenn er sagt (13, 27): „Nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn (den Judas)“? Sollte das nur eine Redensart sein, wie sie bei uns mehr als eine energische Rede gewöhnlich ist? Dem Johannes war's ganz ernst mit dem, was er sagte. Wirkliche Besessenheit müssen wir da annehmen, freilich anders als bei den gewöhnlichen Besessenen, weil's Satanas selber war, der in den Judas fuhr, doch immer so, daß Judas seiner selbst nicht mehr mächtig war. Nach dem Verrat, müssen wir hinzudenken, verließ ihn der Teufel; und daher die schreckliche Verzweiflung des armen Mannes. Sonst aber ist doch wohl zu bedenken, daß Johannes nur Wunder erzählt, welche in ausgezeichneter Weise die göttliche Hoheit Jesu darstellen sollten. Dazu dienten ihm die Heilungen der Besessenen nicht, von denen ja der Herr, wie wir wissen, mehr Schmach als Ehre hatte (Matth. 12, 24), auch darum, weil sie leicht mit dem, was andere Teufelsaustreiber taten, zusammengestellt werden konnten. Nur was unzweideutig vor jedermanns Augen die Herrlichkeit Jesu offenbarte, konnte Raum finden im Evangelium Johannis, weswegen sein Stillschweigen bezüglich der Heilungen der Besessenen nicht nur nicht befremden darf, sondern als vollkommen angemessen erscheinen muß.

Wir sehen, wie wenig „entscheidend“ obige vier Einwendungen gegen die alte Ansicht von der Besessenheit sind. Warum ich es aber für der Mühe wert halte, so umständlich zu reden, werden die Freunde im nächsten *Blatt* sehen.

## § 11 Die Heilung von Besessenen

(Schluß)

Kap. 4, 24

Ehe wir von der Heilung der Besessenen und deren Bedeutung reden, wollen wir noch einiges sagen von den verschiedenen Arten von Kranken, die man besessen oder dämonisch zu nennen versucht ist. Leicht mag man finden, auch als angedeutet in der Schrift, obwohl diese nirgends eingehend davon redet, daß die Krankheit entweder eine völlige oder nur partiale sein kann. Eigentümlich ist, daß es auch nach der Schrift rein leibliche Besitzungen geben kann, durch welche das Geistige des Menschen nicht im mindesten angegriffen wird. Wir erinnern uns des Weibes im Evangelium (Luk. 13, 11), „welches einen Geist der Krankheit hatte und von Satanas gebunden war (V. 16); und sie war krumm und konnte nicht wohl aufsehen“. Auch wissen wir, was Paulus von sich sagt (2. Kor. 12, 7): „Es ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage.“ Er nennt also den Dämon, den Satan ihm zugesandt und nach des Herrn Willen zusenden durfte, einen Satansengel; und wenn derselbe ihn mit Fäusten schlug, so deutet das auf arge leibliche Plagen und Schmerzen hin, denen Paulus unterworfen war, ohne dadurch im Geist gestört zu sein. Wie oft kann ähnliches auch bei uns vorkommen; und gerade in unserer Zeit macht man Erfahrungen von unerklärlichen leiblichen Übeln der mannigfaltigsten Art, bei denen auch die erfahrensten Ärzte ratlos sind. Wenn man aber auch versucht sein kann, bei solchen leiblichen Krankheiten die biblische Anschauung an sich kommen zu lassen, so ist es doch nicht geraten, von einer Besessenheit zu reden, wie dieses Wort überhaupt nie gebraucht werden sollte, wenn man nicht bestimmt und unzweifelhaft ein Zweites im Menschen wahrnimmt. Auch sonst mag man nicht leicht das Recht haben, im einzelnen Fall Besessenheit wirklich vorauszusetzen, zumal die wenigsten sich darunter etwas Klares denken können. Nur die Möglichkeit, daß auch im Leiblichen dämonische Einflüsse stattfinden können, dür-

fen wir nach der Schrift annehmen; und schon diese kann uns den Gedanken wichtig machen, daß ein Heiland da ist, der eben von allem Finsteren und Dämonischen uns zu befreien gekommen ist, also gerade dann, wenn die Umstände am rätselhaftesten und ratlosesten sind, auf Bitte und Fürbitte sich zur Hilfe herbeilassen werde.

Von den äußeren Erscheinungen der Besessenheit, wenn der Geist des Menschen angegriffen ist, haben wir schon das letzte Mal einiges gesagt. Nach dem Grundtext heißen dergleichen Kranke eigentlich Dämonische oder solche, die einen Dämon, einen unsauberen Geist haben, woraus hervorgeht, daß mancherlei Unterschiede mögen stattgefunden haben; und wir dürften wohl in unserer Benennung zwischen Besessenen und Dämonischen, d. h. von Dämonen nur Beeinflussten, unterscheiden. Bei letzteren konnte das Dämonische nur nach gewissen Seiten erkennbar sein, oft auch mehr nur als ein dem Menschen Eigentümliches erscheinen, ohne daß der Einfluß der Finsternis ausgeschlossen wäre. Bei uns ist es auffallend, wie manches, bei dem man an Dämonisches denken kann, von den Leuten selbst als angeerbt, als in der Familie liegend genommen wird. Wo Trübsinn, Schwermut, Wahnsinn, übermäßige Leidenschaft, auch Fallsucht vorkommt, besinnen sich die Leute in der Regel, ob so etwas [ein] in der Familie häufig Vorkommendes sei. Mitunter kann es Verbrechen geben, die man ererbt nennt, wie man von einem Diebssinn oft redet, dem der, der ihn hat, nicht widerstehen könne; und von Verbrechen in diesem und jenem kann man je und je den Eindruck bekommen, daß sie es nicht nach ihrem eigensten Willen sind, sondern nur vermittelt eines Dämons, der sie getrieben hat. Häufig sind auch die Fälle, da die Menschen denken müssen, was sie nicht denken wollen. Da gibt es innerliche Gotteslästerungen, widrige Stimmungen gegen Gebet und Wort Gottes, Selbstmordgedanken, Gedanken des Hasses und Widerwillens gegen andere, selbst gegen eigene Kinder, unwillkürliches Stürmen nach Lüsten des Fleisches, wie besonders der Trinklust, lauter Dinge, die dem Menschen selbst durchaus zuwider sind, gegen welche er sich wehren will und die ihn bis zur



Verzweiflung bringen können, weil er ihrer nicht mächtig wird. Noch vieles ließe sich angeben, das jedoch hier zu weit führen würde. Aber der Einfluß der Finsternis kann sich durch alles erstrecken, und unzählige Male wird man an das erinnert, was die Schrift dämonisch heißt und wovon zu befreien der Herr Jesus Macht gezeigt hat und noch zeigen will.

Wenn man fragen will, was es doch für Wesen sein mögen, die sich in die Person des Menschen eindringen, so kann man wohl einiges darauf antworten. Unbestreitbar ist es ja nach der Schrift, daß es Satansengel gibt, wie ja auch Paulus seinen Pfahl im Fleisch einen Engel des Satans nennt. Dann mag es auch Satanskräfte anderer Art geben, die gleichfalls etwas Persönliches sind. Näheres über beiderlei Personwesen läßt sich nicht sagen, da die Schrift darüber schweigt. Ein Eindringen dieser wäre es also, was man bei Besessenheiten sich denken kann, jedoch mehr nur bei den oben berührten feineren, minder klar und auffallend hervortretenden; und wenn man dabei eine Macht Satans über die Menschen voraussetzt, welche er um der Sünde der Menschheit willen bekommen hat, so möchte man es schon zur Genüge begreifen, warum es ein Heiland gerade absehen sollte auf Befreiung des Menschen von allem Dämonischen und Fremden, das in ihm eine Herrschaft gewonnen hat und ihn zum wirklichen Sklaven macht. Was hülfe doch alles Predigen und Ermahnen, wenn so viel Hemmendes, Umnachtendes und Verstörendes durch Satans List und Macht bei den Hörenden vorliegt, wenn diese nicht zuerst frei gemacht werden? Gott aber hat Jesum gesalbt mit Seinem Geiste (Jes. 61, 1-2), „um den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung und den Gebundenen eine Öffnung“. Die Weissagung sagt ausdrücklich, daß, wenn das geschehe, „das gnädige Jahr des Herrn“ (Jes. 61, 2) angebrochen sei. Alle Heilungen also, welche der Herr bei Besessenen offenbarte, in welcher Art sie es auch gewesen sein mochten, deuten darauf hin, wie nun die Macht Satans sollte gebrochen werden, und zwar in ihrer Wurzel, wenn dem persönlichen Eindringen Satans ein persönlicher Widerstand mit siegreicher Überlegenheit

würde entgegengesetzt werden. Daher das Wort Jesu: „So ich aber die Teufel durch den Geist Gottes austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ (Matth. 12, 28.) Denn alle Teufelsaustreibungen zeigten, daß hinfort mit allem, worin Satan einwirkend, verderbend und zerstörend gegen das menschliche Geschlecht gewesen war, aufgeräumt werden sollte, damit der Mensch in seine Freiheit komme, ohne ferner durch eine verborgene geistige Übermacht sich erdrückt zu fühlen. Der Mensch soll durch Jesum von allen geheimen Banden der Finsternis befreit werden, mochten diese nun leibliche oder geistige Zerrüttung zur Folge haben. Wir sollten mit einem Worte errettet werden „von der Obrigkeit der Finsternis und versetzt werden in das Reich des lieben Sohnes“ (Kol. 1, 13). Auf diese Weise kann uns jede Erzählung von der Heilung eines Besessenen etwas von dem Siegesgefühl geben, das einst die ganze Kreatur haben wird, wenn überall Satan wird beseitigt sein und Gott sein wird alles in allem.

Bei den entschieden Besessenen ist aber noch etwas anderes nicht Unwichtiges zu merken und zu erkennen. Bei ihnen tritt auffallend ein fremdes Wesen hervor, dabei das eigene Wesen des Menschen ganz in den Hintergrund tritt. Das ist es nicht, wenn Satansengel oder Satanskräfte auf den Menschen einwirken und ihn verderben; denn bei diesen geschieht die Verderbnis in so feiner Weise, daß man Mühe hat, das Fremde vom eigenen Menschen zu unterscheiden, weil es mit dem eigenen Wesen des Menschen verwachsen erscheint, weswegen da von Besessenheit nicht leicht gesprochen wird. Tritt aber das eigene Wesen des Menschen wirklich ganz zurück, so kann man sich der Ansicht der Zeit Jesu, welche auch in den Berichten der Heiligen Schrift deutlich vertreten ist, nicht erwehren, daß die eingedrungenen Wesen Seelen von verstorbenen Menschen sind, die, weil unvollendet hingegangen, in der Gewalt Satans verblieben sind und von diesem nun mißbraucht werden, die Quäler lebender Menschen zu sein, eine sichtliche Strafe dafür, daß lebende Menschen so oft die Quäler ihrer Mitmenschen sind. Es erscheint offenbar so, daß das, womit die Verstorbenen selbst noch gequält sind im

Jenseits, namentlich Leidenschaften jeder Art, durch sie den Lebenden, ohne daß diese gerade persönliche Schuld haben, mitgeteilt wird – deren Persönlichkeit nach dem Willen des Satans, unter Zulassung Gottes, zum Zeichen der Macht Satans verderbend. Es läßt sich gar nicht ausdenken, welch ein Jammer damit dem menschlichen Geschlecht aufgedrückt ist, das ganz buchstäblich vermittelt solcher Dämonen die Last und den Fluch vergangener Geschlechter trägt und tragen muß. Unter allem aber ist der Mordgeist Satans zu erkennen, der, ohne persönlich den Quäler zu machen, die Menschen bei Besessenen ganz ebenso sich untereinander bis aufs Blut quälen läßt, wobei es nur Bild davon ist, wie die Menschen eben sonst auch durch eigene Schuld gegeneinander sind.

Überlegt man dieses, so mag man die große Bedeutung der Heilungen der Besessenheit erkennen, welche Jesus sich angelegen sein ließ. Diese Heilungen erscheinen so als eine Aufhebung des Fluchs, der auf der Menschheit lastet; und es ist denkbar, daß die Befreiungen, die der Herr bewirkte, rückwirkend auch Befreiungen hingegangener Geschlechter zuletzt gewesen sein werden, bis alles, was möglich ist, wird aus der Gewalt des Teufels entrissen und unter das sanfte Joch Jesu gestellt sein. Über all das ließe sich freilich noch viel, sehr viel denken und sagen; aber es mag genug sein, um uns die evangelische Geschichte von den Heilungen der Besessenen wichtig zu machen. Wenn denn auch in unserer Zeit wieder Macht über die Dämonen gegeben werden sollte, so müßte das als eine Erscheinung von der größten Tragweite anzusehen sein und ein sicheres Zeichen von der Nähe des Herrn und der kommenden Vollendung Seines Reiches. Möchte der Herr kommen und die einst so siegreiche Macht über die Kräfte der Finsternis der geknechteten Menschheit wieder schenken!

## II.

### Die Bergpredigt

## 5. Kapitel Matthäi

### § 12 Über die Reden Jesu

Kap. 5, 1. 2

**M**atthäus hatte angefangen, vom Wirken und Reden des Herrn im allgemeinen zu reden. Nun will er gleich ein Muster Seiner Predigt uns geben, das uns zeigte, in welcher Weise der Herr zu dem Volke sprach. Der Inhalt Seiner Vorträge, wenn Er vor Tausenden sprach und nicht gerade in Gleichnissen redete, war im allgemeinen immer derselbe, weswegen die Evangelisten es nicht gerade darauf anlegten, viele Lehrvorträge niederzuschreiben. Eine einzige Rede sagt uns schon genug; und die Bergpredigt gibt auch das Nötige so vollkommen, daß nur Neugierde, nicht Bedürfnis, den Wunsch in uns erregen kann, mehr von Jesu Reden zu haben. Wir finden sogar einzelne Teile der Bergpredigt, in den Evangelien zerstreut, da und dort wieder, wie sie der Herr bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholte; und auch der Anfang der Bergpredigt kehrt, wenn auch etwas anders gehalten, in einer längeren Rede wieder, welche Lukas (6, 20ff.) mitteilt und die man (s. V. 17) zum Unterschied von der Bergpredigt die Feldpredigt nennen kann. Es lag dem Herrn nicht daran, immer wieder Neues zu geben. Er bleibt vielmehr stets bei der Hauptsache, welche auf die Umwandlung der Herzen zur Sinnesänderung führen sollte; und da läuft alles auf wenig hinaus, welches, um es in aller Herz und Mund zu bringen, immer und immer wieder zu sagen, wenn auch mit verschiedenen Wendungen, oft aber auch wortgleich, der Herr sich nicht scheute. So dürften auch Prediger es weniger darauf absehen, stets Neues hervorzu bringen, wobei der Mittelpunkt, auf den alles zusammenlaufen

soll, oft nicht erkennbar ist. Es hat auch einen großen Wert für jedermann, das Beherzigenswerteste immer und immer in einer behältlichen Kürze, darum, obwohl oft gehört, doch stets wieder neu zu bekommen. So kommt's tief ins Herz, während unter der Mannigfaltigkeit von Stoffen, besonders wenn diese nicht direkt aufs Christliche gehen, die Leute für ihr inneres Leben sich nicht konzentrieren können. Auch die Apostel haben's dem Herrn nachgemacht, wie wir an den Briefen sehen; und Paulus sagt daher einmal (Phil. 3, 1): „Daß ich euch immer einerlei schreibe, verdrießt mich nicht und machet euch desto gewisser.“

Ob die Bergpredigt gerade so gehalten wurde, wie wir sie vor uns haben, oder ob sie mehr nur eine Zusammenstellung der Grundgedanken Jesu in allen Reden ist, [wo]bei Matthäus ein fein zusammengesetztes Ganzes machte, kann in Frage bleiben. Es macht das aber nichts aus, wenn nur wirkliche Worte Jesu wiedergegeben werden. Daß die Bergpredigt gleich im Anfange der Wirksamkeit Jesu gehalten worden sei, ist nicht denkbar. Denn sie setzt bereits tiefere Eindrücke voraus, die der Herr sonst schon von Seiner Person gemacht hatte, so daß Er sich sogar als den zu erkennen geben konnte, vor dem einst alle sich stellen müssen, um ihr Urteil zu empfangen (Matth. 7, 21-23). Auch sonst deutet manches darauf hin, wie eine Stellung zu Ihm und Seiner Person und Sache vor Gott alles ausmachen werde. Dazu müssen's der Jünger, die zu Jesu vor dem Beginn der Rede traten, doch schon mehr gewesen sein, als bisher von Matthäus angegeben waren.

Wenn es also in unserem Texte heißt: „Da Er aber das Volk sahe, ging Er auf einen Berg“, steht's nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, sondern wird bloß etwas aus beliebiger Zeit vom Wirken Jesu herausgehoben, wie es unter anderem einmal war. Die Evangelisten, auch wenn sie nicht unmittelbar der Zeit nach Aufeinanderfolgendes geben, reden doch in der Regel so, als ob es direkt aufeinanderfolgte, um ihrer Darstellung mehr Leben und Anschaulichkeit zu geben und dem Gedanken an Lückenhaftigkeit nicht Raum zu lassen. Es ist das eine Eigentümlichkeit mancher Geschichtsschreiber, daß sie ihrem Stoffe gerne den Eindruck eines Ganzen und

Zusammengehörigen geben, weil ein Erzählen von zufälligen Einzelheiten, die in der Darstellung nicht ineinandergreifen, unangenehm wirkt und den Totaleindruck schwächt. Die Evangelisten liebten solches um so mehr, weil sie, wie das wunderbar lieblich ist, von sich aus gar nichts zwischenhinein zu sagen wagen, das als ihre Bemerkung dastünde.

Jesus, lesen wir, setzte sich auf einem Berge, d. h. auf einer kleinen Erhöhung am Berge nieder; und zunächst umgaben Ihn Seine Jünger als eigentliche Zuhörer und Schüler, die Er je und je auch besonders anredete, da Er sagte: „Ihr seid das Salz der Erde, das Licht der Welt.“ (V. 13. 14.) An sie richtet der Herr alles; und das Volk, welches weit herum stand, sollte mehr nur hören, wie Jesus die Jünger lehrte. Die Stimme Jesu muß freilich dabei durchdringend genug gewesen sein, daß auch die Fernstehenden Ihn verstehen konnten, wiewohl oft auch ein mancherlei Ab- und Zulaufen mag stattgefunden haben, wodurch manchen vieles entging. Wie eindringlich aber doch dem Volke die Rede wurde, sieht man an dem, was Matthäus am Schlusse sagt: „Es entsetzte sich das Volk über Seiner Lehre.“

Der Herr hielt, wie wir sehen, keine sogenannten Reden, etwa aufrecht stehend, wie von einer Kanzel herab. Es sollte bei Ihm den Charakter von Vertraulichkeit haben, wie wenn ein Vater im Kreise seiner Kinder belehrend sich unterhielte. Sogenannte Reden erscheinen oft als in die Luft verhallend oder, wie man sagt, über die Köpfe hinweggehend, weil der Untereinander von Zuhörern zu groß ist, bei dem man immer bei seinem Vortrag ungemein einfach und niedrig sich halten sollte, weil die meisten Zuhörer keine Reife für etwas haben, das nur ein wenig tiefer geht. Jesus will auch nicht effektiv reden mit Seinen Zuhörern in allerlei kräftigen Worten und Wendungen und mit gewaltiger Stimme, wie wir's gewohnt sind, da eben nur gar zu oft ein Wortschwall vorkommt, mit welchem nur äußerlich angeschlagen, aber nicht ins Herz eingeschlagen wird. Ins Herz geht nur das Einfachste, das ganz Verständliche und Klare. Alles andere ist mehr ein Bombast, und keineswegs der Art, daß es gewaltig, d. h. ergreifend und nachhaltig, wirkte.

Jesus will endlich für das, was Er sagt, bereits in etwas zubereitete Herzen haben, denen Er mit allem wirklich ins Herz kommen konnte. Deswegen will Er die Jünger zunächst um sich haben, und hinter diesen stand das Volk, das dann auffangen sollte, was es mochte und konnte. Es lüstete Ihn nicht, viel Wichtiges an das Volk hinzusagen, von dem dieses vieles eben an sich herabfallen ließ. Deswegen redet Er oft in Gleichnissen, um lieber für die Unempfänglichen unverständlich zu sein. Stumpfe Zuhörer, die keine geöffneten Sinne hatten, bekümmerten sich um die Gleichnisse nicht viel, hätten aber auch für Deutlicheres kein Ohr gehabt, weswegen Er ihnen lieber auch Deutlicheres nicht gab, während die, welche Ohren hatten, auch Gleichnisse und so alles andere hören und verstehen konnten. Wenn der Geist in Jesu nur Einschlagendes geben wollte, so brauchte Er dazu bestimmte Zuhörer, wie Er diese an den Jüngern hatte. Solcher Jünger gab es im Verlaufe außer den Zwölfen viele, in die Hunderte gehend, die ganz als Schüler sich her machten und schon Eindrücke von Jesu hatten. Diese allein befriedigten Ihn; und sie achtete Er denn auch für wert, Seine wundervollen Lehren zu hören. So konnte Er, um das eine anzuführen, nur diesen Jüngern Seligpreisungen zurufen; und wenn für die Seligpreisungen schon Leute da waren wie die Jünger, denen sie wirklich galten, so mußte das viel tiefere Eindrücke auf das Volk machen, als wenn Er ohne weiteres gegen alle die Seligpreisungen ausgesprochen hätte, da denn Unzählige, wo nicht alle, dabei stier in die Welt gesehen hätten, nicht begreifend, wen dieselben in Wahrheit angingen. Nun aber sehen sie, es seien solche da, die schon zu den Seligen gehörten, als rief Er denselben zu: „Was seid ihr doch für selige Leute, die ihr euch als Arme usw. zu mir hergemacht habt.“ Wunderbar konnte solches auf viele vom Volk wirken; und ihre Lüsterheit, auch zu dem Kreise der Jünger und Seligen zu gehören, wurde auf diese Weise viel mehr geweckt, als wenn alles über das Volk hin unbestimmt hinausgesprochen wäre, da keiner gewußt hätte, ob es nur auch solche selige Leute geben könne. So bekam auch der übrige Inhalt der Rede eine größere Anziehung, weil mit

allem an gewissen Leuten angeknüpft war. Gebe der Herr, daß wir für die Rede Jesu offenen Sinn haben, wenn wir sie jetzt uns näher ans Herz zu legen suchen, und daß wir auch uns dürften als Seine Jünger und als die Seligen vom Herrn angesprochen finden.

## § 13 Das Seligsein der Jünger

(Anfang der Bergpredigt)

Kap. 5, 3-12

Die Bergpredigt, zu deren kurzer Betrachtung wir jetzt übergehen, läßt sich auf folgende Weise überblicken:

- 1.) Anrede an die Jünger, 5, 3-20, ihnen vorhaltend
  - a) ihr Seligsein bei richtiger innerer Stellung, 5, 3-12
  - b) ihre Bestimmung, das Salz der Erde und das Licht der Welt zu sein, 5, 13-16
  - c) ihre Aufgabe, das Gesetz zu erfüllen, nicht aufzulösen, 5, 17-20
- 2.) Unterweisungen über die Gerechtigkeit, die ins Himmelreich taugt, 5, 21-6, 34
  - a) von der Erfüllung des Gesetzes, 5, 21-48
  - b) von den Übungen der Frömmigkeit, 6, 1-18
  - c) von der Stellung zum Zeitlichen, 6, 19-34
- 3.) Regeln\* und Weisungen für ein richtiges Verhalten 7, 1-12
  - a) gegen Fehlende und Sünder, 7, 1-6
  - b) gegen Gott als den Vater, 7, 7-11
  - c) gegen jedermann, 7, 12
- 4.) Gefahren\*\* für die Jünger, 7, 13-23
  - a) auf den breiten Weg zu kommen, 7, 13-14
  - b) falschen Propheten in die Hände zu fallen, 7, 15-20
  - c) heuchlerisch zu werden, 7, 21-23
- 5.) Schlußwort 7, 24-27

\* [Siehe die Veränderung in § 43.]

\*\* [Siehe Blumhardts Berichtigung in § 45.]

Wenn der Herr mit den Worten anfängt: „Selig sind“ und solches achtmal wiederholt, können wir Ihn nicht anders denn mit einem liebenden Blick, den Er auf die Jünger richtete, denken. Sie sind es, in welchen Er etwas von dem sieht, was Er wünscht fürs Himmelreich; und sie nennt Er darum gleich die Seligen. Ihnen gilt's schon persönlich, dem Volke mehr nur, daß sie's merken sollten, was sie auch zu der Schar der Seligen bringe. Denkt Er sich das Nötige bei den Jüngern, so sind sie schon Selige, weswegen es nicht heißt: „Selig werden sie“, sondern: „Selig sind sie.“ Sonst zeigt dieser Anfang der Rede auch an, wie Er da sei, Selige zu machen. Er stellt gerne jedermann das Ziel vor Augen, zu dem sie bei Ihm gelangen, der Seelen Seligkeit.

Daß die Jünger nicht für sich, sondern in Ihm die Seligen sind, leuchtet auch aus der Rede hervor. Denn wer macht das, um dessentwillen sie Selige sind? Wer führt sie ins Himmelreich? Wer tröstet sie? Wer bringt sie zum Besitz des Erdreichs? Wer macht sie satt? Wer reicht ihnen Barmherzigkeit dar? Wer führt sie zum Schauen Gottes? Wer macht sie zu Kindern Gottes? Wer soll das sein, wenn nicht Er es ist, der sie bereits die Seligen nennt? Denn in dem, was Er von ihnen sagt, liegt nichts, um dessentwillen ihnen so viel gebührte. Es liegt vielmehr im stillen ebendarin das, daß sie's an und für sich ganz unwert sind, so hoch begnadigt zu werden. Wenn einer geistlich arm ist, gebührt ihm dann von Rechts wegen das Himmelreich? Wenn einer Leid trägt über seine Sünden, kann er um deswillen den Vergebungstrost ansprechen? Wenn einer etwa ein Ehebrecher, ein Dieb, ein Meineidiger gewesen ist und Leid darüber trägt, wird ihm um deswillen, daß es ihm leid ist, ohne weiteres, wie von Rechts wegen, die begangene Sünde vergeben werden können, daß er alsbald auch getröstet ist? Ausgeschlossen können aber auch Sünder nicht sein, weil doch nur Leidtragen gefordert wird. Aber einer muß doch dasein, der machen kann, daß das Leidtragen zur Vergebung führt, für die begangene Sünde tröstet. So leuchtet durch alles hindurch, daß aller Vertrauen auf Ihn, der da redet, gerichtet sein muß, um zu den Seligen gezählt zu wer-

den. Deswegen wird auch von diesen Seligen angenommen, daß sie um Jesu willen alle Schmach und Verfolgung auf sich nehmen, was nicht nötig wäre, wenn sie ohne Ihn Selige sein könnten oder Er es nicht eigentlich wäre, durch welchen sie Selige werden. Wenn Er denn auch auf so geringe Anforderungen hin, wie wir sehen, seligspricht, ist klar, daß Er nicht aus eigener Macht, nur aus sich oder aus menschlichen Gedanken heraus so redet, wie Er redet, sondern als ein Gesandter Gottes, der aus Auftrag Gottes Ankündigungen macht, die schon ein Mensch von sich aus zu machen nicht befugt wäre. So enthält der Anfang der Rede eine göttliche Erhabenheit, die nicht anders als herzegewinnend sein konnte.

Aus allem aber ersehen wir, wie wunderbar evangelisch die Anrede Jesu an die Jünger lautet, wie dieselbe zugleich alles Evangelium enthält, so daß man sich nicht wundern darf, wenn die eigentliche Rede des Herrn mehr gesetzlich zu lauten scheint. Das Evangelische ist schon in dem zu erkennen, daß nichts Besonderes vom Menschen verlangt wird, um in alles das zu kommen, was zum Seligsein gehört. Mit reinem Nichts von seiner Seite, das er auch äußerlich durch Sanftmut, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit zu erkennen gibt, also durch Gesinnungen, welche die vollste Anspruchslosigkeit voraussetzen, bekommt er alles. Es ist auch alles vom Herrn so gesagt, daß jeder Mensch, wenn etwa noch so sündig und schlimm, sich angesprochen und eingeladen fühlen kann, keiner sich ausgeschlossen sieht; und so enthalten die Seligpreisungen nichts anderes, als was sonst der Herr sagte: „Kommet her zu mir, alle Mühseligen und Beladenen, ich will euch erquicken.“ Evangelisch ferner lautet die Anrede, weil die herrlichsten Verheißungen und Zusagen in ihr enthalten sind. Das Himmelreich wird geschenkt, ferner Trost im Leid, sicheres Erbteil mit herrlicher Heimat, Gerechtigkeit, endlich ein Kommen zum Anschauen Gottes, ja Kindschaft mit Gott. Diese frohe Botschaft steht an der Spitze der Rede Jesu; und wie konnte diese evangelischer sein? In ihr erbietet sich der ganze Heiland, wie Ihn der nach Erlösung ringende Mensch sich nur wünschen mag.

Wenn den Jüngern so viel Gnade von oben zugesagt [ist] und sie in so herrlichen Zustand durch Jesum versetzt werden, dürfen sie sich wohl auch sagen lassen, worauf sie nun für ihr Verhalten als Selige ihr Augenmerk zu richten haben, damit sie nicht aus der ihnen gebührenden Rolle fallen, namentlich damit sie die Gesinnungen, welche sie des Seligseins würdig machen, in der Wirklichkeit durch ihre ganze Erscheinung entfalten. Es ist deswegen ganz verkehrt, wenn man, wie so oft, sagt, die Bergpredigt sei mehr eine Gesetzespredigt denn Evangelium, um so verkehrter, weil im Grunde auch diese ernste Partie der Bergpredigt nichts anderes ist als ein Herauskehren und Sichtbarmachen der Gesinnungen, die zum Seligsein gehören. Selbst viele Fromme halten sich daran auf und können es nicht begreifen, daß der Heiland nicht evangelischer gesprochen haben sollte, und meinen, ein Paulus oder Petrus habe es anders gemacht, wie wenn es noch nicht an der Zeit gewesen wäre, daß Jesus selbst so evangelisch rede. Um es zu erklären, meinen sie, der Heiland habe eben mit dem Gesetz die Gewissen schlagen wollen, damit sie desto begieriger nach dem Evangelium der Gnade würden. Eine solche Auffassung ist aber nicht die richtige und lehrt die Bergpredigt gleichsam geringachten, eben weil sie nicht immer nur von Gnade, von Rechtfertigung durch den Glauben, von der Erlösung und Veröhnung predige, sondern nur immer sagen zu wollen scheine, wie man sein müsse, um ins Himmelreich zu kommen, da denn der Heiland den Weg recht schwermache. Das ist die Sprache derer, die aus dem Evangelium nur immer ein bequemes Ruhekissen machen wollen. Durch solcherlei Gedanken wird die Rede so herabgesetzt, daß eine fortlaufende Besprechung derselben vielen Zuhörern lästig und unangenehm wird, wie man das erfahren kann, als gebe sie nicht genug Tröstliches und Erquickendes, sondern rücke den armen Sündern den Himmel weit in die Ferne.

Erwähnte Gedanken sind darum sehr verkehrt, weil bei ihnen übersehen wird, daß im Grunde alles Evangelium stets kurz beisammen und mit wenigem vollständig gesagt ist, das

immer mit vielen Worten, fast ausschließlich in einem Vortrag, zu wiederholen zu gar nichts führen kann als zu träger Sicherheit; und dieses wenige ist im Anfang vollständig gegeben. Übersehen wird ferner, daß man für das, wie sich der Jünger in seinem ganzen Wandel darzustellen habe, viel mehr Worte braucht. Daher kommt es, daß auch in den Briefen der Apostel das eigentliche Evangelium stets nur wenigen Raum einnimmt, die Ermahnungen aber viel Umständlichkeit erforderten. Man sehe den Römerbrief an, wieviel Ernstes, ja Gesetzliches, wenn man will, schon der erste Teil bis zum 11. Kapitel enthält, worauf dann doch noch ganze Kapitel folgen, die nur Ermahnungen geben. In den Korintherbriefen ist's dasselbe. Was sagen wir vollends vom Galaterbrief? In den kleinen Briefen ist häufig alles Evangelium vornan in einem einzigen langen Satze gegeben, welchem sodann fast lauter Ermahnungen, scheinbare Gesetzlichkeiten, folgen. So ist's auch bei Petrus. Aber die Leute sind es gewohnt, überall nur die evangelisch lautenden Worte herauszuklauben und das andere alles fast liegenzulassen. Warum das? Weil sie weniger darauf achten, wie sie neue Kreaturen durch Christum werden sollten, als wie sie eben als Sünder möchten aus Gnade selig werden. Das aber ist wahrlich nicht nach dem Sinn des Heilandes.

Die Bergpredigt nun will zu Seligen reden, sagt in der Anrede, was selige Leute mache, mit der Andeutung, daß nur aus Gnaden durch den Glauben das geschehen könne, weil begreiflich ausdrücklicher vor dem Opfertod Jesu das nicht gesagt werden konnte. Denn der Arme (V. 3), wenn er ein Seliger sein will, muß glauben. Der Leidtragende, wenn er getröstet sein will, muß glauben. Der, den hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, muß glauben, um aus Gnaden satt zu werden. Alle zusammen können kein anderes Gefühl haben, als daß sie aus Gnaden Selige sind. Setzt nun der Herr Selige voraus, so sind das Leute, denen Er nun auch etwas zutrauen kann; und weil auch Selige oft sehr verkehrt sein können, also, daß es sie wieder aus dem Stande der Seligen bringt, indem sie aufhören, das zu sein, was das Seligsein macht,

so muß man's ihnen umständlich sagen, wie sie sich zu reinigen hätten von aller Befleckung des Fleisches und Geistes, um Selige zu bleiben. Wer sich das merkt, der baut auf den Felsen; wer sich's nicht merkt, der baut auf den Sand, daß es mit seinem Haus, wenn es auch auf Glauben gebaut ist, bald ein Gerumpel gibt, bei dem's mit seinem Seligsein ein Ende nimmt.

So wird's den Seligen gesagt, denen eigentlich das alles auch ein Evangelium ist, was von ihnen gefordert wird, weil sie es freut, nun imstande zu sein, rechte Gottesmenschen zu werden, den Gesinnungen gemäß, die ihnen das Seligsein in Jesu eingebracht haben. Das Volk aber kann durch die ernsten Partien der Rede ermuntert werden, um auch geistlich arm, leidtragend, hungernd und dürstend usw. zu werden und gleichfalls in den Stand der Seligen zu kommen. Für Selige und solche, die verlangend sind, Selige zu werden, klingt daher alles in der Bergpredigt süß; für Unselige mag's eine harte Rede sein. Das aber sollen sie sich ja nicht einbilden, als ob sie mit einem Ringen nach dem, was Jesus Ernstes sagt, das Seligsein sich verdienen könnten. Aus letzterem wird nichts, wenn man's mit eigenem Wirken erlangen will. Denn das Seligsein, weil in den Gesinnungen dazu der Keim zu allem Guten und Rechten liegt, ist schon eine neue Kreatur, deren sich der Selige nur bewußt zu werden braucht, um wirklich auch als neue Kreatur zu erscheinen. Wir werden im Verlauf erkennen, wie gerechtfertigt alle obigen Bemerkungen sind.

## § 14 Die Gesinnung zum Seligsein

Kap. 5, 3-12

Betrachten wir die Seligpreisungen ihrem Inhalte nach näher, so bildet die erste mit den Worten: „Selig sind die geistlich Armen; denn das Himmelreich ist ihr“ das Thema zu den anderen allen. Denn die verschiedenen Gesinnungen, die angeführt werden, sind alle in die geistliche Armut eingeschlossen und nur gleichsam eine Zerlegung derselben. Arm sind echte Jünger Jesu, weil sie fühlen, daß sie bei sich nichts haben und finden können, was sie fürs Himmelreich brauchen und von diesem erwarten. Damit wir's aber recht verstehen, sagt der Herr nicht bloß „a r m“, sondern „geistlich arm“, d. h. „geistlich genommen arm“. Echte Jünger sind mithin arm, ob sie etwas haben, also sonst reich heißen in dieser Welt oder ob sie nichts haben, also wirklich arm sind. Nichts in dieser Welt hat einen Wert für sie, daß sie sich, wenn sie's haben, über seinem Besitze glücklich und befriedigt fühlen oder daß sie, wenn sie es nicht haben, sich darob unglücklich fühlen, es nicht zu haben. Auch sonst fühlen sie sich arm, als solche, die nichts, gar nichts haben, mit dem sie sich Hoffnung zum ewigen Leben machen könnten. Bei dieser Armut werden sie vor sich selbst zum reinen Nichts. Im Zeitlichen können sie's nicht finden, Menschen können's ihnen nicht geben, bei sich selbst fühlen sie nur Sünde, Schwachheit, Unvermögen; und sie erkennen, daß sie ganz aufs Erbarmen Gottes angewiesen sind. Weil's so bei ihnen ist, so ist Jesus, ebender, der redet, für sie da. Er stellt sich stillschweigend als von Gott gesandt dar, solchen Armen zu helfen. Seine Liebe nimmt sich ihrer an; und weil ja Jesus bereit ist, alles für die Menschen hinzugeben, zuletzt auch Sein Leben, so bekommt Seine Liebe Macht zur Vergebung der Sünden, zur Versöhnung mit Gott, zur Aufnahme ins ewige Leben, ins Himmelreich. Wir sehen, wie bei der geistlichen Armut Buße und Glauben die Grundlage bilden; und wer Buße und Glauben hat, eben in dem Grade, daß er für sich zum reinen Nichts wird, dem wird das



Himmelreich. Daß ihm dieses gewiß sei durch Jesum, wollen die Worte sagen: „Selig sind, die geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.“ Wie viele tun wohl Buße, glauben auch an Jesum, werden aber nicht arm genug durch beides. Darum haben sie, trotz ihres Glaubens, nur wenig am Heiland und an Seiner Seligkeit. Sie haben so viel an anderem, als böte auch das etwas von Seligkeit, sind also nicht arm, mithin Jesu nicht bedürftig genug und keineswegs selige Leute.

---

Im weiteren gibt uns der Herr ein Bild von dem, wie ein Armer, der mit nichts etwas zu haben wähnt, wenn er wirklich in rechter, nämlich göttlicher, nicht bloß natürlicher Art arm ist, sich darstellt, indem Er die Armen immer wieder anders anredet und so wunderbar schön zeichnet. Er macht dabei teils ihre innerliche Gemütsstimmung, teils ihr aus dieser hervorgehendes äußeres Bezeigen bemerklich. Denn alles Innerliche muß eine erkennbare Außenseite haben, wenn es echt ist; und so stellt der Herr dreimal ein Inneres und dessen Äußeres zusammen. Jene Armen sind erstlich Leidtragende und darum auch sanftmütig gegen andere (V. 4-5). Sie sind zweitens hungernd und dürstend nach der Gerechtigkeit und darum auch barmherzig (V. 6-7). Sie sind drittens reines Herzens, d. h. von nichts in dieser Welt innerlich eingenommen oder gar befleckt und darum auch alle Zeit friedfertig (V. 8-9). Sie sind endlich auch die von der Welt vielfältig Verachteten, Geschmähten und Verfolgten, die namentlich um des Heilandes willen viel leiden müssen (V. 10-12).

Auf diese Weise wiederholt sich noch siebenmal die Seligpreisung, die aber immer denselben gilt, nämlich den geistlich Armen, weil bei diesen das alles so ist, wie es der Heiland preist. Denn wo eines ist, ist das andere alles auch; und keines, wenn's in seiner Fülle da ist, läßt sich vereinzelt ohne das andere denken. Hiernach erscheint die geistliche Armut als ein Edelstein, der, verschieden gewendet, in verschiedenen Farben glänzt, welche aber alle einzeln den Edelstein repräsentieren. Deswegen kann jeder, bei dem man nur eins von dem Angeführten

bestimmt hervortreten sieht, wie denn bei dem einen dieses, bei dem anderen anderes vorzugsweise sichtbar werden kann, schon seliggepriesen werden. So kann man die einen Leidtragende, die anderen Sanftmütige, wieder andere sehr nach Gerechtigkeit Verlangende oder Barmherzige usw. nennen; und diese alle sind ebensogut als geistlich Arme anzusehen. Daher die gleichmäßige Wiederholung des „Selig sind“. Namentlich kann man bei jedem Christen ziemlich sicher gehen, daß er zu den geistlich Armen gehöre, wenn die Außenseiten an ihm entschieden und völlig sind, er also sanftmütig, barmherzig, friedfertig erscheint und gefaßt, um Jesu willen etwas zu leiden. Wie klein macht sich freilich da die Schar der echten Jünger Jesu! Denn wie gar anders findet man doch die meisten, auch unter denen, die sich des Glaubens rühmen! – Wie aber die angeführten Gesinnungen alle Reflexe der geistlichen Armut sind, so haben die jedesmal anders gegebenen Verheißungen alle Bezug auf das Himmelreich, in welchem sie erfüllt werden, so daß auch das Himmelreich einem Edelstein vergleichbar ist, der in verschiedenen Farben glänzt, d. h. die Seligkeit bald nach dieser, bald nach jener Seite anschaulich macht, und immer der angeführten Gesinnung entsprechend.

---

Betrachten wir das einzelne näher, beginnend mit dem ersten zusammengehörigen Paare der Seligpreisungen oder mit den Leidtragenden und Sanftmütigen (V. 4-5), so ist klar, wie Leidtragen unmittelbar aus der geistlichen Armut fließt, ja letztere ohne ersteres gar nicht dasein kann. Das Leidtragen ist die Bekümmernis darüber, daß man nichts hat als Sünde und Unvermögen und Mangel an allem Befriedigenden. Wer das recht empfindlich fühlt, hat das größte Leid auf sich liegen, das nur ein Mensch haben kann, zumal in der Regel auch empfindliche Leiden als Zugabe mit dabei sind. Ebendarum tut auch die Seligpreisung so wohl, die Jesus den also Geängstigten zuruft, andeutend, daß das gerade die rechte Stimmung sei, bei welcher Er für sie eintreten könne. Ihnen sichert Er denn auch einen Trost zu, der sie zu

Seligen macht. Dieser besteht in Vergebung der Sünden, in Hilfe und Erlösung von allem Kummer, in der Hoffnung eines völligen Genüges, wie es im Himmelreich gefunden wird. Solch Leidtragen ist also die Brücke zum Himmelreich, bis man den hat, der allem Leid wehren kann, eben Jesum, der dazu von Gott gekommen ist. Es ist daher, wie wenn der Herr sagte: „Ihr Leidtragende, haltet euch nur an mich; ich wende all euer Leid.“

Mit Bezug auf das Leidtragen ist das nächste gesagt: „Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Denn wenn die innerlichen Empfindungen des Leides rechter Art sind, so lassen sie den Menschen auch nach außen besser sein. Der Mensch verliert alles Rauhe, Herbe, Harte und bezeigt sich gegen jedermann nur mit Sanftmut als einer, der nicht das Recht hat, aufzutreten, zu pochen, übelnehmerisch zu tun. Diese Sanftmut ist die Probe, daß es mit dem Leidtragen das Rechte sei. Wo sie nicht eintritt, ist das innerliche Leidtragen nicht gewiß und echt, sondern mehr Täuschung, untermischt mit Betrübnis über allerlei geringere und zeitliche Dinge. Denn wer nebenbei weltlich betrübt ist, nimmt gerne eine unangenehme Art an, bei der er jedermann beschwerlich wird mit seinem Leidtragen; und wo das ist, kann man auf Lauterkeit des Sinnes nicht rechnen. Da hört oft plötzlich alles Leid auf, wenn im Äußerlichen, das mitspielt, eine glückliche Veränderung vor sich geht. Wie können solche Leidtragende zu den Seligen gerechnet werden? Erfahrene Hilfe auch im Äußerlichen kann freilich auch im Leid trösten und aufrichten, jedoch nur als Hoffnung, daß so der Herr noch allem Leid steuern werde. Fühlt sich aber der Mensch gleich ganz befriedigt, wenn's etwa wieder gutgeht, so ist das die Seligkeit nicht, die Jesus verheißt.

Zunächst wird den Sanftmütigen, als ihrer Gesinnung entsprechend, bezüglich ihrer Hoffnung des Seligseins, der Besitz des Erdreichs verheißt. Sonst nämlich sind die sanften Charaktere diejenigen, welche gerne unterdrückt werden und denen man häufig kaum ein Räumlein gönnt und [das], was sie innehaben, mit List oder Gewalt wegnimmt, weil ihre Sanftmut nicht Gewalt mit Gewalt abtreiben kann. Im Reiche Gottes aber wird das anders.

Da werden einmal gerade die Sanftmütigen, wie [es] alle geistlich Armen sind, alles besitzen; und die Gewalttätigen, Rauhen, Harten werden weichen müssen. Das wird freilich erst auf der neuen Erde werden, wenn das Himmelreich vollendet sein; und wie wohl wird's dort den Sanftmütigen sein, da sie keine Gewalt noch Unrecht mehr fürchten dürfen!

## § 14 Die Gesinnungen zum Seligsein

(Schluß)

Kap. 5, 3-12

Nun kommt der Herr zu den weiteren Seligpreisungen, wieder zuerst einer innerlichen Gesinnung, dann einer äußerlichen Bezeugung derselben das Wort redend. Die Worte lauten V. 6: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.“ V. 7: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Genannter Hunger und Durst ist verwandt mit dem Leid der Leidtragenden; nur betont der Herr hier zugleich das dringende Verlangen, in den Stand der Gerechtigkeit versetzt zu werden, von dem sich die, die als Jünger kommen, noch ferne fühlen und der doch so nötig ist zum Himmelreich und zur Nähe Gottes. Auch hier preist der Herr selig; und weil Er das tut, ehe sie die Gerechtigkeit wirklich haben, gibt Er zu verstehen, daß Er es sei, der ihre Gerechtigkeit sein werde, durch den und in dem sie gerecht werden sollen, um vor Gott zu bestehen, und zwar in so hohem Grade gerecht, daß sie satt werden, ihnen nichts mehr fehlt, sondern sie als rein und vollkommen von Gott genommen werden um Jesu willen, auf daß es ihnen durch Jesum fürs weitere gelinge, selbst ein anderes zu werden, das mehr in der Gerechtigkeit zu bestehen und zu wandeln versteht als zuvor.

Solche Hungernde und Dürstende werden an dem erkannt, daß sie barmherzig sind; deswegen läßt hierüber der Herr nach dem Obigen ein Wort folgen. Wenn ich mich über dem unglück-

lich fühle, was mir fehlt, so muß ich mitleidig auch in anderer Lage mich hineindenken, und am allermeisten derer, bei welchen auch der Mangel an Gerechtigkeit recht offenbar ist oder die als rechte Sünder erscheinen. Wer über Sünder noch böse wird und nicht vielmehr, auch an sich denkend, mit Mitleiden erfüllt wird, dessen Hunger und Durst nach Gerechtigkeit hat noch keine rechte Art, bekommt mehr den Charakter einer Eigenliebe und Selbstsucht, da man gerne wäre, was sein soll, um es zeigen zu können. Auch sonst sollte eigener Hunger zur Barmherzigkeit gegen Leidende jeder Art stimmen, weil der Hunger an eigenes Elend erinnert. Manche haben wohl Verlangen, gerecht vor Gott zu werden, Vergebung der Sünden zu empfangen und in Gnaden bei Gott zu stehen; aber gegen ihre Mitmenschen werden sie nicht anders, bleiben sie vielmehr unfreundlich, hart und gleichgültig und gegen Sünder unversöhnlich, lieblos und richterisch. Wo das ist, fehlt's doch am rechten Hunger; denn Barmherzigkeit gegen jedermann ist Zeichen und Beweis echten Hungers. Ach, das wir das erkannten! Denn nur die Barmherzigen, d. h. die beim eigenen Hunger Barmherzigkeit gegen andere Hungrige beweisen, werden die Barmherzigkeit erlangen, die der Herr verheißt, und damit satt werden. Beides aber, der Hunger und die Barmherzigkeit ist auch Zeugnis von der geistlichen Armut und macht das Seligsein um so gewisser.

---

Wir kommen nun zum dritten Paare der Gesinnungen, welche zur geistlichen Armut gehören; und abermals wird zuerst ein Innerliches gesagt und dann ein Äußerliches, das dem Innerlichen als Beweis und Probe entspricht. Der Herr sagt:

V. 8: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ – V. 9: „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.“

Eben das Zweite, da der Herr von Friedfertigkeit redet, leitet auf das richtige Verständnis dessen, was unter dem reinen Herzen zu verstehen ist. Der geistlich Arme darf kein Herz haben, in welchem noch etwas eingebürgert ist; denn sonst wäre

keine Armut da, sondern immer noch ein Etwas, das den Armen nicht ganz arm sein läßt. Die, welche reines Herzens sind, sind daher nicht die, welche keine sündlichen Regungen mehr in sich fühlen und in welchen keine sündlichen Gedanken mehr aufsteigen. Denn eben das, daß solche noch da sind, macht den Menschen leidtragend und hungernd nach der Gerechtigkeit, mithin noch ärmer, [in]sofern [als] sie nicht nur nichts haben, sondern sogar über das hinaus bedrängt sind. Dergleichen Regungen verlassen auch den Menschen nie, solange er in dieser Leibeshütte wohnt, und gehören dem Fremden an, das in den Menschen durch den Sündenfall gekommen ist, sind also nur zu seinem Leidwesen da. Der Mensch kann sie nicht wegbringen, sondern hat nur Sorge zu tragen, daß sie ihn nicht überwältigen. Es ist mithin ganz verkehrt, zu denken, der Herr fordere, um seligzupreisen, eine Reinheit des Herzens, bei welcher auch von einer sündlichen Art gar nichts mehr fühlbar sein dürfe; denn wo ist ein solcher reiner Mensch zu finden?

Reinen Herzens nennt der Herr vielmehr den, der sich von nichts mehr einnehmen und gefangennehmen läßt, weder von Stolz noch Neid, noch Fleischeslust, auch wenn dergleichen in ihm sich regen wollen, der an nichts mehr gebunden ist und frei ist von allem, was den Menschen gewöhnlich bindet. Das Herz ist so gestellt, daß der Herr es ganz haben und ungehindert darein einziehen kann, als auf einen reinen, von nichts sonst besetzten Boden. So drückt Reinheit des Herzens auch die wahre geistliche Armut aus. – Die nächste Frucht solcher Herzensreinheit ist Friedfertigkeit. Denn wer sich von nichts gefangennehmen läßt, der kann auch über nichts Streit und Unfrieden haben, zerfällt über nichts mit anderen, sondern behält Frieden, auch wo er beeinträchtigt oder beschädigt wird, weil ihn nichts hoch bekümmert, worüber andere in Aufregung und feindseliges Benehmen kommen. Wer nicht friedfertig ist, zeigt, daß er noch nicht frei von allem ist, also nicht in Wahrheit reinen Herzens, nicht geistlich arm ist. Es kann also ein jeder den Stand seines Herzens an dem erkennen, wie er über Unbilden aufgeregt wird oder nicht, sich unglücklich ma-

chen läßt oder nicht, sich außer Fassung bringen läßt oder nicht.

Die Verheißung für die, welche reinen Herzens sind, ist, daß sie werden Gott schauen. Wie entsprechend ist doch das den Reinen, die sich allein von Gott einnehmen lassen! Wie Gott ganz sie erfüllen und aus ihnen herausstrahlen kann, so sind sie auch fähig, Sein Angesicht zu schauen, das Höchste zu erlangen, das ein Menschenherz sich wünschen mag. Sie wollen nichts anderes als Gott, so sollen sie Ihn einmal auch ganz haben, wie das im Schauen Gottes liegt. – Friedfertige werden Gottes Kinder heißen; denn wie Gott die Liebe ist und überall auf Frieden es anlegt, so sind Friedfertige Sein wahrstes Abbild, ganz Seiner Art und Seines Wesens, als liebe Kinder, die Gott selbst zu repräsentieren fähig sind. Als Kinder sollen sie denn auch in vollen Zügen genießen dürfen, was die Herrlichkeiten des Himmelreichs darbieten.

---

Die geistlich Armen, die das sind, was in den verschiedenen Seligpreisungen angezeigt ist, sind nicht die, denen es auf Erden solle gutgehen. Vielmehr zieht gerade das, was sie sind, schon ihr Seligsein vor anderen, ihnen viel Haß und Verfolgung zu; und weil sie alles durch Jesum werden, fällt aller Haß zunächst auf diesen, daß sie eben um Seinetwillen zuzeiten bis auf den Tod verfolgt werden. Man kann aber ruhigen Geistes mit ihnen hierüber reden, weil sie als geistlich Arme, die nur durch Jesum reich werden, sich nicht viel aus allen Schmähungen und Verfolgungen machen. Sie suchen ja nichts in dieser Welt und haben alles in Jesu. So ficht sie auch Trübsal und Not nicht viel an, namentlich wenn sie's um dessentwillen leiden müssen, von dem sie alles haben und den sie nur haben, wenn sie sich um Ihn alles gefallen lassen können. So hat denn der Herr zum Schluß noch eine weitere Seligpreisung bereit, welche lautet:

V. 10: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr.“ – V. 11: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übels wider euch, so sie daran lügen.“ – V. 12: „Seid

fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.“

Wir sehen hieraus erstlich, daß um der Gerechtigkeit willen, welche die seligen Jünger an sich haben und die von der Weltart völlig verschieden ist, Verfolgungen entstehen. Weil sie in allem anders sind als die Welt und mit dieser nicht laufen können, haßt sie die Welt, welche es lieber hätte, daß sie mit ihr allem Sündlichen dieser Welt nachgingen (1. Petr. 4, 4). Daher heißt es: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.“ Solches ist zweitens zugleich eine Schmähung und Verfolgung um Jesu willen, wie wir gesehen haben; daher die Worte: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen.“ Drittens deutet alles die Welt übel, so daß sie das Gute an den Jüngern so verdrehen, als ob's das Schlimmste und Unverträglichste an ihnen wäre. Sie heißen gern alles Heuchelei, Verachtung der anderen, hinterlistige Muckelei usw. Die Jünger sollen sich aber alles getrost nachsagen lassen, weil die Menschen doch nur „daran lügen“. Freilich ist hier auch Vorsicht auf seiten der Jünger nötig, daß es wirklich nur Lüge ist und es nicht unvermerkt doch so wird, wie's die Welt nimmt. So enthält das Wort: „So sie daran lügen“ auch eine ernste Warnung und Ermahnung zur Vorsicht an die Jünger. Viertens soll's die Jünger nicht einmal traurig machen, wenn sie viel geschmäht werden und leiden; ja, ihr Herz soll eher jauchzen, weil um so herrlicher die Belohnung im Himmel wird, wenn das Himmelreich wird eröffnet werden. Sie können sich endlich fünftens dessen getrösten, daß zu allen Zeiten auch Propheten haben müssen hart dran, wieviel mehr die, welche durch den Glauben an Jesum als gewordene Genossen des Himmelreichs mehr als die Propheten sind. Denn schon der Kleinste im Himmelreich ist größer denn Johannes, der größte aller Propheten (Matth. 11, 11). O der großen Seligkeit, die Jesus anbietet und geben wird! Denn „unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit“ (2. Kor. 4, 17).

## § 15 Das Salz der Erde

Kap. 5, 13

Der Herr hatte der Jünger Seligsein mit ihrer neuen Art geschildert, nebst Hindeutung darauf, daß Er ihr Seligmacher sei. Es ist damit den Jüngern etwas angekündigt, wovon sonst in der Welt nichts zu sehen ist. Denn wo sind da selige Leute? Gerade das, daß alle Menschen in elendem und betrübtem Zustande sich befinden und alle sagen müssen: „Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben“, macht die Eingangsworte Jesu so wichtig, wenn nun Er von Seligen redet, die unter der Menge von Unseligen sein werden, welche aber auch alle jetzt sollen Selige werden können. Denn wenn die Jünger jetzt in diesen Seligkeitszustand durch Jesum kommen, ist's nicht, daß es soll bei ihnen bleiben, daß sie's für sich sollen allein haben, sondern es soll nur der Anfang von etwas sein, das nach und nach die ganze Erde erfüllen muß. Wie sie selig durch den Glauben an Jesum sind, so sollen's alle Menschen werden; und sie sollen's werden – das ist's, was der Herr jetzt weiter sagt – mit Hilfe der Seliggewordenen, deren Aufgabe es ist, was sie sind und was sie haben, allen Menschen zu bringen. Die Gedanken des Heilands sind da ganz andere als die mancher Frommen unserer Tage, die nur an sich denken und zufrieden sind, daß nur sie selig im Herrn sich fühlen, dabei sie wenig Eifer und Empfindung für ihre Mitmenschen haben, wodurch alles Christentum gar oft ein sehr egoistisches Wesen wird. So will's der Heiland nicht; sondern alle Welt soll werden, was die Jünger sind, und die Jünger sollen dazu helfen. Deswegen nennt Er sie jetzt, hauptsächlich freilich um des Berufs willen, das Evangelium in aller Welt zu verkündigen, einerseits das Salz der Erde, andererseits das Licht der Welt. Bezüglich des ersteren lesen wir:

V. 13: „Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.“

Da sehen wir, wie der Herr durch Seine Jünger Höheres im

Sinn hat: die Erneuerung der Erde. Mit dem, was sie haben und sind und geben, üben sie einen so durchgreifenden Einfluß auf alle Völker aus, daß man sie das Salz der Erde nennen kann. Das Salz ist etwas einziges auf der Erde. Wie es das Notwendigste ist für unzählig vieles, bei dem man es nicht entbehren kann, so ist es auch das einzige seiner Art, das mit nichts anderem ersetzt werden kann. Es macht alles, wo man's bedarf, schmackhaft und genießbar, bewahrt mitunter vor Fäulnis, gibt vielem eine erfrischende Kraft; und für das alles gibt's nichts anderes, das an seiner Statt dienen könnte. Wenn nun die Jünger, als Apostel und Diener des Herrn, das Salz der Erde genannt werden, so sind sie auch ein Unentbehrliches, ein einziges, ohne das es überall auf Erden unter den Menschen nichts werden kann. Sie sind das einzige, womit der Menschenwelt wieder aufgeholfen werden kann, daß deren Art durch sie gleichsam schmackhaft und genießbar wird, d. h. schon im Verkehr erquicklich und wohltuend, daß sie durch die Jünger von einer hinsiechenden gänzlichen Fäulnis bewahrt wird, daß sie überhaupt sich wieder aufraffen und erneuern kann. Keine anderen Menschen, als wie die Jünger es haben und sind und wie sie's mitteilen, [können] der Erde oder der Menschenwelt in ähnlicher Weise dienen. Darum heißt es so bestimmt: „Ihr seid das Salz der Erde.“ Wiederum, wenn's bei diesem Salz fehlte, daß es dumm würde, d. h. unwirksam, sagt der Herr: „Womit soll man salzen?“, d. h. womit soll man der Menschheit aufhelfen?

---

Wir fragen nun zuerst: „Wie sind die Jünger das Salz der Erde?“ Um das richtig zu verstehen, müssen wir auf die Seligpreisungen zurückblicken. In diesen wird zweierlei vorgestellt, erstlich das Seligsein durch den Glauben an Jesum, zweitens die Gesinnung, die der Glaube an Jesum, den Seligmacher, voraussetzt. Bei beidem nun werden die Jünger des Herrn das Salz, das die Menschheit erneuern und umwandeln soll, indem sie [das], was sie in Jesu sind, durch ihre Persönlichkeit vorstellen und zu Gleichem alle Völker einladen. Wie diese es annehmen

oder zu Gleichem sich verstehen und zu gleicher Seligkeit gelangen, werden sie gleichsam gesalzen, d. h. umgewandelt zu Besserm, erneuert, wiedergebracht aus der Verderbnis.

Das erste ist also, daß die Jünger ihr Seligsein in Christo überall, wo sie hinkommen, repräsentieren. Man sieht es ihnen an, daß sie's nicht haben wie andere Leute, daß sie nicht wie andere mühselig und beladen einherkriechen, überall ihrer Sache gewiß sind, in der geringsten Stellung, außerhalb alles dessen, worin die Welt ein Scheinglück sucht, glücklich sich fühlen, frisch auf, freudigen Muts, fröhlicher Hoffnung auf Leben, Leiden und Sterben, allezeit, auch in den bängsten Lagen, unverzagt sind. Schon das hat unberechenbaren Einfluß auf die Menschen; und schon solcher Anblick kann Tausende aufrichten, daß sie sich bereits nicht mehr ganz unglücklich, ja mächtig gehoben fühlen, weil sie doch endlich Menschen vor sich sehen, die den Charakter von Glücklichen und Seligen haben. Daneben können die Jünger sagen, warum sie sich selig fühlen, sagen, wie sie durch Jesum Genossen des neueröffneten Himmelreichs werden, wie sie da gegen alles Leid Trost haben, wie sie ein sicheres Erbteil im Himmel haben, wie sie, wohl mangelnd aller eigenen Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit in Christo bis zur Genüge gewiß seien, wie sie Barmherzigkeit erfahren und hoffen, wie sie Hoffnung haben zum Schauen Gottes und als Gotteskinder alles mit Gott gemein haben, weswegen sie auch alles missen, alles dulden können in dieser Welt, indem sie nur nach oben blicken, wo reichliche Belohnung ihrer wartet. So stellen sie sich und ihre Hoffnung aller Welt vor, diese zu Gleichem einladend; und weil sie das unfehlbar wirkende Salz mit diesem allem sind, bringen sie die ganze Menschheit herauf zum Seligsein, aus all ihrem Jammer heraus.

Um indessen das echt wirkende Salz zu bleiben, bedarf's notwendig auch des zweiten, der Gesinnung, welche unentbehrlich ist, wenn durch Jesum so vieles soll zum Seligsein gegeben werden. Nur wer diese Gesinnung hat, kommt zum Seligsein. Da haben die Jünger selbst in ihrer ganzen Persönlichkeit vor jedermann die Gesinnungen darzustellen, welche in den Seligpreisun-

gen vorausgesetzt sind. Daß sie arm wenigstens gewesen sind, ehe sie Jesus durch Hoffnung reich gemacht hatte, zeigen sie in dem, daß sie nach nichts in dieser Welt fragen, keiner Sache, wenn hienieden für noch so wertvoll gehalten, einen Wert beilegen, klar zu erkennen gebend, daß sie in nichts sich befriedigt fühlen, außer in dem, was sie von oben durch Christum haben. Sie stellen ferner die aus großem Leid heraus Getrösteten dar, die es nicht verhehlen, in welchem Leid sie gewesen sind, ehe sie Jesum hatten, ferner die durch Christum Gerech gewordenen, da eigene Gerechtigkeit ihnen völlig mangelte. Beides beweisen sie durch stete Sanftmut und Barmherzigkeit gegen jedermann als solche, die wohl wissen, wie sie alle Ursache hätten, sich so zu bezeigen, nachdem sie selbst so sanft und barmherzig aus allem Leid und aus aller Sünde herausgehoben worden seien durch Christum. Sie zeigen vor jedermann ein reines Herz, das nach nichts begierig ist in dieser Welt, also frei von aller und jeder Leidenschaft, und beweisen das durch eine Friedfertigkeit, wie sie sonst kein anderer Mensch darzulegen imstande ist. Sieht man sie vollends alle Schmähungen und Verfolgungen bis auf den Tod um Jesu willen unverzagt auf sich nehmen, so ist das die Krone der Selbstverleugnung, welche das Evangelium von jedem Teilhaber fordert. Diese Gesinnungen tragen die Jünger zur Schau; und mit ihnen überwältigen sie Tausende, daß sie mit ihnen gehen. Sie geben auch deutlich zu verstehen, daß redlichen Seelen der Herr selbst durch den Heiligen Geist zu den Gesinnungen verhilft, die zu dem Glauben an Ihn nötig sind, so daß auch Unvermögende vermögend werden, das zu werden, was zum Glauben an Jesum und zum Seligsein in Ihm führt. Unermeßlich viel wird mit diesem allem der menschlichen Gesellschaft aufgeholfen, und zuletzt wird das Bessere durch die Verkündigung des Heils in Christo mit allem, was dazu gehört, alle Völker durchdringen und sie fertig machen für die Herrlichkeit Gottes bei der Vollendung der Erlösung. So sind die Jünger des Herrn das Salz der Erde; und sind sie's bis heute nicht so ganz gewesen, wie sie sollten, nachdem die Erstlinge entschlafen sind, so wird's doch noch so werden, daß durch ihren Dienst

an Christi Statt nicht nur die Erde, sondern auch der Himmel erneuert wird.

Aus dem allem wird leicht ersichtlich, wie das Salz dumm, d. h. wirkungslos, werden kann. Das natürliche Salz freilich verliert nie seine Salzkraft und bleibt sich immer in Art und Wirkung unveränderlich gleich. Weil es aber bei dem mit ihm Vergleichenen anders ist, redet der Herr, als ob auch das natürliche Salz veränderlich sein könnte. Solches ist also nur gedacht der Vergleichung wegen, nicht wirklich. Die Jünger nun sind dummgewordenes, d. h. Kraft und Art verlierendes Salz schon dann, wenn sie nicht mehr die Seligen darstellen, sondern anfangen, wie das so oft bei uns der Fall ist, düster und finster dreinzusehen, als ob der Alp sie drückte, zu seufzen, als ob ein Berg auf ihnen läge, meinend, so gehöre sich's zum Frommsein. Damit verleugnen sie den seligmachenden Heiland; und auf die Mitwelt können sie einen aufrichtenden Einfluß nicht mehr ausüben. Denn wenn man an Christen den Heiland nicht sieht und erkennt, so ist dieser für die Unbekehrten wie gar nicht vorhanden. Ohne Seligpreisungen bereit zu haben, ist niemand Salz. Da steht's denn freilich auch mit dem Glauben an Christum, den alleinigen Seligmacher, nicht richtig. Sie kommen wieder auf eigenes Werk, mit dem sie's machen wollen, sind nicht mehr Arme, die nur in der Gnade sich selig fühlen. Weil's denn auch so mit der Bekehrung gar schwer geht, so ist Schwermut, Seufzen, Düstersein sehr erklärlich. Sie wollen's ja anderswoher, wollen's von sich her, ohne mit ganzem und einigem Vertrauen auf Christum sich zu werfen. Indem sie auch nicht mehr als ganze, fertige, selige Leute dastehen mit gewisser Hoffnung, wie sollten sie zu salzen, aufzurichten imstande sein! Drücken sie dann vollends auf andere mit einer beschwerenden, gesetzlichen Art, daß sie eigentlich auf das Unvermögen der Leute bauen, die machen sollen, was sie nicht vermögen, so hört alle Wirkung des Evangeliums auf; und wer in solcher Art sich als Christ präsentiert, erregt mehr Widerwillen und Haß, als daß er anzöge

und herbeilockte. So können Jünger und Christen dummes, unwirksames Salz werden, indem sie keineswegs die sind, welche ihre Mitmenschen auf einen besseren Stand heraufzubringen imstande sind.

Andererseits können viele auf ein Seligsein pochen und in eine Sicherheit hineinkommen, bei welcher abermals ihre Salzwirksamkeit in Gefahr kommt. Sich selig fühlen, ohne die Gesinnungen alle zu haben, welche der Herr als Früchte oder Kennzeichen der geistlichen Armut angezeigt hat, ist eine gefährliche Sache. Zwar kann es wohl mit der geistlichen Armut an und für sich, mit dem Leidtragen, mit dem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit eine Änderung geben, wenn der Glaube an Jesum völlig geworden ist und selig gemacht hat, daß man sich als Genosse des Himmelreichs nicht mehr arm fühlt, als getröstet durch Christum nicht mehr Leid trägt, als in Christo gerecht gemacht nicht mehr Hunger und Durst nach Gerechtigkeit hat. Aber wer richtig steht, behält doch von allem die Grundlage, daß er arm bleibt bezüglich des Zeitlichen und Vergänglichen, daß er in Leid kommt, wenn's Fehler und Gebrechen gibt, Hunger und Durst nach Gerechtigkeit empfindet, wenn's neue Anklagen des Gewissens gibt, bis diese bereinigt sind. Außerdem müssen die anderen Gesinnungen, mit welchen das Innerliche sich nach außen herauskehren soll, nämlich Sanftmut, Barmherzigkeit, Friedfertigkeit, in voller Blüte bleiben als Ergebnisse der gefühlten Armut, des empfundenen Leides, des überwundenen Hungers und Durstes. Auch die Reinheit des Herzens, bei welcher kein Anhängen an irgendwelches Ding in dieser Welt vor anderen fühlbar werden darf, sollte bei Jüngern des Herrn nie mehr aufhören. Wenn das alles nicht mehr ist, so wird das Salz bei aller etwaigen geistlichen Erkenntnis und Erfahrung doch dumm. Salz der Erde sind die nicht mehr, an welchen die Welt statt sanftmütige – rauhe, statt barmherzige – harte, statt friedfertige – streitsüchtige Leute erblicken muß. Da ist offenbar das Salz dumm geworden, daß man nicht mehr damit salzen kann, überhaupt gar nicht mehr weiß, wozu es nur da ist. Man kann's nur, so scheint es, hinaus-

schütten und zertreten; und die böse Welt tut das ja gar bald, wenn sie nicht die echte christliche Art an den Jüngern des Herrn erkennt. O wie wichtig, daß man ein vollkräftiges Salz bleibe! Wenn alles richtig steht, so sind doch die Jünger des Herrn an Wirksamkeit und Unveränderlichkeit dem natürlichen Salz gleich, weswegen sie unfehlbar es dahin bringen werden, daß wirklich die Erde durch sie erneuert wird. Werden muß das noch; und gegen Ende der Tage wird der Geist Gottes schon dafür sorgen, daß das wahre, voll wirkende Salz, das es ausführt, wird dasein an Jüngern des Herrn.

## § 16 Das Licht der Welt

Kap. 5, 14-16

Der Herr fährt fort, den Jüngern ihre Bestimmung und Aufgabe ans Herz zu legen, mit dem Bestreben, eine Warnung zu geben, daß sie's an sich nicht fehlen lassen dürften. Wie Er sie vorher das Salz der Erde genannt hatte, so nennt Er sie jetzt das Licht der Welt. Wie nämlich das Salz unentbehrlich und einzig ist, so gleichermaßen das Licht. Wie jenes unfehlbar wirkt und in sich seine volle Kraft hat, wenn man sie ihm läßt, so ist's auch mit dem Licht. Wie aber das Salz dumm werden kann, so kann das Licht unter den Scheffel gestellt und dadurch unwirksam gemacht werden. Die Worte lauten:

V. 14: „Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.“ – V. 15: „Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen allen, die im Hause sind.“ – V. 16: „Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

Was die Jünger zum Salz macht, ist dasselbe, das sie auch zum Licht macht. Mit der Verkündigung des Seligseins, das sie selbst in Christo haben und repräsentieren, haben die Jünger die ganze Welt zu erleuchten. Denn damit kommt die sonst so unse-

lige Welt aus aller Finsternis und Trostlosigkeit heraus, in die sie allerwärts verkauft ist; und die Gesinnungen, die bei dem Seligsein vorausgesetzt sind, reißen gleichzeitig aus der Nacht der Sünde heraus, wenn's nur ist, daß Sanftmut, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit überall herrschend wird, wodurch allein schon aller Sünde die Spitze abgebrochen wird. Schon mit der geistlichen Armut, die zur Reinheit des Herzens sich verklärt, ist alles gegeben, was Licht zu verbreiten imstande ist. Darum sind die Jünger das Licht der Welt, wie es kein anderes geben kann, weswegen sie nicht ein Licht, sondern das Licht genannt werden; und wie einst, da Gott sprach (1. Mose 1, 3): „Es werde Licht“, Licht ward, so fällt im Nu auf alle Gebiete das Licht, wenn Christus mit Seinem Heil darin offenbar wird. Die Träger dieses Lichts aber sind die Jünger, weil es durch sie zu den Völkern der Erde gebracht werden soll.

Der Herr vergleicht auch das Wirken und Leuchten der Jünger mit einer Stadt auf dem Berge; oder vielmehr das Licht selbst ist oder wird die Stadt auf dem Berge. Die Jünger können nicht gleichsam in Höhlen und Schluchten oder tiefversteckte Gründe mit dem Licht schlüpfen, da vom Dasein des Lichts nichts in die große Öffentlichkeit käme. Freilich öffentlich macht sich das Licht, weil es Licht ist, überall, aller Welt in weitesten Kreisen sich vorstellend, und wird so von selbst einer Stadt auf dem Berge ähnlich. Sein Einfluß geht schnell auch in die Weite, daß es selbst Fernestehenden ist, als ob sie auf Höhen eine glänzende Stadt erblickten, die sie unwillkürlich anlockt, um mit aller Begier ihr zuzulaufen, sei's auch, daß sie Feinden mit ihrem stolzen Hochragen ein Ärgernis wird. Es erinnert uns solches an ein prophetisches Wort (Jes. 2, 2-3. 5), welches also lautet:

V. 2: „Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus ist, gewiß sein, höher denn alle Berge, und über alle Hügel erhaben werden; und werden alle Heiden dazulaufen“, V. 3: „und viel Völker hingehen und sagen: Kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, daß Er uns lehre Seine Wege und wir wandeln auf Seinen Steigen.“



V. 5: „Kommt, ihr vom Hause Jakob, und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn!“

Wir sehen, daß auch hier der Zionsberg das Licht des Herrn vorstellt. Mögen denn auch die Jünger anfangs sich ritterlich haben durchkämpfen müssen, bis sie's zum eigentlichen Anbau unter den Völkern brachten, mochten sie auch lange unter den Massen der Menschen unbeachtet geblieben und vornehm übersehen worden sein – wie es denn auch geraume Zeit brauchte, bis die Obrigkeiten, wie die der Römer, ihre Sache wichtig nahmen –, endlich brachen sie doch durch, und wurde ihr Licht überall eine Stadt auf dem Berge, die nicht mehr verborgen bleiben konnte, sondern in die weitesten Fernen Staunen erregte. Auf das eine, das die Jünger haben, mit einem sonst nirgends gesehenen Glanze laufen zuletzt alle zu, wie denn ganz offenbarlich in der letzten Zeit, wie wir jetzt von einer letzten Zeit reden, geschehen wird.

Damit es aber soweit komme, darf das Licht nicht gleichsam unter den Scheffel gestellt werden. Das Licht leuchtet von selbst; und man kann es nicht anders verbergen, als daß man es unter eine Höhlung wie die eines Scheffels stellt, durch welche hindurch allerdings das Licht nicht mehr dringen könnte. Wozu hat man aber Lichter? Wozu zündet man sie in einem Hause an? Gewiß nicht dazu, daß man sie verdeckt halte, um weder für sich noch für andere eine Helle zu haben, sondern daß sie frei stehen, jedermann zu Dienst und Nutz. So will der Heiland Seinen Jüngern nichts geben, mit dem sie gleichsam nur immer hinter dem Busch halten dürften. Eben weil's ein nach allen Seiten erkennbares Licht ist, zeigt es auch seine Bestimmung an, allen Menschen zu dienen; und wenn die Jünger sich einfallen lassen wollten, aus Furcht vor Angriffen der Welt, die lieber in der Finsternis bleibt, damit ihre bösen Werke nicht gesehen werden, ihr Licht geheimzuhalten, daß es nicht mehr allen leuchten könnte, so wäre dieses eine Versündigung schon an dem Lichte selber, die sich auch damit bestraft, daß das Licht wieder erlöschen, d. h. das Seligsein aufhören kann, weil es gar leicht durch Verdeckung in sich erstickt. Der Herr will also die Jünger vor

Feigheit und Ängstlichkeit warnen. Wenn sie selbst das Licht der Welt sind, dürfen sie sich nicht einsam stellen, dürfen nicht schweigsam sein oder gleichsam sich unsichtbar und unfühlbar machen, weil das nichts anderes hieße, als das Licht, das angezündet ist, unter einen Scheffel stellen.

Wie viele Lichter sind nicht, seit Christus auf Erden gewesen ist, in sich wieder erstickt damit, daß man dem Lichte nicht den vollen Schein ungehindert ließ und seiner Ausdehnung Schranken setzte, indem oft die, die es hatten, nicht einmal die sein wollten, die es für andere hätten, sondern sich stellten, als ob sie's nur für sich haben sollten, ohne auch anderen, die in der Finsternis sind, damit dienen zu müssen. Isolierte Winkelstellungen haben immer die Folge, daß das Seligkeitsgefühl abnimmt; und die alle, welche keinen Drang haben, anderen mit ihrem Seligsein etwas zu sein, sondern die nur immer für sich im Genuß der Liebe Jesu stehen wollen, werden gerade zu letzterem am wenigsten kommen und darum mit viel Sorge und Bekümmernis sich abplagen, ob sie überhaupt das Licht und für sich den seligmachenden Heiland hätten, weil ihnen das Gefühl der Gotteskindschaft stets fernebleiben will. Unter dem Scheffel erlischt eben ihr Licht. Wer aber rührig ist vor seiner Mitwelt, frei sein Licht scheinen läßt, daß alles an ihm sich weiden kann, der wächst von Gnade zu Gnade und bleibt fröhlich und selig im Herrn, Seiner auf Leben und Sterben gewiß.

Daher noch die bestimmte Ermahnung des Herrn an die Jünger: „Lasset euer Licht leuchten!“ Wie's von selbst leuchtet, ist gemeint, so lasset es leuchten, ohne etwas zu machen, daß es soll weniger leuchten. Dies geschieht schon, wenn nicht all ihr Tun und Reden ein Ausströmen des in ihnen wohnenden Lichtes ist. Wie leicht können die Jünger etwas anderes zur Schau tragen als das wirkliche Licht, ihre eigene Natur, ihr natürliches Wissen, ihre eigene Kraft, ihr eigenes Gelüste, wodurch sie dem eigentlichen Lichte in ihnen nur wenig Spielraum für ihr Wirken gönnen, wie wenn sie etwas demselben vorschoben und so es verdunkeln wollten. Viele tragen's gleichsam in einer Laterne, die sich verschließen läßt, wenn man das Licht verstecken will.

Machen sie zu, so wandeln sie, wie wenn kein Licht in ihnen wäre, kommen dann auch in manches Finstere hinein mit ihrem Tun, von dem sie füglich fernbleiben sollten. Bei anderen leuchtet das Licht bloß etwa im Wort, aber nicht im Tun. Ihr ganzes Wesen ist nicht durchleuchtet; und das ist, wenn sie nicht reinen Herzens sind, d. h. frei von leidenschaftlichem Hängen an diesem und jenem, und wenn keine Sanftmut, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit ausstrahlt.

Merken wir's uns doch, daß wir vornehmlich in dem unser Licht leuchten lassen müssen, daß man uns die Reinheit des Herzens abfühlt und daß man uns gar nicht anders kennt denn als sanftmütige, barmherzige, friedfertige Leute. Ist's das, so sehen die anderen unsere guten Werke, d. h. unser ganzes von allen Seiten lichtvolles Wesen, das jedermann wohl tut und allen leuchtet. Da lernen sie den Vater im Himmel preisen, daß es noch lichtvolle Leute gibt und sie selbst auch Gelegenheit haben, lichtvoll zu werden. Was wäre es doch, wenn einmal alle Lichtträger, d. h. alle, die an Jesum Christum glauben und in Ihm sich selig fühlen, sich angewöhnten, lichtvoll zu leuchten, ohne irgendwelche Hemmung des Lichts an sich zu haben. Wird's wohl noch soweit kommen? In der ersten Zeit war's ziemlich so; in der letzten wird's wieder besser werden, als es jetzt ist. Freuen wir uns dessen; denn alles Fleisch soll ja noch die Herrlichkeit Gottes sehen.

## § 17 Die Erfüllung des Gesetzes

Kap. 5, 17-20

Immer noch ist der Herr an der Anrede an Seine Jünger (s. § 13), ohne eine eigentliche Belehrung zu geben. Was Er bis jetzt in der Bergpredigt gesprochen, enthält wohl auch viel Belehrendes; aber in einem belehrenden Vortrag erwartet man es doch anders. Von Gesinnungen, die der Seligmacher braucht, um Sein Werk auszuführen, war zunächst die Rede gewesen, dann wie

[der], der diese Gesinnungen mit erlangter Seligkeit hat und anpreist, das Salz der Erde und das Licht der Welt wäre. Aber ein Besonderes wollte der Herr doch noch vortragen, namentlich auch dem vielen Volk zuliebe, das hinter dem Kreise der Jünger, an welche Er Seine Belehrungen richtete, stand. Weil Er zu einem Seligsein andere Forderungen stellte als das Gesetz, bei welchem es hieß (Ps. 106, 3): „Wohl denen“, was dasselbe ist wie „selig sind die“, „die das Gebot halten und tun immerdar recht“, oder (Ps. 1, 2): „Wohl dem, der Lust hat zum Gesetz des Herrn und redet von ihm Tag und Nacht“, so konnte man verwundert sein und denken, Jesus bringe etwas anderes vor als das Gesetz oder ersetze das Gesetz, wie es Mose gegeben hatte, zurück gegen andere Forderungen, die Er mache, daher will der Herr im weiteren zunächst einem Mißverständnis vorbeugen, als sei Er kein Freund des Gesetzes und mache die Haltung des Gesetzes den Leuten nicht mehr wichtig. Auch daß Seine Jünger sollten das Salz der Erde und das Licht der Welt werden, ohne Gesetzeslehrer oder Schriftgelehrte zu sein, konnte auffallen und dem Herrn mißdeutet werden, als löse Er das Gesetz auf. Wer Ihn so nimmt, der steht in einem Wahn, den Er ihm jetzt nehmen will. Mancher konnte ferner denken, wenn Jesus als Prophet aufträte oder gar der sei, der von den Propheten angekündigt sei, was man nur stillschweigend wünschte oder ahnte, aber doch nicht auszusprechen wagte, so werde Er, gleichsam das Gesetz beiseite schiebend, eine neue Offenbarung bringen, dem allerdings entsprechend, was manche Propheten in Aussicht stellten. So sagt Jeremias (31, 31-33) als vom Herrn:

Jer. 31, 31f.: „Ich will mit dem Hause Israel einen Neuen Bund machen, nicht wie der Bund gewesen ist, den ich mit ihren Vätern machte, da ich sie bei der Hand nahm, daß ich sie aus Ägyptenland führte, welchen Bund sie nicht gehalten haben, und ich sie zwingen mußte, spricht der Herr.“ – V. 33: „Sondern das soll der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel machen will nach dieser Zeit, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben; und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein.“

Mit dergleichen Verheißungen schien wirklich das Gesetz aufgelöst zu werden; und das Äußere alles ist auch wirklich später hingefallen, daß man mit Paulus sagen konnte: „Christus ist des Gesetzes Ende.“ (Röm. 10, 4.) Dessenungeachtet, will der Herr sagen, bleibt das Gesetz seinem Inhalt und Geiste nach aufrecht, und darf niemand, der Sein Jünger sein will, Umgang nehmen vom Gesetz. Vielmehr sagt Er jetzt:

V. 17: „Ihr sollt nicht wähen, daß ich kommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.“

Zwischen den Zeilen liegt in diesen Worten immerhin, das es durch Seine Erscheinung so werde, als ob das Gesetz aufgelöst würde; und jetzt schon mochten feindseliger Gesinnte die Befürchtung hegen, durch Ihn werde die ganze mosaische Einrichtung eingestürzt, oder es sei wenigstens von Ihm darauf abgesehen. Diese mußte der Herr beruhigen und stillen; und sonst mußte Er jedenfalls als der dastehen, der auch nicht im mindesten gesonnen sei, dem Gesetz, das Gott gegeben, zu nahe zu treten. Darum bezeugte sich der Herr auch sonst überall treu den bestehenden Gesetzesordnungen, soweit diese nicht nachgekommene Aufsätze der Ältesten waren. Er machte alles mit, was das Gesetz erforderte; und wenn Er nicht für sich etwa auch Opfer darbrachte, so wurde das von einem Propheten wohl nie gefordert; und jeder konnte leicht denken, daß Jesus das nicht nötig habe, da man Ihn in nichts gegen die Gebote stehend sah. So wollte auch Johannes Ihn nicht einmal taufen als einen Unsündlichen. Im Tempel zeigte Er sich sonst ganz in der Art jedes gottesfürchtigen Juden; und Seine Tempelreinigungen rechtfertigten Ihn hinlänglich vor dem Vorwurfe, daß Er dem Tempel seine Würde nehmen wollte. Jedermann sah Ihn einig mit allem, was von Mose als von Gott herrührte; und aus Seiner persönlichen Beteiligung an allen Gesetzesordnungen, wie Er auch manche Genesene zu den Priestern wies, konnte man Seinen inneren Stand zu dem Gesetze wohl ersehen.

Wenn daher doch in der Folge das äußerliche Gesetz fiel, so war das keine Auflösung des Gesetzes und der auf das Gesetz

so ernst hinweisenden Propheten. Durch Ihn sollte nur um so mehr der eigentliche Geist des Gesetzes erfüllt werden. Was hat auch Gott mit allem Gebot und Gesetz anderes gewollt, als was Jesus in Seinen Seligpreisungen aussprach? Die Gesinnungen, die er da voraussetzte, waren der Art, daß jedes Wort des Gesetzes, wenn man ihm die tiefere geistliche Bedeutung gab, zu seinem Rechte kam; und mit diesen Gesinnungen war auch allein Erfüllung des Gesetzes möglich, die sonst immer nur eine scheinbare beim Volk gewesen war. So ist Er derjenige, der den lieben Gott und sein Gesetz mehr ehrte als die strengsten Gesetzeseiferer, die wohl viel Wesens im Äußeren machten, sonst aber ganz fern von wirklicher Erfüllung des Gesetzes standen. Das Bestreben, alles, was Gott geboten, zu würdigen, konnte der Herr nicht besser ausdrücken als mit den weiteren Worten:

V. 18: „Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Titel vom Gesetze, bis daß es alles geschehe.“ – V. 19: „Wer nur eines von diesen Geboten auflöset und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber tut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.“

Damit zeigt der Herr, wie hoch Ihm die mosaische Gesetzgebung stand. Auch der kleinste Buchstabe im Gesetze, selbst wenn ein Titel des Gesetzes etwas [zu] Beachtendes enthält, hat nach der Rede Jesu eine Bedeutung und ist nicht in den Wind gesprochen. Ist doch alles aus dem Munde Gottes gekommen; und wie kann Gott, der Ewige und Heilige, Worte reden, die nur so gesprochen sein sollten, wie sie Menschen oft in der Langeweile reden! Wie würde doch Gott herabgewürdigt, wenn Jünger Jesu auch nur in einem Wort, das Gott gesprochen, nicht wollten eine Unvergänglichkeit annehmen! Jedes Wort muß so ewig sein wie Gott selbst; und darum bleibt alles Gesetz fest, bis Himmel und Erde zergeht, d. h. bis ans Ende der Tage. Ja, seine Bedeutung ragt über diese Zeit hinaus, [in]sofern [als] es die ewigen Ordnungen Gottes, die in der ganzen Schöpfung in alle Ewigkeit gelten, in dem geoffenbarten Gesetze repräsentiert.

Aber das Gesetz und die Propheten sollten nicht nur dem Buchstaben nach fortbestehen; sondern die Ehrwürdigkeit des Gesetzes muß damit hervortreten, daß alles wirklich erfüllt wird. Solches ist nun von Menschen bisher nicht geschehen, und das Volk Israel hat sich so gehalten, daß es den Schein hatte, als ob vieles, wenn noch so schön und wahr, doch umsonst geschrieben gewesen wäre, weil's niemand hielt. Damit war die Heiligkeit Gottes, auch dem Widersacher gegenüber, tief gekränkt; und nun sollte sie wieder zu Ehren kommen. Jesus ist da und erfüllt alles für sich persönlich, sodann vorzüglich damit, daß er den Fluch auf sich nimmt, den alles Nichthalten des Gesetzes aufgehäuft hatte. Er läßt sich für alles strafen und büßt alle Übertretungen. Das Gesetz Gottes wird aber schon gehalten und erfüllt, wenn man nur Buße tut für die Übertretungen und seine Schuld, es nicht gehalten zu haben, anerkennt. Wenn daher Jesus einerseits alles büßt, was die Menschen übertreten haben, andererseits die Menschen, ehe sie zu Gnaden kommen, sich vor Gott in den Staub beugen und Buße tun, wie es bei der neuen Offenbarung gefordert wird, so wird doch endlich alles Gesetz Gottes erfüllt; und die Ehre Gottes ist gerettet. Wie wunderbar doch Gott sorgte, daß es zur Erfüllung des Gesetzes kam, ohne welche kein Nahen zu Gott hätte möglich sein können! Die Erfüllung der Propheten war noch ein Besonderes, das durch Jesum geschehen sollte; und wie vieles bleibt da bis heute noch zu erfüllen, was unsere Zeit bereits wie nebenhingesetzt hat. Aber die Ehre Gottes erfordert's, daß auch von den Propheten kein Wort, das sie aus dem Munde Gottes empfangen haben, unerfüllt bleibe. Es wird und muß alles Verheißene erfüllt werden. Jesus, wir sehen's, verspricht's; und Er, der nun zur Rechten Gottes erhöhte Heiland, wird's auch fertigbringen, zur Ehre Gottes, Seines Vaters.

Aus allem ist erklärlich, wie der Herr auch Seinen Jüngern es ernstlich anbefiehlt, doch ja nichts vom Gesetze aufzulösen, d. h. so hinzustellen, als ob nichts für sie zu Beachtendes darin liege. Wer vollends wollte mit Achselzucken über dieses und jenes im Gesetz reden und so Geringschätzung des Gesetzes anregen, der wird im Himmelreich übel angesehen sein. Soll

er der Kleinste darin sein, so kann das auch auf möglichen Ausschluß hindeuten. Groß aber und ohne Anstand des Höchsten würdig ist der, welcher mit Ehrfurcht alles im Gesetz würdigt und so auch jedermann lehrt. Wie sollten wir uns vor frechem Reden über Gesetz und Propheten und sonst über die Heilige Schrift hüten! Jünger, die das täten, wären auch dadurch dummgewordenes Salz, zu nichts im Reiche Gottes dienlich. Allzeit sind große Beförderer des Himmelreichs nur die gewesen, welche die höchste Ehrfurcht vor allem in der Schrift Gegebenen an den Tag legten.

Wenn aber die Jünger durch Erfüllung des Gesetzes und der Propheten etwas werden wollen im Himmelreich, so dürfen sie die Schriftgelehrten und Pharisäer jener Zeit sich nicht zum Muster nehmen. Der Herr sagt weiter:

V. 20: „Denn ich sage euch: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn [die] der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Die angeführten Frommen des Landes mochten wohl schöne Reden führen, großsprecherisch tun, viel Schein um sich werfen; aber eine Erfüllung des Gesetzes war all ihre Gerechtigkeit nicht. Wie konnte sie auch das sein, ohne daß sie in der geistlichen Armut standen und in alledem, was zu dieser gehört, wie es bei den seligen Jüngern der Fall ist. Diesen wird nicht nur die Gerechtigkeit Christi durch den Glauben zugerechnet, sondern sie werden selbst auch ein Besseres, wie es allein ins Himmelreich taugt. Wie sich denn alles wirklich bei richtig stehenden Jüngern besser mache, das ist's, worüber jetzt Jesus besondere Belehrungen gibt, indem Er an einzelnen Gesetzen oder Geboten zeigt, wie sie nach dem Geiste oder nach dem Sinne, den Er fordert, zu erfüllen wären. Möchten wir imstande sein, Ihn und Seine immer ernster werdenden Worte zu hören und zu beherzigen!

## § 18 Vom Totschlag

Kap. 5, 21-26

Der Herr beginnt nun mit einem belehrenden Vortrag, der sich eng an das Vorhergehende anschließt. Man kann sagen, Sein Thema sei die bessere Gerechtigkeit, als wie man sie bei den Schriftgelehrten und Pharisäern finde. Durch den Eingang zu der Bergpredigt aber hat Sein Vortrag den gesetzlichen Charakter verloren. Was Er sagt, sagt Er nicht als ein Gesetz wie das von Sinai, sondern als etwas, das sich von selbst aus den Gesinnungen der geistlichen Armut, wie sie zum Himmelreich passen, ergibt. Nichts steht so da, als ob dazugesetzt würde: „Tue das, so wirst du leben“, wie wenn man sich durch das angeführte bessere Verhalten, das ja keinem möglich ist, dessen Gesinnung nicht auf der geistlichen Armut ruht, das Himmelreich verdienen könnte. Alles bekommt für Jünger des Herrn, die in der geistlichen Armut stehen, den Charakter der Freiwilligkeit oder Selbstverständlichkeit, ja sogar der Verheißung, daß sie's in Seinem Reiche so lernen, wie Er es sage. So tun die Worte Jesu einem Jünger nur wohl, geschweige denn, daß sie ihm hart vorkommen könnten, weil er an ihnen sieht, wie er sich konsequent halten könne, was ihm in der Welt durch Gewohnheit oder Gedankenlosigkeit oder Sitte verdunkelt ist. In der Welt kann er, wenn er nicht besonnen ist, in allerlei hineinkommen, was gegen den Charakter ist, den er fürs Himmelreich sich bewahren sollte. Wird ihm nun das Wichtigste aus dem Munde Jesu aufgedeckt, so kann's ihm nur willkommen sein, weil's ihm zugleich eine Andeutung ist, wie der Geist Gottes Seine Jünger zu leiten und umzugestalten geneigt ist.

Der Herr erklärt und berichtet zuerst Bekanntes aus dem Gesetze; und anderem, das sonst gangbare Vorstellung war, setzt Er sich geradezu entgegen. Mit Seinem bestimmten: „Ich aber“ stellt Er sich als einen Propheten und von Gott Bevollmächtigten dar, da ein anderer sonst nicht so reden könnte. Zunächst hat Er's mit Hauptgeboten der zweiten Gesetzestafel zu tun. Er sagt:

V. 21: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein.“ – V. 22: „Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt, Racha, der ist des Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig.“

Ein wirklicher Mörder wurde freilich von jedermann als ein greulicher Mensch angesehen. Bei den Pharisäern aber war's so, daß sie schon wunderviel auf sich hielten, wenn sie, wie denn das Totschlagen damals viel gewöhnlicher war als jetzt, auch nicht gleich so schwere Folgen hatte, keinen Mord auf ihrem Gewissen hatten. Sie atmeten ganz leicht, wenn sie dachten: „Du bist kein Mörder“, wie wenn sie damit, was das Gesetz forderte, unschuldige Leute wären. Wie dankt doch jener betende Pharisäer, daß er „kein Räuber“, Raubmörder, sei! Auch bei uns sagen sie oft: „Sie hätten kein Hühnchen beleidigt“, d. h. erwürgt, und wollen sich damit ohne weiteres als gerechte Leute schildern. Sie denken sich schon vom Gericht frei zu sein, wenn sie nicht als Mörder im Schuldbuch stünden und schwere Beleidiger am Leben gelassen hätten. Der Heiland aber sagt's anders und macht mit Seiner Auslegung geradezu alle Menschen zu Mördern, die des Gerichts, des Rats, des höllischen Feuers sich schuldig gemacht haben. Denn wer kein Jünger Jesu ist in der Art, wie ihn die Seligpreisungen schildern, der bleibt von Mordschulden nicht frei. Wie gerne aber hören's nun gerade Jünger Jesu, wenn ihnen gesagt wird, wie sie von Mordschulden sich freierhalten könnten!

Schon das Zürnen, mit dem Bruder namentlich, müssen wir hinzudenken, wenn es zu zürnender Begegnung ausartet, ist nach der Rede des Herrn ein Totschlag. Wir sehen's ja, wie der Zürnende droht, auch Bewegungen macht, als wollte er geradezu den anderen totschiessen. Der Mordgeist spricht aus ihm, wie bei Kain aus seinen Blicken, zu dem Gott sagte, die Sünde laure vor seiner Türe (1. Mose 4, 7). Darum sagt auch Johannes (1. Joh. 3, 15): „Wer seinen Bruder hasset“ – und Zorn und Haß sind nahe beieinander –, „der ist ein Totschläger.“ Wie oft versetzt

auch jemand im Zorn einen Streich, der bis ans Leben geht! Der Zürnende, namentlich wenn der Zorn heftig entbrannt ist, wie das auch bei solchen vorkommen kann, denen man's kaum zutraut, steht am Rande des Totschlags; und bei wie vielen ist's nur eine Bewahrung Gottes, daß sie nicht wirkliche Totschläger werden! Wie sollten sich doch Jünger Jesu vor dem Zürnen hüten, um nicht in die Gefahr des Gerichts zu kommen; denn schon der Zorn hat etwas das Gericht Herausforderndes an sich. – Auch der, der zu seinem Bruder sagt: „Racha“ und damit ihn einen nichtswürdigen, verworfenen Menschen schilt, macht sich als Mörder des Rats, einer göttlichen kriminellen Untersuchung, schuldig. Wird's bedeutungsvoll gesagt, so raubt er dem Bruder alle Ehre, schadet er selbst seiner Existenz und gibt ihm so einen Treiff ins Mark seines Lebens. Selbst wenn grobe Verbrechen bei einem Bruder vorliegen, so darf man's nicht auf seine ganze Persönlichkeit ausdehnen, als ob die eine verworfene wäre. Wie gar anders kann's im Inneren eines Bruders, besonders nach der Tat, aussehen, daß man nichts weniger als richterisch gegen ihn auftreten kann; und wer's tut, wer alle Barmherzigkeit gleich aufgibt, hat einen totschrägerischen Sinn und wird ein Totschräger, wenn er demgemäß den Bruder behandelt. – Ebenso hat, wer den Bruder als Narren ausschilt und behandelt, als einen Menschen, dem's an den Sinnen fehle oder der unzurechnungsfähig sei, etwas von einem Mordsinn in sich. Es kann vorkommen, daß man aus niedrigen Absichten, um jemandes Reden oder Tun unwirksam zu machen, eine Narrheit vorschützt, in die der Bruder verfallen wäre, vor Gericht oder im Verkehr; und man denke, wie schwer solche Sünde ist, die dem Bruder geradezu allen Lebensnerv abschneidet. Auch sonst tut nichts weher, als wenn man jemanden an seinem Verstand angreift, ihn in allem dumm und unvernünftig nimmt und so auch dem Gelächter und Gespött anderer preisgibt. Unter dergleichen Mißhandlungen kann sich der Bruder gar zu Tode kränken; und da wird der Scheltende wirklich an ihm zum Mörder. Der Herr nimmt diese Mißhandlung so ernst, daß Er sogar des höllischen Feuers erwähnt, dessen man sich schuldig

make. Wie können aber Jünger Jesu den Bruder Racha nennen oder als Narren behandeln wollen! Immer bleibt's höchst wichtig, den Bruder oder Nächsten auf keine Weise an der Menschenwürde oder Ehre anzutasten, da nur zu leicht Mordschulden entstehen, welche den Zorn Gottes herausfordern, dem auch Jünger Jesu nicht entgehen, wenn sie sich nicht besser zu halten verstehen.

Wenn wir die drei mörderischen Versündigungen an dem Bruder, welche der Herr anführt, näher ansehen, so haben wir eine auffallende Beziehung zu den [von] Jüngern Jesu geforderten Gesinnungen der Sanftmut, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit. Das Zürnen ist wider die Sanftmut, das Racharufen wider die Barmherzigkeit, das Narrenmachen wider die Friedfertigkeit. Ein Jünger also, der die oft angeführten Gesinnungen der Sanftmut, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit besitzt, wird in jene Mordschulden nicht hineinkommen oder, wenn's ihm im Unverstand begegnet, durch demütiges und bußfertiges Insichgehen vom Gericht sich rein zu machen wissen. Hart und schroff aber kann er in keiner Weise die Rede Jesu finden. Übrigens kann man Seine Rede auch schroffer nehmen, als sie gemeint ist. Vorerst ist nicht von einem Zürnen die Rede, das nicht wirklich kränkt, auch nicht von übereilten gangbaren Redensarten, mit welchen gleichfalls nicht gekränkt oder mißhandelt werden will, obwohl ein Jünger Jesu sich bemühen sollte, in allem Benehmen und Reden säuberlich zu sein. Ferner redet der Herr ausdrücklich von Mißhandlungen gegen Brüder, worunter in weiterem Sinne in der Gesellschaft geltende, ehrbare Leute, ob arm oder reich, niedrig oder vornehm, verstanden sind, Menschen, die eine Stellung noch einnehmen, deren sie sich nicht durch liederliches, ungeordnetes Wesen verlustig gemacht haben. Dagegen gibt es wirklich verworfene, ganz in Bosheit und Laster verstrickte Leute, die unter den Ehrlichen immer nur eine böse Rolle spielen und doch nicht mehr recht Brüder genannt werden können. Daß in Beziehung auf diese Leute die drohende Schärfe der Rede Jesu etwas verliert, mag jeder leicht denken, wiewohl sanftmütige, barmherzige, friedfertige Jünger

auch gegen die verworfensten Menschen, mit denen sie es zu tun bekommen, die Worte Jesu bedeutungsvoll nehmen werden. Wenn nämlich der Herr die Gerichtsfolgen von solchen Mordschulden im weiteren Sinne so sehr betont, so dürfen Jünger Jesu nicht denken, daß sie über diese Folgen erhaben stehen. Ein Wegwerfen ihres Charakters in irgendeiner Weise wird vom Herrn angerechnet und kann das Seligsein der Jünger geradezu aufheben, namentlich auch im Jenseits, wie wir im Nachfolgenden sehen, peinliche Folgen haben, daß sie, je nachdem es ist, in den Kerker geworfen werden und bis aufs Äußerste ihre Mordsünden büßen müssen, wenn ihnen auch schließlich noch Barmherzigkeit widerfährt.

## § 19 Von der Aussöhnung

Kap. 5, 23-26

Der Herr hatte die Mordschulden in weiterem Sinne sehr ernst genommen und des Härtesten gedacht, dessen die sich schuldig machen, welche in dergleichen hineinkommen. Da könnten Jünger des Herrn, denen im täglichen Leben und in der Übereilung allerlei begegnet, was sie zu großen Sündern an anderen macht, Angst und Sorge bekommen, ob nicht schnell ihr Seligsein und Seligwerden ihnen möchte verlorengehen. Der Welt, die nichts von Gott und Christo weiß, ist da nicht zu dienen. Sie sterben etwa in ihren Mordschulden und mögen zusehen, wie's ihnen ergehe, wenn sie nicht lernen an Jesum, den Sündentilger, glauben oder Mutwillens den Glauben an Ihn von sich gewiesen haben. Jüngern Jesu aber kann man raten und helfen; und das nächste, was der Herr rät, ist, nichts zu versäumen, um die Aussöhnung mit dem gekränkten Bruder zustande zu bringen. Er sagt zuerst:

V. 23: „Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe“, – V. 24: „so laß allda vor dem Altar deine Gabe und

versöhne dich mit deinem Bruder; und alsdann komm und opfere deine Gabe.“

Mit dem „darum“ knüpft der Herr ans Vorige an, auf etwaige Mordschulden im weiteren Sinn hinweisend. Er erinnert an die Opfergebräuche Israels, welchen ein frommer Israelite sich nie entzog. Aber gar häufig opferten sie gedankenlos und mechanisch, ohne viel an besondere Sünden zu denken, wenn sie vor dem Herrn standen. Der Herr rät also, vor dem Opfer nachzudenken und sich das Nötige einfallen zu lassen, namentlich von Vergehungen gegen andere, weil ihr Opfer unmöglich dem Herrn gefallen könne, wenn sie nicht vorher Versöhnungsversuche mit einem beleidigten Bruder gemacht hätten. Daher sagt Er: „Wenn dir vor dem Altar einfällt, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda deine Gabe und versöhne dich eiligst, ehe du opferst.“ Hiermit will es der Herr noch ernster machen, mit jenen besonderen Mordsünden, aus welchen sonst viele sich nicht viel machen und von denen sie glauben, sie werden ebenso schnell auch wieder von Gott vergessen sein, wie sie sie vergessen, wie es auch dem gekränkten Bruder darunter zumute sei. Nun hören sie's anders aus dem Munde Jesu; und wer's hört, kann erschrecken und mehr darauf achten lernen als vorher, wenn er vernimmt, daß all sein Opfer wertlos, ja gar dem Herrn mißfällig sei, wenn er Kränkungen gegen den Bruder gleichgültig liegenlasse.

Solch Wort Jesu hat nun freilich keine direkte Bedeutung für uns, weil ja wir keine Opfer bringen wie einst die Juden. Unsere Opfer aber sind die Gebete, mit welchen wir auch vor Gott treten, Ihn um Vergebung unserer Sünden vor allem bittend. Wir beten, um vor Ihm sozusagen gerechtfertigt zu werden durch Christum oder fürs laufende ins reine zu kommen, wie es die Juden wollten mit ihrem Opfer. Letzteres sehen wir an der Geschichte mit dem Pharisäer und Zöllner, welche beide Rechtfertigung suchten im Tempel, wenn auch jetzt zunächst nur durch Gebet, weswegen der Herr sagt, der Zöllner sei vor dem Pharisäer gerechtfertigt, d. h. eher von Gott durch sein Beten zu Gnaden angenommen worden. So soll unser Beten, ob morgens

oder abends, und sooft wir uns gedrungen fühlen zu beten, ein Versöhngebet sein, mit dem wir die Gemeinschaft mit Gott erneuern wollen. Da kann es nun wohl geschehen, daß uns auch unter unserem Beten allerlei Sünden einfallen, namentlich Verschuldungen gegen Brüder. Aber da meinen die meisten, es sei genug, wenn sie nur vor Gott Abbitte tun. Daß sie aber schuldig seien, auch vor den Beleidigten, wenn irgend tunlich, Abbitte zu tun, um diese wieder auszusöhnen, halten sie in der Regel für überflüssig. Sie meinen, es sei gleich alles vergeben, wenn sie nur Gott um Vergebung gebeten hätten. O Bruder, höre deinen Heiland! Er sagt's anders, als du's denkst. Er deutet dir an, daß Gott dir nicht vergeben könne, ehe du [nicht] mit dem Bruder gesprochen hättest, ja, daß auch dein Beten vor Ihm keinen Wert habe, solange durch deine Schuld ein beleidigter Bruder wider dich seufzt. Nehmen wir's doch nicht zu leicht mit der Erlangung der Sündenvergebung, als ob's alles nur schnell ein Seufzer vor Gott gutmachte. So kann's geschehen, daß jemand auch arge Sünden, wie Unzuchtssünden, nur geschwind vor Gott abbitten will, ohne zu bedenken, welche Mißhandlung er an Verführten oder Überredeten getan habe, gegen welche doch auch Aussöhnung oder Demütigung geschehen sollte, soviel möglich, ehe der Herr vergeben kann. Die ungläubige Welt denkt freilich an so etwas nicht. Aber Jünger des Herrn, die in der geistlichen Armut stehen und sanftmütig, barmherzig, reines Herzens und friedfertig sein wollen, die sollten keine Ruhe haben, bis sie alles, soviel es mit dem Nächsten nötig und tunlich ist, gutgemacht haben, widrigenfalls es mit ihrem Jüngerstand gefährlich steht.

Der Herr macht solches noch deutlicher, indem Er fortfährt, von der Wichtigkeit der Aussöhnung beleidigter Brüder zu sprechen. Er sagt weiter:

V. 25: „Sei willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß dich der Widersacher nicht dermaleins überantworte dem Richter und der Richter überantworte dich dem Diener und werdest in den Kerker geworfen.“ – V. 26: „Ich sage dir wahrlich, du wirst nicht

von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest.“

Hier redet der Herr nicht von solchen, die man noch Brüder nennen kann. Aber da tut besonders Vorsicht not; und oft nimmt man's gegen andere gleichgültiger als gegen Brüder. Ein Beleidigter aber wird leicht zum Widersacher, [in]sofern [als] er angetrieben wird, Rache zu nehmen oder alles zu versuchen, um zu Ehren oder zum Recht zu kommen. Wer überhaupt Widersacher hat, soll nicht vorweg glauben, die Schuld liege bloß an diesen. Wer so viel über Feinde klagt, die er habe, ist sicher mehr in der Schuld als diese; und doch ist jeder gewohnt, Widersacher als böse Menschen zu nehmen und sich ihnen gegenüber für rein und unschuldig zu halten. Wie gar anders kann's einmal dort lauten! Denn wer in den Gesinnungen steht, welche Jünger Jesu charakterisieren, kann keine Feinde haben, wie man sie gewöhnlich sich denkt, es sei denn, daß es Feindschaft gegen das Evangelium wäre, was manche erbittert.

Wer nun kein gutes Gewissen hat bei Widersachern, dem rät der Heiland, beizeiten willfertig ihnen zu sein, d. h. wohlgesinnt sich gegen sie zu bezeigen. Viele feindselig gesinnte Leute kann man leicht gewinnen, wenn man nur leutselig gegen sie ist, sie nicht meidet, ihnen Freundlichkeit und Gefälligkeit bei jeder Gelegenheit erzeigt. Da machen sich bald die Gesinnungen eines Widersachers oder Feindes anders. Hast du aber eine Schuld gegen ihn, so versäume den Augenblick nicht, „dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist“, heißt es, alles mit ihm auszugleichen und gutzumachen, was ein Jünger des Herrn gerne jederzeit tun sollte. Der Augenblick kehrt oft nicht so leicht wieder; und wie schnell macht der Tod eine Scheidung! Wenn nun jemand, unversöhnt mit dir, scheidet von dieser Erde und klagend dort auftritt und aufzutreten das Recht hat, da kann's, wenn du sonst nicht durch Buße und Demut es wenigstens vor Gott gutzumachen weißt, drüben einmal zunächst auch übel für dich gehen. Ist deine Schuld groß und unerkannt von dir oder gleichgültig und gewissenlos von dir übersehen, so kann's Strafen geben bis aufs Äußerste, wenn auch zuletzt am



Jüngsten Tage ein Herauskommen aus dem Kerker möglich ist. Ein Jünger des Herrn bleibe doch nur seinem Charakter treu und versäume, wenn er fehlt, keine Buße; denn nur so wird es gutgehen auf Zeit und Ewigkeit! Wie viele, die hienieden des Besten sich drüben versichert glaubten, mögen sehr enttäuscht werden; denn die Worte Jesu können doch nicht als in den Wind gesprochen angesehen werden.

## § 20 Vom Ehebruch durch Blicke

Kap. 5, 27-30

Der Herr kommt zu einem anderen Gebot, nämlich dem gegen den Ehebruch, an dem Er zeigen will, wie die Gerechtigkeit der Jünger des Herrn besser sein müsse als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, welche sie zu haben wähnen, wenn sie nur nicht grobe Übertreter gegen den Buchstaben der Gebote wären. Zum voraus bemerken wir, daß die Schrift auch Hurerei überhaupt unter Ehebruchssünde rechnet, weil sie als ein vorausgehender Ehebruch gegen den zukünftigen Gemahl erscheint. Niemand aber bedenkt, wie auch jetzt noch viel Schlaffheit des Gewissens allerwärts herrscht, daß man Hurer und Ehebrecher auch auf feinere Weise werden könne. Der Herr will nun die Gewissen schärfen und führt namentlich zweierlei an, wodurch die Menschen die Schuld des Ehebruchs auf sich laden können, nämlich erstlich die lüsternen Blicke, zweitens die Ehescheidung. Was das erstere betrifft, so sagt der Herr:

V. 27: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen.“ – V. 28: „Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“

Bei dieser Stelle meint der Herr nicht gerade schnelle, lüsterne Gedanken und Empfindungen, wie sie dem Menschen kommen können, deren er sich auch gar nicht erwehren kann. Dergleichen kommen ihm ganz unwillkürlich, sind ihm oft

selbst zuwider und werden mit Macht von ihm bekämpft, gehen oft auch ebenso schnell wieder weg, als sie kommen. Ist's so, so sind dergleichen Gedanken nur Beweise von dem natürlichen Verderben des Menschen, wie das einmal ist und wie es durch keinen Kampf gänzlich beseitigt werden kann. Ehebrecher aber wird man durch sie nicht; vielmehr ist der Mensch eher ein Überwinder zu nennen, wenn er, wie Paulus sagt, die Sünde, die sich schon einnisten will, „nicht herrschen, d. h. Herr werden läßt in seinem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten“ (Röm. 6, 12). Ehebrecher wird nur der, welcher mit wirklicher böser Begierde, wenn diese auch nicht vollbracht wird, ein Weib ansieht, weswegen es heißt: „ansiehet, ihr zu begehren“. In seinem Herzen hat er dann mit ihr die Ehe gebrochen, weil innerlicher Wille dabei ist. Es kann auch geschlechtliche Erregungen bei ihm zur Folge haben, bei welchen es wenigstens in etwas zur Tat kommt. Solch Ansehen aber kann verschiedenlich sein, entweder so, daß das Weib es nicht merkt, mithin ihrerseits nicht zu gleichem Gelüste gereizt wird, was der leichteste Fall ist, oder so, daß das Weib es merkt und gleichfalls zu unrechten Gedanken entzündet wird, oder so, daß wirkliche Absichten mit Blick und Gebärden zu erkennen gegeben werden wollen, wie es doch eigentlich der Herr in Seiner Rede vornehmlich meint. Solche Bezeugungen, auch wenn sie nicht weiterkommen, woran oft nur die Umstände schuld sind, sind bereits Tatsünden und werden übel vom Herrn angesehen.

Ein Jünger des Herrn darf und kann sich nie so stellen; oder er ist vor Gott ein Verbrecher, macht sich auch verächtlich und wirft seinen Adel weg. Wie leichtfertig aber sind bei uns oft auch christliche Leute im Verkehr mit dem anderen Geschlechte, daß man sehen kann, was an ihnen eigentlich ist. Wie bedeutsam, verführerisch, aufreizend können die Blicke der Menschen werden, wie unsauber ihre Gespräche, ihr Benehmen, ihre Kleidung und ganze Haltung, daß es alles ein tätliches Buhlen wird, an dem sie sich mit einigem Genuß weiden wollen. Wie tief in seinen Wirkungen solches alles geht, wird an jenem Tag offenbar werden, daß man dann erst die volle Wahrheit der ernsten Rede

Jesu versteht. Wie oft sind's auch nur Anbahnungen zu wirklichem Fall! Aber die Leute achten wenig darauf. Darum kann man sich nicht wundern, daß es in unserer Zeit gerade in Unzuchtssünden so jämmerlich zugeht. Wie vieles wäre anders, wenn die Menschen nur ihre Blicke bemeistern wollten! Jünger des Herrn, die etwas Lockeres und Weltförmiges zeigen, können nur mit bösem Gewissen vor dem Herrn stehen, auch an vielem es merken, wie abgewandt der Herr von ihnen ist.

Eines insbesondere wird von den meisten, namentlich von ledigen Personen, nicht beachtet, die frech mit ihren Blicken spielen, wie sehr sie sich da an denen, die sie ansehen, versündigen und ihnen zum Schaden werden. Wie leicht ist eine junge Person erregt und ein Zunder in sie hineingeworfen, dessen sie sich nicht leicht wieder erwehren kann. Bei ihr ist's nicht die Gemeinheit, die der Ansehende im Auge hat, was sie erregt; vielmehr kommt sie gerne zu wirklicher Liebe und dem gerechtfertigten Verlangen nach einem ehelichen Bunde, den sie sich durch Blicke angetragen wähnt. Da kann in ihr ein Haken bleiben, der ihr Seelenleben für lange Zeit aufs empfindlichste stört, weil der Lüsterne es so nicht will. Sie kann bis zum Wahnsinn, ja noch Schlimmerem kommen. Wie sollte man doch [...] dem schwachen Geschlechte gegenüber Zartheit und Schonung beweisen, um nicht, wie zum Spiel, Gedanken, Empfindungen und Wünsche anzuregen, die auf etwas Edleres in der Regel zielen und doch von dem Ansehenden nur aufs Gemeine heruntergedrückt werden wollen. Da kann es Versündigungen durch leichtfertige Unvorsichtigkeit geben, die ihrer Bedeutung nach der des wirklichen Ehebruchs gleichkommen. Wie ernst daher der Heiland es mit solchem heimlichen Buhlen durch Blicke und Gebärden nimmt, zeigt Seine weitere Rede. Er fährt fort:

V. 29: „Ärgert dich aber dein rechtes Auge, so reiße es aus und wirf's von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“ – V. 30: „Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“

In anderen Stellen erwähnt der Herr auch des Fußes, den man eher sich abhauen als zum Ärgernis werden lassen solle. Große Rolle im Unzuchtswesen spielen das Auge mit seinem lüsternen Blick, die Hand mit ihrer unkeuschen Bewegung, der Fuß mit seiner ungescheuten Eilfertigkeit. Bei natürlichen Menschen treiben Auge, Hand und Fuß unwillkürlich zu ihrem unrechten Benehmen. Es ist, als ob ein böser Geist in diesen Gliedern säße, der den Menschen wie mit Gewalt zu dem hintreibt, was nicht taugt; und seine Glieder zügeln, sie nicht ihrer Willkür gleichgültig überlassen, bleibt eine wichtige Sache. Besonnenheit für alle Bewegungen seines Leibes, worauf auch äußerer Anstand schon zielt, muß der Christ für sich behalten.

Sonst spielen die Menschen in den Sachen der Lust gerne mit Auge, Hand und Fuß, meinend, was diese tun, sei ja noch etwas Unschuldiges, sei nichts Arges, soweit sie oft auch schon gehen. Da zeigt aber der Herr mit Seiner Gleichnisrede, wie sehr der Mensch Auge, Hand und Fuß zu fürchten und in Verwahrung zu bringen habe, um nicht unvermerkt, fast spielend, in ein Netz hineingezogen zu werden, aus dem er unbeschädigt nicht wieder herauskommt. Der Sündenfall schon lehrt's, wie die genannten Glieder zu bewahren und zu überwachen sind, da die Schlange gerade auf ihren Dienst es abgesehen hatte. Ihr Gift hauch gab den Füßen der Eltern unwillkürlichen Trieb zur Bewegung gegen den verbotenen Baum hin. Das Auge der Eva fand die Frucht lieblich anzuschauen. Ihre Hand griff nach der Frucht und führte sie ohne weiteren Kampf dem Munde zu. Geadeso geht's bei jeder Unzuchtssünde. Ein fürwitziger Gang und Vortritt zu größerer Annäherung, als anständig ist, wieviel macht schon dieser aus! Das Auge drückt die Lust ins Herz hinab. Die Hand greift bereits zu leiblicher Berührung, schon mit dem Händedruck und anderem. Aber wer ist klug, daß er die List der Schlange merke?

Weil's so ist, wie man erfährt, sagt der Herr, sollte man lieber sich die Glieder abnehmen, als ihnen ihr Ärgernis, d. h. ihre Gewalt zur Sünde lassen. Daß es begreiflich nicht wörtlich zu nehmen ist, mag jeder sehen, wie denn auch wirkliche Abnahme

der Glieder die Sinnenlust noch nicht aufhebt. Aber eben weil schon ein dämonischer Trieb in den Gliedern ist, tut Zurückhaltung des Auges, der Hand und des Fußes so wehe, als ob man die Glieder sich abrisse. Der natürliche Mensch muß sich so viele Gewalt anlegen, ihm selbst so peinlich und schmerzlich, als ob er sich die Glieder geradezu abschläge, um keiner Gefahr sich auszusetzen. Jeden Zwang sollten wir uns anlegen, selbst wenn die Welt uns bespöttelte und lächerlich fände mit unserer Zurückhaltung. Denn wir sollten uns stellen, als hätten wir keinen Fuß, um zu gehen, kein Auge, um zu sehen, keine Hand, um zu greifen, und [als] hätten wir uns diese Glieder nicht nur lahmgelegt, sondern gar abgeschlagen oder ausgerissen. Aber wie weit, wie weit sind von solcher Zurückhaltung oft auch die besseren unter den Christen! Ja, diese erlauben sich je und je unter dem Schein christlicher Freundschaft Annäherungen bis zu (geistlichen) Liebeleien, mit Augenzeichen und Händedruck und sonst[igem], auch mit schmeichelnder Rede, wie sie die oft vorsichtigeren Welt sich nie erlauben würde. Mit welchem Haß, ja fast mit Verwünschung mag da mancher in jener Welt die ihm gebliebenen Glieder ansehen, die den ganzen Leib verderbt oder, wie der Herr sagt, in die Hölle geworfen haben, d. h. in die untere Totenwelt unselig Verstorbener, statt daß er hätte kommen sollen in die Oberwelt selig Vollendeter!

## § 21 Vom Ehebruch durch Ehescheidung

Kap. 5, 31-32

Der Herr erwähnt noch einer zweiten Gattung von Ehebruch, außer dem groben, von dem das Gesetz redet, nämlich der Ehescheidung. Diese Art des Ehebruchs, wenn gewissenlos erfolgend, ist um so schlimmer vor Gott, je weniger sie vor Menschen als augenfälliger und strafbarer Ehebruch erscheint. Wir erlauben uns, umständlicher darüber zu reden, weil es nicht leicht ist, in einer Sache, die an und für sich unrecht und doch je

und je unvermeidlich ist, zurechtzukommen. Man hat nämlich zwei Klippen zu vermeiden, einmal, daß man nicht in eine Schlawfrheit bezüglich der Heiligkeit der Ehe hineinkommt, indem man Ehescheidung befürwortet, sodann, daß man nicht durch gesetzliche Schroffheit Unglücklichen gegenüber hart und unbarmherzig wird, was gegen die Milde des Evangeliums streitet. Der Herr sagt:

V. 31: „Es ist auch gesagt: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr geben einen Scheidebrief.“ – V. 32: „Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet (es sei denn um Ehebruch), der macht, daß sie die Ehe bricht; und wer eine Abgescheidete freit, der bricht die Ehe.“

In der alten Zeit hat der Mann oft keine Umstände mit seinem Weibe gemacht, von ihr loszuwerden. Er hat sie einfach und brutal fortgeschickt. Das Weib konnte es ihrerseits nicht leicht so machen, etwa zu entlaufen, weil sie überall übel darum angesehen worden wäre, auch die Rache des stärkeren Mannes zu fürchten gehabt hätte, weswegen der Herr nur von dem Fall redet, da der Mann sein Weib entließ. Der Willkür des Mannes zu steuern, hat Moses wenigstens Scheidebriefe vorgeschrieben, die ein Mann seinem Weibe, von dem er sich trennen wollte, mitgeben sollte (5. Mose 24, 1-4). Vermittelst des Scheidebriefs sollte dem Weibe Freiheit gegeben werden, sich wieder zu verheiraten; und der Mann achtete sich ohnehin für frei, zu tun, was er wollte. Daß beim Mann in der Regel schnöde Lust oder ein böses Schalksaug mitspielte, wenn er etwa sonstwie lüstern geworden war, liegt auf der Hand. Indessen ist wohl zu beachten, daß der Herr, wie in allen Seinen Gesetzesauslegungen, nicht die verkommensten Menschen im Auge hat, welchen gegenüber Er Seine ernstesten Weisungen gibt, sondern immer solche, mit denen sich noch reden ließ und die auch in der Gesellschaft noch etwas galten. So ist auch in dem, was Er über Ehescheidungen sagt, nicht Rücksicht genommen auf die greulichen Mißbehen, wie sie je und je vorkommen, da sich die Leute gegenseitig die Ehe, welche durch Liebe und Gemeinschaft ein Stück von Erdenglück bilden sollte, zur Hölle

machen. Das Ernsteste, das der Herr sagt, gerade auf solche Menschen anzuwenden, ist sicher nicht das Rechte. Denn bei ihnen bleibt stets, namentlich für Gesetzgeber, das die erste Rücksicht, wie man mit ihnen zurechtkomme, ohne daß durch sie, mit denen man sich aber doch [ver]tragen muß, alles durcheinandergeworfen werde. Der Herr Jesus, dem sie ganz fernstehen, hat für sie nichts zu sagen, weil doch alles, was bei ihnen zutage tritt, sei's so oder so, gottwidrig ist und bleibt. Es sieht daher seltsam aus, wenn man auf ein Wort hin, das doch zunächst an Jünger des Herrn und solche, die Jünger zu werden versprechen, gerichtet ist, losen Menschen gegenüber nach dem strengsten Begriff der Ehe handeln will, während bei ihnen gerade das Ehebruchswesen in feinem und grobem Sinne an der Tagesordnung ist.

Der Herr nun will mit Seiner Rede sagen, das, daß man Scheidebriefe schreibe, wie diese nach dem Gesetze vorgeschrieben werden, rechtfertige noch nicht die Ehescheidung; vielmehr sei die Ehe viel zu heilig, als daß ein Stück Papier sie nur so geschwind aufheben könne. Hiermit will Er den Mose, der den Scheidebrief gebot, nicht tadeln, sondern die zurechtweisen, welche Gebrauch von dieser Zulassung machten. Das Gebot selbst gab Moses, wie der Herr sonst sagt (Mark. 10, 4-12), nur um der Herzenshärte der Menschen willen, d. h. um Schlimmeres zu verhüten, weil man mit harten Menschen oft nicht anders sich zu helfen weiß, als daß man ihrer Härte nachgibt. Moses hat also mit dem Scheidebrief durchaus nicht das Scheiden selbst vor Gott für zulässig erklären wollen. Wer so hart ist, sich zu scheiden, soll wenigstens nicht so hart sein, daß er's ohne Scheidebrief tue. Viele in Israel nahmen's aber anders; und die Schriftgelehrten und Pharisäer, als Buchstabenmenschen, waren auch dabei. Sie meinten, wenn nur nach der Vorschrift Moses' der Scheidebrief gegeben sei, so stehe man ohne Sünde da, und sei alles recht. Solches berichtet jetzt der Herr, indem er keine Scheidung vor Gott für gültig erklärt und sagt, daß lauter Ehebruchssünden daraus entstehen, namentlich wenn anderweitige Verheiratungen stattfinden. Jede Ehebruchssünde ist aber vor

dem Herrn ein Greuel. Nur begangenen Ehebruch des einen Teils läßt der Herr als Scheidungsgrund gelten, und zwar, wie wir annehmen müssen, weil dann ja der Bruch schon geschehen ist; und schon der Wortlaut des Gesetzes (5. Mose 24, 1) konnte den Herrn veranlassen, aus Ehrfurcht vor Moses genannte Ausnahme gelten zu lassen, wenn auch nicht gerade zu befehlen, wie es manche gegen den feineren Liebessinn des Heilandes aufzufassen geneigt sind.

Was der Herr über Scheidungen sagt, hat zu allen Zeiten die Christen und christlichen Obrigkeiten viel beschäftigt; und ein großes Fragezeichen bleibt jedenfalls bei aller Ehescheidung stehen, daß man denken muß, Eheleute sollten immer eher darauf bedacht sein, Versöhnungsversuche wieder anzustellen, selbst im Falle eines Ehebruchs, wie eben bemerkt worden ist. Der Herr will in letzterem Falle nur keinen Zwang auferlegen; aber veröhnende und vergebende Liebe, besonders wenn der Fehlende sich demütigt, aber auch sonst, zieht Er sicher jeder Scheidung vor, da bei dieser doch nur Haß, Rachsucht und Unversöhnlichkeit die Hauptrolle spielt, so daß der, welcher sich scheidet, immer, wenn er sonst den Herrn fürchten will, einen Makel im Gewissen behalten wird. Auch der tiefstgekränkte Teil muß wieder vergeben können, wenn er anders auch für sich Vergebung der Sünden von Gott hofft, wiewohl es schreiendere Fälle gibt, bei welchen man schonender den, der es nicht mehr ertragen zu können meint, beurteilen muß. Vergessen wir's nicht, daß der Herr zu Jüngern Seine Rede richtet. Was diesen ernst vorgehalten werden muß, kann man Leuten, die fern von der Gottesfurcht und Liebe zum Heilande stehen, nicht zu einem zwingenden Gesetze machen.

Die Gesetzgebung kann sich nur auf den Standpunkt Mosis stellen. Sie kann nicht anders denn Ehescheidungen zugeben, wenn die Leute einmal es durchaus nicht anders haben wollen und innerlich ganz geschieden voneinander sind wie von dem Herrn. Diese haben's auf sich liegen, während der Staat ein Übel geschehen lassen muß, um größerem Übel vorzubeugen. Sind Eheleute durchaus unversöhnlich miteinander, so ist ein unerbitt-

licher Zwang nicht ratsam und kann üble Folgen haben. Vor etwa 20 Jahren kam es vor, daß zwei aufs äußerste sich hassende Eheleute, die in gar nichts sich verständigen konnten, vor dem Amte überredet wurden, beisammenzubleiben. Sie waren vom Lande und gingen miteinander, scheinbar versöhnt, von der Stadt weg ihrer Heimat zu. Am anderen Morgen fand man schon in der Nähe der Stadt beide tot auf der Wiese. In weitem Umfange fand man die Spuren, wie sie sich miteinander gerauft hatten, bis beide tot auf dem Platze blieben, ohne daß man deutlich sehen konnte, daß der eine Teil den anderen von vornherein mörderisch angefallen hatte. Bei solchen wie anderen schweren Erfahrungen kann der Staat nicht anders denn in Unvermeidliches sich schicken, obwohl er seinerseits die größte Gewissenhaftigkeit zu wahren hat.

Wenn man, eifernd für den Buchstaben des Wortes Jesu, nur wirklichen Ehebruch als Scheidungsgrund gelten läßt, mag man doch zu weit gehen. Einmal ist es, wie schon bemerkt, durchaus nicht recht, bei jedem Ehebruchsfall es mit der Scheidung leichtzunehmen und den Eindruck zu geben, als ob man wirklich volle Berechtigung, auch vor dem Herrn, habe, sich scheiden zu lassen. Andererseits gibt es auch einen Ehebruch in weiterem Sinn, wenn nämlich in einer Ehe alles geschieht, [um] das Bündnis der Gemeinschaft zu zerstören. Ist's denn etwas anderes als Ehebruch, wenn ein Teil in seinem ganzen Verhalten sich bis zum Tier herabwürdigt, während der andere Teil doch denken dürfte, Mensch und Mensch gehören mindestens zu einer Ehe, oder wenn ein Teil den anderen mit unbarmherziger Härte Tag für Tag mißhandelt oder gar am Leben bedroht, daß der geängstigte Teil keinen Tag ohne Todeszittern leben kann? Wer die Heiligkeit der Ehe und die Menschenwürde in so hohem Grade antastet, ist ein Ehebrecher zu nennen in weiterem Sinn. Indessen soll solches nicht gesagt sein, irgendwelcher förmlichen Ehescheidung das Wort zu reden. Ausharrende Geduld, wenn immer möglich, mag in den meisten Fällen dem Herrn wohlgefälliger sein als das wirkliche Zerreißen des Ehebundes, zumal den Geduldigen der Herr es nie an Gnade und Hilfe fehlen lassen

wird. Jünger des Herrn werden allezeit die Worte Jesu wichtig nehmen. Den gewöhnlichen, natürlichen Menschen aber darf die Gesetzgebung nicht zuviel zumuten. Der Menschlichkeit muß man auch ein Recht lassen. Aber das bleibt gewiß, daß Scheidungslustige es auf sich liegen haben und ihretwegen einmal nur sie selber, nicht die Obrigkeiten, wenn diese dabei nicht besonders sich verfehlen, dem Richter aller Welt werden Rede stehen müssen.

## § 22 Vom Schwören

Kap. 5, 33-37

Der Herr kommt auf einen weiteren Punkt zu reden in Seiner Auslegung des Gesetzes und sagt etwas bezüglich des leichtfertigen Schwörens, wie es besonders die Juden an sich hatten, davon auch im Alten Testamente viele Beispiele sich finden. Je leichter aber im täglichen Leben boshafte Vorhaben aller Art hinter ein Schwören sich verstecken kann, um so ernster nimmt's der Herr mit solchem Schwören. Er sagt zuerst:

V. 33: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: „Du sollst keinen falschen Eid tun und sollst Gott deinen Eid halten.“ (3. Mose 19, 12; 4. Mose 30, 3).

In den Zehn Geboten heißt es: „Du sollst nicht falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“ (2. Mose 20, 16). Obgleich der Herr, indem Er andere Worte braucht, nicht eigentlich von dem gerichtlichen Eide redet, sondern andeutet, wie man auch sonst meineidig werden könne, so wollen wir doch auch von ersterem etwas ausführen. Das achte Gebot nämlich ist hauptsächlich dazu gegeben, daß man nicht durch ein falsches Zeugnis jemand zum Tode zu bringen suchen solle, weil man dadurch wirklicher Mörder werde; denn zu einer kriminellen Entscheidung gehören zwei oder drei Zeugen. Die sechs letzten Gebote nämlich sind in zwei Teile zu teilen, davon die drei ersten vom wirklichen Mord, Ehebruch und Diebstahl

reden, die drei anderen verbieten, auf Umwegen und unter dem Schein des Rechten das nämliche zu tun, wie durch falsches Zeugnis den Mord. Wie man durch falsches Zeugnis Mörder werden kann, zeigt Naboths Geschichte (1. Kön. 21, 13), ebenso die Verurteilung Jesu und des Stephanus, zu welcher man falsche Zeugen suchte. Übrigens konnte man vor Gericht durch Meineid auch sonst sich an seinem Nächsten vergreifen. Man konnte Zeugen aufstellen, die einen begangenen Ehebruch bezeugen sollten, wie aus der Historie von der Susanna in den Apokryphen hervorgeht. Auch in Streitigkeiten über mein und dein konnten falsche Zeugen auftreten. Jeder gerichtliche Meineid aber, auf was er sich auch bezog, galt besonders als ein Greuel vor dem Herrn; und wenn ihn Menschen nicht bestrafen konnten, so behielt sich Gott die Rache vor. Fromme, wie die Pharisäer und Schriftgelehrten [es] waren, gaben sich freilich nicht dazu her, gerichtliche Zeugnisse abzulegen; und es war gewöhnlich geworden, daß man Zeugen um Geld sich erkaufte, die bezeugen mußten, was man ihnen vorsagte, als seien sie Augenzeugen gewesen. Mitunter sollten sie nach dem Willen der Angeber nicht gerade Falsches bezeugen; aber falsch waren sie doch, wenn sie vorgaben, Augenzeugen gewesen zu sein, die sie doch nicht waren. Sonst waren aber auch viele leichtfertig genug zu glauben, ein Meineid, den sie nicht selbst vor Gericht ablegten und nur durch andere in ihrem Namen tun ließen, werde ihnen nicht hoch angerechnet. Ein lockerer Sinn weiß immer Auswege, sich vor sich selbst und vor Gott zu entschuldigen. Aber der Herr wird's richten.

Der Herr aber spricht in Seiner Rede offenbar nicht vom gerichtlichen Schwören, gegen das Er ohne Geringschätzung Mosis und der Obrigkeit nichts einwenden konnte; sondern Er redet von anderem freiwilligem Schwören, weswegen Er allgemeinere Schriftworte anführt, daß jemand nicht falsch schwören solle bei Versicherungen irgendeiner Art oder, wenn er ein Gelübde unter einem Eidschwur getan, solches halten solle und nicht nach Belieben ungültig machen dürfe. Da hier viel Mißbrauch des Namens Gottes getrieben wird, auch viel Bosheit mit

unterlaufen, dazu mancher aus Unvorsichtigkeit leicht sündigen oder ungebührlich sich binden kann, will der Herr all solches Schwören bei Seinen Jüngern abgelegt wissen. Daher fährt Er also fort, mit einem Seitenblick auf das, wie es andere machten:

V. 34: „Ich aber sage euch, daß ihr allerdings nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl“, – V. 35: „noch bei der Erde, denn sie ist Seiner Füße Schemel; noch bei Jerusalem, denn sie ist eines großen Königes Stadt.“ – V. 36: „Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören; denn du vermagst nicht ein einiges Haar weiß oder schwarz zu machen.“

In solcher Weise, wie hier vorausgesetzt wird, schwur man nicht vor Gericht, wohl aber im täglichen Leben. Wie betrügerisch bei solchem Schwören es viele meinten, ist besonders in einer anderen Rede Jesu ersichtlich (Matth. 23, 16-22.), da Er zu den Pharisäern sagt:

V. 16: „Wehe euch, verblendete Leiter, die ihr saget: Wer da schwöret bei dem Tempel, das ist nichts; wer aber schwöret bei dem Golde am Tempel, der ist schuldig.“ Usw.

Wie leicht man im täglichen Leben zum Schwören oder Abschwören sich richtet, wissen wir genug aus Erfahrung. Es gibt Leute, die kein Wort sagen können, ohne etwas einem Eide Ähnliches dazuzusetzen. Mitunter ist's nur dumme und sündliche Gewohnheit, da es den Leuten so gar nicht darauf ankommt, beim Teufel etwas zu versichern. Meist sind sie sich ihrer widrigen Gewohnheit nicht einmal bewußt. Indessen kann man's gegeneinander auch feierlicher machen und mit hohen Beteuerungen auf alle und jede Weise den Nächsten hintergehen, da dieser trauen und der Versprechungen oder Aussagen ganz versichert sein soll; und doch kann's nur auf seinen Schaden abgesehen sein, indem es betrügerisch mit dem Schwur gemeint ist. Viel wird nach dieser Seite gesündigt; und darum kann keinerlei Schwören den Jüngern Jesu anstehen. Überhaupt kann man ja dem, der schwört, immer weniger trauen als dem, der nicht schwört. Darum heißt es: „Ihr sollt allerdings nicht schwören.“

Die Juden wußten sich, wie wir oben sahen, auf listige Weise zu helfen, da es geschworen sein sollte und doch

nicht geschworen. Das Gesetz sagt: „Ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen.“ (3. Mose 19, 12.) So hielten sie denn das treulich und bedienten sich bei falschen Beteuerungen nicht des Namens Gottes. Sie schwuren vielmehr bei dem Himmel oder bei der Erde oder bei Jerusalem oder beim eigenen Haupte, wie es der Herr erwähnt, und meinten, wenn sie so schwüren, habe es nicht viel zu sagen, weil ja der Name Gottes nicht gebraucht werde. Der Herr aber sagt, daß doch in allen diesen Fällen Gott selbst gemeint sei. Denn der Himmel sei Gottes Stuhl, die Erde Seiner Füße Schemel, Jerusalem des großen Königs, nämlich Gottes und Seines Gesalbten Stadt, das eigene Haupt ein Werk Gottes, und nicht ein eigenes. Immer also sei Gott selbst gemeint, als habe man wirklich Seinen Namen genannt. Diejenigen irren also, welche leichtfertig in angeführter Weise schwören, meinend, wenn sie so auch falsch schwören, sei es noch kein Meineid, weil Gottes Name nicht genannt sei. Wie leicht kann also jemand vor Gott meineidig werden! Auch hierher gehört das sonstige Wort Jesu (Matth. 12, 36):

V. 36: „Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am Jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, daß sie geredt haben.“ Angesichts dieses Spruchs haben wir es um so ernster zu nehmen mit dem, daß der Herr uns ganz und gar nicht schwören heißt, damit wir in keine Versuchung zu einer Sünde hineinkommen, die Gott heimsuchen wird.

Auf gerichtliche Eide, welche die Obrigkeit fordert, die Rede des Herrn anzuwenden, ist man nicht berechtigt. In Sachen der Obrigkeit will sich der Herr nicht mischen. Auch sonst tut's die Schrift nicht. Bezüglich des Eids sagt daher der Hebräerbrief (6, 16): „Der Eid macht ein Ende alles Haders“, was nur vom gerichtlichen Eid gesagt sein kann. Wenn der geleistet ist, darf niemand mehr dagegenreden, ist's mit allem weiteren Streit aus. Alles muß schweigen und den Eid gelten lassen. Somit redet diese Stelle mehr für als wider den gerichtlichen Eid. Wie könnte auch die Gesellschaft bestehen, wenn die Gerichte kein Mittel hätten, dem Streit und Hader ein Ende zu machen. Begreiflich

hat jeder, dem der Eid aufgelegt wird, nur dafür zu sorgen, daß er richtig und ohne Falsch schwöre. Daß er überhaupt schwöre, wenn's von ihm verlangt wird, kann ihm nie zu einer Sünde angerechnet werden, wie es viele meinen nehmen zu müssen. Unrecht ist es freilich, wenn zu viele Eide abgefordert werden, auch in den unbedeutendsten Dingen. Solches ist eine böse Beschwerung der Gewissen, weil oft auch die Sachen, für die zu schwören ist, sehr unklar sind, so daß viele nach dem Eide in die Versuchung kommen, sich für meineidig zu halten, so redlich sie es auch gemeint haben.

Sonst kann man auch hinter das Nichtschwörenwollen viel verstecken; und anderen ist zuviel zugemutet, wenn sie unbedingt an die Wahrhaftigkeit eines Menschen glauben sollen, mit dem sie im Streit stehen. Wer daher beharrlich des Eides sich weigert, wo er nach eingeführten Ordnungen gefordert wird, wird nicht mit Unrecht als schuldig behandelt. Je und je gibt es freilich Genossenschaften, die das Nichtschwören auch vor dem Gericht unter sich ausmachen; und die Darlegung ihrer Grundsätze gilt je und je vor den Obrigkeiten. Das kann es auch; denn wenn sie vor Gericht ein feierliches Ja, etwa auch mit Handschlag, aussprechen, was ist's genaugenommen anderes als ein Eid? Denn „wo Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet“, sagt Paulus (Röm. 13, 1). Wieweit aber solche Genossenschaften im täglichen Leben sich aller eidlichen Versicherungen enthalten, wäre eine andere Frage. Leicht kann es ihnen widerfahren wie denen zur Zeit Jesu, daß sie Unverbotenes für Sünde nehmen, auf Verbotenes aber nicht sonderlich achten. Fürs Gewöhnliche aber sagt der Herr noch:

V. 37: „Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel.“

Eine Zusage, meint der Herr, soll man mit Ja geben und eine Absage mit Nein, ohne irgend etwas, das einer Beteuerung gleiche, hinzuzufügen, weil das vom Übel oder Argen wäre. Wohl gibt es Leute, die von anderen oft mehr als ein bloßes Ja oder Nein wollen. Aber man tue nicht nach ihrem Willen, auch auf die Gefahr hin, daß sie nicht glauben. Will jemand mein Ja oder

Nein nicht glauben, so sei's so. Die Welt wird über mir noch nicht untergehen, wenn der andere mir nicht glaubt. Freilich gehört dazu, daß wir vor jedermanns Augen dastehen als Sanftmütige, Barmherzige, Friedfertige, die reinen Herzens sind. Wer sich durch seine sonstige Art in Mißkredit gebracht und Verdacht gegen seine Aufrichtigkeit erweckt hat, dem traut freilich vorkommendenfalls niemand, am Ende auch, wenn er schwört. Sonst ist es auch nicht recht, jemanden zu einem Eid oder Schwur zu drängen. Heiße niemand schwören, und lasse lieber sein Ja, wenigstens vor ihm, gelten, sei's damit, wie es wolle. Wer den anderen zu einem Schwur drängt, macht sich seiner Sünde teilhaftig, wenn er falsch schwört. Wie haben doch Jünger Jesu sich in acht zu nehmen, daß sie ihre Zungen zügeln, um stets als die Wahrhaftigen zu erscheinen! Aber wer pünktlich dem Rate Jesu folgt, bleibt wenigstens verwahrt vor Meineidsünden.

## § 23 Annahme des Übels

Kap. 5, 38-39

Wir sind wieder in ein neues Jahr eingetreten; und darauf bezüglich sollte ich im ersten Blatte dieses Jahres reden. Alle haben, sooft das Jahr sich erneuert, viele Wünsche gegen den lieben Gott. Neue Gnaden wünscht sich jeder, damit von dem Alten viel überwunden werden und in allen Verhältnissen sich vieles neu und günstiger gestalten möchte. Wie haben nicht auch wir ähnliche Wünsche? Ja, neu dürfte wohl alles werden, und eine neue Gnade dürfte wohl von oben kommen. Mit heißer Sehnsucht blicke ich hinauf zu Gott, daß Er aus dem neuen Jahre möchte ein Gnadenjahr werden lassen, auf die Zeit hin, da alles neu werden soll. Wie aber wir Wünsche gegen Gott aussprechen, so hat Er auch Wünsche an uns. Wie wir von Ihm fordern, so fordert Er auch von uns. Was wird Er denn wohl fordern? frage ich. Ich meine nur auch, daß wir Seinen Worten eine

neue Geltung in unseren Herzen geben möchten. Er hat uns so vieles sagen lassen, das wir beachten sollten, [wo]nach aber wenige etwas fragen. Man liest's, findet's etwa auch schön; aber dabei bleibt's. Sich danach umgestalten, haben wenige, ja fast niemand, Lust. So erscheint vieles wie umsonst gesprochen; denn wir bleiben immer die alten, werden nie etwas Neues nach Seinem Wort. Ach, daß das anders werden könnte und wir den Wünschen unseres treuen Gottes mehr entgegenkommen möchten, damit auch unsere Wünsche bei Ihm leichtere Erfüllung finden!

Unter die Worte der Schrift, die am meisten vernachlässigt werden, gehören wohl die Worte Jesu in der Bergpredigt, an welche wir heute der Reihe nach kommen. Da sind lauter Dinge gesagt, die dem natürlichen Menschen gar nicht eingehen wollen; und weil sie so sehr wider seine alte, in Sünde verkaufte Natur sind, glaubt man auch, es sei dem lieben Heilande nicht so sehr ernst mit dergleichen Zumutungen an uns, und wir dürften's also damit halten, wie wir wollten. Solange wir uns aber entfernt nur so zu Seinen Worten stellen, ist's ein überaus übles Ding, und dürfen wir uns auch nicht verwundern, wenn der liebe Gott uns so fernsteht. Denn nur mit Halten Seines Wortes kommen wir Ihm nahe und läßt Er sich bewegen, uns nahezukommen. Wie [de]m aber nun sei, so wollen wir in gewohnter Weise die Worte Jesu besprechen, ob die Leute Ohren dafür haben oder nicht.

Der Herr fährt fort mit der Auslegung des Gesetzes; und das Thema Seiner jetzigen Rede ist: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Übel“, daher unsere Überschrift: „Von der Annahme des Übels.“ Übel annehmen muß man gar oft, wenn man ein lauterer Jünger Jesu sein will, in doppelter Weise, erstlich, wenn andere tätlich sich an uns vergreifen (V. 38. 39), zweitens, wenn uns andere am Eigentum oder an der Freiheit antasten (V. 40-42). Für diesmal reden wir nur von dem ersteren.

Der Herr führt einen Spruch an, der dem gerichtlichen Rechtsverfahren angehörte und bei gerichtlichen Klagen die Norm der Strafe anzeigen sollte. Er sagt (V. 38): „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn.“



Vollständiger lautet die Anweisung für die Richter (2. Mose 21, 23-25): V. 23: „Kommt aber ein Schade draus, so soll er lassen Seele um Seele“, – V. 24: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß“, – V. 25: „Brand um Brand, Wund um Wund, Beule um Beule.“ Deutlicher nach dem Grundsatz heißt es (3. Mose 24, 19-20): V. 19: „Und wer seinen Nächsten verletzt, dem soll man tun, wie er getan hat“, – V. 20: „Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn; wie er hat einen Menschen verletzt, so soll man ihm wieder tun.“

So sollte es vor Gericht gehalten werden, wenn ein Kläger kam. Das Gericht konnte den Täter, auch wenn er in leichtfertiger Unvorsichtigkeit gehandelt hatte (vgl. 2. Mose 21, 22-23), nicht ungestraft lassen. Denn es wurde für billig gehalten, daß der Täter mindestens dasselbe leide, was er dem Nächsten Übles getan. Daß freilich das Gesetz ganz buchstäblich sollte gehalten werden, ist nicht gerade anzunehmen; und schon der Wortlaut des Gesetzes leitet darauf, weil ihm gemäß nicht alles in gleicher Art heimgezahlt werden konnte. Das Gesetz sollte nur die Regel angeben, daß der Täter dem, was er getan, entsprechend gestraft werde, wie [auch immer] nun das etwa zu machen war. Es sollte keinem der Eindruck gegeben werden, daß er etwa um eine geringe Strafe großes Übel seinem Nächsten zufügen könne. Unter Umständen muß das Gesetz sogar den Täter für das, was er getan, empfindlicher strafen, wie den Dieb ums Fünffache des Gestohlenen, zur Warnung für alle, da Leichtigkeit, Schaden tun zu können, einen boshafte und rachsüchtigen Sinn nur pflanzen und befördern kann. Sonst aber gibt's der Herr, der das Gesetz gegeben, deutlich zu erkennen, daß Er selbst in der angezeigten Weise auftreten werde, wie wir auch jetzt noch oft es erfahren, daß es Gott bösen Leuten in manchem geradeso ergehen läßt, wie sie's in der Bosheit anderen getan haben.

Hören wir nun aber, was der Herr Seinen Jüngern dem Gesetze gegenüber anbefiehlt. Er sagt:

V. 39: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, so biete den andern auch dar.“

Jedermann, so auch Pharisäer, waren gewohnt, das Recht des Gesetzes gegen jeden, der ihnen Übles zufügte, in Anspruch zu nehmen und nur gleich vor Gericht alles unbarmherzig bestrafen zu lassen, wie wenn die Gerechtigkeit das erforderte, obwohl nur Stolz und Rachsucht sie leitete. Andererseits war es wohl noch gewöhnlicher, daß man sich nicht scheute, in allem, ohne lange zu den Gerichten zu gehen, geradeso Rache an anderen zu nehmen, wie es eigentlich nur durch das Gericht geschehen durfte. Jeder hielt nach dem Wortlaut des Gesetzes sich für befugt, den Richter zu machen und nur gleich über den Täter herzufallen, meinend, damit nicht zu sündigen, weil ja, dachten sie, das Gesetz selbst es so sage. Seinen Jüngern aber sagt es der Herr anders. Einmal dürften sie nicht gleich gegen Verletzende ein gerichtliches Verfahren einleiten. Wenn sie auch das Recht hätten, das zu tun, sollten sie eher vergeben und geduldig und sanftmütig das Übel hinnehmen, ohne diesem zu widerstreben. Wie sollte es mit ihren Gesinnungen im Einklang stehen, wenn sie nur gleich im Eifer dem Gericht zuliefen! Von einer Selbststrache vollends dürfte ja gar bei den Jüngern nicht die Rede sein. Der Rat oder Befehl, sich's lieber gefallen zu lassen, ist um so gerechtfertigter, weil ja der Schaden am Leibe damit nicht wiedergutmacht wird, wenn der andere in ähnlicher Weise, sei's durch das Gericht oder durch eigenes Zutun, zu demselben Schaden kommt. Zu erwägen aber haben wir wieder, daß der Herr nicht von verworfenen Leuten redet, die nichts anderes wissen, als mit äußerster Brutalität Schaden und Bosheit auszuüben, wie es ihnen gelüftet. Solche Menschen kann man nicht immer schonen, muß man vielmehr oft gewissenshalber den Gerichten überliefern, weil sonst der Gottlosigkeit aufgeholfen würde. Jünger des Herrn freilich, an welchen auch die Bosheit sich besonders gern übt, haben in der Regel auch gegen die Verworfensten sanft und geduldig sich zu verhalten. Sonst mag es oft geschehen, daß auch geordnetere Leute im Affekt und Zorn arges Böses anstellen, selbst ein Auge ausschlagen. Dergleichen kommt im gemeinen Leben viel vor. Natürliche Menschen üben da gewöhnlich eigene Rache, ohne nach den Gerichten zu fragen, und bezahlen

in der Aufregung ums Zwei- und Dreifache. Ein Jünger des Herrn macht's anders und kann und darf ein hitziges, rachsüchtiges Benehmen in keiner Weise sich einfallen lassen. Er läßt sich das Übel gefallen, nimmt's an, widerstrebt ihm nicht. Schon einfache Bildung und Humanität gibt ja diesen Rat.

Der Herr lehrt noch ein Besonderes, worin Jünger des Herrn vorsichtig sein müssen. Er redet von Backenstreichen, die sie je und je empfangen könnten. Dergleichen gilt für gewöhnlich als eine entsetzliche Ehrenkränkung; und der natürliche Mensch weiß nichts anderes, als daß er aufbraust, im höchsten Grade zornig und entrüstet sich benimmt, wohl gar dem anderen aufs empfindlichste dasselbe heimgibt. Auch vor Gericht durfte man in solchen Fällen laden. Wenn aber ein Jünger des Herrn es so machte wie der, welcher fern von Christo steht, wie könnte er sein, was er sein soll? Der Heiland sagt: „Lieber biete den anderen Backen auch noch dar“, d. h. laß es lieber darauf ankommen, daß du noch weitere Mißhandlungen erfährst, als daß du Gleiches mit Gleichem vergiltst. Feindselige Menschen sind gleich bereit, mit ihrem Mutwillen fortzumachen, wenn man sich nicht zur Gegenwehr setzt; und so kann's geschehen, daß der Geduldige weitergeschlagen wird. Aber „widerstrebet nicht dem Übel“, sagt stets der Heiland; und ein Jünger des Herrn wird sich nicht aus der Fassung bringen lassen, auch eingedenk dessen, was „Jesus von den Sündern wider sich erduldet hat“ (Hebr. 12, 3). Sonst ist die Rede des Herrn im Texte wohl sprichwörtlich zu nehmen; aber verstehen kann man den Sinn wohl. Sei's, daß du Schaden, Unehre, Schmach, üble Nachrede, Geringschätzung anderer von dem hast, was man dir antut, laß dir auch solches eher gefallen, als daß du irgendwie zu einer lieblosen, racheverratenden Handlung dich drängen lässest.

Das neue Jahr kann uns vieles bringen, auch Übel aller Art von anderen, selbst Backenstreiche. Nimm das Schlimmste in die Rechnung; aber sei eingedenk der Ermahnung des Herrn: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel.“

## § 24 Annahme des Unrechts

Kap. 5, 40-42

Der Herr hatte zuletzt uns angewiesen, dem Übel, namentlich wenn jemand tätlich sich an uns vergriffe, nicht zu widerstreben, mit dem Sinne, daß man nicht Rache zu nehmen bedacht sein solle, wie wenn man etwa einen Backenstreich bekäme. Er führt aber jetzt noch anderes an, das man von anderen oft zu leiden hat, das wir unter dem Namen Unrecht zusammenfassen können. Auch diesem darf ein Jünger Jesu nach den Gesinnungen, wie sie der Herr an ihm voraussetzt, nicht widerstreben. So haben wir nun von der Annahme des Unrechts zu reden. Der Text lautet:

V. 40: „Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.“ – V. 41. „Und so dich jemand nötiget eine Meile, so gehe mit ihm zwo.“ – V. 42: „Gib dem, der dich bittet; und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ Der Herr hat in Seiner Auslegung des Gesetzes das Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ (2. Mose 20, 15) nicht besprochen. Die angeführten Verse aber haben doch einige Beziehung auf dieses Gebot, wie wir sehen werden.

Das erste Unrecht, dem wir nicht widerstreben, das wir also annehmen, uns gefallen lassen sollen, liegt in den Worten: „So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.“ Hier wird freilich scheinbar nicht gesagt, wie man sich vor einem feineren Diebstahl in acht zu nehmen habe, sondern nur gesagt, wie man sich je und je auch bestehlen, betrügerisch sich etwas abringen lassen solle. Dennoch kann man sagen, schließe das Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ auch das in sich, daß man an seinem Eigentum, gegenüber anderen, nicht so zäh und unbeweglich festhalten solle. Wenn einmal der andere etwas, das mir gehört, als sein Eigentum anspricht, hört solches, wie der feinere, sittliche Mensch erkennen kann, schon auf, ganz mein Eigentum zu sein, weil's in Frage gestellt ist. Es ist schon in etwas Eigentum des Nächsten, daß es ist, als ob ich mich,

wenn ich mit Bestimmtheit bei meinem Recht verharre, am Eigentum des anderen vergriffe. Wenigstens ist's sicher so, wenn auch nur ein Schein von Ungewißheit da ist, wie sich's eigentlich verhalte; und wenn der andere sonst nicht gerade den Ruf der Unredlichkeit hat, geschieht seinem sittlichen Gefühle ein Anstoß, wenn ich nur meine Anschauung und Beurteilung, vielleicht die richtige, aber von jenem nicht anerkannte, gelten lassen will, ohne nach der seinigen zu fragen. Gesetzt, ich bin meiner Sache gewiß und der andere umgekehrt auch, so erfordert's die Liebe und Uneigennützigkeit, daß ich lieber des anderen Urteil gelten lasse, und das um so mehr, damit ich mir nicht bei dem anderen den Vorwurf des Geizes oder Eigennutzes oder Unrechts zuziehe. Aber selbst wenn den anderen als ehrbar geltenden Mann, wie das so vorkommen kann, aus Gelüste oder Bedrängnis eine Unredlichkeit anwandelt, meint der Herr, solle man lieber dem Unrecht nachgeben, als es zu Szenen des Streits und Haders kommen lassen, zumal der andere es sehr auf die Ehre nimmt, wenn man in seine Redlichkeit Zweifel setzt, da es also neuen Anstoß gegen die Liebe gibt. – Wenn übrigens der andere von einem Rechten redet, das er vorhabe, so denken viele Ausleger an ein Prozessieren vor Gericht und lassen den Heiland sagen, man solle, ehe man es bis vor das Gericht kommen lasse, lieber noch mehr drangeben; denn wollen kann hier bedeuten: „die Absicht haben, willens sein“. Doch hat man sich Jesu Wort auch für einen außergerichtlichen Streit zu merken; denn ein Jünger Jesu sollte nachzugeben geneigt sein, ehe der andere mit dem Gericht droht. – Unter dem Rock ist das Unterkleid, unter dem Mantel das Oberkleid, das viel wertvoller war, zu verstehen. Man soll also so sehr das Übel oder Unrecht sich gefallen zu lassen willens sein, daß man, um Händel und Streit zu verhüten, ein Wertvolleres noch dazu zum Opfer bringt. Begreiflich redet der Herr nicht von notorischen Dieben und Räubern, gegen die man sich nach Umständen wohl wehren darf, wiewohl auch da bedenkliche Fälle eintreten können. Das gewählte Beispiel zeigt jenes schon an. Denn eine Kleiderverwechslung kann nur da vorkommen, wo mehrere

miteinander, also sonst befreundete oder bekannte Personen, in gleichem Lokale wohnen. Geschieht es nun da, daß eins mein Unterkleid als das seinige anspricht – ob ganz ehrlich oder nicht, kann in Frage bleiben –, so soll ich, ohne lange mich mit ihm herumzuzanken, lieber auch noch den Mantel preiszugeben geneigt sein, als bis zu Streit es kommen lassen. Oft erweckt schon das, daß ich mein nenne, was der andere für sein anerkennt, Bitterkeit und sonst widrige Stimmungen. Wie zart uns doch der Heiland gegen unsere Mitmenschen machen möchte! Wie oft auch haben beisammenwohnende Personen in anderen Dingen Gelegenheit, an den Spruch Jesu sich zu erinnern! Wer aber wagt zu denken, daß Jesus zuviel fordere!

Das Zweite, das der Herr als ein Unrecht und Übel anführt, dem man nicht widerstreben soll, ist ein unrechtmäßiger Anspruch an die Person oder persönliche Freiheit, wie wenn [einen] jemand eine Meile mit ihm zu gehen nötigt, ob's dem anderen bequem oder unbequem, schwer zu ersetzender Zeitverlust ist oder nicht oder gar eine Plage, wenn ihm auch noch etwas zu tragen auferlegt wird. Solche Ansprüche sind sehr empfindlich und fallen dem natürlichen Menschen schwerer als alles. Die Nötigung kann von älteren oder vornehmen oder in Ämtern stehenden oder überhaupt gewalttätigen Personen geschehen und so sein, daß man ihr nicht ausweichen kann, ohne Haß, Erbitterung, Feindschaft oder heftige Szenen zu erregen. Frondienste verschiedener Art zu fordern, maßen sich in jener Zeit viele an. Leichter nun wären solche Frondienste zu übernehmen, wenn der andere mehr auf Bitten sich legte und einige Freiheit ließe; aber sich zwingen lassen [zu] müssen, hat etwas sehr Peinliches und Niederschlagendes an sich. Oft hört man, wenn der andere nicht so grob seine Ansprüche machte, ließe man sich manches gefallen; aber mit Unverschämtheit gezwungen zu werden, das denkt man sich als zuviel, weil man dabei geradezu zum Sklaven wird. Der Herr aber redet nicht umsonst gerade von einer Nötigung, der man sich, so entehrend sie scheint, nicht entziehen dürfe, und zwar sowenig, daß man lieber freiwillig, um beim Worte zu bleiben, eine Meile weiter mitgeht, als [daß man] ein

saures Gesicht zu dem zuerst Geforderten macht. Nicht nur Diener, selbst Sklaven zu werden, sollen wir unter Umständen uns nicht wehren. Freiwilliger Dienst hat vor Gott nicht immer gleichen Wert wie der unfreiwillige, wenn dieser ohne Widerrede und Mißliebe geschieht. Oft aber zwingt ein anderer, weil man seine Schuldigkeit nicht von selbst erkennt, sich nicht anbietet, wie erwartet werden könnte. Man beraubt den anderen um seinen persönlichen Dienst und wird auch dadurch an diesem zu einem Dieb – verzeiht das harte Wort. Da macht's Gott oft so, daß man muß, wenn man nicht will. Mißbrauch an seiner Person sich gefallen zu lassen, bringt bei Gott nicht in Mißkredit, wohl aber, wenn man kostbar tut mit seiner Person.

Das Dritte, dem man als einem Übel oder Unrecht nicht widerstreben soll, sind ungebührliche Forderungen, die je und je andere machen, was in den Worten liegt: „Gib dem, der dich bittet.“ Nicht alle Bitten freilich sind ungebührlich; aber der Herr denkt doch mehr an solche, die das sind, schon weil sie Ansprüche an das Eigentum voraussetzen. Diese sind um so ungebührlicher, wenn es dem, der geben soll, wehe tut, wenn er's schwer hat, es geben zu müssen. Immerhin mag der Herr nicht gerade an einen diebischen, raubsüchtigen Menschen denken, der die Bitte tut, sondern an einen Bedrängten, der's durchaus haben sollte, der aber doch rücksichtslos mit seiner Bitte sein kann. Viel nun mit sich selber rechnen, sein Eigentum zu hoch und zu teuer achten, als daß man nur so hingibt, darf oft und viel ein Jünger Jesu nicht. Bitten aber, wenn sie gerechtfertigt sind, abzuschlagen, läßt dem, der's tut, immer einen Stachel im Herzen zurück. Es kann ihm vorkommen, als sei er ein Dieb an dem anderen, weil er's ihm eigentlich schuldig wäre. Sonderbar, daß es Vermögliche gibt, die gerne geben, wenn man sie nicht bittet, aber sehr ungerne und karg, wenn man sie bittet. Sie wollen ihre Freiheit haben und denken diese angetastet, wenn man mit Bitten, worin immer eine Art Anspruch liegt, etwas von ihnen erlangen will. Aber wie oft würde einer nicht bitten, wenn der andere von selbst dran dächte, daß er zu geben hätte! Denn es gibt Leute, die nie dran denken, daß sie auch zu geben hätten.

Nehmen es diese vollends übel, wenn man sie bittet, weil man sie bittet – was soll es dann sein? Ich möchte sagen: Danke Gott, wenn man dich bittet, und gib nach der Vorschrift Jesu. Dann kommst du doch zum Geben; und wie elend ist es doch, nie zum Geben zu kommen! Ist man dann nicht eigentlich ein Erzdieb? – nur sagen dürfte man das nicht.

Das vierte Unrecht endlich, dem man nicht widerstreben soll, liegt in den Worten Jesu: „Und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ Dem Sinn nach gehört es noch zum Vorigen; doch verdient's besondere Besprechung. Von leichtfertigen Schuldenmachern nun, denen man nur gleich geben soll, wie sie verlangen, kann da wieder nicht die Rede sein. Denn solche würden nur noch mehr verderbt, wenn man ihrem Willen entspräche. Es gibt aber viele Fälle, wo jemandem mit vielem oder wenigem, das man ihm leihet, sehr gedient wäre. Wende dich doch nicht gleich von denen, die borgen wollen, ab. Nimm's wenigstens zu Herzen, ob du kannst oder nicht kannst, ob es von dir nach Verhältnis oder Bekanntschaft oder Empfehlung gefordert werden kann oder nicht. Größere Summen freilich auszuleihen, die man im Grunde nicht hat, ohne selbst Schulden zu machen, oder Bürge über sein Vermögen zu sein, ist's nicht, was der Herr fordert. Oft aber muß man als ein Jünger Jesu, der vor Gott rein dastehen möchte, leihen, wo man ein Risiko tut, da man nur sich zu fragen hat, ob man das nach seinem Vermögen wagen kann. Kleinere Sümmechen werden freilich oft auch zu borgen versucht; und viel kann man vielen damit dienen. Kannst du's, so setze nicht hinzu: „Ei, krieg ich's auch wieder?“, sondern leihe, auch wenn du fürchten mußt, es nicht wiederzubekommen. Was wäre es denn, wenn du's nicht wiederbekämost und wenn du's auch nicht wiederfordertest, wie wenn es von Anfang an geschenkt wäre? Fälle gibt es viele, da dieses allein die rechte Handlungsweise ist. Man muß eben oft auch größere Almosen geben; und durch Ausleihen kann man das tun. Man nimmt es freilich denen, die borgen, ohne Gewißheit zu haben, daß sie wieder heimgeben können, übel. Da meint man, sollten sie lieber es als Geschenk fordern, statt sich zu stellen, als könn-

ten sie zahlen, da sie doch nicht können. Aber wer schenkt gerne? In der Bedrängnis weiß eben mancher ganz und gar nicht, wie zu dem nötigen Sümchen zu kommen, ohne unter der Form des Entlehns, kann's auch dabei ehrlich meinen. Er borgt nur aus Angst, bittend nichts zu bekommen, wohl aber, wenn er ein Heimzahlen verspreche. Ein Jünger Jesu hüte sich vor Härte und leihe oft freundlich hin, ohne sich's zu notieren und ohne es wiederzufordern. Denn der Herr sagt auch (Luk. 6, 30): „Wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder“; ferner: Luk. 6, 34. „Wenn ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf daß sie Gleiches wieder nehmen.“

Ich bitte jedermann, über alles vom Herrn und nun auch von mir Gesagte nicht so viele Einwendungen und Entschuldigungen vor sich selbst zu machen, wie auch, ihm nicht eine gesetzliche Schärfe zu geben. Jünger Jesu haben sicher den Lehrmeister in sich zu richtigem Verständnis. Wie man auch in feinerem Sinn Übertreter des Gebots: „Du sollst nicht stehlen“ (2. Mose 20, 15) werden kann, möchte aus der Erklärung genug zu erkennen sein.

## § 25 Von der Feindesliebe

Kap. 5, 43-44

Der Herr hatte im Grunde alle Gebote der zweiten Gesetzestafel ausgelegt, die sechs letzten des Ganzen nach der lutherischen Einteilung. Das vierte Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren“ gehört eigentlich noch zur ersten Tafel, weil Eltern, Obrigkeiten etc. im Alten Testamente als Stellvertreter Gottes in ihrem Kreise und Berufe angesehen werden. Von der ersten Gesetzestafel, welche gebietet, was man Gott schuldig ist, hatte der Herr nicht nötig besonders zu reden. Denn das Wichtigste lag schon in den Seligpreisungen, welche von der geistlichen Armut gegenüber von Gott, vom Leidtragen vor Gott, vom

Hunger und Durst nach Gottes Gerechtigkeit, vom reinen Herzen, das sich von nichts anderem einnehmen läßt als dem, was Gottes ist, Anweisung geben. Auch bezüglich des Mißbrauchs des Namens Gottes diente das, was vom Schwören gesagt wurde (siehe § 22). Sonst ist freilich direkt nur vom 5. und 6. Gebot gesprochen worden und eben damit auch vom 8. und 9., wenn man letzteres nach 5. Mose 5, 21 nimmt, wo es zuerst heißt: „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes.“ Wie aber auch das 7. Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ und eben damit das 10. nicht unberührt geblieben ist, haben wir früher gesehen (siehe § 23 und 24).

Der Herr will nun mit der Gesetzesauslegung schließen; und das tut Er mit Erinnerung an das, wie Er sonst sämtliche Gebote in die Liebe Gottes und des Nächsten zusammenfaßt. „In diesen zweien Geboten“, sagt Er ja (Matth. 22, 40), „hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“ Demgemäß will der Herr auch jetzt von der Liebe überhaupt reden, doch nur des Nächsten. Dabei aber kommt Er gleich auf das Wichtigste, bei dem es im gesellschaftlichen Leben am meisten Anstand hat und das doch aller Liebe erst die Krone aufsetzt, nämlich auf die Feindesliebe. Mit dieser war es und ist es immer und überall am übelsten bestellt, wie schon die Einleitung, die Jesus macht, andeutet. Er sagt:

V. 43: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.“ (2. Mose 23, 4-5)

Solches war so gesagt und gebräuchlich und so gang und gäbe unter den Juden, als ob's ein Gotteswort oder gar ein Gebot Gottes wäre oder wenigstens dem Sinne Gottes in Seinem Gesetze angemessen, daß man den Feind hasse, worin vielleicht durch das „Auge um Auge, Zahn um Zahn etc.“ (V. 38) lieblose und ungöttliche Menschen bestärkt wurden. Glaube man aber ja nicht, daß jener Spruch im Gesetz enthalten ist, daß überhaupt der Gott des Alten Bundes ein anderer war als der Gott des Neuen Bundes. Nicht nur, daß schon Moses sagen mußte (3. Mose 19, 18): „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, ohne weiteren Beisatz, da denn auch der Feind der

Nächste werden konnte; sondern es sind auch ausdrückliche Weisungen gegeben, wie man's dem Feinde gegenüber machen solle. So lesen wir:

2. Mose 23, 4.: „Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irret, so sollst du ihm denselben wieder zuführen.“ – V. 5: „Wenn du des, der dich hasset, Esel siehest unter seiner Last liegen, hüte dich, laß ihn nicht, sondern versäume gern das Deine um seinetwillen.“

Das heißt doch den Feind lieben oder durch Hilfeleistung und Aufmerksamkeit ihm Liebe erzeigen. Denn unter Lieben und Hassen sind nicht Gemütsstimmungen verstanden, wie man sie oft gegen andere innerlich haben kann. Unter Lieben sind immer Liebeserweisungen verstanden, die man niemandem, auch dem Feinde nicht, versagen soll; und Hassen ist im Grunde nicht viel mehr als: keine Liebe erweisen, unbekümmert um jemand sein, auch wenn man ihn in der größten Not weiß (vgl. BBB 1873, S. 7-8). Wir sehen also, daß auch Moses von einer Feindesliebe weiß. Wenn aber zu einer Zeit, da der geistliche Mensch nicht so weit gehoben sein konnte, wie das im Neuen Bunde erwartet werden kann, besonders die Feindesliebe im Alten Testamente nicht so sehr betont ist, wie es Jesus tut, zumal Gott, wie man nachweisen könnte, vieles nicht gesetzlich feststellen wollte, um nicht die Schuld des Volks vor Gott durch Übertretung förmlicher Gebote zu vermehren, so mag man das wohl begreifen. Aber davon kann unmöglich die Rede sein, daß Gott sollte gesagt oder nur angedeutet haben, man solle den Feind hassen. Die fromme Sprache der Heuchler hat alles, auch was dem Sinne Gottes geradezu entgegen ist, auf Gott zurückführen wollen, um den natürlichen Leidenschaften noch einigen Spielraum zu lassen; und guten Mutes, ohne im mindesten daran zu denken, daß man unrecht tue, nahm man an, daß man, als fordere das die Gerechtigkeit, den Feind hassen und nach Belieben seine Mißliebe fühlen lassen müsse. Daneben glaubte man, dem Willen Gottes Genüge zu tun, wenn man nur den Nächsten liebte. Wie sie's damals gemacht und zum Grundsatz erhoben haben, so versteht man's auch heute noch, mitunter seine Ehre vor-

schützend, als dürfe man diese nicht durch Schonung des Feindes bloßstellen. Wie wenige Menschen machen sich ein Gewissen daraus, dem Feinde keinen Gefallen zu tun. Das nimmt man so selbstverständlich, als ob Gott selbst damit einig wäre. Ihr aber, die ihr Jünger des Herrn sein wollt, sollt's anders aus dem Munde Jesu lernen; und doch auch ihr, wie wenig achtet ihr oft darauf!

Wer sind aber nun die Feinde, welche die Pharisäer meinten hassen zu müssen? Feinde nennen wir schon die, welche uns nur nicht leiden können und nichts mit uns zu schaffen haben wollen, dann auch die, die über uns hinwegsehen, die neidisch sind gegen uns und die, weil sie einmal innerlich nicht recht zu uns stehen, allerlei Verunglimpfungen mit Verleumdungen und anderem uns antun, das alles aber, ohne gerade besonderes Böses uns zuzufügen. Dergleichen Feinde glaubt jedermann zu haben; und wie sie's machen, so macht man's ihnen auch, ohne zu bedenken, daß man in der Regel doch selbst schuld daran ist, wenn man solche Feinde hat. Hätten wir eine andere Art an uns, als wir haben, wären wir etwa auch zuvorkommender und leutseliger, als wir sind, so wäre es vielleicht ganz anders und hätten wir weniger oder gar keine solche Feinde. Sonst sind eigentliche Feinde die, welche boshaft auf jede Weise uns Schaden zu tun trachten oder die uns schon viel Böses getan haben, ohne besser gesinnt zu werden. Feinde sind die, die irgendwie, fein oder grob, die Gebote Gottes an uns und den Unsrigen übertreten. Sie versündigen sich etwa an uns oder den Unsrigen wider das Gebot: „Du sollst nicht töten“ oder wider das Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen“ oder wider das Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ oder wider das Gebot: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden.“ Wer in solcher Weise uns gekränkt hat oder fortwährend kränkt, den nennt man einen Feind, und mit Recht; und den zu hassen und das durch völlige Nichtachtung fühlen zu lassen liegt, dem natürlichen Menschen nahe. Daß es aber dennoch vor Gott nicht recht sei und darum ein Jünger des Herrn sich anders zu verhalten habe, das will der Herr jetzt darlegen, indem Er sagt:

V. 44: „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“

Feinde also, die immer nur auf unseren Schaden und unser Verderben aus sind, sagt der Herr, sollen die Jünger des Herrn lieben, d. h. sie dürfen es vorkommendenfalls an Liebesbezeugungen gegen sie nicht fehlen lassen. Andere als Jünger des Herrn können das nicht. Wer's aber nicht kann, soll's nur gleich bei sich selbst beschließen, daß er kein rechter Jünger des Herrn ist und daß es ihm große Verantwortung zuziehen kann, wenn er nicht auf des Herrn Wort achtet. Was Er gesagt hat, ist nicht nur so gesagt, sondern soll auch gehalten werden. Es kann für einen reichlichen Eingang ins ewige Leben großen Eintrag bringen, anders zu sein, als es Jesus will. Denn Jesu Handlungsweise, wie Er sie gegen Feinde gezeigt hat, sollte doch jeder, der einmal in der Herrlichkeit Ihm nahe stehen will, wenigstens in seinem Gemüt und Willen gehabt haben; oder er sollte sich gebeugt haben, wenn er's darin hat fehlen lassen.

Nach dem Sinne des Herrn soll Sein Jünger immer alles gänzlich vergessen haben, was der Feind ihm Übles angetan hat, sobald dieser seiner irgendwie bedarf. Nur Liebe soll da der Jünger des Herrn kennen, daß er alles tut, was Liebe gegen die besten Freunde eingeben würde. Unter Umständen soll er noch eifriger darauf bedacht sein, gerade die Feinde seine Liebe erkennen zu lassen. Die Natur schon, möchte ich sagen, lehrt solches. Auch der Feind ist doch immer wieder Mensch; und daß ein Mensch den Menschen verlasse, sei's, daß dieser Feind sei, ist unnatürlich. Oder darf ich meinen Feind, wenn er ins Wasser fällt oder in Feuersgefahr sich befindet oder Hunger leidet, umkommen lassen, ohne mein Äußerstes zu tun, um ihn zu retten? So geht's durch alles hindurch, daß ich dem Feind als meinem Nächsten raten und beistehen muß, kurz, daß ich ihn lieben muß, als ob von einer Feindschaft rein gar nichts da wäre. Wie köstlich, wenn wir im Großen und Kleinen es so zu machen verstünden!

Der Herr drückt's noch nachdrücklicher aus und redet von Fluchenden, die wir segnen, von Hassenden oder Übeltuenden, denen wir wohl tun, von Beleidigern und Verfolgern, für die wir bitten sollen. Fluchen heißt Böses anwünschen; und statt dessen sollen wir Gutes anwünschen. Besinne dich, wie oft du das tust! Hassen sie dich durch Übeltun irgendwelcher Art, so soll dich das nicht bestimmen, hinfort nichts Gutes mehr ihnen zu tun, keinen Gefallen mehr ihnen zu erzeugen, keine Wohltat ihnen zukommen zu lassen. Ihr Böses soll dich vielmehr antreiben, das Gegenteil von dem an ihnen zu tun, was sie dir tun. Tust du das, wie wird's dir selbst so wohl tun! Tust du's nicht, so schlägt dich dein Gewissen, als hättest du das größte Unrecht getan. Für Beleidiger und Verfolger, denen besonders Jünger des Herrn, um ihres Festhaltens an Jesu willen, ausgesetzt sind, können diese nichts mehr tun, als daß sie in ihrem Kämmerlein für sie bitten, der Herr möge es ihnen nicht anrechnen, möge es ihnen vergeben, möge sie auch auf andere Gesinnungen bringen. Dergleichen Weisungen gibt der Herr; und wer will sie tadeln? Folgst du ihnen, so behältst du ein gutes Gewissen. Läßest du den natürlichen Stimmungen den Lauf, so verfolgt dich allezeit, wie eben gesagt, ein böses Gewissen, daß der Frieden dir genommen ist, dein Gebet verwehrt wird, deine Gemeinschaft mit dem Herrn zu Boden fällt. Tausenden geht's so; und ach, sie merken's nicht, wo es herkommt, daß sie so wenig Frieden im Herzen haben, so oft an der Vergebung der Sünden, ja gar an ihrer Seligkeit zweifeln. Tue deine Augen auf und lerne mit der Tat deine Feinde lieben, auch durch Liebesdienste und Freundschaftsbezeugungen, durch zuvorkommendes Wesen auf jede nur erdenkliche Art den innerlichen, dir selbst lästigen Haß bekämpfen und niederschlagen. Dann fühlst du dich bald als ein glückliches und seliges Gotteskind, wie der Heiland im weiteren hinzusetzt: „Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.“

## § 26 Vollkommenheit der Liebe

Kap. 5, 45-48

Der Herr fährt fort, von der Feindesliebe zu reden, und sagt zunächst, daß wir durch sie als Kinder unseres Vaters im Himmel uns zeigen; und am Schlusse redet Er noch von der Vollkommenheit, [wo]runter die Vollkommenheit der Liebe zu verstehen ist. Er sagt:

V. 45: „Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn Er lässet Seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte.“

Die ersten Worte haben wir das letzte Mal auch so genommen, als sagten sie, wir werden durch Feindesliebe dem Vater im Himmel liebe Kinder. Von Jüngern Christi aber wird vorausgesetzt, daß sie Kinder seien, nach dem Worte (V. 9): „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ Sind sie aber das, so sollten sie doch keine [andere] Art an sich haben, als wie sie der Vater hat. Sie zeigen sich namentlich als echte Kinder, wenn sie Feinde lieben, wie sie auch der Vater liebt. Sie würden gleichsam aus der Art schlagen, wenn sie die Feinde nicht liebten oder Feinden nichts Gutes tun wollten, da sie doch täglich sehen, wie der Vater im Himmel auch Seinen Feinden Gutes tut. Ich erinnere wieder daran, daß unter Lieben nicht gerade das verstanden ist, daß man gegen Feinde dieselbe innere Liebesempfindung haben müsse wie gegen Freunde. Die Liebesempfindung beschränkt sich vielmehr darauf, daß man ihnen wünscht, sie möchten noch Leute werden, die es verdienen, daß man sie liebe und daß man Mitleiden mit ihnen hat, wenn's bei ihnen an dem noch soviel fehlt. Ihr Böses aber kann man nicht an ihnen lieben; und ihnen zu verstehen geben, daß es nichts ausmache, ob sie böse seien oder nicht, man liebe sie in dem einen Fall wie in dem anderen, darf und kann man auch nicht. Geradeso ist's auch beim lieben Gott. Einerseits heißt's von Ihm (Psalm 11, 5): „Seine Seele hasset den Gottlosen und die gerne freveln“, und andererseits: „Also hat Gott die Welt

geliebet“ (Joh. 3, 16), da doch diese stets als Ihm feindlich gesinnt angenommen wird.

Weil Gott die Liebe nie ganz verlieren kann, auch gegen die gottlosesten Menschen, lässet sie Gott noch leben, obwohl sie als Sünder oftmals den Tod verdienten. Daß sie leben dürfen, ist Liebe Gottes; und schon in dem hat die Liebe Gottes gegen alle Menschen, Böse und Gute, etwas Gleichmäßiges, als Er es nicht besonders viel hervortreten läßt, daß Er die Bösen vor den Guten sterben läßt. Kein Mensch kann denken: „Mich lässet Gott länger leben als diesen oder jenen, weil ich in der Gottesfurcht stehe, diese aber nicht.“ Im Alten Bunde war's eher so etwas, daß langes Leben den Gerechten verheißen war, obwohl es auch Ungerechten oft zukam; aber jenes war darum, weil die nächste Zukunft nach dem Tode eine ungewisse und schwere war, selbst für fromme Männer wie David (Psalm 6, 6) und Hiskias (Jes. 38, 18. 19). Im Neuen Bunde haben wir ja bessere Aussicht für die Ewigkeit; und da wird auf langes Leben nicht soviel gesehen und so auch früher Tod nicht als Strafe genommen. Jetzt ist's so, daß man für gewöhnlich nicht sehen kann, daß Gerechte ihres Lebens viel gewisser wären als Gottlose. So zeigt sich Gott schon hierin gleichgesinnt gegen die Guten und gegen die Bösen, gegen letztere auch, weil „Gottes Güte sie zur Buße leiten sollte“ (Röm. 2, 4). Will man freilich fragen, ob wohl der Gerechte vor dem Ungerechten zu leben verdient hätte, so wird niemand sagen können, er lebe um seiner Gottseligkeit willen; vielmehr wird jeder bekennen müssen, schon das, daß er noch lebe, sei lauter unverdiente Gnade Gottes.

Wenn aber Gott das Leben eines Menschen will, so ist Er auch auf seine Erhaltung bedacht. Nun will Gott das Menschengeschlecht, wie's auch sei, nicht mehr vertilgen wie zur Zeit Noahs. Er hat's dem Noah versprochen, obwohl Er wußte, daß „das Dichten des menschlichen Herzens böse sei von Jugend auf“ (1. Mose 8, 21). Eben damit sagt Er auch die Erhaltung des Menschengeschlechtes zu, ihm zu geben, wodurch es sein Leben friste. Darum setzt Gott zu jener Verheißung hinzu:



1. Mose 8, 22: „Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“

So kommt es denn, daß Gott die Sonne scheinen und regnen lässet über alle, über Böse und Gute, über Gerechte und Ungerechte. Fällt Regen, so macht Er keinen Unterschied, daß Er auf des einen Feld regnen lasse, auf des anderen nicht, weil jener gerecht ist, dieser nicht. So läßt Er auch den Sonnenschein gleichmäßig auf alle fallen. Will Er, um zu strafen, Regen oder Sonnenschein verhalten, so trifft's wieder alle, als ob alle gleich wenig vor Ihm gälten. Im einzelnen Falle kann Gott wohl die einen auffallend strafen, die anderen segnen; aber das sind Ausnahmen, zum Aufmerken wichtig. Auch wenn Gewitter und Hagel oder Frost viel Schaden tun, trifft's alle gleichmäßig, dabei aber die Gerechten sich auch demütigen sollen. Soviel bleibt immer, daß alle ohne Unterschied von Gott sich gleich behandelt sehen als Kinder, für die Er sorgt und denen Er das Gebührende zum Lebensunterhalt nicht fehlen läßt. Je und je geht's gerade den Gottlosen scheinbar besser als den Gerechten, weil Gott auch als Erzieher Seine Wege geht.

Wie es nun Gott macht, [so] sollen auch wir gleichmäßig Fürsorge tragen nach den Verhältnissen, in welchen wir stehen, für die Feinde wie für die Freunde. Wo es jene nötig haben, darf uns der Gedanke, daß sie Feinde seien, nicht bestimmen, weniger hilfreich oder mitteilend zu sein, als wir's gegen Freunde sind. Wir dürfen jene sowenig in der Not lassen wie diese; und werden wir von jenen angesprochen oder können sie etwas von uns erwarten, so dürfen wir uns keinen Augenblick ihnen gegenüber mehr besinnen, als wenn's Freunde wären. So machen wir es Gott nach und sind wir Seine Kinder. Darum ist es nicht das Rechte, wenn bei allgemeinen Nöten, welche viele betreffen, sogenannte Brüder nur für betroffene Brüder kollektieren. So kam es einmal in meiner Nähe vor, daß bei einer entsetzlichen Wassernot Brüder mit Beiträgen von fernher geschickt wurden, um etwaigen Brüdern, und nur diesen, etwas zu geben. In einem der betroffenen Orte war damals nur ein Bruder, und nur ein

halber, wie jene sagten; und da war's sehr ungeschickt. Dem kam nun wohl eine Wohltat zu, aber sonst keinem im Orte, so jämmerlich es da aussah. So sollten's Brüder nicht machen, weil's so auch die Zöllner können. Wollen sie geben, so müssen sie's in solchem Falle beiden geben, Brüdern und Nichtbrüdern, oder sie verleugnen es, daß sie Kinder ihres Vaters im Himmel sind, und wollen doch Jünger Jesu sein. Der Herr macht's noch deutlicher mit den Worten:

V. 46: „Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner?“ V. 47: „Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich tut, was tut ihr Sonderliches? Tun nicht die Zöllner auch also?“

Diese Worte sagen klar, wie wir sollen erhaben stehen über Zöllner und Sünder und nicht bei deren Handlungsweise bleiben. Erhaben über sie sind wir aber nur durch die Liebe, und zwar weil sie von dieser auch etwas haben durch die Feindesliebe, daß wir nicht nur [den] lieben, der uns liebt, und nicht nur freundlich sind gegen unsere Brüder, sondern auch die Feinde lieben und gegen Feinde freundlich und wohlwollend uns zeigen. Gegen Fernstehende, Feinde, Sünder und Ungerechte sollen die Jünger Jesu vorkommendenfalls zuvorkommender sein, um ihnen ja recht zu erkennen zu geben, daß sie, wenn Not da ist, keinen Unterschied machen, weil das ihnen unbeschreiblich wohltut und ein Anlaß zu einer Umkehr werden kann. Wie seltsam aber doch die Leute sein können! So wollte ich einmal einer Frau eine kleine Schuldigkeit an mich zurückgeben. Sie wollte es nicht annehmen; und ich sagte, sie solle es den Armen geben. Da antwortete sie wie verlegen, sie wisse niemand in ihrer Freundschaft (unter ihren Verwandten), der es bedürftig wäre. Arme außerhalb der Freundschaft also schienen sie nichts anzugehen. – Der Heiland schließt mit den Worten:

V. 48: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Wie Jünger des Herrn Kinder ihres Vaters im Himmel sein sollen (V. 45), so sollen sie auch Seine vollkommene Art annehmen. Die Worte darf man nicht so schroff nehmen, wie das

viele tun, welche daraus eine unevangelische und gesetzliche Vollkommenheitslehre sich bilden, mit der sie anderen sehr schwer werden können. Der Herr aber bezieht die Vollkommenheit zunächst nur auf die Liebe, die keine einseitig beschränkte, sondern eine allseitig vollkommene sein, also namentlich auch die Feindesliebe in sich schließen soll. Wer sein Augenmerk hierauf richtet, fern von Einseitigkeit im Lieben, dessen Sinn und Wille ist vollkommen, ob auch das Vermögen dazu je und je fehlt. In gleicher Weise hat man's mit allen Geboten zu nehmen, die der Herr jetzt ausgelegt hat, da Er immer auf das Vollkommene hinwies, [in]sofern [als] kein Gebot, wenn nur einseitig gehalten, nach Gottes Sinn erfüllt wird. Gott will aber Willen für alles im Gebot Liegende und insofern vollkommene Kinder haben. Wie Gott selbst nichts in einer Beschränktheit bei sich hat, so sind wir nur Seine wahren Kinder, wenn auch wir keine Beschränktheit bei uns gelten lassen. Wie gerne aber entschlüpft der Mensch dem Völligen und Vollkommenen. Zufrieden, nach einer Seite ein Gebot zu beachten, ja noch mehr, nur je und je danach getan zu haben, hält er große Stücke auf sich. Wie bleibt er aber doch da Sünder vor Gott, ja Ihm widerlich, weil er dabei etwas sein will! Ein echter Jünger Jesu macht's besser und folgt seinem Heiland.

## 6. Kapitel Matthäi

### § 27 Vom Almosengeben

Kap. 6, 1-4

Der Herr hatte nachgewiesen, wie Seiner Jünger Gerechtigkeit in Erfüllung der Gebote Gottes besser sein müsse als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Nun kommt Er auch auf die Übungen der Frömmigkeit, zu welchen man insbesondere das Almosengeben, das Beten und das Fasten rechnete. In solchem das Rechte zu sein gebührte auch den Jüngern Jesu. Denn wer auf Haltung der Gebote Gottes es absieht, muß auch das sein, was man fromm heißt, womit er in eine persönliche Beziehung zu Gott kommt. Da können aber selbst sogenannte Fromme unfrohm sein. Bei uns gibt es mancherlei Sekten, die wohl immer fromm tun, aber nie fromm sind, viel andächtig sich bezeigen und doch nie andächtig sind. Man fühlt ihnen, selbst wenn sie äußerlich beten und viel beten, doch keine Gebetsgemeinschaft mit Gott ab. Wärme und göttliche Gemüts-erregung ist gar keine da. Man hat sich daher sehr vor einer kalten, selbstgefälligen Frömmigkeit zu hüten, da bei ihr viel zuviel Berechnung ist, als daß sie wahr sein könnte; und gerne ist eine solche da, wo man aus dem Halten mit den Frommen etwas Gewohnheitsmäßiges macht. Von jenen drei Übungen der Frömmigkeit kommt freilich bei uns fast nur das Gebet in Betracht; aber eine innere Wärme zum Almosengeben ist doch auch wichtiger, als vielleicht viele sich vorstellen.

Andererseits freilich hat Heuchelei in nichts mehr Spielraum als in jenen Übungen der Frömmigkeit. Denn sehr häufig scheint man in Almosengeben, Beten und beziehungsweise Fasten alles zu setzen, und man denkt sich ein Großes vor dem

Herrn zu sein, wenn man nur viel bete, gebe und faste, dabei man aber viel von den eigentlichen Geboten Gottes vernachlässigt. Hierin waren die Pharisäer Meister. Wenn diese viel Almosen gaben, viel beteten, viel fasteten, dann hielten sie alles bei sich für richtig. Hätten sie's nur auch im stillen getan! Aber das war den Pharisäern nicht möglich. Die wollten's auch vor den Leuten sehen lassen, wie fromm sie wären; und weil der Ruf der Frömmigkeit ihnen besonders viel galt, wie sie ihn durch ein Halten der Gebote Gottes – das bei der Unvollkommenheit, mit der es geschah, vor den Menschen nichts Auffallendes hatte – nicht bekamen, so taten sie alles, um wenigstens die frommen Übungen vor den Menschen sehen zu lassen. Solches aber war um so verkehrter, weil diese Übungen nur dem lieben Gott galten, und nicht den Menschen; auch die Almosen sollten als Gott gegebene genommen werden. Denn es geht doch gewiß ganz gegen den Charakter der Frömmigkeit, sich mit dem, was man Gott geben und tun will, vor den Menschen zu brüsten. Wie verächtlich mußten sie doch damit vor Gott erscheinen! Wir sehen es, wie nötig es war, daß der Herr auch bezüglich der Übungen der Frömmigkeit Weisungen gab, damit dieselben nicht allen Wert vor Gott verlieren möchten.

Zuerst nun reden wir von dem Almosengeben, wie der Herr mit diesem anfängt. Er sagt:

Kap. 6, 1. „Habt acht auf eure Almosen, daß ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß ihr von ihnen gesehen werdet; ihr habt anders keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel.“

Acht haben, darauf sehen soll man also, daß man, was man als Almosen gibt, sei's Geld oder sonst etwas, nicht vor den Leuten gebe. Man sollte es, wo das sein kann, mit Bedacht zu vermeiden suchen. Die Gabe soll ja an den lieben Gott gerichtet sein, im Namen Gottes an den Bedürftigen, für welchen der Geber Gottes Stelle vertritt, verabreicht werden; und das braucht von dem Geber aus niemand zu wissen. Almosen sind nicht die Beiträge, die man zu gewissen gemeinschaftlichen Liebeswerken gibt, wie für Armenhäuser, Krankenhäuser, Waisenanstalten, für die Mission, für Hagelgeschädigte und dergleichen. Sosehr du

auch hierin den Großen zu spielen vermeiden mußst, so darfst du doch wohl deinen Namen hergeben und sollst ihn hergeben, wenn nicht besondere Gründe da sind, es nicht zu tun, damit andere sehen, du beteiligst dich gerne an solchen gemeinschaftlichen Liebeswerken, während man dir's übelnähme, wenn du's nicht tätest. Auch soll dein Beitrag eine Aufmunterung an andere sein, sich gleichfalls zu beteiligen, so daß deine Gabe einen vielfachen Wert bekommen kann, weil sie sich durch dich vielfältigt. Es mag sein, daß dir solche Beiträge von Gott nicht geradeso hoch angeschlagen werden, wie du dir's vorstellst, eben weil sie nicht im verborgenen geschehen; und die, welche darauf rechnen, eben hierdurch besonders wohlgefällig vor Gott zu werden, mögen einmal sich getäuscht sehen, wenn sie öffentliche Vergeltung erwarten. Andererseits soll man ja auch nicht aus Lohnsucht geben. Almosen nennt man also solche Beiträge nicht; vielmehr sind Almosen die Gaben, die man einzelnen Bedürftigen gibt, wenn man diese im Gedränge weiß. Es sind Gaben des Herzens an Herzen. Für diese paßt es nicht, sie vor anderen zu geben. Denn sie können dadurch den Empfängern wertlos werden, weil sie ihnen so nicht ans Herz kommen. Der liebe Gott kann noch weniger gut dazu stehen. Loben's etwa die zusehenden Leute, so ist das der einzige Lohn, den die Geber bekommen; und für weiter haben sie von Gott nichts dafür zu erwarten. Gott, will der Herr sagen, sieht dich nicht darum an. Du mißfällt Ihm mehr, als daß du Ihm gefällt. Wenn du auch nicht gerade einen besonderen Lohn bei Gott erwarten darfst, so kann dir's doch nicht gleichgültig sein, ob du mit deinem Tun Gott gefällst oder nicht gefällst. – Der Herr fährt fort:

V. 2: „Wenn du nun Almosen gibst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler tun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepreiset werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin.“

Heuchler hatten es damals im Brauche, zu gewissen Zeiten den Leuten Gaben zukommen zu lassen. In den Schulen (Bethäusern) gingen sie von Reihe zu Reihe und reichten Almosen dar jedem, der die Hand danach ausstreckte. Auf den Gassen

taten sie ein Ähnliches, indem sie sich kenntlich machten, etwa mit gewissen Tönen eines Instruments wie einer Trompete, daß kommen könne, wer wolle, um ein Almosen zu empfangen. Wer das oft tat, stand in hohen Ehren bei den Leuten; und das war's, was die Geber kitzelte und befriedigte. Das aber sollte denn auch aller Lohn sein, den sie von ihrem Almosen hatten, weswegen es heißt: „Sie haben ihren Lohn dahin.“ Herzengaben waren ja das gewiß nicht, und vernünftige Leute konnten auch einen Abscheu bekommen vor solchen Almosengebern, die sich nur um ihre Ehre bekümmerten, nicht um das Bedürfnis der Leute. – Bezüglich der rechten Almosen aber sagt der Herr:

V. 3: „Wenn du aber Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut,“ – V. 4: „auf daß dein Almosen verborgen sei; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich.“

Die rechte Hand ist das handelnde Glied des Menschen; und als solches hat sie gleichsam die Oberhand in allem und mit den anderen Gliedern, auch mit der linken Hand, nichts zu verhandeln. So soll denn auch die rechte Hand selbständig bleiben; und will sie das, muß sie gleichsam alles Besprechen mit der linken Hand vor und nach dem Geben unterlassen, d. h. der Mensch soll einfältig bleiben, auch mit sich selbst nicht soviel zu Rate gehen und herüber- und hinüberdenken, wenn er einen Drang zu geben hat, damit er weder davor noch danach gestört wird. Das, daß die rechte Hand die linke Hand nicht wissen lassen soll, was sie tue, kann auch heißen, der Mensch soll nicht einmal vor sich selbst, geschweige denn vor anderen, ein Wesen aus seiner Gabe machen, soll sich bei sich selbst nicht darüber fühlen und soll es nicht selbstgefällig gleichsam ein Glied dem anderen sagen lassen, was er gebe. Man kann auch sagen, die rechte und die linke Hand stellen zwei Richtungen im Menschen vor, von denen die eine zum Handeln und so auch zum Geben drängt, die andere davon abwehrt. So will, daß ich so sage, die rechte Hand nicht rechnen, aber die linke will rechnen. Bespricht sich nun die rechte mit der linken Hand, d. h. kommt

der erste Drang zu geben mit dem Einmaleins in Konflikt, so geht's gleich schief und wird mindestens akkordiert zu weniger und dann gewiß zu weniger, als recht ist. Die rechte Hand soll's also die linke nicht wissen lassen, soll mit dieser weder vorher noch nachher sich besprechen, d. h. der Geber soll einfältig bleiben und nicht viele Umstände machen, wenn er gibt, und, hat er gegeben, es gleich in Vergessenheit kommen lassen, namentlich nicht hintennach rechnen und sich dann hinter den Ohren kratzen, daß er zuviel gegeben habe. Endlich stellt die linke Hand auch die nächsten Angehörigen vor, die ja gleichsam seine Glieder sind, aber sein Handeln nicht meistern dürfen. Vor ihnen soll er denn auch schweigen, da sie gerne sagen: „Hör aber, du tust zuviel, so geht's nicht.“ Da gibt's vorher Abhaltungen oder hintennach Vorwürfe, und beide verhindern das Geben nach dem Herzen. Darum laß es im verborgenen als ein Almosen des Herzens, dem eine öffentliche Vergeltung verheißen ist.

Von einer Vergeltung der verborgenen Almosen redet der Herr. Von diesen, da man sie ganz im stillen gibt, hat man hienieden keinerlei Lob, wenigstens von Dritten nicht; und mitunter kann man von anderen, wenn sie doch bekannt werden, getadelt werden.\* „Das sind aber die Almosen, an denen es häufig die, welche öffentlich große Summen geben, als meinten sie, damit weitaus genug getan zu haben, ganz unverantwortlich fehlen lassen. Es sind die kleinen Gaben und Dienste, die aber auch größer sein können, mit welchen man einzelnen Herzen wohltut, denen man mit Herzengüte und aufopfernder Liebe hilft aus allerlei Not. Der Heiland will, daß wir jedermann unser Herz offen finden lassen zu Liebeswerken jeder Art, nirgends uns widerwillig stellen, zu geben, wenn Elende, Bedürftige, Verlegene, Verkommene, ja Verkommene etwas bedürfen, mit dem

\* Das folgende Zitat stammt aus *Übersichtliche Auslegung der Bergpredigt Jesu, Matth. 5-7, in kurzen Vorträgen von Pfarrer Blumhardt in Bad Boll*. Selbstverlag 1872, 84 S. Zitat auf den Seiten 30 und 31. [Neuaufgabe: *Die Bergpredigt Jesu, übersichtliche Auslegung*. Bearbeitet und mit einem Nachwort hrsg. von A. Böhringer/Neuendettelsau. Hänssler-Verlag, Stuttgart-Hohenheim, 1969, 72 S.]

man ihnen aufhelfen oder sie erquicken kann. Da braucht's kein Großtun; denn mit Kleinem kann man da oft wunderbar wohl-tun, wenn die Liebe mitgeht. Hierher gehört auch, daß man prompt gegen Arbeiter, Tagelöhner, Handwerksleute, arme Trödler seine Schuldigkeit völlig und mit Teilnahme tut, was oft das größte Almosen ist, das man geben kann, während es, wenn man da geizt, kargt, markt, abhandelt, streitet, zankt, Abzüge macht, den betreffenden Personen entsetzlich wehe tut und großes Ärgernis verursacht. Da siehst du, wie man zu etwas kommen kann, das, weil verborgen geschehen, dort öffentlich vergolten wird, namentlich wenn's an solchen geschieht, deren sich niemand mehr annehmen will, und wenn du's nirgends fehlen lässest, wo dir etwas entgegenkommt, da man es oft auch mit einiger Scheu vor anderen tun muß, also nur um so mehr die rechte Hand allein es wissen darf. Tust du's jedermann, so ist darunter jedenfalls vieles, das dir selbst völlig entschwunden sein wird, bis du's erst dort wieder vernehmen darfst.“ Wem aber keine verborgene Herzensgabe drüben in Erinnerung gebracht werden kann, dem mag es doch nicht wohl zumute sein, zumal wenn viele mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stehen, die allerlei vergebens von ihm in dieser Zeit erwartet haben, da er sie lieber hat stecken lassen, als ihnen mit etwas ausgeholfen. Werde denn, wenn du dich fromm nennst, anders fromm, als du's vielleicht bist, und lerne deinem Heiland Almosen geben, und zwar mit der rechten Hand ohne die linke.

## § 28 Vom Beten

Kap. 6, 5–8

Der Herr kommt nun zur zweiten Übung der Frömmigkeit, nämlich der des Gebets, bei welcher die Heuchelei noch schlimmer ist als beim Almosengeben, auch viel gewöhnlicher und um so gefährlicher, weil die ganze Gottesfurcht bei

einem Menschen in Frage steht, wenn er beim Beten, das doch zu Gott selbst gerichtet ist, als ein Heuchler erscheint. Der Herr beginnt mit den Worten:

V. 5: „Und wenn du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin.“

Der Herr hat sein Augenmerk wieder auf die Pharisäer, welche eben die waren, welche überall vor den Leuten als Beter erscheinen wollten und denen es Seine Jünger nicht nachmachen dürften. In den Schulen oder Andachtshäusern erhoben sie sich gerne als Beter. Sie beteten wohl auch in sehr feierlichem Tone, mit beweglicher Stimme und mit eigentümlichen Gebärden, welche eine innere Erregung anzeigen sollten. Wieviel wurde da doch auch den Zuhörern zugemutet, welche diesen Gebeten im Geiste nachfolgen sollten und es doch nicht so ganz vermochten, zumal wenn meist mehrere Beter sich hören ließen! Die anderen standen ebenso da, als die Gedankenlosigkeit selber, obwohl etwa dennoch an den Betern hinaufsehend. Etwas Bestimmtes hatten wohl die Beter auch nicht im Auge; sondern es mögen nur so allgemeine Redensarten gewesen sein, da es außerordentlich fromm lautete und doch mit allem nichts gesagt war, nichts, das den Zuhörern eine Erbauung bot. Bei uns gibt es auch je und je Christen, die allzeit fertig sind zum Beten und es erwarten, daß man nur immer sie zum Beten auffordere, die aber auch ohne Aufforderung in Versammlungen und wo sonst viele der Ihren beieinander sind, auch in öffentlichen Lokalen, auf einmal auftreten und sagen: „Wir wollen miteinander beten“, ob's nun den Anwesenden passe oder nicht passe, da sie doch nicht alle jetzt gerade zum Beten aufgelegt sind. Dreinreden aber darf man nicht. Das wäre ja unfromm; und wer will's wehren, wenn man beten will? Sind alle einig, so ist's schon recht. Aber oft hat man auf Nebenpersonen eine Absicht, die nicht zum Kreise gehören und auf die man einen Eindruck machen will, was indessen doch dem Pharisäischen sehr nahekommt. Daß oft nicht viel daran ist, kann man an dem sehen, daß alle hintennach gar nicht aussehen,

als ob gebetet worden wäre. Bewegung, Rührung, Andacht hat's nicht leicht zur Folge. Ist's aus, so ist's, wie wenn nichts gewesen wäre.

Die Pharisäer hatten auch den Brauch, sich an die Ecken auf den Gassen hinzustellen und zu beten, oft stundenlang, daß sie allen Vorübergehenden in Sicht waren, die dann eine fromme Verneigung machen sollten, wenn sie die fromme Haltung und die Bewegung der murmelnden Lippen der Beter sahen und hörten. Ob wohl Gott selbst, an den die Gebete gerichtet waren, zuhörte? möchte man fragen. Ich meine, nicht; und wenn man überhaupt denken muß, der Herr werde sich nicht herbeilassen, zuzuhören, da sollte man lieber stille sein. Viel Wesen machen viele auch mit den Tischgebeten an Orten, wo sie damit auffallen. Frei stehen sie hin, laut oder leise betend, damit es jedermann sehe, wie man auch zu Tisch beten solle, meinen dann auch, nur die seien rechte Leute, die zu Tisch beteten, und je freier, desto besser, weil es dann ein Bekenntnis sei. Oft mag sich's ungewollt machen. Aber sind's nur einzelne Personen, habe ich schon gedacht, ob man nicht an fremden Orten auch stille, sitzend, bescheiden, fast unmerklich beten dürfte, um wirklich Segen für die Speise zu empfangen. Denn um diesen Segen handelt es sich, nicht darum, daß mich andere beten sehen. Den Segen aber habe ich doch nur gewiß, wenn ich wirklich und still, nicht vor den Leuten, mit dem Herrn rede und nicht Nebenabsichten mit meinem Beten habe. Doch, lieber Leser, nichts für ungut! – Der Heiland gibt noch eine Weisung, wie man beten soll:

V. 6: „Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schleuß die Tür zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich.“

Steif gesetzlich darf man diese Worte nicht nehmen, als ob nur im Kämmerlein gebetet werden dürfe. Oft muß man öffentlich beten. Öffentlich kann's nötig werden in allerlei Versammlungen. Öffentlich ist auch das Gebet, das der Hausvater mit den Seinen verrichtet. Je und je beten ihrer zwei oder drei,

auch mehrere miteinander; und da kann's auch wie im Kämmerlein sein, weswegen der Heiland verheißt, in deren Mitte zu sein (Matth. 18, 20) oder desto gewisser zu erhören (Matth. 18, 19). Oft sollte freilich da das Beten mehr ein erbaulicher Verkehr miteinander sein als ein Hersagen von Gebetsworten nach gelernten Redensarten. Es kann auch sonst seine Bedeutung haben, daß du vor anderen betest, weil ein Anrufen des Herrn auch ein nötiges Bekenntnis in sich schließt, wie bei Salomo (1. Kön. 8, 14-15. 54) und wiederum bei Daniel (6, 11f.). Auch darf eine Erhörung solchen gemeinschaftlichen Betens erwartet werden, wie eben angedeutet und wie es dort war (Apg. 4, 31), da die Stätte sich bewegte, als sie beteten, und damals, als sie für Petri Befreiung beteten (Apg. 12, 5. 11). Wie lieblich, wenn wirklich aller Herzen dabei sind und alle einmütiglich sind, wie die um die ersten Pfingsten. So ist's ja eigentlich ein Beten wie aus einem Munde, kein Beten vor den Leuten, ja ein Beten wie im Kämmerlein.

Wenn aber der Herr das Beten einzelner im Kämmerlein betont, so denkt er dabei mehr an ein Beten, bei dem man nur für sich ernstlich sein kann. Wohl gibt es Gebete, die man als frommer Christ vor anderen beten kann und um die man nicht gerade von anderen angesehen wird. Aber es gibt auch Gebete, deren Inhalt wirklich die Einsamkeit erfordert. Dies ist schon der Fall, wenn man bezüglich seines inneren Menschen, seiner Sünden, der Ablegung seiner Unarten und Gebrechen beten will. Auch gibt es Kämpfe, die der einzelne hat, mit dem Feinde, wie sie auch der Herr in der Einsamkeit gekämpft haben mag. Überhaupt kann man für besondere Anliegen, auch für Freunde oder Feinde in leiblichen und geistlichen Nöten, doch nur einsam mit rechtem Ernst beten. Vieles bekommt nur dadurch eine Bedeutung vor Gott, weil man's nur in der Einsamkeit brünstig vor Gott bringen kann, wie man's nicht kann, wenn oft auch nur eines dabei ist. Diese Gebete können sehr wichtig werden und viel, auch für die Sache des Herrn, ausrichten; und eben weil mit ihnen das Herz wirklich vor dem Herzen Gottes steht, sind's Gebete im Verborgenen, die einmal öffentlich vergolten wer-

den. Wer nichts in der Einsamkeit zu beten weiß, ist eigentlich kein Beter und sammelt sich mit allem seinem sonstigen Beten nichts für drüben. Wenn Cornelius nicht einsam gebetet hätte, wie man aus seinem Fasten ersieht, wäre ihm gewiß der Engel nicht erschienen (Apg. 10, 30). Soll dein Gebet Früchte tragen, namentlich auch für andere und für das Reich Gottes, so muß das nach den Worten des Herrn ein verborgenes sein, weil alles Verborgene des Rechts wegen dort muß offenbar werden. Dort muß es schon denen, für die du im stillen und verborgenen mit priesterlichem Geiste gebetet hast und die du vielleicht damit aus den Klauen der Finsternis gerissen hast, öffentlich von dir gesagt werden. Auch was du im verborgenen dem Herrn in die Hände gearbeitet hast, daß Seine Feinde unter Seine Füße kamen, der seufzenden Kreatur zugute, wird dort dir eine öffentliche Vergeltung bringen. Du siehst hier, wie es allein mit dem verborgenen Beten gemeint sein kann. Aber deine oft ungeschickten und eigenliebigen Andächteleien, bei denen du nur immer selige Gefühle haben und herbeten willst, mit überaus vielen Worten, die doch der Heiland ausdrücklich verbietet (V. 7), haben keinen Wert vor Gott, daß ihrer im Himmel sollte wieder gedacht werden, ebenso wenn du so viel unnötiges Stürmen und Ringen und Kämpfen um Frieden, um Gefühle der Kindschaft und Vergebung der Sünden hast, darunter dir's, wie wenn du am Rande der Verzweiflung stündest, immer düsterer zumute wird, je mehr du dich abarbeitest. Denn da betest du mehr im Unglauben, als ob der Heiland unerbittlich wäre, denn in dem Glauben, daß der Heiland da sei und erhöhe, auch wenn du kein Gefühl davon habest, wie du denn zum Fühlen dir immer selbst im Wege stehst. Wie sollte dergleichen einmal rühmend von dir erwähnt werden können? – Noch einen weiteren Fehler, den viele beim Beten haben, berührt der Herr mit den Worten:

V. 7: „Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöhet, wenn sie viel Worte machen.“ – V. 8: „Darum sollt ihr euch ihnen nicht gleichen. Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe denn ihr Ihn bittet.“

Unter dem Plappern, wie es die Heiden machen, versteht der Herr das gedankenlose, stets wiederholte, bis zu unverständlichen Tönen verzerrte Hersagen irgendwelcher Gebetsworte. Heiden wissen ja nichts von einem Gott, zu dem sie einen Zugang durch Christum gewonnen haben, und meinen, wenn's nur durch den Mund gehe, so reiche das hin zu einer Erhöhung, namentlich wenn's auch viele Worte seien. Jünger des Herrn sollen es nun nicht nur nicht so gedankenlos machen wie die Heiden, sondern auch nicht so wortreich, wie es die Heiden in einer Art Verzweiflung machen. Wie dürften doch viele der Beter unserer Tage sich das besser zu Herzen nehmen! Denn was haben sie von ihren vielen Worten? Gewiß nichts anderes als immer größere Unruhe und Beängstigung, die bis zur Störung des Geistes sich steigern kann. Wo Unglaube und Verzagtheit, oft auch ein heißes Verlangen nach süßen Gefühlen solchem Wortemachen zugrunde liegt, kann auch Gott nicht sehr darauf achten. Seine Bedürfnisse aber darf man denn doch alle vor Gott aussprechen, wie auch in dem Wort liegt: „Ehe denn ihr Ihn darum bittet“, also doch bittet, aber nur damit man sich's selbst bewußt werde, daß man ihretwegen sich an Gott wende, nicht damit Er erst erfahre, was wir bedürfen. Aber die Sachen so breit mit umständlichen Worten vor Gott auseinanderzusetzen, ist darum einfältig, weil es dann aussieht, als ob man das tun müsse, damit es Gott ja recht wisse, wie es mit allem stehe. Freilich sehnen wir uns auch nach einer Zeit, in welcher Gott wieder völliger und handgreiflicher uns erhören möchte, als wir im allgemeinen es erfahren, da Gott häufig als der erscheint, der sich von unseren Gebeten abwende, was viele in ihren Gebeten fast so verlegen macht, wie es die Heiden sind. Aber andererseits könnten wir bei größerer Einfalt und völligerem Glauben auch in jetziger bedrängter Zeit viel weiter mit unseren Gebeten kommen. Harren wir des Herrn!

## § 29 Das Vaterunser oder Reichsgebet

Einleitung  
Kap. 6, 9

Der Herr will nun Seinen Jüngern noch ein Mustergebet geben, nachdem Er einige allgemeine Mahnungen über das Gebet gesagt hatte. Wir nennen es das Vaterunser, sollten's aber vielmehr seinem Inhalt nach das Reichsgebet nennen. Er muß dieses Gebet mehrmals Seinen Jüngern gesagt haben; oder Matthäus hat es hier von sonst hereingetragen, wenn er mit der Bergpredigt etwas Zusammenfassendes aller Vorträge des Herrn geben wollte (siehe § 12). Lukas nämlich (11, 1-13), der auch das Vaterunser anführt, sagt, die Jünger hätten einmal, nachdem der Herr aufgehört hatte, abgesondert zu beten, Ihn aufgefordert, sie beten zu lehren, wie auch Johannes der Täufer seine Jünger gelehrt hätte. Es war ihnen wirklich um ein Mustergebet zu tun oder um ein Gebet, in welchem ihnen das Wichtigste, das sie auf dem Herzen zu tragen hätten, gesagt wäre, für Zeiten und Augenblicke, da sie beten wollten und doch nicht gerade um etwas sonst Besonderes zu beten veranlaßt wären, damit sie wenigstens das Wichtigste betend vor Gott aussprechen. Ein solches Gebet hatte schon Johannes seinen Jüngern gegeben, wie Lukas sagt, welches wohl nicht minder kurz und bündig gewesen ist als das Vaterunser. Der schwache Mensch hat das Bedürfnis, für sein Gebet, wenn es eine Bedeutung haben soll, etwas Bestimmtes zu haben, damit er nicht in ein ungewisses und inhaltsleeres Wortemachen hineinkomme. Hat sich der Herr dazu hergegeben, ein solches Gebet zu sagen, so dürften viele Beter sich das merken, je und je ganz einfach, selbst wenn mehrere beieinander sind, es bei einem andächtigen Vaterunser als dem eigentlichen Reichsgebet, wenn auch nicht mechanisch gleich, sondern mit wenigen Zusatzworten erweitert oder in etwas umgesetzt, bewenden zu lassen, zumal bei Lukas der Herr sagt: „Wenn ihr betet, so sprecht“ und bei Matthäus: „Darum sollt ihr also beten.“ Ungeschickt ist es, wenn da und

dort in Versammlungen aller Art das Vaterunser oder Reichsgebet von den Redenden und Betenden gar nie gehört wird; und ich gestehe, daß mir wenigstens häufig etwas fehlt, wenn ich nicht mit dem Vaterunser schließe, namentlich wenn es größere Kreise und Versammlungen sind, in welchen die Reichssachen doch immer oben an stehen sollten. Man merkt es auch den Zuhörern an, daß sie gleich in eine gehobenere Stimmung und andächtiger Haltung kommen, als fühlten sie beim anderen, namentlich freien Gebet weniger. Viele tun's nicht, um das Vaterunser nicht durch Mechanismus herabzuwürdigen; aber völlige Unterlassung ist doch eine größere Herabwürdigung, ja ein Abbruch am Reiche selber. Sonst kann der Vortragende dafür sorgen, daß er's recht vorträgt, daß das Vaterunser den Zuhörern immer wieder neu wird. Es hat das eigentümlich Hohe und Göttliche an sich, daß es nie alt, nie sozusagen abgedroschen wird und immer wieder mit höherer Empfindung vorgetragen werden kann, weil es ganz aufs große Ziel hin gerichtet ist.

Matthäus nun, der das Gebet in die Bergpredigt verflücht, knüpft es an die Worte des Herrn an: „Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe denn ihr Ihn bittet.“ Für einen eigentlichen Umgang mit Gott scheint da der Herr die kleinen irdischen Bedürfnisse, welcher Art sie seien, weil sie keine Stelle im Vaterunser einnehmen, ziemlich auszuschließen, weil sie zuwenig Bedeutung für ein Reden mit dem Herrn haben, [in]sofern [als] der Vater doch alles, was wir bedürfen, vorher weiß und wir ob dem Unseren das des Herrn nicht hintansetzen sollten. Es sollte da mehr nach dem Worte (Matth. 6, 33) gehen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch das übrige alles zufallen.“ Für dieses andere, das man wohl auch vor den Herrn bringen darf, soll, wenigstens in den ernsteren Gebetszeiten, die man sich vor dem Herrn bestimmt, namentlich im Kämmerlein weniger geschehen. Man kann es ja gleichsam unter der Hand vor den Herrn bringen. Wenigstens sollte es nicht so gar die Hauptsache ausmachen, wie bei vielen, die eigentlich außer dem, was sie für sich und ihre Angehörigen zum irdischen Leben zu



erbitten haben, so gut wie nichts mehr zu beten haben und an die Reichssache gar nie recht kommen.

Außerdem will der Heiland mit der Kürze Seines Gebets uns etwas sagen. Wenn daher jemand nach dem Vaterunser betet und Bitte auf Bitte mit recht vielen Worten erweitert, daß er's fast gar nicht zu Ende bringen kann, so trifft er gar nicht den Sinn des Heilandes. Höchstens nur einzelne Worte, um dadurch jede Bitte vor sich recht zu betonen und an seinen Geist kommen zu lassen, sollten da eingefügt werden. Denn wider das Wortemachen hat ja der Herr schon vorher Sein Bestimmtes und Klares gesagt, mit dem Beisatze, daß wir uns doch nicht „den Heiden gleichen“ sollen. Doch Regeln und Vorschriften will ich keine geben; ich will nur warnen, daß man es nicht, gleichsam eigensinnig, schnurgerade den Weisungen des Herrn zuwider machen möchte.

Wenn der Herr mit den Worten anfängt: „Darum sollt ihr also beten“, so legt Er doch ein Gewicht auf das Gebet als solches und gibt ihm eine besondere Weihe, was uns Mut machen dürfte – in Zeiten, da wir keine Worte haben zum Beten, überhaupt nicht wissen, wie wir beten, wie wir, was uns bewegt, ausdrücken sollen, weil wir's oft gar nicht verstehen –, des Mustergebets oder Reichsgebets, das alles umfaßt, uns zu bedienen. Wir treten doch mit diesem Gebet vor das Angesicht Gottes; und weil es Jesus uns gelehrt hat, dürfen wir versichert sein, Gott sehe uns freundlich darum an und erhöere uns auch in sonst Unausgesprochenem. Namentlich wenn jemand schwere innere Anfechtungen hat, wie vom Feind sich umgetrieben fühlt, in Schwachheit des Leibes und der Sinne sich befindet, auch Sorge, Ärger, Gereiztheit, wie das so kommt, ihn keine Worte nach dem Herzen finden lassen, kann er mit nichts mehr innerlich zurechtkommen, als wenn er das Vaterunser einfach und langsam hersagt. Auch wenn er's ganz im stillen betet, hat's eine Wirkung, oft mehr, als wenn er's laut betet, besonders auch Geisteskranken gegenüber und wenn er Unheimliches um sich verspürt, da er in lauter Verlegenheit sich befindet, gar keine Worte hat und doch beten will. Ziehe dich zurück und bete dein Vaterunser

mit seinen großen Reichsanliegen; es wird dir viel geben. Zu mir kam einmal eine Frau, die schrecklich jammerte, daß sie nicht beten könne, weil der Feind ihr alles wegnehme. Ich führte sie in eine Kammer bei mir und sagte: „Probier's und bete hier ein stilles Vaterunser und komm dann wieder zu mir; du wirst sehen, es geht.“ Bald kehrte sie zurück. Ich fragte: „Hast du beten können?“ „Ja“, antwortete sie ganz vergnügt; „es ist mir wohler.“ – Seien wir doch dem Heiland dankbar für Seine Gabe! Denn wahrlich, das Vaterunser ist eine große unschätzbare Gabe Gottes, die uns Jesus hinterlassen hat in unsere viele Bedrängnis und Armut hinein. Wie oft kümmert man sich mit einem Durcheinander von Gebetsworten ab, wenn die Not brennt, bis man fast von Sinnen kommt. Bleib doch beim Vaterunser als dem festen Reichsgebet. Mit ihm gibt sich dir dein Heiland, weil Er, sagend: „Also betet“, doch auch einen besonderen Segen und besondere Kraft darauf gelegt haben muß. Er hat's getan, du kannst's erfahren! Unser Reichsherr ist dabei!

### § 30 Eingang zum Reichsgebet

Kap. 6, 9

Das Vaterunser, welches der Herr Seine Jünger lehrte, beginnt mit den Worten:

(Eingang): „Unser Vater in dem Himmel.“

Hinauf, in den Himmel hinein, wo der Vater wohnt, soll der Geist sich schwingen, wohin auch das Himmelreich zielt. Merk dir's, daß du wie über der Erde, wie in den Himmel versetzt, vor den Thron Gottes gestellt, dich zu nehmen hast. Oft stehst du mit deinen Gedanken gar zu sehr auf Erden; und da will's schwer mit dem Beten gehen, ist's zu geringfügig für Gott. Der Vater im Himmel aber ist nicht weit weg von dir. Wie hoch oben, ist Er auch tief unten bei dir, wenn du betest. Er ist dir nahe, so nahe, als ob du mit einem Freunde neben dir redetest. Könntest du's doch im Glauben so nehmen!

Du denkst vielleicht, solche Nähe könntest du leichter vom lieben Heiland dir denken; und es sei dir darum gemüthlicher, zum Heiland zu beten. Du darfst das wohl auch tun; aber warum nicht auch zum Vater mit gleicher Gemüthlichkeit, wenn Er doch Vater ist? Es gibt Christen, die meinen, das Vaterunser habe mehr den Jüngern für die Zeit vor Seiner Verklärung gegolten. Nach dieser sollte es anders lauten, weil wir ja im Namen Jesu beten sollen, von dem im ganzen Gebet gar nicht die Rede sei. Besinn dich aber. Wie kommst du dazu, Gott deinen Vater zu nennen? Hat dir nicht Jesus die Kindesrechte zu Ihm erworben? Ferner, wenn du Ihn Vater heißt, mußt du dann nicht gleich an Ihn als den Vater unseres Herrn Jesu Christi denken? Nenne Ihn so, so ist's auch ein Gebet zum Heiland und ein Gebet im Namen Jesu. Dieser Jesus sitzt auch im Himmel zur Rechten Seines Vaters. Wie kannst du in den Himmel hinein dich denken, ohne Jesum dort zu finden? Überblicke das ganze Vaterunser, ob du nicht in jedem Worte den Heiland hast, der alles zurechtbringen will. Du heiligst den Namen Gottes, wenn du an Jesum glaubst. Das Reich, das kommen soll, macht der Herr Jesus. Daß Gottes Wille auf Erden geschehe, macht der Heiland, der ja alle Feinde zum Schemel Seiner Füße legen muß, bis kein Wille durch die ganze Schöpfung mehr ist außer dem des lebendigen Gottes. Du bittest um Brot, daß du lebest; wem verdankst du aber dein Leben, wenn nicht dem Heilande, der für dich gestorben ist, daß der Fluch des Todes dich nicht treffe? Wer vergibt die Sünden oder hat die Möglichkeit der Vergebung ausgewirkt? Wer hilft wider die Versuchungen? Wer befreit endlich von allem Übel und reißt aus den Klauen des Bösewichts? Du siehst, wie Jesus überall im Gebet, das so ganz Reichsgebet ist, zu finden ist. Bei jedem Seiner Worte muß der Heiland vor dir stehen; und abgesehen von Ihm kannst du gar kein Vaterunser beten. So stehst du auch in der Gegenwart Jesu wie des Vaters, wenn du das Vaterunser betest; und Jesus ist's ja, der gesagt hat (Joh. 12, 22): „Wenn ich erhöhet sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.“

Daß der Herr aber dich heißt beten: „Unser Vater“, hat die Bedeutung, daß du eigentlich nie allein vor den Vater treten solltest, sondern immer in Gemeinschaft mit anderen, die etwa gleiche Bedürfnisse haben wie du, noch mehr mit allen – allen Menschen zusammen –, die auf die Hilfe Gottes und Seiner Erlösung warten. Dein Gebet soll stets der Ausdruck der ganzen seufzenden Kreatur sein, daß du als deren Repräsentant dastehst. So ist's das Rechte, und so betest du als ein Reichskind. Aber wie viele bleiben immer allein bei sich und ihren Angehörigen stehen; und Heilandskinder sollten doch auch ein so weites Herz haben wie der Heiland selbst, der für alle sein Leben gelassen hat, um alle zusammenzubringen in eins. Wohl haben sie schon auch etliche Redensarten gelernt, die scheinbar auf ein weiteres Herz zielen; aber diese lassen sie in ihrem Gebet nur so nachhinken, ohne daß das Herz mittut. Lernen wir's am Vaterunser besser machen. Ach, was wäre es, wenn wir nur einmal ein rechtes Vaterunser beten und mit ihm die Reichssachen kräftig fördern könnten!

### § 31 Die drei ersten Bitten überhaupt

Kap. 6, 9-10

Wir wollen nun die Bitten des Vaterunsers oder Reichsgebets, deren wir sieben zählen, ein wenig besprechen. Die drei ersten Bitten gehen den Vater selbst an; denn für Seinen Namen, für Sein Reich, für Seinen Willen beten wir. Wir beten also für den Vater selber, daß Er sich Seines Namens und Seines Reiches und Seines Willens annehmen wolle. Daß das, was Gottes ist, zu Seiner vollen Geltung komme, ist ja das Wichtigste auch für uns. Denn wir bitten für den Vater doch nur um unsertwillen. Es ist auch unsere Sache, was wir da bitten, weil es uns zugute kommen soll. Denn mit uns bleibt's übel bestellt, wenn Gottes Namen nichts gilt, Sein Reich nicht besteht, Sein Wille mißachtet wird. Sein Name soll auch

zunächst bei und von uns geheiligt werden, Sein Reich soll zu uns kommen, und Sein Wille soll bei uns geschehen. Eben darum werden auch die Bitten uns in den Mund gelegt, da es sonst seltsam herauskommen könnte, daß wir für den lieben Gott etwas bitten sollen, als ob Er auf das hin, daß Ihm werde, was Ihm gehört und was Er allein nur machen kann, unser bedürfte und unseres schwachen Gebets.

Indessen haben wir es doch näher zu besprechen, warum wir solcherlei Bitten auf dem Herzen tragen sollen. Eben weil alles, was wir da bitten, uns zugute kommen soll, legt Gott nicht Hand an, daß Sein Name geheiligt werde, Sein Reich komme, Sein Wille geschehe, wenn nicht zugleich das alles den Menschen ein Anliegen ist oder wenn wir es nicht wichtig genug finden, daß Sein Name etwas gelte auf der Welt, daß alle Kreatur in ein Gottesreich zusammengeschlossen werde, daß überall aller Wille, der nicht von Gott ausgeht und so viel Meisterschaft auf Erden ausübt, aufhöre. Da läßt Gott es so gehen, wie es geht und wie es die Menschen wollen. Gibt es doch unzählige Menschen, die nichts nach dem Namen Gottes fragen und um nichts auf Gott Bezügliches sich kümmern. Wieder andere wollen alles lieber, als in ein Gottesreich eingesammelt werden; und wie viele gibt's, die durchaus nur ihren Willen kennen oder nur vom Willen der Finsternis sich leiten lassen? Da will aber Gott nicht Gewalt brauchen und die Kreaturen zu dem zwingen, was ihr Heil wäre. Sie sollen denn auch das haben, was dabei herauskommt, sollen haben alle das viele Elend, in welches sie sich ohne Gott und getrennt von Gott und wider Gott stehend gestürzt haben. Gott erwartet also mindestens einen Wunsch und ein Verlangen von seiten der Kreaturen zu dem, was Gott ihnen sein soll; und dazu gibt uns der Herr Jesus Sein Gebet, das wir Reichsgebet nennen, in welchem uns das Richtige und Wichtige in den Mund gelegt werden soll vor dem Vater, damit Er, je nachdem wir uns innerlich dazu anschicken, das Nötige tue, um zu der Anerkennung zu kommen, die allein das Glück aller geschaffenen Wesen ausmacht. Je ernstlicher wir nun den Vater bitten, desto geneigter wird Er auch

sein, darauf zu wirken, daß die drei ersten Bitten erfüllt werden.

Vor Christus hat freilich zuletzt fast niemand mehr in der Weise gebetet, wie es die drei Bitten aussprechen. In Israel übrigens, wie die Psalmen und Propheten bezeugen, waren sie nicht ungekannt; und wären sie ihm doch nicht allmählich fremd geworden, so würde wohl vieles auch in Israel ganz anders gegangen sein, als es ging, würde wohl auch des Herrn Mund, wie er einst durch die Propheten sich kundtat, nicht gar verstummt sein. Nur die wenigen, die zur Zeit Christi auf das Reich Gottes warteten, waren die einzigen Vertreter der großen Bitten, welche aus des Menschen Brust zu Gott aufsteigen sollten, damit Er selbst versuchte, sich wieder Recht zu verschaffen. Diese wenigen wurden auch damit erhört, daß der Vater endlich wirklich Seinen Sohn sandte, durch welchen nun die drei Bitten allein ihre Verwirklichung finden können, wie aus dem erhellt, daß Er der Verkünder des Anbruchs des Himmelreichs war.

An Jesu hat die Menschheit den ersten und vollkommenen Beter der drei ersten Bitten des Reichsgebets gehabt. Wenn Er für sich betete, war's sicher immer nach dem Inhalt dieser Bitten. Er war dabei der Mund und Stellvertreter der ganzen Kreatur; und ohne Seine, des Menschensohns, Bitten, die Er im Namen aller aussprach, wäre das Große alles nicht geschehen, was seit Seiner Erscheinung die Welt gesehen hat zur Heiligung des Namens Gottes, zum Kommen des Reiches Gottes und zum Werden des Willens Gottes auf Erden. Ihm nach aber sollten nun auch Seine Jünger beten lernen; und wenn Er zu ihnen sagte (Luk. 18, 1), „sie sollten allezeit beten und nicht laß werden“, so denkt Er dabei nur an die großen Reichsbitten, die ihnen unaufhörlich vor der Seele stehen sollten. Sie nun können dabei nicht anders denn an die Seite Jesu, des ersten Beters, sich stellen, gleichsam Seine Bitten unterstützend und im Glauben an Ihn und Seine Fürbitte und Macht sich haltend. Wie Jesus auf Erden den Namen Gottes offenbarte und verklärte, wie Er, das Reich Gottes fördernd, dastand und wie Er durchaus nur Seines Vaters Willen tat und dann, um den eigentlichen Grund zu allem zu legen, gehorsam war bis zum Tod am Kreuze, so bitten wir im

Reichsgebet, obgleich das an den Vater gerichtet ist, eben Ihn, Sein Werk fortzusetzen, damit je länger, je mehr alles zur Vollendung komme, da ja Ihm jetzt auch alle Gewalt dazu im Himmel und auf Erden gegeben ist.

Das Beispiel Jesu aber zeigt uns zweierlei. Erstlich sehen wir an Ihm, was Er, der einige, mit Seinen Bitten zuwege brachte. Dies kann uns in Zeiten, da der rechten Beter nur wenige sind, nur trösten und aufrichten. Diese wenigen, gesetzt, sie schmolzen je und je bis auf zwei oder drei herunter, in deren Mitte ja Jesus – und wenn es sein muß: der ganze Jesus – zu sein verheißen hat, können Großes auch fürs Ganze ausrichten, zu einem Anfang, der sich dann wieder ins Weite ausbreitet. Darum sollen wir uns nie an dem stoßen, daß nur wenige ernstlich dranwollen. Sehe nur jeder darauf, seine Schuldigkeit zu tun und alle zu vertreten, als wäre er der einige, der sagen mußte: „Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu.“\* Untreu aber sind alle, denen die Reichsbitten nicht voller Ernst sind. Denn irgendwelche Anknüpfung auf Erden, so fordert's die Reichssache Gottes für die Menschen, weil „die Heiligen es ausrichten sollen“ (Dan. 7, 22), muß Gott haben, um Seine Gedanken und Pläne zur Erlösung aller Kreatur zum Vollzug zu bringen. O wie wenig wird das bedacht! – Das Zweite, was Jünger ihrem Heiland abzulernen haben, ist, daß Er nicht nur betete, sondern selbst auch für das, um was Er betete, mit Seiner ganzen Person einstand. Wir wissen ja das zur Genüge. In ähnlicher Weise haben wir mit all unserem Tun als solche uns zu bezeigen, die selbst auch sich als Werkzeuge nach Gottes Willen brauchen lassen zur Realisierung der Bitten, die uns der Herr in den Mund legt, als die, welche mit Geduld und Glauben und Ausdauer Aufgaben annehmen, durch welche unter dem Beistande Jesu alles befördert wird, was zur Verwirklichung des Ganzen erforderlich ist. Wie wir beten, so sollen wir auch glauben und im Glauben wirken, wie es der Herr uns auferlegt.

\* [Die ersten zwei Verse eines der *Geistlichen Lieder* von Novalis (1772-1801).]

O daß die Zahl solcher Jünger zunehmen möchte in unserer ersten und bedürfnisvollen Zeit!

## § 32 Die erste Reichsbitte besonders

Kap. 6, 9

Wir wollen nun sämtliche Bitten des Reichsgebets, wie wir das Vaterunser nennen, einzeln besprechen, heute die erste.

(Erste Bitte): „Dein Name werde geheiligt.“

Bei wem, fragen wir zunächst, soll Gottes Name geheiligt werden? Wir antworten: „Bei aller Welt, bei aller Kreatur im Himmel und auf Erden und unter der Erde.“ Der Betende wird vorausgesetzt als ein solcher, bei dem bereits der Name Gottes geheiligt ist; aber sein Schmerz ist es, daß es noch Geschöpfe gibt, die ihn nicht heiligen. Denkt sich auch der Betende in der Gemeinschaft mit vielen, weil er ja sagt: „Unser Vater“, so weiß er, wie geringgeschätzt im Grunde doch noch in der ganzen Schöpfung der Name Gottes ist, und weiß auch, daß in der Schöpfung keine Ruhe werden kann, solange noch eine Zunge ist, die Gottes Namen nicht heiligt. Dazu fühlt der Betende die große Wohltat, die ihm damit widerfahren ist, daß bei ihm Gottes Name geheiligt sein darf; und darum gönnete er es allen Geschöpfen, ja, daß ich so sage, auch dem liebenden Vater selber, daß doch Sein Name, der es so gar sehr verdient, über alle Namen gesetzt und damit geheiligt zu werden, nicht länger hintangesetzt und geschmäht werde. Geheiligt ist aber immer das, was man als das Höchste von anderem und Gemeinem absondert. So soll denn Gottes Name von allem abgesondert und insofern geheiligt dastehen, als Er allen Kreaturen so über alles geht, daß ihnen anderes eigentlich so gut wie gar nichts mehr gilt. So sehr soll allen der Name Gottes und was er besagt, alles sein.

Die nächste Frage wäre, was unter dem Namen Gottes, der geheiligt werden soll, verstanden sei. Da ist die einfachste Antwort: „Sein Vatername.“ Wenn der Betende anfängt zu sagen:

„Unser Vater im Himmel“, so seufzt er dazu: „Ach, daß Dich alle Vater nennen könnten!“ Darum betet er gleich: „Geheiligt werde dieser Dein Name!“ Alle Kreatur, so meint's der Beter, sollte wieder [Kindes]gefühle gegen Gott bekommen, und zwar so, daß sie einerseits die väterliche Liebe und Zuneigung Gottes gegen die Menschen anerkennt und schätzt und Gott ihren Vater nennt und daß sie andererseits zu einer kindlichen Unterwerfung unter Gott kommt, [um] Ihn als Vater zu lieben und Ihm als einem Vater untertan zu sein, dem sie gerne in allem zu Willen ist, an den sie sich auch vertrauensvoll hängt und auf den sie alle ihre Hoffnung setzt. Von dem allem ist namentlich die Menschheit ganz abgekommen; und das ist ihr Elend und Jammer, daß sie in Gott keinen Vater mehr sieht, sosehr Gott sich ihr täglich als einen Vater erzeigt. Sie nimmt zwar alles aus Gottes Hand hin, was sie bedarf zu ihrem Bestehen, aber macht's wie ungeratene Kinder auf Erden, die alles von ihren Eltern ansprechen, ohne im geringsten ihnen zu danken oder nach ihnen zu fragen. So muß der liebe Gott allen der Gutgenug sein; und mit dem Herzen stehen sie nicht nur ferne von Ihm, sondern sogar wider Ihn. Das ist wieder ein Schmerz für den betenden Jünger; und ihn bewegt's Tag und Nacht, daß doch endlich alle Kreatur wieder zu Gott als ihrem Vater zurückkommen möchte, indem einfach nur Sein Vatername wieder bei ihr geheiligt wäre.

Das Kindesgefühl der Menschen wurde am Anfang schon von der Schlange im Paradies angetastet, als diese fragte (1. Mose 3, 1): „Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?“, d. h.: „Sollte Er wirklich euch etwas verwehrt haben und vollends gar die edelste und beste Frucht, die gottgleich macht? Ist das eine väterliche Gesinnung Gottes gegen euch?“ Klar und deutlich gibt sich da ein Fremdes wider Gott zu erkennen, von dem sich die Menschen raten lassen sollen. Diese ließen sich betören und kamen seitdem unter die Gewalt eines Fremden; und der rechte Vater kam ihnen ferne. Jenes Fremde, Satan, und alles, was zu ihm gehört, ist ihr Gott geworden, indem sie meinten, selbst Götter zu werden. Er maß sich nun Rechte an sie an, die nur der Vater hatte. So ver-

fielen sie in Abgöttereien und Zaubereien und anderes Widergöttliche, immer gleichsam gegen Gott Front machend und Ihm erklärend: „Ich bin, was du bist.“ Denn hieraufhin zielte die Versuchung der Schlange. Um was nun die Finsternis hochkommt im Menschen, um das kommt der Name Gottes bei ihm herunter. Nun aber soll Gottes Name wieder bei ihm geheiligt werden, was nur dadurch möglich ist, daß der Mensch sich aus dem Bereich der Finsternis herausbringen läßt, um Gott wieder allein zu haben. Wer soll da helfen? Da muß gebetet werden, Gott möge doch alles tun, um den Menschen willig und fähig zu machen, die Kräfte der Finsternis fahren und den Namen Gottes allein gelten zu lassen, d. h. zu heiligen, weil sonst der Zwiespalt zwischen Gott und der Finsternis nie aufhörte. In Christo aber ist der Schlangentreter gekommen, der nach vollbrachter Versöhnung den Menschen den Heiligen Geist schenkt, der wieder beten lehrt: „Abba, lieber Vater!“ (Röm. 8, 15; Gal. 4, 6) Wenn alle Kreatur, los vom Fürsten der Finsternis, wieder beten kann: „Abba, lieber Vater!“, dann ist unsere Bitte: „Dein Name werde geheiligt“ vollkommen erfüllt.

Unter Gottes Namen kann man auch Gottes Wesen verstehen; und unter der Heiligung Seines Namens die Anerkennung und Lobpreisung Seiner erhabenen Eigenschaften. Wie aber machten es die Menschen hierin? Sie erkannten wohl Gott in Seinen Werken; aber was machten sie aus Ihm, statt Ihn zu preisen und Ihm zu danken? Wir wollen von dem schweigen, wie's die Heiden machten, welche „die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in Bilder von vergänglichen Menschen und Tieren verwandelten“ (Röm. 1, 20-23). Wir erwähnen nur das, wie die Menschheit sonst sich betrügt bis heute, auch die, welche es besser wüßten und erkannten. Sie betragen sich so, als hielten sie nichts auf die göttlichen Eigenschaften, als wäre ihnen Gott nicht allmächtig, nicht allwissend, nicht allgegenwärtig, nicht heilig, nicht gerecht. Sie nehmen Ihn als einen Gott, der keine Bitte höre, der nach den Menschen nichts frage, viel zu hoch über den Menschen stehe, als daß Er um sie sich bekümmern könnte. Sie schreiben Ihm auch nichts zu, wenn Er je und je

sich zu erkennen geben will durch besondere Gnaden und besondere Gerichte, lassen alles Zufall sein und denken sich Gott hinweg aus aller Geschichte der Menschen. Wie schätzen sie auch Seine Offenbarungen gering, trauen es Ihm schon nicht zu, daß Er sich kundgebe! Auch Werke Gottes und Wunder aller Art, wie wir sie erzählt finden, sind vielen geradezu ein Ärgernis. Wenn sie je ans Unsichtbare sich halten wollen, so tun sie's vermittelt des Aberglaubens und mißbrauchen ob dem noch den Namen Gottes aufs abscheulichste. Wie sollte es doch mit dem allem anders werden? Wie sollte es den Jüngern nicht auch ein Anliegen sein, daß es anders werde? Daß nun Gott Hand anlegen möchte und namentlich, was Er zur Rettung der Menschen, durch Christum eingeleitet, zur Vollendung bringen möchte, das soll Reichskindern ein beständiges Reichsanliegen sein; und anders wird's erst überall, wenn Gott dem Menschen wieder gilt und alle Seine Eigenschaften hochgehalten werden, Sein Name wieder geheiligt wird bei aller Kreatur.

Aber auch gläubige Christen, die sonst durch den Glauben an Jesum den Namen Gottes heiligen, laufen Gefahr, in besonderer Weise die Heiligung des Namens Gottes zu versäumen. Gott hat nämlich gegen Mose, der Ihm hintennach sehen durfte, von Seinem Namen gepredigt oder gesagt, wie Er genannt und angesehen werden wolle, mit den Worten (2. Mose 34, 6): „Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue.“ Wenn man nun Gott für das in weitestem Umfang hält, heiligt man Seinen Namen; und wer von Seiner Gesinnung, wie Er sie in Seinem Namen ausspricht, Ihm etwas abzieht, der entheiligt Seinen Namen. Nun aber ist je und je die gläubige Welt viel mehr geneigt, den Namen Gottes in dem zu heiligen, daß sie Seine Heiligkeit und Gerechtigkeit wider Seine Barmherzigkeit, wie sie in Christo erschienen ist, setzt und meint, Seine Heiligkeit erfordere es, daß Er gegen Ungehorsame und Abgefallene lauter Härte und Strenge zeige, sei's auch, daß dadurch die Hölle mehr als der Himmel gefüllt wird. So trauen sie es Ihm nicht zu, daß Er noch eine Liebe übrig haben könne, um die entarteten Christen wieder durch erneuerte Gnaden zu

Seinem Wohlgefallen heraufzuheben. Unerbittlich, glauben sie, halte Er mit den Gnaden und Gaben des Heiligen Geistes zurück, nachdem diese einmal dagewesen sind und nicht zum Ziele geführt haben. Nun sollen die Menschen ohne den Heiligen Geist, wenn auch noch etwas von Ihm beeinflusst, werden, was sie sein sollen; und wenn nicht, so ist ihnen der Abgrund gewiß. Über hingegangene Geschlechter, die nicht völlig im Glauben gewesen sind, denkt sich eine gewisse gläubige Theologie ohnehin alles Erbarmen Gottes erloschen, daß Er am jüngsten Tage nichts mehr für sie bereit hat als die Verdammnis. Damit wird der Name, wie ihn Gott haben will, nicht geheiligt; denn der Name Gott, ja selbst der Name Jesus, wird von vielen nach manchen Seiten den Sündern zu einem Schreckenswort gemacht, trotz der tröstlichen Versicherungen des Gegenteils von seiten Gottes und Jesu und trotz dem, daß Jesus die Gnade und Freundlichkeit Gottes persönlich dargestellt und mit bitterem Leiden und Sterben besiegelt hat. Aber nur wenn wir dem lieben Gott die äußerste Barmherzigkeit und größte Sorge, es womöglich über viele oder alle zu gewinnen, zutrauen, wie die Schrift es genugsam lehrt, heiligen wir Seinen Namen und machen wir der seufzenden Kreatur Mut zu Ihm. Möchten doch Jünger des Herrn unter allem Hersagen des Reichsgebets nicht diejenigen sein, die im Grunde noch am wenigsten den Namen Gottes geheiligt wissen wollen, [in]sofern [als] sie die Vaterliebe Gottes in Christo für sich wohl in Anspruch nehmen, [sie] aber für andere, die ihrer am meisten bedürften, gänzlich fallenzulassen geneigt sind. Wie soll hierbei auch unser hoch erhöhter Heiland Jesus Christus mit Seinen Wundenmalen das Zusehen haben, wenn Er fast um nichts sollte bis zum Tod am Kreuze gehorsam gewesen sein? O Vater im Himmel, daß doch Dein und Deines Sohnes Name voll Huld und Gnade nach allen Seiten angenommen und geheiligt werden möchte! Dürfte es auch bald geschehen, da fast äußerste Not es erheischt!

### § 33 Die zweite Reichsbitte

Kap. 6, 10

Wir kommen zur zweiten Reichsbitte, die das ausspricht, was die Folge der Erhörung der ersten Bitte ist. Sie lautet:

(Zweite Bitte): „Dein Reich komme.“

Das Reich, für das wir bitten, heißt sonst auch das Himmelreich, weil es nicht nur die Erde, sondern alle Himmel umfassen, also nicht als ein Erdenreich sich darstellen soll, wie Paulus redet vom „Geheimnis des Willens Gottes“, den er uns hat wissen lassen, nämlich (Eph. 1, 10) „daß alle Dinge zusammen unter ein Haupt verfasst würden in Christo, beide[s], das im Himmel und auch auf Erden ist, durch Ihn selbst“. Fertig ist solches Reich, wenn „Gott sein wird alles in allen“ (1. Kor. 15, 28) durch die ganze Schöpfung. Das aber ist damit geschehen, wenn die ganze Schöpfung Gottes Namen anerkennen oder heiligen wird. Das Reich Gottes ist also Folge von diesem. Solange noch Kreaturen sind, welche, den Namen Gottes mißachtend, sich Gott nicht unterwerfen, ist Er nicht Herr, wenigstens nicht ganz Herr, steht Er auch immer gleichsam im Kampfe mit anderen Mächten, die Herren sein und das Kommen Seines Reiches verwehren wollen. Gott könnte sich nun wohl mit Seiner Allmacht helfen, indem Er alle Seine Feinde niederschläge und in die Verdammnis würfe. Das will Er aber nicht; denn Sein Vatergefühl verbietet Ihm das freien Wesen gegenüber.

Wenn Gott nun nicht mit Gewalt sich helfen und zum Oberherrn sich machen will, wie soll Ihm das Reich werden? Seine Gedanken sind, es dahin zu bringen, daß alle Kreaturen freiwillig zu Ihm zurückkehren, wie jener verlorene Sohn zum Vater; und darum hat Er Geduld. Von sich aus aber allein vermag die Kreatur das nicht, weil sie von gewaltigen Oberherren so umgarnt und gebunden ist, daß sie, auch wenn sie wollte, es nimmermehr vermocht hätte. Auch mit gewaltsamer Unterdrückung der Obrigkeiten der Finsternis konnte der Vater es nicht versuchen, teils weil auch diese nach Recht behandelt werden

müssen, teils weil durch sie so viel Geist des Ungehorsams den Geschöpfen eingehaucht ist, daß diese gebunden und geknechtet bleiben, auch wenn sie etwa frei von jenen Obrigkeiten geworden wären. So war denn kein anderer Rat, als daß Gott selbst ins Mittel trat und das Wort, das im Anfang bei Ihm und Gott war, Fleisch werden ließ, um der Menschensohn zu werden, der den Anfang einer freiwilligen Umkehr zu Ihm machte. Dieser heißt deswegen „der Erstgeborene aller Kreatur“ (Kol. 1, 15, nicht „vor aller Kreatur“, wie es unrichtig übersetzt ist), d. h. der zuerst mit vollkommener Unterwerfung ins werdende Reich Gottes hereingeboren und nach vollbrachter Erlösung zu Ihm entrückt wurde. Darum sagt Paulus (Kol. 1, 19-20): „Denn es ist das Wohlgefallen gewesen, daß in Ihm alle Fülle wohnen sollte und alles durch Ihn versöhnet würde zu Ihm selbst, es sei auf Erden oder im Himmel, damit daß Er Frieden machte durch das Blut an Seinem Kreuz durch sich selbst.“ Wer nun an Jesum sich hält mit dem Glauben, daß durch Ihn und an Seiner Hand die Rückkehr zum Vater möglich sei, der kommt mit einer Freiwilligkeit zu Gott zurück, wie solche Gott nach Seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit von der abgefallenen Kreatur erwarten mußte. Bis das geschehen ist, bleibt gleichsam der Vater in der Ruhe, wie Seine Majestät den Sündern gegenüber es erfordert, und läßt als Herr und König den Sohn, den Menschensohn, Jesum Christum, den Repräsentanten der ganzen Kreatur – weil Er, auch als das Wort von Gott, also nicht als bloßer Menschensohn, zugleich der Vertreter der gesamten Kreatur ist – die Sammlung der Abgefallenen zu Ihm vollbringen. So ist das Reich, für dessen Kommen wir bitten, zunächst das Reich Christi, das aber sein Absehen darauf hat, daß es zugleich ein Reich Gottes sei, wie ja zuletzt, „wenn alles wird Jesu untertan sein, der Sohn selbst dem Vater wird untertan sein, auf daß Gott sei alles in allen“ (1. Kor. 15, 28).

Der Anfang nun zu diesem Reich ist gemacht worden durch die Erscheinung Jesu auf Erden. Bis dahin konnte von einem Fürsten dieser Welt gesprochen werden, der wider Gott überall herrschen wollte und so viel Boden in aller Kreatur hatte, daß er

bereits alles als ihm zugehörig ansah (Matth. 4, 8-9). Fort und fort war es sein Bestreben, die ganze Schöpfung vom rechten Vater ab-, in das Netz der Finsternis [hinein]zuziehen und unter seine Herrschaft zu bringen. Dieser Anmaßung stellte sich Jesus entgegen, der als Menschensohn wie alle anderen Menschen von ihm angegriffen wurde, aber ihm keine Macht über sich ließ, sondern unerschütterlich und unbeugsam Seinem Vater treu und gehorsam blieb bis zum Tod am Kreuze. Dieser Sein Tod, zu welchem Er von der Finsternis gewaltsam gedrängt wurde, war ebendarum ein Sieg, weil Jesus selbst unbeugsam blieb; und das Wohlgefallen Seines Vaters machte Ihn zum Herrn und König auch nach Seinem Tode durch Seine Auferstehung. Denn der Vater gab Ihm alle Macht im Himmel und auf Erden, um das durch Sein Blut Versöhnte an sich zu ziehen. So ist denn die Bahn gebrochen zur Herstellung des Reiches Gottes, weswegen gleich die erste Ankündigung des Evangeliums dahin lautete: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“ (Matth. 4, 17; 10, 7), obgleich zunächst nur der neue König da war und der Untertanen, die Ihm angehörten, es nur sehr wenige wurden. Der Herr selbst wurde entrückt; und begreiflich war's damit nicht gemacht. Wohl konnte Jesus sagen (Joh. 16, 8. 11): „Der Heilige Geist wird die Welt strafen um das Gericht, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist.“ Wenn aber dieser auch gerichtet ist, so ist er damit noch nicht abgetan; vielmehr ist es nur dem Glauben der Jünger möglich gemacht, es bis zum Vollzug des Gerichts zu bringen. Es erforderte daher Zeit und erfordert's noch, bis alle Reiche eingenommen, alle Obrigkeiten und Herrschaften wider Gott gestürzt und weggeräumt sind und alle Seelen, soweit das möglich ist, der Finsternis in Wirklichkeit entrissen und in die Gemeinschaft mit Jesu und Seinem Vater zu einem Reiche gebracht sind. Daher die stets bleibende Bitte: „Dein Reich komme.“

Wir lesen nämlich wohl, daß Jesus zur Rechten Gottes sitze, bis Er alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße gelegt habe (Matt. 22, 44). Aber das kann keinen Fortgang haben, wenn nicht auf Erden die Jünger Jesu oder die Gläubigen und Auserwählten

Ihm gleichsam an die Hand gehen. Deren Anliegen muß es vor allem sein, daß Jesus das Reich einnehme, damit die Freiwilligkeit der Rückkehr zu Gott auch in der Menschenwelt selbst vertreten wäre. Ohne Menschen, die mit sehnsüchtigem Bitten und Flehen dabei sind, kann's nicht vorwärtsgehen zum Ziele. Wenigstens darf solch Bitten nicht gar fehlen. Daher die große Bedeutung der Bitte der Jünger: „Dein Reich komme.“ Von den Jüngern wird's gefordert, es zu Herzen zu nehmen, daß Gott noch nicht Regent und Alleinherrscher ist, wie Er es jetzt durch Christum werden könnte. Sie wissen es auch, wie viele Übelstände es nicht nur für die gesamte Kreatur, sondern auch für jeden einzelnen nach sich zieht, namentlich wenn jeder unvermerkt, bei seiner großen Sorglosigkeit und Verblendung, in die Gewalt falscher Mächte kommt, aus welcher er sich selbst nicht mehr heraushelfen kann und selbst durch Bekehrung schwer herauskommt, weil er in der Regel an die Bande, die ihn umschlungen haben, gar nicht denkt, also auch nichts im Geist mit Buße und Glauben dazu tut, um solche Bande loszuwerden.

Daß es nun mit der Einnahme aller gottwidrigen Reiche, namentlich im Unsichtbaren, immer rascher vorwärtsgehe, bis allein nur das Reich Gottes in der ganzen Schöpfung besteht, das sollte vorzügliches Gebetsanliegen für uns sein. Das soll uns durch die Vorschrift der Bitte: „Dein Reich komme“ nahegelegt werden. Der rechten Beter aber gibt es allezeit nur wenige. Die meisten glauben, es mache sich alles von selber und es könne nicht an ihnen und ihrem Glauben und Bitten liegen, und bleiben so in sorgloser Ruhe, ohne im mindesten, trotz all ihres sonstigen Betens, zur Förderung des Kommens des Reiches Gottes etwas zu tun. Erfordert wird's aber, daß wir's gleichsam mit dem Vater im Himmel fühlen, wie es Ihm ein Schmerz ist, so viele Seiner Kinder von sich ferne zu wissen und noch nicht über alle Seine Vaterhände ausstrecken zu können, als gesammelt in ein gemeinsames Reich. Dieser Sein Schmerz soll uns über alles gehen, was sonst uns etwa drückt, zumal Sein Schmerz auch unser Schmerz ist, indem wir nie zur Ruhe kommen, nach vielem Betracht selbst jenseits nicht, wenn nicht überall Er Herr



geworden ist. Zunächst wächst nun freilich auch Sein Reich, wenn viele zum Glauben an Jesum kommen und damit aus der Finsternis ins Licht hereingeboren werden. Da ist viel in unsere Hand gelegt, indem wir, neben dem Bitten, auch alles versuchen sollen, um die Ausbreitung des Evangeliums immer weiterzubringen, die ja von uns besorgt werden soll, weil ja nicht zu den Engeln, sondern zu Menschen gesagt ist: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ (Mark. 16, 15). Wenn daher der Herr sagt (Joh. 12, 32): „Wenn ich werde erhöht sein von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen“, so müssen wir mit unseren Bitten und mit tätigem Glauben nachhelfen, damit es als unser Anliegen erscheine; und geschieht das nicht, so sind keine Seile da, an welchen der Herr nach Wunsch zu sich emporziehen kann.

Zuletzt besteht freilich das Kommen des Reichs, um das wir bitten, in der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes, auf welche das ängstliche Harren der Kreatur gerichtet ist (Röm. 8, 19), wie sie mit der Wiederkunft Christi eintreten wird. Möchten wir es uns ernstlicher angelegen sein lassen, als es gewöhnlich ist, mit Eifer und Herzenswärme auszurufen: „Dein Reich komme.“ Endlich wird die Bitte der Auserwählten, die Tag und Nacht rufen, erhört und dem Heilande es gelingen, alles zu seiner Vollendung zu bringen. Wie wird's uns dann freuen, wenn wir das Zeugnis überkommen, auch in unserem Teile mit Herz und Gemüt, Eifer und Selbstaufopferung mitgewirkt zu haben, daß endlich mit dem Kommen des Reiches Gottes das Sehnen der Kreatur gestillt worden ist!

### § 34 Die dritte Reichsbitte

Kap. 6, 10

Wir kommen zur dritten Reichsbitte, die also heißt:

(Dritte Bitte): „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.“

Wenn der Heiland beten heißt: „Wie im Himmel“, so setzt Er voraus, daß da der Wille Gottes bereits geschehe; und dann ist unter Himmel der Raum zu verstehen, da Gott sozusagen thronet und um sich her lauter willige Diener hat, die in einem Kindesverhältnis zu Ihm stehen und nichts anderes kennen als Seinen Willen, auch mit Freudigkeit sich senden lassen, den Willen Gottes auszurichten. Wie nun da lauter Harmonie zwischen Gott und Seiner Umgebung ist und nichts von einem fremden Willen sich zeigt, so soll es auch auf Erden werden; und als ein besonderes Anliegen sollen's Jünger des Herrn bittend vor Gott bringen. Gott läßt's liegen, wenn die, die sich ferne von Ihm gestellt haben, nach Seinem Willen nichts fragen, bis sie sich zum Gericht reif gemacht haben, es sei denn, daß aus ihrer Mitte selbst bittende Stimmen vor Ihm laut werden.

Übrigens ist wohl zu beachten, daß unter Himmel sonst auch der ganze Schöpfungsraum über der Erde verstanden ist, wie schon in den Worten: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ (1. Mose 1, 1). Nach Andeutungen der Schrift nun ist es in diesem unermesslichen Himmelsraum keineswegs so, daß darin überall Gottes Wille gälte oder zur vollen Geltung käme. Paulus sagt (Kol. 1, 20): Es sei Gottes Wohlgefallen gewesen, daß alles durch Christum und Sein Blut sollte versöhnt werden, „es sei auf Erden oder im Himmel“. Ebendarum soll es dazu kommen, „daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind“. (Phil. 2, 10). Da stehen also Himmel und Erde und was unter der Erde ist, gewissermaßen in gleicher Linie. Überall bedarf's eines Versöhners, der Widerwärtige und gegen Gott Ungehorsamgewordene wieder in Ordnung zu bringen hat. In dem ungeheuren Himmelsraum, der Tausende von Welten in sich schließt, müssen viele Welten sein, in welchen erst Gottes Wille geschehen soll, wie er noch nicht geschieht, und erst geschehen wird, wenn sie sich, wie die auf Erden, Jesu, der alle versöhnt, untertan gemacht haben „zur Ehre Gottes, des Vaters“. Daß wir auch hierauf zu bitten hätten, scheint die dritte Bitte nicht direkt zu sagen, weil auch dazu weitere Belehrung gehör-

te, die jetzt der Herr nicht geben wollte, der zunächst bei dem, was uns unmittelbar angeht, bleibt. Wenn man aber will, kann man's doch in die Bitte hineinlegen, als hieße diese: „Dein Wille geschehe durch die ganze Schöpfung, wie im Himmel, so auch auf Erden.“ Daß man sich gedrungen fühlen kann, so zu bitten, läßt sich auch aus den Worten Petri entnehmen, da er sagt (Apg. 3, 21): „Der Herr Jesus Christ muß den Himmel einnehmen“, d. h. sich untertan machen, „bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werde alles, was Gott geredet hat durch die Propheten etc.“, womit Petrus auf die Wiederkunft Jesu zielt. Diese kann also nicht eintreten, ehe [nicht] die Himmel Jesu untertan sind. Ob nun unsere Bitte hierauf wirken werde, kann man fragen. Aber ohne Bedeutung mag sie nicht sein, wenn wir erwägen, daß wir uns aus dem Überirdischen her die satanischen Kräfte und Wesen, die bei uns alles verderbt haben, hergeflossen denken müssen. Schon unser Kämpfen und Bitten wider die Kräfte der Finsternis sind gleichzeitig Bitten zu Gott, daß doch der Herr Jesus bald alle Seine Feinde, sowohl im Himmel als auf Erden, sich zum Schemel Seiner Füße legen möge, um auch bald als Sieger wiederkommen und alles vollenden zu können. So bekommt freilich die dritte Reichsbitte eine Bedeutung von außerordentlichem Umfang.

Die Bitte setzt voraus, daß viel fremder Wille in der Schöpfung herrscht, der uns aber mehr nur auf Erden bemerklich wird. Dieser fremde Wille, beziehungsweise Eigenwille, zu dem der Mensch vermöge der ihm gegebenen Freiheit kommt, ist wider Gott gerichtet, stellt sich durch Widerspenstigkeit gegen Gottes Sinn und Recht in einen Gegensatz zu Ihm und will selbst herrschen und bestehen ohne Gott. Mit Gewalt will solchem fremden oder Eigenwillen Gott nicht entgegenreten. Er will keine Kinder haben, die Er mit Gewalt zum Gehorsam gegen Ihn zwingen muß, will aber auch nicht ohne weiteres sie hinwerfen in die Verdammnis. So kommt es, daß Er alles, was wider Ihn ist, sich selbst überläßt und machen läßt; und wieviel dadurch in der ganzen Schöpfung anders und verderbt worden ist, läßt sich gar nicht ausdenken. So namentlich in der Menschenwelt, da wir's

vor Augen haben. Da haben die Kräfte der Finsternis, die in jeder Weise sich mächtig gemacht haben, durch alles hindurch für diese und jene Zeit namenlos viele Verderbnisse hereingebracht, die nur in dem Grade vermindert werden, als doch einzelne unter Seufzen sich zu Gott halten, um derentwillen Gott nicht so gar den fremden Willen walten läßt. Aber Jammer und Elend muß doch unendlich viel eintreten, wenn alles aus der rechten Gemeinschaft mit Gott kommt. So bleibt's immer als Schlimmstes, wenn der fremde Wille seine Herrschaft behält. Wie soll es anders werden? Vermöge Seiner Majestät muß Gott es darauf ankommen lassen, daß der Wille der Schöpfung Ihm wieder geneigt wird; und auch hierauf kann Er nicht im Großen wirken, wenn nicht aus der Mitte der unter der Knechtschaft Seufzenden Bitten und dringende Bitten zu Gott emporsteigen. Jesus, der Menschensohn, ist hierin vorangegangen; und Jünger Jesu haben es nun als ihren Beruf anzusehen, den Vater im Himmel anzurufen, daß Er doch, nun auch um Jesu willen, darauf wirken möchte, daß der fremde Wille allerwärts seine Macht verliere oder gar aufhöre und namentlich auf Erden gebrochen werde. Hieraus geht hervor, wie nötig unsere Bitte ist: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.“

Der nächste Wille Gottes wäre also, daß alles sich Ihm wieder untertan machte; und damit kommen wir einem besondern Willen Gottes entgegen, nämlich dem, daß „Er nicht will, daß jemand verloren werde, sondern will, daß sich jedermann zur Buße kehre“ (2. Petr. 3, 8). „Er will“, heißt's jetzt im Neuen Bunde, „daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Tim. 2, 4). Gottes erster Wille ist also, daß Seine Liebesabsichten möchten erreicht werden, wodurch eine völlige Unterwerfung unter allen Seinen Willen von selbst sich ergeben würde. So kommt es, daß Jesus sagen konnte (Joh. 6, 40): „Das ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an Ihn, habe das ewige Leben.“ Solches nennt auch Paulus (Eph. 1, 9f.) das Geheimnis des Willens Gottes, das gepredigt werden soll. An diesen Willen Gottes denkt Jesus vornehmlich bei der dritten

Bitte. Er legt es uns nahe, wie es uns ein Anliegen sein soll, daß doch möglichst alle Kreatur den Weg zu Gott durch Christum finde, was der barmherzige Wille Gottes ist. Ohne Aufhören sollen wir das auf dem Herzen tragen, daß doch werde, was Er wolle. Machen kann's ja doch nur Gott selbst, jetzt durch Jesum Christum, den der Heilige Geist in den Herzen der Menschen verklären soll. Er bedarf aber dabei unseres Anliegens, wie wir das mit Bitten aussprechen. Liegt keinem Menschen etwas daran, so betrübt's den Vater und stellt Er Sein verborgenes Wirken stille. Sind wir aber mit brünstigem Eifer dabei, daß wir auch nichts in dem versäumen, was sonst in unsere Hände gelegt ist, um den Willen Gottes zur Erkenntnis aller zu bringen, so eilt der Vater, das Seligmachen der Kreatur nach Seinem Willen zu vollbringen. Übel machen's die, die immerdar meinen, alles mache sich von selber, ohne daß ein Mensch danach frage; und noch übler die, welche zu denken scheinen, dem Vater sei es gleichsam nicht recht ernst, jedermann selig zu machen, und Er sei viel eher bereit, den Strengen und Harten zu machen, als den Gnädigen und Barmherzigen, ob dadurch auch viele zur Verdammnis fahren oder nicht. Sie nehmen den lieben Gott gerade wie sich selbst, als mache es Ihm nicht soviel aus, wenn die Mehrzahl verlorengehe. So denken sie sich auch die dritte Bitte mehr als eine Herausforderung Gottes, mit Seiner Allmacht durchzufahren wider die Feinde Gottes, denn als eine Bitte, die Widerspenstigen, diesseits und jenseits, dadurch zur Seligkeit zu führen, daß Er's über sie gewinne, sich der Liebe Jesu, somit auch dem Willen Gottes, zu unterwerfen. Jünger des Herrn aber haben Jesu Priesterherz in sich, das sich für aller Welt Sünde hat durchbohren lassen, und bitten in Seinem Namen alle Tage ernstlicher, daß Sein Wille, möglichst jedermann zur Erkenntnis Christi und Unterwerfung unter Seinen Namen zu bringen, möge erfüllt werden. Sie bitten, daß der Vater doch möge alle Hebel ansetzen, daß Sein Wille auf Erden geschehe, in weitestem Umfange selig zu machen durch den Glauben an Jesum. Möchte es solcher Beter mehr geben, als es gibt!

Sonst aber ist nicht zu übersehen, daß auch Jünger des

Herrn oder Gläubige acht darauf haben müssen, daß von ihnen in allem Gottes Wille geschehe. Der Arge ist darauf aus, womöglich auch die Auserwählten auf Abwege zu bringen und in Netze des Ungehorsams zu verstricken. Wenn es daher heißt (1. Thess. 4, 3): „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung“, ferner (Röm. 12, 2): „Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eures Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille“; auch wenn es heißt (Hebr. 10, 36): „Geduld ist euch not, auf daß ihr den Willen Gottes tut und die Verheißung empfaht“, namentlich wenn der Herr so ernst sagt (Matth. 7, 21): „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel“ – so zeigen diese und andere Worte der Schrift, wie nötig es ein jedes für sich hat, den Vater zu bitten, Er möchte ihm helfen, um in allem nach Seinem Willen zu sein. Engeln im Himmel gleich, sollten Jünger des Herrn lauter Willigkeit und Folgsamkeit sein in allem, wovon sie wissen, daß es und wie es nach dem Willen Gottes ist, damit es auf Erden sei und werde wie im Himmel, da der Herr wohnt. An solches hätten wir denn auch zu denken, wenn wir beten: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!“

## § 35 Die vierte Bitte

Kap. 6, 11

Die weiteren Bitten gehen den Beter selbst näher an, weswegen wir sie nicht mehr Reichsbitten nennen wollen. Freilich darf man auch bei ihnen den Blick auf die vielen nicht vergessen, welchen dieselben Bitten am Herzen liegen. Wir reden zuerst von der vierten Bitte.

(Vierte Bitte): „Unser täglich Brot gib uns heute.“

Der Herr hat einen Beter im Auge, der für heute noch nichts hat und sein Nötiges erst erbitten muß. Wer gerade nicht

so bedürftig steht, soll, wenn's ihm auf heute gegeben ist, wenigstens an die vielen denken, die es nicht haben wie er und dazu noch hungrige Kinder um sich haben. Nicht unwichtig ist es, daß jeder, dem's gut geht, mit Teilnahme an die vielen Hungern denkt, die morgens beim Erwachen nichts vor sich sehen, wovon sie nur auch auf heute sich nähren könnten. Sind wir so gesinnt, so fällt uns vielleicht manches ein, für das wir heute etwa zu sorgen hätten. Jedenfalls wird durch die Bitte, wie sie der Herr uns beten heißt, unser Mitleiden für andere wach erhalten und unsere etwaige Sorge für sie angeregt. Wer so die Bitte aussprechen lernt, wird den Sinn des Heilandes treffen. Außerdem soll die Bitte diejenigen, die besserstehen, zur Dankbarkeit treiben, auch zu dem Gedanken führen, daß auch für sie andere Zeiten kommen könnten und sie etwa heute nur ihres Brots versichert sind, morgen vielleicht nicht mehr.

Sonst ist nicht zu übersehen, daß es eigentlich Jünger Jesu sind, die beten lernen möchten. Mit Rücksicht auf sie lautet daher zunächst die vierte Bitte. Denn sie, wenn sie in alle Welt auszogen, waren nicht jeden Tag ihres Brots gewiß. Mitnehmen und voraussorgen sollten sie nicht, und somit mußten sie täglich der besonderen Hilfe und Güte des Herrn warten. Keinen Tag hatten sie von sich aus, was sie bedurften. Da sollen sie nicht sorgen und Unruhe haben, sondern einfach beten: „Gib uns, lieber Vater im Himmel, auch heute das tägliche Brot.“ Wenn sie allezeit gläubig sich an den Vater im Himmel hielten, fehlte es ihnen auch nie. Schon zu Lebzeiten des Herrn hatten sie's so. Da sagte Er zu ihnen (Luk. 10, 5. 7): „Wenn ihr in ein Haus kommt, bleibet da, esset und trinket, was sie haben. Denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ Später sagte der Herr zu ihnen (Luk. 22, 35): „Sooft ich euch gesandt habe ohne Beutel, ohne Tasche und ohne Schuhe, habt ihr auch je Mangel gehabt?“ Sie sprachen: „Nie keinen.“ Hiernach haben namentlich Arbeiter des Herrn nicht zu sorgen, wenn es ihnen kümmerlich zu gehen scheint und ihnen gar das tägliche Brot fehlen will. Für sie gilt die vierte Bitte vornehmlich. Sie hauptsächlich haben dabei den anderen Spruch im Glauben zu beherzigen

(Matth. 6, 33): „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches alles zufallen“, nämlich was zum Essen und Trinken und zur Kleidung gehört.

Nehmen wir aber die Bitte doch allgemeiner, weil ja allen das Vaterunser gegeben wird, so denkt sich also der Heiland den Beter im äußersten Grad der Bedürftigkeit; und ihm macht Er mit der Bitte Mut, auf den Vater im Himmel vertrauensvoll aufzublicken, daß Er's am Nötigsten, wenigstens heute, nicht fehlen lassen werde und so auch morgen, wenn der Beter noch lebt, da er wieder ebenso bitten darf. Nehmen wir's so, liegt in der Bitte auch eine Verheißung, wie Luther zur Erklärung des schließlichen Amens sagt: „Amen, amen, d. h. ja, ja, es soll also geschehen.“ Wer in der äußersten Not mit kindlichem Glauben bittet, tut nie eine Fehlbitte. Nur denken sich viele zu bald in der äußersten Not, hätten oft wohl das Nötige auf heute und morgen, sorgen aber weiterhinaus; und das will der Heiland verwehren, schon darum, weil keiner weiß, wie lange er lebt, und jeder sich nur des angetretenen Tages einigermaßen gewiß ist. Heute, da du noch lebst und leben sollst, sollst du's ganz gewiß haben; aber für morgen schließe deine Augen zu. Die Sorgen ums Brot gehen bei den meisten Menschen, wenn sie zu sorgen haben, zu weit hinaus. Mindestens wollen sie einen gesicherten Nahrungsstand haben. An und für sich nimmt ihnen der Heiland auch das nicht übel. Im Gegenteil verlangt Er nach dieser Seite auch eine Treue vom Menschen, daß er nicht gedankenlos in den Tag hineinlebt, auch nicht [das], was ihm Gott an die Hand gibt zu weiterem Hinaussehen, leichtfertig und mutwillig oder träge und faul versäumt. Auch darf der Mensch wohl seinen Verstand brauchen und sich besinnen, wie er's am besten unter Gottes Segen für die Zukunft mache. Wenn er aber gar zu sehr sich abhärmt, auch gar zu sehr sich überarbeitet, damit es ihm nicht fehle, überhaupt, wenn er immer sorglich und ängstlich rechnet, mit Hintansetzung jedes Opfers, das er Bedürftigen bringen sollte, so ist das direkt gegen den Sinn der vierten Bitte. Immer wieder muß sich der Mensch, auch wenn's knapp werden zu wollen scheint, damit beruhigen, daß er denkt, wenn ich's nur auf heute habe.

Aber eben die, welche keinen gesicherten Nahrungsstand vor sich sehen, will der Heiland mit der vierten Bitte richtigstellen und trösten. Es darf ihnen nicht bange werden, zu verhungern, wenn sie über den heutigen Tag nicht hinaussehen. Sie sollen nur die Bitte zum Vater im Himmel tun. Ganz Arme verstehen's oft ein wenig, getrost zu bleiben, auch wenn sie auf den nächsten Tag nichts vor sich sehen, weil sie gewohnt sind, von der Hand in den Mund zu leben. Mittleren Leuten wird's oft sauer, und besonders solchen, die's schon besser gehabt haben und durch Mißgeschick aller Art aufs Äußerste gekommen und nun auch verschämter sind als ganz Arme. Der Heiland lehre sie kindlich die vierte Bitte beten; und bessergestellte Beter mögen doch eben an solche Armgewordenen mitdenken, wenn sie die Bitte aussprechen. Denn diese verdienen's in besonderem Grade; und wer an sie denkt, glaube ja nicht, daß er mit Bezug auf sie eine Fehlbitte tue. Dein mitleidiges Bitten für andere gilt!

Darf denn auch der Sünder die vierte Bitte beten und hoffen, Erhörung zu finden? Freilich, ja! Denn merke: Erst nach, nicht vor der vierten Bitte kommt die Bitte um Vergebung der Sünden. Also auch wer die Vergebung der Sünden noch nicht hat, darf ums tägliche Brot bitten. Weil wir indessen alle Sünder sind und Sorge haben könnten, der Herr möchte uns um unserer Sünden willen das Brot versagen, kann uns die Stellung der Bitte an das Wort Jesu (Matth. 5, 45) erinnern: „Er lässet Seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässet regnen über Gerechte und über Ungerechte.“ Darum heißt es sonst auch (Luk. 6, 35): „Er ist gütig über die Undankbaren und Boshaftigen.“ Das tägliche Brot darf jeder ansprechen, sei er, wer er wolle; und wenn jemand vertrauensvoll bittet, so hat das eine versöhnende Wirkung und schaut das Vaterauge auf ihn herab wie auf Hagar mit ihrem Sohne Ismael, welcher der Herr in der Wüste die Augen öffnete, daß sie einen Wasserbrunnen sah, aus dem sie den Knaben tränken konnte (1. Mose 21, 19). Auch wenn Gott den Raben gebot, um den Propheten Elias zu versorgen (1. Kön. 17, 4), und wenn Er der Witwe sagen ließ: „Das Mehl im Kad soll nicht verzehret werden, und

dem Ölkrug soll's nicht mangeln“ (1. Kön. 17, 14), und wenn der Herr mit wenigen Broten Tausende speiste, damit sie nicht in der Wüste verschmachteteten, auch wenn Er in der Wüste Manna vom Himmel fallen ließ (2. Mose 16, 15), damit Böse und Gute ihr täglich Brot hätten, so sind das Geschichten, die uns mit Mut die vierte Bitte beten lehren; denn wir sehen es: „Weg hat Er allerwege, an Mitteln fehlt's Ihm nicht.“\* Er kann auch Wunder tun, wenn es not tut und keinen Verzug leidet – wie das ist, wenn's auch heute nicht da ist\*\* –, weiß es jedenfalls zu richten und zu leiten, daß Seine wunderbare Hand recht erkennbar wird. Wer hat nicht Geschichten dieser Art schon vernommen?

Oben haben wir schon angedeutet, daß der Herr werde uns nur für heute ums Brot zu bitten angewiesen haben, weil wir schon unseres Lebens auf morgen und ferner nicht gewiß sind. Der Heiland denkt in allem gleich recht tief, wir nicht. Wir tun gerne, als hätten wir hienieden eine Ewigkeit durchzuleben; und alte Leute sind oft damit angefochten, daß es ihnen noch ausgehe, ehe sie sterben. Arme Toren, die wir alle sind, daß wir auf morgen ums Brot sorgen und doch so unsicher gestellt sind mit unserem Leben! Denke täglich, selbst wenn du ums Brot bittest, an deinen Tod und blicke schon darum nicht sorgend auf den folgenden Tag und die Zukunft. Für heute hast du noch Lebensfrist mit einiger Sicherheit vor dir, und hast du sie, so kannst du auch zum Vater im Himmel sagen: „Weil ich lebe, gib mir, was not tut zum Leben.“ Dann gibt es auch Leute, die das Brot auf heute hätten und doch verzweifeln, weil sie denken, morgen oder übermorgen oder in einigen Wochen hätten sie nichts mehr zum Leben. Da lassen sich viele vom Feind betören, selbst mit dem Brot in der Hand, das heute sie noch nährte, sich das Leben zu nehmen, weil sie meinen, es morgen nicht mehr zu haben. So hat's jene Witwe zu Zarpath, eine Heidin, nicht gemacht. Die hat doch wollen ihr Letztes noch „zurichten und

\* [Paul Gerhardt, *Befiehl du deine Wege*, 4. Strophe.]

\*\* [Mehr dazu in „Die Wunder“, in B-Z-H, Band „Aufsätze“.]

essen und dann erst sterben“ (1. Kön. 17, 12), d. h. den Hungertod erwarten, wenn's nicht mehr anders ginge. Sonst hat man bei Verzweifeln, die sich aus Sorge das Leben nahmen, noch viel Geld gefunden. Diese haben die vierte Bitte nicht gekannt oder nie zu beten verstanden.

Wenn man's genau betrachtet, enthält die vierte Bitte auch eine Bitte um Lebensfrist. Wie wir nämlich das Vertrauen, zum täglichen Brot zu kommen, nicht wegwerfen dürfen, so sollen wir auch die Bitte ums Leben festhalten. Vom Brot lebt der Mensch; und fehlt das Brot, wie die Nahrung überhaupt genannt wird, so steht das Leben in Gefahr; und dieses sollen wir also alle Tage, solange wir merken, daß es sein soll, mit der vierten Bitte uns herausbitten, auch wenn wir's schwer haben. Das Leben muß uns wichtig bleiben. Wer in der Krankheit nicht essen kann, darf auch ums Brot bitten, d. h. um Erquickungen, die seinem Leben wieder aufhelfen. So leicht sterben wollen, um etwa aller Trübsal zu entgehen, darf uns nicht einfallen. Manchem kann freilich das Leben entleiden, denkt man, der jeden Tag brotlos sich sieht, dann aber auch wieder nicht, weil's ihm Gott jeden Tag gibt. So kümmerlich übrigens läßt's Gott auch wieder keinem Menschen gehen, der Ihm vertraut. „Ich bin jung gewesen“, sagt David (Ps. 37, 25), „und alt worden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen.“ Nur je und je hält der Herr besonders karg, um den Glauben auf die Probe zu setzen. Dann kommt's auch wieder besser. Wie leicht aber kann jeder sein Leben mit Gott erhalten, ganz ohne Sorge! Denn zuletzt, wenn er nicht mehr sorgen kann, sorgt desto gewisser der Herr, wenn man nur Ihn zu bitten versteht. Für Hungrige, Durstige, Elende aller Art hat der Herr, daß ich so sage, gar ein gutes Gehör, namentlich wenn's auf dem Äußersten ist. O daß wir nur nach allen Beziehungen mehr Kinder wären des lieben Vaters im Himmel!

## § 36 Die fünfte Bitte

Kap. 6, 12. 14-15

Wir haben bei der vierten Bitte es schon angeführt, daß der Mensch ums Brot bitten darf, noch ehe er sonst mit Gott ins reine gekommen ist, weil Gott Bösen und Guten das Brot geben, auch Gerechte und Ungerechte mit viel Nachsicht am Leben erhalten will. Deswegen kommt die Bitte um Vergebung der Sünden erst nach der Bitte ums Brot. Sie lautet:

(Fünfte Bitte): „Und vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben“ (eigtl. vergeben haben). – Bei Lukas (11, 4) heißt es: „Und vergib uns unsere Sünden; denn auch wir vergeben (haben vergeben) allen, die uns schuldig sind.“

Vergessen wir nicht, daß Jesus Seine Jünger zunächst beten lehrt, welche einerseits nicht mehr sollten so beladen mit Sünden, wie das unbekehrte Menschen sind, vor Gott kommen und andererseits gegen niemand, der sich an ihnen verschuldet hat, etwas auf dem Herzen tragen dürfen. Jenes tritt bei Matthäus, nach welchem wir das Vaterunser beten, etwas feiner hervor als bei Lukas, wiewohl auch dieser daran anstreift. Matthäus nämlich spricht nicht von Sünden, sondern von Schulden, Verschuldungen, Versäumnissen, mit denen man sich vor Gott schuldig gemacht hat. Lukas spricht von Sünden, aber doch auch im zweiten Gliede von solchen Menschen, die uns schuldig sind, dem Worte des Matthäus wieder gleich. Eigentliche Sündenvergebung haben die Jünger des Herrn schon als die durch Ihn in ein Gefühl der Seligkeit Gekommenen. Bei ihnen sollte in ihren Gebeten nicht mehr von wirklichen, schweren Sünden die Rede sein müssen. Für sie ist es ein Fehler, wenn sie, nachdem sie die großen Reichsbitten gesprochen haben, hintennach sich sollten schwerer Sünden vor Gott anklagen müssen. Darum ist fein nur von Schulden bei Matthäus die Rede; und wenn Lukas von Sünden redet, müssen wir das als minder genau wiedergegeben nehmen, und so, daß auch bei ihm unter Sünden mehr Fehlritte,

Verschuldungen durch Versäumnisse verstanden sind, wie sie bei Jüngern Jesu, die ja noch mit Schwachheit umgeben sind, auch vorkommen können. Wenn man so gar sehr die Schulden als Sünden, auch schwere Sünden, nehmen wollte, so hätten die alten württembergischen Prägizerianer\* ein wenig recht gehabt, wenn sie meinten, kein Vaterunser beten zu können, weil das gläubigen und darum gerechten und seligen Christen, die bereits volle Vergebung der Sünden haben, nicht gelte. Es sind das die nämlichen Christen, welche teilweise auch zu keiner Beichte mehr gehen wollten, weil das Beichtgebet mit den Worten anfängt: „Ich armer Sünder bekenne mich etc.“ Ihnen hätte man sagen können, der Heiland rede ja nicht von Sünden, sondern von Schulden. Freilich hätten sie auch dann nicht unerwogen lassen sollen, daß Schulden und Versäumnisse wirklich noch vorkommen und somit stete Bitte um Vergebung auch für Wiedergeborene nötig bleibt.

Ein rechter Jünger Christi wird doch so stehen, daß er nur Übereilungs- und Schwachheitssünden sich zuschulden kommen läßt oder Unachtsamkeiten, durch welche er zu Versäumnissen aller Art kommt bezüglich dessen, was er Gott und den Nächsten schuldig ist. Dergleichen Verfehlungen werden ihn auch beugen, und er kann sie im Gebet vor Gott nicht unberührt lassen, weil sie sonst den Charakter von schwereren Sünden bekommen könnten. Verfehlungen, die wir nicht beachten, können ein schweres Gewicht vor Gott bekommen, während Gott sie den Aufrichtigen leicht vergibt, ohne daß sie sich an ihnen so sehr abgrämen dürfen. Begegnet es indessen einem sonst gläubigen und bekehrten Christen, der sich in der Gotteskindschaft fühlt, daß er in eine schwerere Sünde hineingekommen ist, so mag er mit einem einfachen Vaterunser es nicht gerade immer vor Gott abmachen können. Er hat eine ernstere Buße nötig, vielleicht auch Bekenntnis seiner Sünde, damit sie nicht als ein verborgener Bann auf ihm liegenbleibe. Namentlich kann ihn

\* [Anhänger des württembergischen luth. Pfarrers Christian Gottlob Pregizer (1751-1824).]

der Beisatz: „Wie wir unseren Schuldigern vergeben“ – wie er überhaupt nie sollte – nicht berechtigen, nur gleich die Sündenvergebung als schon erlangt anzunehmen. Solches sei nur bemerkt, um zu zeigen, daß das Vaterunser uns nicht nur um Vergebung der Sünden bitten heißt, sondern auch eine Mahnung enthält, uns vor wirklichen Sünden zu hüten und es nicht leicht mit Sünden zu nehmen, wenn schon leichtere Verschuldungen eine Abbitte erfordern. Nur nicht flugs weg über seine Schulden, Versäumnisse und Sünden! Andererseits darf man sich auch nicht alles, was mit Unbedacht in einer versuchungsvollen Welt geschieht, so hoch anrechnen, als ob es mit der Vergebung so schwer gehe. Denn wenn Jünger beten: „Vergib, lieber Vater!“, so sollten sie es auch glauben können, daß Er wirklich vergebe.

Die fünfte Bitte hat den Zusatz: „Wie wir unseren Schuldigern vergeben“ oder vergeben haben. Mit diesen Worten soll kein Recht ausgesprochen werden mit dem Sinn, daß uns Gott vergebe, weil wir auch vergeben. Nehmen wir's so, so wär's, als ob wir's als verdient ansähen, daß uns Gott vergebe; und dann liefe es auf eine schnöde Selbstgerechtigkeit hinaus, mit der wir das Vaterunser beteten. Der Beisatz will nur sagen, daß wir's gar nicht wagen dürften, Gott um Vergebung zu bitten, wenn wir nicht selbst auch ein vergebendes Herz hätten. Denken wir uns, wir hätten einen Groll gegen jemand im Herzen und beteten für uns um Vergebung sonstiger Sünden! Müßte da nicht Gott unwillig sich von uns abwenden als von Leuten, die Er Lust hätte nur gleich empfindlich zu züchtigen, daß wir so frech etwas von Ihm fordern wollten, das doch wir unsererseits nicht an anderen tun? O wie viele nichtssagende Vaterunser werden doch täglich gebetet, weil in den Herzen so viel Ärger, Zorn, Rachsucht, Bitterkeit, Feindschaft ist, während wir beten! Hüte dich doch, ein Vaterunser zu beten, das dich vor Gott nur noch schlechter macht, als du etwa schon bist!

Merke aber wohl, daß der Heiland nicht uns beten heißt, wir wollten erst nachher vergeben, gleichsam Gott zum Dank, wenn Er uns vergeben habe. Vielmehr ist der Sinn der Bitte, wie auch aus der genaueren Übersetzung erhellt, der, daß wir sagen,

wir hätten schon vergeben, stehen ganz frei da von aller Feindschaft und Bitterkeit, tragen nichts auf dem Herzen gegen irgend jemanden, der sich auch gegen uns verfehlt hat. Wird dir's schwer, von widrigen Empfindungen gegen deinen Nächsten frei zu werden, so kannst du ja, statt: „Wie wir vergeben“, beten: „Hilf uns, daß wir's ganz können aus dem Herzen bringen, was wir gegen andere haben, wie es unser ernstlichster Wunsch und Wille ist.“ Wenn du beim Vaterunser, besonnen und andächtig es hersagend, so etwas nur denkst, so wird dich gewiß der Vater im Himmel freundlich ansehen und dir deine eigenen Verschuldungen nicht nachtragen.

Wie wichtig unser Vergeben der Herr nimmt, zeigt Er damit, daß Er nach dem Schluß des Vaterunsers eben zur fünften Bitte noch etwas Weiteres sagt, mit den Worten:

V. 14: „Denn so ihr den Menschen ihre Fehle vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben.“ – V. 15: „Wo ihr aber den Menschen ihre Fehle nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehle auch nicht vergeben.“

Hier heißt's Fehle, Fehltritte, Übertretungen. Anderen sollen wir die Sünden nicht so hoch taxieren und ihre Versündigungen lieber glimpflicher benennen, als sagten wir auch mit dem Heilande: „Denn sie wissen nicht, was sie tun.“ (Luk. 23, 34). Bei Jüngern Jesu aber soll Schwereres gar nicht vorkommen. Ach, daß es so wäre! Begehen wir aber Versündigungen, sei's, in was es wolle, so können sie uns nicht vergeben werden, wenn wir selbst die Harten und Unversöhnlichen bleiben gegen Mitmenschen. Der Barmherzige allein wird wieder Barmherzigkeit empfangen. Die Barmherzigkeit aber erscheint in nichts größer, als wenn wir Mitleiden haben mit Menschen, die sich an uns versündigt haben. Diese fühlen oft gleich ihre Schuld gegen uns und sind unglücklich darüber. Sollten wir sie nicht beruhigen und trösten wollen? Fühlen sie's aber nicht, und wir beruhigen und trösten sie dennoch, wie können wir da feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln, daß sie in Liebe zerfließen, wie sie zuvor in Haß steinhart gewesen sind! An jenem Tage aber wird immer, wenn da jemand als armer Sünder vor Gott steht, zuerst nachge-

sehen werden, ob er habe Beleidigern vergeben oder sie Rache fühlen lassen. Da kann's uns leicht und schwer werden, je nachdem wir's gemacht haben. Wären die Menschen, besonders die Jünger des Herrn, alle klug!

## § 37 Die sechste Bitte

Kap. 6, 13

Wir kommen an die sechste Bitte, diese als eine besondere von der siebenten Bitte unterscheidend, wie das die alte Kirche getan und die lutherische Kirche von dieser angenommen hat. Die reformierte Kirche läßt beide Bitten zusammen nur eine Bitte sein. Daß man aber ein Recht hat, beide Bitten zu trennen und besonders zu zählen, wird aus der Auslegung sich ergeben.

(Sechste Bitte): „Und führe uns nicht in Versuchung.“

Das Verbindungswort „und“, welches je und je zufällig beim Hersagen ausgelassen wird, nehmen viele mit Nachdruck wichtig, es denen verdenkend, die es nicht zu sagen gewohnt sind. Sie denken sich wohl dabei, und nicht mit Unrecht, eine nähere Verbindung der sechsten mit der fünften Bitte und sagen, wie die fünfte Bitte begangene Schulden gutmachen soll, so die sechste vor weiteren verwahren. Allerdings muß uns bei jeder Abbitte von Sünden zunächst auch daran liegen, daß doch die gleichen Sünden sich in der Zukunft nicht wiederholen, also die Versuchung zu ihnen fernebleibe. Die Versuchung ist um so größer, wenn man einer Sünde bereits gedient hat, nach dem Wort (Joh. 8, 34): „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht“, d. h. der ist in etwas an sie gebunden und wird wie unwillkürlich zu ihr hingezogen. Namentlich mit sogenannten Gewohnheitsünden muß man es beim Bitten um Vergebung ernst nehmen, mit dem Blick auf die Zukunft. Merken wir uns denn das Wichtige, das uns schon das Wörtlein „und“ sagt, bei der Bitte: „Und führe uns nicht in Versuchung.“



Übrigens hat die Bitte noch einen viel tieferen und weiteren Sinn und bedarf sonst sehr der Auslegung. Unwillkürlich fällt uns bei ihr der Versucher ein, als hieße es: „Führe uns nicht dem Versucher entgegen“ oder: „Gib uns nicht in die Gewalt des Versuchers.“ Wir können dabei auch an den Heiland denken, wie der versucht wurde. „Vom Geist“, heißt es, „ward Er in die Wüste geführt, auf daß Er von dem Teufel versucht würde.“ (Matth. 4, 1). Wir können es uns nicht wünschen, in ähnlicher Weise dem Versucher entgegengeführt zu werden. Der Heiland mußte es erproben, daß Er auch vom Teufel nicht versuchlich sei. Wir würden darüber erschrecken, weil wir denken, mit uns wäre der Versucher bald fertig. Das hat seinen Grund darin, daß der Versucher bereits ein Räumlein in uns innehat, darin er gleichsam schläft. Wir nennen das die natürliche Verderbnis. In diesem Räumlein liegen als Keime Satans die bösen Stücke verborgen, als da sind (Mark. 7, 21-23): „Böse Gedanken, Ehebruch, Hurerei, Mord, Dieberei, Geiz, Schalkheit, List, Unzucht, Schalksaug, Gotteslästerung, Hoffart, Unvernunft“, wie dergleichen bei allerlei Gelegenheit aus dem Herzen hervorgehen. Diese bösen Stücke waren bei Jesu nicht wie bei uns verborgen da, weswegen es Gott, daß wir so reden, mit Ihm schon wagen konnte, Ihn dem Versucher auszusetzen. Bei uns ist's etwas anderes. Da darf der Versucher nur an die bösen Stücke in uns anschlagen, und im Nu sind sie lebendig. Auch bei Wiedergeborenen nämlich dürfen wir diese Keime der Finsternis oder Satans nicht als ausgelöscht oder völlig ausgeremert uns denken. Es sind Satanskräfte, die selbst den Charakter von Persönlichem bekommen können, wie es Paulus nimmt, der will, daß wir sie nicht herrschen lassen, ihnen nicht Gehorsam leisten oder zu Knechten uns hingeben sollen (Röm. 6, 12-13. 19). Sie erscheinen als ein Otterngezüchte, eine Schlangenbrut, eine Art heimlicher Dämonenwelt im Menschen, daß ich so sage; und ich sage gerne so, weil nur bei dieser Anschauung völlige Wachsamkeit über sich selbst möglich ist. Immerhin können Jünger Jesu über diese Schlangenbrut in sich Herr werden, daß sie ihnen nicht schaden, sie nicht verderben kann, selbst wenn sie innere Erregungen ver-

ursacht. Wenn sie aber durch den Versucher außer ihnen gleichsam zu einem Leben erweckt und entzündet wird, dann ist leicht vieles für sie zu fürchten. Daher die Bitte wider die Versuchung, daß diese doch nicht zu stark werden und über unsere Kräfte gehen möge.

Hiernach läßt sich auch der scheinbare Widerspruch auflösen, in welchem das Wort Jakobi mit der sechsten Bitte steht. Die letztere bittet, Gott möge uns nicht in Versuchung führen; Jakobus aber sagt, Gott versuche niemand. Die Worte Jakobi sind: Kap. 1, 13. „Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde. Denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen; Er versucht niemand.“ – V. 14: „Sondern ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird.“ – V. 15: „Danach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod.“ Jakobus setzt hiernach die Lust als schlafend im Menschen voraus; denn wenn der Mensch von ihr gereizt und gelockt wird, was ja nicht immer ist, so ist's eine Versuchung, und steht die Sünde vor der Tür. Die Reizung entsteht bei einem Jünger Christi nicht leicht von selber, sondern in Folge eines Anlasses; und diesen Anlaß gibt irgendwie der Versucher. Es ist also, wie wenn Jakobus sagte: „Ein jeglicher wird versucht, wenn seine eigene, d. h. die in ihm schlafende Lust vom Versucher, wie der nun komme, gereizt und gelockt wird.“ Wenn der Feind dem schlafenden Dämon der Lust nahekommt, wird dieser wach und regsam. Ist dem aber so, so hat die sechste Bitte eine große Bedeutung und enthält eine Bitte um Abwendung der Annäherung des Versuchers, damit in dem Beter kein Sturm erwache, sondern Ruhe und Frieden bleibe. Weil auch der Beter in einer Welt, die im argen liegt, lebt und sich zu bewegen hat, kann er unter dem Wandel leicht dem Versucher nahekommen, in eine Falle geraten, die der Versucher gelegt hat. Darauf bezieht sich noch deutlicher der Wortlaut der Bitte: „Führe uns nicht, laß uns nicht unvermutet kommen in eine Versuchung.“ So gefaßt, ist die Bitte besonders wichtig; weil sie mahnt, es mit dem Wandel in der Welt ernst zu nehmen, daß man nicht sorglos und arglos, ohne sich innerlich zu wappnen und

sich unter den Schutz Gottes zu stellen, überallhin sich begeben, wie es einst Dina, Jakobs Tochter, nicht überlegt hat, in welche Netze der Versuchung sie sich begeben, als sie einen Ausgang machte, „die Töchter des Landes zu sehen“ (1. Mose 34, 1-2).

Die Bitte bekommt eben bei dem, welcher einer Sünde schon erlegen ist, eine besondere Bedeutung. Denn da, wo's der Versucher schon einmal gewonnen hat, sei's fein oder grob, macht er sich gerne wieder her, weil er sich den Boden zur Sünde gelockert denkt. Es erfährt's auch jeder, wie er immer leichter der Versuchung erliegt, je öfter er in die Sünde fällt. Geht es das erste Mal schwer, so ist fürs zweite Mal schon einiger Zug dazu da, weil der innewohnende Sündenkeim belebt worden ist. Darum ist immer und immer wieder der Versucher da, gleichsam seinen Vasallen im Menschen zu rufen, der im Menschen selbst nicht mehr in festen Banden liegt. Der Versucher kann direkte Einwirkungen machen. Er kann auch durch Menschen kommen, die den Sündenkeim anregen. Er kann ferner durch erschreckende oder erfreuliche und darum lockende oder überhaupt frappante Ereignisse im täglichen Leben sich nahemachen und Zorn, Ärger, Geiz, Unzucht, Unvernunft jeder Art im Menschen aufwecken. Geht alles um den Menschen [her] friedlich zu, so schläft alles in ihm und steht ihm wirkliche Sünde ferne. Der Versucher aber kann schnell allerlei in Flammen setzen und machen, daß die bösen Stücke alle, die im Herzen sind, hervorkommen.

Wenn uns also der Heiland bitten heißt: „Führe uns nicht in Versuchung“, so ist's im Grunde auch eine verstärkte Bitte um Sündenvergebung und Äußerung einer gründlichen Buße und Erkenntnis seiner selbst. Wer Sünde getan hat, soll die Sünde auch fürchten, soll daran denken, daß der Versucher ihm näher ist, als ehe er gesündigt hat. Die sechste Bitte weist ihn darauf hin. Völlig vergeben ist in der Regel eine Sünde nur, wenn Gott auch den Versucher ferner abwendet und dem nicht erlaubt, Anlaß an der geschehenen Sünde zu nehmen, um wieder mit harter Versuchung zu kommen. Man mag aber denken, wie tief die Buße eines Menschen, wie groß die Angst vor der Sünde und wie völlig die Erkenntnis der Sünde sein muß, um wirklich es

herausbitten zu können, daß Gott nicht in die Versuchung führe, den Versucher ferner nicht zulasse oder ihn selbst dem Versucher nicht entgegenkommen lasse. Wer's aber mit der Bitte ernstlich meint, darf immerhin auf Erhöhung rechnen. Übrigens bemerke man da, wie leicht es viele nehmen. In großem Selbstvertrauen gehen sie überallhin, auch an gefährliche und versuchliche Orte; und sie nehmen's auch dem, der sie warnen will, übel, daß er ihnen nicht besser traue. Daneben besehen sie sich alles, lesen auch alles, selbst Unzüchtiges und Schamloses, geschweige denn daß sie einen gefährlichen Umgang meiden wollten, immer meinent, das sei ja keine Sünde. Keine Sünde? Lockst du nicht damit den Versucher aus der Ferne? Und weckst du nicht damit den Dämon der Lust in dir auf? Dennoch betest du Schalk ganz sorglos, selbst andächtig: „Führe uns nicht in Versuchung!“

Die Bitte kann auch heißen: „Laß mich nicht in Lagen kommen, die mir zur Versuchung dienen könnten!“ Ist einer zu reich oder zu arm oder zu krank oder sonst zu unglücklich, daß es ihm ist, als gehe es über sein Vermögen – zu wieviel Sünden wird er da versucht, namentlich auch mit böser Selbsthilfe verschiedener Art. Gerne denkt er: „Was tut man nicht, wenn man in der Not ist“ oder: „Hilfe, was mag“, wie namentlich die sagen, die zu Zaubereien oder sonst verbotenen Künsten ihre Zuflucht nehmen. Andere kommen auf Betrug oder Spiel oder sonstigen Schwindel, wieder andere auf Gedanken wider ihr Leben. Es hat aber immer einen Grund, wenn die Versuchung so stark wird. In der Regel liegt eine Schuld in der Vergangenheit, da man versäumt hat, bei viel geringeren Anlässen alles zu tun, nur nicht das, was recht ist. Da führt Gott den, der etwa nun bekehrt sein will, noch tiefer hinein, um zu sehen, ob er seine Leichtfertigkeit, seinen Unglauben, seinen Leichtsinn, seine Verzagtheit und dergleichen verlernt habe und jetzt Gott vertraue. Insofern ist der Wortlaut der Bitte: „Führe mich nicht in Versuchung“, als könnte es Gott selbst tun, genau zu nehmen, weil man Ihn bitten soll, Vergangenes nicht mehr in Rechnung zu bringen. Weil eine Schuld vor Gott oft da ist, ist's eine Strafe von Gott, wenn der Versucher kommen oder der Mensch ihm in

die Hände fallen darf; und so führt Gott selbst in die Versuchung als der Rächer alles Bösen. Daß Er es aber nicht tue, darf man bitten; und danken wir dem Heiland, der uns Anleitung dazu mit der sechsten Bitte gibt. Wir beten aber zu einem erhörenden Gott. Klar ist indessen so, was oben schon gesagt wurde, wie nötig es sei, völlige Vergebung der Sünden zu haben, und wie überhaupt die ganze sechste Bitte nichts anderes sei als eine Bitte um völlige Vergebung der Sünden, daß Gott auf keine Weise die Sünde[r] weiter heimsuchen möge, auch damit nicht, daß Er [sie] zur Probe wiederholten Versuchungen aussetze und dem Versucher etwas zulasse. Ach, daß wir's lerneten, mit aller Sünde es recht ernst zu nehmen, aber auch völlig uns rein zu machen im Blute Jesu!

### § 38 Die siebente Bitte

Kap. 6, 13

Wir kommen an die letzte Bitte des Vaterunsers, welche lautet:

(Siebente Bitte): „Sondern erlöse uns von dem Übel.“

Ich habe schon bemerkt, daß die Reformierten diese Bitte nicht besonders zählen, sondern mit der sechsten als eine Bitte nehmen. Beide Worte sagen aber doch etwas sehr Verschiedenes. Wenn's heißt: „Führe uns nicht in Versuchung“, so liegt darin eine Bitte um Bewahrung vor den Angriffen des Versuchers, wobei aber der Versucher bleibt, der er ist. Sagen wir sodann: „Erlöse uns von dem Übel“, so liegt darin die Bitte um völlige Beseitigung des Versuchers, mit welcher erst ganz und für immer geholfen ist, somit erst auch alle Versuchung aufgehört. Wer Griechisch versteht, kann erkennen, daß nicht von einem Erlöstwerden die Rede ist, das sich immer wiederholen soll, sooft das Übel den Menschen erfaßt hat oder die Versuchung an ihn kommt; sondern die eigentümliche Zeitform drückt's aus, daß ein für allemal etwas geschehen soll,

eine Tat, durch welche wir vom Übel ganz befreit werden. Wir sehen, wieso die siebente Bitte wieder eine Reichsbitte wird, bei der es uns als höchstes Anliegen bei jedem Gebet dastehen soll, daß die Zeit herbeikommen möchte, in welcher ein dauernder und durchschlagender Sieg wider das Übel eintreten dürfte.

Das Wort Übel nämlich drückt nur notdürftig aus, was eigentlich die Bitte meint; und besser wiedergegeben wäre das Wort, wenn es hieß: „von dem Argen“. Wer aber nach der Schrift der Arge ist, das wissen wir. Wer soll denn im Gleichnis gemeint sein, wenn es heißt (Matth. 13, 19): „Wenn jemand das Wort nicht versteht, so kommt der Arge und reißet es hin.“ Markus (4, 15) setzt dafür den Satan und Lukas (8, 12) geradezu den Teufel. Wer soll ferner unter dem Argen verstanden sein, wenn Paulus sagt (2. Thess. 3, 3): „Der wird euch bewahren vor dem Argen“ oder wenn Johannes (1. Joh. 5, 18) sagt: „Der Arge wird ihn nicht antasten“ oder (V. 19): „Die ganze Welt liegt im Argen“? Die letzte Bitte erinnert also wieder daran, daß schließlich dem Teufel, der sich als den Fürsten dieser Welt benimmt, die Herrschaft genommen, alle seine Macht zertrümmert, er selbst durch Gottes Macht unter unsere Füße getreten werden muß (Röm. 16, 20). – Die reformierte Kirche betet: „Erlöse uns von dem Bösen.“ Wenn es klar wäre, daß darunter der Arge verstanden sein soll oder der Böse, so würde diese Übersetzung angemessen sein; aber so, wie es lautet, denkt man weniger an den Bösen als an das Böse, zumal da sonst in der Bibel der Satan nie der Böse, sondern immer der Arge heißt. Dann aber wird bei vielen die Bitte verflacht. Man bleibt daher besser bei der lutherischen Übersetzung Übel, darunter man leichter den Argen sich denken kann als die Zusammenfassung alles Übels.

Solange Satan oder der Arge gleichsam am Ruder sitzt und als Verkläger und Verderber dasteht, ist das Reich Gottes nicht fertig, gibt's auch keine Ruhe und keinen Frieden durch die ganze Schöpfung. Christus aber hat den Kampf wider ihn begonnen, ist als der Stärkere über ihn gekommen und hat zuletzt ihn

auch durch seinen Tod gerichtet, jedoch ihn noch nicht aus dem Mittel getan, was erst durch nachfolgende Kämpfe Seiner Jünger geschehen soll. Christus ferner hat sich zur Rechten Gottes gesetzt, um zu herrschen, bis daß Er alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße lege (Ps. 110, 1). Demgemäß wird Er auch, wie der Glaube Seiner Jünger darauf hinführt, aufheben alle Herrschaft und alle Obrigkeit und alle Gewalt, mit einem Worte: alles, was sich wider Gott und die Erlösten gesetzt hat, sich untertan machen (1. Kor. 15, 24ff.). Daß das geschehe, muß auch uns, wie wir früher schon dargelegt haben, ein Anliegen bleiben. Wir dürfen des Teufels Herrschaft nicht ruhig ihren Weg gehen lassen, sondern müssen mit Bitten und Flehen anhalten, daß es endlich durch alles hindurch mit ihm und aller seiner Macht ein Ende nehme. Wir haben dann freilich auch die Aufgabe, unsererseits wider die Angriffe des Teufels uns zu wehren; und nur wie wir das mit Glauben tun, unter Anrufung Jesu, des Siegers, geht's auch vorwärts mit der endlichen Erlösung der Schöpfung von dem Argen und allem Übel. Wäre die Christenheit mehr darauf bedacht gewesen, als sie's war, so wäre wohl schon längst der Arge abgetan. So aber bleibt heute noch das meiste für uns erst in der Zukunft. Aber mit einem Male wird, unter verborgenen Kämpfen Seiner treuen Jünger, der Herr hervorbrechen mit Seiner Macht und schnelle Hilfe bringen aller seufzenden Kreatur, bis Gott wird alles in allem, da denn die Bitte um Erlösung von dem Übel zur vollständigen Erhörung gekommen ist.

### § 39 Der Schluß des Vaterunsers

Kap. 6, 13

Wir kommen jetzt an den Schluß des Vaterunsers, der dem Gebete eine Abrundung geben soll. Er lautet

(Schluß): „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

Dieser Schluß steht nicht bei Lukas (11, 4). Auch ob er bei Matthäus echt sei, ist zweifelhaft, weil er nicht in allen Manuskripten, die wir aus der alten Zeit noch haben, sich findet. Möglich ist es, daß der Herr selbst dem Gebete nicht einen förmlichen Schluß geben wollte, um die Gedanken des Beters nicht so gar in bestimmte Grenzen einzuschränken. Wenn man aber in der Folge das Vaterunser als festes Gebet sprach, so war's notwendig, daß man ihm einen förmlichen Schluß gab. Jedenfalls mußte jeder Beter sich seinen eigenen Schluß machen, weil ja ungeschickt der Beter mit einer Bitte ohne irgendwelchen Nachsatz schließt. Sonderbarerweise habe ich schon abergläubische Protestanten sagen hören, als wäre ihnen das Vaterunser nur eine Art sympathischer Formel, sie beten es nur bis zum Übel, denkend, so hätte es mehr Kraft. Sie hatten das von der anderen Kirche, welche bekanntlich nur bis zum Übel betet und mit Entschiedenheit alles Weitere abweist. Doch lassen wir das. Aber jeder müßte, wenn kein Schluß gegeben wäre, etwas von sich aus zusetzen, etwa: „Erhöre diese Bitten, lieber Vater im Himmel“, oder wie er wollte, damit das Beten einen ordentlichen Schluß hätte.

Uralt ist immerhin unser Schluß, da er auch schon in Manuskripten vorkommt. Wir können ihn auch höchst angemessen finden. Er blickt zurück auf die Bitten selbst. Wenn es erstlich heißt: „Dein ist das Reich“, so erinnert er an die Bitten von der Heiligung des Namens Gottes, vom Kommen Seines Reiches und vom Geschehen Seines Willens. Wenn es zweitens heißt: „Dein ist die Kraft“, so soll es dem Beter zum Bewußtsein bringen, daß vor Gott alle Dinge möglich sind und Er wohl alles, was wir bitten, [...] auszuführen weiß, weil es Ihm an Kraft, uns unsere Bitten zu gewähren, nie fehlen kann. Endlich soll es drittens, wenn es heißt: „Dein ist die Herrlichkeit“, uns zum Bewußtsein bringen, wie es zuletzt auf die Offenbarung der Herrlichkeit des Vaters über die ganze Schöpfung hinauslaufen werde. Ein Blick auf diese Herrlichkeit, der wir entgegengehen, kann erst das Gemüt des Beters, der noch in so vielen und schweren Kämpfen steht, ganz zufriedenstellen, zumal er sich's dann denken darf, fortan sei

es in Ewigkeit gut. Mit innerer Ruhe treibt's ihn auch zum „Amen“, welches heißt: „Wahrlich, so wird es!“ Luther übersetzt's: „Ja, ja, es soll also geschehen!“ Ja, ja, es wird geschehen, was die Jünger Jesu täglich mit brünstigem Herzen vor Gott bringen zur Verherrlichung des Vaters. Alles, auch die seufzende Kreatur, jauchzt mitten unter ihrem Seufzen der zukünftigen Herrlichkeit entgegen, die Gott entfalten wird und die auch an ihr soll geoffenbaret werden!

## § 40 Vom Fasten

Kap. 6, 16-18

Wir haben durch die Betrachtungen über das Vaterunser den Zusammenhang der Bergpredigt verloren und müssen den Faden wieder aufnehmen. In § 27 wurde gesagt, daß der Herr auf die Übungen der Frömmigkeit zu reden komme, in welchen Seine Jünger auch das Rechte zu zeigen hätten, wie in dem, was zur besseren Gerechtigkeit gehöre. Zu solchen Übungen rechnete man das Almosengeben (§ 27), ferner das Beten (§ 28) und endlich das Fasten. Beim letzten sind wir nun stehengeblieben. Der Herr legt es wieder nahe, daß man auch beim Fasten das Scheinen vor den Leuten und die Heuchelei zu meiden habe. Er sagt:

V. 16: „Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen wie die Heuchler; denn sie verstellen ihre Angesichte, auf daß sie vor den Leuten scheinen mit ihrem Fasten. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin.“

Bei den Juden war das Fasten etwas sehr Gewöhnliches. Es gab auch besondere Fastenzeiten, freilich nach den Aufsätzen der Ältesten, in welchen man von jedem, der für fromm gehalten sein wollte, das Einhalten des Fastens erwartete. In einer solchen Fastenzeit war es wohl, daß etliche Jesum zur Rede stellten (Mark. 2, 18), warum Seine Jünger nicht wie die Pharisäer und Jünger Johannes fasteten. Der Herr nimmt's aber mit solchem

Fasten nicht genau und rechtfertigte Seine Jünger, die ja jetzt gar keinen Anlaß dazu hätten, weil Er da sei, obgleich Er für Seine Person keinen Anstoß geben wollte. Manche Pharisäer hatten auch die Gewohnheit, „zwier in der Woche zu fasten“ (Luk. 18, 12).

Indem aber der Herr für das Fasten einige Regeln gibt, auch hinzusetzt, wie es einmal könne öffentlich vergolten werden, sieht man, daß Er immerhin dem Fasten, wenn es ein Fasten vor dem Herrn war, einigen Wert beilegte, enthält es doch eine Selbstverleugnung, die einem frommen Gemüte nie schadet. Das Fasten, mit dem man sich [dem], was zur Erhaltung des Lebens dient, auch Genuß geben kann, freiwillig eine Zeitlang oder mehr oder weniger auf längere Zeit entzieht, stellt bildlich die Bereitwilligkeit vor, sich selbst mit Leib und Leben dem Herrn zum Opfer zu bringen. Es gehört indessen stets das Beten dazu; und so erscheint das Fasten mehr nur ein verstärktes, ernstliches Beten, unter dem man Essen und Trinken vergißt, weil man mit tiefster Bewegung des Herzens vor Gott steht. Wenn man daher tiefgehende Anliegen vor Gott hatte, dabei sich unwürdig vor Gott fühlte, war das Fasten eine Art Selbstopfer, von dem man sich mit Recht eine Gnade Gottes versprechen konnte. Opfer machen aber im Neuen Bunde neben dem Opfer Christi nicht soviel aus wie im Alten Bunde, weswegen schon darum das Fasten unter Christen nicht mehr denselben Wert haben kann, obwohl es, den Ernst des Betens zu beweisen, immerhin Gott wohlgefällig ist. So sagt der Herr von einer Art böser Geister, die nur durch Beten und Fasten auszutreiben sei (Matth. 17, 21), wobei offenbar das Fasten mehr nur den größeren Ernst ausdrückt, mit dem man dem Beten obliegt, gleichsam ein fortgehendes Beten ohne Worte ist. Von dem Hauptmann Cornelius lesen wir, daß er vier Tage lang fastete und betete, d. h. fastend still betete (Apg. 10, 30), weil er einen Weg suchte, zur Gemeinschaft mit Gott zu kommen, da dann endlich der Engel des Herrn ihm erschien und ihn zu Petrus wies. Auch als Paulus und Barnabas von Antiochien aus unter die Heiden ausgesandt wurden, fastete vorher und betete die Gemeinde

(Apg. 13, 3). Bei wichtigen Unternehmungen, namentlich für die Förderung des Reiches Gottes, konnte man leicht veranlaßt werden, mit dem Beten und mit der anhaltenden Gebetsübung vor Gott auch ein Fasten zu verbinden. Wenigstens waren Mahlzeiten dazwischenhinein nicht recht am Platze. Wir müssen freilich auch das nicht vergessen, daß im Anfang bei den Jüngern der Heilige Geist noch sehr regsam war und dem Beten eine Macht verlieh, so daß man durch längeres Anhalten mit Beten und dann auch Fasten eher zu einem Resultat der Erhörung kommen konnte, als dies jetzt der Fall ist. Wir in unserer Zeit haben uns sehr in acht zu nehmen, nicht durch langes Fasten gleichsam eine Antwort des Herrn herzwiegen zu wollen, da zuletzt unsere Leibesschwäche der Feind auch benützen könnte, [um] falsche Eingebungen zu machen, wovon man Beispiele weiß.

Wenn also damals, da der Herr sprach, das Fasten eine erspriessliche Übung der Frömmigkeit sein konnte, weil es überhaupt auch zu einer ernstlicheren Bezeugung im Wandel Einfluß hatte, so folgt daraus nicht, daß es bei uns ebenso leicht geht. Damals verstand man sozusagen noch das Fasten und hatte dasselbe auch seine öffentlich anerkannte und von jedermann geübte Art. Jetzt versteht man es nicht mehr, so daß es, weil es meist, namentlich bei uns Protestanten, gar abgekommen ist, steif und gesetzlich und als etwas Absonderliches oder [etwas,] das keinen rechten Sinn hat, herauskommt, wenn man's nach dem gewöhnlichen Begriff in Anwendung bringen will; und man wäre dabei jedenfalls sehr der Gefahr eines gesetzlichen Sinnes und einer pharisäischen Heuchelei ausgesetzt. In jener Zeit taten die Heuchler alles, um es jedermann sehen zu lassen, wie fromm sie wären. Sie sahen sauer drein und verstellten vor den Leuten ihre Gesichter, um zu zeigen, wie weh sie sich täten in ihrer großen Frömmigkeit. Wurden sie vor den Leuten darum angesehen, so war das aller Lohn, den sie von ihrem Fasten hatten. Der Herr gibt nun einen Rat, wie der, der fasten wolle, es machen solle. Er sagt:

V. 17: „Wenn du aber fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht“, – V. 18. „auf daß du nicht scheinst vor

den Leuten mit deinem Fasten, sondern vor deinem Vater, welcher verborgen ist; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich.“

Alles tun, um möglichst heiter und frisch auszusehen, damit die Leute nicht merken, was man zwischen sich und dem Herrn habe, das sollte Regel bei den Fastenden sein. Bei uns dürften sich das auch gewisse Beter merken, die es oft verstehen, es jedermann von weitem schon erkennen zu lassen, daß man ein streng und eifrig und heftig betender Mensch sei. Viele dienen auf diese Weise mit ihrem Beten und beziehungsweise Fasten nicht dem lieben Gott, sondern nur sich selbst; und das ist ein übles Ding bei Frömmigkeitsübungen. Was man aber um des Herrn willen, vo[n] Ihm allein erkennbar, sich versagt, das findet an jenem Tage eine Vergeltung; denn wahre und lautere Liebe siehet der Herr darin.

„Das Fasten übrigens\* hat immerhin nach vielen Seiten auch bei uns eine große Bedeutung, wenn du es nach dem Geist nimmst. Merk dir das, daß du vor allem dich mäßig haltest, und das zuweilen, wie sich's geben kann, bis ans Fasten hin, um gebetseifrig, pflichtgetreu, besonnen, anderen hilfreich, arbeits-tüchtig, auch gefaßt wider Anfechtungen und Versuchungen zu bleiben, ferner, daß du's lernest, dir etwas zu versagen, und wenn's zu gutem Zweck dient, deinem Leib nicht soviel Ehre anzutun und Genuß zuzuwenden. Es gibt Fälle, da man von selbst darauf geführt wird, wenn man sich nicht dagegen sperren will, Essen und Trinken und Schlafen sich zu versagen, und da es Schaden bringt eben für die Sache des Herrn, wenn man meint, man müsse nach gewohnter Weise gegessen, getrunken, geschlafen, geruht, wohl auch geraucht haben, man müsse gewisse Bequemlichkeiten und Genüsse haben, die man für unentbehrlich hält (vgl. Röm. 14, 21; 1. Kor. 8, 13; 9, 25-27). Wieviel wird doch da oft gefehlt, wenn man sich immer dem entzieht, wo Verleugnungen in Aussicht stehen, und immer nur Posten

\* [Übersichtliche Auslegung der Bergpredigt Jesu, Matth. 5-7, in kurzen Vorträgen von Pfarrer Blumhardt in Bad Boll. Selbstverlag (1872), 84 S., Zitat auf S. 37.]

sucht, auf welchen der Bequemlichkeit nichts abgeht, oder Posten verläßt, auch schöne Gelegenheiten, für den Herrn zu wirken, weich und wehleidig vorübergehen läßt, weil der äußere Mensch zuviel Entsagung, Beschwerlichkeit, Unannehmlichkeit dabei hat. Ist es doch etwas ganz Gewöhnliches, nicht zuerst nach dem zu fragen, wieviel man da und dort dem Herrn dienen könne, sondern nach dem, wie man's da und dort habe, ob gut oder übel, bequem oder unbequem, fett oder mager. Bedenke aber, wie dir's vergolten wird, wenn du nie nach dem äußeren Menschen fragst, ob's dem behage oder nicht, ob er faste oder nicht, sondern nur nach dem, was für den Herrn und Sein Reich getan werden könnte oder nach Liebe, Rücksicht und Barmherzigkeit unversäumt bleiben sollte.

Auf vielerlei Art kann also gefastet werden, und zwar immer im stillen und verborgenen, indem man nicht soviel Aufhebens damit macht oder groß damit tut und es jedermann wissen läßt, wieviel man Entsagung und Verleugnung dem Herrn zuliebe sich habe gefallen lassen, da es wieder die Art der Heuchler bekäme, besonders wenn man's absichtlich schon in seinen Mienen zu erkennen gibt wie die Pharisäer mit Sauersehen, wie verschafft und abgemattet man sei, damit ja die Leute erstaunen und sich verwundern. Was du aber im rechten Sinne, auch ohne für dich selbst darauf zu achten, dir versagst um des Herrn und anderer willen, das ist das verborgene Fasten, das dir drüben kann öffentlich vergolten werden. Sonst wäre es gar übel, wenn es in gewisser Art ginge wie beim reichen Mann, zu dem man in die Hölle hineinrief: Du hast dein Gutes empfangen in deinem Leben; nun aber wirst du gepeinigt (Luk. 16, 25). Denn der hatte sich nichts versagen können und hat lieber alle Tage herrlich und in Freuden gelebt, als je um andere sich kümmern oder irgendwie für sie oder den Herrn fasten oder sich wehe tun wollen.

Wunderbar viel sagt uns der Herr, indem Er uns auslegt, wie wir die rechte Frömmigkeit üben sollen; und wie Großes liegt doch in dem, was man mit und in dem Herrn im verborgenen tut!

## § 41 Vom Schätzesammeln

Kap. 6, 19-24

Der Herr hatte von einer öffentlichen Vergeltung der Werke der Frömmigkeit im Himmel gesprochen, wenn sie im verborgenen geschehen. Dieses führt Ihn zu dem, was die Menschen auf Erden zu gewinnen trachten; und Er stellt daher das Irdische dem Himmlischen entgegen, um das richtige Verhalten Seiner Jünger zum Irdischen anzuzeigen. Da hat Er vornehmlich vor zweierlei zu warnen: Erstlich vor dem Sammeln von Schätzen auf Erden, zweitens vor dem Sorgen, wenn [es an] Irdischem gebricht. Er kommt dabei auf ein sehr Wichtiges zu reden; denn im Irdischen liegen viele Klippen für den Menschen. Weil dieser auf Erden ist, sieht er sich zunächst auf das Irdische hingewiesen; und daß er's da recht mache, ohne für das Himmlische einzubüßen, ist für gewöhnlich keine leichte Sache. Viele haben schon über dem Eifer auf das Irdische hinein das Himmlische verloren; und andere sind unter dem Sorgen, das sie in Sünde und Verzweiflung stürzte, zugrunde gegangen. In der Kürze weiß der Herr nichts Besseres zu sagen als den einen: „Sammet nicht“ und den anderen: „Sorget nicht!“. Wir reden zunächst von ersterem. Der Herr sagt:

Kap. 6, 19: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen.“ – V. 20: „Sammet euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen.“

Genaugenommen will der Heiland sagen: „Was ihr Irdisches auf Erden sammelt, sind keine Schätze; und darum macht euch nicht so viel Mühe mit dem Sammeln desselben.“ Wie kann man auch das einen Schatz nennen, was man nicht dauernd hat? Ein wirklicher Schatz sollte etwas Bleibendes sein, das man weder in dieser Zeit wieder einbüßen kann noch für die Ewigkeit verliert, das also ein ewiges Eigentum für den Menschen bleibt. Mit dem Irdischen aber ist's immer so, daß man seines

Besitzes nicht gewiß ist. Wieviel verdirbt schon durch die Länge der Zeit, da Motten und Rost an allem nagt und es verderbt und wertlos macht! Anderes, das etwa nicht rostet, wie Gold, Silber und Edelstein, kann im Nu verlorengehen, wenn Diebe dahinterkommen oder sonst Unglücksfälle eintreten wie Kriegs-, Feuers- und Wassersnot. Wer viel hat, kann unvermerkt dastehen als einer, der nichts hat, kaum noch soviel, um seine Blöße zu decken oder sonst sein Leben durchzuschlagen. Dergleichen erfährt man ja nur zu oft im täglichen Leben. Steht's aber mit irdischen Gütern so, wie kann man sie Schätze nennen; und wie unvernünftig ist es, alle seine Kräfte allein nur auf etwas zu verwenden, das ein so unsicherer Besitz ist und das gar zuletzt dem Sterbenden, wie mit Hohn, zuruft: „Mich aber kannst du nicht mitnehmen!“ Darum sagt der Heiland: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden.“

Statt dessen heißt uns der Herr Schätze im Himmel sammeln. Solche Schätze können schon durch das, was man im verborgenen tut, mit Almosen, mit Beten und Fasten gesammelt werden; denn der Vater, der ins Verborgene siehet, wird's öffentlich vergelten, daß man also etwas Bleibendes sich eingetragen hat. Auch vermittelt des Irdischen kann man etwas sammeln, wenn man hienieden nicht seinen Besitz, sondern die Not und das Bedürfnis seiner Mitwelt mit liebendem Erbarmen ansieht; und da kann auch der Arme in seiner Armut für den Himmel sammeln. Bemittelten aber kann der Vorwurf, es gar zu sehr fehlen lassen zu haben, einst sehr drückend werden. Ihnen, meine ich, sehen immer die Engel zum Fenster herein, als sagten sie zueinander: „Wir wollen sehen, was sie tun, ob sie uns einen Vorrat für sich auf den Himmel geben.“ Oft müssen sie sich beschämt und leer zurückziehen. Bemittelte bedenken's nicht immer, wie sehr sie Den betrüben, von dem sie alles haben, wenn sie, was sie haben, als einen Schatz nehmen, der ihnen vom Herzen ginge, wenn sie etwas Besonderes davon hergeben müßten. Schätze im Himmel aber mögen's doch sein, wenn viele getrocknete Tränen, viele liebend und dankbar für sie schlagende Herzen, viele durch sie bedeckte Blößen, viele durch sie

getröstete Elende, viele durch ersprießliche Anstalten gerettete und verwahrloste Seelen ihnen im Himmel in Erinnerung gebracht werden dürfen. Sonst sind Schätze für den Himmel auch die Gesinnungen der Liebe, der Sanftmut, der Barmherzigkeit, der Friedfertigkeit, des Eifers für den Herrn und die Seelen, was alles dem Menschen etwas einträgt, das unter den Genüssen der himmlischen Seligkeit nie entrissen wird. Schätze im Himmel ferner sind der Herr selbst mit Seiner Gnade, die Hoffnung des ewigen Lebens, die Gewißheit, „zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler tausend Engel gekommen zu sein und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollkommenen Gerechten und zu dem Mittler des Neuen Testaments, Jesu, und zu dem Blut der Besprengung, das da besser redet denn Abels“, nach Worten im Hebräerbrief (12, 22-24). Wer dieses alles durch kindlichen Glauben an Jesum sich erwirbt, der erbt einen Reichtum im Himmel, der alle Schätze auf Erden übertrifft und nimmer von ihm genommen werden darf. Ja, solche Schätze, wie sie das Evangelium uns nahelegt, lasset uns sammeln.

Wenn übrigens der Herr vor dem Sammeln von Schätzen auf Erden warnt, so kann Er damit nicht verbieten wollen, reich zu sein oder durch Fleiß, Treue und göttlichen Segen, den man erwartet, es zu werden. Denn die irdischen Verhältnisse sind einmal so, daß die ganze Gesellschaft auseinanderfiele, wenn nicht Vermögende, mitunter Vielvermögende, sich unter ihr fänden. Ein Abraham hätte nicht bestehen können im fremden Lande Kanaan, wenn er nichts gehabt hätte; und so hat ihm Gott viel Gut und Reichtum gegeben, um unabhängig von den Landesbewohnern leben zu können. Auch von Jakob heißt es (1. Mose 30, 43): „Er ward reich über die Maßen“, wie er's eben für zwölf Söhne in der Fremdlingschaft brauchte. Auch unter den Christen gab es gleich zu Anfang Reiche, denen nicht gesagt wurde, sie sollten ihren Reichtum hingeben; sondern es heißt nur (1. Tim. 6, 17ff.): „Den Reichen von dieser Welt“, d. h. den an irdischen Gütern Reichen in der Gemeinde, „gebeut,



daß sie nicht stolz seien, auch nicht hoffen auf den ungewissen Reichtum, sondern auf den lebendigen Gott, daß sie Gutes tun, reich werden an guten Werken, gerne geben, behilflich seien, Schätze sammeln, ihnen selbst einen guten Grund aufs Zukünftige, daß sie ergreifen das ewige Leben.“ Es hat daher zu allen Zeiten Reiche gegeben, auch solche, die es erst werden, indem sie durch Geschicklichkeit, Fleiß, Talent, sogenanntes Glück es zu großem Reichtum bringen. Daß dieses etwas Unrechtes sei, will der Heiland nicht sagen, weil es geschehen kann ohne wirkliches Jagen und Haschen nach Reichtum. Er kann das auch nicht sagen wollen; denn schon in dem Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ liegt die Berechtigung des Besitzes, den der einzelne hat und darin ihn niemand, auch der Ärmste nicht, mit Beraubung stören darf. Durch das nämliche Gebot wird auch alles kommunistische Gelüste vieler in unseren Tagen gerichtet, wenn sie Gütergemeinschaft oder gleichmäßige Verteilung aller Güter einführen möchten, weil das nur etwa durch gewaltsame Eingriffe in die besonderen Eigentumsrechte möglich wäre. – Ein verkehrtes Sammeln aber ist's, wenn der Mensch es selbst so sehr darauf anlegt, nur reich zu werden, koste es, was es wolle, wenn er nie genug hat und immer neue Versuche macht, noch mehr zu bekommen, wenn er daher nur immer einnehmen, nichts ausgeben will, um ja recht viel aufzuspeichern, als ob er damit etwas Rechtes hätte. Welch großen Schaden aber es dem Menschen bringt, wenn er, was er besitzt, seinen, sage seinen Schatz nennt, zeigt der Herr mit weiteren Worten.

V. 21: „Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“ – V. 22: „Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein.“ – V. 23: „Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis selber sein?“

Der, sagt der Herr, welchem die Güter dieser Welt Schätze und eigene Schätze sind, hängt sein Herz daran, schenkt ihnen also seine Liebe und Anhänglichkeit, seine Freude und Wonne, sein Vertrauen und seine Hoffnung, was alles seinen Sitz im

Herzen hat. Der Herr nimmt hier das Herz als das Licht für Seele und Geist des Menschen, wie das Auge das Licht des Leibes ist. Das Licht liegt wie im Auge für den Leib, so im Herzen für den Geist; denn die richtigen Regungen, Neigungen und Empfindungen des Herzens geben der Seele und dem Geist erst die rechte Richtung. Je nachdem das Herz schlägt und fühlt, macht sich Seele und Geist. Bekommt nun das Herz falsche Gefühle, Richtungen, Neigungen, so verdirbt's und verdunkelt's auch Seele und Geist, überhaupt den ganzen edleren, sonst nach dem Ewigen und Göttlichen strebenden Teil des Menschen und überzieht ihn gleichsam mit Finsternis, weil er sein Licht nur vom Herzen aus hat. Wird namentlich das Herz, das Licht sein sollte, durch Neigungen zu den lichtlosen Schätzen dieser Welt finster, so durchleuchtet's den edleren Teil im Menschen nicht mehr, und dieser wird umnebelt und verfinstert, so daß der Mensch allen Geschmack am Himmlischen und Göttlichen verliert und in ihm eine undurchdringliche Finsternis entsteht, ja in ihm endlich gar der letzte Lichtfunke verlorengeht. So wird es, deutet der Herr an, wenn das Herz sein alles in irdischen Schätzen findet, weil es dann nicht mehr in den Geist hereinzuleuchten imstande ist. [Um] es deutlich zu machen, vergleicht der Herr das Herz, als das Licht im Menschen, mit dem Auge, welches äußerlich als des Leibes Licht erscheint. Tut das Auge Scheelblicke, daß es nicht klar auf eines, und zwar das den Leib Sichernde, sieht, so werden alle Bewegungen des Leibes unsicher, gleichsam finster. Das Auge, falsch und schalkhaft, nicht bedacht auf die Sorge des Leibes, kann den ganzen Leib, weil der für sich kein Licht hat und nun des Lichtes, das er durch das Auge haben sollte, entbehrt, in die größte Gefahr bringen. Namentlich wenn das Auge sich blindlings von etwas einnehmen läßt, ohne auf etwas anderes zu achten, hat's im Augenblick der ganze Leib zu büßen, daß der Mensch entweder an einer Mauer sich zerschellt oder in Abgründe stürzt. Geradeso geht's im Geistlichen, wenn das Licht des Herzens durch verkehrte Neigungen sich blenden und verfinstern läßt. Der ganze Mensch kann dadurch bis in die Hölle verderbt werden. Wieviel liegt doch daran, daß

der Mensch sein Herz lauter und aufrichtig, klar und helle nach dem einen, das zum Heil führt, gerichtet sein und insbesondere im Irdischen sich nicht verfangen läßt. – Der Herr gibt noch eine besondere Warnung mit folgenden Worten:

V. 24: „Niemand kann zweien Herren dienen, entweder er wird einen hassen und den anderen lieben; oder er wird einem anhangen und den anderen verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.“

Wenn da von zwei Herren die Rede ist, so sind zwei selbständige, von einander unabhängige Herren gemeint, von denen jeder den Knecht oder Sklaven ganz haben will. So ist's auch zwischen Gott und dem Mammon. Beide wollen den Menschen ganz haben; und ist er dem Herzen nach beiden geneigt, so ist er beiden mißlieblich und für sich immer in der Klemme. O des Toren, der meint, es doch mit dem Mammon auch halten zu können neben Gott! Denn wem der Mammon etwas gilt, der wird alsbald ein Knecht oder Sklave des Mammons, mehr oder weniger wider Gott. Er stellt sich etwa immer fromm an; und doch ist's nichts mit ihm, weil, wo es gilt, der Mammon, seinen Knecht mit Satansketten bindend, die Oberhand hat, daß der Gebundene nicht gibt, wie er sollte, nicht redlich ist, wie er sollte, nicht trachtet nach dem Himmelreich, wie er sollte, den Lokungen zu Wollüsten und Genüssen jeder Art nicht widersteht, wie er sollte. Denn dem Mammon hängt der Arge, der Teufel, an; und dem fällt jeder Besitzende, besonders wenn er immer mehr haben will, leicht mehr oder weniger in die Klauen, es sei denn, daß er mit äußerster Behutsamkeit allem Zeitlichen eigentlichen Wert abzusprechen vermag, also sein Herz von ihm abgewendet sein läßt. Gebe nur Gott, daß wir nicht dort, nach Zurücklassung des irdischen Plunders, müssen leer dastehen!

## § 42 Vom Sorgen

Kap. 6, 25-34

Der Herr, der die Gesinnungen zum Irdischen richtigstellen wollte, hatte zuerst vor dem Sammeln irdischer Schätze gewarnt. Jetzt kommt Er an das zweite, nämlich an das Sorgen bezüglich der irdischen Bedürfnisse. Er beginnt also:

V. 25: „Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr denn die Kleidung?“

Die Sorge für die Zukunft, d. h. die Angst, es könnte einmal fehlen fürs Leben, treibt die Menschen viel in den Geiz und das Sammeln hinein. Sie rechnen auf die Zeit, da sie etwa nichts mehr verdienen, da die Hilfsmittel ihnen versiegen könnten; und wie vielen werden solche Gedanken zum Fallstrick, daß sie, alles Höhere vergessend, nur auf das eine bedacht sind, es zu etwas zu bringen. Eine ungünstige Zukunftszeit sich denkend, ist's ihnen bange, wie zur Nahrung zu kommen, um ihr Leben zu erhalten, und wie zu der Kleidung, um den Leib zu bedecken. Hierbei kann leicht der Mensch so ängstlich werden, daß bei ihm alle Sorge für die Seele aufhört, alles Trachten nach himmlischen Schätzen. So hat's auch schon Diener des Evangeliums gegeben, wie es ja die Jünger, mit denen der Herr redet, werden sollten, welche über dem Sorgen für die Zukunft schlechte Arbeiter im Weinberge des Herrn geworden sind, weil sie allerlei Nebenerwerb suchten, mit dem sie sich etwas für Leib und Leben zuwege bringen wollten.

Übrigens denkt der Herr mit Seiner Warnung vor dem Sorgen hauptsächlich an wirklich Arme, die es oft buchstäblich nicht auf den anderen Morgen haben. Heute haben sie's; ob sie's morgen haben werden, wissen sie nicht, müssen also stets im Glauben leben. Man macht aber die Erfahrung, daß diese Armen oft weniger mit ängstlichen Sorgen geplagt sind als etwa mittlere Leute. Sie haben sich in ihr Schicksal gewöhnt

und sorgen nicht, erfahren's auch, daß doch alle Tage kommt, was sie brauchen. Mittlere Leute aber, welche große Familien versorgen sollen, die oft auch Unglück haben, daß ihnen ihr wenig, das auf länger Nahrung versprach, verlorengel durch Betrug anderer, durch Verlust ihrer Stellen, durch Gant, durch Krieg, durch Brand, durch Hagelschlag, durch Unglück oder Stockung in den Geschäften, durch unvorsichtige Bauunternehmungen, die sind's, die oft bis zur Verzweiflung rufen: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“ Diese sind's, die je und je Tag und Nacht jammern, wie sie's doch auch durchbringen werden, die oft auch auf böse Wege geraten, sich zu helfen, oder so von Sinnen kommen, daß sie sich selbst das Leben nehmen, meinent, sie könnten sich und die Ihren nicht mehr nähren. Dergleichen Leuten will der Herr mit Seiner Rede einen Trost und eine Aufrichtung geben, der bei denen, die Ihn kennen, bei Seinen Jüngern, haften sollte.

Vieles führt der Herr an, um die Seinen – anderen kann man da nicht viel beibringen – in geduldiger Fassung auch unter der größten Bedrängnis zu erhalten. Zuerst sagt Er (V. 25), das Leben sei doch mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung. Hat Gott mir das Leben gegeben, so muß Ihm doch mein Leben etwas Wichtiges sein. Wie sollte Er's an dem Geringen, was zur Erhaltung des Lebens nötig ist, fehlen lassen können? Ferner hat Er den Leib, den wir haben, geschaffen, so wundervoll gebaut – sollte Er's schwerer haben, demselben zu seiner Bedeckung die viel geringere Kleidung zu beschaffen? Nicht nur solche Gedanken können ermutigen, sondern auch die Erfahrung, daß noch immer auch der Ärmste sein tägliches Brot und seine nötigste Bekleidung gefunden hat. Man kann sagen, es sei in der Regel etwas sonst Ungeordnetes an einem Menschen, der nicht, wenn noch so arm, seine ordentliche Kleidung hat, wenn auch gering und nicht überflüssig, doch ehrbar. Immer weiß der Herr für Speise und Kleidung zu sorgen. Schon ein einziger Blick in die Welt der Armen und Dürftigen kann uns in Verwunderung setzen, wie doch jeder sein Nötigstes hat an Nah-

rung und Kleidung, obwohl durch Beihilfe anderer. Wer nachdenkt, kann sich seine besonderen Gedanken darüber machen. Denn der Bettler, der um Brot bittet, sieht selten aus, wie wenn er am Verhungern wäre; und wer um ein Kleidungsstück bittet, trägt noch so viel an sich, daß man selbst an ihm die Güte Gottes preisen kann.

Hören wir weiter, was der Herr anführt. Die Speise betreffend, sagt Er:

V. 26: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ Der Herr erinnert da an die frei unter dem Himmel lebenden Vögel, die keine Vorräte haben, sondern täglich ihr Nötiges suchen müssen. Wenn man's überdenkt, kann man's nicht begreifen, wie sie alle sollen ihr Leben durchbringen, da man auch schätzen und berechnen kann, wieviel jedes Vögelein das Jahr durch braucht und welch ungeheure Vorräte erforderlich wären, wenn etwa Menschen sie alle füttern müßten. Man bedenke, wieviel die gewöhnlichen Hausvögel erfordern, und berechne, welch große Vorräte, ohne daß wir's merken, Gott bereit haben muß für die Millionen Vögel auf Erden, um deren Nahrung sich niemand bekümmert. Denn sie verhungern nicht und finden in der Regel selbst im Winter und unter dem Schnee täglich das Ihre; und wenn nicht, so erscheint es mehr als eine Heimsuchung für die Menschen. In dem außerordentlich harten und schneereichen Winter von 1829 bis 1830 flüchteten sich alle Abende Vögel vom Freien zwischen meine Fensterläden; und jeden Morgen erkannte ich an den Spuren, die sie zurückließen, daß sie immer ihr Gehöriges gefunden haben mußten. Als junger Mensch machte ich mir meine besonderen Gedanken darüber. An dergleichen erinnert nun der Herr, um denen, die keinen Vorrat sich ersparen können, wie das viele haben, Mut zu machen, daß sie nicht verzagen, wenn sie's hätten wie die Vögel, welche – obgleich nur Vögel, keine Menschen, keine Kinder Gottes – doch auch alle Tage ihre Speise finden.

Etwas anderes sagt noch der Herr wider das übertriebene Sorgen der Menschen mit den Worten:

V. 27: „Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget?“ (d. h. darum bekümmert ist). Aus diesem Spruch ist ersichtlich, was der Herr eigentlich unter dem Sorgen versteht, das man lassen soll. Er meint nicht so sehr eine sorgliche Tätigkeit, [in]sofern [als] diese etwa recht und möglich wäre, sondern eine sorgliche Angst und Bekümmernis, bei der man sonst nichts machen kann, mit der man sich also unnütz quält, weil sie rein nichts ausrichtet. Denn was hat der Mensch davon, wenn er um sein Wachstum, für das er rein nichts tun kann, ängstlich besorgt ist? Völlig wirkungslos ist solches Sorgen. Der Mensch mag sich absorgen und abkümmern, soviel er will, so bleibt seine Länge, wie sie ist. So ist's mit jeder sorglichen Angst und Bekümmernis, wenn nichts zu tun übrigbleibt, als auf den Herrn zu harren. Weder ein Stücklein Brot noch ein Röcklein kann man damit auswirken. Nur ein freudiger Blick und eine kindliche Bitte zum Herrn kann, wenn's sein muß, etwas machen. Bloße Angst und Sorge ist nur Qual, keine Hilfe.

Der Herr sagt noch Weiteres bezüglich der Sorge um die Kleidung mit den Worten:

V. 28: „Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen. Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht.“ – V. 29: „Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eines.“ – V. 30: „So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollt Er das nicht vielmehr euch tun? O ihr Kleingläubigen!“

Es lehren uns also auch die Blumen des Feldes, daß wir nicht so ängstlich um die Kleidung besorgt zu sein brauchen. Ganz von selbst, ohne daß das geringere Gras oder das Feld darum zu sorgen brauche, streut Gott die Blumen aus; und so kurz diese auch währen, mit welcher Pracht kleidet sie der Vater im Himmel, um anzuzeigen, daß die Kinder Gottes nicht

unbekleidet gehen, auch nicht immer nur Lumpen, sondern wohl etwas Besseres als die nötigste Bekleidung empfangen sollen! Sie sollen nur als Kinder sich verhalten und mit kindlicher Liebe an Seine Fürsorge und Treue glauben, ohne als kleingläubig nur gleich zu tun, als ob kein Gott wäre, der für uns sorgte. Um aber zu erkennen, daß die Pracht der Blumen über die Herrlichkeit eines Salomo geht, erwäge man, wie unter dem Vergrößerungsglase die schönsten Kleider immer häßlicher, Blumenblätter immer kunstvoller und herrlicher erscheinen.

Ernstlicher und näher ans Herz hin redet der Herr mit den weiteren Worten:

V. 31: „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“ – V. 32: „Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft.“ Wenn wir so ängstlich tun in Zeiten, da es uns zu fehlen scheint, und uns benehmen und stellen, als ob Gott nicht sorgte, nicht um uns sich bekümmerte, nicht einmal uns das geben wollte, was Er den Vögeln unter dem Himmel und dem Gras auf dem Felde gibt, so wären wir gerade wie Heiden, die von Gott nichts wissen und die an keine über alle Menschen wachende Liebe glauben können. Damit aber betrüben wir den lieben Vater im Himmel am allermeisten, der sich doch alles so sehr angelegen sein lässet und so sorglich nach allem sieht, daß Er ganz genau weiß, wessen wir bedürfen und was zur Zeit uns nicht fehlen dürfte. Er beweist's auch, daß Er alles fein zu Seiner Zeit tut. Wir sehen aber, wieviel's darauf ankommt, daß wir – denn der Heiland redet ja mit uns – unserer Kindesrechte durch Christum uns bewußt werden, um Gott etwas zutrauen zu können. Wie werden wir das? Lieber Christ, nur damit, daß du trachtest, wie dein Heiland sagt, nach dem Reiche Gottes und nach dem, was in diesem als Gerechtigkeit gilt, wozu im Neuen Bunde so viel dir dargeboten ist. Liegt dir das an, so nimm dir das das Sorgen auch in der kümmerlichsten Lage weg; und dein Herz wird harrend, geduldig, zufrieden und getrost. Ehe du dich versiehst, dienen dir, auch ungesucht – denn es soll ja

„zufallen“ –, die Engel vom Himmel wie dem Herrn nach der Versuchung (Matth. 4, 11), da Ihn gehungert hatte, daß dir's an nichts fehlen darf.

Zum Schluß gibt der Herr noch einen weisen Rat, den freilich die Menschen mehr beachten sollten, als sie für gewöhnlich tun. Er sagt:

V. 34: „Darum sorget nicht für den anderen Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“ Der Herr will damit sagen, wir sollen nicht mit Bekümmernis und ängstlicher Unruhe auf weiterhinaus blicken und rechnen als auf die nächste Zeit. Wir sollen wohl Treue für jeden heutigen Tag beweisen, ohne zu meinen, mit innerer Angst und Bekümmernis etwas zulegen zu können, damit wir's auf viele Tage hätten. Was wir für heute auch mit Treue und Arbeit, nicht gerade nur unmittelbar von Gott, gewinnen, können wir gleicherweise auch für morgen haben. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß uns Gott je und je durch tägliche Treue auch auf längere Zeit das Nötige darbieten werde. Wenn Er's gibt, dürfen wir's dankbar annehmen. Will Er durch Zurückhaltung und spärliches Zumessen uns im Glauben üben, so müssen wir's uns ohne Bekümmernis und Sorge gefallen lassen. Sich darüber wohl auch mit Unzufriedenheit und Murren quälen ist Torheit, wenn nur jeder Tag das Nötige bringt, wofür der Vater im Himmel jedenfalls bei Seinen Kindern einsteht. Die Torheit ist um so größer, da doch wieder jeder Tag an und für sich der Plagen genug mit sich bringt, wie der Herr sagt, die hinreichend zu schaffen machen, bis man sich über sie hindurchringt, und unter welchen gerade durch die Überlast, welche die Sorgen machen, der Mensch bis ans Erliegen kommen kann.

Laß denn, lieber Christ, „die Sorge dieser Welt und den Betrug des Reichtums“ (Matth. 13, 22), das Wort, das du gehört, in dir nicht ersticken, wie da geschieht, wo das Wort unter die „Dornen“ fällt, und lerne dich, wie dich's dein Heiland lehrt, zum Irdischen mit göttlichem Sinne verhalten ohne widergöttliches Sammeln und Sorgen.

## 7. Kapitel Matthäi

### § 43 Winke zu richtigem Verhalten

Erster Teil

Kap. 7, 1-6

Bei alledem, was bisher der Herr in der Bergpredigt gelehrt hat, kam viel darauf an, daß Seine Jünger im besonderen ein richtiges Verhalten lernten, um es leichter durchzubringen und nicht unvermerkt aus ihrer Rolle zu fallen. Dabei war es ungemein wichtig für sie, gewisse Regeln und Weisungen zu haben, nach denen sie sich nach verschiedenen Seiten richten könnten. Solche Regeln oder Winke gibt der Herr. Er will nämlich Seine Jünger anleiten, wie sie sich verhalten sollten 1. gegen Sünder (7, 1-2), 2. gegen Schwache (V. 3-5), 3. gegen Widersacher und Feinde (V. 6), 4. gegen den himmlischen Vater (V. 7-11), 5. gegen jedermann (V. 12). – Besehen wir das einzelne näher.

Erstlich warnt der Herr vor dem Richten mit folgenden Worten:

V. 1: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ – V. 2: „Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden.“

Der Herr will das richtige Verhalten der Seinen gegen Sünder angeben oder gegen solche, die sich allerlei, auch grobe Sünden haben zuschulden kommen lassen, obwohl sie sonst etwa doch zur Gemeine Christi gehören. Nur gar zu leicht kommt man da in ein Richten hinein; d. h. man beurteilt solche sündigende Brüder zu hart, indem man den Stab über sie bricht und sie bei sich und anderen als unverbesserlich verdammt und abtut

ohne alle Schonung, Geduld, Rücksicht, Gnade, daß ich so sage, und so sich oft benimmt, selbst wenn man heiße Tränen der Buße bei ihnen sieht. Man spielt dabei den Richter, der doch nur Gott sein sollte, und zwar den harten Richter, der unnachsichtlich richtet, als ob man's gar gewissenshalber so tun müßte. Man mißt daher den Sündern auch mit vollem Maß, indem man es sie nachdrücklich fühlen läßt, wie man nichts mehr auf sie halte, indem man sie überall verschreit, wider sie redet, nirgends mehr ankommen läßt, immer nur wegwerfende Urteile über sie fällt, sie gleichsam lebendig totmacht, geschweige denn, daß man noch irgend etwas ihnen zu Gefallen oder zu Diensten tun mag. Es gibt freilich Unterschiede unter den Sündern; und ihnen gemäß muß auch das Verhalten gegen sie verschieden werden, je nachdem Vorsicht oder Zucht oder Verhütung größeren Übels, auch Rücksicht auf die Sache des Herrn es erfordert. Aber unzählige Fälle gibt es, bei welchen man vorschnell Sünder wegwirft und auf eine Weise richtet oder richterisch behandelt, wie es dem Herrn nur mißfallen kann, und oft in dem Grade, daß der Richtende vor Gott verwerflicher werden kann als der Sünder, den er richtet.

Sosehr also auch Ernst gegen die Sünde selbst gezeigt werden muß, so widergöttlich ist es, in angeführter Weise vorschnell gegen Sünder und andere unrichtiggestellte Leute zu verfahren und dabei zu tun, als ob an ihnen wohl auch alle Barmherzigkeit Gottes verloren wäre. Jünger des Herrn, die als geistlich arm leidtragend über sich selbst sind und darum sanftmütig und barmherzig, können nicht so handeln. Tun sie es, so stehen sie selbst unter einem schweren Gerichte. Immerdar muß es bei uns auf Barmherzigkeit, Vergebung, Rettung anderen gegenüber abgehoben sein, wenn es uns nicht fehlen soll an jenem Tage. Hüten wir uns doch vor allem tugendstolzen Wesen, durch welches nicht nur wir selbst für uns viel einbüßen, sondern auch der Gemeinde Christi ungemein viel Abbruch geschieht, weil dadurch viele, statt näher zum Heiland gezogen, nur in die weiteste Ferne von Ihm geschleudert werden.

Die Drohung des Herrn wider die, welche in angeführter Weise Sünder richten, ist sehr ernst und wird doch, wie es scheint, meist ziemlich oberflächlich angesehen, als ob's mit ihr nicht gerade so ernst wäre. Aber fassen wir das eine ins Auge, was der Herr andeutet: „Wer richtet, wird gerichtet; und wie er richtet, wird er gerichtet; wie er verwirft, wird er dort an jenem Tage verworfen werden“ – so sollte uns eine Furcht anwandeln. Aber wie viele, die man für große Heilige gehalten hat, werden einst mit Zagen dastehen ob der strengen Miene des rechten Richters, der gar nicht dranwill, ihren sonstigen Glauben anzusehen und was sie sonst glaubten in Christo gewesen zu sein, weil sie hienieden gegen andere so strenge Richter gewesen sind! Am Ende kann ihnen etwa nur noch die Bitte der von ihnen Gerichteten, wenn diesen Gnade widerfährt, durchhelfen.

Zweitens redet der Herr von einem richtigen Verhalten gegen schwache Brüder mit folgenden Worten:

V. 3: „Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balken in deinem Auge?“ – V. 4: „Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen? Und siehe, ein Balke ist in deinem Auge.“ – V. 5: „Du Heuchler, zeuch am ersten den Balken aus deinem Auge; danach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.“

Geringere Fehler und Gebrechen, Splitter genannt, meint der Herr, sollen nicht lieblos behandelt werden. Es ist ja nicht anders möglich, als daß Schwachheiten aller Art bei den einzelnen hervortreten, Schwachheiten, welche sehr übel und lästig werden können. Daß man nun einander in der Liebe helfe [das] ablegen, was nicht taugt, kann der Heiland nicht verbieten wollen. Aber da gibt's eigenliebige, selbstgerechte Brüder, die nur immer darauf aus sind, Fehler an anderen zu entdecken, um sie tadeln zu können, die auch im Augenblick und immer etwas sehen, worüber sie die Achseln zucken, die wohl auch aus Schadenfreude, aus Mangel an Liebe und Achtung, aus Eifersucht, Neid und Mißgunst und hoch herabgehendem Stolz sich

über Gebühr ärgern an dem, was sie bei anderen sehen, und die tadelnd und kränkend oder verletzend es ihnen vorhalten, mitunter auch in einer Art, wie wenn sie um solcher Fehler willen auf ihr ganzes Christentum nichts hielten oder sie für unbekehrt zu nehmen hätten.

Solche Sucht, nur immer die Fehler anderer aufzusuchen und zu rügen, stört den eigenen und anderer Frieden und tut der brüderlichen Gemeinschaft Abbruch, kann auch zu Spaltungen und Trennungen der Gemüter führen und den Seelenfrieden der Getadelten stören, ja im Wachstum des inneren Menschen aufhalten. Der Heiland nennt diese Sucht eine Heuchelei, weil man bei ihr seine eigenen Fehler übersieht, sich besonders fromm stellt und sich höher dünkt als andere. Diese Heuchelei allein schon ist einem Balken vergleichbar, der viel verwerflicher vor Gott macht als die getadelten Splitter. Wie sollte doch jeder, der den Mund auftun will, zu tadeln, zuerst sich selbst besehen und prüfen, ob er nicht als Heuchler rede. Denn abtun sollte er zuerst seine Heuchelei, eben diesen Balken zuerst aus seinem Auge ziehen, ehe er sich an den Splitter seines Bruders hinwagt.

Statt nun aus dem Splitter in des Bruders Auge so viel zu machen, sollen wir anderer Gebrechen mit Geduld, mit Liebe, mit Übersehen, wenn wir nicht anders denn als Heuchler uns dazu stellen können, tragen und nur darauf sehen, daß wir von uns aus an Liebe, Wertschätzung, auch Ehrerbietung, trotz der wahrgenommenen Schwäche, es nicht fehlen lassen, daß wir nicht selbst irgendwie Anstoß geben und daß wir durch eigenen vorsichtigen Wandel andere ermuntern, auch ihrerseits auf der Hut zu sein. Unser eigenes Auge müssen wir zuerst frei machen, daß es nicht so schalkhaft und böseartig dreinsieht. So bleibt der Friede erhalten und gedeiht die Sache des Herrn, die nur unter Geduld aller gegen alle, ohne in Gleichgültigkeit gegen wirkliche Untreue auszuarten, zunehmen kann. Wer überhaupt innerlich zunehmen und nicht abnehmen will, muß von jeder lieblosen Tadelsucht sich frei erhalten.

Drittens zeigt der Herr etwas von einem richtigen Verhalten gegen Feinde des Evangeliums. Er sagt:

V. 6: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen.“

Unter Hunden und Säuen (besonders in der Heidenwelt) versteht der Herr Feinde, entschiedene Widersacher des Evangeliums, weil diese im Augenblick, da sie an das Evangelium Anstreichendes hören, gleichsam die Zähne weisen, beißen und treten, wüten und lästern. Ihnen, sagt der Herr, soll man nicht das Heiligtum geben; und vor sie soll man nicht seine Perlen werfen. Das Heiligtum und die Perlen sind offenbar das Evangelium mit seinen Schätzen und Offenbarungen. Bei der Verkündigung des Evangeliums soll man also nicht so gar ohne Scheu vor den Feinden, die wie Hunde und Säue zu fürchten wären, sein. Die Wahrheit Lästernern und Spöttern, die alles schamlos verdrehen, nicht preisgeben, auch sich selbst und sein Leben ihnen gegenüber schonen, kann oft für die Bekenner des Evangeliums Pflicht werden. Viele solcher Feinde werden auch nicht so schnell als das, was sie sind, als Hunde und Säue, erkannt, können sich eine Zeitlang stellen, als neigten sie sich zum Glauben hin, da es dann sehr gefährlich ist, gleich so ganz brüderlich den Leuten sich zu bezeigen und sie zu seinen Vertrauten zu machen.

Im Anfang konnte es auch geschehen, daß man, was eben der Heiland verhüten wollte, solcherlei Menschen zu schnell zur heiligen Taufe zuließ und der Gemeinde Christi einverleibte, da sie dann bald wie Hechte im Teiche sich benahmen und unschuldiger Seelen Untergang herbeiführten oder sonst auf allerlei Art ihre reißende und beißende Art zu erkennen gaben, daß durch sie in kurzer Zeit ganze Gemeinden dem Greuel der Verwüstung preisgegeben waren (Apg. 20, 29). Da sehen wir's, wie wichtig die Warnung des Herrn ist vor Hunden und Säuen, wie Er sich ausdrückt, und wie vorsichtig man sein muß, wenn man mit gleißnerischen Leuten es zu tun hat, daß man sie bald durchschaue und zurückhaltend bleibe mit vertraulicher Art und

Gemeinschaft, ehe es zu spät ist und ihnen die Handhabe zu Zerstörungen aller Art gegeben ist.

Für gewöhnlich, nun in der Christenheit, können wir aus Anlaß der Warnung des Herrn vor den Widersachern uns dreierlei merken. Einmal sollte man, wenn man nur Lästere und Spötter vor sich sieht, lieber stille sein und schweigend sich zurückziehen, als durch freies Auftreten ihren Ärger, Zorn und Grimm zu wecken. Sodann, wenn unter Redlichen dergleichen Feinde gemischt sind, daher immer vor größeren Versammlungen, lerne man vorsichtig reden und alles Mißdeutbare, Ungeeignete, Herausfordernde meiden, überhaupt alles, von dem sie denken könnten, es sei auf sie gemünzt. Endlich hüte man sich, direkt die Feinde und Spötter anzugehen, ihnen persönlich zuzusetzen und auf sie einzudringen, besonders wenn es mit strafender Manier verbunden ist, in der Meinung, man müßte es über sie gewinnen oder man müßte ihnen die Meinung sagen. In letzterem Falle kann es am leichtesten geschehen, daß sie ihren ganzen Grimm zum Schaden vieler und oft der ganzen Sache auslassen. Lernen wir achten auf den Wink, den der Herr gibt, und benehmen wir uns nicht, unter dem Vorgeben, Bekennerseifer an den Tag legen zu müssen, weder im täglichen Verkehr noch in Gesellschaften, noch in öffentlicher Rede, als ob der Herr solchen Wink nicht gegeben hätte. Jede Nichtachtung eines Worts und Winks und Rats und Befehls des Herrn hat der Jünger Jesu immer empfindlich zu büßen.

## § 44 Winke zu richtigem Verhalten

Zweiter Teil

Kap. 7, 7-12

Wir fahren fort, die Winke des Herrn zu richtigem Verhalten zu betrachten. Es wird uns noch gesagt, wie wir uns zu Gott und wie wir uns zu jedermann verhalten sollen.

Viertens. In Beziehung auf unser Verhalten zu Gott hebt

der Herr hervor, wie wir in einem kindlich bittenden Verhältnis zu Ihm stehen sollen, mit den Worten:

V. 7: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan.“ – V. 8: „Denn wer da bittet, der empfähet; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan.“

Nur als bittende Kinder stehen wir richtig zu Gott und so auch zu Jesu selbst, nachdem Er sich zur Rechten Gottes gesetzt hat. Die Selbständigkeit, mit welcher etwa ein Jünger des Herrn ohne Bitte und ernstliche Bitte oder bestimmten Aufblick nach oben zu Weisung und Hilfe seine Sachen machen will, wobei auch Mißtrauen gegen Gott und Mangel an Vertrauen zu Ihm mit unterlaufen kann, ist Ihm, dem liebenden Vater, ärgerlich und entbehrt daher alles Segens von Ihm. Als Kind Gottes hat er ja ein besonderes Recht, in allem zu bitten, wie ein Kind den Vater bittet. Er muß daher bitten lernen in kleineren und größeren Sachen und in allem bittend vor Gott stehen, muß aber auch suchen lernen, wenn's nicht gehen will und er merken kann, daß er finden muß, wo es fehlt. Er muß endlich auch anklopfen lernen, wenn er merkt, daß Türen verschlossen sind, die erst, daß ich so sage, durch immer heftigeres Anklopfen sich öffnen werden.

Besehen wir es aber näher, warum der Herr nicht bloß vom Bitten, sondern auch vom Suchen und Anklopfen redet. Im allgemeinen schon will Er damit anzeigen, wie ernst und nachhaltig und andauernd man es mit dem Bitten nehmen, auch nicht gleich das Bitten aufgeben müsse, wenn es erfolglos zu sein scheint. Mit Suchen und Anklopfen kann noch etwas erreicht werden. Dieses Suchen und Anklopfen deutet vornehmlich auf vermehrtes und verstärktes Bitten hin, wenn innere und äußere Not immer heftiger dazu drängt. In der Erfahrung nun macht sich's häufig so, daß viele wohl bitten, aber gleich nachlassen, weil sie nur soweit bitten, als sie sehen, daß sie die natürlichen Kräfte dazu haben oder überhaupt es natürlich gehen kann. Geht's über das hinaus, so halten sie alle weiteren Bitten und Erwartungen für vermessen; und doch sollte oft gerade da das Suchen und Anklopfen anfangen, damit man auch



solches bekomme, das nach seiner ganzen Anlage als ein von oben Gegebenes erscheint. So bleibt's beim einfachen Bitten um das Natürliche; und lieber weichen sie zurück und lassen sie alles liegen, denn daß sie weitersuchten, geschweige anklopften. Da ist's aber überhaupt kein Bitten beim Vater; denn da, wo es eigentlich darauf ankommt, daß Er geben sollte, lassen sie nach, als glaubten sie schon gar nicht, daß wirklich etwas von oben aufs Bitten hin kommen könnte. Wie armselig ist doch da der meisten Gebet und Bitte, [in]sofern [als] sie eine wirkliche Gabe von oben, namentlich alles an ein *Wunder* Anstreichendes, nicht nur nicht glauben, sondern geradezu scheuen. Offenbar will aber der Herr uns Mut machen, auch Wunder zu erwarten, wenn Er so bestimmte Zusicherungen nicht nur auf ein Bitten, sondern auch auf ein Suchen und Anklopfen gibt. Wir sehen auch, wie der Heiland keine Grenzen setzt fürs Bitten. Wir dürfen um alles bitten, auch im Äußerlichen, wo irgendwelche Hemmung uns entgegentritt oder Not und Plage uns drückt. In allem will Gott uns willfährig sein, wenn der Herr zum zweiten Male sogar noch sagt: „Denn wer da bittet, der empfähet; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan.“

Wenn der Herr die Erhörung so bestimmt zusichert und wir das nach der Erfahrung meinen anders zu finden, indem viele viele Bitten tun, ohne nach ihrem Wunsche erhört zu werden, so müssen wir vor allem bedenken, daß dergleichen große Gebetsverheißungen unter der Voraussetzung gegeben sind, daß der Heilige Geist ungeschwächt und völlig in der Christenheit wäre. Wo der fehlt, wie in unserer Zeit, kann insbesondere Wunderbares nur sehr spärlich vorkommen. Wir können's also nicht ganz so erwarten, wie es im Anfang gewesen ist und wie es auch hätte bleiben sollen, weil wir ohne den persönlichen Heiligen Geist, als der wieder gewichen ist, bei weitem nicht mehr in dem höheren Verhältnis zu Gott stehen, das uns berechtigte, alles zu erwarten. Scheint Er also weniger auf unsere Bitten zu achten, namentlich wenn diese auf Ungewöhnliches und Wunderbares zielen, so darf uns das nicht verwundern. Wir können nicht auf die Verheißung pochen und müssen uns zunächst mit dem

geringen Maß, das Gott gibt, begnügen. Gerade auf solche Zeiten hin aber, wie wir sie jetzt haben, redet der Herr neben dem Bitten auch von einem Suchen und Anklopfen, durch welches doch wieder vieles möglich werden kann, wenn der Herr die kindlich anhaltende Bitte ansieht. Auch kann es mit Suchen und Anklopfen erreicht werden, daß der Heilige Geist wiederkehrt und dann die Verheißungen alle wieder vollgültig werden. Sonst tut der Herr doch viel, und genaugenommen in allem, worum wir bitten, wenn auch in minder auffallender Weise. Der Bittende wird's immer wieder durchbringen, wie der kaum, der nicht bittet. Wenn jener auf die erfahrenen Proben der freundlichen Durchhilfe Gottes je und je zurückblickt, so kann er's nicht anders denn mit Staunen und mit dem Bekenntnis tun, daß Gott treu und wahrhaftig sei und halte, was Er zusage. – Eigentümlich sind die Worte des Herrn:

V. 9: „Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet ums Brot, der ihm einen Stein biete?“ – V. 10: „Oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete?“ – Bei Lukas (11, 12) wird noch hinzugesetzt: „Oder so er um ein Ei bittet, der ihm einen Skorpion dafür biete?“

Wie sollte man sich je denken können, daß Gott gerade das Gegenteil von dem geben sollte, was man erbittet, Gefährliches und Tödliches statt Nährendes und Erquickendes? Auffallend erscheint diese Rede des Herrn; aber sie erklärt sich auf doppelte Weise. Erstlich denkt der Herr an Leute, die ihre Hilfe anderswo zu suchen gewohnt sind als bei Gott; und da kommt es nur zu oft vor, daß sie das Schlimmste bekommen statt des Guten, das sie hoffen. Da geht es gar leicht nach den Worten:

„Lassen wir Ihn aus den Augen,  
Finden wir was Fremdes [Andres] gut,  
So erfahren wir gewiß,  
Unser Licht sei Finsternis,  
Unser Helfen sei Verderben,  
Unser Leben lauter Sterben.“\*

\* [Aus der dritten Strophe des Liedes *Unverwandt auf Christum sehen* von Johann Andreas Rothe (1688-1758).]

Insbesondere geht es so, wenn sie, auch an Unsichtbares, als wäre es Gott, sich haltend, allerlei Geheimkünste brauchen, durch Aberglauben an finstere Mächte sich wenden, mit Abgötterei und Zauberei durch Sympathie und anderes spiritistisches Wesen liebäugeln. Dergleichen tun sie auch mit Gebetsformeln unter Anrufung der höchsten Namen und scheinbar frommen Zeichen und Sprüchen. Da geschieht es dann wohl, daß sie gleichsam Steine, Schlangen, Skorpione bekommen, statt Brot, Fische und Eier. Sie sind betrogen und verderben sich leiblich und geistlich, wie man in unseren Tagen vielfältig erfahren kann. Da will nun der Heiland sagen: „Wenn ihr euch kindlich an Gott, euren himmlischen Vater, wendet, geht's euch nicht, wie wenn ihr sonst Hilfe suchet außer Gott. Da dürft ihr versichert sein, daß ihr nur Gutes von Gott bekommt, nur was zum Leben dient, nichts, was zum Tod, gar zum ewigen Tod führt.“

Zweitens denkt der Herr auch wirklich an Menschen, die sich vor dem Bitten fürchten. Sie haben kein gutes Gewissen zu Gott und wagen nicht, Ihm mit Bitten unter die Augen zu treten, als ob Gott nur mit Zorn ihnen erwidern und sagen könnte: „Wie? Brot wollet ihr? Ja, Steine gebühren euch dafür. Fische, Eier begehret ihr? Ja, mit Schlangen und Skorpionen will ich euch aufwarten.“ So, glauben sie, werde sie Gott für ihre Unverschämtheit, Ihn um etwas bitten zu wollen, bestrafen. Der Heiland aber deutet mit Seiner auffallenden Rede an, daß auch Sünder nichts Böses und Schädliches, sosehr sie das verdienten, von Gott fürchten dürften, wenn sie nur bitten. Jeder Bittende ist, für den Augenblick wenigstens, so sehr Sein Freund, daß Er ihm gerne zunächst seine Sünden übersieht und ihm nach Wunsch und Bedürfnis gibt. – Sonst gibt es auch viele, selbst eifrigere Christen, die alles wirkliche Bitten für unrecht halten, als wider den Respekt vor Gott streitend, der doch allein wissen könne, was dem Menschen gut und heilsam sei. Sie haben daher auch Angst vor dem Bitten, in dem Wahn, der freilich angesichts der Worte Jesu unbegreiflich ist, der Vater nähme es ihnen übel, daß sie sich nicht gedulden mit dem, wie's ist, daß sie Seiner Weisheit und Liebe mißtrauen, die von selbst das Rechte tue, und

[Er] reiche ihnen darum, wie zur Strafe, eher Steine oder Schlangen oder Skorpione hin als das, was sie begehren. Solche Christen gibt es, welche wirklich dergleichen Gedanken haben. Hört man doch viele so oft sagen, sie bitten sich dieses und jenes nicht weg, weil sie sonst etwas Ärgeres dafür bekommen könnten zur Strafe über ihre Unzufriedenheit mit den Wegen Gottes. Auch mit Rücksicht auf solche Leute sagt der Herr, der himmlische Vater wisse nichts als Gutes bittenden Kindern zu geben; und wie vieles gibt Er nur Bittenden, weil nur diese in dem richtigen Verhalten zu Gott stehen. Der Herr setzt noch hinzu:

V. 11: „So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird Euer Vater im Himmel Gutes (nach Luk. 11, 13, „den Heiligen Geist“) geben denen, die Ihn bitten.“

Arg sind die Menschen; und gut können sie nicht genannt werden, nach den Worten Jesu (Luk. 18, 19; Mark. 10, 18): „Niemand ist gut denn der einige Gott.“ Dennoch können auch Menschen ihren bittenden Kindern gute Gaben nicht versagen. Wie sollte diese der Einige, der wirklich gut ist, Seinen Kindern versagen können? Nur Gutes und wahrhaft Gutes, das den Namen gut verdient, kann der himmlische Vater geben. Bedächten wir's doch, wie auch das Allergrößte, das höchste Gute, der Heilige Geist, der unserer Zeit wieder so nötig wäre, uns verheißen ist, wenn wir's am Bitten, Suchen und Anklopfen nicht fehlen lassen. Aber wie nennt man doch gerade eine solche Bitte eine vermessene, welche die schlimmsten Folgen für die Bittenden haben könnte!

Fünftens endlich sagt der Herr noch Worte über ein richtiges Verhalten zu den Leuten überhaupt oder zu jedermann mit den Worten:

V. 12: „Alles nun, das ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten.“

Was wir also wünschen, daß die Leute uns tun, sollen wir ihnen tun. Wir sollen nicht warten, bis die Leute zu uns kommen, uns lieben, uns Gutes erweisen, uns mit Wohltaten über-

schütten. Eben weil wir wissen, wie wohl das uns tut, sollen wir eilen, eben damit dem anderen wohlzutun. Tausende freilich gibt's, die's nicht so machen, die keinem Menschen zuerst etwas Gutes tun wollen, die niemand grüßen, wenn's ihnen nicht drum ist, niemand anreden, niemand besuchen, ehe man [nicht] ihnen zuvor kommt, und die daher immer nur lauern, ob die anderen kommen, ihnen freundlich sind, Liebe und Wohltat tun, um von denen gar nicht zu reden, die gar nie anderen Gutes tun lernen, aber immer erwarten, daß jedermann sie respektiere, beehre und ihnen gefällig sei. Das aber ist schuld, daß so viel Liebe auf Erden gar erloschen und statt ihrer nur Feindschaft oder Gleichgültigkeit, selbst unter den Nächsten, zu sehen ist. Da warten sie immer auf die anderen; und kommen diese nicht, so gibt's Ärger, Zorn, Bitterkeit und Feindschaft. Daher die vielen Klagen widereinander, indem alle sich beschwerten, wie ungefällig, grob, stolz, rücksichtslos die und jene seien, während ihnen selbst nicht entfernt einfällt, irgend jemandem das zu erweisen, was sie von den Leuten erwarten. So machen's die Heiden, die niemandem zu Hilfe kommen, der in Wasser- oder Feuersgefahr ist, selbst wenn man von ihnen Hilfe begehrt. Sollen die Christen, welche hören, wie Gott sie zuerst geliebt hat, es auch also machen? O die einfältigen bösen Leute, warum fangen sie denn nicht an, das zuerst zu tun, was sie wünschen, daß man ihnen tun möchte? Wie lieblich stünde es mit den Kindern Gottes auf Erden – und man hat doch gar häufig liebliche Beispiele davon –, wenn sie alle darum eiferten, zuerst zu lieben und jedermann, der ihnen begegnet, mit Aufmerksamkeit, Liebe und Freundschaft zuvorzukommen! „Das ist“, sagt der Herr, „das Gesetz und die Propheten“; denn damit wird erfüllt, was das Gesetz uns gebietet, und nachgeahmt das, was die Propheten verheißen. Ach, daß wir klug würden, klüger, als wir für gewöhnlich sind, zu verstehen, was unser richtiges Verhalten gegen alle Menschen wäre als Glieder des Reiches Gottes, das zuletzt alle umfassen soll.

Wollen wir uns noch einmal alles vergegenwärtigen, wie wir uns, um es recht und sowohl für uns als für die Sache des Herrn förderlich zu machen, zu verhalten haben gegen Sünder,

gegen Schwache, gegen Feinde des Evangeliums, gegen den himmlischen Vater und gegen jedermann. Lassen wir's uns doch sagen und vergessen wir es nicht, danach zu tun!

## § 45 Die enge Pforte

Kap. 7, 13-14

Der Herr ist mit Seinem eigentlichen Vortrag jetzt fertig; und wenn Er, ehe Er zum Schluß kommt, noch redet vom breiten Weg, von falschen Propheten, von Heuchelei (V. 13-23), so habe ich das in der früher (§ 13, S. 75f.) gegebenen Übersicht so genommen, als warnte der Herr noch vor drei Gefahren, welchen Seine Jünger ausgesetzt seien. Obwohl man's anwendend auch nach dieser Seite auslegen kann, so ist es doch wohl zunächst ein wenig anders aufzufassen. Wenn der Herr nämlich, wie Er jetzt tut, zum Eingehen durch die enge Pforte auffordert, ist's eine Ermahnung an sämtliche Zuhörer, nun, nachdem sie Ihn gehört, zu Ihm und Seinen Worten sich zu halten, obwohl das durch eine enge Pforte zu einem schmalen Weg führe. Eben damit bezeichnet Er sich als den rechten Propheten und Führer, der zum Leben führe. Statt Seiner bemühen sich auch andere um die Leute; und das, sagt Er, seien falsche Propheten, die nur in die Irre führten. Aber auch, fährt Er fort, wer zu Ihm sich halte, könne es noch verfehlen, wenn er dabei mit Unlauterkeiten umgehe. So erklärt sich die Rede des Herrn am natürlichsten; und das Thema derselben wäre sonach (berichtigt gegen § 13): Ermahnungen an die Zuhörer,

- 1.) durch die enge Pforte einzugehen,
- 2.) vor falschen Propheten sich vorzusehen,
- 3.) sich, wenn sie zu Ihm hielten, vor Unlauterkeit zu hüten.

Wir reden nun zuerst von der engen Pforte, durch die wir eingehen sollen. Die Worte lauten:

V. 13: „Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis (eigtl. „zum Verderben“) abführt; und ihr sind viel, die drauf wandeln.“ – V. 14: „Und die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt; und wenig ist ihr, die ihn finden.“

Der Herr will dem Volke sagen, das, daß sie Ihn jetzt gehört haben und hören und etwa Seine Worte annehmlich finden, mache sie noch nicht selig, wenn sie nicht auch Hand anlegen und es wagen, auf alles das, was Er gesagt habe, mit der Tat einzugehen, so sauer es dem natürlichen Menschen werde, weil's eine enge Pforte sei. Wer sich nicht für das, was Er sagt, wirklich hergibt, hat einmal nichts an Ihm und von Ihm, so nahe er Ihm auch zu stehen scheint. Daß der Herr es so meint, ist aus einer Stelle in Lukas ersichtlich, wo auch von der engen Pforte die Rede ist. Da lesen wir (Kap. 13, 23-24):

V. 23: „Es sprach aber einer zu Ihm: Herr, meinst du, daß wenig selig werden? Er aber sprach zu ihnen:“ – V. 24: „Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet.“ Ein Ringen und Kämpfen mit sich selbst nämlich erfordert's, weil Sein Weg vielseitig in die Enge führt. Wer diesen Kampf, sagt der Herr, scheut, also nicht näher zu Ihm sich hermacht, sondern immer nur wie in einer Ferne von Ihm stehenbleibt, daß es kein Eingang durch die Pforte wird, der mag einmal, wie wir bei Lukas weiter lesen, umsonst an Seiner Türe anklopfen und sagen: „Herr, tue uns auf!“, d. h. „nimm uns auf zu dir in dein Reich“, wenn er weiter nichts zu sagen weiß als:

Kap. 13, 26: „Wir haben vor dir gegessen und getrunken; und auf den Gassen hast du uns gelehret.“ Damit kommen die Leute dem Herrn noch nicht nahe; und Er kann einst nur zu ihnen sagen (Kap. 13, 25): „Ich kenne euer nicht, wo ihr her seid.“ Geradeso wie bei Lukas ermahnt Er auch in der Bergpredigt Seine Zuhörer, nicht beim Hören, nicht bei etwaigen Eindrücken es bewenden zu lassen, sondern es zu wagen und mit ihrem ganzen Menschen darauf einzugehen, um von dem Weg des Verderbens weg auf den Weg des Lebens zu kommen. Wer hintennach es ebenso gehen ließ, ohne zu einer wirklichen Umkehr zu kommen, der hat Ihn umsonst gehört.

Sehen wir auf unsere Zeit hin, was ist da gewöhnlicher, als daß die Leute sich anreden, auch anregen, erschüttern oder erbauen lassen, Sonntag für Sonntag, jahraus, jahrein; aber danach irgend etwas in ihrem Wesen und Leben wirklich anders zu machen, fällt ihnen kaum im Schlafe ein, wenn sie etwa auch, wohl selbst das nicht immer, von absonderlichen, bösen Dingen lassen. Die eifrigsten, tüchtigsten, bewährtesten Prediger haben keinen größeren Schmerz, als unaufhörlich alle ihre Kräfte aufwenden zu müssen und als Frucht, stets nur mit wenigen Ausnahmen, zu sehen, daß die Leute sie schon gerne hören, auch lieben, sonst aber bleiben, was sie sind. Ähnlich ging's dem Heiland selbst. Denn die Tausende, die Ihn hörten, haben in kurzem sich wieder gestellt, als ob sie nichts gehört hätten, weil sie nicht durch die Pforte gingen, die nun einmal nach dem Evangelium enge ist. Sie wendeten sich nicht um mit der Tat, blieben also auf dem Weg, der zum Verderben führt. Hiergegen nun sagt der Heiland: „Gehet ein durch die enge Pforte“, als sagte Er: „Lasset's nicht liegen, waget's, ringet danach, daß ihr's, wie ich's euch vorlege, zu einem Eingang auf den Lebensweg bringet, der euch zugleich vom Verderbensweg rettet.“

Was ist es denn für ein Weg, auf dem die große Menge meist wandelt? Ohne Mühe sind sie auf ihm hereingekommen; denn weit aufgesperrt waren Tore und Pforten. Wie sie waren mit allen ihren Neigungen, Torheiten, Lüsten, durften sie nur vorwärtsgehen. Sie durften sich breitmachen, hochtragen, sonst bleiben, wie sie wollten. Die Pforte war weit genug; und nicht das mindeste durften sie zurücklassen. Unter der weiten Pforte, durch die sie gingen, kann man die Sitten, Bräuche, Gewohnheiten, Manieren und [die] ungöttliche Lebensweise verstehen, wie sie die Menge an sich hat und wie sie dem natürlichen Menschen gleich einleuchten. Denn dieselben sind der Art, daß niemand durch sie gehindert ist in seinen Gelüsten und nach irgendeiner Seite sich Zwang anzulegen braucht, obwohl immerhin auch die große Menge eine gewisse Anständigkeit unter sich gewahrt wissen will. In letztere aber fügt man sich gerne, weil sie dem eigenen Gelüste doch nicht im Wege steht. So tölpelt

alles von klein auf durch die weite Pforte hindurch. Hinter ihr ist denn auch der Weg breit, daß die Leute mit aller Freiheit auf ihm sich tummeln können. Wie sie's hereinbringen, so dürfen sie's behalten und treiben, unter Leichtsinn, Lachen und Scherzen, Mutwillen aller Art, wie's jedem beliebt; und nur die allgemeine Anständigkeit sucht man zu bewahren, die aber auch einen weiten Schoß hat, daß Unzähliges, was vor Gott nicht taugt, neben ihr Platz hat, auch Schreiendes und Himmelschreiendes, ohne daß Schranken angelegt wären. Weil viele mittraben, nimmt's eins vom anderen an, verführen sie einander, verderben einander bis in den Höllengrund hinab, und wie vielfältig ganz unverwehrt. Geht's bei anderen besser, so geht's immer noch schlimm genug, und man kann nichts anderes als Verderben für sie fürchten. Es gibt auch viele, die sich als christlichen Kreisen angehörig nehmen und die, genaugenommen, doch nur als auf breitem Wege wandelnd sich darstellen. Wehe, wie die Menschen doch so sicher gehen! Wie tief aber das Verderben ist, in das sie hineinwallen, erkennt keiner. Es ist vor ihren Augen verborgen. Unzählige, wenn sie scheiden von dieser Erde, müssen's nehmen, wie sie's finden, mehr oder weniger wie der reiche Mann im Evangelium, ja alle, die nicht eingegangen sind durch die vom Herrn angezeigte enge Pforte. Eigentliche Verdammnis ist's gerade noch nicht, aber mehr oder weniger grauses Verderben, Qual und Pein, mindestens bis auf den großen Entscheidungstag, da es noch schlimmer gehen kann. Gott erbarme sich!

Statt dessen nun heißt der Herr die Leute durch die enge Pforte gehen. Daß Er damit auf den Weg weisen will, den Er lehrt, ist klar. Denn auf diesen kommt man nur durch eine Enge. Muß doch vor allem jeder geistlich arm werden, los von allem Beschwerenden und Bindenden. Es darf ihm kein Plunder anhängen; oder er kommt sozusagen nicht durch die Pforte hindurch, d. h. es kommt bei ihm nicht einmal zu einem Anfang. Da muß er lernen im Geist alles abwerfen, von allem sich losmachen; oder es wird von vorneherein nichts mit ihm. Probiert er's etwa, ohne frei zu sein, so geht's nicht und kommt's mit ihm zu nichts Rechtem. Hängt er noch an vielem, was er

nicht gerne abwirft, so kommt's zu keiner Seligkeit bei ihm, und ihm tritt die Versuchung nahe, die weite Pforte aufzusuchen, durch welche alles hindurchgeht, oder auf dem breiten Wege zu bleiben, [wo] er alles behalten kann. Weist man ihn zur engen Pforte, so graut's ihm; und lieber bleibt er zurück, etwa meinend, er könne den Heiland haben, auch wenn er nicht alles abwerfe und ablege. Aber so ist's kein Eingang durch die enge Pforte. Viele werden sich's gar nicht bewußt, daß es nicht recht bei ihnen ist. Sie nehmen sich als durch die enge Pforte eingegangen und auf schmalem Wege gehend, während es vor dem Herrn das ganz und gar nicht ist. So stand es auch mit den meisten Zuhörern des Herrn, die mindestens nicht von selbst sich zur engen Pforte herzumachten, weswegen der Heiland mit Seiner Rede ihnen dazu verhelfen, sie dazu aufrütteln will. Geht's in Verleugnungen hinein, so sind oft auch die Besseren, wie bemerkt, nicht willens zu folgen; und so bleibt's mit ihnen, wie es ist. Sie kommen nicht auf den Weg des Lebens und traben ruhig auf dem Weg des Verderbens fort, mehr oder weniger dem großen Haufen ähnlich, der ohne Scheu diesen breiten Weg geht – alles wider die besseren Eindrücke, die sie bekommen haben.

Die Pforte zum Leben ist aber auch darum enge, weil alle eigene Gerechtigkeit abgelegt werden muß und ein Leidtragen und Hunger und Durst nach Gerechtigkeit nötig ist. Nur die, welche alles Selbstvertrauen aufgeben, können zu Jesu kommen, durch solche Enge sich hindurchschmiegend. In diese Enge können viele, die viel auf sich halten, sich nicht finden. Sie können und wollen nicht klein vor sich selber werden. – Hat's endlich doch einer durch die enge Pforte durchgebracht, so kommt er wieder nur auf einen schmalen Weg. Er muß sich vorsehen und unaufhörlich zusammennehmen, um ohne Gefahr der Seele durchzukommen. Wie kann ihm's da oft so enge ums Herz werden! Er muß in Verleugnungen fort und fort sich üben, vielen Netzen der Finsternis auszuweichen versuchen, mühsam unter allerlei Versuchungen sich durchschleppen, ohnehin Lüste und Begierden im Zaum halten. Auch muß er es in Rechnung nehmen, daß keine guten Tage nach dem Fleisch seiner warten, weil auch Trübsale

und Verfolgungen und Schmähreden sich einstellen. Daneben sagt ihm sein Gewissen vieles, unter dem er sich sehr schmal gehalten fühlen kann. Er muß darauf achten, zu einer besseren Gerechtigkeit zu kommen, wie sie der Herr geschildert hat, muß die Gebote Gottes tiefer nehmen. Seine Frömmigkeit darf nicht heuchlerisch werden. Das Schätzesammeln geht auch nicht; und Sorgen in Not und Dürftigkeit taugen gleichfalls nichts. Im Verkehr mit anderen darf er nicht richten, darf er dem Übel nicht widerstehen. Statt alles selber nach eigenem Mut und Gelüste zu machen, muß er allzeit als ein Armer, der nichts hat als das, was Gott ihm gibt, vor Gott stehen; und sonst muß er jedermann zuvorkommende Liebe beweisen. Das alles ist gegen die angeborene sündliche Natur des Menschen, die sich überall eingeengt fühlt und nirgends sich breitmachen kann, weil der Weg immer nur schmal ist. So kommt's von Kampf zu Kampf, von einer Enge in die andere. Aber was hilft's? Das ist der Weg, der zum Leben führt; und auf einem anderen bringt's der Mensch nicht zum Frieden, zur Ruhe, zur Seligkeit. Er kommt dem Verderben nahe. O wie haben auch Jünger Jesu darauf zu denken, daß sie auf dem schmalen Wege in angezeigter Weise bleiben, wenn sie sich zu allem hin, weil sie in vielem sich absondern müssen, als Sonderlinge angesehen finden! Ihnen soll offenbar auch die Rede des Herrn gelten. Denn das ist noch schlimmer, durch die enge Pforte eingehen und dann im Verlauf doch wieder das Breite und Weite suchen, wie es viele machen, die unvermerkt eine Brücke finden, vom schmalen auf den breiten Weg wieder herunterzugaukeln.

Wenn der Herr sagt: „Ihr sind viel, die auf dem Weg der Verdammnis oder des Verderbens wandeln“, so ist ja das leider so bis auf den heutigen Tag. Da haben wir nur zu bitten, daß der Herr, wenn die Entscheidung kommt am Jüngsten Tag, für viele bis dahin im Verderben Schmachtende noch eine Gnade möge bereit haben. Das wird Er auch. Denn um weniger willen, die zuletzt selig werden, ist der Heiland nicht da (siehe Offb. 7, 9). Es mögen doch noch ihrer viele werden! Ach ja, daß es so würde!

## § 46 Von falschen Propheten

Kap. 7, 15-20

Wir kommen an die zweite Ermahnung Jesu (siehe § 45), welche abermals weniger an Seine Jünger als an die Zuhörer überhaupt gerichtet ist. Jene waren bezüglich ihres Lebenswegs schon entschieden, während diese noch auf einem Scheideweg standen und, wenn sie jetzt Jesu nicht nachfolgten, später anderen anzuhängen versucht sein konnten, namentlich wenn solche auch, aber in verkehrter Weise, eine enge Pforte und einen schmalen Weg anpreisen wollten. Man denke an die Essäer und sonst an die Eiferer für den äußeren Gottesstaat. So warnt der Herr vor den falschen Propheten, die sich so gerne an die Leute machen und an die oft am meisten, welche sie von Jesu angeregt finden. Er sagt:

V. 15: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“

Falsche Propheten sind Eiferer, die sich als von Gott gesandt ausgeben und es nicht sind, die also unter dem Vorgeben, göttliche Eingebungen und demgemäß auch einen göttlichen Beruf zu haben, Leute an sich zu ziehen suchen, als zeigten sie ihnen den richtigen Weg. Begreiflich gehen sie am liebsten zu solchen, die sie verlegen oder suchend sehen; und insofern konnten gerade Zuhörer Jesu von Verführern angezogen werden, weswegen der Herr mit Seiner Warnung zuvorkommen will. Die sogenannten falschen Propheten aber konnten entweder eingebil-dete Leute sein, welche ihre eigenen Gedanken für Eingebungen von oben hielten; oder sie hatten geradezu dämonische Eingebungen mit oder ohne Wissen, die sie für göttlich nahmen. In diesem Fall ist es besonders gefährlich, sich mit ihnen einzulassen, weil ihre Anhänger alle auch dämonisch angeregt oder eingenommen werden. In unserer Zeit hätte man vorerst weniger vor falschen Propheten zu warnen als vor falschen Lehrern, wie deren schon Petrus gedenkt (2. Petr. 2, 1); und

je eifriger Lehrer oder die sich zu Lehrern aufwerfen, wer sie auch seien, ein Apartes und Besonderes oder auf Separation Zielendes erstreben, desto mehr hat man der Warnung Jesu eingedenk zu sein: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten“ oder falschen Lehrern. Für gewöhnlich aber tun die meisten, darunter auch gutmütige, fromme Leute, als ob so ein Spruch gar nicht da wäre; denn jedem eifernden Stürmer läuft alles nach und hängen ihrer viele bald mit Leib und Seele an.

Der Herr zeichnet die falschen Propheten mit den Worten: „Die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“ Unehchte Propheten oder Lehrer gehen immer mit Schleichwegen um und machen sich kriechend und schmeichelnd an die Leute oder in Schafskleidern, wie der Herr sagt, als freundliche, sanfte, ungefährliche und unschuldige Personen, die sowenig zu fürchten wären wie Schafe; denn jedermann soll ihnen trauen und sie lieb gewinnen. Wer so kommt, um Leute an sich zu ziehen, auf seine Seite zu gewissen Verbindungen und Parteien, bei dem muß man mindestens vorsichtig sein, eingedenk der Worte des Herrn, daß hinter dem Schafe ein Wolf stecken könnte. Es gibt eine Freundlichkeit, Zudringlichkeit und Schmiegsamkeit, bei der's jedem unheimlich zumute werden sollte, namentlich wenn allerlei Versprechungen, Zusagen, Teilnahme an diesem und jenem, zuletzt gar Unterschriften, fast mit brüderlichem Zwang, abgenötigt werden wollen. Da wittert aber niemand den Wolf, sondern haben sich zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag viele betören und gefangen nehmen lassen. Die Leute besinnen sich nicht leicht, ob ein Geist von oben oder von unten jemanden treibe, wenn sie nur fromme Redensarten hören; und so gibt's leicht vielfache Verstörungen innerhalb der Gemeinden, wie durch reißende Wölfe veranlaßt. So ist es immer, wenn es auf Separationen, selbst unter scheinbar besseren Formen, abgesehen wird. Viele vorher in Einfalt stehende Seelen, auf welche unberechtigte Propheten und Lehrer oft als Eindringlinge am meisten ihr Auge richten, werden innerlich wie von Wölfen zerrissen, kommen um ihre Einfalt, reißen sich von

bisherigen Banden der Liebe und Gemeinschaft los und kommen leicht in Gebundenheiten eines unsauberen, dämonischen Geistes hinein, der sie anködert. Denn häufig wird ihnen gegen alle, die [...] nicht zu ihnen halten, Lieblosigkeit und Härte eingepflegt, woraus dann Hader und Streit, Haß und Feindschaft entsteht. Da gibt's dann viel „bitteren Neid und Zank in den Herzen“; und hierzu sagt Jakobus (3, 14): „So rühmet euch nicht und lüget nicht wider die Wahrheit. Denn das ist nicht die Weisheit, die von oben herabkommt, sondern irdisch, menschlich und teuflisch“ (eigtl. dämonisch). Häufig wird da unter allem scheinbaren Frommtun doch das Herz von dem Herrn weggerissen; denn eigentlich sollen sie ja nicht dem Herrn gehören, sondern nur denen, an welche sie sich verkaufen. Schon ihr geistlicher Hochmut, ihr störriges, unbeugsames, auch vom richtigen Verständnis des Worts abgewendetes Wesen bringt sie wie fern von der geistlichen Armut, welche das Erste fürs Seligsein sein soll, so auch fern von dem Herrn selbst. Solches alles, bei dem ich keineswegs nur etwa eine besondere Gattung von Separationen im Auge habe – denn es gibt deren gar viele, auf welche das Angeführte paßt –, will der Herr damit angezeigt haben, daß Er falsche Propheten oder Lehrer mit reißenden Wölfen vergleicht, die aber allezeit im Gewande unschuldiger Schafe sich zu zeigen bemüht sind. – Hören wir, was der Heiland weiter sagt:

V. 16: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln?“

Was man eigentlich von den falschen Propheten oder Lehrern hat, haben wir eben gesehen. Ihr Charakter ist ein verderblicher, nicht fördernder. Wölfe töten ja und machen nicht lebendig. Aber freilich merkt man das nicht gleich, sondern häufig erst, wenn's zu spät ist. In der letzten Zeit aber wird man besonders darauf zu achten haben, reißende Wölfe bald zu erkennen. Da kann es geschehen, daß selbst redliche Leute ganz oberflächlich nur an die Schafskleider hinsehen und ob diesen den Wolf nicht erkennen. Um nun nicht von ihnen sich gefangen nehmen zu las-

sen, ehe man sie als Wölfe erkennt, sagt der Herr noch ein Besonderes, indem Er die falschen Propheten oder Lehrer auch mit Dornen und Disteln vergleicht. Diese tragen weder Trauben noch Feigen. Wo man also keine Trauben und Feigen sieht, sind die Propheten nicht rechter Art. Was werden nun die Trauben und Feigen sein? Wer nachdenkt, kann's leicht erkennen, daß sie im Eingang der Bergpredigt angezeigt sind. Da ist von der Grundgesinnung der geistlichen Armut die Rede. Sind nun Propheten oder Lehrer unecht, so geben sie den Eindruck von Reichen und Satten. Sie sind nach ihrer Meinung die Besten, wissen alles am besten, lehren mit Geringschätzung auf alles hinsehen, was nicht sie sind und geben, haben alles ganz vollkommen, wenngleich im Widerspruch mit anderen, daß, wer sein Glück machen will, nichts Besseres tun kann, als sich ihnen mit [sein]em ganzen Menschen hinzugeben. Da ist also keine Spur von der Seligkeit der geistlich Armen. Als an fertigen Leuten, sieht man an ihnen nichts vom Leidtragen. Sie sind fern vom Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, da sie ja diese ganz unfehlbar und völlig haben, so auch [fern] von der Reinheit des Herzens, daß sie von sich und allem los wären. Sie wissen demnach auch nichts von Sanftmut gegen jedermann, von Barmherzigkeit gegen Irrende, von Friedfertigkeit gegen andere, die nicht mit ihnen laufen, nicht einmal unter sich, geschweige gegen Leute, die ihnen fernestehen. Wer klug ist, wird's bald ausgelückerter haben, ob es an dergleichen Früchten, welche mit schmackhaften Trauben oder Feigen wohl zu vergleichen sind, fehle oder nicht, und merken, wie er mit denen daran ist, denen es an dem Angeführten fehlt. Die Verfolgten freilich zu sein, machen sie sich gerne zu einem Ehrenpunkt. Aber wenn sie scheinbar um Jesu willen verfolgt und geschmäht werden und man „allerlei Übles wider sie redet“, so merke wohl auf, ob das wirklich wahr ist, daß „die Leute daran lügen“. Du siehst also, wie du es unterscheiden kannst, ob du mit Dornen und Disteln es zu tun hast oder nicht, d. h. mit Propheten und Lehrern rechter oder unrechter Art. Wenn du aber die angezeigten Trauben und Feigen nicht siehst, warum läufst du ihnen nach und siehst

dich nicht vor? Sagt der Heiland umsonst zweimal: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“? – Hören wir Seine weiteren Worte:

V. 17: „Also ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte.“ – V. 18: „Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen; und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen.“

Hier sagt der Herr zuerst, wo man an Propheten und Lehrern gute Früchte sehe, nämlich das vorhin Angegebene alles, wenigstens im Bestreben, da dürfe man des Echten versichert sein. Man darf da trauen und alle Bedenken beiseite legen. Nur ein fauler, untauglicher, unschmackhafte Früchte bringender Baum bringt arge, widrige Früchte, die man zu meiden und zu fürchten hat. Mit vollerer Bestimmtheit wiederholt's der Heiland, wie ein guter Baum, also ein echter Prophet und Lehrer, unmöglich arge Früchte bringen könne und ein fauler Baum, also ein unechter Prophet oder Lehrer, unmöglich gute Früchte. Wenn man mithin denen nachfolgt, deren Gesinnungen und Früchte gut sind, will der Herr sagen, kann man unmöglich irren; und siehst du jemanden mit Treue und Gewissenhaftigkeit es auf das abheben, was der Herr in den Seligpreisungen angibt, so darfst du nicht das geringste Mißtrauen haben, als ob es zu Faulen führte, selbst in dem Fall, daß du nicht in allem gleich volles Verständnis bekommst. Aber ein Tor bist du, vom faulen Baum, also von einem unechten Propheten und Lehrer, etwas Gutes zu erwarten. Es glauben aber viele, man könne da und dort doch noch etwas Gutes holen, wenn man's nur verstehe zu unterscheiden; und so laufen sie auch zum Unechten und Unlauteren hin und tun mit, meinend, so gefehlt sei's gerade nicht, es mit ihnen zu halten, wenn auch nicht alles recht sei. Aber am Unechten und Falschen hängt ein Dämon, und der packt oft schon naseweise und fürwitzige Leute, daß man also nicht genug sich vorsehen kann. Der Heiland will daher sagen: „Bleib weg vom Faulen, oder wo du merkst, daß die Propheten oder Lehrer unrecht, unlauter und falsch sind. Du kannst nichts, gar nichts Gutes bei ihnen holen, sowenig wie von einem faulen



Baum auch nur eine einzige gute Beere.“ Der Heiland sagt’s. Aber hören die Leute? O wie viele Worte hat doch der Heiland umsonst gesagt, weil niemand darauf achtet und einem jeden es immer wieder naheliegt, auch vom Giftbaum etwas zum Leben holen zu wollen! Wie sehr aber es nötig ist, sich vorzusehen, sagt der Herr zum Schluß noch mit folgenden Worten:

V. 19: „Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“ – V. 20: „Darum: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Wenn du als Zweig am faulen Baum hängst, kannst auch du keine guten Früchte bringen, wie wir’s oben gesehen haben. Was hast du aber schließlich davon? Du hörst es! „Er wird ins Feuer geworfen!“ Ins Feuer? Ja, lieber Bruder, bedenke wohl, daß es nicht einerlei ist, ob man ein faules und verkehrtes oder ein gutes und fruchtbares Christentum habe. Viele scheinen zu denken, es komme auch dem Heiland nicht viel darauf an, daß alles recht sei, und wie wenn Er auch schon mit frommen Redensarten und eifrigem Tun nach außen, wie’s auch ausfalle, zufrieden wäre. Aber es kann gar ins Feuer gehen, sei’s auch etwa nur bis auf den Tag Jesu Christi! Bedenke doch, bis dahin im Feuer! „Darum“, schließt der Herr, „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Laß dir raten!

## § 47 An Herrsager

Kap. 7, 21

Der Herr kommt zur dritten Ermahnung, welche Er an die richtet, die durch die enge Pforte gegangen sind, indem sie an Ihn gläubig wurden, und die nun den schmalen Weg fern vom großen Haufen gehen, welche mithin auch sich vorgesehen haben, nicht falschen Propheten in die Hände zu fallen. Ist das dem Ansehen nach von jemand erreicht, selbst wenn er auch Kräfte Gottes durch den Heiligen Geist erlangt hat, so ist damit

bei ihm doch noch nicht alles gewonnen. Denn es können auch so bei ihm noch Unlauterkeiten vorkommen, welche ihn gar mit den Übeltätern überhaupt in eine Reihe stellen. Zunächst soll die Rede des Herrn auch den Zuhörern überhaupt oder solchen unter ihnen dienen, die etwa sich entschließen konnten, mit Ihm zu gehen und von falschen Propheten wegzubleiben, die aber nicht zu etwas Völligem kommen wollten. Noch mehr ist’s ein Wort an die Jünger oder die jetzt Jünger zu werden sich entschließen wollten; und so sind es in unseren Zeiten sogenannte Gläubige, welche es mit der Rede des Herrn sehr ernst zu nehmen haben. Wir müssen diese aber teilen, zuerst als ein Wort an Herrsager überhaupt und dann an solche, die auch Kräfte des Geistes bekommen haben sollten, also an Wundertäter. Es heißt zuerst:

V. 21: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“

Herrsager sind alle die, die äußerlich sich an den Heiland anschließen, Ihn zu ihrem Herrn erwählen, dem sie angehören wollen, in dem sie auch ihren Heiland und Seligmacher erkennen. Möglicherweise sind’s aber mehr solche, die nur mit den Jüngern Jesu laufen, als gehörten sie zu ihnen, ohne in wirklicher Gemeinschaft mit Jesu zu stehen, dem sie sogar fernbleiben, so daß Er am Jüngsten Tage zu ihnen sagen kann (V. 23): „Ich habe euch noch nie erkannt.“ So gibt es auch bei uns viele, die meinen wunder was zu sein, wenn sie nur gerne in Kirchen und Stunden gehen, alle Gelegenheiten, Gottes Wort zu hören, benützen, nicht eigentlich mit der Welt laufen, sondern sind und sitzen, wo die Frommen sitzen, wie wenn das allein schon der Herr ihnen müßte zur Gerechtigkeit anrechnen. So soll es bei uns viel sagen, wenn es heißt: „Er geht in die Stunde“, da er denn immerhin nur Herrsager sein kann. So meinten’s viele von denen, welche Jesum einst gerne hörten, Ihm überall nachliefen, auch in äußeren Verkehr mit Ihm kamen. Da meinten sie schon, Seine guten Freunde, Seine treuen Anhänger zu sein, die alles von Ihm erwarten dürften. Wenn sie aber dann

einmal anfahren zu sagen (Luk. 13, 26): „Wir haben mit dir gegessen und getrunken; und auf den Gassen hast du uns gelehret“, können sie von Ihm die Antwort bekommen: „Ich kenne euer nicht; ich weiß nicht, wo ihr her seid.“ So will der Herr auch jetzt Seinen Zuhörern, dem Volke, sagen, daß sie nicht meinen sollten, vor Ihm etwas zu gelten, wenn sie Ihn nun, angeregt durch Seine Rede, den Herrn nenneten, auch fortan nicht mehr mit dem großen Haufen laufen, sondern sich's gefallen lassen wollten, unter Seine Jünger gezählt zu werden, was schon mit Schmach verbunden sein konnte; denn damit sei noch nicht alles getan. So leichthin können sie nicht ins Himmelreich kommen, weil da noch viel fehle, namentlich die persönliche Gemeinschaft mit Ihm, um die zu sein, die den Willen Seines Vaters im Himmel tun.

Merken wir uns hier auch, wie wichtig der Herr am Schlusse Seiner Predigt den Zuhörern Seine Person macht. Er hatte im Anfang gesagt: „Selig sind die geistlich Armen; denn das Himmelreich ist ihr“, ohne sich als den hinzustellen, der ins Himmelreich einführe oder das Recht habe, zu Reichsbürgern zu machen. Jetzt aber sagt Er's klar, wie Er der Herr des Himmelreichs sei, der, ohne dessen Vermittlung keiner ins Himmelreich komme. Denn der, zu dem Er sagt: „Ich kenne dich nicht“, ist ausgeschlossen. Nur durch Ihn also kommt man hinein, wie Er auch sonst sagt: „Es kann niemand zum Vater kommen denn durch mich.“ (Joh. 14, 6). Wie sind doch so viele Lehrer der heutigen Zeit so falsch daran, wenn sie meinen, eine allgemeine Religion genüge vor Gott, wie ein berühmter Gelehrter des vorigen Jahrhunderts durch das bekannte Gleichnis von drei Ringen\* – welches heute noch als das Geistreichste, was man sagen kann, so arm es auch ist, gepriesen wird – zu verstehen gegeben hat, daß es gleich sei, ob man Christ oder Jude oder Mohammedaner sei, um zu Gott zu kommen, wenn man nur recht tue. Hier aber zeigt der Herr an, ohne daß man Ihn Herr

\* [Gothold Ephraim Lessing (1729-1781) in *Nathan der Weise* (1779).]

nenne oder als Herrn nehme, sei zum voraus von keinem Eingang ins Himmelreich die Rede; Er aber nehme keinen an, der nicht auch den Willen Seines Vaters im Himmel getan habe, worüber Er also zu entscheiden hat. Deswegen sagt Er ein andermal (Luk. 13, 24): „Viele werden, das sage ich euch, danach trachten, wie sie hineinkommen, und werden's nicht tun können“, weil sie, sagt Er weiter, wenn sie auch bei Ihm anklopfen, nicht von Ihm angenommen werden können. Damit ist auch gesagt, daß wir Ihn nicht bloß als den nötig haben, der uns den Willen des himmlischen Vaters sagt, den wir ja, wenn die Gebote Gottes darunter gemeint sein sollen, auch ohne Ihn wissen; sondern Er muß auch für uns eintreten, muß gut für uns sprechen als für Sünder, Fürbitte für uns tun, den Vater bitten, uns um Seinetwillen anzunehmen.

Der Wille des Vaters Jesu ist also ein anderer als der, daß wir die Gebote Gottes getan haben sollten, um das Himmelreich zu erlangen; denn wenn es so gemeint wäre, welcher Mensch könnte sich da Hoffnung machen! Beachten wir's denn wohl, daß der Herr nicht von einem Tun des Willens des Vaters redet, sondern Seines Vaters, wenn Er sagt: „die den Willen tun meines Vaters im Himmel“. Der Wille Gottes also, von welchem da die Rede ist, steht in einer Beziehung zu Jesu, dem Sohne Gottes. Bezüglich dieses Seines Sohnes hat Gott einen Willen, den wir beachten sollen; und dieser Wille ist, daß wir mit vollem Vertrauen und mit dem Glauben, daß Er unser Helfer sei, nachdem wir selbst uns nicht mehr helfen konnten, uns zum Sohne wenden. Der Vater Jesu will, daß wir die unverdiente Freundlichkeit Gottes anerkennen und annehmen in dem, daß Er in Seinem Sohne uns den Weg eröffnet, durch welchen Rettung möglich ist. Ein Herrsager nun, der Jesum nicht als seinen Heiland und Seligmacher nimmt oder als den, der, wie [es] sich in der Folge ergab, Sein Leben für die Menschen hingegeben hat, tut nicht den Willen des Vaters Jesu und kann mit einer bloßen Ehrerbietung vor Jesu, die ihn auch nötigen kann, Herr, Herr! zu sagen, nicht in das Himmelreich kommen. Jesus als Herr muß der sein, von dem man alles erwartet und von dem

allein Leben und Seligkeit kommt. Die Anerkennung Jesu als des Herrn schließt also in sich einerseits Wegwerfung seiner selbst und aller eigenen Gerechtigkeit mit Erkenntnis seiner Schuld, die zugleich eine Heiligung des Namens Gottes ist, andererseits den Glauben, daß des Vaters Liebe in Jesu sich zum Heile auch der Sünder darbiete. Das ist's, was von uns verlangt wird, wenn wir sollen den Willen des Vaters Jesu tun. Der Vater Jesu will das auch darum so entschieden von uns, weil wir nur so gerettet werden, das ewige Leben erlangen können; und wie daher Gott nicht den Tod des Sünders will, so will Er den Glauben an Jesum, damit der Sünder durch diesen lebe. Ein Herrsagen, ein Anhängen an Jesum, das nicht auf den angeführten Willen des Vaters Jesu sich gründet, führt zu nichts, weil bei aller sonstigen Anerkennung Jesu doch der eigentliche Wille Seines Vaters nicht getan wird. Herrsager ohne Glauben an Jesum, der auch Gottlose gerecht mache, können nicht, will Jesus sagen, ins Himmelreich kommen und kommen schon unmittelbar nach dem Tode als Unversöhnte, so besonders an jenem Tage, in großes Gedränge.

Indessen kann auch ein rechtgläubiger Christ ein bloßer Herrsager sein und auch insofern den Willen des Vaters Jesu nicht tun, als er die Gnade Gottes mehr oder weniger auf Mutwillen zieht, wie Judas (V. 4) sagt, oder zu denen gehört, welche, wie Paulus sagt (Röm. 6, 1), „in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde“. So hat es der Vater Jesu auch nicht gewollt, dessen Wille andererseits auch wieder unsere Heiligung ist (1. Thess. 4, 3). Wie mancher kann da einmal als ein Herrsager dastehen, dem, obwohl er auf seinen Glauben pocht, der Eingang ins Himmelreich fehlen wird. Wir haben uns auch im Glaubensstand vor einer gefährlichen Klippe zu hüten. Es kann geschehen, daß selbst fromme, gläubige Leute zu sehr und unaufhörlich nur auf die trostreichen Lehren des Evangeliums hinsehen, immer und immer sie im Munde führen, sich an ihnen als die Seligen weiden oder nur immer süße Gefühle durch sie wollen, ja zuletzt von keiner anderen Erbauung mehr etwas hören möchten als von einer solchen, die ihnen die unver-

diente Gnade Gottes in Christo vorhält, während sie jede andere Predigt – welche an das erinnert, wie wir erwählet seien: nicht nur durch den Glauben zugerechnet, sondern auch nach dem Wandel, „heilig und unsträflich zu sein vor Ihm in der Liebe“ (Eph. 1, 4) – für eine gesetzliche halten, die also ihnen nicht recht munden will, auch von ihnen scharf gerichtet wird. Diese haben sehr zu fürchten, daß sie einmal unter die Klasse der bloßen Herrsager gezählt werden. Denn das sind die Gläubigen, die gerne nachlässig werden in ihrem Wandel, die es im Verkehr mit anderen an vielem fehlen lassen, gerne empfindlich und schwierig werden, auch gegen die natürliche Härte, Eitelkeit und Lust nicht ankämpfen, vielmehr sich einfach gehen lassen, weil sie, als gläubig, sich immer getröstet und gesichert denken. Was kann aber bei anderen nicht alles noch weiter daraus sich ergeben? Wie sind sie namentlich den Pfeilen des Bösewichts bloßgestellt, daß sie in alles mögliche hineinkommen, was eine schwere Anklage für sie wird an jenem Tage! Wie bedenklich steht es vollends, wenn sie mit der Rechtfertigungslehre, nach welcher allerdings aus Gnaden alles vergeben werden kann, nicht nur Schwachheiten, sondern auch wirkliche, zuletzt grobe Sünden zudecken wollen, als könnten dieselben dem einmal Gerechtfertigten nicht mehr schaden oder [als] könnte man immer wieder leicht und schnell Vergebung haben! Da ist's offenbar die große Gefahr, von welcher der Herr redet, daß über dem Wahn, mit einem Herrsagen, das nicht auf einem Glauben nach dem Willen des Vaters Jesu ruht, alles zu gewinnen, alles verlorengelassen kann. Die Gefahr ist um so größer, weil solche Sichere als Gläubige, die nach außen vor den Leuten den schmalen Weg gehen, gar viel von dem, was sie dort in den Augen des Herrn zu wirklichen Übeltätern (V. 23) macht, nur im geheimen und verborgenen treiben, Verborgengebliebenes aber am schwersten wiegt in der Waagschale des Gerichts.

## § 48 An Wundertäter

Kap. 7, 22-23

Der Herr hatte zuerst von Herrsagern überhaupt gesprochen, welche halbe oder ganze Jünger sein konnten. Jetzt redet Er von entschiedenen Jüngern, die auch Wundergaben empfangen hatten, mithin als Wundertäter sich darstellen konnten. Diesen hat Er auch etwas Ernstes zu sagen. Er tut's mit den Worten:

V. 22: „Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Taten getan?“ – V. 23: „Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie (niemals) erkannt; weicht alle von mir, ihr Übeltäter!“

Da ist von wirklichen Jüngern die Rede, welche, wie es im Anfang war, Kräfte des Heiligen Geistes überkamen. Schon zu Seinen Lebzeiten erteilte Jesus, wenn Er Jünger aussandte, diesen die Gabe, Wunder zu tun namentlich an Kranken und Besessenen, auch Toten, damit sie etwas hätten, um gläubige Aufmerksamkeit auf ihre Predigt unter den Leuten zu wecken. Nicht nur den Zwölfen, sondern einmal auch Siebzigen zumal (Luk. 10, 1ff.) gab Er solche Vollmacht. Da hatte denn die jetzige Predigt schon für diese eine ernste Bedeutung. Wie wurde doch ein Judas, trotz der empfangenen Gaben, ein Übeltäter? Auch die Siebzig konnten in Gefahr kommen, untreu zu werden; und dann würde es ihnen nichts helfen an jenem Tage, die Gabe, Wunder zu tun, einmal gehabt zu haben. Wenn sie etwa auftreten wollten und auf das Gehabte sich berufen, so wissen wir schon, was sie zur Antwort bekommen. Sie selbst können es vergessen haben und bis zur Entscheidung in der Täuschung geblieben sein.

Indem der Herr nun von Jüngern und Herrsagern redet, die auf ein Wundertun einmal pochen wollten, sagt Er den Zuhörern Seiner Predigt ein Neues, ihnen andeutend, was die, welche Seine Jünger würden, in Seiner Nachfolge zu erwarten hätten. Es soll ihnen möglich werden, in Seinem Namen zu weissagen

(erbauliche, eindringliche Reden zu führen), in Seinem Namen Teufel auszutreiben, in Seinem Namen viele Taten zu tun, wie sie das alles bei Ihm selber bereits sehen und erfahren konnten. Im stillen sichert Er ihnen mit dieser Seiner Rede die Gabe des Heiligen Geistes zu, welche sie durch den Glauben an Ihn bekommen würden und welche in der Folge wirklich alle, die auf Christum getauft wurden, durch die Taufe empfangen. Diese Innewohnung des Heiligen Geistes konnte leicht die, welchen sie zuteil wurde, auf den Gedanken bringen, nun könne es ihnen nicht mehr fehlen, und sie seien unter allen Umständen, auch wenn sie's sonst im Tun des Willens Gottes fehlen ließen, des Eingangs in das Himmelreich am Jüngsten Tag gewiß, waren sie doch dem Ansehen nach in dasselbe schon in dieser Zeit eingetreten. So dürfen sie's aber nicht nehmen. Die Gaben des Heiligen Geistes, so groß sie sind, sichern noch nicht das Himmelreich. Deswegen verwehrt auch der Herr obigen Siebzigen, als sie voll Freude von ihrer Wanderung zurückkehrten, die Freude darüber, daß ihnen auch die Teufel untertan seien. Nur darüber sollten sie sich freuen, wenn ihnen gewiß wäre, was zart in Seinen Worten liegt, daß ihre Namen im Himmel geschrieben wären.

Nicht durch die Wundergaben also bekam der, der sie hatte, den eigentlichen Wert vor Gott. Nur sein Glaube war's, der ihn dem Heiland nahebrachte; und wenn er den Bund mit Ihm durch die heilige Taufe versiegeln ließ, so war's einmal Reichsordnung, daß, wer getauft wurde, den Heiligen Geist empfing (Apg. 2, 38), wenn sein Glaube genügend war. Begreiflich ist es also, daß nicht das aus Gnaden Mitgeteilte ihm selbst wieder zur Gerechtigkeit wurde. Denn dieses Mitgeteilte war nicht sein Eigenstes (vgl. 1. Kor. 13, 8), nur ein ihm Anvertrautes, nicht er selbst. Jünger des Herrn hatten nur darauf zu achten, wenn sie des Himmelreichs gewiß bleiben wollten, daß sie es am Glaubensleben nicht fehlen ließen sowie an der Erneuerung und Heiligung, welche das Glaubensleben ausmacht. Wurden sie hierin schlaffer, nachlässiger und gleichgültiger, daß sie sich mehr oder weniger gehenließen, auch sich nicht genug

dazu hergaben, das Geschäft des Fleisches zu töten, so konnten sie viel in ihrer Stellung zu Gott einbüßen, obwohl zunächst die Gaben, auch Wunder zu tun, ihnen verblieben. Was ließ es sich nicht ein Paulus kosten, wenn er sagte (1. Kor. 9, 27): „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde!“ Wir sehen es deutlich, daß jeder sich zu hüten hatte, auf den Besitz gewisser Gaben zu pochen. Diese Gaben bekamen die Christen auch nicht um ihrer selbst willen, sondern „zu gemeinem Nutz“, d. h. anderen damit zu dienen. Da konnten sie es schon in der Anwendung oder Nichtanwendung der Gaben sehr versehen, wenn sie außer der Liebe standen, eifersüchtig, eigennützig, hochmütig, geistlich stolz wurden, weniger nach anderen fragten oder nur nach Laune und Willkür das ihnen Anvertraute benützten. Wir wissen ja den Ausspruch Pauli (1. Kor. 13, 2): „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnisse und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Wie soll er denn als einer, der nichts ist, ins Himmelreich taugen? Wie vollends, wenn sie neben den Wundergaben gar förmliche Übeltäter wurden, was das Wort Jesu jedenfalls als eine Möglichkeit voraussetzt?

Immerhin kann man sich wundern, wie es doch komme, daß unordentlich wandelnde Jünger, die zuletzt als Übeltäter angesehen werden, die großen Gaben, die sie bekamen, sollten behalten haben. Daß sie freilich in gleicher Stärke die Gaben behielten, ist nicht gerade gesagt, wiewohl man sich's auch denken kann, daß einmal Gegebenes nicht so schnell wieder ganz genommen wurde; denn auch Gottes Güte sollte zur Buße leiten. Aber es nur einmal gehabt zu haben, konnte vielen ein Sicherheitsgefühl geben bezüglich des Himmelreichs, namentlich wenn es ihnen weniger bewußt wurde, wie und warum ihre Kräfte abnahmen. Denn ein Sünder, wenn er nicht Buße tut, behält am längsten das Selbstgefühl und die Sicherheit. Es durfte ihnen nur eine gewisse Mundfertigkeit als eine Art Weissagung verbleiben und ein erzwungenes Ansehen, so war das genug für sie, des Besten auf

den Tag Christi sich zu versehen. Verläßt sie doch solche Sicherheit selbst nach dem Tode nicht, selbst in Peinzuständen nicht, in die sie gewiß als Übeltäter kommen, wie Paulus zu Christen, die den Geist hatten, sagte (Gal. 6, 8): „Wer auf das Fleisch säet statt auf den Geist, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten.“ Dennoch erwarten sie Aufnahme am Tage des Herrn, sich darauf berufend, daß sie ja in Jesu Namen geweissagt, Teufel ausgetrieben, viele Taten getan hätten. Wie groß wird dann ihr Schrecken sein, wenn sie gar als solche angesehen werden, die der Herr im Grunde nie erkannt habe, da selbst das, [als] was sie früher doch erkannt gewesen sind, jetzt als nicht gewesen völlig übersehen wird!

Übrigens kann das zuletzt angeführte Wort des Herrn auch auf anderes bezogen werden. Wir wissen, daß die Gaben des Heiligen Geistes zu Wundern und Taten im Namen Jesu nach der Zeit der Apostel schnell aufgehört haben; und da mögen denn viele, welche die Gaben gehabt, aber mißachtet hatten, auch nicht sich einen Sporn sein ließen, nach dem Geiste zu wandeln, eine große Verantwortung haben, daß um ihretwillen die Gaben überhaupt haben zurückgezogen werden müssen. Obgleich aber die Kräfte des Geistes nicht mehr da waren, versuchten's doch zu allen Zeiten viele, aus eigenem Vornehmen ganz unberechtigt sich zu bezeigen, als ob sie die Gaben hätten. Manche mögen einen redlichen Sinn sonst dabei gehabt haben, mögen aber häufig auch, ohne es zu merken, unrechte Helfer, Kräfte der Finsternis, die ihrem stürmenden Begehren entgegenkamen, bekommen haben, daß ihnen vor Augen manches gelang, was den Schein hatte, eine Tat in Jesu Namen zu sein, weil sie auch, obwohl ganz unberechtigt, im Namen Jesu ihre Versuche anstellten. Andere gerieten wirklich auf die Abwege der Zauberei, welche bekanntlich auch ihre finsternen Werke im Namen des dreieinigen Gottes und unter Anrufung des Namens Jesu und Seines Worts treiben. So gibt's deren viele, die meinen, in Jesu Namen zu weissagen oder Teufel auszutreiben oder Taten zu tun, wie das Wort des Herrn es anführt. Von ihnen bildet man sich auch gerne ein, daß sie alles mit Gebet tun. Wie, wenn auch

solche Leute einst wollten so auftreten wie die, von welchen Jesus redet? Die mögen wohl mit vollem Rechte die abweisenden Worte hören müssen: „Ich habe euch noch nie erkannt; weicht von mir, ihr Übeltäter!“

Sonst können wir die Worte auch denen zu bedenken geben, die oft auf ihre großen natürlichen Gaben, mit denen sie im Reiche Gottes stehen, pochen, auf ihr vieles Wissen, ihre vermeintliche reiche Erfahrung, auf ihre geläufige und erschütternde Rede, auf ihr einflußreiches Wirken, auf ihre gewaltige Persönlichkeit und dergleichen, dadurch sie sich in ein Ansehen zu bringen wissen, als wären sie Helden im Reiche Gottes, während sonst ihr Leben und Wesen nichts weniger als göttlich sich gestaltet und unter ihrem geistlichen Hochmut oder hohen Selbstgefühl unsäglich viel Ungebührendes mitlaufen darf, so sehr sie sich auf die Seite der Bekenner Jesu als Seine Herrsager stellen. Wieviel Eigenliebe, wieviel Selbstsucht, wieviel eigenmächtiges Wirken wird an jenem Tage so sehr zuschanden werden wie [das], was wirkliche und eingebildete Wundertäter, die daneben als Übeltäter sich bezeigten, von sich zu rühmen wissen! O des Herrsagens, wenn's kein Tun wird! Wie kann's nach so verschiedenen Seiten hin dem Menschen fehlen, der sich dabei nicht völlig dem Willen des Vaters Jesu unterwirft, ja, der wider diesen Willen in Unzähligem sich stellt!

## § 49 Der kluge und der törichte Mann

Kap. 7, 24-27

Der Herr hatte schon allerlei auf den Schluß Seiner Predigt Bezügliches gesagt. Dennoch macht Er noch einen besonderen Schluß, der abermals sehr ernst das Tun dessen, was Er gepredigt hatte, anbefiehlt. Den, der's hört und tut, nennt Er einen klugen Mann, und den, der's hört und nicht tut, nennt Er einen törichten Mann. Seine Worte sind:

V. 24: „Darum, wer diese meine Rede höret und tut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen bauete.“ – V. 25: „Da nun ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam und webeten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht; denn es war auf einen (den) Felsen gegründet.“ – V. 26: „Und wer diese meine Rede höret und tut sie nicht, der ist einem törichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand bauete.“ – V. 27: „Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer und webeten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und tat einen großen Fall.“

Der Herr, wie wir sehen, spricht von solchen, die Seine Rede hörten, von Hörenden, die aufgemerkt haben auf das, was Er sagte. Deswegen sagt Er vom törichten wie vom klugen Manne: „Wer diese meine Rede höret.“ Das bloße Hören konnte so anregen und so viele Aufmerksamkeit wecken, daß es nicht ohne Wirkung blieb. Es konnte Hörer geben, die wirklich zu einer bestimmten Lebensrichtung durch die Rede hingetrieben wurden, nach welcher ihr inneres und äußeres Leben sich gestaltete oder eine geistliche Färbung bekam, die sie Jüngern Jesu ähnlich machte. Darum wird von beiden, sowohl vom klugen als vom törichten Manne, gesagt, sie hätten ein Haus gebaut. Die Rede war so überwältigend, daß niemand, der sie recht hörte, Umgang von ihr nehmen konnte. Die meisten fanden sie gut, richtig, wahr, schön. Viele konnten sie auch rühmen, konnten über sie reden und sie in gewisser Art bei sich durch Nachdenken ausbauen, daß es ein System wurde, welchem sie mit Eifer das Wort redeten.

Indessen tut sich bald ein Unterschied unter den Hörenden, die ihr Haus nach dem Gehörten bauten, kund, und zwar so bedeutend, daß man nur von den einen sagen konnte, sie heben's aufs Tun des Gehörten ab, von den anderen nicht. So ist's zu allen Zeiten gewesen, wenn viele, wenn Hunderte, wenn ganze Völker das Evangelium annahmen. Da konnte es geschehen, daß alle für das Evangelium eiferten, auch für die Rechtgläubigkeit, und niemand sich etwas davon nehmen lassen wollte. Dies wurde oft so auffallend, daß alles zu jedem Streit in Glaubenssa-

chen sich hergab und jeden verdammte, der im geringsten von dem abweichen wollte, worin einmal die fromme Gesamtheit miteinander übereingekommen war. Alle betrogen sich nicht nur als die Hörenden, sondern als die Annehmenden, die ihr Haus nach dem Gehörten bauten und dasselbe noch recht stattlich herzustellen wußten. Man denke sich in die Zeit der Reformation hinein, wie groß da der Eifer in ganzen Städten und Ländern für das neu erwachte Evangelium wurde und wie alles dafür kämpfte und eiferte, daß es ja bei der Anerkennung der rechten gläubigen Lehre unter allen verbliebe. Wie eifern sie auch in unserer Zeit im besonderen bezüglich einzelner Lehren oder Anschauungen, indem Tausende für diese und wieder so viele Tausende für eine andere Anschauung kämpfen, dabei auch die Rede Jesu würdigen wollen, wie sie sie gehört oder nach ihrer Überzeugung gefunden haben. Diese Hörenden alle nun, im großen und ganzen, achten sich als solche, die richtig stünden, und meinen, nach ihrem Eifer um den Glauben das ewige Leben sicher zu erlangen. Sie haben alle nach dem, was sie hörten, ihr Haus gebaut.

Der Herr aber ist mit dem noch nicht zufrieden, daß man vom Hören seine Überzeugungen und seine christlichen Formen macht. Denn bei jedem sollte es doch etwas Rechtes werden, nicht bloß ein Wissen, eine Kopfsache, ein Systemglauben, eine Annahme von wenigen, auf die er ein Vertrauen setzt, oder ein Gewohnheitsmäßiges, dem er huldigt, weil's die anderen tun, woraus gar oft nur ein fleischlicher Eifer entsteht. Denn bei allen kann es möglicherweise doch am Tun fehlen, selbst wenn sie alles mit Huldigung annehmen und ihr schöngegliedertes Haus vor der Welt zeigen. Wir können's leicht aus der Bergpredigt selbst nachweisen, wie's auch bei Hörenden am Tun fehlt. Wie wenige von Hörenden, die ihr gläubiges System oder ihr Haus haben, heben es auf die geistliche Armut ab, der doch allein das Himmelreich zugesichert ist, und auf das, was dazu gehört, auf ein Leidtragen nebst Sanftmut, auf Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit nebst Barmherzigkeit, auf Verleugnung und Reinheit des Herzens nebst Friedfertigkeit!

Nur wer hierin etwas ist, wird vom Herrn seliggepriesen. Ist es darum nicht töricht, hiernach nichts zu tun? Erfordert's nicht Klugheit, hierin am allermeisten mit seinem Tun etwas zu sein?

Gehen wir weiter, so hat der Herr wohl die Gebote fein ausgelegt, damit es bei den Hörenden zu besserer Gerechtigkeit komme. Aber wieviel Zürnen wider den Bruder sieht man! Wieviel Racha, wieviel Narrennamen hört man auch unter hörenden Christen! Wie schwer hält's, sich mit dem Bruder zu versöhnen! Wohl warnt der Herr davor, ein Weib anzusehen, ihrer zu begehren; aber wie viele buhlerische Blicke kommen auch da vor, wo man's nicht erwartet? An leichtsinnigen Ehescheidungen fehlt's auch nicht bei hörenden und annehmenden Christen, noch weniger am täglichen Schwören und Fluchen. Dem Übel nicht zu widerstehen, lassen sich wenige sagen. Die Liebe des Nächsten und die Liebe des Feindes kann sehr im argen liegen. Bezüglich des Almosens, insbesondere des Betens tun viele, als ob der Herr gar nichts darüber gesagt hätte. Dem Schätzensammeln sind auch die Hörenden und die, die der Wahrheit huldigen, nicht fremd; und das verzweifelte Sorgen ist gleich da, dagegen selten das Trachten nach dem Reich Gottes. Wir sollen nicht richten, aber wie verdammen sie einander! Wir sollen beten, suchen, anklopfen; aber wie wenige glauben an Erhörungen von Gebeten in der Art, wie's der Herr meint! Die weite Pforte und den weiten Weg gehen auch die, die sonst Hörende sind; und wo falsche Propheten und Lehrer auftreten, läuft ihnen bald alles nach. Herrsager sind sie alle wohl, aber weiter nicht viel; ja, selbst wundersuchende, wiederum Geheimkünste treibende Christen gibt's, die sonst sich auch nicht als Täter der Rede Jesu zeigen. Wie leichtfertig und abergläubisch laufen die Leute solchen zu! So geht's zu unter Christen, die zu einem gemeinsamen Glauben vereinigt sind und sonntäglich ohne Widerspruch die Rede Jesu hören. Das Rechte haben sie im System. Jedes Wort des Herrn hat sein Plätzchen in ihrem Haus; aber am Tun fehlt's. Daß nun einer solchen Sicherheit der Herr am Schlusse Seiner Rede entgegentreten will, mögen wir doch

sehr begreiflich finden. Die meisten haben nach Seinem Wort ihr Haus nicht auf den Felsen, sondern auf den Sand gebaut, weil sie wohl Hörer sind und Huldiger Seiner Rede, aber nicht Täter.

Die Rede Jesu tut aber nur der, der mit ihr Jesum selbst als den Felsen gewinnt. Er tut sie nur, wenn er ihr gemäß von Herzen an Jesum glaubt, Ihn wirklich ins Herz faßt, daß Der da Wohnung nimmt, weswegen er um Jesu willen, was auch in der Rede liegt, muß Schmach und Verfolgung auf sich nehmen können. Wir können die Rede Jesu von Seiner Person nicht scheiden, weil eben diese in der Rede so bedeutsam dasteht. Er ist ja nach ihr der Seligmacher, der rechte Prophet gegenüber den falschen Propheten, der Vermittler zum Eingang ins Himmelreich, der, in dessen Namen man auch Taten zu tun befugt werden kann. Von einem Tun der Rede Jesu kann also gar keine Rede sein, wenn man sich nicht liebend, vertrauensvoll, huldigend mit Seiner Person vereinigt. Wer das tut, der tut in vollem Sinn Seine Rede. Ein solcher wird aus dem Herzen heraus [das], was er wird, aus einem Herzen, in welchem auch Christus mit dem Heiligen Geist Seine Wohnung hat, wie es für damals Jesus meinte und auch bei uns wieder voller werden sollte. Was so wird, das ist ein Haus, das auf den Felsen gebaut genannt werden kann. Wie ein solcher Hörender die Rede Jesu damit tut, daß er Jesum mit Seinen Gaben ins Herz aufnimmt und sich von Ihm selig machen läßt, so tut er sie auch damit und kann er sie tun, daß er aus dem Herzen heraus alles andere zu tun sich bemüht, was allein einem mit Jesu vereinigten Jünger ansteht. Er tut's als eine Rebe am Weinstock, der seine Früchte bringt. Hierbei ist in ihm alles fest und unbeweglich. Es hat eine so gute, sichere Basis, daß es ihm unmöglich ist, durch einfallende Stürme um sein Gebäude zu kommen. Der wahrhaftig ist klug, der, auf den Felsengrund seines Herzens in angezeigter Weise bauend, die Rede Jesu tut.

Der Törichte aber macht in dem den ersten Fehler, daß er es zu keiner inneren Gemeinschaft mit Christo bringt und so sich's nicht eigentlich ins Herz kommen läßt. Tut er das nicht,

so ist er von vornherein kein Täter der Rede Jesu; denn die Hauptsache, die Person Jesu für sich, läßt er auf der Seite liegen. Ins System nimmt er etwa wohl auch Jesum auf, daß er alles dem Worte nach glaubt, was von Jesu gesagt ist; aber das Herz bleibt dabei völlig unbeteiligt. So tut er denn die Rede Jesu überhaupt nicht; und so kommt's auch im einzelnen zu keinem Tun, weil er für nichts einen rechten Halt und Sporn in sich hat. Es liegt bei ihm alles obenauf, wie auf beweglichen Sand gebaut. Was er nur wird und baut, ist nichts als ein Haus, das, wenn es auch fein aussieht, auf dem Sande ruht, der schnell vom Gewässer unterwühlt ist und keinen Schutz gegen andrängende Stürme wider den Einsturz bietet. Oh, wie ist es so betrüblich, in unserer Zeit so viel hörende und annehmende Christen zu sehen, die alles nie ins Herz bekommen, weder Jesum selbst noch was Er sagt! Rühren kann sie's oft wohl; aber weil nichts einen Boden in ihnen hat, so bleibt alles ungetan, nur daß etwa zum Schein ein feines Haus dasteht, das aber der nächste beste Windstoß umwerfen kann. Wir sehen's ja, wie schnell Tausende unter dem sonst hörenden Volke sind, die werden können, was man will, ohne im mindesten die zu sein, die unerschütterlich bleiben, was sie scheinen, und somit für Zeit und Ewigkeit das nicht haben, was Jesus geben und bringen wollte. Die Törichten haben ja alles, auch Schönes und Gutes, nur ins Wissen und fleischliche Eifern aufgenommen, nicht ins Herz, also nur auf Sand gebaut.

Töricht sind auch deren viele, ach, nur zu viele, die sich mit ihren Glaubensüberzeugungen von denen unterscheiden wollen, die nichts glauben und in völligen Unglauben gekommen sind oder ungescheut allen Lüsten des Fleisches dienen. Sie gehen ihren besonderen Weg mit Frommen und werfen sich in die Brust, als wären sie recht und täten sie alles, täten namentlich die Rede Jesu, wenn sie nur nicht mit jenen liefen, vielmehr mit diesen, eine fromme Art darstellend, eiferten. O die Toren, zweimal Toren, die alles wissen und kennen, immer auch gerne hören, weil sie seinen Wert schätzen, und nichts ins Herz kommen lassen, in keine eigentliche Gemeinschaft mit Jesu



kommen! Sind denn diese Täter zu nennen? Ach nein! Ihr Haus ruht auch auf Sand, stets in der Gefahr eines jähen Einsturzes!

## § 49 Der kluge und der törichte Mann

(Schluß)

Kap. 7, 24-27

Unter den Platzregen und Windstürmen sind allerlei Anfechtungen verstanden, die dem Menschen alles, was er wirklich oder scheinbar hat, zu zerstören drohen. Sie können aus der sichtbaren und unsichtbaren Welt kommen. Vor Augen sind's namentlich Leib und Seele erschütternde Ereignisse, wie sie je und je im menschlichen Leben vorkommen, durch Krieg, Feuersbrunst und wirkliche Wassersnot, durch Krankheit und Pest, auch Teuerung und Hungersnot, durch Vermögensverluste, durch Angriffe auf den eigenen Namen, ja gar auf das Leben. Jünger des Herrn haben sich noch auf besondere Stürme gefaßt zu machen, die um des Glaubens willen auf sie fallen. Dergleichen Ungewitter können die tiefsten Eindrücke auf den Menschen machen; und alles, was derselbe wirklich oder scheinbar an Glaubensleben hat, kann dem Ansehen nach in Gefahr kommen, wenn er von Schrecken und Unmut, Zweifeln und Verdrossenheit, Menschenfurcht und Verzagtheit überwältigt wird. Soweit aber wird's bei dem klugen Manne nicht kommen, der sein Haus auf einen Felsen in angezeigter Weise gebaut hat, nämlich auf das Innerste seines Herzens oder auf Jesum in seinem Herzen, den eigentlichen Felsen, den er sich durch Tun Seiner Rede sichert. Gewässer und Stürme mögen kommen, so viele nur wollen. Sie prallen nur an sein Haus an, können es aber nicht zum Umsturz bringen oder den Halt seiner Seele umstürzen. Aus allem kommt er mit seiner Hoffnung immer unversehrt heraus, ohne auch in Verkehrtes sich hineinreißen zu lassen. Wer mit vollem Herzen Jesu und Seinem Worte anhängt, hat, wie ange-

zeigt, Jesum selbst zum Felsen, der in seinem Herzen einkehrt und dieses unüberwindlich macht, daß auch die Pforten der Hölle nichts gegen ihn ausrichten.

Insbesondere steht, wer auf den Felsen gebaut hat, fest am Tage des Gerichts, wenn auch dieser wie ein Sturm kommt, wie ein Dieb in der Nacht. Ist doch nichts Verdammliches an ihm (Röm. 8, 1), wenn er in Christo Jesu ist und nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist, wie es die Rede Jesu lehrt, zu wandeln bemüht gewesen ist. Wollten auch Anklagen gegen ihn erhoben werden – denn wer bleibt frei von Fehlritten aller Art? –, so kann er sagen (Röm. 8, 31ff.): „Ist Gott für mich, wer will wider mich sein?“ Denn wer will die Auserwählten beschuldigen, wer will sie verdammen? Der gerechtmachende Gott ist ihnen zur Hand, um Jesu Christi willen, der für sie gestorben ist und sie nun vor dem Vater vertritt. Nichts kann sie von der Liebe Gottes scheiden, keine Trübsal und Angst, keine Verfolgung, weder Hunger noch Blöße, weder Fährlichkeit noch Schwert. Sie sind's gewiß, daß kein Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch eine andere Kreatur sie scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, ihrem Herrn.

Anders ist es beim törichten Manne, der bloß Hörer und Huldiger der Rede Jesu ist und kein Täter. Ein Haus hat er wohl gebaut, aber nur als System, nicht als Wirklichkeit im Herzen und auf dem Felsen. So ruht es gleichsam auf einem beweglichen Sand, hat keinen festen Grund; und alles, was dem Hause des klugen Mannes einen Halt gibt, fehlt ihm. Ein Lehrgebäude nämlich, das bloß zur Erkenntnis dient und Jesum nicht dem Herzen eigen macht, das überhaupt nicht auf den Willen wirkt, alles auch zu tun, namentlich auch die Aufforderung, in innigste Gemeinschaft mit Jesu zu treten, gibt dem Menschen keine Stärke und Festigkeit gegen einbrechende Stürme. Gibt's Anfechtungen, wie sie nie ausbleiben, da auch die Finsternis alles aufbietet, um das Beste und Schönste, namentlich wenn es mehr Schein als Wahrheit ist, zu überfallen und niederzuwerfen, so fällt das Gebäude zusammen, d. h. der Mensch verliert wieder alles, ent-

weder schon hienieden, da ein bloßes System ihn nicht vor Versuchungen aller Art, auch nicht vor Abfall unter den Stürmen der Verfolgung zu schützen vermag, oder es ist für ihn, wenn er vor das Gericht kommt und stürmische Anklagen ohne Zahl sich wider ihn erheben, keine Rechtfertigung da, weil der Mensch sich Jesu nicht versichert hat und es überall am Tun hat fehlen lassen, [so daß] er neben all seiner fein gegliederten Erkenntnis, als er noch ein Mensch von besserem Schein war – bei anderen, die nur maschinenmäßig zur Wahrheit gehalten haben und überall nur so mitgelaufen sind, sieht es noch viel schlimmer aus –, neben allem Wissen der Schrift und des Wortes Jesu mit diesem seinem Hause zusammenbricht zum ewigen Verderben, wenn Gottes besondere Gnade ihn nicht aus den Trümmern seines Hauses wieder hervorzieht. So tut das Haus „einen großen Fall“, wie der Herr zuletzt sagt.

## § 50 Eindruck der Bergpredigt

Kap. 7, 28-29

Der Herr hatte die Bergpredigt geschlossen. Matthäus aber setzt noch etwas über den Eindruck hinzu, den sie machte, mit den Worten:

V. 28: „Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über Seiner Lehre“, – V. 29: „denn Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“

Solches war der gewöhnliche Eindruck aller Reden, die der Herr hielt. Das Volk entsetzte sich, wurde sprachlos, nicht über den Worten, sondern über der Lehre, die in denselben lag. Der Geist Jesu, der die Lehre in den Herzen zur Wahrheit machte, drückte niederschlagend auf die Zuhörer, weil keinerlei Gegenrede von ihnen aus möglich war. Nichts von allem, das Er lehrte, war so, daß man denken konnte, es liege etwas Unrichtiges oder nur Halbwahres darin. Alles war Licht und sprach mit unwiderstehlicher Macht, wie heute noch, als Wahrheit zu den Herzen.

Heute noch geben alle, auch die Feinde Christi, der Bergpredigt das Zeugnis, daß sie das bedeutendste Lehrstück sei, das nur je ein Lehrer habe vorbringen können.

Wenn es übrigens heißt: „Er predigte gewaltig“, so heißt es eigentlich: „als einer, der Macht, Recht und Befugnis hatte“ zu reden, wie Er redete, obwohl Er nicht zu den Schriftgelehrten gehörte. Diese achteten sich sonst allein für würdig und fähig, zum Volke zu reden; wer aber Jesum hörte, konnte von diesen denken, sie dürften lieber schweigen, zeigten's mit ihrem Vortrag nicht, als ob ihnen das Recht gebührte, weil keine Macht an die Herzen in ihrem Vortrag lag. Sie selber, auch, wenn sie's etwa anderen versagen wollten, öffentlich zu reden, konnten's wenigstens Jesu nicht verwehren. Denn jedermann fühlte, daß Er das Recht habe zu reden, weil alles einschlug, was Er redete, wie das bei jenen nicht der Fall war. Seine Worte drangen ins Innerste des Herzens hinein mit überzeugender Gewalt. Möchte es immer tiefer auch in unsere Herzen dringen! Möchten wir auch durch Hören und Tun fest und unbeweglich werden und bleiben auf den Tag Jesu Christi! Amen.

## § 51 Das Ganze der Bergpredigt

Kap. 5-7

Es drängt mich, ehe ich die Betrachtungen über die Bergpredigt verlasse, noch einmal das Ganze derselben für die Leser zu überblicken, ihnen einen Gesamtblick in dieselbe zu geben, um zu zeigen, wie überaus evangelisch das Ganze sich ansieht. Im einzelnen ist so viel gesagt worden, daß die Leser leicht den rechten Eindruck vom Ganzen verlieren konnten, obgleich ich immer drunterhinein ein Augenmerk darauf hatte, daß sie ihn nicht verlieren möchten. Ich bitte, Nachfolgendes mit Nachsicht aufzunehmen.

Stellt euch, liebe Leser, noch einmal den Herrn Jesum vor, wie Er die vielen Tausende, die sich versammelt hatten, über-

sieht, deren Verkommenheit und Elend nach Leib und Seele bis ins Tiefste hinein Seinen alles durchschauenden Augen offenbar war. Er setzte sich, um zu lehren, will aber als ein Heiland lehren, der den Jammer der Menschheit wegzunehmen bereit ist. Wozu Er da ist, gibt Er deutlich damit zu erkennen, daß Er nicht oft genug Sein „Selig sind“ wiederholen kann. Mit ungemainer Milde und Zartheit, voll eigener Barmherzigkeit, fügt Er dazwischenhinein die Gesinnungen, die Er braucht, um selig machen zu können. Es ist kein Tun, es sind keine Werke, die Er verlangt, es sind nur Gesinnungen, die auf einem gebrochenen Geist beruhen, bei denen der Mensch das Vertrauen auf sich selbst aufgegeben hat und von welchen beeinflusst er allein auch richtig zu Gott und Menschen stehen kann. Zu Seinen Jüngern aber, die kurz vorher [das] waren, was die anderen, aber insofern Seine Jünger jetzt sind, als bei ihnen die innere Gebrochenheit bis zum Gefühl der Armut aufs Seligsein angefangen hat, sagt Er, sie seien und werden eben damit das Salz der Erde und das Licht der Welt, indem wie Er seinerzeit auf sie, so [sie] ihrerseits auf andere, zuletzt auf alle Menschen wirken könnten und sollten. Selige Arme, die in eine völlige Gemeinschaft mit Gott durch Ihn, den Herrn Jesum, den Gott gesandt, sich flüchten, helfen Jesu zur Wiederbringung der Menschheit. Durch sie sollen zuletzt alle den Vater im Himmel preisen lernen, als Ihm auch wieder zugeführt (5, 16).

Indem aber Jesus Seine Jünger so hoch stellt, ohne daß ihnen Erfüllung des Gesetzes in vollem Umfang nach dem Buchstaben im voraus zur Pflicht gemacht wird, scheint Er sich über die bisherige Offenbarung zu stellen. Er aber sagt, daß gerade durch das, wie Er's sagt und gibt und fordert, sowohl das Gesetz als die Propheten nicht nur nicht aufgelöst werden, sondern zur vollen Würdigung kommen, wenn es auch in anderer Weise als bisher gehen werde, was immerhin zwischen den Zeilen lag. Wer wollte, konnte wohl den Eindruck bekommen, daß ein Neues anfangt, daß aber durch Ihn alles erst recht erfüllt werde. Nicht nur das konnte nachdenklich machen, daß der, der hier redete, sich ganz als den Verheißenen, als den Messias der

Welt, darstellte, wenn sich's um nichts weniger handelte als um eine nun alles durchdringende Kraft (dies der Sinn der Worte: „Ihr seid das Salz der Erde“), die Menschheit aus ihrem Elende und ihrer Verkehrtheit wieder heraufzuheben, und um ein die ganze Welt durchdringendes Licht wider die Finsternis, die überall alles verderbt habe. Kommt aber mit Jesu als dem Erwarteten solch ein Neues, so werden die Propheten erfüllt und so namentlich auch die Verheißung durch Jeremias (31, 31ff.), nach welcher Gott einen Neuen Bund mit Israel machen will, der nicht wie der bisherige Bund mit zwingender Gesetzesgewalt binde, den das Volk nicht gehalten hat, so daß der Herr genötigt war, sie zu zwingen, d. h. von einem Gericht ins andere kommen zu lassen. Der Neue Bund soll der Art sein, daß Gott ihnen Sein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben will, wenn zugleich ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünden nicht mehr gedacht werden soll. Der Geist, wie Er durch den Glauben an Jesum kommt, soll fortan binden, nicht mehr der Buchstabe des Gesetzes, der Geist, den Gott als Heiligen Geist den innerlich Gebeugten, die nur allein durch Jesum wieder aufgerichtet werden, schenken will, der Geist, durch welchen sie von innen heraus getrieben werden, alles zu tun, was im bisher gegebenen Gesetz liegt, und durch welchen sodann die bessere Gerechtigkeit beim Menschen sich herausarbeitet.

Wenn also der Herr die bessere Gerechtigkeit fordert, so stellt Er auch in Aussicht, daß Seine Jünger sie zu erreichen imstande sein sollten. Sie hören daher nicht mit Furcht und Entsetzen, nicht mit bebender Angst die feine Auslegung des Gesetzes an, wie einst Israel die ernsten Gebote vom Berge Sinai herab, sondern mit einiger Freudigkeit, weil der Geist, der bereits in ihnen wirkt und den sie noch voller bekommen sollen, damit einig ist und so es ihnen zu einer Befriedigung dient, recht klar zu wissen, was alles in den ewigen Gottesgeboten liege, um sie dann auch nach dem Herzen Gottes zu erfüllen. Jüngern, die an der Seite Jesu stehen und durch die Gemeinschaft mit Ihm vom Heiligen Geist aus Gott beseelt werden, ist's nur Evangelium, was sie von den Forderungen an sie vernehmen.

Wer freilich, ohne den Geist Christi in sich zu haben, die Auslegung vernimmt, kann innerlich erschreckt und tief erschüttert werden, als über etwas, das er nie zu leisten vermöge. Deswegen konnte ein solcher entweder von Jesu sich abwenden oder, wenn Seine Person doch den Hörenden anzog, dem Anschein nach [das] billigen, was Er sagte, sogar ein wenig sicher neben Ihm sich fühlen, auch wenn er nicht alles so genau halte, wie er's höre. So hat allerdings die Auslegung der Gebote [seitens] Jesu zu allen Zeiten das Schicksal gehabt, daß nur wenige ihr mit der Tat Gehör gaben, ohne Widerspruch dagegen zu erheben. Wo aber das ist, da fehlt's an der Grundlage der zuerst angezeigten Gesinnungen, am wahrhaft gebeugten und gebrochenen Sinn, an der völligen Wegschätzung seiner selbst und an der kindlichen und freudigen Hingabe an Jesum, den Seligmacher. Denn wo dieses ist, kommt's auch zur Erfüllung der Gebote nach dem feinsten Sinn je länger, je mehr, daß in Wahrheit ein dem Herrn wohlgefälliger Mensch daraus heraufwächst, ohne Zwang und Drang, einzig und allein nach einem innerlichen, unwiderstehlichen Zug gerade zu dem hin, wie's der Herr fordert.

So ist's mit der Erfüllung der Gebote, welche sagen: „Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht falsch Zeugnis geben, du sollst kein Gelüste nach dem, das des anderen ist, in dir aufkommen lassen.“ Jünger Jesu, die Ihn in sich haben, gehen mit Freuden auf alles ein, was Er sagt, so sehr, daß die Nichterfüllung des Gesagten ihnen viel saurer wird als die zarte Aufmerksamkeit darauf, daß es ja alles nach Jesu und Gottes Sinn werde. Soll er dem Übel nicht widerstehen, so kann das ihm nicht schwerfallen, wenn er weiß und sieht, was Jesus sich gefallen ließ. Soll er lieben, auch Feinde lieben, wie gerne macht er's dem Vater im Himmel nach, als dessen Kind er sich durch Jesum fühlt! Ja, wenn er in der Liebe vollkommen sein soll, wie der Vater im Himmel es ist, so erschrickt er nicht vor der Aufgabe; denn als Kind des Vaters weiß er's nicht anders. So ist's auch mit dem, was der Herr von der echten Frömmigkeit sagt bezüglich des Almosengebens, des Betens und des Fastens. Es ist ihm etwas Süßes, solches zu hören und zu tun;

und wie tut seinem Herzen das empfangene Reichsgebet so wohl! Gerne läßt er sich auch die Winke sagen bezüglich seiner Stellung zum Zeitlichen, wenn er vor Schätzesammeln und vor verzehrendem Sorgen gewarnt wird, um im Trachten nach dem Reiche Gottes nicht zurückzubleiben. Gibt der Herr endlich noch Winke, wie der Jünger vor innerlichem Schaden sich bewahren solle damit, daß er nicht richtet, nicht immer nur Fehler am anderen sieht mit Übersehen der eigenen, daß er sein Edles Verächtlern nicht preisgibt, daß er in allen Anliegen bitrend zum Vater im Himmel geht, daß er auch dem Nächsten [das] ist, was er wünscht, daß dieser ihm sei, so ist ihm das alles eine willkommene Belehrung, die er aus dem Munde seines Meisters überaus wichtig nimmt. Der Jünger des Herrn, der ganz mit Jesu lebt und an Ihm gleichsam heraufgewachsen, ja in Ihn hineingewachsen ist, weil Er ihn aus allem Elend und aller Trostlosigkeit herausgerissen hat, nimmt alles aufs bereitwilligste auf, sich freuend, daß er nun erst anfängt, ein Mensch zu sein und Gottes zu sein, um seiner Bestimmung auch im Jenseits gewiß zu werden, da er ja gar Gott zu schauen gewürdigt werden soll.

Übersehen wir noch einmal alles, so können wir merken, auf wie wenig alles hinausläuft, was überhaupt dem Menschen zum Seligsein nötig ist. Denn wir können sagen, es sei alles vollständig gesagt, daß wir nur immer auf das in der Bergpredigt Gesagte zurückkommen dürften, um an Trost und Aufmunterung genug zu haben. Was gefordert wird, ist ein Kleines, ein Geringes gegen das, was ein echter Jünger von Jesu empfängt. Wenn der Herr, zum Schluß kommend, sagt: „Gehet ein durch die enge Pforte“, so ist's, als sagte Er: „Jetzt habe ich euch genug und alles gesagt. Nehmt's zu Herzen und waget's. Erschreckt nicht, wenn nur wenige sich darauf einlassen, auch wenn es durch Engen und scheinbare, man kann sie ja kaum wirkliche nennen, Verleugnungen hindurchgeht.“ Weil aber die Menschen gerne sich selbst im Wege stehen und unvermerkt wieder auf Abwege geraten, warnt Er noch vor falschen Propheten (und Lehrern), die als faule Bäume nichts Gutes bieten können, ferner

davor, daß man's nicht bei bloßem Bekenntnis bewenden lasse, wie es in der Folge wirklich fast allgemein wurde, wobei man als bloßer Herrsager bei sich nichts Wahrheit und nichts Tat werden lasse, auch bei geistlichen Gaben übeltäterisch sich benehmen lerne. Selbst wenn einer sich ein Haus baute auf das Gehörte hin und auch das, was er als richtig erkennt und zu einem System bei sich ausbildet, nicht zur Tat und Wahrheit bei sich kommen lasse, werde ihm, sagt der Herr, das nichts helfen, weil ihm im Nu alles über seinem Haupte zusammenfallen könne.

Das, liebe Leser, ist die Bergpredigt; und nun, nachdem ich diese Übersicht über das Ganze, diesen Gesamtblick über die Predigt, gegeben habe, kann ich mit Ruhe in der Auslegung des Evangeliums Matthäi weitergehen, überzeugt, daß ich das Meine getan habe, um Jesu Worte nach Gebühr zu würdigen. Evangelium, das uns das Heil bringen sollte auf Zeit und Ewigkeit, und nur Evangelium ist in der Bergpredigt uns nahegelegt. Die Zeit mag kommen, da es der Heiland alles durch erneuerte Gaben des Heiligen Geistes uns, wie wenn wir Ihn selbst wieder hörten, tiefer in die Herzen einsenken wird, Ihm zur Freude und der verlorenen Welt zu ewiger Erlösung, wenn Er kommt, wie wir auf Ihn warten!

### III.

## Heilungen, Gleichnisse, Wunder

## 8. Kapitel Matthäi

### § 52 Der Aussätzige

Kap. 8, 1-4

Vgl. Mark. 1, 40-44, Luk. 5, 12-14

**M**atthäus hatte mit der Bergpredigt ein Gesamtbild von der Predigt Jesu überhaupt geben wollen und deswegen dieselbe in seinem Evangelium gleich vorne gesetzt. Jetzt stellt er in zwei Kapiteln verschiedene Wunder zusammen, um auch nach dieser Seite hin ein Gesamtbild über das Wirken Jesu zu geben. Die Wunder, die er nacheinander erzählt, kommen auch in anderen Evangelien vor, aber nicht in derselben Ordnung, auch nicht in derselben Weise zusammengestellt. Die Wunder bleiben ja dieselben, in welchem Zusammenhang man sie lesen mag. Immer aber erzählt Matthäus so, als ob alles direkt aufeinanderfolgte, wodurch die Darstellung an Leben gewinnt und dem Evangelium den Eindruck eines Ganzen gibt, daß es weniger den Charakter einer Anekdotensammlung haben soll (siehe § 12, S. 71). Hat vor der Bergpredigt Matthäus gesagt (5, 1): „Da Er aber das Volk sahe, ging Er auf einen Berg und setzte sich“, ohne daß sich's bestimmt an das Vorhergehende, das mehr etwas Zusammenfassendes enthielt, anschloß, so sagt er jetzt: Kap. 8, 1: „Da Er aber vom Berge herabging, folgte Ihm viel Volks nach.“ Überall, wo Jesus gesprochen hatte, gab es viele, die in Scharen Ihm nachfolgten. Was nun gewöhnlich vorkam, sagt Matthäus auch hier. Eigentlich aber soll das Zusammentreffen mit dem Aussätzigen, von dem jetzt die Rede [sein] wird, damit nicht näher bestimmt sein, wie es auch Lukas anders gibt. Es heißt:

V. 2: „Und siehe, ein Aussätziger kam und betete Ihn an und sprach: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen.“ Bei Lukas (5, 12) heißt's: „Und es begab sich, da Er in einer Stadt war, siehe, da war ein Mensch voll Aussatz usw.“ Man sieht daraus, daß der erste Vers in Matthäus eigentlich noch zum vorigen Kapitel gehört und dieses beschließt. Mit V. 2 fängt ein Neues an, das in einer Stadt, in die Jesus kam, sich zutrug. Dem Aussätzigen war hiernach der Aufenthalt in der Stadt noch nicht verwehrt, was anzeigen mag, daß er nicht zum geringsten Stand gehörte. Er konnte sogar vor allen Jesu sich nähern und „vor Ihm knien“ (nach Markus) oder „auf sein Angesicht fallen“ (nach Lukas) oder „Ihn anbeten“ (wie oben).

Auffallend ist es, wieviel der Aussätzige bereits Jesu zutraut. Viele Wunder müssen schon geschehen sein, welche Matthäus nicht näher erzählt hat. Er hatte nur gesagt (4, 24): „Sein Gerücht erscholl in das ganze Syrienland“, und daß von überallher alles kam und sich heilen ließ. Der Aussätzige hat also schon viel von Jesu gehört; und es war ihm tief ins Herz gegangen. Er muß es in seinem Elende viel bei sich bewegt haben, bis er auf den Schluß kam, Jesu müsse alles, müsse auch seine Heilung möglich sein, wenn Er nur wollte. An dem Willen Jesu mochte er etwa noch straucheln, gewiß weil er sich auch im Gewissen belastet fühlte. Er wagt nicht, frei zu bitten: „Herr, mache mich rein“, stellt sich gleichsam nur bittend ihm zur Verfügung und wartete, ob Er ihn mit Gnade ansehen werde. Wenn bei uns je und je Leute beten: „Herr, so du willst, kannst du“, macht's nicht immer den Eindruck, als sprächen sie so in der Demut und Buße, sondern mehr, als trauten sie dem Heiland eine Art Laune zu und dürften sie's Ihm fast übelnehmen, wenn Er nicht wollte. Aber lernen wir doch vor allem demütig bitten und dann auch kindlich es hinnehmen, wenn Er nicht will, was ja in unserer Zeit gar verschiedene Gründe haben kann. Jesus ist hier gleich bereit zu helfen. Es heißt:

V. 3: „Und Jesus streckte Seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will's tun, sei gereinigt. Und alsobald ward er von seinem Aussatz rein.“

Bei Markus heißt's: „Und es jammerte Jesum.“ Dieses innigste Mitgefühl mit den Elenden müssen wir bei Jesu immer hinzudenken. Denn hierin lag die Kraft und Lieblichkeit Seiner Wunder. Wie oft stellt man sich doch den Herrn Jesum kalt bei den Wundern vor, mit einer fast stolzen Sicherheit ohne Gefühl, als wäre es Ihm nur darum zu tun, ein Wunder zu zeigen, wie es Ärzte gibt, denen nichts größere Freude macht, als wenn sie einen Operationsfall sehen, bei dem sie sich mit ihrer Kunst sicher fühlen. Bei Jesu ist's nur Sein Herz, Sein Mitleiden, Sein inneres Jammern, was Ihn treibt, ein Wunder zu tun und auch da ein Wunder zu tun, wo Er aus Klugheit zurückhaltend sein sollte, wie es bei diesem Aussätzigen der Fall war. Wieviel Trost gibt uns doch dieses Jammern Jesu, selbst bis auf den Jüngsten Tag!

Bedenken wir auch, wie es den Zuschauern auffallend sein mußte, daß Jesus Seine Hand ausstreckte und den Menschen anrührte. Wer wagte sonst, das zu tun, da es keine ansteckendere Krankheit gibt als Aussatzkrankheiten, wie sie im Morgenlande vorkommen? Der Herr aber zeigt damit Sein wirkliches Mitleiden, daß Er sich nicht stellt als einer, der die Krankheit scheut. Wie sollte Er sie auch scheuen, Er, der Herr, der über alle Krankheiten gebieten kann? – „Ich will's tun“, sagte Er dazu, d. h. „an meinem Willen soll's nicht fehlen“. Damit ist im stillen dem Menschen die geneigte Gesinnung Jesu, auch die Sünden zu vergeben, von diesen rein zu machen, zugesichert. Nun noch das entscheidende Wort: „Sei gereinigt.“ Es ist ein wunderbar Großes, daß es bei Jesu nur eines Worts bedurfte, um alles tun zu können, was von Ihm gefordert wurde. Er steht nicht als einer da, der sich etwa besinnt, ob ihm auch, was vorliege, möglich sei. Selbstverständlich ist's, daß Er's kann, wenn Er will. Erwägen wir doch, was für einen starken und mächtigen Heiland wir an Jesu haben! Was Er denn in unserer Zeit an großen Wundern wenig oder nicht tut, so dürfen wir nicht denken, es fehle Ihm am Vermögen. Er will vorerst nicht und kann auch nicht wollen, weil es des Abfalls der Christenheit von Ihm zuviel ist und des Glaubens an Ihn zuwenig, auch die Christen-

heit viel zuviel Kräfte der Finsternis hat bei sich einwurzeln lassen, als daß so schnell göttliche Kräfte durchschlagend wirken könnten. Die Zeit aber wird kommen, da die Kräfte der Finsternis niedergeschlagen werden, und dann – was wird alles dann der Barmherzigkeit Jesu möglich sein?

„Als bald ward der Mensch von seinem Aussatz rein“, sagt Matthäus; und bei Lukas heißt's: „Als bald ging der Aussatz von ihm, und er ward rein.“ Man muß es also gesehen haben, wie die Schuppen wichen, nicht gerade sichtbar abfielen, sondern geradezu verschwanden, daß man nur eine reine Haut an Gesicht und Händen sehen konnte. Das geschah „als bald“, nicht nach und nach, daß etwa der Mensch erst in der Zeit von einigen Stunden oder Tagen sich ganz rein fühlte. Es war vielmehr vor Augen im Nu alles anders. Die Wunder Jesu haben meist, wenn man darauf achtet, etwas ganz besonders Hehres und Göttliches an sich, [in]sofern [als] sie mit ungemeiner Schnelligkeit und Vollständigkeit verrichtet wurden, mit kleinen Nebenumständen, die geeignet sind, das Erstaunen des Zuschauers aufs höchste zu steigern. Gott selbst war in Christo; und wie Gott einst sprach: „Es werde“, daß aus nichts etwas wurde, so kann Er auch sprechen, daß ein Etwas in nichts zurückgeht, die Schuppen also plötzlich nicht mehr da sind. Welche Hoffnungen eröffnen sich da den Mühseligen und Beladenen aller Art auf die Zeit, da Jesu Herrlichkeit aller Welt wird offenbar werden! Wird doch die Zeit kommen, da der Herr auch uns „von aller unsrer Unreinigkeit heilen wird!“ Lesen wir weiter:

Matth. 8, 4: „Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, sag's niemand; sondern gehe hin und zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, die Moses befohlen hat, zu einem Zeugnis über sie.“

Markus (1, 43) beginnt dieses mit den Worten: „Und Jesus bedräuete ihn und trieb ihn als bald von sich und sprach zu ihm: Siehe zu usw.“ Der Heiland wünschte also, daß er sich gleich von Ihm entferne, und trieb ihn somit von sich, damit das Aufsehen in Seiner Gegenwart nicht zu groß werde. Er bedräuete ihn auch, d. h. befahl ihm ernstlich an, seine Heilung niemandem zu sagen, d. h. kein großes Geschrei darüber zu erheben

und insbesondere da stille zu sein, wo man mit falschem Herzen zuhören wollte. Warum das, werden wir gleich nachher hören. Außerdem wollte der Herr es bescheiden auf die Priester hinüberspielen, als hätten diese auch durch den Gott Israels einigen Anteil an der Heilung. Wenigstens wollte Er den Eindruck geben, daß Er nicht außer dem Gesetze Mosis und unabhängig von den Priestern, wo diese hergehörten, wandeln wolle. Von Moses nämlich war es geboten, daß die Priester die Pflege und Sache der Aussätzigen auf sich nehmen sollten. Sie mußten erklären, daß jemand aussätzig sei, wenn nämlich die Mittel, die ihnen vom Herrn angezeigt waren, nicht anschlügen. Wurde jedoch jemand wieder heil, so mußte das vom Priester durch eine förmliche Urkunde bestätigt sein. Daher heißt es hier: „Zu einem Zeugnis über sie“, was in Lukas richtiger übersetzt ist: „Ihnen zum Zeugnis“, d. h. etwa, daß sie ein Zeugnis ausstellen könnten.

Gott hatte einst in der Wüste (2. Mose 15, 26) verheißen, daß Er der Krankheiten keine auf Israel legen wolle wie auf Ägypten, wo besonders der Aussatz einheimisch war; sondern Er selbst, der Herr, wolle ihr Arzt sein. Dieses solle geschehen, wenn Israel in den Geboten Gottes wandelte. Da aber vorauszu-sehen war, daß es mit dem Halten der Gebote Gottes nicht [wie] erwünscht vor sich gehen werde, wollte doch der Herr in etwas auch an Übertretern die gegebene Verheißung gelten lassen, [in]sofern [als] Er Anordnungen traf (3. Mose 14, 1f.), wie vermittelst der Priester ein Aussätziggewordener doch sollte wieder geheilt werden können. Je demütiger und bußfertiger nun jemand zum Priester kam, desto gewisser konnten die getroffenen Anordnungen zur Heilung ausschlagen. Das Kapitel in Moses beginnt mit den Worten: „Und der Herr redete mit Mose und sprach: Das ist das Gesetz über den Aussätzigen, wenn er soll gereinigt werden. Er soll zum Priester kommen usw.“ Der Herr, der Gott Israels, erbot sich da, für die Heilung des Aussätzigen etwas zu tun; und wenn dieser geheilt wurde, durfte er es, weil diese Krankheit sonst unheilbar war, als eine Wundergabe vom Herrn ansehen, weswegen der Geheilte nach der Reinigung ein



besonderes Versöhnopfer darzureichen hatte (3. Mose 14, 29-32). Jesus, indem Er Seinen Geheilten zum Priester wies, gibt damit zu erkennen, daß derselbe Gott in Ihm sei, der einst durch die Priester wirkte. In Jesu Zeit war's wohl so gut wie nichts mehr, wiewohl mehr Überreste vom Alten dagewesen sein mögen, als man glaubt. Er will ganz auf dem Boden der ersten Offenbarung ruhen. Nicht unwichtig war solches; und wie tröstlich und ermutigend für jeden, der Jesum so große Dinge tun sah, denken zu dürfen, der nämliche Gott, der einst an Israel sich bezeigt hatte, sei's, der Jesum gesandt und mit solchen Wundergaben ausgerüstet habe! – Markus fügt noch folgendes der Erzählung bei:

Mark. 1, 45: „Er aber, da er hinauskam, hub er an und sagte viel davon und machte die Geschichte ruchbar, also daß Er hinfort nicht mehr konnte öffentlich in die Stadt gehen; sondern Er war haußen in den wüsten Örtern; und sie kamen zu Ihm von allen Enden.“ Wie Markus gesagt hatte: „Jesus trieb ihn alsbald von sich“, so sagt er auch: „Er aber, da er hinauskam.“ Der Geheilte konnte nicht an sich halten, sagte viel von seiner Heilung und machte die Geschichte ruchbar, daß allerwärts davon gesprochen wurde. Die Heilung eines Aussätzigen, so plötzlich geschehen, mußte damals Aufsehen machen; denn eine solche wurde von jedermann, wie heute noch, für durchaus unmöglich gehalten. Das Bekanntwerden der Geschichte hat aber keine guten Folgen gehabt. Jesus, heißt es, konnte nicht mehr öffentlich in die Stadt gehen, teils weil Er zu sehr bestürmt wurde von Leuten und Kranken aller Art, die dann nur mechanisch geheilt sein wollten, ohne einen Begriff von der Person Jesu zu haben, teils wohl auch, weil bereits argwöhnische und feindselige Gesinnungen sich offenbarten. So mußte Er in wüsten, d. h. abgelegenen und einsamen Örtern, dahin man für gewöhnlich nicht kam, sich aufhalten. Dahin kamen die Leute wohl auch von allen Enden; aber für Ihn war es doch nicht dasselbe, als wenn Er frei öffentlich vor jedermann sich hätte können sehen und hören lassen. Immer ist's ein Schaden, wenn die Sache Gottes gleichsam in den Winkel sich flüchten muß, da

böse Zungen allerlei auf Geringschätzung oder Verfolgung Zielendes denken und aussprechen konnten. Durch wieviel Gedränge hat doch der Herr Jesus mit all Seinem Wohltun hindurchmüssen!

## § 53 Der Hauptmann zu Kapernaum

Kap. 8, 5-9

vgl. Luk. 7, 1-8

Wir kommen zu einem anderen Wunder, das der Herr an dem Knecht oder Sklaven des Hauptmannes zu Kapernaum tut. Dieser Hauptmann war ein Heide. Das sieht man einerseits an dem, daß er Jesum zu sich kommen zu lassen scheut, und andererseits an dem, daß der Herr ihn Israel oder den Juden entgegengesetzt mit den Worten: „solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden“, nämlich, will Er sagen, wie an diesem Heiden. Die Geschichte ist in Matthäus kürzer erzählt als in Lukas; und wir müssen beide Berichte zusammennehmen. Bei Matthäus heißt es:

Matth. 8, 5: „Da aber Jesus einging zu Kapernaum, trat ein Hauptmann zu Ihm, der bat Ihn“ – V. 6: „und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gichtbrüchig und hat große Qual.“ – V. 7: „Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen.“

Matthäus übergeht da einiges betreffs des Hergangs der Geschichte, den überhaupt Lukas anders gibt. Dieser schreibt:

Luk. 7, 1: „Nachdem Er aber vor dem Volk ausgeredet hatte, ging Er gen Kapernaum.“ – V. 2: „Und eines Hauptmanns Knecht lag todkrank, den er werthielt.“ – V. 3: „Da er aber von Jesu hörete, sandte er die Ältesten der Juden zu Ihm und bat Ihn, daß Er käme und seinen Knecht gesund machte.“ – V. 4: „Da sie aber zu Jesu kamen, baten sie Ihn mit Fleiß und sprachen: Er ist sein wert, daß du ihm das erzeigest.“ –

V. 5: „Denn er hat unser Volk lieb; und die Schule hat er uns erbaut.“ – V. 6: „Jesus aber ging mit ihnen hin.“

Wenn Lukas sagt: „Nachdem Er aber vor dem Volk ausgedredet hatte, ging Er gen Kapernaum“, so schließt er das an die sogenannte Feldpredigt an, welche Er (Luk. 6, 17-49) mitgeteilt hatte und die viel Ähnliches mit der Bergpredigt hat, vielleicht auch dieselbe war, nur mehr zusammengedrängt und weniger abgerundet. Denn wenn sie auch auf einem Platz im Felde (V. 17) gehalten wurde, so konnte dieser Platz doch zugleich auf einer Höhe gewesen sein, welche Matthäus Berg nannte. Matthäus nämlich schließt im Grunde auch den Eingang nach Kapernaum an die Bergpredigt an, obgleich die Heilung des Aussätzigen dazwischengesetzt wurde, indem er sagt (8, 1): „Da Er aber vom Berge herabging“ und jetzt (V. 5): „Da aber Jesus einging zu Kapernaum“, wie vom Berge her.

Matthäus nun läßt den Hauptmann selbst zu Jesu treten. Nach Lukas kam er nicht selbst, sondern sandte [...] statt seiner die Ältesten der Juden. Matthäus läßt mithin die Sendung der Ältesten weg und gibt nur die Hauptsache, weil er kürzer sein will. Für den Leser der Geschichte, dem ja nur das Wunder wichtig sein sollte, konnte es einerlei sein, ob der Hauptmann persönlich kam oder durch die Ältesten. Letztere vertraten die Stelle des Hauptmanns, so daß es doch als ein Herzutreten des Hauptmanns zu denken ist, wie es auch heißt: „Er sandte die Ältesten und bat Ihn.“ Die Bitte bezog sich auf einen Knecht, worunter man sich einen Sklaven zu denken hat, der leibeigen war. Der Hauptmann, heißt es, „hielt diesen Knecht wert“. Treue und anhängliche Sklaven galten immer als ein großer Schatz in einer Familie; und wenn ihnen etwas widerfuhr, war mitunter Teilnahme, Bekümmernis, Angst und Sorge fast größer als [die] für eigentliche Familienglieder, weil oft das ganze äußere Leben einer Familie an solchen Sklaven hing und mit diesen die Familie nahezu alles verlor. Man denke, was ein Joseph dem Hause Potiphars war. Des Hauptmanns Knecht nun war gichtbrüchig und hatte große Qual, was auf sehr schmerzhaftes Krampfzustände hinweist, die auch dämonisch sein konnten. Nach Lukas war der Knecht dadurch todkrank geworden.

Interessant ist es, zu lesen, wie die Ältesten sich für den Hauptmann verwandten. „Sie baten Ihn“, heißt es, „mit Fleiß“. Kaum ist es zu glauben, daß sie den Auftrag gern übernahmen, weil sie als Älteste lieber nichts mit Jesu zu schaffen haben wollten. Aber weil der Hauptmann ein Freund der Juden war und ihnen sogar eine Schule (Synagoge) erbaut hatte, woran man sieht, daß er den Gott Israels zu ehren wußte, und fast als ein Judengenosse galt, konnten sie es nicht abweisen, ja es lag ihnen noch sehr daran, daß Jesus dem Hauptmann sich gefällig erzeigen möchte. Sagen mußten sie immerhin, der Hauptmann bitte, daß Er komme und seinen Knecht gesund mache. Daß sie aber doch selbst auch Jesu etwas zutrauten, nach dem, was sie sonst gehört hatten, zeigen ihre eigenen Worte: „Er ist sein wert, daß du ihm das erzeigest.“ Vielleicht wären sie nicht zu Jesu gekommen, wenn es sie selbst betroffen hätte. Weil es aber aus Gefälligkeit gegen einen, der für sie eine Bedeutung hatte, geschehen sollte, denken sie mild von Jesu, können sie sich auch vor Ihm heruntergeben, können sie sogar ein wenig glauben. So müssen ihrer viele oft selbst wider ihren Willen an einen Glauben hinkommen. Einmal übrigens war's auch ein Königischer zu Kapernaum, den die Krankheit seines Sohnes weich machte zum Glauben an Jesum, zu dem aber der Herr doch bedeutsam sagte: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht“, d. h. ihr würdet nicht zu mir kommen, wenn ihr nicht genötigt wäret, um ein Wunder zu bitten (Joh. 4, 47-54).

In Lukas nun heißt es ferner einfach: „Jesus aber ging mit ihnen hin.“ Bei Matthäus aber, der den Hauptmann selbst vor Jesu sich denkt, heißt's: „Ich will kommen und ihn gesund machen.“ Wenn daher weiter bei Matthäus (V. 8) der Hauptmann sogleich persönliche Einsprache dagegen erhebt, tut er nach Lukas das erst, als sie nicht fern vom Hause waren, und wieder nicht persönlich, sondern durch Freunde. Wir lesen da:

Luk. 7, 6: „Da sie aber nun nicht ferne von dem Hause waren, sandte der Hauptmann Freunde zu Ihm und ließ

Ihm sagen: Ach, Herr, bemühe dich nicht; ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehest“; – V. 7: „darum ich auch mich selbst nicht würdig geachtet habe, daß ich zu dir käme. Sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knabe (Knecht) gesund.“ Das letztere konnten die Ältesten nicht statt des Hauptmanns sagen. Denn sie dachten sich keinesfalls eine Hilfe, wenn nicht Jesus persönlich käme. Daß sich aber Jesus willig zeigte zu kommen, konnte ihnen auch auffallen, weil der Hauptmann eben doch ein Heide war; und in dem Hause eines Heiden sah es immer heidnisch aus, weil auch allerlei Götzenstatuen nicht leicht fehlten. Wenn sie aber sonst etwa Anstoß daran genommen hätten, nahmen sie’s doch jetzt gerne an um des Hauptmanns willen, dem sie sich gefällig machen wollten. Wie schwer sich sonst fromme Juden entschlossen, in das Haus eines Heiden zu gehen, sieht man an Petrus, der zu dem Hauptmann Cornelius, in dessen Haus er gekommen war, wie sich entschuldigend sagte (Apg. 10, 28-29):

Apg. 10, 28: „Ihr wisset, wie es ein ungewohnt Ding ist einem jüdischen Manne, sich zu tun oder zu kommen zu einem Fremdlinge; aber Gott hat mir gezeigt, keinen Menschen gemein oder unrein zu heißen.“ – V. 29: „Darum habe ich mich nicht geweigert zu kommen, als ich bin hergefordert.“ Nachher haben auch die Brüder mit Petrus gezankt, daß er zu den Männern, die Heiden seien, eingegangen sei und mit ihnen gegessen habe (Apg. 11, 2). Sonst nämlich verunreinigte sich dadurch nach dem Gesetz ein Jude, daß er unrein war bis auf den Abend. Jesus nun hatte sich in das, wie man’s von Ihm forderte, ergeben und gesagt: „Ich will kommen und ihn gesund machen.“ Aber recht war’s am Ende doch auch, daß der Hauptmann zuletzt noch es sich verbot, weil er sich eben ganz nach dem Urteil der Leute als Heide fühlte.

Nach dem nun, wie der Hauptmann sich scheute, Jesum in sein Haus kommen zu lassen, war er doch den Juden noch nicht nahe genug gekommen. Wenn er näher zu ihnen gestanden wäre wie sonst Judengenossen, so hätte er weniger Scheu vor dem Besuch, wie er sie um Jesu willen hatte, gehabt, während er jetzt

dachte, er als Heide fordere etwas Ungebührliches von Jesu als einem Juden, der ihm dazu viel höher stand als alle Juden, auch als die Ältesten, wenn er einen Besuch von Ihm in seinem Haus erwartete. Wohl mag es auch sein, daß er als Heide vor der Person Jesu, die ihm als eine göttliche dastand, eine besondere Scheu für sich gehabt hat. Jesus war ihm zu heilig, daß es ihm wurde wie dem Petrus nach dem Fischzug, der sagte (Luk. 5, 8): „Herr, gehe hinaus von mir; ich bin ein sündiger Mensch.“ Deswegen achtet sich der Hauptmann nicht einmal für würdig, persönlich zu Jesu zu kommen, wie er sagte, geschweige denn daß Er unter sein Dach gehe. Jedenfalls hat der Hauptmann etwas von der geistlichen Armut, wie sie für den Herrn so wichtig ist und sonst wenige Juden vor dem Herrn zeigten. Diese Armut machte ihn auch fähig zu dem starken Glauben, den er hatte, wenn er sagte: „Sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.“

Wie tief dieser Glaube wurzelte, ist aus seinen weiteren Worten zu ersehen, wenn er sagt:

Matth. 8, 9 (Luk. 7, 8): „Denn (auch) ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit untertan, und habe unter mir Kriegsknechte. Noch wenn ich sage zu einem: Gehe hin, so gehet er; und zum anderen: Komm her, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tue das, so tut er’s.“ Er selbst, will er sagen, habe eine Befehlsmacht über eine Anzahl von Kriegsknechten, die er unter sich habe, obgleich er auch wieder einer höheren Obrigkeit, wie einem Generale usw., untertan sei. Zu seinen Kriegsknechten oder Sklaven brauche er nur ein Wort zu sagen, um auf den pünktlichsten Gehorsam zählen zu dürfen. Wie er nach diesen Worten von dem Herrn Jesu denke, läßt er diesen selbst erraten. Ihn denkt er sich, können wir sagen, nicht als einen, der einer höheren Obrigkeit untertan sei, sondern als den, der mit dem Allerhöchsten, mit Gott selbst, eins sei. Wie also der Hauptmann Kriegsknechte unter sich habe, so Er Legionen von Engeln, die Er nach Belieben ausschicken könne. Er braucht also nur einem der unsichtbaren Engel, die Ihn als Diener umgeben, zu gebieten, daß er zu dem kranken Knechte hingehe, um mit der ihm dargereichten

Gotteskraft an Seiner Statt die Krankheit zu heilen oder den Dämon der Krankheit auszutreiben. Wenn er sich's so dachte, so war's mit dem übereinstimmend, was der Herr zu Nathanael sagte:

Joh. 1, 51: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn.“

Man muß erstaunen über diese Rede eines heidnischen Hauptmanns. Sie setzt jedenfalls voraus, daß er nicht unbekannt war mit den Wundern, die aus alter Zeit unter dem Volke Gottes hochgehalten wurden, und daß er diese Wunder wirklich höher schätzte als alle Juden zur Zeit Jesu, weil er sie auch auf Jesum, den Gesandten Gottes, den verheißenen Messias, wenn er an diesen zu denken wagte, überzutragen imstande war. Proselyten dachten immer mehr an den großen Verheißenen als die Juden selber. Ja, setzen wir hinzu, wenn Jesus der Gottmituns ist, als welcher Er verheißen ist, der da heißt (Jes. 9, 5): „Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst“, so kann Er's nicht sein, ohne zugleich der Repräsentant aller Wunder des Alten Testaments zu sein mit dem Sinn, daß durch Ihn vorkommendenfalls alles wieder erreichbar sei, was je in den alten Zeiten Israel erfahren hat (vgl. Matth. 17, 20; 21, 21). In den letzten Zeiten mag man es noch völliger erfahren als gerade zur Zeit der Niedrigkeit Jesu auf Erden. Das heißt an Jesum glauben; und wer nicht so glaubt, glaubt eigentlich gar nicht an Jesum. Dem Hauptmann aber war wenigstens soviel unzweifelhaft gewiß, daß Jesu alle Dinge möglich sein müssen. Es war ihm ernst mit dem, was er sagte. Denn er wagte mit diesem Glauben viel, wenn es sich doch um die Wiedergenesung seines Knechts handelte. Wieweit bei ihm freilich sonst die Erkenntnis Jesu eine ausgebildete war, über dem, was er zunächst im vorliegenden Falle brauchte, müssen wir dahingestellt sein lassen. Um aber recht zu glauben, braucht's nur eines Lichtblickes, der alles der Tat und Wahrheit nach schon so konzentriert dem Geiste geben kann, daß ein umständliches Sichbewußtwerden von allem gar nicht nötig ist. Ja, der wirkliche Glaube ist oft

völliger da, als wo alles bereits in ein menschlich formuliertes Wissen verflochten ist.

## § 54 Die Kinder des Reichs ausgestoßen

Kap. 8, 10-13

vgl. Luk. 7, 9. 10

Wir haben noch den Schluß der Geschichte des Hauptmanns zu Kapernaum mit seinem Knechte zu betrachten. Das zuletzt Bemerkte kann uns erst die nachfolgende Rede Jesu recht wichtig machen. Es heißt:

Matth. 8, 10: „Da das Jesus hörte, wunderte Er sich und sprach zu denen, die Ihm nachfolgten: Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht funden.“

Wenn der Herr da sagt: „in Israel“, so will Er damit sagen, daß Er noch nirgends, wo Er auch unter den Juden, dem Volke Israel, aufgetreten sei, einen ähnlichen Glauben wahrgenommen habe, wie ihn hier der Heide zeige. Viele schätzten Jesum wohl hoch, wunderten sich über Seine Wunder und horchten mit Begierde auf Seine Rede. Aber tief genug ging der Glaube an die Person Jesu doch nicht. Sie wußten aus Jesu durchaus nicht das völlig zu machen, was Er war; und wie weit hätten die bisherigen Wunder sie schon führen können! Nur bis auf einen gewissen Grad ging die Wertschätzung Jesu; und damit hatten sie denn doch eigentlich den Heiland der Welt nicht erfaßt. Es ist bemerkenswert, wie die Juden nirgends, die Samariter, um das gelegentlich zu sagen, aber alsbald in Jesu den Heiland der Welt erkannten, wie sie zu dem Weibe sagten:

Joh. 4, 42: „Wir haben selber gehöret und erkennen, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.“ Den Gedanken, daß Jesu alles möglich sei und [es] zu allem nur eines Wortes bedürfe, daß Ihm als dem Verheißenen und darum dem Stellvertreter des Herrn Zebaoth, der selbst keinen Größeren, wenn

auch auf Erden wohl (Joh. 14, 28), über sich habe, alles möglich sei, weil Ihm alle Heerscharen zu Gebot stehen, wenn es nötig würde, konnten die Juden nicht fassen, obwohl sie's mit Augen sahen. Den Herrn der Herrlichkeit erkannten sie nicht in Jesu (1. Kor. 2, 8), obwohl sie wie die Jünger „sahen Seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1, 14). Der Hauptmann erkannte es mehr.

Wie niedrig geht nicht auch bei uns oft der Glaube der Gläubigen, daß sie kaum mehr etwas Besonderes, das an ein Wunder grenzte, glauben erwarten zu dürfen! Wie nötig wäre doch oft auch eine Hilfe von demselben Heiland, der den Gichtbrüchigen geheilt hat, für Kranke ähnlicher Art, welchen doch kein Mensch zu helfen imstande ist? Aber wie schwer kommen viele, eben selbst von denen, die zu den Gläubigen gezählt werden, in Nöten daran, an einen Heiland nur zu denken, geschweige etwas von Ihm zu hoffen? Wenn es denn auch kaum gehen will, selbst wenn man Glauben hat, wie sollte man den Heiland doch bitten lernen, doch wieder sich finden zu lassen für die Tausenden von Elenden, über die sich oft Steine erbarmen möchten! Aber die meisten bleiben kühl und fern von dem Glauben an Jesum, wie er hierbei erforderlich wäre. Daß vollends [das], was während des Wandels Jesu auf Erden nicht völlig hervorgetreten ist, zuletzt doch noch hervortreten müsse, damit alle Welt erkenne, welch eine Herrlichkeit in Jesu erschienen sei und sich noch offenbaren werde, damit es doch einmal zu einer Vollendung des Reiches Gottes im Sinne des Weltheilandes käme, wie viele sind's, die solches schon gar nicht anhören mögen!

Erwägen wir das, so dürfte unser Geschlecht die weiteren Worte Jesu in der Geschichte des Hauptmanns wohl beherzigen. Sie lauten:

Matth. 8, 11: „Aber ich sage euch: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen.“ – V. 12: „Aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappen.“ Heiden sind es, die der

Herr unter den vielen versteht, die vom Morgen und vom Abend kommen werden und die zu lauterem und ganzem Glauben an Jesum gekommen sein würden als an einen Heiland, der alles vermöge, [um] aus der äußersten Verworfenheit und Finsternis sie herauszureißen. Diese werden als echte und wahre Kinder Abrahams im Himmelreich gelten und in seiner und der anderen Patriarchen, Isaaks und Jakobs, Gemeinschaft sein und sitzen. Da finden wir auch vom Herrn gelegentlich angedeutet, wie einmal aller Unterschied zwischen Juden und Heiden aufhören und der Glaube an Jesum beide zu einem Volke verschmelzen werde. Nach der Geschichte sind auch beide schon auf Erden so ineinander hereingekommen, daß ein Unterschied auch äußerlich sich nicht mehr kundtut. Die Kinder des Reichs aber, die nach dem Wort des Herrn ausgeschlossen werden, sind die Juden, welche als Reichskinder dastehen sollten, weil für sie vornehmlich und zuerst der Heiland gekommen ist.

Der Ausschluß aber geschieht darum, weil die Juden im allgemeinen den eigentlichen Glauben an Jesum nicht angenommen haben als den Seligmacher von ihren Sünden, der, weil der Sohn Gottes, mit allen himmlischen Kräften ausgerüstet, gekommen sei, um mit Allmachtskräften den Plan der Erlösung auszuführen. Wer Ihn nicht als Sohn nimmt und eins mit Gott, glaubt nicht an einen Heiland und kann Seiner Erlösungsgnade nicht teilhaftig werden. Denn diese kann nur den Bußfertigen und Gläubigen zukommen, nicht denen, die ihre Sünden nicht erkennen und fühlen und darum auch die angebotene Hilfe nicht ergreifen. Lassen sie Jesum keinen Heiland sein, so haben sie nichts an Ihm weder in dieser noch in jener Welt. Wie sie daher mit ihrem Unglauben sich selbst ausschließen, so werden und bleiben sie ausgeschlossen, wenigstens die ganze Zeit über, in welcher das Reich Gottes gebildet wird, bis dieses zu seiner Vollendung kommt. Mögen sie leben oder sterben, so haben sie keinen Heiland, sind sie nicht im Himmelreich. Sie sterben auch nicht in das Reich Gottes hinein. Sie „sterben in ihren Sünden“, wie sonst der Herr sich ausdrückt (Joh. 8, 24), die ja nicht weggenommen worden sind. Für sie gilt also auch nicht das Wort

Jesu (Joh. 11, 25): „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ Sie liegen mithin im Tode in mehr oder weniger argen Peinzuständen. Letztere versteht der Heiland unter der „äußersten Finsternis, da wird sein Heulen und Zähneklappen“, wohin die Ausgeschlossenen kommen. Das starke Wort Jesu drückt also noch nicht die ewige Verdammnis aus, in welche sie kommen würden, da sie aus dieser noch errettet werden können, wie für sie zu hoffen ist zur Zeit der Vollendung des Reichs. Denn wir sind ja von Paulus belehrt (Röm. 11, 25-26), wie doch zuletzt „ganz Israel noch selig werden soll, wenn die Fülle der Heiden wird eingegangen sein“. Bis dahin sind sie fortan in der Verstockung, deren Folgen auch tragend; denn „Gott hat sie alle beschlossen unter den Unglauben“ (zur Strafe, aber doch) „daß Er zuletzt sich aller erbarmen“ könne (Röm. 11, 32). Wie aber damals die Juden den kürzesten zogen, so kann es auch vielen in der Christenheit gehen, die ohne den eigentlichen Glauben an den Heiland hinfahren, also ohne von dem Banne der Sünde und Finsternis frei geworden zu sein. Diese Finsternis bleibt über ihnen in drückendster Weise. O bedächten sie's besser!

Die Geschichte von des Hauptmanns Knecht schließt bei Matthäus mit den Worten (V. 13): „Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht ward gesund zu derselbigen Stunde.“ – Bei Lukas (7, 10): „Und da die Gesandten wiederum zu Hause kamen, funden sie den kranken Knecht gesund.“

Der Herr ist also nicht in des Hauptmanns Haus gegangen. Er hat seinen Glauben krönen wollen damit, daß Er wirklich abwesend den kranken Knecht heilte. Der Herr hat ihm so auch gezeigt, wie seine Demütigung Ihm gefallen habe. Wenn der Herr nach Matthäus sagt: „Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast“, so müssen wir bei Lukas es nehmen, als sagte der Herr zu den Gesandten: „Gehet hin, es geschehe dem Hauptmann, wie er geglaubt hat.“ Der Knecht aber wurde in derselben Stunde gesund. Die große Qual, die er gelitten hatte, waren wohl, wie oben schon bemerkt, vornehmlich dämonische Krämp-

fe. Der Herr aber ist der Stärkere und da, die Werke des Teufels zu zerstören. Er sei gepriesen, der so groß und herrlich auf Erden schon sich dargestellt hat! Wieviel Großes dürfen wir doch von Ihm noch weiter hoffen!

## § 55 Petri Schwieger

Kap. 8, 14-15

vgl. Mark. 1, 29-31 und Luk. 4, 38-39

Während der Herr noch in Kapernaum war, kam eine weitere, scheinbar einfache Heilung vor, welche der Herr an Petri Schwieger vollzog. Wir lesen:

Matth. 8, 14: „Und Jesus kam in Petri Haus und sah, daß seine Schwieger lag und hatte das Fieber.“ – Bei Markus (1, 29) heißt es: „Und sie gingen bald aus der Schule und kamen in das Haus Simonis und Andreas, mit Jakobo und Johanne.“ – Ähnlich bei Lukas (4, 38): „Und Er stand auf aus der Schule und kam in Simons (d. h. Petri) Haus usw.“

Die Geschichte schließt sich also nicht unmittelbar an die von des Hauptmanns Knecht an, sondern trug sich an einem der Sabbate (Mark. 1, 21-22) zu, nach dem Eingang Jesu in Kapernaum. Markus beschreibt es, wie sich die Leute entsetzten über die Lehre Jesu und wie „Er gewaltig redete und nicht wie die Schriftgelehrten“ (Matth. 7, 29), auch wie in der Schule ein Besessener geheilt wurde, worauf „Sein Gerücht bald erscholl umher in die Grenze Galiläas.“ (Mark. 1, 28). Während nun Jesus in der Schule (Synagoge) war, scheint Petri Schwieger schnell von einem harten Fieber befallen worden zu sein; denn so trafen sie's an, als sie wieder heimkamen. Der Herr hatte sonst Seine Wohnung in Kapernaum (Matth. 4, 13), von wo aus Er mag in die Schule gegangen sein. Petrus und die Seinen wohnten auch in der Stadt, wie wir sehen. Sie wohnten wohl nahe beieinander; und den Tag über war der Herr vielleicht mehr in Petri Haus, weil noch kein volles Einverständnis war

zwischen Ihm und Seinen Brüdern (Joh. 7, 5). Jetzt kamen auch Jakobus und Johannes, Söhne des Zebedäus, in Petri Haus; und sie blieben alle da bis zum anderen Morgen (Mark. 1, 35).

Die Erzählung zeigt uns, daß Petrus verheiratet war, was sonst in der evangelischen Geschichte nicht berührt wird. Aber durch Paulus wissen wir, daß Petrus (Kephas) „eine Schwester“, d. h. eine wirkliche Jüngerin Jesu, „zum Weibe mit umherführte“ (auf seinen Missionsreisen) „wie die andern Apostel“ (1. Kor. 9, 5). Weiteres aber ist über die Ehe sämtlicher Apostel nichts bekannt, nur daß Paulus selbst unverheiratet blieb. Daß Petrus schon in der Zeit, da er Jesu als Jünger nachfolgte, verheiratet war, zeigt, daß das seiner Berufung zum Apostel nicht im Wege stand; und zugleich zeigt es auch seinen und seines Weibes ganzen Sinn für Jesum, den auch die Mutter seiner Frau, wie wir sehen, teilte. Denn wenn später Petrus zu Jesu sagen konnte (Matth. 19, 27): „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolget“, so lag ein Besonderes darin, daß er auch seine Frau verlassen hatte, d. h. durch das eheliche Band, das immerhin verblieb, sich nicht hindern ließ, Jesu nachzufolgen. Vielleicht aber folgte die Frau selbst auch je und je, um nach Erfordernis zu dienen, Jesu nach, wie denn manche Weiber in solcher Weise nachfolgten. Die unbefangene Art, mit welcher solches geschah, hatte jedenfalls nichts Auffallendes an sich.

Bei Matthäus nun (8, 14) lesen wir: „Simonis Schwieger lag und hatte das Fieber.“ – Markus (1, 30) setzt hinzu: „Und alsbald sagten sie Ihm von ihr.“ – Lukas (4, 38) sagt: „Sie war mit einem harten Fieber behaftet, und sie baten Ihn für sie.“ Etwas Auffallendes war da sicher geschehen, weil die Sache sonst kaum in drei Evangelien erzählt worden wäre. Das Fieber scheint auch nicht dagewesen zu sein, als sie in die Schule gingen; oder es war erst nur unbedeutend. Bis sie aber zurückkehrten, war es hart geworden. Wenn indessen, wie wir hören werden, der Herr „dem Fieber gebot“, so ist daraus zu schließen, daß es ein dämonischer Angriff war, den die Schwieger erfuhr; und man kann daran erinnern, wie der Herr in derselben

Stunde einen ersten Auftritt in der Schule hatte mit einem Menschen, der von einem unsauberen Geist besessen war (Mark. 1, 23ff.). Es war eine Tücke der Finsternis, die arme Frau in der Abwesenheit des Herrn und der Ihrigen zu überfallen oder gar ihr Leben zu bedrohen; und sie hat wohl einen nicht unbedeutenden Glaubenskampf nötig gehabt, um bei ihrem Alleinsein nicht überwältigt zu werden. Man kann es auch bei uns erfahren, wie unter Umständen einsam gelassene Personen, namentlich Kinder, eine gewisse Schutzlosigkeit haben, die der Feind zu benützen sucht. Wie viele schmerzliche Dinge sind nicht da schon vorgekommen! Deswegen ist möglichst das Alleinlassen zu vermeiden oder an einen besonderen Gottesschutz zu denken, der erbeten werden muß. Letzteres ist um so nötiger, weil man ohne den Herrn überall allein ist, wie auch die Schwestern Martha und Maria, ohne den Herrn sich allein fühlend, ihren Bruder Lazarus haben sterben sehen, da freilich ihr Glaube hätte wohl stärker sein sollen.

Dem Herrn also sagten sie von der Kranken alsbald, da Er ins Haus trat. Wir lesen weiter:

Bei Matthäus (8, 15): „Da griff Er ihre Hand an; und das Fieber verließ sie, und sie stand auf und dienete ihnen.“ – Bei Markus (1, 31): „Und Er trat zu ihr und richtete sie auf und hielt sie bei der Hand; und das Fieber verließ sie alsbald. Und sie dienete ihnen.“ – Bei Lukas (4, 39): „Und Er trat zu ihr und gebot dem Fieber, und es verließ sie. Und bald stand sie auf und dienete ihnen.“ Einfach schien das Wunder zu sein; und doch bedurfte es der Wunderkraft Jesu, wenn dem Fieber gesteuert, das Leben erhalten werden sollte. Der Herr mußte gebieten; und wer hätte das vermocht? Der unsaubere Geist, der eingedrungen war, war nur durch Jesu Wort zum Weichen zu bringen. In einem Nu war auch alles so schnell vorbei, daß die gute und wohl auch höchst vergnügt gewordene Frau als Hausmutter fortan den Anwesenden, die dazubleiben vorgehabt hatten, dienen konnte, begreiflich mit Speisen, welcher sie nach der Heimkehr von der Schule bedurften. Freude und Dank gegen den Herrn und ein brüderliches Einssein untereinander durch Jesum, der es

an wichtigen und holdseligen Reden gewiß nicht fehlen ließ, würzte die schnell bereitete Speise. Wie unscheinbar, aber traulich saßen doch da die großen Heroen der Menschheit beieinander, Jesus an der Spitze, in einem bescheidenen Wohngelasse und unansehnlichen Gewändern und beim einfachsten Mahle! Man möchte dabeigewesen sein!

Erst gegen Abend, wahrscheinlich weil es Sabbat war, erweiterte sich der Kreis der Versammelten; ja, ein wahrer Sturm von Leuten zog sich gegen sie her, wovon später.

## § 56 Er trug unsre Krankheit

Kap. 8, 16-17

vgl. Mark. 1, 32-34; Luk. 4, 40-41

Am Abend des Sabbats, an dem der Herr in Petri Haus dessen Schwieger vom Fieber befreite, wurde es lebhaft um Ihn, wie drei Evangelisten erzählen, deren Berichte wir zusammenstellen.

Bei Matthäus heißt es (V. 16): „Am Abend aber brachten sie viele Besessene zu Ihm; und Er trieb die Geister aus mit Worten und machte allerlei Kranke gesund.“ – Bei Markus (1, 32): „Am Abend aber, da die Sonne untergegangen war, brachten sie zu Ihm allerlei Kranke und Besessene.“ – (V. 33): „Und die ganze Stadt versammelte sich vor der Tür.“ – (V. 34): „Und Er half vielen Kranken, die mit mancherlei Seuchen beladen waren; und trieb viele Teufel aus und ließ die Teufel nicht reden, denn sie kannten Ihn.“ – Bei Lukas (4, 40): „Und da die Sonne untergegangen war, alle die, so Kranke hatten mit mancherlei Seuchen, brachten sie zu Ihm. Und Er legte auf einen jeglichen die Hände und machte sie gesund.“ – (V. 41): „Es fuhr auch die Teufel aus von vielen, schrieten und sprachen: Du bist Christus, der Sohn Gottes. Und Er bedräuete sie und ließ sie nicht reden; denn sie wußten, daß Er Christus war.“

Wie wurde es jetzt so tumultuarisch im Hause und um das Haus Petri, wenn es gar heißt: „Und die ganze Stadt versammelte sich vor der Tür.“ Daß es auf einmal so wurde, mag von dem Auftreten Jesu in der Schule und der Heilung des Besessenen daselbst (Mark. 1, 21-28) hergekommen sein. Die Leute jedoch ließen den Sabbat erst vorübergehen, weil sie einen solchen Tumult am Sabbat nicht veranlassen wollten. Im allgemeinen hatte denn doch der Herr Jesus an den Sabbaten mehr Ruhe. Erst als die Sonne untergegangen und damit der Sabbat vorüber war (denn mit dem Abend fing bei den Juden bereits der folgende Tag an), kamen die Leute heran. Man sieht aber, wie es der Kranken und Siechen und Besessenen so viele gab. Alles hatte Gebrechen, und alles wollte geheilt sein. Wie würde es doch auch bei uns zugehen, wenn der Herr mit Seinem Wirken unter uns erschiene! Ist es doch nicht auszusprechen, wieviel alle Welt leidet und Plage hat. Nicht nur allerlei Kranke, mit mancherlei Seuchen behaftet, hatte der Heiland zu heilen; sondern auch Besessene (siehe § 11, S. 58-68) kamen viele zu Ihm, Leute, die ihrer selbst nicht mächtig waren und mit denen die Angehörigen unsäglich viele Not hatten, weil ein fremder Geist in ihnen sie stürmisch, tobend, schreiend und unbeugsam machte. Man bedenke, wie groß auch in unserer Zeit die Zahl sogenannter Geisteskranker und Tobsüchtiger ist, die man aber nicht besessen nennen darf, weil niemand an Besessenheit glauben will. Wenn man aber ihrer viele oft so nacheinander kommen sieht, wird man doch an Jesu Zeit erinnert, da der Besessenen viele zu Ihm kamen, die doch ganz eben die Kranken waren, wie man sie zu Hunderten bei uns findet, und die man damals nicht geisteskrank, sondern besessen nannte. Möchte nur die Kraft bald wieder gegeben werden, diesen unglücklichsten unter den Menschen helfen zu können!

Jesus war der Geister mächtig. „Er trieb sie aus mit Worten“; und wenn sie, weil sie Ihn kannten, wie Markus (1, 34) sagt, reden wollten, so ließ Er ihnen das nicht zu. Manche schrien wohl auch laut: „Du bist Christus, der Sohn Gottes!“ (Luk. 4, 41). Aber „Er bedrohete sie und ließ sie nicht reden,



weil sie wußten, daß Er Christus war.“ Die Teufel wußten das, die Menschen nicht; und weil diese es nicht von selbst merkten, so durften jene Ihn auch nicht verraten. Den Teufeln, die in der Lüge stehen, ist ja sonst nicht geraten zu glauben; und darum sollten sie auch nicht sagen, was zu glauben war. Aber einen eigentümlichen und erschütternden Eindruck mußte es doch auf viele machen, wenn sie hörten, wie aus der unsichtbaren Welt heraus Jesus für den Messias erklärt wurde. Verwundern aber darf uns das nicht, denn Jesus sollte ein Heiland für alle Kreatur werden. Die Geister der Verstorbenen wie die Dämonen, Teufel genannt – oder soweit sie es wenigstens waren –, sollten auch Anspruch an Ihn machen dürfen und werden es auch wohl am Ende der Tage. Für jetzt war’s, wie es erscheint, zu frühe; denn wie vieles war doch noch erforderlich und mag’s heute noch sein, bis die ganze seufzende Kreatur, soweit sie sich einmal ergeben wird oder soweit sie wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes, auch frei werden kann „zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“! (Röm. 8, 19ff.) Vorerst konnte Jesus nichts weiter für sie tun, als sie bedrohen und austreiben. Wunderbar aber war damit wenigstens den Besessenen, denen sonst niemand helfen konnte, geholfen.

Matthäus führt bei dieser Gelegenheit bedeutungsvoll eine prophetische Stelle an, die durch Jesum erfüllt worden sei. Er sagt:

V. 17: „Auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten Jesaja (53, 4), der da spricht: Er hat unsere Schwachheit auf sich genommen, und unsere Seuche hat Er getragen.“ Die Stelle im Propheten heißt eigentlich wörtlich so (Jes. 53, 4): „Fürwahr, Er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen“; und bekannt ist, daß Jesaja in diesem Kapitel von dem kommenden Knechte des Herrn, der Jesus war, als von dem Lamm redete, auf welches alle Sünden der Menschen gelegt worden seien, damit Er dieselben am Kreuze wie auf einem Opferaltare büßte. „Die Strafe lag auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch Seine Wunden sind wir geheilet“ (Jes. 53, 5). „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe; ein jeglicher sahe auf seinen Weg. Aber der Herr warf unser aller Sünde auf Ihn“ (V. 6). Auch Johannes der Täufer

erinnerte an diese Stelle, wenn er von Jesu sagt (Joh. 1, 29): „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Jesaja spricht also mehr von einer Befreiung von Sünden, die wir durch Christum erlangen sollten, als von Krankheiten und Seuchen, wiewohl es bedeutungsvoll bleibt, daß er auch von unserer Krankheit spricht, die Er getragen, und von unseren Schmerzen, die Er auf sich geladen habe.

Matthäus nun wendet die prophetische Stelle auf die Heilungen von Krankheiten an, die Jesus vollzog. Er sieht ihre Erfüllung auch in dem, daß Jesus alle Krankheiten und Seuchen wegnahm, in dieser Weise unsere Schwachheit auf sich nehmend und unsere Seuchen tragend. Jesus machte ja dabei die Krankheiten der Kranken gleichsam zu den Seinigen, indem Er die Kranken bei Seinem Vater, der Ihm die Vollmacht zur Heilung gegeben hatte, vertrat. Ein Ähnliches können wir auch von jeder Fürbitte, die wir füreinander tun, sagen. Wir nehmen da die Krankheiten anderer auf uns, als wären wir’s, die den Herrn zu bitten und für uns zu bitten hätten. Nur so wenigstens, wenn wir recht fühlen für die Kranken und ganz in ihre Stelle mit ihren Schmerzen uns versetzen, mithin vollste Teilnahme zeigen, hat die Fürbitte einen Wert vor Gott und mehr und mehr eine Wirkung, wie die Zeit vorrückt, da der Herr der Fürbitte und Teilnahme wieder mehr Kraft gibt. Unsere Fürbitte aber könnte nie etwas ausrichten, wenn nicht Jesus vorangegangen wäre, da wir nur als Stellvertreter Jesu, der ja nicht mehr auf Erden weilt, nach Beruf uns bezeigen dürfen. Nur als Jesu Stellvertreter sind wir imstande, etwas hoffen zu können, weswegen alles im Namen Jesu geschehen muß und muß geschehen können, weil Eigenmächtigkeit nichts gilt.

Wenn aber Jesus die Krankheiten auf sich nahm und die Seuchen trug, so war das nicht in demselben Augenblicke allein, da Mitleiden Ihn antrieb, die Krankheiten zu den Seinigen zu machen, um Abhilfe zu tun; sondern bei Ihm hat’s alles bereits Bezug darauf, daß Er auch als ein Opfer fallen mußte, auf dem alles lag, wie die Sünde, so auch die Folgen der

Sünde, die sehr verschieden waren, namentlich sich auch als Gebundenheiten unter die Macht der Finsternis zeigten. Von der letzteren waren die Besessenen überwältigt; und ihr gab sich zuletzt Jesus noch als ein Opfer hin, weil ja doch Seine Feinde als Werkzeuge der Finsternis die Macht Satans repräsentierten, welche erst durch den Tod Jesu völlig gebrochen werden konnte. Wir können noch weitergehen und auch den Gedanken nicht abweisen, daß Jesus, ehe Er öffentlich auftrat, vielleicht von Kind auf viele der Seuchen am eigenen Leibe durch die Tücke der Finsternis unschuldig tragen und mit Glauben an die Macht Seines Vaters von sich selbst wegekämpfen mußte, um dadurch ein Recht zu Seinen Heilungswundern zu bekommen. Solches konnte wohl auch das Wort des Jesaja andeuten und Matthäus mit seiner Anführung der Stelle zu verstehen geben. Lesen wir doch auch sonst von Jesu, daß „Er versucht gewesen sei allenthalben gleichwie wir, doch ohne Sünde.“ (Hebr. 4, 15). Er hatte darum, als Er auftrat, dem Satan bereits seinen Harnisch ausgezogen und ihn gebunden als der Stärkere (Matth. 12, 29) und stand nun als ein Sieger da, der nur eines Worts bedurfte, um Gebundene zu lösen.

Wenn endlich die große Verheißung in Jesaja (53, 4) sagt, daß der Knecht des Herrn nicht nur unsere Sünden, sondern auch unsere Krankheiten tragen und wegnehmen würde, wie sich's an Jesu offenbarte, so geht daraus hervor, daß wir nicht mehr die ganze Kraft des Evangeliums besitzen, [in]sofern [als] wir durch dasselbe nicht mächtig werden über die Krankheiten, namentlich nicht über die Kräfte der Finsternis. Denn von beidem, von der Sünde und von der Krankheit, uns zu helfen, ist Jesus gekommen, und hat Er sich für uns aufgeopfert. Wie begreiflich ist daher unser Sehnen nach erneuerten Kräften wider die Krankheiten, welche so entsetzlich namentlich in unseren Tagen die Menschheit foltern, besonders wider die in den Menschen wirksamen finsternen Kräfte! Wie begreiflich, ich wiederhole es, ist doch das nur auch, daß wir das Evangelium wieder ganz hätten, wie wir es haben sollten, als eine Kraft Gottes, selig zu machen und von allen Wunden, auch denen

des Leibes und Lebens, zu heilen! Wir warten darum mit vollem Recht und getrost auf das Wiederkommen einer solchen Zeit. Denn endlich müssen wir auf Erden wieder ganz haben, was Jesus uns mit Seinem durch Sein Blut besiegelten Evangelium verheißen und gegeben hat!

Psalm 33, 20: „Unsere Seele harret auf den Herrn, Er ist unsere Hilfe und Schild.“ – V. 21: „Denn unser Herz freuet sich Sein, und wir trauen auf Seinen heiligen Namen.“ – V. 22: „Deine Güte, Herr, sei über uns, wie wir auf dich hoffen!“

## § 57 Jesu Beten in der Wüste

Anhang zu Matth. 8, 14-17

nach Mark. 1, 35-39 und Luk. 4, 42-44

Das Nächstfolgende bei Matthäus schließt sich nicht an das Vorige an. Was aber Markus und Lukas daran anschließen, wollen wir nicht übergehen, weil's eine Fortsetzung ist von dem in Matthäus und dieses ergänzt.

Markus sagt, 1, 35: „Und des Morgens vor Tage stund Er auf und ging hinaus. Und Jesus ging in eine wüste Stätte und betete daselbst.“ – V. 36: „Und Petrus mit denen, die bei ihm waren, eilten Ihm nach.“ – V. 37: „Und da sie Ihn fanden, sprachen sie zu Ihm: Jedermann suchet dich.“ – (Hierzu setzt Lukas 4, 42: „Und das Volk suchte Ihn, und kamen zu Ihm und hielten Ihn auf, daß Er nicht von ihnen ginge.“) – V. 38: „Und Er sprach zu ihnen: Lasset uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich kommen.“ (Lukas: „Denn dazu bin ich gesandt.“) – V. 39: „Und Er predigte in ihren Schulen in ganz Galiläa und trieb die Teufel aus.“

Die Besuche vor Petri Haus vom Abend an mögen bis in die Mitternacht fortgedauert haben. Der Herr hatte also auch in der Nacht wenig Ruhe; und um nicht zu frühe wieder überstürzt zu werden und weil es Ihn drang, auch ein wenig für

sich zu sein, ging Er morgens noch vor Tag ins Freie an eine wüste, d. h. einsame Stätte, da Er betete.

Das Beten Jesu war ein Umgang mit Seinem Vater oder dem den Vater repräsentierenden Engel, wie später ein solcher im Garten Gethsemane zu Ihm kam. Wir haben uns nämlich den Herrn in der Schwachheit des menschlichen Fleisches zu denken, „allenthalben versucht gleichwie wir“ (Hebr. 4, 15); und da wurde es für Ihn wie für uns ein Bedürfnis, in der Stille mit Seinem Vater umzugehen, auch Weisungen und Stärkungen von Ihm zu holen. Denn Sein Beten war kein bloßes Wortemachen, wie es bei uns ist und nicht anders sein kann; sondern es machte sich bei Ihm, wenn Er den Mund auftat, gleich zu einem persönlichen höheren Verkehr. Wir können etwa sagen, Er werde dergleichen nicht so viel von Seinem Vater bedurft haben wie wir, weil Er so viel in sich selbst hatte; aber je mehr Er für sich war, desto mehr wollte Er [das], was Er war, nicht außer der Gemeinschaft mit Seinem Vater stellen. Die Befriedigung eines völligen Einsseins mit Seinem Vater in allem, das Er redete und tat, wollte Er mindestens haben; und das war's, was Er mit Seinem Beten erreichte. Sehr belehrend für uns ist diese Seine Haltung zu Seinem Vater. Wir sollten's von Ihm lernen, nicht geradeaus immer mit dem, was wir sind und vermögen, fortzumachen, ohne uns in allem in die persönliche Gegenwart Gottes zu stellen, ob es Seine volle Genehmigung habe oder nicht. Leicht bekommt unsere Tätigkeit einen Anstrich von eigener Tätigkeit, Selbstvermessenhaftigkeit, falscher Konsequenz, Unaufmerksamkeit nach mancher Seite; und das kann unserem Wirken mancherlei Schatten beibringen, wie es selbst an den bewährtesten Männern Gottes offenbar geworden ist, wenn wir nicht immer wieder, im Gefühl des eigenen Nichts, demütig und klein vor den Herrn uns stellen, gleichsam alles mit Ihm bis ins kleinste durchgehend. Das Beten des Herrn macht's uns auch deutlich, wie Er sagen konnte (Joh. 5, 17. 19. 20): „Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.“ Ferner: „Der Sohn kann nichts von Ihm selber tun, denn was Er siehet den Vater tun, denn was derselbige tut, das tut gleich auch der Sohn. Der Vater aber hat den Sohn lieb und

zeigt Ihm alles, was Er tut.“ Ebenso sagt Er (Joh. 5, 30): „Ich kann nichts von mir selber tun. Wie ich höre, so richte ich, und mein Gerichte ist recht; denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat.“ Bekannt sind auch Seine Worte (Joh. 10, 30): „Ich und der Vater sind eins.“ Wenn man solches liest, mag man's begreifen, wie der Heiland so fleißig vor dem Angesichte Seines Vaters liegen konnte.

Wenn wir weiter nachdenken, so mag auch der Umstand, daß der Herr es eben so viel mit Besessenen zu tun gehabt hat, Besprechungen mit Seinem Vater und Fragen an Ihn zur Folge gehabt haben. Denn hier handelte es sich nicht bloß um die Unglücklichen, die befreit werden sollten, sondern auch um die Dämonen, die ausfahren sollten und die auch Wesen waren, welche nicht obenhin zu behandeln waren. Denselben durfte und konnte Er vor den Leuten keine Weisung geben, wohin sie zu gehen hätten; und ungewiß blieb wohl zunächst auch Ihm, was mit ihnen werden sollte. Auch lag sicher Mitleiden mit ihnen Ihm nahe, wenn sie so sehr in der Angst waren, nun in die Tiefe oder in die Verdammnis fahren zu müssen (Luk. 8, 31). Was da alles der Heiland mit Seinem Vater, wenn Er betete, zu verhandeln hatte, können wir freilich nicht sagen; aber ahnen können wir, daß immer Wichtiges für Ihn vorlag vor Seinem Vater. Auch wenn der Herr vor dem Grabe des Lazarus betete: „Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast; doch ich weiß, daß du mich allezeit hörest“ (Joh. 11, 41f.), so ist es deutlich, daß Er die Erlaubnis und Kraft zur Auferweckung des Lazarus, der schon vier Tage im Grabe gelegen war, erst von Seinem Vater herausbitten mußte, weil dieselbe doch etwas ganz Außerordentliches war; und wenn Er sagt, daß der Vater Ihn allezeit höre, so liegt darin, daß auch sonst der Herr bezüglich Seiner Wunder oft erst Bitten an den Vater zu richten hatte, ehe Er sie tun durfte oder wollte. Manch anderes mag hiernach für ein Beten vor Seinem Vater dem Herrn nahegelegen sein, da Er ja auch Seinen besonderen Gehorsam zu bewähren hatte.

Während der Abwesenheit Jesu kamen Leute in Petri Haus, um Jesum zu sprechen. Petrus und die mit ihnen

waren, kamen in Verlegenheit, weil sie nicht wußten, wo Er hingekommen war. Sie gingen eiligst aus, suchten und fanden Ihn. Sie zeigten Ihm an, wie jedermann Ihn suche und Sein begehre. Das Volk selbst kam nach, und als sie Ihn fanden, wollten sie Ihn aufhalten und baten Ihn, doch nicht von ihnen zu gehen. Er aber, weil der Sturm zu groß geworden war, wollte nicht bleiben. Er konnte nicht zu lange Leuten eines Orts sich hingeben, da Eile not tat, um beizeiten im Lande herumzukommen, weil jedermann von Seiner Erscheinung etwas wissen sollte. Mit allen Kranken sozusagen an einem Orte aufzuräumen, war Er ohnehin nicht willens, weil es denn doch viel nötiger war, das Evangelium recht weit auskommen zu lassen, und mit bloßem Gesundmachen Sein Beruf nicht erfüllt worden wäre. So sagte Er denn zu Seinen Jüngern: „Laßt uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich gekommen.“ Überall will Er's offenbar werden lassen, daß der Heiland und Seligmacher da sei. Er riß sich also, müssen wir fast sagen – denn leicht wurde es Ihm nicht –, von den Leuten los und zog rasch von einer Stadt in die andere durch ganz Galiläa, um in den Schulen vom Reiche Gottes zu predigen. Seine Jünger, wie wir erkennen, zogen mit Ihm. Drunter hinein hatte Er immer wieder auch Teufel auszutreiben.

Mit diesem allem wird uns ein recht klares Bild gegeben von der Tätigkeit, die Jesus entwickelte, und von Seiner Aufopferung und Hingabe an Seinen Beruf, so kurz und einfach auch die Evangelisten reden. Aller Menschen möchte Er sich erbarmen. Was wird Er vom Himmel her gegen das Ende der Tage hin noch alles tun, um aus der sichtbaren und unsichtbaren Welt Verlorene zu sammeln in Sein Reich, daß dieses zu seiner Vollendung komme? Unaussprechlich Großes dürfen wir von Ihm erwarten, da Ihm ja jetzt alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden. Sollte Er diese Macht umsonst haben?

## § 58 Des Menschen Sohn obdachlos

Kap. 8, 18-20  
vgl. Luk. 9, 57-58

Matthäus fängt ein Neues an, das nicht im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden steht, indem er fortfährt:

V. 18: „Und da Jesus viel Volks um sich sahe, hieß Er hinüber jenseits des Meeres fahren.“ Daß Jesus viel Volks um sich sah und diesem durch eine Fahrt über das Meer ausweichen wollte, mag öfters vorgekommen sein. Diesmal war's dem Matthäus um die beiden Wunder zu tun, von der Beschwichtigung des Meeres und von der Heilung der Gergesener, weil er überhaupt mancherlei Wunder zusammenstellen wollte. Ehe er aber Jesum das Schiff besteigen läßt, erzählt er noch einiges von solchen, die Jesum nachfolgen wollten. Er redet nur von zweien, Lukas (9, 57-62) von dreien.

Bei Matthäus V. 19 heißt es: „Und es trat zu Ihm ein Schriftgelehrter, der sprach zu Ihm: Meister, ich will dir folgen, wo du hingehest.“ – Bei Lukas 9, 57: „Und sie gingen in einen anderen Markt. Es begab sich aber, da sie auf dem Wege waren, sprach einer zu Ihm: Ich will dir folgen, wo du hingehest.“ Die äußere Einkleidung ist bei den beiden Evangelisten verschieden. Matthäus erzählt es so, als wäre es zwischen dem Vorhaben Jesu, über das Meer zu fahren, und der Abfahrt vorgekommen, und Lukas, als wären sie eben in einen Markt gegangen. Bei beiden aber war's doch unterwegs, wie Lukas sagt: „da sie auf dem Wege waren“. Der Herr wurde, wollen beide sagen, unter dem Gedränge, in dem man sich auf dem Wege befindet, da man auch keine eingehenden Unterredungen haben kann, angegangen, ob's nun nach dem Schiffe oder nach dem Marktflecken ging. Es kann auch von da an, wo eben Jesus war, noch durch einen Marktflecken gegangen sein, ehe man zum Schiffe kam. Ob das Zweite, das Matthäus anführt, und dann auch noch das Dritte bei Lukas nacheinander so vorkam, wie es erzählt ist, mag ungewiß sein. Vielleicht wollten die

Evangelisten nur Gleichartiges zusammenstellen. Doch siehe das Spätere.

Zunächst wird von einem Schriftgelehrten gesagt (daß es ein Schriftgelehrter gewesen sei, läßt Lukas unberührt), daß er zu Jesu herzugetreten sei und zu Ihm gesagt habe, er wolle Ihm folgen, wo Er hingehe. Die Worte wollen eigentlich doch nur besagen: „Ich will mit dir dahin gehen, wo du etwa (letzteres ist im Griechischen ausgedrückt) abgehst, einkehrst, deine Herberge hast.“ Man wird dabei an das erinnert, was Johannes (1, 37-38) von jenen zweien erzählt, welche auf des Täufers Wink hin Jesu nachfolgten, da dann der Herr sich umwandte und sagte: „Was suchet ihr?“ und sie entgegneten: „Rabbi, d. h. Meister, wo bist du zur Herberge?“ Beim Schriftgelehrten war's gewiß nicht ein Anerbieten, bleibender Jünger Jesu zu werden; und sein Nachfolgen sollte so nur ein Mitgehen bis in Jesu Haus sein, um dort Ihn etwa auch allein zu haben. Die Reden Jesu haben ihn so angezogen, daß er gerne mehr gehört und sonst Näheres erfahren hätte, da teils inneres Angefaßtsein, teils Neugierde ihn leitete. Als Schriftgelehrter hoffte er wohl auch von Jesu, dem Meister oder Lehrer, etwas zu lernen, wie denn in der Regel Schüler durch Verkehr mit Gelehrten, nicht aus Büchern wie bei uns, ihre Studien zu machen und sich auszubilden pflegten. Von Jesu setzte er jedenfalls voraus, daß Er eine bestimmte Wohnung habe, dahin Er immer wieder „abgehe“; und da hofft er, bei Ihm einkehren und eine lehrreiche Unterhaltung haben zu können. Hierauf bezieht sich die Antwort Jesu. Diese lautet:

Matth. 8, 20 und ganz so auch Luk. 9, 58: „Jesus sagte zu ihm: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da Er Sein Haupt hinlege.“

Der Herr will dem Schriftgelehrten einfach sagen, daß Er keine eigene Wohnung habe, die Er immer wieder aufsuche, noch weniger solchen Quartier geben könne, die bei Ihm sein wollten. Es könne daher dem Wunsche des Mannes nicht Folge geleistet werden. Aber beherzigen wir das Wort des Herrn näher,

wenn Er sagt, Er habe es nicht wie die Füchse, die ihre Ruhestätten hätten, noch wie die Vögel, die ihre Nester und Aufenthaltsstätten hätten, da sie wie in Quartieren zu sein pflegen, wenn sie in die Ruhe gehen. Wenn Er auch in Kapernaum sozusagen daheim war, so war Er doch eigentlich auch hier nur Gast der Seinen oder Petri. Damit hat aber der Herr dem Schriftgelehrten nicht Seine Armut vorhalten wollen; denn Gruben und Nester sind ja nicht gerade Anzeichen von einem Besitze. Wie Füchse und Vögel hätte Er es am Ende schon haben können, wenn Sein Beruf es Ihm zugelassen hätte, ein bestimmtes Heim zu haben. Sein Beruf aber war der Art, daß Er beständig auf Wanderungen war und es da nehmen mußte, wie es wurde. In fremden Häusern ist Er wohl selten über Nacht geblieben, weil Er das schon um Seiner Jünger willen nicht konnte, auch weil Er das Beschwerliche vermeiden wollte, das mit der Gastfreundschaft für die Leute verbunden war. Seinen Jüngern, wenn sie ohne Ihn umherzogen, hat Er es schon erlauben, ja anbefehlen können (Matth. 10, 11). Sonst war Sein Lager im Freien, wie Er öfters im Garten Gethsemane übernachtete. Solches war im Morgenlande überhaupt nichts Ungewöhnliches, weswegen man gerne ein Oberkleid bei sich hatte, um mit demselben bei Nacht im Freien sich zu umhüllen. Für Zeiten ungünstiger Witterung gab es, besonders vor den Städten, öffentliche Räume verschiedener Art, die gedeckt waren und in welchen Reisende, wenn sie größere Gruppen bildeten, Unterkunft fanden. In solcherlei Räumen war wohl meist der Herr mit Seinen Jüngern über Nacht, und wie oft unter vielen anderen Leuten! Erinnern wir uns auch, daß Er in einer Art Viehhalle geboren wurde, weil sonst kein Raum in der Herberge war.

Wir mögen aus dem allem ersehen, wieviel es sich der Heiland kosten ließ, Seinem Beruf obzuliegen, und wie viele Verleugnungen Er auf sich nahm; Bedürfnisse hatte Er so gut wie keine, und Bequemlichkeiten jeder Art waren Ihm fremd, wenn Er nur in der Gemeinschaft der Verlorenen sich fühlte, deren Retter und Heiland zu sein Er da war. Es wanderten wohl auch ältere Frauen mit, welche Ihm dienten, indessen es hatten

wie Er. Liebesdienste aber, die von Herzen gingen, nahm Er auch wieder gerne an, wie wir bei der Salbung der Maria sehen, während die Umstände, welche eine Martha in Bethanien mit der Bedienung machte, keineswegs nach Seinem Wunsche waren. Auf diese Weise war für jeden Seiner Jünger sogleich Gelegenheit gegeben, es zu zeigen, ob er fähig sei, Sein Jünger zu sein oder nicht. Wenn Er sagte: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir!“ (Matth. 16, 42), so ließ die Selbstverleugnung nicht erst auf sich warten; sie fing in Seiner Gesellschaft augenblicklich an. So hatte es freilich jener Schriftgelehrte, wenn er wirklicher Jünger Jesu hätte werden wollen, nicht gemeint. In dieser vor Menschenaugen so geringen Weise sich zu halten wäre einem Schriftgelehrten, der einigen Rang beanspruchte, unmöglich gewesen.

Der Herr aber hat dem Schriftgelehrten in Seiner Antwort noch etwas Neues gesagt. Er war von ihm Meister oder Lehrer genannt worden und spricht nun von sich als des Menschen Sohne. So hat kein Gelehrter je von sich gesprochen; und so hat man überhaupt noch keinen Menschen von sich reden hören. Man fühlt es auch gleich, daß der Herr mit diesem Namen Seine Person unterscheidet von der aller anderen Menschen. Weil wir die Benennung zum ersten Male in Matthäus finden, wollen wir umständlicher darüber reden.

Das Besondere des Namens hatte seine Beziehung auf das Besondere, das es mit Jesu überhaupt war. Indem Er nämlich sich so nennt, ist's ein stiller Wink, daß Er etwas ist, was Er sonst nicht war und nicht nötig hatte zu sein, daß Er vielmehr in die menschliche Niedrigkeit sich gestellt hatte von einer göttlichen Höhe herab, die Ihm ursprünglich eigen war. Wir wissen ja, daß Jesus das menschengewordene Wort war, das im Anfang bei Gott war und selbst Gott, durch welches auch alles geworden ist, was gemacht ist. Sooft Er nun sich des Menschen Sohn nennt, erinnert's daran, daß Er den Menschen zuliebe Mensch geworden ist; und genaugenommen nennt Er sich damit den Menschgewordenen. Ursprünglich in göttlicher Gestalt, hat er sich, wie Paulus (Phil. 2, 7) sagt, „selbst geäußert und hat Er

Knechtsgestalt angenommen, da Er ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden“. Obwohl also Gottessohn, ist und heißt Er des Menschen Sohn. Er bleibt sich gleich in dieser Selbstbenennung; und nicht ohne Bedacht nennt Er sich auch vor dem Schriftgelehrten des Menschen Sohn; denn statt: „Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege“ sagt Er: „Des Menschen Sohn hat nicht“, usw. Er wollte ein Höheres in dem Manne wecken, damit derselbe Ihn keineswegs als seinesgleichen nehmen möchte. Es lag für Jesum auch ein Bekenntnis von Seiner Person darin, das Er wagen mußte und das im Grunde, obwohl das Unscheinbare des Ausdrucks nicht leicht Anfeindung wecken konnte, dem Bekenntnis vor den Richtern gleichkommt, wenn Er auf die Frage, ob Er Gottes Sohn sei, antwortete (Luk. 22, 70): „Du sagst's; denn ich bin es auch.“

Noch weiter haben wir zu beachten, daß Jesus mit dem Namen Menschensohn sich auch geradezu für den verheißenen Christus oder Messias erklärt, obwohl es vielen verdeckt blieb, wie gerade der Name Davids Sohn und Gottes Sohn den Messias bezeichnete. Denn offenbar stellt sich der Herr mit solcher Benennung auf den Boden der Weissagung, welche den kommenden Christus wenigstens einmal auch Menschensohn nannte, und zwar in einer den ganzen Christus, wie Er wurde und werden soll, uns vorzeichnenden Stelle. Denn wir lesen:

Daniel 7, 13: „Ich sahe in diesem Gesichte des Nachts, und siehe, es kam einer in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten und ward vor denselbigen gebracht.“ – V. 14: „Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nicht vergehet, und Sein Königreich hat kein Ende.“ Klar und deutlich ist hier die Zukunft und Bedeutung des Messias ausgedrückt; und wer dieser Weissagung eingedenk war, mußte mindestens sich verwundern, daß sich Jesus allezeit des Menschen Sohn nannte; und namentlich ein Schriftgelehrter wie der, welcher jetzt vor Jesu stand, konnte frappiert werden, ob nicht Jesus sich verblümt den Messias nenne. Wenn das, so

wäre Er ja der, welcher, wie in der Danielschen Weissagung angezeigt wird, bis zu dem Alten, d. h. zu dem Vater im Himmel, der Seines ewigen Seins wegen der Alte heißt und als Alter bei Daniel (7, 9) geschildert wird, kommen und vor denselbigen gebracht werden würde. Da soll Ihm auch Gewalt, Ehre und Reich gegeben werden, daß Ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollen. Wir sehen ja hier in Daniel eben das geweissagt, was der Hebräerbrief von Jesu sagt:

Hebr. 1, 3: „Sintemal Er hat gemacht die Reinigung unsrer Sünden durch sich selbst, hat Er sich gesetzt zu der Rechten der Majestät in der Höhe“, – V. 4: „so viel besser geworden denn die Engel, so gar viel einen höheren Namen Er vor ihnen ererbet hat.“ Aus allem geht hervor, daß Jesus mit dem Namen des Menschen Sohn geradezu sich den verheißenen Messias nannte.

Wir können's durch einige Stellen noch deutlicher machen. In Mark. 8, 29. 31, als die Jünger Jesum als Christum bekannt hatten, sagt der Herr, ihnen zuerst verbotend, daß sie das [je]mandem sagen sollten, weiter: „Des Menschen Sohn“, also ebender, den sie Christus nannten, „werde viel leiden.“ Ferner will einmal (Joh. 12, 34) das Volk gehört haben, daß Christus, wenn Er komme, ewiglich bleibe, und nun stutzt es daran, daß Jesus sagte: „Des Menschen Sohn müsse erhöht werden“ (nämlich ans Kreuz), weil sie unter dem Menschensohn nichts anderes als Christum zu verstehen schienen. Daher fragen sie jetzt, weil es für sie den Anschein hatte, als ob Er unter dem Menschensohne, sofern derselbe nicht ewiglich bleibe, nicht Christum meine: „Wer ist denn dieser Menschensohn?“ Wenn daher Jesus ein andermal (Matth. 16, 13) fragt: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?“ so will Er wissen, wie sie es auffassen, wenn Er sich Menschensohn nenne. Da ergab sich, daß sie doch nicht verständig genug waren, vielleicht auch, weil sie sich vor dem Gedanken, daß Er Christus sein werde, fürchteten; denn sie wollten Ihn nur als Johannes den Täufer oder als Elias oder als Jeremias oder als sonst einen der Propheten nehmen, während Petrus, gefragt, wofür Seine Jünger Ihn hielten, kühn und

frei antwortete: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ (Matth. 16, 16). So legten also die Jünger den Namen Menschensohn aus. Sooft denn Jesus, von sich redend, sagt: „Des Menschen Sohn“, meint Er nichts anderes, als daß Er der Menschensohn Daniels sei, also Christus oder der Messias.

Durch solche Betrachtung wird die Niedrigkeit, mit der sich Jesus unter dem Volk bewegte, um so rührender und ergreifender, wenn Er sich sogar [das], was zur Schlafesruhe unentbehrlich scheint, versagte und wenn Er oft vielleicht mit Hunderten, sei's im Freien oder in einem Schopfe, auf dem freien Boden sich niederlegte. Seine Jünger und Nachfolger aber sollten wie Er zu jeder Selbstverleugnung sich verstehen, sollten auch liebend und teilnehmend mit aller Demut und Sinnesniedrigkeit in jeden Menschenkreis, freilich zugleich als ein leuchtendes Licht, sich stellen, indem sie auch die Geringsten und Niedrigsten als solche anzusehen hätten, die zum Himmelreich berufen sind. Hat man in unserer Zeit solches alles genügend gelernt? In der Heidenwelt mitunter wohl; und auch sonst gibt's da und dort rührende Beispiele. Im allgemeinen aber ist's, als ob man bei der Nachfolge Jesu eher Ansprüche machen zu können hofft, als zu persönlichen Verleugnungen sich hergeben will. Wenn uns doch nur unsere Person nicht immer so kostbar wäre! Wie wenig aber machte des Menschen Sohn aus Seiner Person!

## § 59 Den Toten die Toten

Kap. 8, 21-22

vgl. Luk. 9, 59-60

Matthäus führt noch einen weiteren Zwischenfall an, da sich's um einen anderen handelte, der Jesu nachfolgen wollte oder sollte. Lukas erwähnt noch eines Dritten. Betrachten wir den ersteren.

Bei Matthäus 8, 21 heißt es: „Und ein anderer unter Sei-

nen Jüngern sprach zu Ihm: Herr, erlaube mir, daß ich hingehe und zuvor meinen Vater begrabe.“ – Bei Lukas 9, 59: „Und Er (Jesus) sprach zu einem andern: Folge mir nach. Der sprach aber: Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe.“

Man könnte denken, daß die Evangelisten gelegentlich eine Zusammenstellung von Gleichartigem hier gemacht hätten, ohne daß es also aufeinandergefolgt wäre. Indessen paßt es doch fast besser, es so zu nehmen, daß die drei Zwischenfälle, den mit dem Schriftgelehrten eingeschlossen, wirklich aufeinanderkamen, während Er auf dem Wege war (V. 18), nach dem Schiffe zu gehen. Denn um deswillen konnte der Herr den Jüngern, um die sich's im zweiten und dritten Fall handelte, keinen Verzug gestatten, so nötig dieser beiden in ihren Verhältnissen schien. Als mithin der Schriftgelehrte abgefertigt war, kam gleich ein anderes vor, das auf die Jüngerberufung Bezug hatte. Matthäus und Lukas haben's ein wenig verschieden. Doch wenn Lukas sagt, der Herr habe zuerst zu dem anderen gesprochen: „Folge mir nach“, so liegt in der Rede des Jüngers an den Herrn auch bei Matthäus, daß eine Aufforderung an ihn schon erfolgt war. Denn wenn er sagt: „Ich will zuvor meinen Vater begraben“, so muß ihm die Nachfolge vorher nahegelegt worden sein, wie es der Herr nach Matthäus am Schlusse mit den gleichen Worten tut: „Folge du mir.“ – Wenn Matthäus den Redenden schon Jünger sein läßt, indem er sagt: „Ein anderer unter Seinen Jüngern“, Lukas nicht, so nennt ihn jener darum schon Jünger, weil er's nachher wirklich wurde, wie hinzuzudenken ist. Möglich ist's, daß er sogar unter die Zwölfe kam, also nicht bloß Jünger im weiteren Sinne wurde, weil, wie wir sehen werden, die Antwort Jesu so bedeutungsvoll war. Die Sage nimmt an, es sei Philippus gewesen.

Auffallend aber ist, daß derselbe eben jetzt Jesu zu Gesicht kommt, da doch gerade sein Vater tot in seinem Hause lag. Nach damaliger Sitte wurden die Toten schnell noch am Todestage selbst begraben (Matth. 9, 23). Es muß also der Sohn, überwältigt von dem Drang, Jesum zu sehen, vielleicht auch bereits

still denkend, bei Jesu in der Folge als Jünger zu bleiben, vom Sterbelager weg zu Jesu geeilt sein, als er von Seiner Annäherung hörte und von Seinem Vorhaben, vorüberzugehen. Der Herr sah seinen Eifer, wußte wohl auch im Geiste, welche Verleugnung er als Sohn im Augenblick auf sich nahm, um zu Ihm zu kommen; und so achtete Er ihn [für] fähig zu Seiner Nachfolge und zur Verkündigung des Reiches Gottes (nach Lukas), wenn er dazu ausgesandt würde. Überrascht war wohl der Sohn über den Antrag Jesu, Ihm nachzufolgen, vielleicht aber auch freudig bewegt, weil es dem stillen Wunsche seines Herzens entsprach, nur möchte er zuvor seinen Vater begraben oder bei dessen Begräbnis anwesend sein, weil es als heilige Pflicht der Söhne galt, ihre Eltern zu bestatten. Habe man schon, denkt er wohl, seine schnelle Entfernung vom Hause unmittelbar nach dem Hinscheiden des Vaters befremdlich gefunden, um so auffallender werde sein Ausbleiben sein. Man kann sich's auch nicht anders denken, als daß er die Seinigen auf ein zeitiges Wiederkehren vertröstete. Wie doch die Bewegung unter dem Volke über der Erscheinung Jesu bei einzelnen so tief gegangen ist! Man sieht es, welch eine still hinreißende Majestät bei aller äußeren Unscheinbarkeit in Jesu lag.

Die Antwort Jesu hat den, dem sie galt, im Augenblick gewiß sehr frappiert und doch wahrscheinlich bestimmt, bei Jesu zu bleiben. Sie lautete:

Bei Matthäus V. 22: „Aber Jesus sprach zu ihm: Folge du mir und laß die Toten ihre Toten begraben.“ – Bei Lukas V. 60: „Aber Jesus sprach zu ihm: Laß die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes.“

Daß Jesus unter den Toten, die begraben sollen, die geistlich Toten meint, die noch keine zum Reich Gottes zielende Anregung in sich verspürt haben, ist selbstverständlich. Solche konnten sich schon mit der Bestattung von Toten als gleichsam ihresgleichen, weswegen es heißt: „ihre Toten“, abgeben, während geistlich Lebende, in welchen ein Neues erwacht war, die Bestattung der Toten, wenn's auch [die] des Vaters war, leicht jenen Toten überlassen konnten, wenn ein



ihrem inneren Leben entsprechender Beruf ihnen selbst im Wege stand.

Die Worte Jesu: „Folge du mir“ waren erstmals nach Lukas ausgesprochen worden, ehe von dem Begräbnis des Vaters die Rede war. War's einmal vom Herrn gesagt, so sollte es dabei bleiben und nichts daran geändert werden. Es erforderte schon die Würde Jesu, nicht etwas gesagt zu haben, das Er gleich wieder änderte. Bei einem gewöhnlichen Menschen geht das schon an, bei Jesu aber mußte in allem Sein über das Gewöhnliche der Menschen Erhabenes hervortreten. Solches wäre in einigen Schatten gekommen, wenn Er gleichsam übereilt gesprochen hätte: „Folge mir!“, während das wegen des Begräbnisses jetzt nicht sein konnte, da auch die Fahrt über das Meer schon bestimmt war. Wir müssen bei Ihm auch voraussetzen, daß Er, als Er folgenieß, das Hindernis wußte, das vorgebracht werden würde; denn wenn Er's nicht wußte, so war's wieder dem nicht entsprechend, was Er war, Er, der in allem Seines Vaters Wink im Auge hatte.

Daß aber der Herr die Nachfolge unter den vorliegenden Umständen überhaupt forderte, mag wohl auffallen. Aber einerseits war es nötig, weil ein jetzt gegebener Augenblick nicht so leicht wiederkommen konnte; und andererseits hatte der Herr ein besonderes Augenmerk dabei. Es sollte für den Mann eine Prüfung sein, ob er zu einem ganzen Jünger taugte oder nicht. Er taugte, wenn er alles um Jesu und Seines Werkes willen ohne Verzug lassen, wenn er ferner alle irdischen und natürlichen Bande, die ihn an Angehörige, selbst an Vater und Mutter, knüpfen, drangeben konnte, um Jesu versichert zu werden und in Seinem Dienste zu stehen. Denn nur wer rein alles verlassen und hingeben konnte, war ganz Sein Mann, wie es im Grunde die anderen Jünger alle auch machen mußten. Daß Er solches fordern konnte, zeigt, wie hoch Er sich und Seinen Beruf vor den Menschen zu stellen das Recht hatte. Wenn Er sonst sagte: „Ich und der Vater sind eins“, so muß Er zu fordern das Recht haben, was der Vater [fordert], nämlich völlige Übergabe an Ihn, ohne sonst eine andere Rücksicht erforderlichenfalls gelten zu lassen.

Wie des Vaters Wille, so muß auch der Wille dessen, den Er gesandt hat, dem über alles gehen, der Ihm ganz angehören will. An einen Jünger ferner, der einen gewissen Priesterberuf bekam, wenn er das Reich Gottes verkündigen und demgemäß Gnade und Frieden anbieten sollte, wozu eben der Herr diesen Jünger berief, mußten auch die Forderungen, die an die Priester gemacht wurden, gestellt werden. Von einem Priester also, der im Namen Jesu gleichsam opferte und segnete, konnte das nämliche gefordert werden, was einst von den Priestern des Alten Bundes, zu denen im Segen Mosis gesagt wurde:

5. Mose 33, 9: „Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: Ich sehe ihn nicht, und zu seinem Bruder: Ich kenne ihn nicht, und zu seinem Sohne: Ich weiß nicht, die halten deine Rede und bewahren deinen Bund“; – V. 10: „die werden Jakob deine Rechte lehren und den Israel dein Gesetz; die werden Räuchwerk vor deine Nase legen und ganze Opfer auf deinen Altar.“ Vielleicht können wir auch an das erinnern, was bezüglich eines im Amte stehenden Hohenpriesters im Gesetz gesagt ist: 3. Mose 21, 10: „Welcher Hoherpriester ist unter seinen Brüdern, auf des Haupt das Salböl gegossen und seine Hand gefüllet ist, daß er angezogen würde mit den Kleidern, der soll sein Haupt nicht blößen und seine Kleider nicht zerschneiden“ – V. 11: „und soll zu keinem Toten kommen und soll sich weder über Vater noch über Mutter verunreinigen.“ (Was nämlich durch die Beteiligung am Begräbnis geschah.) In die Stellung eines solchen Hohenpriesters soll sich der hineindenken, der Beruf bekommt, das Reich Gottes zu verkündigen; und der Herr braucht ein Wort für verkündigen, das bedeutet: „allenthalben verkündigen“. Wie hoch der Herr schon den Kleinsten im Himmelreich stellt, ist auch sonst bekannt (Matth. 11, 11). Dem Jünger konnte hiernach mit dem Worte: „Laß die Toten ihre Toten begraben!“ nahegelegt werden, wie hochwichtig er seinen Beruf zu nehmen habe, wenn derselbe in seinen Forderungen ihn geradezu dem Priester Gottes, selbst dem Hohenpriester, der mit Öl gesalbt ist, gleichmacht, [in]sofern [als] er nichts mit der Bestattung von Toten, auch wenn's sein

Vater war, zu tun haben sollte, wenn es zum Hauptberuf nicht paßte. Ob der Angeredete wirklich Jesu nachgefolgt sei, steht nicht hier; aber die Bestimmtheit, mit der Jesus ihn berief, nicht nur nachzufolgen, sondern (nach Lukas) auch das Reich Gottes zu verkündigen, zeigt deutlich an, daß Jesus selbst ihn sich willig dachte. So mag er denn alsbald Jesu nachgefolgt sein, da er ja Gelegenheit hatte, in der Heimat es wenigstens sagen zu lassen, daß sie dort nimmer auf ihn warten dürften. Aus der Verleugnung, die er sich da gefallen ließ, geht hervor, daß er wohl einer von den Zwölfen geworden sein könnte; und die Sage, daß es Philippus gewesen sei, ist mindestens keine zur Berufung unangemessene.

Jesus aber, stand Er so groß und herrlich schon auf Erden, was wird Er vom Himmel her, da Er zur Rechten des Vaters sich gesetzt hat, noch werden, wenn's zur Vollendung des Reiches Gottes kommen soll? Da wird Er auch von Berufenen vieles fordern. Wenn später Petrus zu Jesu sagte (Matth. 19, 27ff.): „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?“, so gibt Er Seinen Jüngern wohl die herrlichsten Verheißungen, schließt aber mit den Worten (Matth. 19, 30): „Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten und die Letzten die Ersten sein“, gewiß vornehmlich nach den Forderungen, die an diese werden gemacht werden. O Jesu, daß wir's lerneten, dir zuliebe alles zu verlassen und ganz nur dir allein zu dienen und dem, wozu du uns berufen magst!

## § 60 Das Zurücksehen

Anhang zu Matth. 8, 19-22  
nach Luk. 9, 61-62

Lukas führt noch ein Drittes, die Jüngerberufung Betreffendes an, das wir als Zwischenfall nehmen können auf dem Wege des Herrn zum Schiffe nach Matthäus (über einen

Marktflecken nach Lukas). Vielleicht aber hängt's Lukas nur gelegentlich an aus einer anderen Zeit. Wir lesen:

Lukas 9, 61: „Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind.“

Diesmal trägt sich wieder einer an, aber nicht wie der Schriftgelehrte, nur mit Jesu in Sein Haus gehen zu wollen. Wenn er sagt: „Ich will dir nachfolgen“, meint er's ganz unbedingt mit dem Sinne, ganz bei Jesu bleiben zu wollen. Dies geht auch daraus hervor, daß er noch einmal zu den Seinen gehen will, um Abschied zu nehmen als einer, der nicht so bald wieder nach Hause komme, ja für immer seiner Heimat entsage. Er will es machen, wie er's bei vielen sah, die Jesum nimmer verließen und aus welchen nachher die Zwölfe ausgewählt wurden. Er war also innerlich so angefaßt, daß er nicht mehr von Jesu lassen will und bei Ihm alles zu finden hofft, was sein Herz wünscht. Aber einen Zug zu den Seinen hat er noch, der auch von einer Anhänglichkeit zeugt, die den Entschluß, so ernst ihm's ist, ihm auch wieder schwermacht, weswegen er zu Hause noch Lebewohl sagen will. Seltsam war es doch von ihm, daß er sich Jesu auf dem Wege anträgt, ehe er zu Hause es fertiggemacht hat. Ist ihm der Entschluß plötzlich gekommen, so hätte er doch vorher nach Hause gehen und dann erst Jesum wieder aufsuchen sollen. So aber hat es den Anschein, als ob Jesus warten solle, bis es ihm beliebte, wieder dazusein; oder als ob der Herr es mit ihm ausmachen sollte, wo er mit Ihm wieder zusammentreffen könnte. Beides war unangemessen; und dazu macht er durch seine Rede die Ausführung seines Entschlusses unsicher. Überhaupt war's ungeschickt von ihm, daß er nur sich antrag und Worte machte über etwas, das er ganz von selbst in aller Stille hätte tun können, wie es wohl bei den meisten war, die Jesu nachfolgten, ohne es Ihm zu sagen, daß sie das tun wollten. Wer mit dem Worte: „Ich will“ sich bemerklich und damit wichtig macht, bei dem kann's in der Folge unvermerkt dazu kommen, daß er wieder sagt oder denkt: „Ich will nicht mehr“, daß er also wieder wegläuft. Vielleicht fühlte er auch einiges Schwanken in sich und will sich

durch seinen Antrag fest binden. Nach diesem allem mögen wir die Antwort Jesu doch gewiß begreiflich finden. Wir lesen:

V. 62: „Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“

Wir sehen, daß der Herr dem Menschen eine abweisende Antwort geben wollte, indem Er ihm erklärt, daß Er nichts von ihm sich versprechen, ihn namentlich nicht zur Verkündigung des Reiches Gottes brauchen könne. Er ist einem Manne gleich, der zu pflügen anfängt oder angefangen hat und rückwärts blickt. Tut ein Pflügender das, wenn etwas hinter ihm seine Aufmerksamkeit erregt, so bringt's gleich einen Fehler mit dem Pfluge, daß derselbe nicht in der Linie bleibt und in gleichmäßiger Tiefe fährt u. dgl. So, will Jesus sagen, kann ein Rückblick auf seine bisherigen Verhältnisse den, der dem Reiche Gottes dienen will, zu allerlei Mißgriffen bringen. Wer sich noch durch frühere Verhältnisse beeinflussen läßt, ist nicht ganz bei dem, was er für das Reich Gottes tun soll, und verdirbt für letzteres mehr, als er gutmacht. Insofern ist er nicht „wohlbestellt“, geeignet, brauchbar, für das neu begonnene Gottesreich zu wirken. Gerade beim Beginne des Reiches Gottes kam alles darauf an, daß, wer dafür arbeitete, ganz dabei war und auf nichts anderes achtete, auch alle Gefühle für natürliche Bande seinem Beruf aufopferte, selbst Vater und Mutter nicht mehr kannte (vgl. § 59). Ein geteiltes Herz der Arbeiter konnte unberechenbaren Schaden bringen.

Wenn nämlich der Herr sagt: „Geschickt zum Reiche Gottes“, so ist das gradeso zu nehmen, wie der Herr zu dem, der die Toten ihre Toten begraben lassen sollte, vom Verkündigen des Reiches Gottes redete, das ihm als einem Jünger aufgetragen werde. Es will also nicht heißen: „tüchtig, um Anteil am Reiche Gottes oder an der Seligkeit zu bekommen“. Wie viele Tausende hörten Jesum, konnten, wenn sie wollten, an Ihn glauben und durch solchen Glauben das ewige Leben haben, ohne als mitarbeitende Jünger Jesu nachzufolgen. Nur an die letzteren wurden die großen Forderungen gemacht, ohne deren Erfüllung

sie unbrauchbar waren, mitzuhelfen. Übrigens kann es auch für die Berufung zur Seligkeit wichtig sein, daß man, zum Glauben an Jesum gekommen, nicht rückwärts blicke, weil man dadurch leicht Schaden leidet an seinem Glaubensleben. Um im Glauben fest und Jesu und der Seligkeit versichert zu bleiben, kann es zu allen Zeiten für jedermann nötig werden, selbst Rücksichten, die man sonst den Angehörigen schuldig ist, fallenzulassen, wenn durch sie das Bekenntnis des Glaubens Not leidet und es bis zu einer Verleugnung kommen könnte.

Das Gesuch des Menschen, vorher noch Abschied nehmen zu dürfen, konnte zu allerlei Gedanken Anlaß geben. Er wollte es, konnte man denken, mit den Seinen nicht verderben oder fürchtete hintendrein ihre Vorwürfe oder will Empfindlichkeiten vorbeugen, oder ihm brach wohl fast das Herz, so viel drangeben zu müssen, daß es ihn nach einem beweglichen Abschiede verlangte; und so konnte es noch gehen, wie es wollte. Er hatte, indem es so schnell an ihn kam, Jesu nachfolgen zu wollen, den Kampf, den es kostete, noch nicht durchgekämpft. Da war denn ein vorübergehender Abschiedsbesuch, bei dem er auch etwas hastig sein mußte, sehr gefährlich für ihn. Denn wie er anhänglich an die Seinen ist, so sind's wohl diese auch an ihn. Kommt er nun mit der Nachricht, er wolle Abschied von ihnen nehmen und fortan im Dienste Jesu stehen, so waren allerlei Einreden zu fürchten. „Was fällt denn dir ein?“ konnte es heißen. „Du wirst doch das nicht tun. Kannst du denn so Vater und Mutter, Brüder und Schwestern verlassen? Kannst du denn mit einem Male alles im Stich lassen und aufs Ungewisse hin eine Laufbahn ergreifen, von der du gar nicht weißt, auf was es noch hinauslaufen werde?“ Wollte er auf seinem Vorhaben bestehen, so gab es Tränen, Vorwürfe, Bitten, wie es geht, vielleicht auch Tränen auf seiner Seite, als fühlte er's, wieviel er drangebe. Die Seinigen verstanden etwa die Sache noch nicht; und er war nicht gewappnet genug, um auf alles zu antworten. Man kann sich denken, welche Szenen da alle möglich waren. Zuletzt konnte er auch überwunden werden, daß er's nicht über sich brachte, mit den Seinen um Jesu willen sich

gleichsam zu zerwerfen. Da hätte denn ein hinkender Bote zu Jesu kommen müssen, Ihm zu sagen, er hätte sich übereilt und könne Jesu nicht nachfolgen, weil seine Verhältnisse das nicht erlaubten.

Gesetzt aber, er hätte sich standhaft gehalten und endlich von den Seinen losgerissen, um sich Jesu zur Verfügung zu stellen, so war man seiner doch nicht versichert, wenn er innerlich nicht ganz abgesagt hätte und namentlich peinliche Eindrücke von Hause ihn verfolgten, die ihn stets nach den Seinen zurückblicken ließen, namentlich wenn es der Verleugnungen und Entbehrungen viele gab, die das Leben bei Jesu ihm schwer machen konnten, und wenn er sah, wieviel Widerspruch und Haß sein Meister erfuhr. Leicht hätten da die Gefühle für die Seinen und die Sehnsucht nach ihnen ihn übermannen können, daß man nichts Rechtes an ihm gehabt hätte oder gar ihn als untauglich hätte zurückschicken müssen, wenn er sich nicht etwa selbst wieder zurückgezogen hätte. So viel kommt darauf an, ganz zu entsagen und völlig sich freizumachen; und man kann Jesum verstehen, wenn Er sagt: „Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ Wie hat doch der Mensch über sich zu wachen, daß der Zug zu Jesu immer und überall und durch alles hindurch die Oberhand behalte, um nicht durch ein unrechtes Zurückblicken sich alles zu verderben!

## § 61 Der See Genezareth

zu Kap. 8, 18. 23

vgl. Mark. 4, 35-36 und Luk. 8, 22

Matthäus hatte schon in V. 18 angefangen, von der Fahrt auf dem Meere zu erzählen, ohne die Zeit zu bestimmen, in welche sie fiel. Denn er fängt ein Neues an, das nicht mit dem, was er vorher erzählt hatte, zusammenhängt (s. § 57). Er hatte gesagt:

Kap. 8, 18: „Und da Jesus viel Volks um sich sah, hieß Er hinüber jenseits des Meers fahren.“ Ehe Er aber einstieg, kamen noch die Anträge an Ihn von einem Schriftgelehrten und von einem anderen Jünger, nach Lukas noch von einem dritten Freunde, Ihm nachfolgen zu wollen. Dann fährt er fort:

V. 23: „Und Er trat in das Schiff, und Seine Jünger folgten Ihm.“ Bei Markus und Lukas ist es etwas anders gegeben und bestimmter eingeleitet, wie es kam, daß, wie Matthäus sagt (V. 18), Jesus „viel Volks um sich sah“. Es heißt zuerst bei Markus:

Mark. 4, 1: „Und Er fing abermals an, zu lehren am Meer; und es versammelte sich zu Ihm viel Volks, also daß Er mußte in ein Schiff treten und auf dem Wasser sitzen; und alles Volk stund auf dem Lande am Meer.“ – V. 2: „Und Er predigte ihm lang durch Gleichnisse.“ Etliche dieser Gleichnisse erzählt Markus (4, 2-34). Erst als Jesus damit aufhörte, sagt Markus weiter:

4, 35: „Und an demselbigen Tage des Abends sprach Er zu ihnen: Laßt uns hinüberfahren.“ – V. 36: „Und sie ließen das Volk gehen und nahmen Ihn, wie Er im Schiffe war; und es waren mehr (eigtl. andere) Schiffe bei Ihm.“ – Lukas sagt so unbestimmt wie Matthäus 8, 23: „Und es begab sich auf der Tage einen, daß Er in ein Schiff trat samt Seinen Jüngern. Und Er sprach zu ihnen: Lasset uns über den See fahren. Sie stießen vom Lande.“

Um Matthäus und Lukas mit Markus zu vereinigen, müssen wir uns denken, daß jene von der Predigt vom Schiff aus nichts geben wollten und darum nur das Eintreten Jesu in das Schiff und Seinen Befehl zur Abfahrt angeben, ohne Zeit und Umstände näher zu bestimmen, nur daß es nach Matthäus zu einer Zeit war, „da Jesus viel Volks um sich sah“. Die Zwischenfälle aber mit den Anmeldungen von Jüngern müssen vorgekommen sein, ehe der Herr aufs Schiff zur Predigt stieg, da Er überhaupt noch unterwegs nach dem Meere zu war. Hatte Er schon auf dem Wege zum Meer die Absicht, hinüberzufahren, so

müssen wir uns denken, daß das viele Volk, das Er am Meere um sich sah, Ihn aufhielt. Er wollte diesem Volk noch predigen, was Er aber vom Schiffe aus tun mußte und tat bis an den Abend. Da sprach Er Seinen Wunsch aus, hinüberzufahren (Mark. 4, 35), worauf sie das Volk entließen; Ihn selbst aber „nahmen sie, wie Er auf dem Schiffe war“, d. h. ohne weitere Zurüstungen und Umstände zu machen, weil sie eilen wollten, ohne Ihn auf ein anderes, vielleicht besseres Schiff überzusetzen, weil auch das Markus anführt, daß noch „andere Schiffe bei Ihm gewesen seien“.

Der Herr Jesus fährt also jetzt auf dem Meere dahin. Von diesem Meere wollen wir doch diesmal ein Näheres reden. Es ist das Galiläische Meer und ist eigentlich nur ein See, häufig der See Genezareth oder der See Tiberias genannt. Im Alten Testament hieß der See Kinnereth. Er liegt im Norden zwischen dem ehemaligen Galiläa und Peräa (dem jenseitigen Palästina) Er hat eine ovale Form; und seine größte Länge beträgt 6, seine Breite 4 Stunden. Er ist fast ganz von hohen Gebirgen eingeschlossen, die im Osten bis auf 1500 Fuß in schroffen Wänden sich erheben, aber westlich weniger hoch und steil sind. Der See hat so ganz die Art vieler Schweizer Seen und heißt Meer, wie man bei uns den Bodensee auch das Schwäbische Meer nennt. Seine Tiefe ist nur 120-160 Fuß; und sonst liegt er über 500 Fuß unter der Oberfläche des eigentlichen Meeres, wie des Mittelmeeres.

Zur Zeit Christi war der See sehr belebt mit Schiffen; und Fische waren besonders in der nördlichen Hälfte häufig. In der Mitte des Westufers lag das Land Genezareth; und da waren die Orte Magdala, Dalmanutha, Bethsaida, Chorazin und Kapernaum, in welchen der Herr so oft verweilte. Nördlich vom See liegt noch ein kleinerer See namens Merom; und nördlich von diesem sind die Quellen des Jordans. Letzterer hat also seinen Lauf mitten durch zwei Seen hindurch, den See Merom und den See Genezareth, ehe er, von letzterem ausmündend, frei gegen Süden herabströmt, [wo] er sich zuletzt im Toten Meere verliert. Es findet demnach hier das-

selbe statt, wie beim Bodensee, durch welchen der südöstlich von ihm entspringende Rhein hindurchfließt.

Ungemein herrlich und großartig sind die Naturschönheiten um den See herum, welche die Bewunderung aller Reisenden sind. Die Schrift läßt dieselben die Bewohner still hinnehmen, ohne sie preisend hervorzuheben, weil sie für sie auch zur Vergänglichkeit gehören. Um so seltsamer ist es, daß der vielbekannte französische Schriftsteller namens Renan\*, der ein Buch über das Leben Jesu geschrieben hat, welches alles Wunderbare und Göttliche in Jesu geradezu streicht, so viel Gewicht darauf legt, daß der Herr Jesus, durch die Naturschönheiten der Gegend des Sees begeistert, das geworden sei, was Er doch wurde. Wie viele Jesus hätte es doch da schon geben müssen bis auf heute, wenn die Schönheiten der Natur es ausmachen sollen, daß hohe und großartige Gedanken im Menschen erwachen, die etwas Einflußreiches werden! Man kann aber schwerlich nachweisen, daß naturbegeisterte Männer, welche übrigens hier nicht herabgesetzt werden sollen, in gleichem Grade und ebendarum auch besonders hervorragende Gottesmänner geworden seien. Was tut man nicht alles, um Jesum, dessen Göttliches man nicht gelten lassen will, in natürlicher Weise wenigstens menschlich großen Geistes werden zu lassen? Große Naturbegeisterung mochte wohl auch nicht fähig machen, ein sturmbewegtes Meer, wie jener See das oft ist, mit einem bloßen Worte zu beschwichtigen, was im weiteren uns erzählt wird. Aber freilich von dem will ein Renan und wollen andere Ungläubige nichts wissen. Wieviel Erhebendes und Aufrichtendes bietet aber solche Geschichte uns dar, die wir sie glauben und unserem Glauben nicht nehmen lassen!

\* [Ernest Renan (1823-1892) veröffentlichte 1863 sein Buch *Vie de Jésus*.]

## § 62 Der Sturm auf dem Meere

(Jesu Schlafen)

Kap. 8, 24

vgl. Mark. 4, 37-38 und Luk. 8, 23

Wir stellen die verschiedenen Berichte der Evangelisten zusammen, zunächst über das Schlafen des Herrn unter dem Sturme.

Matth. 8, 24: „Und siehe, da erhob sich ein groß Ungestüm im Meer, also daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward; und Er schlief.“ – Markus 4, 37: „Und es erhob sich ein großer Windwirbel und warf die Wellen in das Schiff, also daß das Schiff voll ward.“ – V. 38: „Und Er war hinten auf dem Schiff und schlief auf einem Kissen.“ – Lukas 8, 23: „Und da sie schifften, entschlief Er. Und es kam ein Windwirbel auf den See; und die Wellen überfielen sie, und stunden in großer Fahr.“

Wenn der Herr hinten auf dem Schiff war und sie Ihm da ein Kissen untergelegt hatten, ist's ein Beweis, daß Er sich förmlich hat schlafen gelegt, offenbar weil Er müde, menschlich gesprochen, angegriffen und erschöpft war, teils vom vielen Predigen, teils von Seiner Herzensteilnahme für die vielerlei Kranken, die Er heilte. Daß auch letztere unter und durch die Heilung Ihm etwas Kraft nahmen, ist aus dem ersichtlich, daß Er einmal es fühlte, als ohne Sein Wissen eine Kraft von Ihm ausgegangen war (Mark. 5, 30). Alles mußte ja erst von Ihm erkämpft werden; und bei manchen Kranken kostete es Ihn wohl einen besonderen Kampf, auch wider finstere Mächte (s. § 56). Wer wird sich überhaupt wundern, wenn Er, der allenthalben versucht ward auch mit Schwachheit wie wir, mitunter auffallend geschwächt und erschöpft wurde. Seine Jünger durften's auch wohl merken, wie sauer sich's der Heiland werden ließ und wieviel's Ihn kostete, den Weg der Erlösung uns zu eröffnen; und wir dürfen auch daran denken, was doch alles der Heiland den Menschen zuliebe auf sich nahm, dieweil Er im Fleisch, in der Schwachheit des Fleisches, auf Erden wandelte.

Während der Herr schlief, „kam ein Windwirbel auf den See“, wie Lukas sagt, wie von fernher plötzlich hergeflogen. Matthäus nennt's „ein groß Ungestüm“. Eine Folge davon war, daß die Wellen hoch emporschlugen und auf das Schifflein fielen. Wir merken's, wie Markus mit Bedacht gesagt hatte, es seien noch andere Schiffe dagewesen, die zur Überfahrt hätten benützt werden können, die wohl größer waren, nicht bloß Schifflein. Aber die Jünger wollten den Herrn nicht noch einmal bei etwaigem Umsteigen dem Andrang des Volks aussetzen, machten's daher lieber kurz und fuhren mit dem Schifflein weg, „wie Er darauf war“, nicht bedenkend, daß bei vorkommenden Stürmen ihr Schifflein einer Gefahr nicht leicht trotzen könne, zumal es auch sonst mit Menschen sehr gefüllt war. Das Schifflein war denn auch bald mit Wellen bedeckt und so voll davon, daß sie in großer Gefahr standen, unterzusinken.

Das plötzliche Daherbrausen eines Windwirbels kann wohl zu dem Gedanken führen, daß Mächte der Finsternis sich wider den Herrn gestellt haben möchten. Alles war wie zugerichtet, Ihn und Seine Jünger zu verderben; und Sein tiefer Schlaf schien auch günstig zu sein. Die Finsternis überlegt's auch in ihrer Unmacht, wie sie's erreichen könnte, obzusiegen. Mit einem Ruck den schlafenden Heiland nebst Seinen Jüngern ins Meer zu stürzen war einladend für sie. Aber auch der schlafende Heiland hat eine stille Macht. Er schlief nicht wie andere Leute. Sein Geist kämpfte im Schläfe fort und hätte wohl auch die Mächte, die jetzt zerstören wollten, bezwungen, ohne aufzuwachen und aufzustehen; und daß Seine Jünger Ihm das nicht zutrauten, war ein Stück Unglauben, dessen sie Jesus nachher beschuldigte. Die Beschwichtigung des Sturms durch Jesum das nächste Mal.

## § 63 Der Sturm auf dem Meere

(2. Beschwichtigung des Sturms)

Kap. 8, 25-27

vgl. Mark. 4, 38-41 und Luk. 8, 24-25

Von dem Ausbruch des Sturms und vom Schlafen Jesu während desselben haben wir schon gesprochen. Hören wir nun weiter, wie Jesus, aufgeweckt, den Sturm beschwichtigte. Wir lesen:

Matth. 8, 25: „Und die Jünger traten zu Ihm und weckten Ihn auf und sprachen: Herr, hilf uns, wir verderben.“ – V. 26: „Da sagte Er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Und stund auf und bedräuete den Wind und das Meer, da ward es ganz stille.“ – Mark. 4, 38: „Und sie weckten Ihn auf und sprachen zu Ihm: Meister, fragst du nichts danach, daß wir verderben?“ – V. 39: „Und Er stund auf und bedräuete den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme! Und der Wind legte sich, und ward eine große Stille.“ – V. 40: „Und Er sprach zu ihnen: Wie seid ihr so furchtsam? Wie, daß ihr keinen Glauben habt?“ – Luk. 8, 24: „Da traten sie zu Ihm und wecketen Ihn auf und sprachen: Meister, Meister, wir verderben. Da stund Er auf und bedräuete den Wind und die Woge des Wassers; und es ließ ab, und ward eine Stille.“ – V. 25: „Er sprach aber zu ihnen: Wo ist euer Glaube?“

Weder das Ungestüm des Meeres und der Wellen noch das Geschrei der Leute weckte Jesum von selbst auf, zum Zeichen, daß Sein Schlaf jetzt kein gewöhnlicher war und Er schlafend im Kampfe sich befand, wodurch Sein menschlich Natürliches empfindungsloser wurde für die um Ihn entstehende äußere Unruhe. Seinen Jüngern aber, welche die Gefahr sahen, wurde es nur um so banger, weil ihr Schutz, wie sie ihn immer in Jesu fanden, [gleichsam] nicht da war, wenn Er schlief. In großer Angst, weil's aufs höchste stieg, eilten sie daher auf Ihn zu, mit ängstlichen Zurufen Ihn weckend. Sie äußern sich dabei verschieden,

indem sie sagen: „Herr, hilf uns, wir verderben“, ferner: „Meister, fragst du nichts danach, daß wir verderben?“, wiederum, wie wenn's schon aus wäre: „Meister, Meister, wir verderben.“ Wievielerlei ging doch in ihren Seelen vor! Ihre erste Rede war nicht ohne Glauben; denn viel Glauben gehörte doch dazu, daß sie sagen: „Hilf uns, wir verderben.“ Wie sollte ein Mensch, als der doch Jesus erschien, von Sturm und Wellen helfen können? Sie sagen freilich mehr, als sie eigentlich glauben. Sie sind's gewohnt, Ihm alles zuzutrauen; und wie von selbst, ohne sich recht klar zu sein, denken sie Ihn auch hier als einen Helfer, selbst wider die Elemente der Natur. So geht's auch uns oft in sehr großen Nöten. Wir beten um Hilfe und könnten uns selbst ein Rätsel sein, daß wir unter vorliegenden Umständen eine Hilfe noch für möglich halten. Wie oft aber ist gerade da, wo alle Hilfe unmöglich scheint, unser Schreien und Flehen wichtig und erfolgreich! Denn vor Gott sind alle Dinge möglich; und wer bei scheinbar Unmöglichem glaubt, der ist Ihm besonders lieb und wert.

Die Jünger bezeigen sich daneben auch wie ungehalten gegen Jesum, daß Er so sorglos schlafen mochte mitten unter der äußersten Gefahr, wie wenn's Ihm gleichgültig wäre, wenn sie alle umkämen, indem sie sagen: „Fragst du nichts danach, daß wir verderben?“ Daß Er selbst verderben, umkommen würde, glaubten sie kaum; aber um sich selbst war's ihnen bange. Oder sollten sie denken, es mache Ihm nicht viel aus, wenn Er selbst auch hier Seinen Tod fände? Sie wissen nicht, was sie sagen. Es ist aber die Eigenschaft ängstlicher Leute, daß sie gerne über den nächsten besten böse werden, wenn ihnen etwas droht, wie wenn der eine Schuld dabei hätte. So rechnen sie Jesu Sein Schlafen gleichsam als eine Schuld an. Ähnlich liest man von dem berühmten heidnischen Feldherrn Epaminondas von Theben, dem am Morgen vor der Schlacht bei Leuktra, die so bedeutungsvoll wurde, gemeldet wurde, daß in der Nacht einer seiner tüchtigsten Unterfeldherrn unerwartet gestorben sei, daß er böse über diesen geworden sei und ausgerufen habe: „Wie mag man doch so langweilig sein und angesichts eines so wichtigen Tages

sterben?“ So weit kann's der Mensch im Unmut über ein Mißgeschick bringen. Hüten wir uns doch vor solcher ungereimten Aufregung wider andere in der Not!

Der Herr erwacht; und wie schnell hatte Er geholfen? Er „bedräuete den Wind und das Meer“ oder „die Woge des Wassers“. Zum Meer sprach Er: „Schweig und verstumme!“ Im Augenblick legte sich der Wind, und „ward es ganz stille“, „ward eine große Stille“, war also alle Bewegung des Meeres völlig weg und die ganze Meeresfläche so ruhig, wie wenn nichts gewesen wäre. Wir mögen leicht erkennen, daß Jesus, wenn Er drohete, wenn Er schweigen und verstummen hieß, es nicht bloß mit Naturelementen zu tun hatte, sondern mit Mächten, welche diese aufregten. Es war gewesen, wie wenn die ganze Hölle wider Jesum und die Seinen sich aufgemacht hätte, um alles dranzusetzen, den aus dem Weg zu räumen, der doch durch die ganze Schöpfung Frieden schaffen sollte. Aber ein einzig Wort von Ihm scheucht alle Finsternis fort. Wie mögen da im Unsichtbaren himmlische Heerscharen tätig gewesen sein, die finsternen Mächte zu vertreiben; und wenn letztere das Meer bis auf den Grund aufgewühlt hatten, wie mögen die Himmelsheere sich auf den Wassern aufgelagert haben, damit keine Woge mehr sich aufwerfen sollte! Denn recht augenfällig sollte das Wunder durch plötzlich eingetretene Ruhe werden. Sonst schlugen die Wellen nur um so höher, wenn plötzlich der Sturm aufhört. Deswegen wird beides nachdrücklich gesagt, daß wie der Sturm, so auch der Wellenschlag aufgehört habe. Stellen wir uns den Hergang der Beschwichtigung des Meeres recht lebhaft vor, so sollten wir doch wahrlich Mut gewinnen, vom Heilande alles zu erwarten; und wenn Er zugleich hier Seine Übermacht über alle Kräfte der Hölle zu erkennen gab, wie mögen wir noch sorgen beim Gedanken an die Übergewalt der Finsternis, wie sie heutzutage sich zu erkennen gibt! Wohl schläft der Herr jetzt, daß wir so sagen, obwohl auch nicht einen untätigen Schlaf; aber wir dürfen Ihn mit unserem Bitten und Schreien aufwecken. Wenn Er endlich erwacht und sich aufmacht, wie schnell wird einmal Seine rechte Hand alles geändert haben!

Den Jüngern aber konnte Jesus nicht umhin, Vorhalt zu machen, daß sie so gar in Sorgen gewesen seien. „Wo ist euer Glaube?“ fragt Er nach Lukas. Ja, so geht's uns oft, wenn wir meinen, noch so vielen Glauben zu haben – mit einem Male sind wir so fertig, verzagt und verzweifelt, daß auch gefragt werden könnte: „Wo ist euer Glaube?“ „Wie seid ihr so furchtsam?“ sagt Er nach Markus. „Wie, daß ihr keinen Glauben habt?“, daß ihr nicht dachtet: es sei unmöglich, daß sie da alle miteinander umkommen sollten? Was wäre doch an Jesu und allen Hoffnungen auf Ihn, wenn ein einiger Sturm sollte alles zumal vernichten können? „Ihr Kleingläubigen“, sagt Er nach Matthäus, „warum seid ihr so furchtsam?“ Sie werden sich jetzt doch ordentlich geschämt haben, daß sie es nicht beim bloßen Aufwecken Jesu bewenden ließen, sondern bereits alles aufgegeben zu haben schienen, wie sie nach Lukas gesagt hatten: „Meister, Meister, wir verderben.“ Aber was ist der Mensch! Wie weiß auch die Finsternis ihn zu zerschüttern! Doch wie gut ist's, einen Heiland zu haben, der auch den Ängstlichen, Furchtsamen, Kleingläubigen gerne hilft! Weiß Er doch, wie arm und elend wir sind, auch wenn wir den besten Sinn und Willen haben. Diesen aber siehet Er an, auch über unseren Kleinglauben hinaus, der wenigstens noch kein Unglaube ist.

Der Eindruck, den das Wunder auf alle im Schiffe, besonders die Nichtjünger, machte, wird mit folgenden Worten ausgedrückt:

Matth. 8, 27: „Die Menschen aber verwunderten sich und sprachen: Was ist das für ein Mann, daß Ihm Wind und Meer gehorsam ist.“ – Mark. 4, 41: „Und sie furchten sich sehr und sprachen untereinander: Wer ist der? Denn Wind und Meer sind Ihm gehorsam.“ – Luk. 8, 25: „Sie furchten sich aber und verwunderten sich und sprachen untereinander: Wer ist dieser? Denn Er gebeut dem Winde und dem Wasser; und sie sind Ihm gehorsam.“

Verwunderung und Furcht kam plötzlich über alle. Ja, wenn man so handgreiflich Gottes Wunderhand vor sich sieht, wer sollte nicht in Angst und Furcht versetzt werden, wenn er dabei



an seine eigene Armseligkeit denkt? Ist es doch, als ob man da den Herrn Himmels und der Erde selbst vor Augen hätte. Daher nicht bloß die Verwunderung, sondern auch die Furcht der Leute. „Was ist das für ein Mann,“ fragen sie, „daß Ihm Wind und Meer gehorsam ist und Er beiden nur gebieten darf?“ Ja, frage du auch, lieber Leser: „Wer ist dieser?“ und ergib dich Ihm als dem, der Gott selbst vertritt und der es zeigt, wie Er aus allem Jammer und Weh bis zur vollkommenen Ruhe dir helfen kann.

Wunder der Art freilich wollen vielen seltsam vorkommen; und in unserer Zeit haben diese häufig näher zum Unglauben als zum Glauben. Sie finden's wie unpassend und darum unglücklich für Gott, den über alles hoch erhabenen Herrn und Schöpfer aller Dinge, in solcher Weise sich zu erkennen zu geben und gleichsam persönlich sich zu zeigen – denn wie sollen wir's anders nehmen? Gott hätte wohl, denken sie sich, die Schiffahrenden auch sonst erretten können, ohne gerade ein über alles Gewöhnliche hinausgehendes Wunder zu tun. Wer so denkt, hat einen kleinlichen Geist und bedenkt es nicht, daß es an und für sich schon eine Bedeutung hat, wenn in der Erlösungsgeschichte solche Wunder vorkommen. Vor allem erwägen wir, daß es kein planmäßig angelegtes Wunder war, welches der Herr da vollbrachte; und auch von Gott konnte es nicht beabsichtigt sein, nur ein Schaustück Jesum aufführen zu lassen, damit man an Ihn glaube oder daß Er nur ein Spiel mit Wundern treiben solle. Das Wunder ergab sich vielmehr, weil die Not es erforderte. Wenn denn auch etwas an dem ist, was oben bemerkt wurde, daß Mächte der Finsternis hier es gegen Jesum versuchten, dessen Person und Beruf von ihnen angefeindet wurde, so wird uns durch die Beschwichtigung des Sturms ein Eindruck gegeben, welchen Mächten gegenüber der Herr Jesus uns zulieb sich zu stellen hatte und wie wichtig es ist, gerade gegen sie, die im verborgenen in jeder nur denkbaren verderblichen Weise ihr Wesen treiben, in Jesu einen starken Helfer und Erretter zu haben. Auch sonst können und müssen uns solche Wunder zeigen, daß es sich noch um ein Großes, das nicht gleich in die Augen fällt,

bei Jesu handelte. Fragen wir daher nicht bloß: „Was ist das für ein Mann?“, sondern auch: „Was hat dieser vor, wenn Er zu solchem Macht hat?“ Ja, Großes hat Er vor, das auf die ganze Schöpfung Einfluß hat; denn Himmel und Erde sollen durch Jesum und Seine Hingabe bis in den Tod einer Erneuerung entgegengeführt werden. Ist dem so, wodurch anders konnten Gedanken hieran in den Menschen geweckt werden, als wenn Jesus eine Übermacht über die Elemente der Natur zeigte? Lernen wir hiernach auch die großen Wunder schätzen, welche einst unter Moses und sonst vorgekommen sind. Sie waren bereits eine Hindeutung darauf, was mit Bezug auf die ganze Schöpfung noch werden soll, bis auch Himmel und Erde werden neu geworden sein, vor allem frei von der Herrschaft der Finsternis. Darum ist auch der Spruch im Propheten Haggai so wichtig, der seine Erfüllung auch für uns noch in der Zukunft hat. Er sagt:

Haggai 2, 6f.: „Denn so spricht der Herr Zebaoth: Es ist noch ein kleines dahin, daß ich Himmel und Erde, das Meer und das Trockene bewegen werde. Ja, alle Heiden will ich bewegen.“ Manche Andeutungen könnten noch gegeben werden, wie wir allen Wundern, in welchen sich Jesus auch als Herr über die Elemente darstellt, ein Besonderes abzumerken haben. Wozu wird es auch besonders betont, daß „Ihm alle Macht gegeben sei im Himmel und auf Erden“? (Matth. 28, 18). Möchte die Zeit bald kommen, da Er sich auf Seine Zukunft hin aufmacht, um doch noch Himmel und Erde jauchzen zu machen über dem Großen, das Seine Hand noch durch alles hindurch vollbringen wird, bis die ganze Erlösung wird vollendet sein!

## § 64 Die Gergesener

(1. Abschnitt) Kap. 8, 28  
vgl. Mark. 5, 1-5 und Luk. 8, 26f. 29

Wir kommen nun an die Heilung der Gergesener oder Gadarener. Hierüber ist es nicht leicht, eingehend zu reden. Denn die ganze Geschichte ist vielen Lesern mißliebig und darum auch ihre Auslegung, wenn man sie ganz gelten lassen will. Sie meinen, man sollte die Geschichte ein wenig anders nehmen, als wie sie nach dem Buchstaben ist. Wer daher alles gelten läßt und danach betrachtet, setzt sich der Gefahr aus, übel darum angesehen zu werden, als sagte er seine und nicht der Schrift Meinung. Man verdenkt's ihm daher, wenn er [das], was vom Teufel oder von Besessenen in der Schrift steht, ohne Widerrede glauben mag und er sich nicht über den Grundtext erhebt, was man bei solchen Geschichten schon glaubt mit gutem Gewissen tun zu können. Ich aber habe nur ein gutes Gewissen, wenn ich mich nirgends über den Wortsinn erhebe, als wüßte ich es besser denn die Evangelisten oder als könnten diese auch Irriges vom Heiland erzählen. Mir sinkt alle Autorität der Schrift dahin, wenn ich auch nur in einem Stücke, [wo] sie klar und unumwunden redet, richterisch oder geringschätzig, und zwar nur darum, weil mir das tiefere Begreifen fehlt, mich benehmen wollte. Wieviel aber kann doch im Unsichtbaren wahr sein, das ich mir, eben weil ich's nicht sehe, nicht zu erklären weiß, das aber, wenn es eine Beziehung zum Menschen hat, aller Beachtung wert ist, ob ich's in seinem eigentlichen Bestand begreife oder nicht! Deswegen hat gerade das, worauf ich von selber nicht kommen könnte, das aber die Schrift mir verbürgt, besonderen Wert für mich, namentlich wenn sich dadurch wirklich vorkommende Erscheinungen im Menschenleben, sei's, daß sie auf Satanisches und Dämonisches schließlich führen, erklären und beurteilen lassen, soweit es nötig ist. So habe ich aus den Berichten über Besessene wie die Gergesener in einer gewissen Zeit\* vie-

\* [In Blumhardts „Kampfzeit“ 1842-43.]

les gelernt, das mir von unberechenbarem Werte gewesen ist. Man erlaube mir's daher, nach meiner Weise auch die Geschichte der Gergesener näher zu besprechen, und zwar ganz nach dem, wie sie erzählt ist. Ich stelle wieder die verschiedenen Berichte zusammen.

Matth. 8, 28: „Und Er kam jenseits des Meeres in die Gegend der Gergesener. Da liefen Ihm entgegen zween Besessene, die kamen aus den Totengräbern und waren sehr grimmig, daß niemand dieselbe Straße wandeln konnte.“ – Mark. 5, 1: „Und sie kamen jenseits des Meers in die Gegend der Gadarener.“ – V. 2: „Und als Er aus dem Schiff trat, lief Ihm alsbald entgegen aus den Gräbern ein besessener Mensch mit einem unsaubern Geiste“, – V. 3: „der seine Wohnung in den Gräbern hatte. Und niemand konnte ihn binden, auch nicht mit Ketten.“ – V. 4: „Denn er war oft mit Fesseln und Ketten gebunden gewesen und hatte die Ketten abgerissen und die Fesseln zerrieben, und niemand konnte ihn zähmen.“ – V. 5: „Und er war allezeit, beide Tag und Nacht, auf den Bergen und in den Gräbern, schrie und schlug sich mit Steinen.“ – Luk. 8, 26: „Und sie schifften fort in die Gegend der Gadarener, welche ist gegen Galiläa über.“ – V. 27: „Und als Er austrat auf das Land, begegnete Ihm ein Mann aus der Stadt, der hatte Teufel von langer Zeit her und tät keine Kleider an und blieb in keinem Hause, sondern in den Gräbern.“ – Hierzu noch aus V. 29: „Denn er (der Geist) hatte ihn lange Zeit geplaget. Und er war mit Ketten gebunden und mit Fesseln gefangen und zerriß die Bande und ward getrieben vom Teufel in die Wüste.“

Das vom Sturm gerettete Schiff fuhr nun auf ruhigstem Wasser über den See, „jenseits des Meeres“, d. h. zum anderen jenseitigen Ufer. Es landete nach Matthäus „in der Gegend der Gergesener“, nach Markus und Lukas „in der Gegend der Gadarener, welche war gegen Galiläa über“, also in Peräa. Gadara war die Hauptstadt von Peräa, südostwärts am See Genezareth. Vielleicht war auch ein Ort Gerasa, woraus Gerasener oder Gergesener sich bildete, in der Nähe, etwa ein Vorort zu Gadara, so daß beide Namen auf eines wiesen.

Als Vorort läßt sich Gerasa (etwa auch Gergesa) schon gleichnamig denken mit der eigentlichen Stadt Gerasa, welche sonst der östliche Grenzort von Peräa war, der nicht gemeint sein kann, weil er zu weit entfernt lag.

Schwieriger ist der Umstand, daß Matthäus von zwei, Markus und Lukas nur von einem besessenen Menschen reden, der Jesu entgegenlief. Man kann sich aber denken, daß wohl zwei Besessene da waren im Augenblick, da Jesus kam, aber nur der eine es eigentlich war, der sich bemerklich machte durch Reden und Bitten wie auch durch das Gesuch, nach der Heilung (dessen Matthäus nicht erwähnt) bei Jesu bleiben zu dürfen. Daß ihrer zwei gleichsam kollegialisch verbunden waren, läßt sich gar nicht denken. Es ist daher wohl möglich, daß die Dämonen nur bei dem einen Menschen einheimisch waren und in diesem gleichsam ihre Behausung hatten, bei dem anderen nur ansteckungsweise und vorübergehend waren. Ähnliche Ansteckungen kommen auch bei uns vor, wie ich schon erfahren habe.\* Dieser zweite Mann – etwa veranlaßt, je und je nach dem ersten, der doch einiger Rücksicht bedurfte, zu sehen – fiel wohl nur jetzt auf durch grimmige Gebärden als vorübergehend angesteckt, war aber sonst das nicht, was der andere. Mit der Heilung des eigentlich Besessenen war dann auch die des anderen gegeben. Matthäus konnte eher auch des zweiten erwähnen, weil er nur eine kurze Schilderung gibt, während Markus und Lukas vieles erzählen, was nicht mehr auf den zweiten paßte. – Man könnte freilich sagen, in dem hier Dargelegten sei viel Willkürliches. Ich gebe das zu, wollte aber nur den Eindruck geben, wieviel sich in den Berichten der Evangelien zwischen den Zeilen denken lasse und wie wenig man daher an den jeweiligen Verschiedenheiten sich aufhalten dürfe. Meist erklärten sie sich ganz von selber, wenn die Evangelisten, denen nur das Mark von allem wichtig war, sich nicht der äußersten Kürze beflissen hätten. – In der Auslegung der jetzigen Geschichte bleiben wir bei dem einen der Besessenen nach Markus und Lukas.

\* [Im „Möttlinger Kampf“ wurde Gottlieb Dittus' Schwester Katharina Opfer einer solchen Ansteckung.]

Der Besessene, der „seit langer Zeit“ geplagt war, heißt wohl bei Lukas „ein Mann aus der Stadt“, hatte also dort auch seine Angehörigen, hielt sich aber für gewöhnlich in den Gräbern auf, die man sich als Grabhöhlen zu denken hat, und hatte da sogar seine Wohnung. Solches zeigt eine Beziehung zu den Verstorbenen an, die daselbst begraben waren, was nebenbei die Ansicht begünstigt, daß die Dämonen in dem Menschen, von höheren Satanswesen selbst wieder eingenommen und gestärkt, Seelen von Verstorbenen waren. Wenn die Anfälle an ihn kamen, was bei Tag und bei Nacht sein konnte, so schrie er und schlug sich mit Steinen, raste dann auch, sich gleichsam austobend, auf den Bergen und in der Wüste, in einsamer, menschenleerer Gegend herum. Für Kranke der Art ist es oft wichtig, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird, sich auszutoben, indem dann auf Tage und Wochen wieder ruhigere Zeiten kommen können. Wie er in keinem Hause blieb, so duldet er auch keine Kleider an seinem Leibe. Besonders grimmig wurde er, wenn er anderer Leute ansichtig wurde, weswegen niemand die Straße zu wandeln wagte, auf welcher er sich herumtummelte. Der Mensch wurde daher sehr gefürchtet; und um seiner sich zu erwehren oder ihn unschädlich zu machen, versuchte man's oft, ihn mit Fesseln und Ketten zu binden, was aber alles umsonst war, weil er die Ketten abriß und die Fesseln zerrieb, daß er plötzlich wieder, ehe man sich's versah, völlig frei war und um so mehr Schrecken verbreitete, weswegen man es aufgab, ihn weiter zähmen zu wollen.

Solches alles kommt auch bei uns vor an Kranken, die man freilich immer nur geisteskrank, wahnsinnig, tobsüchtig, tiefsinnig zu nennen gewohnt ist, wie man in unserer modernen Zeit auch jenen Besessenen in Kommentaren zu nennen beliebt. Ich könnte Beispiele anführen, da die Selbstbefreiungen von Banden und Stricken und sonst[igem] einen ganz unbegreiflichen Charakter hatten. Wenn jener Mensch „lange Zeit vom unsauberen Geist geplagt“ war, wie Lukas sagt, und zuletzt ganz sich selbst und seiner Blöße und allen seinen gefährlichen Rasereien, unter denen er sich mit Steinen schlug, überlassen werden mußte, so ist

das das unbegreiflichste, daß er nicht allmählich sich selbst aufrieb, daß er bei Kräften blieb, keine Verletzungen erhielt, die ihn lähmten oder unfähig machten, seine Rasereien fortzusetzen, daß er überhaupt nicht hundertmal für einmal sein Leben einbüßte. Ähnliche Erfahrungen werden auch bei uns gemacht, [wo] nur der unwiderstehliche Drang zum Selbstmord, den dergleichen Kranke in unserer Zeit mehr zu haben scheinen als zu Jesu Zeit, bei ihnen zu fürchten ist. Sonst scheinen solche Menschen unverwundlich zu sein. Nicht einmal gewöhnliche Krankheiten, wie sie an nüchterne Menschen kommen, sind häufig bei ihnen; und was bei diesen lebensgefährlich wirkt, hat für jene rein nichts zu sagen. Nichts, weder Kälte noch Wärme, weder Regen noch Sonnenhitze, weder Hunger noch Blöße, ist imstande, sie umzubringen oder nur auch ihre Anfälle zu mildern. Daß etwas Übernatürliches da mit im Spiele sei, namentlich wenn fortdauernd Riesenkräfte sich zeigen, wie sie ein gewöhnlicher menschlicher Leib nicht hat, wenigstens nicht auf die Dauer, muß man notgedrungen annehmen.

Aber nicht nur übernatürliche finstere Kräfte sind unzweideutig vorhanden, sondern es walten auch, wie zu einer wunderbaren Abwehr derselben, verborgene göttliche Schutzkräfte, wenn man über obige Erfahrungen nachdenkt. Ist aber ein Schutz von oben da, so darf man daraus den Schluß ziehen, daß solche Jammermenschen doch nicht ganz der Spielball finsterner Mächte sind, sondern in der Regel unter einem göttlichen Aufsehen stehen, das ebensosehr zu einer Bewunderung der Freundlichkeit Gottes treiben muß, wie die anderen Erscheinungen Grauen erwecken. Es ist, wie wenn immer böse und gute Engel im Kampf miteinander um solche Menschen wären, und so, daß doch eigentlich meist die guten Engel die Überlegeneren sind, namentlich wenn Angehörige eine richtige Herzensstellung auch gegen die Kranken zeigen. So stellen schon an und für sich die Besessenen den Kampf des Lichts mit der Finsternis vor, den die ganze Schöpfung noch zu bestehen hat, und zwar so, daß der endliche Sieg des Lichts schon an dem Anblick der Besessenen erkennbar ist, sowenig es den Anschein hat. Denn wenn ein ver-

hältnismäßiger Schutz Gottes schon ungesucht an ihnen sich erweist, was darf man nicht hoffen, wenn man mit ernster Begier und festem Glauben zu dem Herrn bittend aufblicken, auch auf den Namen Jesu, der ja gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören, etwas wagen lernt? An den Besessenen hat ja auch der Herr gezeigt, wie Er den Starken gebunden hatte und nun sein Haus berauben konnte; und je mehr derselbe eben an ihnen auch jetzt persönlich überwunden werden darf, desto näher kommt sicher das Reich Gottes, wie Jesus ferner von sich sagt: „So ich aber die Teufel durch den Geist Gottes austreibe, so ist je das Reich Gottes zu euch gekommen.“ (Matth. 12, 28-29). So werden wir nicht irrig daran sein, wenn wir uns denken, daß gerade an Besessenen der endliche Sieg Christi über alle Finsternis sich zeigen werde, weswegen so viel daran liegt, daß die Überzeugung von wirklichen Besessenheiten, wenn diese handgreiflich sich zeigen, nicht mit Gewalt und Mutwillen oder mit einiger Leichtfertigkeit und Geringschätzung der Schrift aus dem Glauben der Christen verbannt werde.

Das Traurigste in unserer Zeit ist die scheinbare Schutzlosigkeit, in welcher solche Besessenen, die sich als Tiefsinnige darstellen, von seiten Gottes stehen, wenn sie des Gedankens und Triebes, sich selbst ans Leben zu gehen, sich nicht erwehren können. Schmerzlich ist es, daß man in unaufhörlicher Sorge und Angst um sie stehen muß, da man oft keinen Augenblick versichert ist, daß mit ihnen nicht das Schrecklichste geschehe; und eben bei ihnen kann man den Eindruck bestimmt haben, daß finstere Mächte auf sie zu dem Grauensvollen einwirken. Es ist, als ob der Feind da oft alles Glaubens und Betens spotten dürfte. Wir sehen aber daraus, wie über die Massen mächtig die Finsternis allmählich geworden ist, was man begreifen kann, wenn schon jeder Gedanke an Besessenheit verspottet wird. Indessen mag man auch da es erfahren, daß das Bitten zum Herrn wenigstens nicht ganz unwirksam ist; und zuletzt wird gewiß wieder eine Zeit kommen, da es durchschlagen wird zur Hilfe, was zu hoffen die Wunder Jesu selbst an allen Besessenen uns berechtigen.

## § 65 Die Gergesener

(2. Abschnitt)

Kap. 8, 29

vgl. Mark. 5, 6f. und Luk. 8, 28

Wir betrachten das Weitere der Geschichte der Gergesener, immer die Berichte der Evangelien zusammenstellend. Wir lesen:

Matth. 8, 29: „Und siehe, sie schrieten und sprachen: Ach Jesu, du Sohn Gottes, was haben wir mit dir zu tun? Bist du herkommen, uns zu quälen, ehe denn es Zeit ist?“ – Mark. 5, 6: „Da er aber Jesum sahe von ferne, lief er zu und fiel vor Ihm nieder, schrie laut und sprach: – V. 7: Was habe ich mit dir zu tun, o Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich bei Gott, daß du mich nicht quälest!“ – Luk. 8, 28: „Da er aber Jesum sahe, schrie er und fiel vor Ihm nieder und rief laut und sprach: Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich bitte dich, du wollest mich nicht quälen.“

Auffallend ist, daß der Besessene, als er Jesum von ferne sah, auf Ihn zulief und vor Ihm niederfiel als ein demütig und flehentlich Bittender. Sonst wurde er ja grimmiger, wenn er jemand sah; und hier war's umgekehrt, daß er ganz zahm sich gebärdete. Die Geister selbst waren wie ehrfurchtsvoll erregt beim Anblick Jesu. Denn sie, nicht der Besessene, reden – oder einer derselben im Namen aller oder, sich gleichsam vordrängend, als eine Art Oberster über die anderen und als solcher diese im Banne haltend –, man verzeihe mir, wenn ich im stillen nach selbstgemachten Erfahrungen rede. Welche Gedanken, welche Gefühle des Mitleids kann das auch in uns erwecken, wenn wir es ins Auge fassen, daß es abgeschiedene Menschenseelen sind – solches mag man schon an der Haltung der ganzen Geschichte erkennen –, die nach dem Tode in den jämmerlichsten Zustand gerieten und als Verzweifelte in einem lebenden Menschen eine Art Ruhe suchten, was an sich schon Schreckliches genug in sich schloß, weil sie auch da, von der ihnen gebliebenen Leidenschaft umgetrieben und wie von Höllen-

schmerzen gepeinigt, je und je rasten und tobten, genötigt, ihre eigene Not einem anderen Menschen gleichsam aufzubürden. Ich bitte die Freunde, mich doch solches sagen zu lassen, da es ja unmittelbar im Texte liegt; und wenn es mit Erscheinungen, welche ich vielfältig gemacht habe und die mir oft das Herz fast brechen machten, zusammenstimmt, so mag man's begreiflich finden, wenn ich das Erzählte umständlicher erörtere, ohne anderes, wie ich könnte, mitzugeben, als wie es unzweideutig im Texte selbst liegt.

Besonders frappieren muß es uns, daß die Dämonen Jesum kennen, Ihn „den Sohn Gottes“, ja gar „den Sohn Gottes, des Allerhöchsten“, nennen. Wenn sonst Juden das sagten, bezeichneten sie damit den verheißenen Messias, der jetzt gekommen wäre. Woher wissen die Dämonen das? Oder soll's ein Wissen des besessenen Menschen sein? Wie soll denn der dazu kommen, vollends in gestörtem Zustande, in dem er schon „von langer Zeit her“ gewesen war, und in einer Gegend, von welcher mehr als von Galiläa gesagt werden konnte, daß sie bewohnt gewesen sei „von einem Volke, das in Finsternis saß, am Ort und Schatten des Todes“? (Matth. 4, 16). Die Dämonen gaben sich übrigens als Vorfahren von Juden zu erkennen, welche von der zukünftigen Erscheinung des Messias etwas wußten und die vielleicht nicht einmal zu den schlimmsten Juden gehörten, so daß um so mehr jetzt Verzweiflung, weil sie's für sich verfehlt sahen, sie zum jeweiligen Toben und Rasen brachte.

Zunächst erkennen also die Dämonen in Jesu den verheißenen Sohn Gottes oder Messias, ihren Richter, der mit ihnen aufzuräumen gekommen sei, um Sein Reich unter Israel in Flor zu bringen. Daher sagen sie: „Was haben wir mit dir zu schaffen?“, Worte, die besagen wollen: „Bleibe doch ferne von uns; und mache dich nicht an uns, gehe deines Wegs, ohne nach uns zu fragen.“ Denn sie fühlen's, wenn Er sich an sie machte – wie doch notwendig erschien, wenn der Mensch, den sie in Besitz genommen hatten, von [seiner] Qual sollte befreit und wenn überhaupt die lebenden Menschen vor ihnen sichergestellt werden sollten –, so könne das nur geschehen, wenn sie einem ent-

schiedenen Qualort zugesprochen würden, von dem aus sie nicht mehr in Menschen fahren könnten. Wie könnte auch ein seliges Gottesreich auf Erden errichtet werden, wenn überwältigende Einflüsse der Finsternis, unter deren Gewalt solche Dämonen standen, sollten fort dauern dürfen? Des Teufels Reich, wie sich das durch unselige, von ihm auf Erden gebundene Menschen nach deren Tode fortsetzte, mußte vor allem zerstört werden.

Die Dämonen sagen nach Matthäus: „Bist du herkommen, uns zu quälen“, d. h. in den Abgrund uns zu verweisen, „ehe denn es Zeit ist“ (eigentlich: „vor der Zeit“). Wie sie das verstehen, kann man fragen. Anzunehmen ist, daß sie nichts mehr fürchteten als das nun nahegekommene Gericht, welches entscheiden sollte, ob sie der eigentlichen Verdammnis anheimfallen sollten. Dieses Gericht nun konnte nicht sogleich, wie die Dämonen wohl erkannten, mit dem Auftreten Jesu gehalten werden, weil ja Jesus zuerst Glauben und Anerkennung auf Erden haben mußte, daß Er derjenige sei, der auch vom Gericht befreie und so das Gottesreich gründe. Das Gericht kann erst vollzogen werden, wenn das Evangelium aller Kreatur wird verkündigt sein, da zuletzt die einzig verdammende Sünde die ist, „daß sie nicht glauben an Ihn“ (Joh. 16, 9). Alles war jetzt erst im Anfang; und darum sagt auch Jesus zunächst, „Er sei nicht gekommen, zu richten, sondern daß Er die Welt selig mache“ (Joh. 12, 47). Nur die, die „Ihn verachten“, an welchen also Sein Wirken auf die Seligkeit hin fruchtlos bleibt, verfallen dem Gericht. Insofern war auch für jene Dämonen, die es aber wohl kaum hofften, noch nicht alles verloren, da ja Christus auch die Toten seiner Zeit richten wird; und „die Seine Stimme hören werden, die werden leben“ (Joh. 5, 25). Sie werden nicht ohne weiteres alle verdammt werden; und daß für sie eine Erlösung von der Verdammnis stattfinden kann, läßt uns ja der Herr sogar über denen von Sodom und Gomorrhä und von Tyrus und Sidon ahnen.

Wie dem aber sei, so sehen die Dämonen jetzt, wenn sie ausgetrieben würden, nichts anderes vor sich, als in den Abgrund verwiesen zu werden, was ihnen dasselbe zu sein schien, als

wenn sie verdammt würden. Wir müssen überhaupt annehmen, daß sämtliche Dämonen, welche überhaupt damals ausgetrieben wurden, weil sie auch außerstande waren, von sich aus sich zu reinigen und ihre Art zu ändern, nur, um nicht ferner störend und verderbend auf die Menschenwelt zu wirken, damit beseitigt werden konnten, daß sie dem Abgrund zugewiesen wurden. Solches war aber nur eine einstweilige Verdammnis, die unvermeidlich war, weil eine Erlösung von Tod und Hölle noch nicht offenstand, ehe Jesus Sein Erlösungswerk [nicht] auch durch Seinen Tod völlig vollbracht hatte. Am schließlich kommenden Gerichte kann es sodann immerhin wieder von seiten des Richters erwogen werden, wer etwa auch von den bereits in den Abgrund Verwiesenen aus der wirklichen Verdammnis befreit werden könnte. Jene Dämonen aber meinten jedenfalls, wenn jetzt schon sie in den Abgrund kämen, so wäre das bereits das wirkliche Verdammnis, also ein Verdammnis vor der Zeit, d. h. ehe das eigentliche Gericht gehalten worden wäre. Daß Jesus das Recht habe, im Namen Gottes sie auch jetzt schon zu verdammen als solche, die sich in steter Widersetzlichkeit gegen Gott, wenn auch als Gebundene des Satans jetzt unfreiwillig, fühlten, mögen sie gefürchtet haben; aber doch dachten sie, vor der Zeit, ehe ihre Sache [nicht] noch einmal vor Gericht verhandelt wäre, sollte das nicht geschehen.

So kommt es, daß sie's versuchen, den Spruch zur Abgrundsqual abzuwenden. Sie bitten Jesum, beschwören Ihn sogar bei Gott, daß Er sie nicht quäle, eigentlich in den Abgrund werfe, oder in einen qualvollen Ort der Tiefe im Inneren der Erde verstoße. Unter aller ihrer Angst, die sie aussichtslos auf eine Rettung macht, haben sie doch das Gefühl, daß etwa der Heiland, weil Er denn doch noch nicht zu richten da sei, noch eine Bitte von ihnen annehmen werde, daß Er sie wenigstens nicht, wenn Er sie auch aus dem Menschen austreibe, ganz verstoßen, sondern glimpflich mit ihnen fahren möchte. Von der entsetzlichen Verzweiflung, in welcher sie sichtbar darum bitten, wenn sie etwa noch zwischen Angst und Hoffnung schwebten, können wir uns keine andere denn grauenvolle Vor-

stellung machen. Wie muß sie auch unser Mitgefühl anregen, wenn wir uns unter den Dämonen bestimmte menschliche Persönlichkeiten vorstellen, wie sie mir unter mancherlei Kämpfen mit der Finsternis auf eine schreckhafte Weise in Menge vorgekommen sind!

## § 66 Die Gergesener

(3. Abschnitt)

Kap. 8, 30-32

vgl. Mark. 5, 8-13 und Luk. 8, 29-31

Unter der Feder wird mir die Betrachtung dieser Geschichte länger, als ich mir anfangs dachte, weswegen ich heute noch nicht den Schluß geben kann. Je weniger dergleichen biblische Geschichten, die eben doch als biblisch wichtig zu nehmen sind, besprochen werden, desto schwieriger ist es für den, der es versucht, sich kurz zu fassen. Er darf sich auch nicht scheuen, wenn er dem vorliegenden Worte gerecht sein will, frappante Folgerungen, wie sie sich von selbst ergeben, aus der Geschichte frei vorzutragen, zumal man finden kann, wie bedeutungsvoll sie sind für den Glauben an die noch zu hoffende Verwirklichung der Erlösung durch Christum. Daß ich mich mit meinen Anschauungen oder Erklärungen aufdringen wolle, bitte ich, nicht von mir zu glauben. Aber in vielem, das mir auch nach selbstgemachten Erfahrungen will klargeworden sein, immer nur den Zurückhaltenden zu spielen vermag ich nicht mehr, wie man's denn auch aufnehmen mag. Meine Freunde, an die ich zunächst schreibe, können's auch von mir fordern. – Zunächst komme ich an Verse, welche nur in Markus und Lukas stehen.

Mark. 5, 8: „Er aber sprach zu ihm: Fahre aus, du unsauberer Geist, von dem Menschen.“ – V. 9: „Und Er fragte ihn: Wie heißest du? Und er antwortete und sprach: Legion heiße ich; denn unser ist viel.“ – V. 10: „Und er bat Ihn sehr, daß Er sie nicht aus derselbigen Gegend triebe.“ – Lukas 8, 29: „Denn Er gebot dem unsauberem

Geist, daß er von dem Menschen ausführe usw.“ – V. 30: „Und Jesus fragte ihn und sprach: Wie heißest du? Er sprach: Legion; denn es waren viele Teufel in ihn gefahren.“ – V. 31: „Und sie baten Ihn, daß Er sie nicht hieße in die Tiefe fahren.“

Lukas gibt den Eindruck, daß die Dämonen, ehe sie so dringend den Herrn baten, bereits den Befehl auszufahren erhalten hatten, wenn er sagt: „Denn Er gebot dem unsauberem Geiste, daß er von dem Menschen ausführe.“ Daher müssen wir in Markus es nehmen, als hieße es: „Denn Er hatte zu ihm gesprochen: Fahre aus.“ Statt also augenblicklich, wie das sonst war, Folge zu leisten, versuchten die Dämonen noch eine Bitte. Nach Lukas fürchteten sie nichts mehr, als in die Tiefe fahren zu müssen. Jesus aber zeigt sich offenbar weich gestimmt; und als zukünftiger Richter der Lebendigen und der Toten, zu deren Erlösung im weitesten Umfange, soweit sich's möglich machte, Er zunächst gekommen ist, kann Er für Tote nicht als der Empfindungslose dastehen. Er läßt daher sozusagen mit sich reden und hält gleichsam inne. So fragte Er den alle repräsentierenden unsauberem Geist: „Wie heißest du?“ Offenbar fragt Er so nicht den besessenen Menschen, sondern den aus ihm redenden Geist; und den fragt Er nach dem Namen, den er im Leben gehabt habe. Er kann auch nicht außermenschliche Wesen, wenn man sich diese unter den Dämonen vorstellen wollte, also fragen. Hierfür ließe sich ja gar kein Grund denken. Denn welche Bedeutung sollte hier solcher Wesen Namen haben, da ja gar nichts bezüglich ihrer Person sich daran anknüpfen ließe? Deswegen ist eben diese Frage der stärkste Beweis dafür, daß es sich doch bei Dämonen, welche Menschen in Besitz nehmen, vielfältig um abgeschiedene Seelen handeln müsse. Warum aber will der Herr die Namen wissen? Will Er nicht etwa eine friedliche, ja mitleidige Gesinnung damit zeigen, mindestens ein Interesse für ihn? So ist's wenigstens bei uns, wenn wir jemanden um seinen Namen fragen, daß wir denselben nicht als einen beliebigen, unbestimmten, gleichsam namenlosen Jemand nehmen wollen und daß wir ihm auch einige Freundlichkeit zu erzeigen geneigt sind.

Man könnte fragen, ob denn Jesus den Namen des redenden Dämons nicht von selbst gewußt habe. Das denn wohl schon; aber am Bekenntnis von seiten des Dämons muß dem Herrn gelegen gewesen sein, wenn Er etwa, wie vielleicht doch möglich war, etwas, sei's, was es wolle, zu seinen Gunsten im Sinne gehabt hatte. Auffallend ist freilich, daß der Dämon vor den Umstehenden seinen Namen angeben und damit sich zu erkennen geben sollte. Aber konnte das nicht auch noch weitere Bedeutung gehabt haben? Wir sehen, wievielerlei sich da denken läßt und wieviel zwischen den Zeilen gelesen werden kann, das freilich der mehr sieht, der einige Erfahrungen in diesem Gebiete gemacht hat. Der Geist hätte sich also nennen dürfen, tut's aber nicht und zeigte vielleicht damit einen noch gebundenen oder ungebrochenen Sinn, mit dem er sich weitergehende Berücksichtigung abgeschnitten hat. Diese hätte wohl gerne der Herr auch vor den Umstehenden gezeigt, die wohl merken durften, wie weit Sein Erlösungsdrang gehe. Des Dämons Antwort lautete: „Legion; denn unser ist viel.“ Damit sagt er nichts Bestimmtes, aber freilich auch etwas, das noch mehr Mitleidenerregendes hatte, weil sich's um die Befreiung von vielen handelte. Wir sehen hiernach zugleich, was für eine geheimnisvolle, allerdings unbegreifliche, grauenvolle Sache es ist um solche Besessenheiten, wie hier eine war, wenn da Tausende gar eine Art Herberge oder Schutz in einem Menschen suchen oder unter der Gewalt der Finsternis stehen, die sie nötigt, auch Lebender Qual zu werden. Noch bat der redende Dämon und mit ihm die anderen sehr, wenigstens nicht aus jener Gegend getrieben zu werden, eine Bitte, die nicht erhört werden konnte, weil offenbar die Plage dieser Dämonen, die nicht ruhig zu bleiben imstande waren, ganz beseitigt werden mußte. – Wir lesen weiter:

Matth. 8, 30: „Es war aber ferne von ihnen (Markus und Lukas: „an den Bergen“) eine große Herd Säue an der Weide.“ – V. 31: „Da baten ihn die Teufel (bei Markus: „sie baten Ihn alle“) und sprachen: Willst du uns austreiben, so erlaube uns, in die Herd Säue zu fahren.“ – V. 32: „Und Er sprach: Fahret hin! Da fuhren sie (Markus: „die unsauberen Geister“) aus und fuhren

in die Herd Säue. Und siehe, die ganze Herd Säue stürzte sich mit einem Sturm ins Meer, und ersoffen im Wasser.“ (Markus setzt hinzu: „Ihrer war aber bei zweitausend.“)

Aus dem, daß so viele Säue an der Weide waren, ist ersichtlich, daß die Zucht dieser Tiere in jener Gegend nicht nur eingeführt, sondern sehr im Schwange war. Unter lauter Juden aber konnte das nicht sein, weil ihnen der Genuß dieses Fleisches verboten war und sonst diese Tiere keinen Nutzen für sie haben konnten. Nur die vielen ansässigen Heiden machten den Bestand der Zucht möglich. Das Land jenseits des Sees Genezareth war kein reines Judenland und schon darum dem reineren Gottesdienst ferner als Judäa. Es gehörte, wie oben schon bemerkt, „zu dem Volke, das in Finsternis saß, ... am Ort und Schatten des Todes“, wie Matthäus (4, 16) sagt, da er neben dem „heidnischen Galiläa“ auch „das Land jenseits des Jordans“ nennt. Die ansässigen Heiden mochten über dem, was jetzt geschah, um so mehr erschrocken sein, da Heiden überall der Meinung waren, daß die Götter eines Landes, in dem sie als Fremdlinge waren, von ihnen sollten zu respektieren sein. Dachten sie sich den Gott Israels als den Gott des Landes, das sie bewohnten, so konnten sie den Verlust der Säue, die Ihm wie dem Volke ein Ärgernis waren, als eine Strafe dieses Gottes ansehen, unter der sie denn auch still sich beugten, wie aus dem Nachfolgenden ersehen werden kann.

Den Dämonen konnte, wie bemerkt, die Bitte nicht gewährt werden, wenn aus dem Menschen ausgefahren, wenigstens in der Gegend bleiben und im Freien sich aufhalten zu dürfen, ohne ferner in einen Menschen zu fahren, was an sich schon als eine Möglichkeit gedacht werden konnte. Es war ihnen aber nicht zu trauen, wenn sie etwa Menschen freilassen und sonst unheimlicher Unruhe sich enthalten sollten. Sie selbst nämlich wird man auch immer gebunden denken müssen an höhere finstere Mächte; und noch nicht war es Zeit, da sie etwa von diesen Banden gelöst werden konnten. Sie baten nun, in die Säue fahren zu dürfen, die an den Bergen umher weideten, um wenn nicht in einem menschlichen, doch wenigstens in einem tierischen Leibe einige Ruhe für



sich zu haben. Über die Möglichkeit, daß Dämonen auch in Tiere fahren können, viele Worte zu machen, ist überflüssig. Die Geschichte setzt die Wirklichkeit; und diese zu bestreiten, sollten wir nicht wagen, wenn die Schrift so bestimmt sie erzählt.\* Übrigens kommen bei uns der Geschichten viele vor, [wo] man nicht umhinkann zu denken, es sei je und je auch an gewissen Haustieren etwas Unnatürliches. Man will's nur nicht recht an sich kommen lassen, weil man glaubt, sich dessen schämen zu müssen. Ich will aber hiergegen nicht soviel sagen, weil leicht allerlei Abergläubisches bei vielen sich daran anknüpft. Wie tief gehen doch die Finsternisse von der unsichtbaren Welt her auch heute noch! Ihre Einflüsse machen sich in allem fühlbar, und nicht bloß, möchte ich sagen, unter Lebenden, seien's Menschen oder Tiere, sondern auch in der leblosen Natur. Aber ein Helfer ist da! Jesus wird's doch noch alles ändern! Lernten wir nur sehnsüchtiger und bittender zu Ihm aufblicken, daß Er sich doch endlich aufmachen möge, der so schwer heimgesuchten Menschheit wieder aufzuhelfen, um sie zuzurichten auf den Tag Seiner Zukunft!

## § 67 Die Gergesener

(4. Abschnitt)

Kap. 8, 30-34

vgl. Mark. 5, 11-20 und Luk. 8, 32-39

Zu dem zuletzt angeführten Schrifttexte habe ich noch einiges nachzutragen. Ich setze daher den Text noch einmal her.

Matth. 8, 30: „Es war aber ferne von ihnen (Markus und Lukas: „an den Bergen“) eine große Herd Säue an der Weide.“ – V. 31: „Da baten Ihn die Teufel (bei Markus: „sie baten Ihn alle“) und sprachen: Willst du uns austreiben, so erlaube uns, in die Herd Säue zu fahren.“ – V. 32: „Und Er sprach zu ihnen: Fahret hin! Da fuhren sie (Markus: „die unsauberen Geister“) aus

\* Man kann das Geschehen auch so sehen: Hier wurde vom Heiland ein Zeichen gesetzt, für die Tatsächlichkeit und Virulenz einer dämonischen Besetzung – um den Preis einer wertvollen Schweineherde! Daß deren Eigentümer davon nicht gerade begeistert waren, ist verständlich. *Der Hrsg. MBD.*

und fuhren in die Herd Säue. Und siehe, die ganze Herd Säue stürzte sich mit einem Sturm ins Wasser“ (Markus setzt hinzu: „Ihrer war aber bei zweitausend usw.“).

Man kann, um weiter den Text auseinanderzusetzen, fragen, wie doch der Heiland dazu kommen konnte, den Dämonen solche Erlaubnis zu geben. Man kann aber nicht anders, denn ein mitleidiges Gefühl für die Dämonen bei Ihm voraussetzen. Er wollte nicht als der erscheinen, der ohne Barmherzigkeit, auch wenn sie bäten, mit ihnen verfare und mir nichts, dir nichts in den Abgrund sie verweise. Auch wenn sie hintennach sich selbst ein Übles bereiteten, wollte Er nicht durch Seinen Spruch es geschehen lassen. Was Er sonst für Gedanken dabei hatte, ob nicht etwa Seine Willfährigkeit eine gute Wirkung bei ihnen haben könne, wer will das ermitteln? Sollte nicht etwa ihnen für die Zukunft ein Hoffnungsfunken gegeben werden, wie doch einmal, wenn der Herr jetzt nicht lauter Strenge zeigte, eine Zeit der Erlösung für sie möglich wäre? Solches dürfen wir wohl wichtig nehmen; denn auch wir werden doch nicht ohne alles Mitgefühl für unsere Vorwelt sein wollen. Zu denken freilich, als mache sich für diese, wenn auch Heil und Rettung ihnen zukommen kann, alles von selber, sind wir nach dem Ernst der Schrift nicht berechtigt. Es kostet etwas, Menschen, seien sie tot oder lebendig, zu erlösen, bis nur ihr eigener Wille gewonnen ist, was bei Hingeschiedenen sicher schwieriger ist. Wir dürfen also die Hoffnungen, haben wenigstens kein biblisches Recht dazu, nicht zu sehr steigern. Wenn sie aber für viele nicht erreichbar sind, so scheinen sie für jene Dämonen wenigstens dagewesen zu sein, was uns immerhin bedeutungsvoll erscheinen kann. Was wird nicht alles die Barmherzigkeit Jesu noch versuchen, um soviel wie möglich auch das Verlorenste zu sich zu ziehen!

Daß die Dämonen, nachdem sie ausgefahren waren, ihre ganze Wildheit wieder annahmen, ist aus dem Weiteren ersichtlich, da die Säue nun gradeso tobend umherrannten [wie] bis daher der besessene Mensch. Wenn aber dieser dabei, wie wir früher bemerkten, unter dem Schutz Gottes stand, so war dies bei den Säuen nicht der Fall. Sie rannten blind und rasend fort,

bis sie allesamt wie mit einem Sturm ins Meer sich gestürzt hatten, da sie dann umkamen. Der eigentümlichen Lust zu verderben wurde da den Dämonen nicht gewehrt. Kann man dem Herrn einen Vorwurf machen, daß Er zu etwas die Erlaubnis gab, das einen solchen Ausgang nahm? Mag man denken, was man will, die Dämonen galten Ihm mehr als die Säue; und die Möglichkeit muß doch vorhanden gewesen sein, daß sie, durch die Nachgiebigkeit und Freundlichkeit Jesu bezwungen, ihre wilde Art änderten, weil ein Hoffnungsblick ihnen damit gegeben war. Sie hätten sich gewiß ebensogut ruhig verhalten können wie stürmisch. Dann wäre auf die Zukunft, da ihres Bleibens in jenen Tieren doch nicht lange sein konnte, auch nicht für sie das Äußerste zu fürchten gewesen; und daß selbst jetzt schon der Herr Gedanken des Friedens über ihnen irgendwie gehabt habe, wer will das in Abrede ziehen? Sie blieben aber völlig ungebrochen und unbeugsam und verdarben sich damit von selbst alles. Vielleicht waren sie ärgerlich, als wären sie, obwohl's ihre eigene Bitte war, schnöde behandelt worden und hätte ihnen der Herr ihre erste Bitte, in der Gegend frei bleiben zu dürfen, wohl gewähren können; oder sie wollten den Herrn hintergehen und durch das Umkommen der Tiere sich wieder freimachen, um nach eigenem Gelüste hintennach es wieder machen zu können. Damit hätten sie den Herrn geradezu zum Gespötte gehabt. Wir mögen uns aber wohl denken, daß sie sich da eine falsche Rechnung gemacht haben. Mit den Säuen sind auch sie verschwunden; wohin? – das wird uns der künftige Tag sagen. Eigentümlich aber kann es uns zumute werden, mit dieser Geschichte allerlei Verborgenes und Geheimnisvolles aus dem Jenseits wie in einem Schatten und bruchstückweise an uns vorübergehen zu sehen. Wir verstehen's nicht; aber ein Grauen kann uns anwandeln, wie wir auch über alles denken mögen.

Unser Text sagt noch Weiteres bezüglich dieser Geschichte. Wir lesen:

Matth. 8, 33: „Und die Hirten flohen und gingen hin in die Stadt und sagten das alles und wie es mit den Besessenen ergangen war.“ – V. 34: „Und siehe, da ging die ganze Stadt

heraus Jesu entgegen. Und da sie Ihn sahen, baten sie Ihn, daß Er von ihrer Grenze weichen wollte.“ – Mark. 5, 14: „Und die Säuhirten flohen und verkündigten das in der Stadt und auf dem Lande. Und sie gingen hinaus, zu sehen, was da geschehen war.“ – V. 15: „Und kamen zu Jesu und sahen den, so von den Teufeln besessen war, daß er saß und war bekleidet und vernünftig; und fürchten sich.“ – V. 16: „Und die es gesehen hatten, sagten ihnen, was dem Besessenen widerfahren war, und von den Säuen.“ – V. 17: „Und sie fingen an und baten Ihn, daß Er aus ihrer Gegend zöge.“ – Luk. 8, 34: „Da aber die Hirten sahen, was da geschah, flohen sie und verkündigten's in der Stadt und in den Dörfern.“ – V. 35: „Da gingen sie hinaus, zu sehen, was da geschehen war, und kamen zu Jesu und fanden den Menschen, von welchem die Teufel ausgefahren waren, sitzend zu den Füßen Jesu, bekleidet und vernünftig; und erschrakten.“ – V. 36: „Und die es gesehen hatten, verkündigten's ihnen, wie der Besessene war gesund geworden.“ – V. 37: „Und es bat Ihn die ganze Menge der umliegenden Länder der Gadarener, daß Er von ihnen ginge; denn es war sie eine große Furcht ankommen.“

Hier lesen wir von dem großen Eindrucke, den die Geschichte auf die Bevölkerung machte. Die Hirten, aufs äußerste betroffen, stürmten in die Stadt und aufs Land und in die Dörfer, wo sie eben hingehörten; und die Erregung, mit der sie alles erzählten, hatte zur Folge, daß ein großer Zusammenlauf von Menschen wurde. Die ganze Stadt und viele von den umliegenden Ländern der Gadarener kamen heraus, Jesu entgegen. Taten Jesu, deren Art ja ganz ungewöhnlich war, hatten etwas Hehres und Überwältigendes, daß jedermann, der davon vernahm, erschüttert wurde und niemand zu Hause bleiben konnte, sondern alle Zeugen des Wunderbaren sein wollten. Wie schnell können doch Menschen in Bewegung gesetzt werden, wenn entschieden Göttliches ihnen nahetritt! Wie vieles könnte auch in unserer Zeit durch auffallende Taten Gottes ausgerichtet werden, daß schnell allerwärts die toten und langweiligen Stimmungen der Leute anders würden! Wir dürfen auch getrost zu Jesu, der jetzt auf dem Throne Seines Vaters sitzt,

aufblicken, Er werde sich schon einmal wieder zu erkennen geben.

Die Leute kamen also und waren vornehmlich erstaunt, den Menschen, der schon lange der Schrecken der Gegend gewesen war, sitzend zu den Füßen Jesu, wie Lukas sagt, bekleidet und vernünftig und völlig gesund wiederzusehen. Sie ließen sich alles genau erzählen; aber Furcht und Schrecken durchfuhr sie. Der Mann, dessen Wort solche Wirkungen hatte, war ihnen, den Sündern, die sich ganz ferne von dem Gott, der sich hier offenbarte, fühlten, ein Schreckensmann; und Ihn länger bei sich haben, ließ sie alles für sich fürchten. Es war ihnen, als sähen sie den Jüngsten Tag vor sich und als müßten sie sagen wie die Dämonen: „Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Bist du gekommen, uns zu richten, ehe denn es Zeit ist?“ So kam es, daß, wie Lukas sagt, „die ganze Menge der umliegenden Länder der Gadarener Ihn baten, daß Er von ihnen ginge“. So groß war die Furcht, die sie vor Ihm erfaßt hatte! Ganz von ihren Grenzen und von ihrer Gegend wünschten sie Ihn weg; und ihr Verlangen und Bitten war so stürmisch und ängstlich, daß im Augenblick bei so großer Erregung des Volks doch für Ihn weiter nichts daselbst zu machen war. Vielleicht war's auch manchen für den Heiland bange, um der umgekommenen Säue willen, welche Heiden gehörten, deren Stimmung eine gefährliche werden konnte. Doch siehe § 66. – Markus und Lukas aber erzählen uns noch etwas von dem Besessenen.

Mark. 5, 18: „Und da Er in das Schiff trat, bat Ihn der Besessene, daß er möcht bei Ihm sein.“ – V. 19: „Aber Jesus ließ es ihm nicht zu, sondern sprach zu ihm: Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohlthat dir der Herr getan und sich deiner erbarmt hat.“ – V. 20: „Und er ging hin und fing an auszurufen in den Zehn Städten, wie große Wohlthat ihm Jesus getan hatte. Und jedermann verwunderte sich.“ – Ähnlich Lukas 8, 38-39.

Rührend ist die Bitte des Menschen, der besessen gewesen war. Dem ist's nicht so wie den anderen, daß er sich Jesum gewünschte, vielmehr möchte er gar nicht mehr Jesu von der Seite

kommen. Vielleicht fürchtete er sich ein wenig, wieder allein zu sein, ob nicht ein neuer Überfall von seiten der Dämonen an ihn kommen könnte. Aber Jesus wollte ihn nicht fortnehmen; denn sonst hätten hintennach die Leute allerlei denken können, wenn sie den Menschen nicht mehr gesehen hätten. Er läßt es ihm also nicht zu, bei Ihm zu bleiben, und heißt ihn, in sein Haus und zu den Seinen gehen und die große Wohlthat, die der Herr an ihm getan, und wie sich der Herr seiner erbarmt habe, verkündigen. Wenn Jesus genötigt war, aus der Gegend zu weichen, so sollte doch etwas von Ihm bleiben und ein Zeugnis davon, daß der gekommen sei, der das anbrechende Himmelreich anbahne. Denn Er sah voraus, daß Er nicht mehr in diese Gegend kommen werde, da die Tage Seines irdischen Wirkens schnell dahin waren.

Der Mensch tat noch mehr, als Jesus von ihm forderte, nimmt wenigstens das Wort Jesu: „Verkündige es den Deinen“ umfassender und wurde nun ein Apostel Jesu in der ganzen Gegend umher. Er fing an, nicht nur in der ganzen Stadt von dem Wunder, das Jesus an ihm getan, Zeugnis zu geben, sondern es auch auszurufen in den Zehn Städten. Diese waren ein Komplex von 10 Städten oder Dörfern, zusammen Dekapolis genannt, welche vorzüglich von Heiden angelegt worden waren. So wurde nun die Geschichte für die ganze Gegend wichtig, weil „jedermann sich verwunderte“. Das Evangelium kam in dem Lande um, ohne die persönliche Gegenwart Jesu. Wer wollte, konnte auch hereinkommen in die Gegenden, wo das Licht der Herrlichkeit Jesu in vollem Glanze leuchtete (vgl. Matth. 4, 14ff.). Ein Geretteter also predigt! So werden noch einmal die Erretteten die Herolde der Barmherzigkeit Gottes durch Christum sein, welche [dereinst] unter allen Geschlechtern der Erde aufs neue offenbar werden wird. Wie sind doch da die Worte des Propheten wichtig, wenn er sagt:

Jes. 66, 18: „Denn ich will kommen und sammeln ihre Werke und Gedanken, samt allen Heiden und Zungen, daß sie kommen und sehen meine Herrlichkeit.“ – V. 19: „Und ich will ein Zeichen unter sie geben und ihr etliche, die errettet sind, senden zu den Heiden am Meer, gen Phul und Lud zu den

Bogenschützen, gen Thubal und Javan und in die Ferne zu den Inseln, da man nichts von mir gehöret hat und die meine Herrlichkeit nicht gesehen haben, und sollen meine Herrlichkeit unter den Heiden verkündigen.“ – V. 20: „Und werden alle eure Brüder aus den Heiden herzubringen, dem Herrn zum Speisopfer usw.“

## 9. Kapitel Matthäi

### § 68 Der Gichtbrüchige (Anfang)

Kap. 9, 1-8

vgl. Mark. 2, 1-12 und Luk. 5, 17-26

Die Evangelisten sind in der Aufeinanderfolge der Geschichten, namentlich der Wundergeschichten, sich nicht gleich. So wird auch die Geschichte mit dem Gichtbrüchigen von Markus und Lukas früher erzählt als von Matthäus. Lesen wir vorher, was alle drei sagen, auf die Zeit nach der Ausweisung aus dem Lande der Gadarener sich beziehend.

Matth. 9, 1: „Da trat Er in das Schiff und fuhr wieder herüber und kam in Seine Stadt.“ – Stattdessen sagt Markus 5, 21: „Und da Jesus wieder herüberfuhr im Schiff, versammelte sich viel Volks zu Ihm, und war an dem Meer.“ – Lukas 8, 40: „Und es begab sich, da Jesus wiederkam, nahm Ihn das Volk auf; denn sie warteten alle auf Ihn.“

Wir sehen, daß es Markus und Lukas besonders erwähnen, wie es gleich nach der Ankunft von jenseits des Meeres her am diesseitigen Ufer viel für den Herrn zu tun gab. Nach Markus versammelte sich viel Volks zu Ihm; und Er war an dem Meere. Nach Lukas nahm Ihn das Volk auf; denn sie warteten auf Ihn. Von dem, was hierbei vorkam, erzählen beide nichts Näheres. Matthäus übergeht den Empfang am Meere von seiten des Volks ganz und sagt nur, Jesus sei, nachdem Er herübergefahren war, in Seine Stadt, nämlich Kapernaum, gekommen. Markus und Lukas aber schließen gleich die Geschichte von der Erweckung der Tochter des Jairus an, während Matthäus diese später erzählt und nun die Geschichte mit dem Gichtbrüchigen in den jetzigen Besuch in Kapernaum, nicht wie die beiden ande-

ren in einen früheren, fallen läßt. Die Einleitung, welche zu derselben Geschichte Markus und Lukas an ihrem Orte geben, und welche Matthäus, der meist am kürzesten ist, übergeht, können wir nicht unbesprochen lassen.

Markus 2, 1: „Und über etliche Tage ging Er wiederum gen Kapernaum; und es war rüchtbar, daß Er im Hause war.“ – V. 2: „Und alsbald versammelten sich viele, also daß sie nicht Raum hatten, auch haußen vor der Türe; und Er sagte ihnen das Wort.“ – Lukas 5, 17: „Und es begab sich auf einen Tag, daß Er lehrete (daß es in Kapernaum geschehen, setzt Lukas voraus), und saßen da die Pharisäer und Schriftgelehrten, die da kommen waren aus allen Märkten in Galiläa und Judäa und von Jerusalem. Und die Kraft des Herrn ging von Ihm und half jedermann.“

In welche Zeit nun die Geschichte, welche folgt, fallen mag, so bleiben die Umstände, unter denen dieselbe vorfiel, bei allen Evangelisten dieselben. Es entstand ein großer Zudrang zu Jesu im Hause der Seinigen zu Kapernaum. Nicht nur der innere Raum des Hauses wurde gedrängt voll; sondern nicht einmal haußen vor der Türe hatten die Leute Raum. Man hat sich dabei einen Hofraum vor dem Hause zu denken, der nicht ausreichte für die Zuströmenden. Hier, heißt es, sagte Jesus ihnen das Wort. Damit ist das Bedeutungsvolle angezeigt, welches Seine Lehre enthielt, nämlich die Ankündigung des Himmelreichs und wie man sich durch Buße und Glauben zu bereiten hätte, um einzugehen in dasselbe. In dieser Lehre lag etwas Neues für das Volk, welches aller Begierde anregte; und dieses Neue nennt Markus kurz das Wort.

Nach Lukas waren aber auch Pharisäer und Schriftgelehrte angekommen von allen Seiten her, „aus allen Märkten in Galiläa und Judäa, auch von Jerusalem“. Diese saßen im Hause, weil man ihnen wahrscheinlich, da sie mit einer gewissen Amtsmiene kamen, Platz gemacht hatte. Sie hörten denn auch zu, wie Er lehrete. Das Neue des Worts mag sie besonders erregt haben, weil sie mit einem lauenden und prüfenden Ernst, dem man es abfühlte, daß es nicht nach ihrem Geschmack war,

zuhörten. Doch mögen sie nicht gleich gewußt haben, was sie aus Jesu machen sollten, suchten wohl auch nur etwas herauszufinden, ob dem sie mit Recht über Ihn den Kopf schütteln könnten. So waren sie viel geneigter, das Neue übel statt gut auszulegen. Zunächst mußten sie wohl innehalten mit ihrem Urteil, weil sie sahen, wie jedermann Hilfe bei Jesu fand; denn, sagt Lukas, „die Kraft des Herrn ging von Ihm und half jedermann“. Die Überzeugung, daß es eine Kraft des Herrn war, die da wirkte, mußte sich allen Zuschauern aufdrängen; aber wenn das die anderen aufs tiefste bewegte, ließ es die frommen Herren und geistlichen Führer des Volks ganz kalt. Darum konnten sie drunterhinein trotz dem, daß sie unwidersprechliche Gottestaten sahen, schnell wie entrüstet denken, und so, daß man's in ihren Gesichtern las: „Wer ist der, daß er Gotteslästerung redet?“, weil nämlich Jesus eine Sündenvergebung erteilt hatte. Wir haben hier eine Szene vor uns, die uns anzeigt, welcher Mut für Jesum dazu gehörte, Sein Neues, das Wort, ohne Rückhalt vorzutragen und ganz sich als den zu zeigen, der Er war, und wie leicht Er über allem, was Er sagte und tat, angefochten werden konnte, weil es etwas ganz Ungewöhnliches war und solche, die sich in dem Ihren fühlten und brüsteten, nichts weniger als Ungewöhnliches, das nicht auch bei ihnen wäre, ertragen konnten. Dem Heilande wurde alles verdacht, wie Er's auch angreifen mochte, nach Seinem Berufe sich zu bezeigen.

Unterdessen kam auch in anderer Weise etwas Ungewöhnliches und Eigentümliches vor, welches Matthäus zwar nur kurz gibt, ohne das Besondere anzuführen, daß da gar einer von oben, von der Decke herabkam, um Hilfe zu suchen, das aber die beiden anderen umständlich beschreiben. Wir lesen:

Matth. 9, 2: „Und siehe, da brachten sie zu Ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bette.“ – Die Art, wie man den Kranken brachte, beschreibt Markus 2, 3: „Und es kamen etliche zu Ihm, die brachten einen Gichtbrüchigen, von vieren getragen.“ – V. 4: „Und da sie nicht konnten bei Ihn kommen vor dem Volk, deckten sie das Dach auf, da Er war, und gruben's

auf und ließen das Bette hernieder, da der Gichtbrüchige innen lag.“ – Lukas 5, 18: „Und siehe, etliche Männer brachten einen Menschen auf einem Bette, der war gichtbrüchig; und sie suchten, wie sie ihn hineinbrächten und vor Ihn legten.“ – V. 19: „Und da sie vor dem Volke nicht funden, an welchem Ort sie Ihn hineinbrächten, stiegen sie auf das Dach und ließen ihn durch die Ziegel hernieder mit dem Bettlein mitten unter sie vor Jesum.“

Im Morgenlande sind die Dächer der Häuser platt gelegt; und auf die obere Platte führte wenigstens damals, wie wir sehen, eine Treppe zur Seite des Hauses herauf. Für gewöhnlich mag auch eine enge Treppe von oben herab ins Haus geführt haben. Dieses war nun entweder bei dem Hause, da Jesus war, nicht der Fall; oder die Öffnung war oben zu klein und zu ungeschickt an der Seitenwand hin. Es mußte daher der steinerne Boden (die Steine heißen hier Ziegel) aufgerissen werden, um eine Öffnung zu bekommen, durch welche man den Kranken ins Innere herniederlassen konnte. Die Träger, wenn es von ihnen heißt, daß Jesus ihren Glauben sah, müssen doch auch in die Gegenwart Jesu gekommen sein, weswegen es wohl an einer kleinen Treppe nicht fehlte. Der Kranke war so, daß er sich keine Hilfe geben konnte, weswegen er auf einem Bette von vieren vor das Haus hergetragen werden mußte. Man sieht es, wie die Leute das Äußerste taten, um zu Jesu zu kommen. Sie nahmen keinen Anstand, vorübergehend das Haus zu beschädigen; und Jesus mußte es auch nehmen, wie es wurde. Auf die Freundlichkeit und Teilnahme aller, besonders Jesu, glaubten sie rechnen zu dürfen; und wie hatten sie darin so recht! Dem Heiland darf man auch unverschämt kommen; und je unverschämter der Kommende kommt und bittet, desto mehr bricht Ihm das Herz vor Mitleid. Es ging hier auch wie bei der Witwe (Luk. 18, 2ff.), die's mit dem ungerechten Richter zu tun hatte, der, obgleich er sonst weder vor Gott noch vor Menschen sich scheuete, doch von der unverschämten Witwe, die ihm fast das Haus ablief, sich endlich erweichen ließ zu helfen. „Sollte Gott“, sagte da der Herr V. 7 – und merke dir das nebenbei –, „nicht auch retten

Seine Auserwählten, die zu Ihm Tag und Nacht rufen, obwohl Er damit zögert?“ – Doch lesen wir weiter:

Matth. 9, 2: „Da nun Jesus ihren Glauben sahe, sprach Er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn; deine Sünden sind dir vergeben.“ – Ebenso Mark. 2, 5 und Luk. 5, 20.

Der Glaube der Angehörigen tat sich hauptsächlich damit kund, daß sie durch nichts sich abhalten ließen, zu Jesu zu kommen, ja fast kein Mittel scheuten, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Ohne den festen Glauben, daß Jesus dem Gichtbrüchigen helfen werde, hätten sie nicht so viel Umstände gemacht. Hätten sie gedacht, es könne auch fehlen, so hätten sie nichts Weiteres getan, als sie vor der Menge der Leute nicht beizukommen wußten. Wenn sie aber Jesu alles zutrauten, so hatte ihr Glaube einen tieferen Grund und baute darauf, daß Gott endlich Sein Volk heimgesucht und den längst verheißenen Davidsson gesandt habe. Die Träger und der Kranke müssen in diesem Glauben einig gewesen sein; und nichts tut dem Heiland wohler, als wenn man Ihn als den erkennt, der Er ist, als den, der alle Barmherzigkeit bereit hat für alle, die sie suchen und ansprechen.

Nach einer gewissen Seite hin schien immerhin ein gewisses Bangen bei den Leuten gewesen zu sein, weil der Kranke gar nicht gut sich gehalten und in keinem ganz guten Ruf gestanden haben mochte. Wenn er nicht als Sünder, der durch Sünden sich bemerklich gemacht hatte, bekannt gewesen wäre, würde schwerlich der Herr vor jedermann ihm zuerst die Sünden vergeben haben, weil das auffallend gewesen wäre. Auch seine Krankheit konnte er sich selbst zugezogen haben. Deswegen mochten auch Pharisäer, die ihn etwa kannten, übel da zugesehen haben, daß gar so einer komme und mit solcher Zudringlichkeit komme. War dem so, so mögen sie auch Jesum übel darum angesehen haben, wie jener Pharisäer, welcher, als die Sünderin zu Jesu kam, in seinem Herzen dachte (Luk. 7, 39): „Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte Er, wer und welch ein Weib das ist, die Ihn anrühret; denn sie ist eine Sünderin.“ Wie [dem] nun sei, so muß es dem Kranken über die Maßen bange geworden sein, so

schnell, und ohne einen Ausweg vor sich zu sehen, gleichsam als Gefangener vor Jesu Füße gelegt worden zu sein. Todesangst mag ihn überfallen haben. Er mag gedacht haben: „Wenn ich doch nur wieder da oben hinaus wäre; ich wollte gerne meine Krankheit tragen.“ So wenig konnte er, wie wir's alles leicht zwischen den Zeilen des Berichts lesen, die Gegenwart Jesu aushalten. Das sah man wohl an zitternden Bewegungen, die er machte, an ängstlichen Gebärden, die bei ihm sich kundtaten, an tränenden Augen, die er zeigte. Darum hat Jesus, der auch den vollen Glauben der Leute sah, nichts eher geglaubt tun zu müssen, als den armen Mann zu beruhigen. Er tut's mit den Worten: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Wir dürfen glauben, daß es mit einem Male dem Menschen wohl ums Herz geworden ist.

Wir erstaunen über diese große Freundlichkeit des Herrn. War Er denn berechtigt dazu? fragt vielleicht jemand, der denkt, einer Absolution sollte doch ein bußfertiges Sündenbekenntnis vorausgehen. In dem mag man schon recht haben, daß unsere Seelsorger wenigstens es kaum wagen dürfen, dem Heiland es ohne weiteres nachzumachen. Aber bedenken wir, wieviel Bekenntnis doch im ganzen Benehmen des Mannes lag, wie er sein ganzes Leben mit allen seinen Sünden, namentlich den schwereren, in sein Gesicht gleichsam herauslegte, daß ein Heiland, wie Jesus war, sie schon lesen konnte, und zwar als ein wirkliches Bekenntnis von seiten des Mannes, von dem doch vor so vielen nichts Weiteres gefordert werden konnte. Gebeichtet hat hiernach wirklich der arme Kranke; und bei uns könnten treue und priesterlich fühlende Seelsorger wohl auch je und je in den Fall kommen, eine solche Beichte als eine gültige sich gefallen zu lassen. Sonst aber sehen wir nur getrost auf die volle Barmherzigkeit Jesu hin. Wer Hilfe bei Ihm sucht, obwohl er sich [als] Sünder fühlt, wer auch nicht verzagt, wo er meint verzagen zu müssen um seiner Sünden willen, wer vielmehr dem Heiland nicht nur die Macht zu helfen, sondern auch die Barmherzigkeit zutraut, die Sünden zu vergeben, um zu helfen, der darf beides erfahren, wenn's sein kann, Sündenvergebung vorweg

und Hilfe, wenn's an der Zeit ist. Oh, wie bricht dem Heiland das Herz ob den Sündern, wenn sie zagen wollen und doch nicht zagen! Das sind Seelen, für welche der Heiland bald ganz zu haben ist! Merk dir's, armer Sünder. Du hast's bald, was du suchst, komm nur, und wenn dich's auch etwas kostet, wie den Gichtbrüchigen. „Wer zu mir kommt“, sagt Er (Joh. 6, 37), „den will ich nicht hinausstoßen.“

## § 69 Der Gichtbrüchige (Schluß)

Kap. 9, 1-8

vgl. Mark. 2, 1-12 und Luk. 5, 17-26

Wir fahren fort, die Geschichte des Gichtbrüchigen zu besprechen. Die Berichte lauten:

Matth. 9, 3: „Und siehe, etliche unter den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott.“ – Mark. 2, 6: „Es waren aber etliche Schriftgelehrte, die saßen allda und gedachten in ihren Herzen: – V. 7: Wie redet dieser solche Gotteslästerung? Wer kann Sünden vergeben denn allein Gott?“ – Luk. 5, 21: „Und die Schriftgelehrten und Pharisäer fingen an zu denken und sprachen: Wer ist der, daß er Gotteslästerung redet? Wer kann Sünden vergeben denn allein Gott?“

Mit einem Male hatte es der Herr verspielt bei den Schriftgelehrten und Pharisäern. Daß diese nichts weniger als eine Ehrfurcht vor dem Herrn bekommen hatten ob dem Wunderbaren, das sie Ihn tun sahen, erkennt man schon in dem, daß sie gar verächtlich von Ihm sagen: „Dieser“ oder: „Wer ist der, daß er usw.“ Es ist, als ob sie endlich, nachdem sie lange auf ein übles Urteil sich gerichtet hatten, mit diesem fertig wären und dächten: „Nun wissen wir, was das für einer ist.“ „Er lästert Gott, redet Gotteslästerung“, heißt's in ihren Herzen; und damit verwarfen sie Jesum ganz und gar als einen gottfeindlichen Menschen. Wenn wir nachher lesen, der Herr habe „ihre Gedanken gesehen“ oder „gemerkt“ oder „in Seinem Geiste

erkannt“, so ist damit nicht gesagt, daß nicht auch andere das gleiche gemerkt hätten. Sie mögen's mit ihren Mienen und Gebärden und damit, daß sie einander bedenklich ansahen, deutlich genug auch anderen zu erkennen gegeben haben, weswegen der Herr vor allen geradezu von einem Argen reden konnte, das sie bei sich gedachten. Welch einen Kontrast bildeten sie zu den anderen, die da waren, denen man nichts als Verwunderung und Andacht und tiefere Rührung im Gesicht ablesen konnte? Wie sich doch da schon Böcke unter den Schafen bemerklich machten! Die Herren hätten sich schämen sollen, mitten unter ergreifenden geistlichen Gesprächen so ganz das Gegenteil von dem, was sie selbst an den anderen sahen von Ausdruck der Frömmigkeit und Gottesfurcht, an sich sehen zu lassen. Denn niemand wird ein Wohlgefallen daran gehabt haben; und vielen mögen darüber die Augen aufgegangen sein, wie doch die Schriftgelehrten und Pharisäer mit ihrem sonstigen frommen Bezeigen gar nicht die Leute waren, bei denen es innerlich sauber aussehe.

Sehen wir's genauer an, so hätten sie doch Anlaß genug gehabt, eher bei sich selbst zu denken: „Wer ist der, der solche Gotteswunder tut?“ Hätten sie dieses gedacht, wie sie wahrlich konnten, da die Wunder so viele glückliche, gottpreisende Leute machten, so hätten sie die Erteilung von Sündenvergebung noch mehr als einen Beweis genommen, daß in Wahrheit Gott mit Jesu sein müsse und daß man es verstehen könne, wie einer, der Kranke mit einem Worte gesund machte, was ja nur im Namen Gottes möglich war, wohl auch im Namen Gottes Sünden vergeben könne. Immer aber kommt's auf das hinaus, daß sie die Wunder geringanschlugen und selbst wieder mit verdächtigen Augen ansahen. „Wie mag einer“, werden sie gedacht haben, „Dinge tun, die einem Wunder gleichen, wie solches nur Gott tun kann? Er kann es nicht anders denn durch geheime Künste vollbringen, mit welchen er die Macht Gottes nachäffen will.“ So war der Herr Jesus schon nach dieser Seite den Schriftgelehrten und Pharisäern ein Gottesverächter und Gotteslästerer, wenn er vorgebe, tun zu können, was doch nur

Gott tun kann. Es ist gar nicht auszudenken, wie abenteuerlich die Gedanken derer sind, die ein Hereinwirken Gottes in die Dinge der Menschen nun einmal um keinen Preis anzunehmen gesonnen sind. Wie traurig vollends, wenn sie daneben noch vor jedermann in allem eine fromme Rolle zu spielen wissen!

Man bedenke auch, wie albern die Rede der Pharisäer ist. Sie sagen: „Gott allein kann Sünden vergeben.“ Gesetzt, es wäre so, wie es denn auch so ist, wie soll's denn da Gott machen, wenn Er Sünden vergeben will? Soll Er selber kommen und es tun? Oder soll Er's im verborgenen tun, wie sie's auch heute wollen, ohne daß es dem Menschen angezeigt wird oder ins Bewußtsein kommt, da derselbe nie weiß, ob wirklich vergeben ist, er also immer wieder im Gewissen sich gepeinigt fühlt, auch wenn er mit viel Selbstzwang zur Überzeugung sich erheben will, als sei's vergeben? Muß es denn nicht, auch wenn's nur Gott allein tun kann, eben durch Menschen geschehen, wie es einst vielfältig durch Propheten, wie durch Nathan gegen David, in Gottes Namen geschehen ist. Immer muß es, wenn's auch Gott tut, in Gottes Namen durch Menschen geschehen, wenn es nicht überall nichts wenigstens mit dem Gefühl der Sündenvergebung sein soll. Aber nicht einmal den Rang eines Propheten, wie es in alter Zeit war, wollen sie Jesu lassen. Die frommen Herren wollten eben gar nichts mehr von oben haben, weder einen Christus noch einen Propheten, und zwar nur darum, weil sie's nicht waren und sie nicht mehr dasselbe vor dem Volk galten, was bisher, wenn neben ihnen ein Prophet, gar ein Christus da wäre. Wir sehen, wie durch die Länge der Zeit, wie damals 400 Jahre lang kein Prophet mehr dagewesen war, schon das Bedürfnis nach einem Propheten den Leuten abhanden kommen kann, weil sie sich unterdessen ohne Propheten in ihrer Weise zurechtzufinden wußten. Daher [kam es], daß sie die neue Erscheinung eines Propheten gar nicht mehr glauben können und wollen. Geradeso ist in unserer Zeit das Bedürfnis nach dem persönlichen Heiligen Geist, der auch Christum persönlicher gegenwärtig macht, abhanden gekommen, daß sie abermals Sein Wiedererscheinen gar nicht mehr glauben können und wollen,



nachdem derselbe seit der Apostel Zeit wieder gewichen ist und gewichen geblieben ist bis auf unsere Tage, weil man sich abermals mit Lehrsystemen, mit Formen, mit sonstigem menschlichem Eifern und Wirken zu behelfen weiß, neben welchem man nichts weiter soll nötig haben – mag auch alles noch so sehr, weil es an der belebenden Kraft fehlt, in die Tiefe gar des Nichts hinuntersinken. – Doch lesen wir, was nun Jesus sagte und tat:

Matth. 9, 4: „Da aber Jesus ihre Gedanken sahe (nach Markus: „in Seinem Geist erkannte“, nach Lukas: „merkete“), sprach Er: Warum denkt ihr so Arges in euren Herzen?“ – V. 5: „Welches ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle?“ – V. 6: „Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe auf Erden, die Sünden zu vergeben, sprach Er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, heb dein Bette auf und gehe heim.“ – Fast wortgleich erzählen's auch Markus und Lukas.

An dem also, daß Jesus den Gichtbrüchigen mit einfachem Sagen gesund macht, sollen die Schriftgelehrten und Pharisäer sehen, daß Jesus auch Macht habe, die Sünden zu vergeben. Wer also in dem Namen Gottes und mit Seiner Kraft Heilungswunder tut, kann auch in Gottes Namen Sünden vergeben. Ja, die Heilung ist sogar selbst schon Sündenvergebung oder schließt diese in sich. Wenn wir dieses erwägen, so bekommen die Heilungswunder Jesu ein besonderes Licht. Sie werden erst so Gottes würdig, göttlich; und Heilungswunder, wie sie bei uns da und dort verrichtet werden wollen, oft in sehr mechanischer Weise, stehen sehr gering da, wenn bei ihnen die Vergabung, die mitlaufen sollte, unbeachtet bleibt oder weggedacht wird oder überhaupt, weil die Bevollmächtigung fehlt, nicht mitgegeben werden kann.

Krankheiten nämlich, besonders wenn Dämonisches ihnen anhängt, sind nichts anderes als Folgen der Sünde und des Abfalls der Menschheit von Gott. Sind auch die Menschen in verschiedenem Grade Sünder, so gehören sie doch alle dem sündigen Geschlecht an. Sollen die Krankheiten aufgehoben werden durch Gottes Kraft, so kann das ohne Aufhebung des Fluchs der

Sünde und Wiederaufnahme des Menschen von seiten Gottes nicht geschehen. Wohl sieht Gott auch sonst die Bitten vieler Sünder an, wenn sie in der Buße und Demut bitten, daß Er ihnen durch verborgenes Wirken aufhilft und viel von ihren Leiden abnimmt; und Wiedergenesungen, wie sie je und je in natürlicher Weise, äußerlich angesehen, erfolgen, darf man doch als eine Freundlichkeit Gottes, die mitgeholfen hat, ansehen, da ja Gott auch Sündern gnädig sein kann zu irdischer Hilfe, wie „Er ja gütig ist gegen die Undankbaren und Boshaftigen“ (Luk. 6, 35). Aber Vergabung der Sünden finden sie damit noch nicht; und ganz zu Gnaden angenommen, als wäre alles vergessen, sind sie noch nicht. Gott rettet da nur vom Tod; aber die Sünde bleibt. Anders ist es bei göttlichen Heilungswundern, in Gottes Namen getan. Bei ihnen kam, wenn Jesus heilte, Gott selbst dazu; Gottes Allmacht, mehr oder weniger als Schöpfersmacht aus Nichts, ist es; und ohne die persönliche Beteiligung Gottes lassen sich große Heilungswunder nicht denken. Ist dem so, so kann unmöglich hintendrin der Mensch, dem Gott selbst so nahegekommen ist, vor Ihm Sünder sein wie vorher. Das Wunder an ihm konnte schon für sich ihm eine Bürgschaft sein, daß zwischen ihm und Gott nun alles, wenigstens für den Augenblick, im reinen, die Sünden vergeben, die Gnade Gottes zugesichert sei, weil sonst das Wunder gar nicht geschehen wäre.

Fähig zu solcher Gnade und Vergabung wurde bei Jesu der Mensch, der einen Glauben an Ihn mitbrachte, in Ihm den Gesandten Gottes erkannte, der dazu gekommen sei, den Menschen wieder aufzusuchen. So heißt es auch in unserer Geschichte: „Da Jesus ihren Glauben sah, sprach Er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Es mag freilich bei den einzelnen Kranken und Elenden verschieden gewesen sein. Aber mit kindlichem Glauben Ihn anrufen mußte doch jeder; und wer das tat, dem wurde geholfen. Wir lesen's ja oft, wie der Herr sagte: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Damit ging auch das prophetische Wort in Erfüllung (Joel 3, 5): „Es soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll errettet, selig werden.“ Je nachdem

nun freilich der Mensch, der das Wunderbare erfuhr und mit diesem Vergebung empfing, der empfangenen Gnade treu blieb, blieb auch die Vergebung ihm gesichert und das ewige Leben als einem bei Gott zu Gnaden durch Christum angenommenen Menschen. Andernfalls konnte alles wieder verlorengehen (vgl. Joh. 5, 14). Wo sonst kein Glaube war, da konnte auch Jesus keine Zeichen tun (Matth. 13, 58; Mark. 6, 5-6). Es war aber wunderbar, wie auch der Glaube damals erwacht war im Volke, namentlich unter den Elenden und Kranken; denn nur vermittelst dieses neuerwachten Glaubens und Zutrauens zu der gnädigen Heimsuchung Gottes waren die Wunder Christi möglich, welche gleichzeitig ein stiller Ausdruck der Vergebung der Sünden für den einzelnen war[en].

Mit den Wundern Christi, die eben deswegen Zeichen heißen, wurde hiernach die Gnadenzeit, die angebrochen war, der Tat nach eröffnet, [in]sofern [als] sie nicht nur dem Leibe, sondern auch der Seele die Erlösung bringen oder anbahnen sollten. In der Regel sprach wohl der Herr die Sündenvergebung bei den Zeichen, die Er tat, nicht gerade aus, wie das auch nicht wohl sein konnte, weil viele durch das Zeichen erst zu dem Höheren erhoben werden mußten und weil das Vollkommene doch erst nach dem Opfertode Christi möglich war. Aber gemeint war's von Jesu so, daß Er allen, die an Ihn glaubten, wenn Er ein Zeichen an ihnen tat, das ewige Leben mitgeben wollte; und in dieser Beziehung ist unsere Geschichte besonders wichtig, weil in ihr auch das liegt, daß die Schriftgelehrten und Pharisäer es selbst hätten merken sollen, wie Heilung und Sündenvergebung eigentlich beisammen sei. Weil nun beides in unserer Zeit nicht leicht zusammengehen kann, [in]sofern [als] man heutzutage den Glauben, wenn man ihn hat, mehr nur als einen Notglauben hat\* denn als ein völliges bewußtes Vertrauen zum Heiland in allem, oder [in]sofern [als] völlige Vergebung –

\* Die Zustände bei uns heute in Sachen einer im Alltag bewährten Herzensverbindung zum Heiland und eines unverbrüchlichen Gottvertrauens offensichtlich nicht wesentlich anders als schon zu Blumhardts Zeiten, um 1870? Na-ja, denn – das „beruhigt“ . . . [Der Hrsg. MBD]

bei der außerordentlichen Gebundenheit, in welcher unser Geschlecht sich befindet und die eine verborgene Vorarbeit von seiten des Herrn erfordert – nicht so schnell bei einem Wunder mitgegeben werden kann, so sind auch die Wunder zurückgetreten; und die großen Zeichen und Wunder können nur erst wieder eintreten, wenn eine neue Gnadenzeit wieder angebrochen sein wird, da der Geist Gottes nach einer etwaigen Lösung der Gebundenheit wieder völliger auf den Menschen nach Leib und Seele zu wirken imstande ist. Daß solche Gnadenzeit wieder kommen werde, dürfen wir mit festester Zuversicht hoffen. Geschehen aber wieder Zeichen und Wunder an Elenden aller Art durch die Stellvertreter Christi auf Erden, die der Herr sich ansehen wird, dann mag um so umfassender alles Heil für die Menschheit bereit sein, daß es durch alle Nationen durchdringen kann, denen es ja noch nach der Verheißung gebracht werden muß. – Der Schluß der Geschichte lautet:

Matth. 9, 7: „Und er (der Gichtbrüchige) stund auf und ging heim.“ – V. 8: „Da das Volk das sahe, wunderte es sich und preisete Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“ – Mark. 2, 12: „Und alsbald stund er auf, nahm sein Bette und ging hinaus vor allen, also daß sie sich alle entsetzten und preiseten Gott und sprachen: Wir haben solches noch nie gesehen.“ – Lukas 5, 25: „Und alsbald stund er auf vor ihren Augen und hub das Bettlein auf, darauf er gelegen war, und ging heim und preisete Gott.“ – V. 26: „Und sie entsetzten sich alle und preiseten Gott und wurden voll Furcht und sprachen: Wir haben heute seltsame (außerordentliche) Dinge gesehen.“

Wie der Herr gesagt hatte, so tat der Gichtbrüchige. Er, der in völliger Hilflosigkeit dagelegen war, wickelte die Bettdecke, auf der er gelegen war, zusammen und ging angesichts aller den nächsten Weg zum Hause hinaus. Man kann sich kaum lebhaft genug in die Verwunderung und das Entsetzen, mit Furcht gepaart, hineindenken, das jetzt an alle, die es sahen, kam. Auch Gott zu preisen über das Außerordentliche, konnten sie nicht unterlassen; und mit welchen Gefühlen des Danks und der Lobpreisung Gottes begab sich der Genesene nach Haus!

Insbesondere priesen sie jetzt Gott, daß „Er solche Macht den Menschen gegeben habe“, dabei sie ebenso sehr an die Macht zur Sündenvergebung wie zur Wunderheilung dachten. Wenn sie priesen, daß Er sie „den Menschen“ gegeben habe, so ist wohl Jesus zunächst allein gemeint, dem sie aber doch als einem Menschen gegeben war, daß sie also jetzt den Menschen mitgeteilt oder zugekommen erscheint. Beides aber sollte auch wirklich in der Folge an andere Menschen übergehen, denen der Herr nicht nur Zeichen zu tun, sondern auch Sünden zu vergeben Macht gab. Wir wissen ja, wie der Herr zu Seinen Jüngern sagte (Joh. 20, 21-23): „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch“, da Er namentlich die Gabe der Sündenvergebung erteilte. Es bestand von nun an eine Sündenvergebung auf Erden, wie sie bis daher nicht bestanden hatte. Wenn im Tempel beim Opfer Sünden vergeben wurden, war's nur für die irdische Lebenszeit, daß Gott die Sünden auf Erden nicht weiter heimsuchte. Fürs jenseitige Leben galt es nicht. Dazu mußte das Lamm Gottes, Jesus Christus, kommen, „das die Sünden der Welt trug“ (Joh. 1, 29), dem als einem Reinen es Gott geben konnte, in Seinem Namen auf Erden zu vergeben; und später konnte die Gabe auch solchen zukommen, die durch den Glauben an den Versöhnungstod Jesu rein geworden waren. Welch eine Barmherzigkeit hat Gott damit an den Menschen getan, daß nun auf Erden eine Anstalt bestehen sollte zur Vergebung der Sünden! Wie wichtig wird dieselbe noch werden auf die Zeit der Vollendung des Reiches Gottes, die noch kommen soll, da durch die ganze Welt hin wie Befreiung von der Sünde, so auch Erlösung von allem Übel allen, die da glauben, werden soll, nach dem auf die letzte Zeit zielenden Worte Joels, dessen Erfüllung schon an den ersten Pfingsten angefangen hatte (Joel 3, 5, vgl. Apg. 2, 21 und Röm. 10, 13): „Und soll geschehen, wer des Herrn Namen anrufen wird, der soll errettet (selig) werden. Denn auf dem Berge zu Zion und zu Jerusalem wird eine Errettung sein, wie der Herr verheißen hat, auch bei den anderen übrigen, die der Herr berufen wird!“

## § 70 Matthäi (Levis) Berufung (Anfang)

Kap. 9, 9-13

vgl. Mark. 2, 13-17 und Luk. 5, 27-32

Die Berufung des Matthäus hängen auch Markus und Lukas an die Heilung des Gichtbrüchigen an. Die Berichte der Evangelisten sind bis aufs kleinste einander so ähnlich, daß kein Zweifel sein kann, unter dem Levi oder Levis, von dem's Markus und Lukas erzählen, den Matthäus zu verstehen, der seine eigene Berufung unter dem Namen des Evangelisten erzählt. Es geht daraus hervor, daß er vor seiner Berufung Levi geheißen und nach der Bekehrung wie Petrus und Paulus einen neuen Namen angenommen hat, der ihm auch als Apostelname verblieb, weil der Name Levi in den Verzeichnissen der Apostel nicht vorkommt. Matthäus bedeutet im Hebräischen „Gabe des Herrn“ und, griechisch übersetzt, Theodor. Bekannt ist von Matthäus sonst nicht viel. Daß er ursprünglich ein hebräisches Evangelium schrieb, von welchem unser jetziges ein Auszug ist, habe ich schon früher (§ 1) bemerkt. Die Gelehrten haben darüber viele Untersuchungen angestellt, die aber für den einfachen Leser der Schrift keine Bedeutung haben. Etliche Kirchenväter wollen wissen, daß Matthäus ein Anhänger der strengeren judenchristlichen Partei gewesen sei, deren Paulus in Röm. 14, 1 gedenkt. Wieviel daran ist, läßt sich nicht ausmachen. Von seinem apostolischen Wirken außerhalb Palästinas ist wenig bekannt. Erst spätere Schriftsteller sagen von ihm, daß er besonders im Äthiopien, dann auch wieder in Mazedonien und mehreren asiatischen Ländern das Evangelium verkündet habe. Mit welchem Tod er Gott gepriesen hat, wissen wir nicht. Die ältesten Schriftsteller lassen ihn eines natürlichen Todes sterben. Später bildete sich eine Sage von einem Märtyrertode, den er erlitten habe, welcher in unserer Kirche am 21. September, in der griechischen am 10. November gefeiert wird. – Betrachten wir nun die Berufungsgeschichte. Wir lesen:

Matth. 9, 9: „Und da Jesus von dannen ging, sah Er einen

Menschen am Zoll sitzen, der hieß Matthäus, und sprach zu ihm: Folge mir. Und er stund auf und folgte Ihm.“ – Mark. 2, 13: „Und Er ging wiederum hinaus an das Meer; und alles Volk kam zu Ihm, und Er lehrte sie.“ – V. 14: „Und da Jesus vorüberging, sahe er Levi, den Sohn Alphäi, am Zoll sitzen und sprach zu ihm usw.“ – Luk. 5, 27: „Und danach ging Er aus und sahe einen Zöllner mit Namen Levis am Zoll sitzen und sprach zu ihm: Folge mir nach.“ – V. 28: „Und er verließ alles, stund auf usw.“

Die Geschichte mit dem Gichtbrüchigen war im Hause Jesu vorgegangen. Von da an ging Jesus, wie Markus angibt, wiederum hinaus an das Meer, wo alsbald viel Volks um Ihn sich sammelte, das Er lehrte. Solche kurze Bemerkungen der Evangelisten geben zu erkennen, wie Jesus immer in Tätigkeit war und jede Zeit benützte, mit dem Volk zu verkehren. Wenn es nun heißt, „da Jesus vorüberging“, wie es bei Markus heißt, aber auch bei Matthäus übersetzt werden sollte, so war es wahrscheinlich bei Seiner Rückkehr vom Meer, daß Er an dem beim See Tiberias befindlichen Zollhaus vorüberging und da den Levi erblickte.

Den Freunden wird es nicht unlieb sein, einmal von den Zöllnern etwas Näheres zu hören, welche in der Geschichte so oft vorkommen. Die römische Staatsbehörde hatte in allen Provinzen des Reichs Zollhäuser errichtet, in welchen von durchgehenden Waren Zölle erhoben wurden. So war's auch am See Genezareth, durch welchen die Fahrstraße vom inneren Asien führte. Die Zölle wurden an Hauptpächter verpachtet, welche sodann Unterzollbeamte anstellten, die das Geschäft der Erhebung der Zölle wieder pachtweise besorgten und auch allerlei Handlanger dabei hatten, die man auch Zöllner hieß und die mitunter nur vorübergehend Dienste leisteten, auch leichter ab- und zugehen konnten. Levi wenigstens muß so gestellt gewesen sein, daß er ohne besondere Umstände alles verlassen oder leicht anderen übertragen konnte. Diese Zolleinnehmer waren häufig Angehörige der Provinzen; und so gab es auch am Zollhaus beim See Tiberias viele Juden, die sich anstellen ließen, weil das Geschäft einträglich war. Übrigens war es auch ein ver-

führerisches, weil allerlei Ungerechtigkeiten dabei mit leichter Mühe möglich waren. Schon darum war beim Volk das Zollwesen sehr verhaßt, aber noch mehr, weil es ein römisches war und gegen die Würde des Volkes Gottes zu streiten schien. Wer sich damit befaßte, galt als ein verabscheuungswürdiger Mensch; und man sah ihn als von dem Gott Israels abgefallen an. Der Haß gegen Juden, die sich als Zöllner anstellen ließen, ging tiefer, als man gewöhnlich glaubt. Sie galten als untüchtig zu einem gerichtlichen Zeugnis und wurden auch von den Gottesdiensten ausgeschlossen, weswegen auch jener betende Zöllner im Vorhof nur von ferne stund (Luk. 18, 13). Ihren Umgang mied man wie die Pest; und nicht einmal Almosen wollte man aus ihrer Kasse annehmen. Auch wollte niemand Geld bei ihnen wechseln; und ihre ganze Familie galt als beschimpft. So hatten's mit ihnen wenigstens die strengeren Juden. Deswegen stellte man immer die ärgsten Sünder, Hurer, Heiden, ja sogar Mörder und Straßenräuber mit ihnen zusammen; und man konnte gar nimmer anders sagen als Zöllner und Sünder. Aus dem allem ist ersichtlich, wie man es Jesu so übelnehmen konnte, daß Er gar keine Scheu hatte, mit Zöllnern zu verkehren, ja gar mit ihnen zu Tische zu sitzen. Damit wollte Er offenbar auch die Unbilligkeit und Härte, mit der diese Menschen behandelt wurden, strafen und richten, da sie auch wieder so ehrlich und fromm sein konnten wie jeder andere Mensch, wie man an Levi (Matthäus) sieht.

Der Herr ging also am Zollhaus vorbei und sah einen Menschen, lesen wir, am Zoll sitzen, der Matthäus hieß. Markus nennt ihn Levi, des Alphäi Sohn. Wenn er selbst sich einen Menschen nennt, so ist das Bescheidenheit und Demut, auch ein Beweis, daß er den Jüngern noch fremd gewesen ist. Denken läßt sich's, daß auch Jesus ihn zum ersten Male sah. Er konnte eben von Seinem Vater einen besonderen Wink bekommen haben oder von sich aus einen Eindruck, der Ihn bestimmte, alsbald zuzufahren. Den Jüngern, die Jesum begleiteten, war's vielleicht befremdlich, daß Er gerade vom Zoll jemanden rief. Am Meer, wo Jesus lehrte, scheint Matthäus auch nicht gewesen zu sein, etwa weil er sich noch besonnen hatte, ob er vom

Zoll wegsolle oder nicht. Jetzt muß er weg. Die Jünger mußten durchs Niedrigste hindurch und sich's gefallen lassen, nun einen in ihren Kreis zu bekommen, der ein Zöllner war. Der Herr aber berief diesen, ohne nach jemandem zu fragen, weil sich's ja darum handelte, einen Menschen zu bekommen, der als Apostel unter Seinen Nachfolgern stehen sollte. Das Wort: „Folge mir“ war so bedeutungsvoll gesagt, daß man wohl sah, daß sich's um eine bleibende Nachfolge handelte. Lukas betont es, daß Levi, wie er ihn nennt, augenblicklich alles verlassen habe und Jesu nachgefolgt sei. Die anderen sagen nur: „Und er stund auf und folgte Ihm.“ Wohin zunächst, werden wir nachher sehen. Wir lesen weiter:

Matth. 9, 10: „Und es begab sich, da Er zu Tische saß im Hause, siehe, da kamen viele Zöllner und Sünder und saßen zu Tische mit Jesu und Seinen Jüngern.“ – Mark. 2, 15 sagt: „in seinem Hause“ und setzt am Schlusse hinzu: „Denn ihrer war viel, die Ihm nachfolgeten.“ – Luk. 5, 29: „Und der Levis richtete Ihm ein groß Mahl zu in seinem Hause; und viel Zöllner und andere saßen mit Ihm zu Tisch.“

Ganz unbestimmt sagt Matthäus: „Da Er zu Tische saß im Hause“; Markus in seinem Hause, da es sein eigenes oder Jesu Haus sein konnte. Lukas aber sagt's deutlich, daß Jesus zu ihm in sein Haus ging. Es ist nicht recht denkbar, weil einige Ausleger meinen, es sei eine Verschiedenheit in der Erzählung und Lukas im Unrecht, daß Jesus den Levi zu sich in Sein Haus nehmen wollte. Denn das hieße ihn gleichsam mit Zuvorkommenheit anlocken und so an sich ziehen, was sich von Jesu nicht denken läßt. Jesus will nicht den Levi sich verpflichten, sondern sich ihm. Levi soll den Wirt machen und Jesum als Gast bei sich aufnehmen. Damit ehrte Jesus den neuen Jünger am meisten. Man wird dabei an den Zachäus erinnert, welchem Jesus vom Maulbeerbaum rief mit den Worten: „Zachäe, steig eilend hernieder; denn ich muß heute zu deinem Hause einkehren“ (Luk. 19, 5). Sicher hat auch Levi es so verstanden, daß Jesus zu ihm in sein Haus zu gehen beabsichtige, [er] mithin zunächst nirgends anders[wo]hin Jesu zu folgen habe als in sein eigenes

Haus, wo Jesus von ihm bewirtet sein wollte. Erst nachher ergab sich die völlige Nachfolge. Ungemein viel Liebliches liegt in dieser Handlungsweise Jesu. Matthäus war auch so vergnügt darüber, daß er dem Herrn ein großes Mahl in seinem Hause zurichtete. Er wollte sich freuen mit seinem ganzen Hause, wie Zachäus sich freuete, weil ihm die Ehre widerfahren war, Jesum bei sich zu haben. Daß er in seinem Evangelium von diesem Mahle nichts erwähnte, mag man begreiflich finden.

Zu Tische saßen aber auch viele Zöllner und Sünder. Auch Matthäus nimmt keinen Anstand, Zöllner und Sünder zu sagen, wohl auch, weil ihn das Gefühl dabei überkam, daß ihm als einem wirklichen Sünder Barmherzigkeit widerfahren sei. Ihrer, der Zöllner, war viel, sagt Lukas, die nachfolgeten. Auch das ist ein Beweis, daß Jesus nicht in Sein eigenes Haus den Matthäus einladen wollte. Denn wie hätten's die Zöllner alle wagen können, ohne weiteres zu Jesu in Sein Haus zu gehen und sich aufwarten zu lassen, weil es ja jedenfalls jetzt zum Essen gehen sollte. Dagegen verstanden's auch sie gleich, daß Jesus vorhatte, zu Matthäus zu gehen. Dahin konnten sie uneingeladen schon mitkommen. Matthäus hatte nun freilich ein großes, d. h. für viele zureichendes Mahl zu halten nötig, da auch Jesu Jünger mitkamen. Rührend aber ist es, den Eifer zu sehen, mit welchem jetzt eine ganze Schar Zöllner (meist wohl mehr nur Handlanger im Zollhause als festangestellte Zöllner) die Gelegenheit benützten, näher bei Jesu zu sein. Sie fühlten sich alle damit geehrt, daß Jesus bei Matthäus, ihrem Mitzöllner, einkehrte; und wie wohl mag ihnen das getan haben bei der sonstigen Verachtung, welche sie von anderen Frommen ganz gewöhnlich erfahren mußten. Lernen wir der Verachteten uns annehmen und des Verkehrs mit ihnen uns nicht schämen. Es gibt keine Barmherzigkeit, die über diese geht. Jesus selbst weist uns zu solcher Barmherzigkeit hin, wenn Er am Schlusse der Erzählung zu den murrenden Pharisäern sagt: „Gehet hin und lernet, was das sei (Hos. 6, 6): Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit, und nicht am Opfer!“ Aber wie läßt man's gerade an dieser Barmherzigkeit so oft fehlen!

## § 71 Matthäi (Levis) Berufung (Fortsetzung)

Kap 9, 9-13

vgl. Mark. 2, 13-17 und Luk. 5, 27-32

Wir fahren fort, die Berufung des Matthäus, der bei Markus und Lukas Levi heißt, zu besprechen. Wir lesen:

Matth. 9, 11: „Da das die Pharisäer sahen, sprachen sie zu Seinen Jüngern: Warum isset euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?“ – Mark. 2, 16 ebenso. – Lukas 5, 30: „Und die Schriftgelehrten und Pharisäer murreten wider Seine Jünger und sprachen usw.“

„Da das die Pharisäer sahen“, lesen wir in Matthäus und Markus. Wie sie es sahen, ist nicht gesagt. Mit zu Tische gesessen sind sie sicher nicht; denn das wäre für sie zuviel gewesen. Aber weil es jetzt eine Art Zusammenlauf gab, so liefen sie auch und kamen unter die Türe, um zu sehen, was doch das sei, daß Jesus unter so vielen Zöllnern sitze. Zuschauer unter den Türen waren auch sonst gewöhnlich, wie je und je bei uns, wenn größere Gastmähler sind. Sie ohne weiteres abweisen war gegen die Sitte, auch gegen den Takt, der Gästen gegenüber eingehalten werden mußte. Bei den Pharisäern, die etwas Vornehmes an sich hatten, tat sich das ohnehin nicht. Wenn nach Markus und Lukas außer Pharisäern auch Schriftgelehrte es sahen, so muß man denken, daß die Pharisäer, namentlich die eifrigeren, in der Regel (nicht gerade immer, siehe Luk. 11, 45) auch Schriftgelehrte waren, wie wir von Paulus und Gamaliel wissen. Näher bei der Türe wohl saßen (oder lagen – denn man lag zu Tische, mit dem linken Arm auf das Polster gestützt) die Jünger. So konnten jene mit ihrem Murren und Tadel leichter an die Jünger kommen als an den Heiland. Sie sagen: „Warum isset euer Meister“ oder „esst und trinket ihr mit den Zöllnern und Sündern?“ Es befremdet sie, daß der Heiland da Seine Frömmigkeit verleugne. Sie konnten's nicht reimen, wie Er so fromme Reden führen und doch zu Gottlosen sich halten sollte. Ihr Gerede war vor allen, auch vor Jesu, bemerkbar und hörbar; und

man denke sich die unfeine Rede, daß sie sich nicht scheuten, Zöllner und Sünder zu sagen, den Anwesenden gleichsam ins Gesicht. Wie doch die frommen Pharisäer so kränken mochten! Aber man sieht es, wie über die Maßen verachtet die Zöllner waren und wie sehr sie das überall im Verkehr fühlen mußten.

Man kann nun freilich auch fragen, wie es doch komme, daß Juden besserer Art wie Matthäus sich entschließen konnten, eine Berufsart zu erwählen, die so geringgeschätzt wurde, daß jeder dadurch zum Sünder gestempelt wurde. Hüten wir uns aber, nicht selbst Pharisäer zu sein, indem wir so fragen. Schlichte Leute sahen in den Zöllnern nicht gerade lauter Schlimmes, wie die böse oder eigentlich hier die fromme Welt. Dieselben waren genaugenommen nicht schlimmer als andere Leute, die einen vor der Welt ehrbaren Beruf hatten. Zöllner sein war ohnehin nichts an und für sich Unrechtes; und ein vernünftiger Israelite konnte nie denken, daß am Zoll, sei's auch am römischen Zoll, der Gott Israels verleugnet werde. Die politisch frommen Anschauungen der Pharisäer waren nicht jedermanns Sache. Warum sollte also ein ehrlicher Mann nicht auch Zöllner sein können, wenn er sein Brot da fand; und war er's, so hatte er ebenda auch viele Aufmunterung, ehrlich zu sein, wenn er's mit Leuten zu tun bekam, die seiner Hilfe bedurften und die er mit seiner Ehrlichkeit und Zuvorkommenheit glücklich machte. Wer anderen dient, hat, wenn er edlerer Gesinnung ist, eine Freude daran, ehrlich und redlich zu sein und ängstlich besorgte Leute zufriedenzustellen. So kann man gerade in solchen Berufsarten, welche von gewissenlosen Leuten zum Eigennutz mißbraucht werden, die biedersten Leute finden. Nur Engherzigkeit verdankt daher jemandem Berufsarten, die mit Unrecht vor der Welt verschrien sind. Matthäus hat vielleicht von Anfang an Freunde und Gesinnungsgenossen unter den Zöllnern gehabt; und gar allerlei Umstände, wie sie im Leben liegen, können eine Art Nötigung für ihn gehabt haben, da sein Brot zu suchen. Er stand auch so unter seinen Mitzöllnern, daß er sichtbar die beste Einwirkung auf sie hatte. Wenn die nicht groß gewesen wäre, wie hätten gleich so viele Zöllner mit ihm gehen können, als sie

sahen, wie Jesus ihn rief! So müssen wir uns in acht nehmen, daß wir nicht bezüglich der Zöllner und Sünder, wie sie heißen, ebenso denken wie die Pharisäer, indem wir meinen, sie müßten alle verschlagene, hinterlistige, gewinnsüchtige Leute gewesen sein, während sie vielleicht, weil's auch wieder ihr Beruf so verlangte, ehrlicher waren als viele, [von] denen man meint, um eines scheinbar anständigeren Berufs willen auf alles hin trauen zu dürfen. An Jesu aber sehen wir, wie wir auf das Edle auch in den niedrigsten Kreisen zu achten haben, wenn Er sich nicht scheut, auch aus der verachteten Zöllnerklasse sich einen Apostel zu erwählen. – Doch hören wir, wie Er die Pharisäer zurechtweist. Es heißt:

Matth. 9, 12: „Da das Jesus hörete, sprach Er zu ihnen: Die Starken dürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“ – V. 13: „Gehet aber hin und lernet, was das sei (Hos. 6, 6): Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit, und nicht am Opfer. Ich bin kommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen.“ – Ebenso, doch minder völlig Mark. 2, 17 und Luk. 5, 31-32.

Der Pharisäer Murren und Reden war Jesu zu Ohren gekommen; und still dazu sein konnte Er schon um der Zöllner willen nicht. Aber daran konnte Ihm nicht gelegen sein, die Zöllner zu verteidigen oder als Leute darzustellen, die nicht gerade so schlimm wären, [wie] man von ihnen sage. Das würde Ihm sehr übelgenommen worden sein und wäre auch für die Zöllner nicht gut gewesen, weil es bei diesen die Gefühle der Buße zurückgedrängt hätte. Er läßt es dabei, daß sie Sünder vor anderen wären, obwohl Ihm eigentlich alle Menschen Sünder sind. Auch den Pharisäern ihre Einbildung von sich zu nehmen, als wären sie Gerechte vor anderen, fand Er nicht angemessen. Er läßt es gelten, daß die Pharisäer und andere die Starken, d. h. Gesunden seien und die Frommen und daß die Zöllner die Kranken und die Sünder seien. Wenn aber so, so will Er sich nur Seiner Handlungsweise wegen rechtfertigen und klarmachen, warum man Ihm das nicht verargen könne, daß Er weniger nach den Gesunden und Frommen frage als nach den Kranken und Sündern; und wer Ihn da reden hörte, so schlicht und einfach und

kurz, wie Er redete, mußte in der Tat sich schämen, wenn er ein murrendes Gesicht zeigte und Ihn nicht eben um das, wie Er's machte, lobte. Er bezeichnet sich als einen Arzt, der eine heilsame Einwirkung auf die Menschenwelt auszuüben da sei. Zu wem soll Er da gehen? Zu den Gesunden oder zu den Kranken? Klar ist, daß die Kranken des Arztes bedürfen und nicht die Gesunden. In den Augen des Volks oder der Pharisäer nun sind die Zöllner die Kränksten unter den Kranken. Wie können die Pharisäer etwas dagegen haben, wenn Er vornehmlich sie besucht und an sich zieht, um sie von Krankheiten der Seele zu heilen? Er sei gekommen, sagt Er, zur Buße oder Umkehr zu rufen. Nun muß Er doch da vornehmlich anfangen, wo jedermann die Bußpredigt wohlangebracht denken mußte. Somit konnte niemand etwas einwenden, wenn Er mit den Zöllnern sich abgab.

Diese einfache Rede sagte genug, um den Mund der Murrenden zu stopfen. Die Pharisäer mußten sich nicht nur schämen, einen Mann, der vermöge seiner geistigen Fähigkeit und Kraft wohl imstande gewesen wäre, eine Rolle in der gebildeten Welt zu spielen, und der doch zu den Niedrigsten und Verachtetsten sich hielt, vor jedermann so laut zu tadeln und zu schmähen; sondern sie konnten auch in sich gehen, wie armselig auch ihre angenommene Art war, nach welcher sie immer am liebsten da sich einfanden und hören ließen, wo man im Grunde ihrer am wenigsten bedurfte, und daß sie es liebten, von geringen und verkommen scheinenden Menschen so fern als möglich zu bleiben. Begreiflich suchten sie nur immer ihre Ehre und nichts Weiteres. Wenn sie nur anerkannt und gelobt wurden, und zwar von den Besseren und Gebildeten des Volks, so waren sie ganz befriedigt, ob mit ihrem Reden und Lehren und Verkehr etwas ausgerichtet war oder nicht. Wie mannigfach verkehrt doch die Menschen werden können, auch wenn sie nach außen etwas Besseres darstellen.

## § 72 Matthäi (Levis) Berufung (Schluß)

Kap. 9, 9-13

vgl. Mark. 2, 13-17 und Luk. 5, 27-32

Über die Worte Jesu an die Pharisäer, die wir schon in etwas besprochen haben:

V. 13: „Ich bin kommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen“, möchten wir noch einiges Weitere bemerken. Die Pharisäer konnten dem Herrn auf diese Worte entgegen, hiergegen hätten sie nichts, wenn Er den Zöllnern tüchtige Bußpredigten hielte. Aber davon sehen sie ja nichts. Er esse und trinke vielmehr mit denen, welchen Er Buße predigen wolle, und zwar in ihrem eigenen Hause, und stelle sich gegen sie so freundlich und vertraulich, als wären sie Seine Leute, daß sie sich mehr geehrt als gedemütigt fühlten. Das heiße man doch nicht zur Buße rufen. Freilich die, welche auf ihr Besseres sich etwas zugute tun, machen's gerne so, daß sie recht scharf angehen gegen sogenannte Sünder. Es fehlt auch nicht an Predigern, die nur auf diese Weise die Sünder zur Buße rufen zu können glauben und von der Überzeugung ausgehen, daß sie gegen dieselben nicht nur in ihren Vorträgen, sondern auch persönlich nicht scharf genug sein könnten. Aber wie verkehrt machen sie's damit! Wie stoßen sie die Sünder nicht damit von sich zurück! Denn nichts als Entrüstung, Ärger und Zorn wecken sie. Die Liebe aber, die zunächst auch offen Daliegendes scheinbar übersehen kann, ist die stärkste Bußpredigt, an welcher Sünder zugleich sehen, worauf's mit ihnen hinaussoll, nämlich auf die Liebe gegen den Nächsten, an der's ihnen in der Regel am meisten fehlt. Auch liegt in der Liebe eine Art priesterliche Vergeltung von seiten dessen, der die Sünder gewinnen will. Sie ist ein Abbild der Gnade Gottes, die dem Sünder zu vergeben willens ist und alles vergibt, wenn man sich durch sie zur Buße oder Umkehr erweichen läßt. Was sahen doch die Zöllner nicht alles an der Liebe und Freundlichkeit Jesu? Konnten sie hintennach leicht mit Härte und ungerechtem Eigennutz am Zoll sitzen und

mit den Leuten verfahren? Mußten sie nicht auch zu dem erhebenden Gefühl kommen, daß sie bei Gott doch nicht so übel angeschrieben seien [wie] bei den Menschen und so gut wie andere auf Gnade und Barmherzigkeit hoffen dürften? Ein Wort, ein Blick von Jesu hat all ihr Hartes und Unempfindliches geschmelzt. Lernen wir doch liebende Worte brauchen und liebende Blicke tun, die etwas Überwältigendes haben wider das Verkehrte unbekehrter Menschen! Beseelt uns ein priesterlicher Sinn, so haben wir's bald.

Die Pharisäer konnten ferner auch denken, des Heilands erste Sorge sollte sein, den Zöllnern recht ins Gewissen zu reden, daß sie von ihrem Gewerbe, das nach der Frommen Meinung für sündlich und gottwidrig galt, lassen sollten, und ihnen zu sagen, daß mit ihnen gar nichts anzufangen sei, ehe sie sich [nicht] freigemacht hätten von einem Geschäfte, das sie zu Feinden des Volkes Gottes herunterwürdigte. Der Herr aber dachte anders und konnte sich auch in einem Zöllner einen Gerechten denken, hatte also nicht nötig, gegen das Zöllnerwesen so scharf aufzutreten, hielt vielmehr unter allen Umständen die Zusammenstellung von Zöllnern und Sündern für ungerecht. Im stillen wollte Er doch auch das durch Sein Benehmen gegen die Zöllner zu erkennen geben. Indessen machen's auch bei uns je und je gesetzliche Leute so, daß sie meinen, der oder die müßten vor allem von einem Gewerbe abstehen, das sie mit dem Christentum nicht verträglich finden, wenn man als bekehrter Christ gelten wollte. Es mag Gewerbe geben, die an und für sich sündlich sind und nicht beibehalten werden können. Indessen gibt es auch andere, die man scheuen zu müssen glaubt, die aber doch nicht für sich sündlich sind; welch großes Unrecht kann man da tun, nur so geschwind die Gewissen zu beunruhigen! Wie oft bringen Eiferer angefaßte Seelen mit ihrem Eifer um beides, um ihr Brot und um ihr Christentum, weil letzteres ohne jenes wieder nicht gedeihen kann, zumal da hierbei auch schroffe Engherzigkeit den ganzen Christensinn schiefstellt!

Mit Bezug auf das alles hören wir noch den Herrn ein Wort



sagen, welches wenigstens Matthäus in seinem Berichte auführt. Es lautet:

V. 13: „Gehet aber hin und lernet, was das sei: Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit, und nicht am Opfer.“ Der Herr bezieht sich mit diesen Worten auf eine Stelle in dem Propheten Hosea, welche vollständig also lautet:

Hos. 6, 6: „Denn ich habe Lust an der Liebe, und nicht am Opfer, und an Erkenntnis Gottes, und nicht am Brandopfer.“ Die Juden kamen leicht dazu, ihre ganze Frömmigkeit in das zu setzen, daß sie es an den vorgeschriebenen Opfern nicht fehlen ließen, [wo]bei sie aber nach dem eigentlichen Wesen der Frömmigkeit nicht fragten, einerseits nicht nach dem, was sie ihrem Nächsten schuldig waren, und andererseits nicht nach dem, daß sie immer mehr danach trachteten, Gott zu erkennen insbesondere als den Barmherzigen, der sich auch von den größten Sündern durch Opfer beschwichtigen lasse. Die Opfer selbst, welche die Juden darbrachten, sollten den Sinn der Hingabe wie an Gott, so auch an den Mitmenschen, ferner die Erkenntnis des Namens Gottes, welcher ist „barmherzig und gnädig“ (2. Mose 34, 6), wecken. Wenn das nicht geschah, so fragte Gott nichts nach den Opfern; denn für Seine Person bedurfte Er ja dieser nicht. Darum sagt der Herr durch den Propheten: „Ich habe keine Lust am Opfer, wenn mit diesem nichts Weiteres dargeboten wird; und Liebe und Erkenntnis Gottes wäre mir lieber, auch wenn kein Opfer dargebracht würde.“ Diese Stelle wendet nun der Herr auf die Pharisäer an, welche auf einen gesetzlichen Eifer, wohl auch auf ihre frommen Opfer im Tempel, alles setzten, aber auf eine Liebe, wie sie Gott von Opfernden forderte, gar nicht bedacht waren. Statt Liebe sagt der Herr Barmherzigkeit, weil Er den Zöllnern gegenüber eben die Barmherzigkeit betonen wollte; denn Zöllner gar lieben schien vorderhand dem Heiland wie zuviel von den Pharisäern gefordert.

Opfer nun, um das Wort des Herrn völliger auszulegen, bezeichnet hier auch den sogenannten Eifer um Gottes willen, da man meint, um der Ehre Gottes willen recht ernstlich, drohend und scharf mit Sündern reden und handeln oder sie gar mit

gesetzlicher Strenge meiden zu müssen, damit dem lieben Gott die gebührende Ehre nicht entzogen werde. Unter Opfer kann man auch das Frommsein überhaupt, die Andacht zu Haus und im Tempel, das Beten und Fasten und gottselige Bezeigen vor Gott verstehen, mit einem Wort allen Gottesdienst, mit welchem man dem lieben Gott persönlich dienen will. Alles dieses fromme Bezeigen, worin es auch bestehen mag, hat keinen Wert vor Gott, wenn liebende Rücksicht und Barmherzigkeit gegen Menschen, die solcher bedürfen, außer acht gelassen wird. Die größte Unbarmherzigkeit ist es nun, Sünder geradezu laufen zu lassen, ohne nach ihnen zu fragen, wie ihnen etwa auf den rechten Weg geholfen und wie sie zur Buße und Umkehr gebracht werden könnten; und wie unbarmherzig ist vollends das, den Sündern es [zu] mißgönnen, wenn andere, die das Zeug etwa dazu haben, wie jetzt der Herr Jesus, sich um sie bemühen. Diese Unbarmherzigkeit nimmt den Opfern allen, die man sonst Gott in irgendeiner Form darbringt, ihren Wert. Kein Opfer gilt vor Gott so viel wie Liebe und Barmherzigkeit, wie wir auch von Paulus in dem Kapitel von der Liebe (1. Kor. 13, 1-3) genügend belehrt werden. Ein Opfer kann es je und je auch kosten, Sündern sich nahezumachen, und zwar um des Geredes der Leute willen, um seines Standes und seiner Würde willen, da man für sich Unehre oder Schande zu fürchten hat. Aber eben diese Opfer der Selbstverleugnung, welche Liebe und Barmherzigkeit bringt, gefallen Gott besonders und viel mehr als alles, was man sonst Opfer, als dem Herrn selbst getan, nennt; und wer diese Opfer scheut, der soll nur mit den anderen Opfern, auf die er sich etwas zugute tun will, daheim bleiben.

Aber auch darin tut Liebe und Barmherzigkeit not, daß man nicht, wie schon oben angedeutet wurde, auf mißliebige, unfreundliche, harte, polternde, herabsetzende Art bei den Sündern ein Gutes zu bewirken [sich] vornehme, denn damit tut man ihnen, nicht sich wehe, wie's doch bei Opfern, welche man bringt, gemeint ist, daß man sich wehe tue. Man soll ihnen vielmehr, wenn man darauf bedacht ist, auf sie zum Besseren zu wirken, auf jede Weise Freundlichkeit und Liebe und Wohlwol-

len zu fühlen geben, weil eben das am meisten die Gewissen schlägt und Unbekehrte zu sich bringt. Will daher auch Jesus bei Sündern, die man sich unter den Zöllnern dachte, etwas Gutes wie Buße und Umkehr erzielen, so ist das nur möglich, wenn Er sie liebt und sich von ihnen lieben läßt und nicht meint, um der Ehre Gottes willen nicht lieben zu dürfen. Was alles das sei, dürfen wir wohl lernen, wie Jesus (V. 13) sagt: „Gehet hin und lernet, was das sei.“ Er selbst will mit lauter Liebe anziehen; und wie gelang Ihm das bei den Zöllnern! Und wie wird's Ihm einmal gelingen, wenn Er wieder anfängt, mit Strömen der Liebe vermittelt des Heiligen Geistes der sündigen Welt nahezukommen! Lernen wir auch mit Liebe einwirken auf unsere sündige Mitwelt. In einer Zeit, da alles andere, womit man das Verderben aufhalten will, fehlschlägt, wird Liebe noch am meisten Früchte bringen und das Anpreisen der unergründlichen Liebe und Barmherzigkeit Jesu, wie wir angewiesen sind, sie zu predigen.

### § 73 Vom Nichtfasten der Jünger Jesu

Erster Teil

Kap. 9, 14-15

vgl. Mark. 2, 18-20 und Luk. 5, 33-35

Was jetzt kommt, setzen auch Markus und Lukas nach der Berufung des Matthäus. Daß es beim Mahl des letzteren vorgefallen sei, ist nicht zu denken, doch wohl, als Jesus wieder wegging. Wir lesen:

Matth. 9, 14: „Indes“ (oder „alsdann“ mit dem Sinn „bald nachher“) „kamen die Jünger Johannis zu Ihm und sprachen: Warum fasten wir und die Pharisäer so viel“ (Lukas setzt hinzu: „und beten so viel“), „und deine Jünger fasten nicht?“ – Mark. 2, 18: „Und die Jünger Johannis und der Pharisäer fasteten viel; und es kamen etliche, die sprachen zu Ihm: Warum usw.“ (Hier ist unbestimmt gelassen, wer die Fragenden seien.) –

Luk. 5, 33 (Wie wenn es noch beim Mahl gewesen wäre): „Sie aber sprachen zu Ihm usw.“

Fasten (und eine gewisse Art des Betens) waren äußere Andachtsformen, die in jener Zeit zur Frömmigkeit gehörten. Es waren schon viele besondere Tage, die als Fasttage galten. Sonst wurde auch beliebig gefastet, zum Zeichen von Trauer und sonstiger Bekümmernis. Manche machten sich's zur Regel, jede Woche zweimal zu fasten, wie jener betende Pharisäer. Johannes der Täufer wich von diesen äußeren Formen nicht ab, mag auch bestimmte Regeln gegeben haben für die, welche seine eigenen Jünger sein wollten, und unterschied so diese von den Pharisäern. Solches Unterscheidende ließen sich die Pharisäer schon gefallen, wenn nur die gleiche Sache blieb; und aus unserer Stelle sehen wir, daß die Pharisäer es nicht gerade gegen die Johannisjünger hatten. Deswegen ist's auch einerlei, ob die in unserem Texte gemachte Frage von den Jüngern Johannis kam, wie bei Matthäus, oder von den Pharisäern, wie bei Lukas. Bei Markus kann man beides denken. Vielleicht war eben der Tag, da der Herr mit den Zöllnern aß, für die Frommen ein Fasttag.

Auffallend war beiden, den Johannisjüngern und den Pharisäern, daß die Jünger Jesu nicht fasteten, nämlich eben an jenem Tage nicht fasteten oder sonst gewisse Fasttage, die einmal galten, nicht mit Sorgfalt einhielten. Es lag darin ein Vorwurf gegen Jesum, daß Er so gleichgültig zusehe und Seine Jünger nicht besser in der Zucht habe. Daß Er selbst nicht fastete, konnten oder mochten sie Ihm nicht vorwerfen; denn die Schriftgelehrten selber hatten's in vielem so, daß sie ihren Jüngern Lasten auflegten, die sie für sich mit keinem Finger anrührten (Luk. 11, 46). Sonst mag Jesus überhaupt für gewöhnlich mehr wie ein Fastender ausgesehen haben als wie ein Essender, indem Er überall sich so mäßig hielt, daß es dem Benehmen eines Fastenden gleichsah. Mit dem Fasten war's überhaupt nicht immer so, daß man gar nichts aß. Wenn sie Ihn denn schon je einen Fresser und Weinsäufer nannten (Matth. 11, 19), so war das nur, weil Er mit den Zöllnern und Sündern aß, gleichsam als deren Geselle, was den Pharisäern unter allen Umständen ärgerlich war. Er aber

wollte gerade bei Zöllnern nicht eben der sein, der Speisen verschmähe, weil Er damit sie gekränkt hätte. Von Seinen Jüngern wurde aber um so mehr ein Fasten erwartet, weil die, welche Jünger hatten, es gerne sahen, wenn diese recht andächtig, bis sauer sehend sich benahmen und ihren Lehrern damit Ehre machten, daß sie in deren Umgang einen besonderen Ernst bewiesen. – Hören wir nun die verschiedenen Antworten, die Jesus gibt.

Matth. 9, 15: „Jesus aber sprach zu ihnen: Wie können die Hochzeitleute Leide tragen, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; alsdann werden sie fasten.“ – Gleichlautend Mark. 2, 19-20, und Luk. 5, 34-35.

Die Freunde des Bräutigams sind die, welche die Braut, von ihren Gespielinnen begleitet, unter Gesang und Musik in das schwiegerelterliche Haus führten und dem Hochzeitsfeste, das gewöhnlich sieben Tage dauerte, beiwohnten. Wenn nun Jesus hier sich selbst mit dem Bräutigam vergleicht und Seine Jünger mit den Freunden des Bräutigams, so stellen die letzteren sogar die Braut vor, mit welcher sich der Bräutigam vertrauen will. Sie kommen in die engste und herzlichste Freundschaft mit Jesu, wie sie zwischen der Braut und dem Bräutigam besteht. Man denke doch, wieviel da der Heiland den Seinigen zu werden verspricht! Die Braut sind, um es zu wiederholen, alle, die durch den Glauben mit Jesu sich verbinden, von Ihm erquickt und getröstet und, als Ihm zugehörig, von Ihm zum ewigen Leben geleitet werden. Auch Johannes der Täufer hat Christum als den Bräutigam aufgefaßt und sich als den Freund desselben, wenn er sagt (Joh. 3, 29): „Wer die Braut hat“ (wem die Seelen, will er sagen, die zum Himmelreich kommen, angehören und zu eigen werden, wie eben damals alles Jesu zulief), „der ist der Bräutigam; der Freund des Bräutigams aber“ (er, Johannes, an den sich bisher die Braut Christi, d. h. Seine zukünftigen Gläubigen gehalten hatten, von welchem weg sie aber jetzt dem Bräutigam, Jesu, zueilen, weil Er jetzt da ist) „sieht's und hört ihm zu und freut sich hoch [über] des Bräutigams Stimme.

Dieselbige meine Freude ist nun erfüllet. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“

Wenn nun Fasten ein Anzeichen von Trauer, etwa um einen schmerzlich Vermißten, ist, wie sollten die, welche mit Jesu vertraut werden, den sie als den von ihnen sehnsuchtsvoll erwarteten Christ erkennen, fasten und traurig sich darstellen wollen? Ihr Herz ist so voll Freude, daß sie den Leib nicht mit Fasten plagen können, ihm vielmehr auch sein Freude gönnen. Hieraus folgt, daß um Jesum herum vorderhand von Fastenübungen nichts erwartet werden kann. „Wie können“, sagt daher Jesus bei Markus, „die Hochzeitleute fasten, dieweil der Bräutigam bei ihnen ist? Alsolange der Bräutigam bei ihnen ist, können sie nicht fasten.“ Sie stehen alle in der Herzensfreude, Jesum zu haben als ihren Heiland und Seligmacher. Auch das spätere Aufhören der Sitte, zu fasten, ist ganz dem Begriffe der Heilsfreude, die man im Neuen Bunde hat, entsprechend. Deswegen ist in der ersten Christenzeit, namentlich unter Heidenchristen, wenig von Fasten die Rede, außer wenn man ein besonderes Anliegen vor Gott hatte, das den ganzen Menschen so einnahm, daß sich das Fasten von selbst ergab. Wenn also auch Paulus sagen kann: „Seid allezeit fröhlich“ (Thess. 5, 16) oder „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich euch: Freuet euch!“ (Phil. 4, 4), so gibt er doch nirgends Fastenanweisungen.

Jesus spricht auch noch von der Zeit, die kommen werde, da der Bräutigam würde von Seinen Jüngern genommen werden; und alsdann würden sie fasten. Hier weist der Herr bereits auf Seinen Tod hin, durch welchen Er würde Seinen Jüngern entrisen werden, das erste Mal im Evangelium Matthäi. Als Er gekreuzigt wurde, kam freilich ein tiefes Leid an die Jünger; und da hat man sie sicher fasten sehen. Wie groß mag doch ihre Traurigkeit gewesen sein! Indessen kehrte die Freude bald wieder zurück, und zwar in doppelter Weise. Einmal durften sie den Auferstandenen wiedersehen; und wie wurden sie da so froh! Sodann, da Er doch nun für immer von ihnen gehen sollte, hat Er ihnen die Verheißung des Heiligen Geistes, des anderen Trösters statt Seiner, gegeben, die auch bald erfüllt wurde. Wir kön-

nen wohl sagen, daß eine Freude die erste Christengemeine beseelte, die von selbst alles Fasten ausschloß. So hätte es bleiben können trotz der Sehnsucht nach der verheißenen Wiederkunft Jesu, wenn die Treue geblieben wäre. Aber bald gab es wieder Anlaß zur Trauer; und die Trauer mußte mit jedem Jahrzehnt größer werden, besonders als mehr und mehr der so vielfältig betübte Heilige Geist, mit welchem auch der Heiland selbst repräsentiert war, in Abnahme kam, bis Er zuletzt mit Seiner persönlichen Inn[e]wohnung ganz gewichen ist. Seitdem trauert die ehemalige Braut als Witwe, die in Witwenkleidern nicht oft genug den Richter bestürmen und nicht heiß genug anflehen kann: „Rette mich von meinem Widersacher!“ (Luk. 18, 3) Noch trauern wir; und ein fleißiges Fasten hätte wohl wieder Sinn und Bedeutung. Aber ach, wenn wir nur wenigstens ernstlich beten wollten, bis wiederum die große Freude vom Himmel käme, eine neue Zusendung des Heiligen Geistes zu seliger Inn[e]wohnung in den Herzen der Gläubigen! Kommt sie, welch ein herrlicher Advent, schon als Vorbote des noch zu erwartenden größten Advents.

## § 74 Vom Nichtfasten der Jünger Jesu

Zweiter Teil

Kap. 9, 16-17

vgl. Mark. 2, 21-22 und Luk. 5, 36-39

Über das Nichtfasten der Jünger, etwa an jenem Tage, hatte der Herr bereits den Jüngern Johannis und den Pharisäern etwas gesagt, namentlich daß Seine Jünger jetzt nicht ans Fasten denken könnten, solange sie Ihn, den Bräutigam, in ihrer Mitte hätten. Der Herr gibt aber noch drei Gleichnisse, das dritte nur bei Lukas, die es dartun sollten, warum es mit dem Fasten bei den Seinen nicht mehr viel sein werde. Die Pharisäer und Johannisjünger nämlich konnten denken, einstweilen etwa sei es so bei Seinen Jüngern; aber für die Folge würden sie sich doch

auch Fastenregeln machen, wie alle, die sich zur Frömmigkeit anschicken wollten. Jesus tut ihnen nun dar, daß für das, was Er bringe und lehre, die Steifheit der Fasten nicht mehr passe, vielmehr ein ganz Neues anfangen, welches im Grunde die Strenge der Fasten völlig ausschließe. Hören wir das erste Gleichnis:

Matth. 9, 16: „Niemand flicket ein alt Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch; denn der Lappen reißet doch wieder vom Kleide, und der Riß wird ärger.“ – Ebenso Mark. 2, 21; Luk. 5, 36 am Schlusse: „wo anders, so reißet das neue; und der Lappen vom neuen reimet sich nicht auf das alte.“

Unter dem alten Kleide versteht der Herr die bisherige Weise, sich fromm zu halten. Unter dem neuen versteht Er das, was Er nun lehrt und bietet. Wenn die bisherige Art der Ausdruck eines Gefühls von innerer Armut und Bekümmernis, von Leid über Sünde und Unvermögen dagegen oder der Ausdruck einer Sehnsucht nach Erlösung und Hilfe war, so ist ja jetzt der Heiland da, alle Bekümmernis und Sehnsucht zu stillen. Das Heil, das man erwartete und nach dem man unter Beten und Fasten seufzte, ist mit Ihm gekommen, und so hört das Fasten immer mehr auf. Insofern paßt das Neue, welches ein Gefühl von Freude und Befriedigung bringt, nicht zu dem Alten, da man, nach dem Heil erst seufzend, mit einem Leidgefühl fastete. Man kann auch nicht beides aneinanderflicken und -nähen, d. h. in der Heilsfreude stehen und doch mit Leidgefühl fasten. Die Heilsfreude paßt nicht zum Fastendruck; und wer von ihr etwas hat an sich kommen lassen, kommt immer weiter vom Fasten ab; oder das Fastenkleid sozusagen bekommt einen Riß nach dem anderen. Das Heilskleid, und nicht einmal ein Lappen von ihm, reimt sich nicht, wie es bei Lukas heißt, auf das Alte. Von der Heilsfreude hatten die Jünger schon etwas geschmeckt. Völlig hatten sie sie noch nicht. Darum konnten sie versucht sein, um das Fehlende vollends zu erlangen, weiterzufasten oder gleichsam das alte Kleid mit einem neuen Tuchlappen zu flicken. Aber das Neue reißt doch wieder vom Alten sich los, weil es zu stark ist für dieses. Wenn man sich freuen und daneben fasten will, so hat's keine Art und kommt beides in Gefahr, daß es

nichts Rechtes mit dem Menschen wird, weder mit seiner Freude noch mit seinem Leid. Die ganze Art der Frömmigkeit muß eine andere werden, wenn die Sehnsucht, die zum Fasten gedrängt hat, gestillt ist. Die Pharisäer konnten's also nicht erwarten, daß die Jünger Jesu auch in der Folge Fastenregeln einhalten würden, wie sie selbst und die Johannisjünger sie hatten. Wer den Fastendruck neben der Heilsfreude fortbestehen lassen will, kann das nur, weil er von eigener Gerechtigkeit nicht lassen und selbst etwas machen will durch Einhalten von allerlei Gesetzhaltungen, die aber dem Menschen keinen Wert vor Gott geben und darum nur sein Heilsgefühl mindern. Es kostet auch bei uns viel, bis jemand aus gesetzlichen Eigenheiten sich herausreißt, an denen er gewohnheitsmäßig hängenbleibt, so daß Trübsinn und Düsterei und seufzendes Wesen aus seinem Christentum, auch wenn er [an] einen Heiland glaubt, nicht weichen will. Denn die Freude am Heiland flickt er stets an den Fastenrock hin; und da ist's mit allem nichts. Jede Art von Kopfhängen, die letzte Spur des ehemaligen Fastens, hindert ein gesundes Fortkommen des inneren Menschen, der nur unter der Heilsfreude gedeiht.

---

Dasselbe will der Heiland noch mit einem anderen Bilde sagen, das Er gibt, nämlich:

Matth. 9, 17: „Man fasset auch nicht Most in alte Schläuche, anders die Schläuche zerreißen, und der Most wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man fasset Most in neue Schläuche, so werden sie beide miteinander behalten.“ – Ähnlich Mark. 2, 22 und Luk. 5, 37-38.

Im Altertum, wie jetzt noch im Morgenlande, faßte man den Wein nicht in Fässer wie bei uns, sondern in Schläuche oder Tierfelle. Diese Schläuche werden mit der Zeit alt und mürbe, daß sie leicht zerreißen und namentlich die Gärung eines neuen Weines nicht aushalten. Vielleicht mußten jährlich neue Schläuche bereitgehalten werden, um den gärenden Wein sicher unterzubringen. Deswegen sagt der Herr: „Niemand“ (so

bei Markus und Lukas) „fasset Most (neuen Wein) in alte Schläuche.“

Der neue Wein ist hier wieder die den ganzen Menschen einnehmende Heilsfreude, die durch das Evangelium von dem gekommenen Christus und dem Reiche Gottes angeregt wird. Die Freude ist so neu und erhebend und gleichsam innerlich gärend, daß sie in die alte, düstere Form der bisherigen Frömmigkeit, in welcher das Gepräge eines Sehnsuchtswehs lag, nicht mehr paßt. Sie durchbricht den Charakter einer schwermütigen Frömmigkeit, so namentlich auch den Fastendruck, und will ganz anders in Herz und Gemüt eingefaßt sein. Wollte man es dennoch versuchen, mit der gewohnten düsteren Art fortzumachen, als ob in diese die neue Heilsfreude eingefaßt werden sollte wie Most in alte Schläuche, so löst sich alles auf und läuft der Mensch Gefahr, wie an seiner bisherigen Art, so auch am Evangelium nichts mehr zu haben. Er kann sein Frommsein nach der gewohnten Art, bei welcher ihm noch keine Befriedigung des Herzens dargeboten war, sondern er nach dieser erst fastend seufzte, nicht fortsetzen. Er bekommt auch nicht, wenn er vom Bisherigen nicht lassen will, einen Genuß am Neuen. Er verliert demnach beides miteinander. Am Bisherigen hat er keinen Halt mehr, weil es keinen Sinn mehr hat; und für das Neue wird nicht die Haltung der Frömmigkeit erstrebt, wie sie zur Heilsfreude paßt.

Der Mensch braucht etwas, in das er gleichsam sein Neugewonnenes hineinlegt und in welchem er's gleichsam aufbewahrt, daß es ihm zu einer Richtschnur werde, wie der Wein in einem Schlauch zu erhalten ist. Dieses Etwas ist eine sichere Haltung für seinen inneren Menschen, daß das Neue für diese[n] ihm stets vor Augen schwebt, damit er dessen gewiß bleibt, was er durch Christum bekommt. Trennt er sich darum nur gleich ganz von dem Alten und kommt statt dessen zu dankbaren Lobpreisungen Gottes und festem Halten an der Barmherzigkeit Gottes, auch zu einem Lichte, das in guten Werken leuchtet und in standhaftem, freudigem Glauben sich hervortut, so werden daraus gleichsam die neuen Schläuche, wie sie der Heiland

nennt, welche mit dem Most behalten werden. Der Mensch hat so den vollen Gewinn von allem, was die Freundlichkeit Gottes im Neuen Bunde anbietet. Eine neue Haltung, eine neue Gestaltung der Gottesfurcht in Herz und Leben ist notwendig; und diese neue Haltung wird verhindert durch Festhalten am Alten, das so gar einen anderen Charakter hat als das Neue und darum dem Menschen alles miteinander verlorengehen läßt.

Der Herr gibt noch ein drittes Gleichnis, das aber nur bei Lukas steht, wo es heißt:

Luk. 5, 39: „Und niemand ist, der vom alten trinket und wolle bald des neuen; denn er spricht: Der alte ist milder.“

Diese Worte sollen andeuten, wie schwer es hält, bis jemand von alten Gewohnheiten, die ihm lieb und süß und mild geworden sind, läßt, um ein Neues, das ihm dargeboten wird, zu ergreifen. Der Herr entschuldigt gleichsam die langsame Art, mit welcher sich die Jünger Johannis mit den Pharisäern für Ihn und Sein Wort hergaben. Sie sind es gewohnt, vom Alten zu trinken; und das Neue ist ihnen insofern herb und stark, als es sie aus ihren Gewohnheiten, bei denen sie mit ganzer Seele waren, herausrüttelt. Der ganze Mensch kommt durch das Neue gleichsam in eine Gärung, in einen inneren Kampf mit sich selber; und das ist ihm widrig und unbequem. Statt dessen mundet ihm sein Altes besser, das ihm mild vorkommt, weil er's gewohnt ist und es ihm keine Mühe macht. Eine Fastenfrömmigkeit hat auch ihr Anziehendes und Leichtes für den Menschen und läßt ihn sonst in einer behaglichen Ruhe. Durch das Neue entstehen viele Kämpfe, die er sich gerne ersparte, denkt er nur an die schwer zu überwindende Ängstlichkeit, ohne Fasten nicht fromm genug zu sein, während es sehr angenehm ist, durch Fasten sich auf einer hohen Stufe der Frömmigkeit zu fühlen. Wie manche auch sonst, wenn sie merken, was es erfordert, Jesu Nachfolger zu sein, welcher Ernst dabei einzuhalten ist und zu welchen Verleugnungen man sich hergeben muß, machen lieber in ihrem gewohnten Alten, das in einer steten

Gesetzlichkeit besteht, fort, als daß sie sich in ein ganz Neues hineindrängen lassen. So fasten denn die Pharisäer lieber fort, so lockend die Heilsfreude sonst wäre, weil's ihnen so besser behagt und weil sie so auf eine sichere und leichte Weise die Frommen darstellen. Nicht mehr fasten zu müssen, dünkt sie herbe zu sein, weil so viel anderes daran hängt, das von ihnen zuviel zu fordern scheint.

So hat der Herr bezüglich des Nichtfastens Seiner Jünger gesprochen. Wir stehen freilich jetzt wieder so, daß uns die Heilsfreude, die das Fasten damals entbehrlich machte, sehr getrübt ist, weil uns so vieles abgeht, was von besonderen Gnaden uns geblieben sein sollte. Jetzt geht unsere Sehnsucht nach neuen Erweisungen der Barmherzigkeit Gottes und nach dem endlichen Kommen Jesu vom Himmel, das aller Bekümmernis steuern soll. Lassen wir's am ernstlichen Bitten und Flehen nicht fehlen, bis die Türen des Himmels sich geöffnet haben und die Heilsfreuden wieder voller herniederträufen auf die so sehr danach schmachtende Christenheit und Menschheit!

## § 75 Tochter Jairi und blutflüssiges Weib

Erster Abschnitt

Kap. 9, 18-21

vgl. Mark. 5, 22-29 und Luk. 8, 41-44

Die beiden jetzt folgenden Wunder werden bei Matthäus, wie wir sehen, später erzählt als die Heilung des Gichtbrüchigen und die Berufung Matthäi, nebst der Frage der Johannesjünger über das Fasten. Markus und Lukas haben das alles vorausgezählt und lassen obige Wunder gleich nach der Rückkehr vom Lande der Gadarener vorkommen, während Jesus mit denen am Meere verkehrte (Mark. 2, 13, Luk. 8, 40). Zum Meere hin mag

jedenfalls Jairus gekommen sein, da denn Markus und Lukas nur nicht unterscheiden, ob's damals oder ein anderes Mal war. Die Erzählungen brauchen ja nie eines Zusammenhangs zu ihrem Verständnis, sondern stehen immer als abgerundet für sich selbst da. Den Evangelisten aber, wie wir sehen, waren die Wunder stets besonders wichtig, weil durch sie die Herrlichkeit Jesu und Sein Einssein mit Gott ins Auge fallend wurde. Den wunder-tuenden Heiland schildern sie daher mehr als den lehrenden. Was Er mit dem Volk am Meere sprach, übergehen sie, die Wunder nicht; denn Seine Reden bewegten sich stets in denselben Grundgedanken. Wie eigen sieht sich's da an, wenn man Jesum nur eben einen Religionslehrer sein läßt, während Er als solcher nur das Gesetz und die Propheten erfüllen will (Matth. 5, 17), ohne wesentlich Neues zu geben. Ein Heiland, ein Erretter will Er sein; und das sollen die Wunder plastisch darstellen. Diesmal sind zwei Wunder ineinandergeflochten. Er soll die Tochter eines Obersten gesund machen oder wieder zum Leben bringen; und während Er auf dem Wege dahin ist, heilt Er das blutflüssige Weib. Wir stellen die Berichte zusammen.

Matth. 9, 18: „Da Er solches mit ihnen“ (mit denen am Meere nach Markus und Lukas) „redete, siehe, da kam der Oberste einer und fiel vor Ihm nieder und sprach: Meine Tochter ist jetzt gestorben; aber komm und lege deine Hand auf sie, so wird sie lebendig.“ – V. 19: „Und Jesus stund auf und folgte ihm nach und Seine Jünger.“

Nach Mark. 5, 22-24 war es „der Oberste der Schule mit Namen Jairus“, welcher, „da er Ihn sah, Ihm zu Füßen fiel und Ihn sehr bat und sprach: Meine Tochter ist in den letzten Zügen; du wollest kommen und deine Hand auf sie legen, daß sie gesund werde und lebe. Und Er ging hin mit ihm; und es folgte Ihm viel Volks nach, und sie drungen Ihn.“

Lukas 8, 41. 42 erzählt es wie Markus, nur kürzer und mit dem Beisatz: „Und er hatte eine einige Tochter bei zwölf Jahren, die lag in den letzten Zügen“ (eigentlich: „war am Sterben“).

Matthäus hat den Namen des Obersten nicht genannt wie Markus und Lukas. Derselbe war der Oberste der Schule in

Kapernaum, vielleicht als solcher nicht im gleichen Range wie „ein Oberster unter den Juden“, deren einer Nikodemus als Ratsherr war (Joh. 3, 1). Auch wenn es später (Joh. 12, 42) von Obersten heißt, daß ihrer viele an Jesum geglaubt, es aber nicht bekannt hätten, um der Pharisäer willen, daß sie nicht in den Bann getan würden, so sind das sicher keine Ratsherren gewesen, gegen welche die Pharisäer so viel sich nicht erlaubt hätten. Sonst mögen Oberste oder Archonten doch einen höheren Rang gehabt haben. Darum war das Benehmen des Obersten von Bedeutung für Jesum, wenn derselbe, da er Ihn sah, nur gleich niederfiel Jesu zu Füßen. Angst freilich um seine Tochter, sein einiges Kind, brachte ihn dazu, sich so zu demütigen. Aber doch lag in dem Fußfall eine besondere Verehrung für Jesum, ja ein Glaube an Ihn, wenn er Ihm zutraute, Er werde seine in den letzten Zügen liegende Tochter für das Leben noch retten. Wir sehen, wie gewaltig doch der Eindruck war, den jeder von Jesu hatte, wenn er sich nicht gegen denselben sperrte. Selbstverstockung mit finsternen Einwirkungen war immer da, wenn einer die Göttlichkeit Jesu in Wort und Tat ganz übersehen und höhnend behandeln konnte. Was könnte es bei uns werden, wenn die verstockenden Finsterniskräfte einmal aufhören müßten, auf die Menschen zu wirken, daß diese wieder natürlicher sich zu geben imstande wären! O wie sehnen wir uns danach, daß unser Herr im Himmel dreinsehe und die Stimmungen so vieler für Ihn und Seine Gaben änderte und besserte!

Wenn es bei Matthäus heißt: „Sie ist jetzt gestorben“, bei Markus und Lukas aber: „Sie liegt in den letzten Zügen“, da erst nachher Boten kamen, die den wirklichen Tod dem Obersten anzeigten, so muß man annehmen, daß Matthäus, der ganz kurz erzählt, das letzte gleich zu Anfang setzt. Zunächst war das Töchterlein erst am Sterben; aber während Jairus auf dem Wege zu Jesu war, starb sie. Der Oberste ist also fortgelaufen, solange sein Töchterlein noch lebte, aber am Sterben war. Es trieb ihn fort, ehe er den Tod wirklich sah. Vielleicht, wenn der Tod schon erfolgt gewesen wäre, hätte er weitere Hoffnung aufgegeben, wie die von seinem Gesinde, welche sagen: „Was

mühest du weiter den Meister?“ Denn es gehört doch viel dazu, die Wiederbelebung eines Gestorbenen zu glauben. Hoffen kann der Mensch immer noch, wenn der Odem noch da ist. Ist aber der fort, so sinkt ihm aller Mut. Denn die Erfahrung, daß dann alles aus sei, ist ja eine ganz gewöhnliche, namentlich wenn ein langsames Sterben und Verhauchen wahrgenommen wird. Mit welchen Ängsten ging doch der Vater fort vom Hause, da bei der äußersten Gefahr ein Augenblick alles ausmachen konnte! Aber Jesus ist der Mann, der helfen kann, ob's weit gekommen oder gar schon aus ist.

Indessen gab es einen Aufenthalt, der dem Jairus sehr ungeschickt kam, aber unvermeidlich war. Viel Volks nämlich ging hintendrein, vielleicht auch von Interesse getrieben, weil gar ein Oberster mit solcher Gemütsbewegung Hilfe suchte beim Nazarener. Da gab es denn ein Gedränge selbst auf die Person Jesu hinein, wie es heißt: „Und sie drungen Ihn.“ Dieses Gedränge machte sich ein Weib zunutze, da sie leichter, unter dem Schein eines ungefähren Drucks auf Jesum, mit bestimmter Absicht Seines Kleides Saum anrühren konnte, ohne damit bemerklich zu werden. Lesen wir die rührende Geschichte, welche von Matthäus nur ganz kurz erzählt wird, von den anderen um so umständlicher.

Matth. 9, 29: „Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre den Blutgang gehabt, trat von hinten zu Ihm und rührte Seines Kleides Saum an.“ – V. 21: „Denn sie sprach bei ihr selbst: Möchte ich nur Sein Kleid anrühren, so würde ich gesund.“

Markus 5, 25: „Und da war ein Weib, das hatte den Blutgang zwölf Jahre gehabt“ – V. 26: „und viel erlitten von vielen Ärzten und hatte all ihr Gut darob verzehret, und half sie nichts; sondern vielmehr ward es ärger mit ihr.“ – V. 27: „Da die von Jesu hörte, kam sie im Volk von hinten zu und rührte Sein Kleid an.“ – V. 28: „Denn sie sprach: wenn ich nur Sein Kleid möchte anrühren, so würde ich gesund.“ – V. 29: „Und alsbald vertrocknete der Brunn ihres Bluts; und sie fühlete es am Leibe, daß sie von ihrer Plage war gesund worden.“

Lukas 8, 43-44 ebenso. Doch sagt er: „Sie hatte alle ihre Nahrung an die Ärzte gewandt und konnte von niemand geheilt werden.“ Am Schlusse: „Und alsobald bestund ihr der Blutgang.“

Das arme Weib hatte 12 Jahre lang schwer gelitten und in dieser Zeit an viele Ärzte sich gewandt, „von welchen sie denn auch viel erlitten“, wie es heißt. Daneben hatte sie all ihr Gut darob verzehret, oder wie Lukas sagt, „alle ihre Nahrung an die Ärzte gewandt“. Sie scheint eine Person von Vermögen und Stand gewesen zu sein, die zuerst ihren Mitteln vertraute und um dieser willen nicht schnell genug zum Heiland kam. Endlich aber muß es wie ein Schrecken auf sie gefallen sein, daß nun auch ihre Nahrung dahin sei, während „nichts ihr half“ und „von niemand ihr geholfen werden konnte“, daß es viel ärger mit ihr geworden war. Nicht undeutlich läßt der Text es durchblicken, daß die Ärzte, wie das in jener Zeit oft genug gewesen sein muß, unbarmherzig das Weib behandelt hatten und sich nichts daraus machten, an ein schwaches Weib die ungebührlichsten Forderungen zu stellen. Endlich hörte sie von Jesu. War sie aus Kapernaum, so hätte sie schon eher von Jesu hören können; aber sie hatte es überhört, wollte nicht hören, hatte freilich auch eine verborgene Scham, ihr Leiden offen zu sagen. Wie bezeichnend ist aber das für viele auch bei uns, die aus dem Vertrauen aufs Natürliche gar nicht herauszubringen sind und immer wieder Neues, auch Abenteuerliches, versuchen, wenn gleich sie sich dadurch um alles bringen. Solange sie noch imstande sind, das an sie Geforderte zu leisten, kommen sie nicht dazu, einen kindlichen Blick nach oben zu dem, der helfen kann, wo niemand hilft, zu richten und zuletzt wenigstens sich der Barmherzigkeit Gottes hinzugeben, die doch viel mehr sich finden läßt, als man gewöhnlich annimmt, auch ohne daß gleich ein eigentliches Wunder geschehen müßte. Hätte man freilich schon in einfachster Weise mehr Glauben, so würde auch auffälliger die Hand des Herrn sich zeigen. Aber je mehr wir andererseits wahrnehmen, wie groß und unheilbar so vieler Elenden Leiden sind, desto mehr dürften wir's erwarten, daß eine Gnadenzeit,



die kommen könnte, wenn man sie ernstlicher suchte, auch wieder wunderbare Hilfe uns darbieten werde. Käme doch bald solche Zeit, die den lieben Heiland uns wieder näherbrächte!

Es ist doch etwas gar Liebliches, zu vernehmen, wie schnell dem kindlich glaubenden Weibe geholfen war. Sie denkt, schon ins Kleid Jesu müsse etwas von Seiner Kraft hereinfließen, das selbst am Saume des Kleides noch wirksam wäre zur Heilung. Man sieht, wie hoch ihr Jesus steht, wenn selbst das wenigste von Ihm auch ohne Sein besonderes Wollen mehr ausrichten, als was viele Ärzte seit zwölf Jahren versucht hatten, und sie gesund machen sollte. Wie sie sich's denkt, so wird's ihr. Die Kraft nämlich, von dem Saum des Kleides ausgehend, steht in der Verbindung mit der Person Jesu und ist nicht abgesondert von dieser zu denken, wie wir auch lesen, daß Er die Berührung gefühlt habe. Es ist also nicht das Kleid, sondern der Herr selbst, der half, wenngleich ohne Sein Wissen, weil Er sich eben menschlich gehenließ, geschah. Seine Kraft, die eigentlich Ihn selbst repräsentiert, gibt sich schnell dem Glauben hin, zumal wir alles auch wieder unter der Mitwirkung des Vaters Jesu und Seiner Boten zu denken haben. Auch sonst lesen wir, daß Leute durch Berührung Seines Kleides geheilt worden seien (Matth. 14, 36). Merkwürdig ist auch, was von Petrus und was von Paulus in der Apostelgeschichte erzählt wird. Bei jenem heilte sein Schatten (Apg. 5, 15), und bei diesem heilten Schweißtüchlein und Koller, die auf seiner Haut gelegen waren (Apg. 19, 12). Es ist gar nicht auszudenken, wieviel der Herr, wenn einmal die Kräfte des Geistes ausgegossen sind wie zur Zeit der Apostel, dem Glauben schenkt. Das Weib in unserem Texte fühlte alsbald am Leibe, daß sie von ihrer Plage geheilt war. O wie sehnen wir uns danach, daß eben für dergleichen Plagen die Kräfte Gottes wieder offenstünden!

## § 76 Tochter Jairi und blutflüssiges Weib

Zweiter Abschnitt

Kap. 9, 22

vgl. Mark. 5, 30-34 und Luk. 8, 45-48

Das Weitere der Geschichte dieser beiden Heilungen hat Matthäus abermals ganz kurz erzählt, während Markus und Lukas viel umständlicher sind, mit kleinen Unterschieden, um derentwillen wir zur Zusammenstellung beide auch ganz herzusetzen.

Matth. 9, 22: „Da wendete sich Jesus um und sahe sie“ (das blutflüssige Weib) „und sprach: Sei getrost, meine Tochter! Dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund zu derselbigen Stunde.“

Mark. 5, 30: „Und Jesus fühlte alsbald an Ihm selbst die Kraft, die von Ihm ausgegangen war, und wandte sich um zum Volk und sprach: Wer hat meine Kleider angerühret?“ – V. 31: „Und die Jünger sprachen zu Ihm: Du siehest, daß dich das Volk dränget, und sprichst: Wer hat mich angerühret?“ – V. 32: „Und Er sah sich um nach der, die das getan hatte.“ – V. 33: „Das Weib aber fürchtete sich und zitterte – denn sie wußte, was an ihr geschehen war –, kam und fiel vor Ihm nieder und sagte Ihm die ganze Wahrheit.“ – V. 34: „Er aber sprach zu ihr: Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht. Geh hin mit Frieden und sei gesund von deiner Plage.“

Luk. 8, 45: „Und Jesus sprach: Wer hat mich angerühret? Da sie aber alle leugneten, sprach Petrus und die mit Ihm waren: Meister, das Volk dränget und drückt dich; und du sprichst: Wer hat mich angerühret?“ – V. 46: „Jesus aber sprach: Es hat mich jemand angerühret; denn ich fühle, daß eine Kraft von mir gegangen ist.“ – V. 47: „Da aber das Weib sah, daß nicht verborgen war, kam sie mit Zittern und fiel vor Ihn und verkündigte es vor allem Volk, aus was Ursache sie Ihn hätte angerühret und wie sie wäre alsbald gesund worden.“ – V. 48: „Er aber sprach zu ihr: Sei getrost, meine Tochter! Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin mit Frieden!“

Man liest wohl gerne die Geschichte dreimal; und die kleinen Unterschiede machen sie nur anziehender. Die Leser mögen dieselben nur beachten. Matthäus hat der Kürze wegen das Gesundwerden des Weibes erst am Schlusse gesetzt. Markus und Lukas lassen sie gesund werden gleich nach der Berührung des Kleides Jesu. Nach ihnen fühlte Jesus alsbald die Kraft, die von Ihm ausgegangen war. Daß es Ihn überraschte, kann man leicht erkennen, wenn Er, nach dem Volke sich umsehend, rasch fragte: „Wer hat meine Kleider, hat mich angerühret?“ Daß es die Kleiderberührung allein war, die Er fühlte, müssen wir uns denken; und über sie haben wir schon das letzte Mal gesprochen. „Ich nicht!“, „ich nicht!“ hörte man alle um Ihn her leugnend antworten; und Petrus verwundert sich, daß Jesus die Frage machte, weil die Berührung der Kleider an Kleidern unter dem Gedränge sich von selbst verstehe. Jesus bleibt aber dabei, es habe Ihn jemand angerühret, und zwar mit Absicht, will Er sagen; und sagt's, Er fühle ja, daß eine Kraft von Ihm ausgegangen sei. Sein liebendes Herz will's nicht so still hingehen lassen, weil Er für die anrührende Person etwas fühlt. Der hier sich kundgegebene wirksame Glaube eines Unbekannten soll offenbar werden. Das Weib, weil sie merkte, daß es nicht verborgen bleiben konnte und sollte, indem Er sich ausdrücklich nach ihr umsah, fürchtete sich erst und zitterte, im Bewußtsein dessen, was ihr geschehen war. Sie war, wie es scheint, schon etwas zurückgetreten, kam aber und fiel vor Ihm nieder. Plötzlich verläßt sie alle Scheue und Schüchternheit, [so]daß sie laut vor dem Volke alles darlegen konnte, wie es war, mit dem Bekenntnis, wie sie alsbald wäre gesund geworden.

Die ganze Geschichte, in welcher der Heiland so ganz menschlich sich zeigt, aber mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit, hat etwas besonders Anziehendes für uns. Wie nahe kommt Er doch uns mit dieser Geschichte! Man sieht es da, wie ganz unser Er ist, nicht als einer, den wir vor lauter Gottheit nur zu scheuen und zu fürchten hätten, sondern wie Er sich aus Liebe zu den Menschen entäußert hatte und eben hier es recht her-

vortreten läßt, daß Er Seiner Erscheinung nach nicht über uns stehen will. Unser Gemüt hat unendlich mehr von Ihm, so menschlich Ihn zu sehen, während die göttliche Hoheit und Herrlichkeit, die in Ihm strahlt, doch gleichzeitig offenbar wurde. Wir sehen, wie langweilig und ungeschickt ein verlegenes Bedenken und Fragen bei vielen darüber ist, daß Jesus nichts von der Frau soll gewußt haben und daß Er gar viel Fragen haben mußte, bis Er's herausgebracht hatte, wer sie war. Wie – wenn Er doch Mensch geworden ist, Fleisch, wie Johannes sagt (1, 14) – kann es befremden, daß Er nach etwas fragt, das Er nicht weiß, nach etwas sich erkundigt, das ohne Sein Wissen durch Ihn oder durch die Kraft in Ihm geschehen ist? Soll denn die Menschwerdung eine Täuschung sein, daß Er nur etwa menschliche Gebärden hatte, sonst aber eigentlich doch als Gott wandelte unter den Menschen? Bedenke es doch recht, wie tief Er sich um unsertwillen erniedrigt hat, daß Er namentlich auch Seine göttliche Allwissenheit drangegeben hat, indem Er Mensch wurde. Denn, um dir's noch deutlicher zu sagen, wenn Er's gewußt hätte, hätte Er's nicht aus sich gewußt, sondern weil's Ihm der Vater gesagt hätte. Hätte Er den fragen oder den vorher bitten wollen, Er solle Ihm doch ja alles sagen, was um Ihn vorgehe, so hätte Er's gewußt. Aber das hätte Er nur getan, um ja niemals als der dazustehen, der etwas, auch das Unbedeutendste, nicht wüßte; und wie konnte Er dieser Gesinnung sein! Nun hat Er aber nicht gefragt; und der Vater hat uns die Freude machen wollen, uns zu zeigen, wie ganz unser Sein lieber Sohn, Jesus Christus, sein sollte, daß Er Seine Mitmenschen fragen muß um etwas, was Er nicht weiß. Bedenken wir doch das alles. Es liegt ein außerordentlicher Trost für uns darin, Ihn so gleichsam auf gleicher Stufe mit uns zu wissen. Ja ganz, ganz uns gleich, sollte der Heiland unser sein, aber doch auch so, daß es uns darum [a]n nichts fehlen soll. Bleibt doch das immerhin wahr, was die Jünger am letzten Abende zu Ihm sagten (Joh. 16, 30): „Nun wissen wir, daß du alle Dinge weissest und bedarfst nicht, daß dich jemand frage. Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.“

Dem Weibe ging ja auch nichts ab, weil sie ohne Sein Wissen vor und nach Sein Kleid angerührt hatte. Auf wie viele mag doch vieles ausgestrahlt sein von Jesu an Trost und Kraft und von großer Wirkung auf Seele und Leib, ohne daß es Ihm selber immer zum Bewußtsein kam wie denen, welchen es widerfuhr! Ich denke mir, wenn Er predigte, werden alle Zuhörer, soviel sie mit Aufmerksamkeit zuhörten, eine Kraft von Ihm aus empfunden haben. Wie viele mögen schwach, schwer atmend, halb siech, mit allerlei kleineren Wehen hergekommen sein, die gestärkt, erquickt, gesund, und wenn hungrig, satt wieder umkehrten. Das nahmen die Leute so still hin, obwohl dankbar und vor den Ihrigen mit Verwunderung es rühmend, aber doch so, daß vor dem Herrn nicht besonders davon die Rede wurde, Er auch im einzelnen es nicht gerade wahrnahm. Aber sie bekamen's, weil Er ihr Bruder war, da alle schon naturgemäß etwas von Ihm empfinden und haben konnten, wie auch wir, wenn wir beieinander sind, namentlich in herzlicher Liebe, mehr voneinander haben, als wir uns gewöhnlich denken. Deswegen machen die einen großen Fehler, welche um ihrer selbst willen die sogenannte Welt über Gebühr meiden, ohne daran zu denken, wie sehr sie vielen, bei denen man's gar nicht denkt, mit ihrer bloßen Gegenwart wohltuend sein könnten. Sie denken halt mit ihrem Frommsein mehr an sich als an andere. Wie mag's beim Heiland gewesen sein, wenn Er in ein Haus trat und grüßte! Wie wurde es dem Zachäus zumute und seinem ganzen Hause, da die Wirkung des Besuchs Jesu so offenbar war, daß der Herr selbst sagen mußte (Luk. 19, 9): „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.“ O der Strömungen von Gnade und Segen, die sie damals erfahren durften, wenn sie Ihn nur wandeln sahen! Nicht umsonst gingen immer so viele, ja ganze Scharen, mit Ihm; denn sie hatten alle oder konnten alle etwas von Ihm haben, auch ohne Sein Kleid anzurühren!

Durch unseren Glauben an Jesum, wenn derselbe zugleich ein Leben in Ihm ist, ist auch uns in der Christenheit viel dem Ähnliches mitgeteilt worden, was bei Jesu war. Denn eben weil's bei Ihm als einem Menschen war, kann's auch bei uns sein durch

Ihn, wie einst das Volk, als es sah, daß Jesus Sünden vergeben und heilen könne, „Gott preisete, der solche Macht den Menschen gegeben hat“ (Matth. 9, 8), als könnten's nun durch Ihn auch andere haben. Darum ist es auch bei uns oft so – leider in der neuesten Zeit immer seltener –, daß von Männern Gottes viel ausgeht auf Leute, die sie nur sehen. Es gibt Fälle, da Leute einen unauslöschlichen Eindruck davon bekommen, der selbst Anlaß zur Bekehrung wird. Auch bis auf einen gewissen Grad heilend können Worte und Blicke von Männern Gottes werden, wenn sie mit priesterlicher Barmherzigkeit angetan sich bezeigen. So kann in Kirchen und Gottesdiensten oft mancherlei Weh sich mindern, das Leute dahin mitbringen, namentlich wenn die Prediger auf Arme und Elende ihr Augenmerk zu richten verstehen. Auch sonst kann die bloße Erscheinung von Männern Gottes etwas Gewinnendes haben. Man erzählt vom seligen Prälat Bengel\*, dem edlen Gottesmann vor hundert Jahren, daß er einmal in Stuttgart auf der Straße zwei jüngere Damen in Ballkleidern heiter und lustig bis leichtfertig an sich vorüberrauschen und frech weghuschen sah, ohne ihn, der den Amtsrock trug, zu beachten, um auf den Tanzboden zu gehen. Er blieb stehen und blickte ihnen nach. Unwillkürlich sahen die beiden [sich] wieder um; und sein ernster und doch freundlicher und mitleidiger Blick drang so tief in ihr Inneres, daß sie ganz zerschmettert wurden, umkehrten und mit sittsamem Schweigen wieder nach Hause gingen. Wie sehr mag das bei den Aposteln einst gewesen sein! Wo sie einkehrten, brachten sie Frieden mit; und wo man sie wandeln sah, ging ein Friedensduft vor ihnen her. Diese stille Macht, durch den Heiligen Geist und dessen persönliche Inn[e]wohnung auch sonst in die Heiligen der ersten Zeit eingesenkt, mag besonders viel dazu beigetragen haben, daß so schnell das Evangelium in alle Welt [hin]auskam. O wenn das wiederkehren dürfte in unserer Zeit, da die Ehrerbietung auch vor den würdigsten Männern so tief herabgekommen ist! Daß es möglich ist, sieht man an dem, daß jetzt noch anerkannte Män-

\* [Johann Albrecht Bengel (1687-1752), evangelischer Theologe.]

ner Gottes, die sonst ebendeswegen auch hart und sehr hart geschmäht werden, einen Eindruck des Friedens auf viele machen, die, wenn sie sie durch die Straßen wandeln sehen, da man es erkennen kann, daß sie es auf Besuche von Kranken und Elenden absehen, stehenbleiben und ihnen nachblicken. In solchem ist unser Heiland vorangegangen, als Mensch Seine göttliche Hoheit vor sich hertragend, um den Seinen, wie damals Seinen Jüngern, es zu zeigen, wie's auch sie empfangen sollten, ohne dem Ursprung nach [der] zu sein, der Er war, und ohne es selbst sich bewußt zu werden.

„Dein Glaube hat dich gesund gemacht“, ruft Jesus dem Weibe noch nach. Ja, ihr Glaube, ob Er im Anfange davon wußte oder nicht wußte, hat ihr geholfen. Wieviel kann der Glaube ausrichten, auch wenn er sich am Geringsten zu halten weiß! „Gehe hin im Frieden und sei gesund von deiner Plage“, darf sie auch noch hören. Wie glücklich, wie fröhlich, wie selig kehrte diese Frau in ihre Wohnung zurück! Tief seufzend war sie ausgegangen; und siehe da, ihr Stübchen ist ihr jetzt ein Paradies, in welchem sie Lobgesänge bringt für ihren Gott und Herrn!

## § 77 Tochter Jairi

Dritter Abschnitt, Schluß

Kap. 9, 23-26

vgl. Mark. 5, 35-43 und Luk. 8, 49-56

Kaum war Jesus mit dem blutflüssigen Weibe fertig geworden, so kamen ernstere Nachrichten über die Tochter des Jairus. Sie sei gestorben, hieß es; aber Jesus läßt sich nicht abhalten, in des Jairus Haus zu gehen. Matthäus erzählt's ganz kurz, aber desto ausführlicher Markus, auch Lukas. Es genügt, nur Matthäus und Markus zusammenzustellen. Zunächst sagt Markus:

Mark. 5, 35: „Da Er noch also redete, kamen etliche vom Gesinde des Obersten der Schule und sprachen: Deine Tochter

ist gestorben, was mühest du weiter den Meister?“ – V. 36: „Jesus aber hörte bald die Rede, die da gesaget ward, und sprach zu dem Obersten der Schule: Fürchte dich nicht, glaube nur.“ – V. 37: „Und ließ niemand Ihm nachfolgen denn Petrum und Jakobum und Johannem, den Bruder Jakobi.“

Der Oberste lebte nicht in einer gläubigen Umgebung und mußte sich mit seinem Glauben allein durchreißen. Dies sieht man schon an denen von seinem Gesinde, welche die Todesbotschaft bringen und meinen, er solle den Meister nicht weiter bemühen. Da hat es der heidnische Hauptmann zu Kapernaum besser gehabt, dessen Boten mehr nach dem Sinne des Hauptmanns waren (s. § 53). Dort hatte der Herr vom Hauptmann gesagt: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht funden“ (Matth. 8, 10); und hier sehen wir, wie es im Hause des Obersten der Schule aussieht. Wie unart benahmen sich nachher die Leute im Hause gegen Jesum, wie wir sehen werden.

Jesus vernahm, was gesagt ward; und ehe der Oberste Zeit hatte, sich mutlos machen zu lassen, hatte er schon den Zuspruch vom Herrn, der zu ihm sagte: „Fürchte dich nicht“, d. h. laß dich nicht erschrecken und zaghaft machen; „glaube nur“. Wie süß klangen diese Worte in den Ohren des Vaters! Vielleicht hat das zwischenhinein vorgekommene Wunder an dem blutflüssigen Weibe dem Obersten zuliebe geschehen müssen, damit er fest im Glauben und auch das Größte zu glauben fähig würde, daß nämlich Jesus auch von den Toten aufwecken könne. Sein Glaube aber gehörte dazu. Wem der Glaube ausgeht, für den kann nichts geschehen, nämlich der Glaube, der daran festhält, daß der lebendige Gott bittender Kinder Vertrauen zu Ihm, wenn diese[s] auf Jesum, den Er gesandt hat, sich stützt, nicht beschämen werde.

Es tat sich aber jetzt nicht, daß das viele Volk, welches Jesum gedrängt hatte, Ihm nachfolgte bis in des Jairi Haus. Er mußte es von sich weisen; und man bekommt den Eindruck, daß das Volk Ihm auf Sein Wort schnell folgte. So viel Macht besaß Er über Hunderte. Auch die Jünger ließ Er nicht alle mitgehen, weil es ihrer zu viele waren. Nur Petrus und die beiden Brüder

Jakobus und Johannes sollten bei Ihm sein. Ganz ohne Begleitung von den Seinen wollte Er auch nicht sein. Wir sehen, wie besonnen und angemessen der Herr es auch nach außen zu machen wußte. – Lesen wir weiter:

Matth. 9, 23: „Und als Er in des Obersten Haus kam und sahe die Pfeifer und das Getümmel des Volks“, – V. 24: „sprach Er zu ihnen: Weichet! Denn das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft. Und sie verlachten Ihn.“

Markus 5, 38: „Und Er kam in das Haus des Obersten der Schule und sah das Getümmel und die da sehr weineten und heuleten.“ – V. 39: „Und Er ging hinein und sprach zu ihnen: Was tummelt und weinet ihr? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft. Und sie verlachten Ihn.“ – Lukas setzt hinzu: „wußten wohl, daß sie gestorben war.“

Jesus kam endlich zum Hause des Obersten. Da wurden bereits Vorbereitungen zum Begräbnis gemacht, wie man an den Pfeifern sieht, die da waren, und an den hergerufenen Klageweibern. Die Juden begruben gleich nach dem Hinscheiden ihre Toten. Sonst hatte der Sterbefall Teilnahme erweckt und Aufsehen gemacht. Weil es das Töchterlein eines Obersten war, dazu sein einiges Kind, lief alles zusammen. Alles weinte und klagte, wollte sich wohl auch damit dem Obersten gefällig machen. Davon aber sieht man nichts, daß es die Leute freudig bewegt hätte, Jesum zu sehen, als faßten sie Hoffnung, es werde noch nicht alles verloren sein. So finster sah es noch um die Schule herum aus, soviel auch Jesus in Kapernaum schon getan hatte. Wir brauchen uns daher nicht zu verwundern, daß nachher der Herr Stillschweigen über das Wunder gebot.

Im Hause selbst war es gar unruhig; und wer kam, mag auch ins Sterbezimmer eingegangen sein. Als daher Jesus ihnen ihr Tummeln und Weinen verbot mit den Worten: „Was tummelt und weinet ihr?“ und hinzusetzte: „Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft“, lachten sie Ihn geradezu aus. Natürlich, sie hatten die Tote gesehen, Jesus aber nicht. Davon aber lassen sie nichts vermerken, daß sie sagten: „O wärest du doch früher gekommen; das Mägdlein wäre nicht gestorben!“ Daß sie so

etwas nicht dachten, ist ein Beweis, daß sie noch nicht viel auf Ihn und Seine Wunder hielten, wenigstens noch keinen Eindruck von diesen bekommen hatten. So langsam kam Israel dazu, die gnädige Heimsuchung Gottes zu erkennen. Ist's doch, als ob sie's Ihm übelgenommen hätten, daß Er's besser wissen wolle, wie es stehe, als sie, ehe Er etwas gesehen hatte. „Er wird's schon sehen“, werden sie Ihm spöttisch nachgerufen haben. Freilich mußte hintennach nur um so mehr alles Volk sich entsetzen, weil es ihm ganz unmöglich gewesen war, zu denken, daß das Kind nur schlafe; denn „sie wußten wohl“, sagt ja Lukas, „daß sie gestorben war“.

Aber wie kommt es, daß der Herr sagt: „Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft?“ Denn es ging doch aus dem Benehmen aller hervor, daß von einem Schlafen keine Rede sein konnte. Etliche Ausleger sagen, der Herr habe das Kind nur schlafend genommen, weil Er's wieder aufwecken wollte, wie man jemanden aus dem Schlaf aufweckt. Deswegen sei aber doch das Kind nicht schlafend, sondern wirklich tot gewesen. Ungeschickt ist, sich das Kind nur scheinot zu denken, was der Herr im Geiste gesehen hätte. Aber warum sagt Er's dann vorher, und nicht erst, nachdem Er das Kind gesehen hatte? Wie konnte Er mit einem wunderbaren Wissen vor dem ungeschlachten Volke Eindruck machen wollen? Man kann's aber gar gut anders nehmen und erklären. Wenn jemand stirbt, ist's nicht immer so – und man hat fast Zeichen dafür in langsam nachfolgenden Veränderungen mit den Augen, mit dem Mund, mit dem Gesicht überhaupt –, daß die Seele sogleich ganz aus dem Leibe weicht. Sie hat sich zwar gelöst vom Leibe, ist aber doch noch innewohnend, nur außerstande, des Leibes sich wieder zu bemächtigen. Deswegen ist es aber auch nicht ein Scheintod zu nennen. Scheintote sind langsam hinsterbende Menschen, wie es bei dem Mägdlein der Fall war, sicher nie. Beim Scheintode werden die Menschen schnell bewegungslos und leblos, ohne daß man sie sozusagen in den Tod hinabsinken sieht. Die Seele ist da nicht gelöst vom Leibe, kann diesem nur eine Zeitlang keine Bewegung geben. Scheintote machen auch nicht denselben Ein-

druck wie wirklich Tote; und an sicheren Kennzeichen fehlt es auch nicht. Aber abgesehen von diesem mag es wohl meist einige Zeit erfordern, bis die Seele eigentlich den Leib verläßt, obwohl sie diesen nicht mehr besitzt. Für den Heiland nun ist das nur ein Schlaf. Das Auferwecken erforderte da auch nicht soviel für Ihn, als wenn Er den Lazarus aus dem Grabe oder nur auch den Jüngling zu Nain erweckte, obwohl sonst niemand und nichts das Leben wieder herbeizuführen imstande war. Uns erscheint es daher als eine wirkliche Totenerweckung, besonders da mit ihr auch Gesundheit gegeben wurde. Der Herr aber drückt sich so aus, weil Er das Wunder minder groß vor dem Volke sein lassen wollte, als es war. Man sieht auch daraus, wie wenig Er der Mann war, der Seine Wunder zur Schau tragen und durch sie nur äußerliches Aufsehen machen wollte, wenn Er sogar darauf aus ist, sie eher in der Stille bleiben als laut werden zu lassen, damit sie nicht in unrechter Weise wirkten. Trost und Hilfe gebracht zu haben genügt Ihm. – Lesen wir den Schluß der Geschichte.

Matth. 9, 25: „Als aber das Volk ausgetrieben war, ging Er hinein und ergriff sie bei der Hand. Da stund das Mägdlein auf.“ – V. 26: „Und das Gerücht erscholl in dasselbige ganze Land.“

Mark. 5, 40: „Und Er trieb sie alle aus und nahm mit sich den Vater des Kindes und die Mutter und die bei Ihm waren, und ging hinein, da das Kind lag.“ – V. 41: „Und Er griff das Kind bei der Hand und sprach zu ihr: Thalitha kumi! Das ist verdolmetschet: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf!“ – V. 42: „Und alsbald stund das Mägdlein auf und wandelte. Es war aber zwölf Jahre alt. Und sie“ (nach Lukas: „ihre Eltern“) „entsatzten sich über die Maße.“ – V. 43: „Und Er verbot ihnen hart, daß es niemand wissen sollte, und sagte, sie sollten ihr zu essen geben.“ – Lukas: „Er aber gebot ihnen, daß sie niemand sagten, was geschehen war.“

Der Herr hatte bald das Haus von den Eindringlingen befreit. Die Eltern des Kindes aber sollten mit Ihm zum Totenbette wie die obengenannten Jünger. Wie mögen sich doch die

Eltern an Ihn gehängt haben, da Er eine so zuversichtliche Miene zeigte! Wunderbar, wie Er das Kind vor Augen ganz als ein schlafendes behandelt, um das Wunder nicht so groß erscheinen zu lassen, wie es war, weil das nach anderer Seite hin jetzt nicht gut war. Aber nur um so größer steht Er, der Herr über Leben und Tod, da! Er nimmt sie bei der Hand, ruft ihr, heißt sie aufstehen; und ohne Verzug war's geschehen, daß das Kind, wie aus einem Schlaf erwachend, aufsteht und umhergeht. Ihr Geist war wieder zu ihr gekommen, wie Lukas sich ausdrückt. Ihre Seele hatte sich also durch höhere Kraft, die von Jesu ausging, des bereits verlassenen Leibes wieder bemächtigt. Das Große dabei war auch das, daß mit dem Tod auch die Krankheit gewichen war; und dies gleich erkennen zu lassen, hieß der Herr ihr etwas zu essen geben. Was wollen wir weiter von einem Heiland? Krankheit und Tod sind Ihm wie nichts; Er steht hoch erhaben über beiden. So wird Er einmal alle Übel, auch den Tod, aufheben. Am längsten bleibt sonst freilich der Tod auf dem Platze, welcher der letzte Feind genannt wird (1. Kor. 15, 26), der aufgehoben werden wird. Was erfordert's aber noch, bis das kommen wird? Doch getrost; der Sieger, der alles herrlich [...] ausführen wird, ist da und hat's im kleinen schon an dem Töchterlein Jairi bewiesen.

Der Herr aber befiehlt den erstaunten Eltern, es doch niemand wissen zu lassen, was geschehen war. Sie sollten, will das sagen, nicht so viel vor den Leuten daraus machen, sollten's mehr für sich in der Stille behalten, daß es eine wirkliche Totenerweckung gewesen sei, sollten lieber die Leute jetzt [in] dem Glauben lassen, daß das Kind mehr nur geschlafen habe und von Ihm als ein schlafendes aufgeweckt und gesund gemacht worden sei. Die Leute waren's auch nicht wert, von der erschienenen Herrlichkeit Gottes in Jesu mehr zu vernehmen. Wie traurig aber, daß der Herr um der Verstocktheit der Menschen willen Seine Herrlichkeit mehr nur im verborgenen kann offenbar werden lassen! Dennoch, wie Matthäus erzählt, konnte es nicht verschwiegen bleiben. Das ganze umliegende Land wurde voll davon. Wenn's noch einmal angeht, wie wir

hoffen dürfen, wird alles vor aller Welt geschehen müssen, weil's die Probe wird für einen Glauben, der durchbrechen soll zum ewigen Leben, und zwar bei vielen.

## § 78 Zwei Blinde

Kap. 9, 27-31

Wir kommen an die Heilung von zwei Blinden, welche Matthäus uns allein erzählt. Wir lesen:

V. 27: „Und da Jesus von dannen fürbaß ging, folgten Ihm zween Blinde nach, die schrien und sprachen: Ach, du Sohn Davids, erbarme dich unser!“ – V. 28: „Und da Er heimkam, traten die Blinden zu Ihm. Und Jesus sprach zu ihnen: Glaubt ihr, daß ich euch solches tun kann? Da sprachen sie zu Ihm: Herr, ja!“

Als der Herr Jairi Haus verließ und weiterging, machten sich gleich zwei Blinde gegen Ihn her, begreiflich von Führern geleitet. Sie folgten Ihm nach, laut rufend, daß Er sich ihrer doch erbarmen möchte. Wir sehen, daß Er ihnen nicht gleich die Bitte gewährte, weil's Ihm auf dem Wege zu öffentlich war. Denn überall, wo Er ging, machten sich gleich ganze Haufen um Ihn her. Er mag die Blinden beschwichtigt haben, sie sollten sich gedulden, bis Er im Hause wäre. Merkwürdig ist immer die Anrede solcher Leute: „Jesu, du Sohn Davids.“ D[ie]selbe zeigt an, wie es still und unvermerkt unter dem Volke [her]auskam, daß Jesus der Messias sein müsse. Je gewisser alles davon überzeugt wurde, desto stiller waren sie darüber, daß sie's kaum über den Mund brachten, weil es ihnen zu heilig und wichtig war, auch mit geheimer Angst sie erfüllte. Aber bei einzelnen, die eben darauf ihre Hoffnung für sich setzten, daß ihnen werde geholfen werden, drängt sich's unwillkürlich heraus, daß sie Ihn den Sohn Davids nennen, was offenbar auf den verheißenen Davidsson, den Messias, deutete. Wie konnten Blinde auch Hoffnung für sich fassen, wenn sie in Jesu sich nicht das

Höchste dachten? Wer soll denn sonst Blinden die Augen auftun, vollends gar, ohne etwas Weiteres dabei zu tun, als daß Er's mit einem Worte fertigbrachte, das an das Schöpfungswort Gottes: „Es werde!“ (1. Mose 1, 3) erinnern mußte? Überlegen wir das, wie konnte stärker die Gemeinschaft Jesu mit Gott hervortreten, als wenn geradezu durch Seinen Mund das Schöpfungswort Gottes mit dem entsprechenden Erfolg immer wieder in den Ohren der Leute widertönte!

Als Jesus in das Haus kam, da Er gewöhnlich Seinen Abstand hatte zu Kapernaum, folgten Ihm die Blinden dahin auf dem Fuße nach. Jesus fragt sie: „Glaubt ihr, daß ich imstande bin, euch solches zu tun?“ Damit will Er es ihnen zum Bewußtsein bringen, daß Er nicht in mechanischer Weise heile, sondern die Person der Bittenden dabei haben müsse in ihrer Gesinnung und ihrem Glauben. Damit bekamen Seine Wunder erst eine Würde. Jene Blinde nun sagten frischweg: „Herr, ja!“, legten damit auch ein Bekenntnis ab, wieviel sie auf Ihn hielten und wofür sie Ihn im stillen erkannten. Man muß sich verwundern, wie schnell und mit welcher Stärke es gleich von vielen im Volke ergriffen und glaubensmutig festgehalten wurde, wer Jesus wäre und daß sie alles durch Ihn erlangen könnten. Es ist das ein Beweis, wie alles im Menschen, wenn dieser einmal erwacht, von einer Sehnsucht und einem Bedürfnis durchdrungen ist, seinen Gott mit persönlicher Bezeugung zu haben oder Gott als den zu haben, der sich für ihn hingebende, auch wie arm der Mensch sich fühlt, wenn er in solcher Weise Gott zu haben sich nicht denken kann. Der Mensch kommt auch, wenn er sich's denkt, zu einem Selbstbewußtsein, daß er in der Schöpfung nicht wie ein unvernünftiges Tier herumtappen solle, sondern, als verwandt mit Gott und Gott erkennend, seiner Anlage nach etwas Höheres sei als [das,] wofür alle Menschen sich selbst achten, wenn sie Bedenken haben, Gott gleichsam persönlich für sich zu ergreifen. Man macht auch die Erfahrung, daß die, welche Wunder Gottes an sich hartnäckig für eine Unmöglichkeit halten, die niedrigsten Begriffe vom Menschen haben. – Es heißt nun weiter:

V. 29: „Da rührete Er ihre Augen an und sprach: Euch geschehe nach eurem Glauben.“ – V. 30: „Und ihre Augen wurden geöffnet.“

Weil Jesus die Blinden so nahe vor sich hat, kann's diesen nur wohl tun, wenn Er sie einer Berührung würdigt. Deswegen rührt Er ihre Augen an, obwohl zur Heilung das nicht gerade nötig war. Der Heiland will mit dem Heilen auch liebhaben; und wie mögen das die Blinden gefühlt haben! Daneben sagt Er: „Euch geschehe nach eurem Glauben“, worin zugleich liegt, daß es nicht geschehen würde, wenn sie nicht glaubten oder wenn es ihnen mit ihrem Glauben nicht recht ernst wäre, wenn sie eben nur glaubten, weil Er anderen schon geholfen hatte, ohne daß in ihrem Inneren etwas zu wirklichem Glauben erwacht wäre. Wie viele unter uns beten und erwarten von ihrem Beten viel; aber mit dem Glauben ist's nur gar zu häufig das nicht, was es sein sollte. Es ist so viel davon bloß nach angenommenem Systemglauben, ohne rechte Empfindung dessen, was sie glauben. So kommt es, daß sie bei uns oft auch zuviel glauben, weil sie gar nicht recht wissen, was sie glauben und wie groß das ist, was sie durch den Glauben erlangen wollen. Bis jetzt steht es auch nicht so, daß man alles durch den Glauben nur so schnell erlangen zu können hoffen darf. Dennoch werden viele unwillig, daß ihnen nicht geschieht nach ihrem Glauben, wie sie sagen, [wo]bei sie aber nur erwägen sollten, daß einerseits ihr Glauben nicht so ganz aus rechtem Gemüt kommt und andererseits wir in unserer Zeit nicht auf den Glauben pochen dürfen, um alles erlangen zu können. Wie viele Blinde glaubten schon und recht; aber zum Gesicht kommen sie darum nicht. Dazu bedarf's einer neuen Zeit, in welcher der volle Heiland vermittelt des Heiligen Geistes, als wäre es persönlich, wieder vor uns steht. Da mag's denn geschehen, daß auch Blinde wieder zum Gesicht kommen.

Wenn es heißt: „Ihre Augen wurden geöffnet“, so darf man wohl auch darüber denken, daß es bei Jesu nie in Frage kam, auf welche Weise Blinde blind waren. Die Blindheit mochte sein, wie sie wollte, so half der Heiland, wie wir lesen (Joh. 9), daß Er auch Blindgeborene, welche in reiferen Jahren zu heilen

unmöglich scheinen konnte, sehend machte. Kam ein Blinder, so wurde nie untersucht, ob's ein Fall für Jesum wäre oder nicht; und die Blinden waren kindlich genug zu glauben, mochte es sein, wie es wollte. Ohne im geringsten danach zu fragen, half der Heiland. Wie oft konnten's da abgestandene oder ausgelaufene Augen gewesen sein; und wenn der Heiland Sein Schöpfungswort aussprach: „Sei sehend“, so war der Blinde sehend. Gar nicht auszudenken ist die Herrlichkeit der göttlichen Kraft, die in Jesu war, der auch leer gewordene Augen durch Sein Wort so gut wieder ausfüllen konnte, [wie] Wasser in Wein verwandeln und mit wenigen Broten Tausende sättigen. – Der Schluß der Geschichte lautet:

V. 30: „Und Jesus bedräuete sie und sprach: Sehet zu, daß es niemand erfahre.“ – V. 31: „Aber sie gingen aus und machten Ihn rüchtbar im selbigen ganzen Lande.“

Jesu bedräuete nun wieder die Blinden, sie sollten keinen Lärm machen mit dem Wunder, das sie erfuhren. Er sagt's sehr scharf zu ihnen, was in dem Wort bedräuen, soviel wie anfahren, liegt. Es war das gleichsam „ein unmutiges Verbieten, welches sich aus der Besorgnis der Erfolglosigkeit erklärt“, wie sich ein Ausleger ausdrückt. Der Heiland will die unrechten Messias Hoffnungen nicht steigern, wobei die Leute mehr auf das Äußere sahen als auf das Innere, das neu belebt werden sollte. Je unrechter die Hoffnungen waren, die man sich von einem Messias machte, desto mehr Lärm verursachte ihre scheinbare Verwirklichung. Daher [kam es], daß falsche Messiasse es so schnell zu großen Aufläufen brachten. Wer auf ein großes Aufsehen es abhebt, hat nie das Rechte. Wie dürfte man sich das teilweise in unserer Zeit merken! Darum sagt die Weissagung ausdrücklich vom kommenden Knecht des Herrn (Jes. 42, 2): „Er wird nicht schreien noch rufen; und Seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen.“ Wenn stattdessen die Menschen innerlich recht angefaßt werden, so geht alles in guter Stille und Ruhe zu, und ist's nicht zu fürchten. Damals war das Volk schon gar nicht geistlich genug erhoben, um Jesum recht zu erkennen; und hinter ihm standen ohnehin die Feinde, welche stille



Messiashoffnungen schon hingehen ließen, aber ein lärmendes Lautwerden nur mit Ärger und Zorn und großer Besorgnis aufnahmen.

Wenn der Herr sagt, es solle niemand erfahren, so ist damit gemeint, niemand, der einen üblen Gebrauch davon machen könnte. Die Blindgewesenen sollen's mehr für sich und ihre Familien haben als unter den Leuten viel Gerede darüber veranlassen. Blieben sie in angemessener Stille, so machten auch die Leute, welche sie jetzt plötzlich sehend sahen, aus diesem nicht so viel. Die stumpfen Menschen können die größten Dinge an sich vorbeigehen lassen, ohne darüber auch nur zu denken, wenn man nicht durch viel Gerede sie aufmerksam macht. Aber freilich, die Blindgewesenen können den Mund nicht halten. Sie verredeten den Herrn im Lande herum; und der Heiland hat's dann haben müssen, wie es wurde. Wie kann man doch dem Heiland auch in guter Meinung viel verderben!

## § 79 Stumm und besessen

Kap. 9, 32-34

Wie sehr sich beim Herrn ein Wunder an das andere reiht! Aber so war's in der Zeit Jesu, daß alles von Jammer und Elend erfüllt war. Doch, möchte ich sagen, war's kaum so arg, wie es in unserer Zeit ist. Viele wollen nur die Augen nicht auftun und sehen alles um sich her, besonders wenn's an Eitelkeit und hochfahrendes Wesen streift, nur nicht das Elend. Doch lesen wir, was Matthäus erzählt, und diesmal wieder nur er.

V. 32: „Da nun diese waren hinauskommen, siehe, da brachten sie zu Ihm einen Menschen, der war stumm und besessen.“ – V. 33: „Und da der Teufel war ausgetrieben, redete der Stumme.“

Einen Menschen hiernach, der stumm und besessen war, brachten sie herein, als eben die Blindgewesenen hinausgegangen waren. Man muß es schon gesehen haben, was es für Umstände

erfordert, bis man einen solchen Menschen nur hereingeschleppt hat, und wieviel Angst, Sorge und Anstrengung nötig ist, bis es die Begleiter endlich zuwege bringen, besonders wenn auf seiten der Unglücklichen lauter Widerwilligkeit und Störrigkeit vorhanden ist. In jenem Fall war's um so peinlicher, weil der Mensch zugleich stumm war und so auch wahrscheinlich auf nichts etwas gab, was man von und mit ihm wollte. Durch das ganze Benehmen des Menschen war seine Besessenheit erkenntlich; sonst wäre nicht das Erstaunen des Volks hintennach so groß gewesen und hätten die Pharisäer nicht wohl ihr böses Wort angebracht. Jesus aber mußte es annehmen, wie es kommt; und mochte es noch so lästig und um Übelwollender willen verdrießlich sein, so mußte Er sich hergeben für die Unglücklichen, und Er tat's gewiß mit viel Mitleiden und Sanftmut. Hier war es so, daß das finstere Wesen den Menschen, in dem es war, stumm machte, indem es seine Stimmorgane einnahm. Es mag das auf einen besonders bösen und trotzigem Charakter des Dämons hinweisen, der auch in Mienen und Gebärden, in heimtückischen Bewegungen, auch in Anfällen von Tobsucht bei dem Menschen sich mag zu erkennen gegeben haben, wie es bei dieser Art von Besessenen gewöhnlich ist, daß sie keinerlei Berührung ertragen können, ohne aufzufahren oder um sich zu stoßen. Wie doch die Finsternis den armen Menschen zu plagen und zu verderben weiß!

Über die Heilung des Besessenen wird nichts Besonderes berichtet. Es heißt nur, daß Jesus den Dämon ausgetrieben habe, was, wie wir wissen, immer mit einem einfachen Befehlswort geschah. Gewiß war diese Heilung schwieriger als bei manchen anderen, weil der Dämon sich mehr gleichsam in ein Versteck gemacht hatte, wodurch der Mensch stumm wurde, [als daß er] offen und persönlich vortrat. Sein Ausfahren muß aber sehr bemerklich gewesen sein, weil der Mensch im Augenblick ganz verändert und recht war. Namentlich war ihm seine Sprache wiedergegeben. Fröhlich, liebevoll, heiter, auch zutraulich, wie man sich denken kann, wurden seine Mienen, Gebärden und Worte. Wie viele hat doch da der Herr mit einem Male glück-

lich gemacht, nach argem, hartem Weh, das sie mit dem Menschen gehabt hatten! Aber wenn auch freudige Teilnahme von seiten vieler sich zu erkennen gab, so hat doch der Neid auch seine Rolle spielen müssen. Wir lesen weiter:

V. 33: „Und das Volk verwunderte sich und sprach: Solches ist noch nie in Israel ersehen worden.“ – V. 34: „Aber die Pharisäer sprachen: Er treibt die Teufel aus durch der Teufel Obersten.“

Das Volk, d. h. die Volkshaufen, die da waren, oder die Leute, die in großer Anzahl versammelt waren, weil es mit dem Besessenen gar einen Auftritt gegeben hat, verwunderten sich; und den Eindruck, den sie bekamen, drückten sie mit den Worten aus, daß man so etwas noch nie in Israel gesehen habe. Die Neuheit der Heilung frappte sie ungemein; und man sieht daraus, daß sie nicht im geringsten an das erinnert wurden, was sie sonst von Teufelsaustreibungen durch Gaukler wahrgenommen oder erfahren hatten. Die Verwunderung war der Anfang einer inneren Herzensbewegung, die ihre Richtung nach oben hatte, ein Anfang, der bei vielen auch bald wieder sich verwischte, weil er doch nicht tief genug ging. Bloße Verwunderung, wenn sie nicht gleich zur Anbetung des Herrn, des Gottes Israels, der sich wunderbar herabgelassen hat, führt, macht's nie aus, wenn von der Wirkung eines Wunders die Rede sein soll. Verwunderung ist noch lange keine Bekehrung. Man fühlt bei ihr noch nicht die Nähe Gottes; und so verflüchtigt sie sich leicht in ein Nichts. Hier namentlich konnte sie durch die böse Rede der Pharisäer eine falsche Richtung bekommen. Verwundern kann man sich ja über Göttliches und kann man auch über Teufliches.

Die Pharisäer nämlich, so fromm sie waren, gingen mit ihren Gedanken nicht nach oben, sondern nach unten. Sie sagen: „Er treibt die Teufel aus durch der Teufel Obersten.“ Was sie damit meinen, ist, daß sie Jesum als einen Zauberer nehmen, der mit teuflischen Zauberkräften auf die Dämonen zum Ausfahren wirke. Unter den Juden gab es solche Teufelsbanner; und diese waren selbst bei den Heiden berühmt (siehe Apg. 13, 6;

19, 13), weil sie mit dem mächtigen Namen des Gottes Israels, dessen sie sich gegen das zweite Gebot mißbräuchlich bedienten, ihre Gaukeleien auf eine scheinbar wirksame Weise trieben. Sonst hatten es die Juden wohl in Erinnerung, daß Zauberer in Israel nicht sein sollten (vgl. 4. Mos. 23, 23); und deswegen waren jene Teufelsbeschwörer keineswegs in Ehren. Doch drückte man die Augen zu vor ihrem Treiben; und die Leute, wie sie es bei uns mit Männern und Weibern machen, welche ein unheimliches Spiel mit verbotenen Künsten treiben, wandten sich ohne Scheu an sie, sich, auch wie bei uns, mit den Worten entschuldigend: „Was tut man nicht, wenn man in der Not ist?“ Da muß alles helfen. Selbst wenn man weiß, daß Kräfte der Finsternis in Anwendung kommen, die doch nichts Gutes bringen können; und auch in den Zeiten Jesu, da sie noch bestimmtere Begriffe von einem Teufel hatten als in unserer Zeit, ließen sich die Leute darauf ein, als ob's nichts zu besagen hätte (Matth. 12, 27). Die Toren! Wie sie's gebüßt haben, wissen wir freilich nicht. Aber sie haben's büßen müssen und büßen's vielleicht noch. Für Jesum war diese Art Wunder, nämlich die Heilung der Besessenen – für die Er sich freilich ohne Bedenken hergab, sogar mit besonderem Ernst, weil sich's dabei zugleich um die Besiegung der Kräfte der Finsternis handelte – vor der Welt die mißlichste; denn eine Vergleichung Seiner Person mit jenen Gauklern war bei dem Volke, namentlich den Unverständigen, nicht zu vermeiden. Der Herr Jesus mußte auch durch diese Schmach gehen und verlangte das auch von Seinen Jüngern. Auch bei uns sehen viele, namentlich unter den Frommen, schief darauf hin, wenn man veranlaßt ist, helfende Teilnahme gegen solche Unglückliche durch Gebet und Glauben an Jesum zu versuchen; und gelingt etwas, so ist's mitunter noch schlimmer. Ja selbst Geheimkünste wollen manche denen, die etwas erfahren, unterschieben, gerade wie's die Pharisäer machten. Die Zeiten Jesu müssen sich halt nach allen Seiten repetieren.

Weil es bei Jesu mit der Austreibung der Dämonen so leicht und schnell ging, so sagten die Pharisäer, statt ebendadurch sich eines anderen zu überzeugen, Er treibe die Teufel

durch der Teufel Obersten aus, als ob Er mit dem Obersten der Dämonen, dem eigentlichen Teufel und Widersacher der Menschen, in einer geheimen Verbindung stehe und diesem sich gleichsam verschrieben habe. Seltsam, daß es in der Versuchungsgeschichte der Teufel wirklich versuchte, Jesum dranzukriegen, der ihm aber flugs gebot: „Hebe dich weg von mir, Satan!“ (Matth. 4, 10). Man denke sich aber, wie boshaft diese Beschuldigung war, da ja vor Augen der Herr mit nichts sich rechtfertigen konnte. Nur Seine sonstige Art konnte bei Redlichen die Pharisäer Lügen strafen. Der unverständige Pöbel aber sah den Talar der frommen Pharisäer an und machte, wie wir sagen, vor Jesu das Kreuz. Wir werden später wieder davon hören. Gott aber sei Dank, daß durch Jesum wider die Kräfte der Finsternis Macht gegeben war und ist oder wieder werden wird!

## § 80 Die große Ernte

Kap. 9, 35-38

Matthäus gibt wieder ein allgemeines Bild von Jesu Wirken, indem er fortfährt zu erzählen:

V. 35: „Und Jesus ging umher in alle Städte und Märkte und lehrete in ihren Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte allerlei Seuche und allerlei Krankheit im Volk.“

Der Herr sieht es als Seinen Beruf an, das Neue, das Er brachte, soviel als möglich in eigener Person dem Volke Israel zu verkündigen; und nur notgedrungen schickte Er bald statt Seiner die Apostel aus, wie im nächsten Kapitel erzählt wird, weil Er sah, daß Eile not tat (Matth. 10, 23). Er scheute also keine Mühe, überall das Volk aufzusuchen und sich ihm als ihren Heiland vorzustellen, „ging umher in alle Städte und Märkte und lehrete in ihren Schulen“. Er unterscheidet sich dadurch von seinem Vorgänger, Johannes, zu dem alles in die Wüste gehen mußte, d. h. in Gegenden, da keine Landkultur und

keine eigentlichen Ortschaften waren, weil er an bestimmten Orten, namentlich am Jordan, des Wassers wegen sich aufhielt. Wer ihn hören wollte, mußte von dem aufkommenden Gerüchte, es sei ein Prophet da, sich antreiben lassen und die Anstrengung der Reise auf sich nehmen. Es stimmte das besser mit dem Beruf überein, den Johannes hatte, die Leute zur Buße zu ermuntern. Leute, die man aufsucht an ihren Örtern und Häusern, sind schwer zur Buße zu bringen, weil sie keine Anstrengung und keine Verleugnung dabei haben. Mühselige und Beladene sind die, die selber kommen und ihre Last gerne los wären. Gegen Besuchende, die ernstlich ans Gewissen reden wollen, konnte jedermann allerlei Bedenken haben und äußern. Jesus aber bringt jetzt Heil, gibt etwas mit Seinem Friedensgruß, wie später auch die Jünger (Matth. 10, 13). Er will's den Leuten gleichsam ins Haus bringen, damit gleich ganze Familien davon angeweht werden möchten, auch ganze Flecken und Dörfer und Städte. So ist Er beständig unterwegs, kommt in alle Städte und Märkte und tritt besonders in den Schulen und Versammlungshäusern der Israeliten auf. Hier hatte Er die Mehrzahl der Ortsbewohner beieinander; und das Gehörte und Gesehene konnte auch unter den Leuten durch gegenseitiges Besprechen tiefer eingesenkt werden.

Wie gewöhnlich, war's ein Doppeltes, das Jesus tat: Er predigte und heilte. Was Er mit Worten von der neuangebrochenen Freundlichkeit Gottes vortrug, sollte Sein Heilen mit der Tat beweisen. Was Er predigte, war „das Evangelium von dem Reich“, die frohe Botschaft, daß jetzt die Herrschaft Satans und der Finsternis aufhöre und die Herrlichkeit Gottes unter einem Reich, in welchem nur Er waltet, anfangen soll. Zu diesem Reich lädt Er ein; und dasselbe wächst in dem Grade, als sich Menschen darein aufnehmen lassen durch den Glauben. Diesen Glauben will Jesus überall hervorlocken. Wie langsam ging's freilich damit vorwärts! Durch wie viele Anfechtungen hindurch muß sich das Reich Gottes seinen Bestand sichern! Noch nicht ist das Ziel erreicht, auch in der Christenheit [nicht], da die Finsternis in neuer Weise sich Eingang verschafft und von Gott

abgezogen hat, so daß noch alles sehr im Argen, im Schoße der Finsternis sitzt. Aber die Zeit wird wiederkommen, da doch der Herr vom Himmel her aufs neue, wenn auch unsichtbar, sich fühlbarer einstellt, als es im Laufe der Zeit geworden ist, in Gotteshäusern, in Städten und Dörfern, in Häusern und Familien durch Wirkungen des Heiligen Geistes vermittelt Seines Wortes, wie wir sie wieder in erhöhtem Grade erwarten dürfen. Die Heilungen, welche zeigen sollten, wie man's im Reich Gottes haben werde, da der ganze Mensch nach Leib und Seele vom Joch und Druck der Finsternis frei werden soll, betrafen „allerlei Seuche und allerlei Krankheit im Volk“. Mit den Heilungen stellte sich der Herr auch als den dar, der Anfang mache mit dem Reiche Gottes. Ohne sie wäre alles, was Jesus sagte, mehr nur eine langweilige Predigt gewesen. Von einer rechten Predigt muß der Mensch gleich etwas haben, wie er's bedarf; und wenn sein Leib in der Qual und Pein bleibt, wie kann die Seele auch durch die herrlichsten Worte genugsam aufgerichtet werden! Das bedenkt man in unserer Zeit nicht genug, wenn man gar so wenig Zug und Sinn dafür hat, Jesum auch um Erneuerung Seiner Heilkräfte durch das Wort und den Heiligen Geist zu bitten. – Lesen wir weiter:

V. 36: „Und da Er das Volk sahe, jammerte Ihn desselbigen; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“

Die Zeit Jesu war eine verhältnismäßig gute Zeit. Es war in Israel allenthalben Ruhe und Frieden; und wenigstens größere politische Erregungen fanden keine statt, wenn auch viel Unzufriedenheit herrschte und die Römer sehr wachsam sein mußten. Auch die Gottesdienste im Tempel und in den Synagogen waren in gutem Gang und ordentlichem Geleise. Lehrer und Schriftgelehrte waren in Menge da und ließen sich in feineren Kreisen hören; und die Pharisäer, die sich als die Frommen des Landes bezeigten, konnten ihre ernste Haltung durchführen unter einer gewissen Hochachtung, die sie bei allem Volk genossen. Rührend ist es, daß an diese auch Arme und Witwen sich wandten, von ihren frommen Gebeten sich viel versprechend, wenn sie ihnen

auch Geld geben würden (Matth. 23, 14), wobei sie freilich vom Regen in die Traufe kamen. Aber ein Beweis war auch das, wie vor Augen alles gut gestellt war. Dennoch, so geordnet und ruhig es überall zu gehen schien, soviel man Tempel und Schulen besuchte, ging überall das Volk leer aus. Das Reden und Beten und Fasten der Pharisäer und Schriftgelehrten, so sehr sich auch das Volk davor verneigte, ließ die Herzen kalt. Geben konnten auch die Besten dem Volke so gut wie nichts. Das Frommsein war mehr nur ein Schautragen dessen, was einzelne für sich zu sein meinten; aber niemand hatte etwas davon, wie es auch denen, die etwas zu sein meinten, nicht sonderlich darum zu tun war, daß andere durch sie aufgerichtet und aus ihrem Schlamm herausgezogen würden. Wie leicht hat sich's, daß man sich hoch wähnt, aber das andere gemächlich in der Tiefe steckenläßt! So war es in Israel, wie wenn die Leute keine Hirten gehabt hätten, soviel sie auch Hirten hatten. Die etwas bedurften, fanden's nicht, liefen umher, zerstreuten sich, ob sie's wo finden könnten. So war auch das Herzlaufen zu Jesu, zum Teil im elendsten Zustande, ein Beweis, wie hungrig und verschmachtet sie waren, wieviel ihnen abging und wie sehr sie sich nach Erquickung, nach Hilfe, nach Ruhe sehnten. Es war ihnen nirgends etwas geboten worden. Jetzt hatten sie ein Licht in Jesu gesehen; und dem gingen sie nach. Zu Tausenden kommen sie daher von allen Seiten, beschwert von Jammer und Leid nach Leib und Seele. Sie machten alle den Eindruck von einer Verwahrlosung, der sie anheimgegeben waren. Wer sollte freilich etwas geben, der es nicht selbst schon von Jesu empfangen hatte?

Wir lesen nun, daß es Jesum jammerte, wenn Er so verkommen, so verlassen, so verlangend Tausende und Abertausende daherwanken sah. Es überkommt Ihn selbst ein Jammergefühl; und Er möchte nur gleich geholfen wissen. Aber wie mag Er sich selbst trostlos gefühlt haben, als wäre Er jener einer, weil Er für den Augenblick nicht durchschlagend und umfangreich genug retten und helfen konnte! O wie mag's Ihn in unserer Zeit der Leute jammern, wenn Er von oben herab auf sie sieht! Gehen sie doch abermals dahin wie Schafe, die keinen

Hirten haben, so viele Hirten [auch] da sind. Denn am Durchschlagen dessen, was die Hirten zu geben wissen, fehlt's; und bei wie vielen fehlt es gar! Wenn's aber den Heiland jammert, so dürfen wir auch auf Hilfe hoffen. Herrlich entfaltetete sich's nach Seinem Tode; und ist's wieder heruntergekommen, so wird Sein Erbarmen zuletzt schon zu helfen wissen, namentlich Arbeiter geben, die es durch Ihn vermögen. Hören wir Ihn weiter reden:

V. 37: „Da sprach Er zu Seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter.“ – V. 38: „Darum bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende.“

Groß ist die Ernte, weil allerwärts das Verlangen erwacht ist, daß man mit Leichtigkeit ernten, Seelen gewinnen könnte für das Himmelreich; denn hierfür war im verborgenen von Gott vorgearbeitet worden. Aber Arbeiter braucht's dazu. Deren sind's wenige bis jetzt. Eigentlich ist's Jesus allein so, wie man's braucht, doch in etwas auch Seine Jünger, wenn Er sie aussandte, wie wir später hören werden. Aber viele Arbeiter braucht's. Was machen? Der Herr fordert Seine Jünger auf, den Herrn der Ernte zu bitten, daß Er doch Arbeiter in Seine Ernte sende. Damit will Er sagen, daß sie sich's doch sollten recht zu Herzen gehen lassen, wie viele Helfershelfer es brauche, damit die Verlangenden befriedigt werden könnten. Ein bloßes mechanisches Beten macht's nicht aus. Aber bewegt etwas die Herzen, und so, daß diese fühlen, wie nur von oben die Hilfe kommen könne, dann hat der Mensch bald eine warme und herzliche Bitte zu Gott im Munde. Erhörlich bitten kann niemand, der nicht mit bewegtem Herzen es tut. Wenigstens gilt vor Gott keine Bitte, wenn nicht das ganze Herz dabei ist. Der Heiland will also die Herzen Seiner Jünger so weich machen, wie das Seinige ist beim Blick auf die verschmachteteten Schafe. Er aber wird auch gebetet und eben daran auch Seine Bitte um den Heiligen Geist für Seine Jünger angeknüpft haben. Wie ernstlich mag Er nicht gerade diese Bitte auf dem Herzen getragen haben, wenn Er allein betete! O daß wir so beten lernten, daß es vor dem Herrn gilt, um zu tun, was wir bitten! Was wir für andere mit bewegtem Herzen beten, findet besonders viele Erhöhung bei Gott.

Wenn wir bei gegenwärtigem Bedürfnisse den Herrn um Arbeiter bitten wollen, so ist es klar, daß wir dabei auch an die Gaben und Kräfte des Heiligen Geistes zu denken haben, die zu einem Arbeiter nötig sind, um Seelen einernten zu können. Was haben diese von einer natürlichen Begabung zu fertiger Rede? Nur der Geist von oben, der tief eindringt und den Menschen nach Leib und Seele faßt, kann's ausrichten. Arbeiter, die nicht nur predigen vom Reich, sondern auch Kräfte mitteilen, die – wenn's sein muß, auch dem Leibe wohltun, diesen gleichzeitig, wie bei Jesu, heilen von allerlei Seuche und Krankheit, um den freundlichen Heiland recht fühlbar zu machen denen, die nach Ihm zu ihrer Seligkeit verlangen – sind es, deren wir abermals benötigt sind. Werden sie wiederkommen? Bittet, bittet denn, und wenn ihr um Arbeiter bittet, ja doch um rechte und vollkräftige Arbeiter! Oh, gib sie und gib sie bald, Herr Jesu!

## 10. Kapitel Matthäi

### § 81 Aussendung der Zwölfe

Erster Abschnitt

Kap. 10, 1-4

Wir kommen an das Kapitel, welches uns erzählt, wie Jesus die Zwölfe, die Er Apostel nannte, statt Seiner in die Städte und Märkte aussandte, um die neue Kunde schneller zu verbreiten, und welche Anweisungen hierfür Er ihnen gab, Anweisungen, die sie sich auch für später merken sollten. Wir müssen's für unsere Betrachtung in einzelne Abschnitte zerlegen. Das Kapitel schließt sich schön an das vorige an, [wo] der Herr sich beklagt hatte, daß so wenige Arbeiter da seien und doch die Ernte so groß oder die Leute so reif, das Evangelium anzunehmen. Hatte Er da gesagt, daß die Jünger den Herrn der Ernte um Arbeiter bitten sollten, so war Er der erste, der darum bat (vgl. Luk. 6, 12. 13), und eben jetzt, da das Bedürfnis so brennend wurde. Der Vater aber erhörte Seine Bitte und gab Ihm an den Zwölfen, die Er vorher schon erwählt hatte, wie im Texte zu erkennen ist, die Arbeiter, wie Er sie brauchte. Das werden sie damit, daß sie ähnliche Macht und Kräfte bekommen, wie Er sie selbst hatte; und ebendarum, daß Er jetzt schon dieselben den Zwölfen geben durfte, mag Er Seinen Vater gebeten haben. Ganz selbständig bekamen's die Jünger freilich noch nicht, sondern mehr nur, wie sie's bei jedesmaliger Aussendung haben mußten.

Hiernach ist das erste, was wir lesen, besonders wichtig. Es heißt:

V. 1: „Und Er rief Seine zwölf Jünger zu sich und gab

ihnen Macht über die unsauberen Geister, daß sie dieselben austrieben und heilten allerlei Seuche und allerlei Krankheit.“

Hierin konnten die Jünger, die Er hatte, nichts tun, ehe Er sie [nicht] ausdrücklich dazu ermächtigte. Wenn Er ihnen die Macht gab, d. h. mitteilte, so geschah das durch den Heiligen Geist in Jesu, der zur Vollbringung der Zeichen auf die Jünger nach Bedürfnis kam. Wir sehen daraus, um welcherlei Arbeiter es Jesu zu tun war, wenn Er Seine Jünger hieß den Herrn der Ernte um Arbeiter bitten. Männer, die bloß reden und lehren konnten, genügten Ihm nicht. Bei diesen ist auch eine Einmischung des Eigenen fast unvermeidlich, wie wir's erfahren, daß gute Redner, namentlich wenn sie vielen Beifall finden, leicht aus der göttlichen Einfalt kommen und mehr und mehr es lernen, aus ihrem Eigenen heraus zu reden oder wenigstens allem, was sie lehren, auch dem Tone, mit dem sie lehren, einen Beigeschmack von ihrem eigenen Wissen oder Charakter oder Naturell zu geben, wodurch ihre Einwirkung auf die Seelen ungemein viel verliert. Auch sind sie nur gar zu sehr versucht, allerlei Künste und Manieren der Rede zu versuchen, immer wieder neue Weisen zu erfinden und neue Forderungen an die Seelen zu stellen, um Wirkungen zu erzwingen, die nun einmal nicht möglich sind, wenn nicht besondere Gotteskräfte mitlaufen. Wie viele Redereformen und Redeweisen versuchen nicht manche heutzutage, mit welchen sie nur ersetzen wollen, was ihnen sonst an Macht und Kraft fehlt! Überhaupt können sie entschieden nachhaltig, auch wenn sie die Besten sind, doch nie wirken; und wie gar oft kommt, unter fast krankhaftem Ringen nach Wirkungen, Halbwahres, Schiefgestelltes, ja ganz Verkehrtes zutage, wodurch an den Seelen mehr verderbt als gutgemacht wird, wenn dieselben durch Annahme und Nachahmen des menschlich Dargebotenen meinen etwas zu sein vor dem Herrn, das sie doch nicht sind. Solange wir nicht mit Kräften von oben, wie es im Anfang war, ausgerüstet sind, bleibt die Wirksamkeit auch der Besten und Redlichsten immer nur in engen Grenzen. Wenigstens sind die Männer äußerst selten, welche wie einst Luther mit bloßer Rede die ganze Christenheit in Bewegung

setzten; und doch war auch hier bei vielen nicht alles nach dem Geist der Wahrheit. – Der Herr nun will an Seinen Aposteln keine Redner, sondern nur Leute, welche einfach es herumtragen, daß das Reich Gottes jetzt komme, und welche solches mit der Tat bekräftigen, indem sie aus Auftrag Jesu, der sie aussandte, wie Er selbst Zeichen und Wunder taten.

Eigentümlich ist ferner, daß der Herr zuerst die Macht über unsaubere Geister gab, wohl dessen eingedenk, daß Seine Jünger in einen Kampf mit der Finsternis kamen, wenn sie das Evangelium verbreiteten. Letzteres war hauptsächlich darauf gerichtet, die Werke der Finsternis zu zerstören, dem Feinde seine angemaßte Herrschaft über die Menschenwelt zu entreißen und alle Menschen von ihm weg unter die Herrschaft Jesu zu bringen oder „sie zu bekehren von der Finsternis zu dem Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott“, wie Paulus sagt (Apg. 26, 18). Da nun der Fürst dieser Welt noch nicht überwunden war, konnten Männer, die nicht unter einen besonderen Schutz gestellt waren oder die nicht selbst eine Macht hatten, ohne große Gefahr für sich fürchten zu müssen, die Verkündigung des Evangeliums nicht auf sich nehmen. Wie leicht konnten feurige Pfeile des Satans auf sie fallen, allerlei Anfechtungen und Angriffe der Finsternis auf sie gerichtet werden, worauf auch das Wort des Herrn: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet“ (Matth. 26, 41) Bezug hat! Namentlich wenn Besessene aller Art, deren Vorhandensein schon vom Widerstand der Finsternis zeugt, überall zu sehen waren, konnten die diesen inn[e]wohnenden Dämonen möglicherweise viel hindern und schaden, zumal selbst Ansteckungen von ihnen aus möglich waren. Demgemäß hat der Herr die Macht über die unsauberen Geister nicht nur um derer willen, aus welchen dieselben auszutreiben waren, gegeben, sondern auch um der Jünger selbst willen, daß die Dämonen ihnen nichts anhaben konnten, mochten sie's mit wirklich Besessenen oder überhaupt mit Menschen zu tun bekommen, die insgeheim von der Finsternis beeinflusst waren. Auch bei den Seuchen und Krankheiten, welche sie heilen sollten, war viel Dämonisches versteckt, welches auf die Jünger

rückschlagend, wenn sie drangingen, wirken konnte und gegen welches sie, um heilen zu können, Macht haben mußten. So war auch um deswillen die Macht über die unsauberen Geister ihnen notwendig; und sie konnten dieselbe nur haben, wenn sie ihnen Jesus ausdrücklich gab. Auch im Anfang schon, als der Herr hingegangen war, mußte jedem die Gabe persönlich zugeteilt werden, wenn er im Namen Jesu etwas tun oder Teufel austreiben sollte (1. Kor. 12, 8 ff.). Wer ohne persönliche Berufung und Ermächtigung etwas wagt, sei es auch nur eine Handauflegung, welche Krankheit vertreiben soll, wagt viel und setzt sich mehr Gefahren aus, als er etwa denkt; und wieviel Schaden bringt's schon, wenn auch nur eine schiefgestellte christliche Haltung dabei herauskommt, abgesehen davon, daß leicht fremde Kräfte sich beimischen, die scheinbar etwas bewirken, was man sodann fälschlich der Wirkung des Geistes Gottes zuschreibt.

---

Ehe aber Matthäus die weitere Rede Jesu an die Jünger vorträgt, will er doch auch die Namen der Zwölfe angeben, welche als Apostel von anderen Jüngern unterschieden wurden. Von den meisten derselben ist sonst nicht viel im Neuen Testamente die Rede; und auch in späteren Schriften wird nicht viel über sie berichtet. Die Bedeutung, die sie gehabt haben, ist für uns in Vergessenheit gekommen. Wunderbar, daß es so gehen mußte! Aber sie suchten nicht Ruhm auf Erden, suchten nicht ihre eigene Ehre. Sie vergaßen sich selber, wie sie in Vergessenheit gekommen sind. Aber wie herrlich werden ihre Namen dort prangen, wo sie einmal auf zwölf Stühlen sitzen werden, zu richten die zwölf Geschlechter Israels. Matthäus nennt zuerst zwei Brüderpaare. Er sagt:

V. 2: „Die Namen aber der zwölf Apostel sind diese: Der erste Simon, genannt Petrus, und Andreas, sein Bruder; Jakobus, Zebedäi Sohn, und Johannes, sein Bruder.“

Diese vier Apostel waren unter den ersten, welche am Jordan auf des Täufers Erklärung hin zu Jesu kamen und an Ihn sich gebunden fühlten (Joh. 1, 35ff.), indem sie alsbald das Rech-

te in Ihm erkannten. Sie standen dem Herrn besonders nahe, so daß Er immer eben sie dahin mitnahm, wo Ihm die Zwölfe zuviel waren. Die hervorragendsten unter allen Aposteln waren ohnehin Petrus und Johannes.

Das erste Brüderpaar sind Petrus und Andreas von Bethsaida, wo sie Fischer waren. Den Petrus bezeichnet Matthäus als den Ersten, wie er auch später immer das Wort führte, ohne sonst mehr sein zu wollen als die anderen. Er war verheiratet (Matth. 8, 14); und seine Frau begleitete ihn später auch auf seinen Missionsreisen (1. Kor. 9, 5). Sein Name war eigentlich Simon; und Jonas hieß der Vater. Der Herr nannte ihn den Felsen, nämlich Petrus oder Kephas; jenes ist griechisch, dieses hebräisch. Von seiner Missionstätigkeit außerhalb Judäas wissen wir so gut wie nichts. Er soll in Babylon unter den Juden daselbst gewesen sein. Aber wenn er in seinem Briefe (1. Petr. 5, 13) Babylons erwähnt, so verstehen die meisten Ausleger Rom darunter als das geistliche Babylon. In Rom wenigstens fand er zugleich mit Paulus den Märtyrertod, er am Kreuze, mit dem Kopfe abwärts, wie er selber beehrte, Paulus als Römer durch das Schwert. Petri Weib wurde vor ihm zur Richtstätte geführt; und Petrus rief ihr noch nach: „Gedenke, wessen Jüngerin du bist.“ – Von seinem Bruder Andreas ist wenig die Rede (siehe Mark. 13, 3; Joh. 12, 22). Er soll unter den Skythen gepredigt haben, weswegen die Russen ihn als ihren Apostel nehmen. In Griechenland wurde er ans Kreuz geschlagen; und von da soll er noch drei Tage lang freudig den Heiland gepredigt haben.

Das zweite Brüderpaar sind Johannes und Jakobus, der Ältere genannt. Sie waren auch Fischer, eng mit jenen verbunden. Ihr Vater hieß Zebedäus und ihre Mutter, die Schwester der Mutter Jesu, Salome, welche viel Jesu nachfolgte, Ihm zu dienen. Der Heiland nannte sie Bnehargem, d. h. Donnerkinder (Mark. 3, 17), um ihres feurigen Glaubenscharakters willen, der sich wohl mit einer sonst zarten Liebe vertrug. Johannes war's, der an der Brust Jesu lag, über den auch Jesus, der Auferstandene, zu Petrus sagte (Joh. 21, 22): „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich an?“ Als Apo-

stel war er später vornehmlich in Kleinasien, wohnend zu Ephesus, wo er sein Evangelium und die Briefe schrieb. Darunterhinein war er verbannt auf die Insel Patmos, wo der Herr ihm zur Offenbarung erschien. Liebliches wird sonst von ihm erzählt. Er soll, etwa 100 Jahre alt, natürlich gestorben sein, wenn er überhaupt gestorben ist (siehe BBB 1874, 51, 406f.). – Von seinem Bruder Jakobus ist weniger die Rede (Mark. 1, 29; Matth. 17, 1; Mark. 5, 37; 13, 3; 14, 33; Matth. 20, 20). Er kam nicht in die Fremde; denn schon nach etwa 10 Jahren ließ Herodes Agrippa I. ihn, vielleicht als Verwandten Jesu vornehmlich, gefänglich einziehen und öffentlich zur Freude des Volks hinrichten (Apg. 12, 2). – Die anderen Apostel hießen:

V. 3: „Philippus und Bartholomäus; Thomas und Matthäus, der Zöllner; Jakobus, Alphäi Sohn Lebbäus mit dem Zunamen Thaddäus.“ – V. 4: „Simon von Kana und Judas Ischarioth, welcher Ihn verriet.“

Philippus, ein Galiläer aus Bethsaida, zu unterscheiden von dem Almosenpfleger in der Apostelgeschichte (6, 5; 8, 5), kommt öfter in den Evangelien vor (Joh. 1, 43; 6, 5. 7; 12, 21; 14, 8). Er war's, der gleich sagte (Joh. 1, 45): „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben.“ Er soll in Skythien und Phrygien gepredigt haben und in Hieropolis in hohem Alter gestorben sein.

Bartholomäus (Sohn des Thalmai), der spätere Name des Nathanael von Kana (Joh. 1, 45; 21, 2), war mit Philippus eng verbunden, vom Heiland (Joh. 1, 47) genannt „ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist“. Er soll in der Folge in Indien gepredigt haben, auch in Armenien, wo er nach der Sage lebendig geschunden und in verkehrter Stellung gekreuzigt wurde.

Thomas, genannt Zwilling (Joh. 21, 2), war langsam im Auffassen und Glauben (Joh. 11, 16; 14, 5; 20, 24ff.), aber um so fester, wenn's ihm gewiß geworden war. Er kam nach Osten; und schon in Persien wie unter den Nestorianern gilt er als hochgefeierter Apostel. Großes hat er in Südindien erreicht, das querdurch von ihm mit dem Evangelium erfüllt wurde. Auf dem Thomasberge bei Madras soll er erschlagen worden sein.



Schweres hatten die Christen in Indien durchzumachen, zuletzt noch von den Portugiesen, die 1498 das Land entdeckten und die Christen als Ketzer behandelten. Der noch vorhandenen Thomas-Christen sind es gegen 150.000.

Matthäus, der Zöllner, auch Levi genannt, vom Zoll weggerufen (siehe § 70-72 zu Matth. 9, 9ff.).

Jakobus, der Kleine genannt (Mark. 15, 40), Sohn des Alphäus von Kana und der Maria, Bruder des Joses [Joseph] (Matth. 27, 56). Von seinem späteren Wirken ist nichts Sicheres bekannt.

Lebbäus mit dem chaldäischen Zunamen Thaddäus – beides soviel als der Herzhafte, ein Ehrenname des Judas –, der gleichfalls Sohn des Alphäus war, also Bruder Jakobi des Kleinen oder Jüngeren, kommt nur einmal noch vor (Joh. 14, 22). Er soll in Arabien, Syrien und Mesopotamien gepredigt haben und in Edessa oder Beirut gestorben sein.

Simon von Kana, auch Zelotes oder der Eiferer genannt (Luk. 6, 15; Apg. 1, 13), vielleicht auch ein Sohn des Alphäus, soll in Mesopotamien und Persien gewirkt haben.

Endlich wird Judas Ischarioth genannt, Simons Sohn (Joh. 12, 4), von Karioth im Stamme Juda. Der unglückliche Mann bekommt stets den Beinamen: „welcher Ihn verriet“. Der Herr hatte, nachdem Er auf einem Berge über Nacht im Gebet zu Gott geblieben war, da es Tag ward, die Apostel erwählt und unter diesen auch den Judas. Judas hatte sich so eifrig gestellt, daß der Herr ihn nicht übergehen durfte, ohne ihn tief zu kränken, also innerlich genötigt war, Seinen Verräter, den Er sicher bereits durchschaute, zum Apostel zu erwählen. Derselbe scheint auch edel und recht angelegt gewesen zu sein und galt etwas unter den anderen. Die anderen ahnten seine Gesinnung selbst am letzten Abende noch nicht und schätzten sich unter ihm. Geiz und Eifersucht aber verderbten ihn und machten ihn den Einflüssen des Satans zugänglich. Der eigentliche Überfall Satans, dessen er nicht mehr mächtig wurde, scheint rasch an ihn gekommen zu sein. Daher seine nachherige ebenso schnelle Verzweiflung. Er erhält mit den anderen Macht über die

unsauberen Geister und die Seuchen und Krankheiten, ein Beispiel, wie empfangene außerordentliche Gaben noch nicht Beweise eines sicheren Gnadenstands sind. Wer hätte es gedacht, daß „sein Bistum ein anderer empfahen“ würde?

## § 82 Aussendung der Zwölfe

Zweiter Abschnitt. (Kurzer Auftrag)

vgl. Mark. 6, 7-13 und Luk. 9, 1-6

Kap. 10, 5-10

Wir haben nun über die Aussendung der Zwölfe selbst näher zu reden. Dieselbe wird auch von Markus (6, 7-13) und von Lukas (9, 1-6) erzählt. Nur Lukas redet auch von der Rückkehr der Zwölfe (9, 10). Diese scheint bald wieder erfolgt zu sein, doch mehr nach und nach. Auch scheint die Aussendung nur einmal vorgekommen zu sein und war dieselbe, deren Jesus am letzten Abende erwähnt, wenn Er sagte (Luk. 22, 35): „Als ich euch (statt ‚sooft ich euch‘) gesandt habe ohne Beutel und Tasche und Schuhe, habt ihr an etwas Mangel gehabt?“ Etwas später jedoch sandte Jesus noch 70 andere Jünger aus (Luk. 10, 1ff.), vielleicht weil Er ungern Seine Zwölfe bei sich vermißte. Es scheint auch, beide Male habe nur Seinem eigenen Nachkommen Bahn gemacht werden sollen, weil Er wirklich in vielen Orten nachkam. Später lesen wir nichts mehr von ähnlichen Aussendungen. Die Jünger besuchten also nicht gerade an Jesu Statt (wie in § 81, S. 411 bemerkt wurde) die Städte und Dörfer. Im ganzen scheint der Herr nur gewollt zu haben, daß Seine Jünger eine Probe machten, damit sie mutiger an ihren künftigen Beruf hinsehen möchten, wenn sie erführen, wieviel sie, auch ohne Jesum bei sich zu haben, ausrichten, namentlich wie sie auch Teufel austreiben könnten, worüber die 70 sich besonders freuten (Luk. 10, 17). Die Unterweisung an die Zwölfe geben Markus und Lukas viel kürzer als Matthäus, wel-

cher eine Sammlung von Reden, die Jesus auch bei anderen Gelegenheiten hielt, zusammengestellt haben mag. Mehr davon läßt Lukas (10, 1-16) den Herrn an die 70 sagen. – Heute reden wir vom Auftrag Jesu selbst (Matth. 10, 5-10). Es heißt zuerst:

V. 5: „Diese Zwölfe sandte Jesus, gebot ihnen und sprach: Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte“, – V. 6: „sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“

Jesus sagt hier, wohin sich die Zwölfe allein wenden dürften. Sie sollten nicht auf der Heiden Straße gehen, auch nicht „in eine Stadt der Samariter“. Vielleicht werden hier die Samariter Heiden genannt und heißt der Weg über sie hin der Heiden Straße. Doch gab es wirkliche Heiden im Norden Galiläas an der Meeresküste in Phönizien, wohin der Herr selbst einmal, um der Feindschaft der Juden auszuweichen, sich zurückzog. Bei diesem späteren Besuche, da Er mit der Kananiterin zusammentraf, konnten die Jünger sehen, wie ernst es zunächst Jesus meinte, daß sie von den Heiden fernebleiben sollten, weil Er zu diesen, wie Er sagte, nicht gesandt war.

Wie die Heiden, so sollten die Zwölfe auch die Samariter meiden. Diese wohnten zwischen Judäa und Galiläa. Sie stammten von heidnischen Kolonisten ab, welche einst der König Salmanasser in das von Einwohnern entblößte Land versetzte (2. Kön. 17, 24). Sie nahmen in der Folge zwar auch den Gott Israels an, hatten aber einen Gottesdienst, der mit Heidnischem untermischt war, wie heute noch. Auch erkannten sie nur die fünf Bücher Mosis an. Als die Juden aus Babylon zurückkehrten, wollten sie mit diesen gemeinschaftliche Sache machen, was aber nicht geduldet wurde. Darum wollten sie mit bewaffneter Hand den neuen Tempelbau verhindern. So entspann sich ein unauslöschlicher Haß zwischen den Juden und Samaritern, von dem wir ja manches lesen. Ein frommer Jude ging nie den geraden Weg durch Samaria nach Galiläa, sondern setzte oberhalb Judäas über den Jordan, um jenseits in Peräa aufwärts zu gehen bis gegen das galiläische Meer, da [wo] wieder eine Fähre über den Jordan war.

Die Zwölfe nun sollten von den Samaritern fernbleiben, um die Sache des Messias rein nur eine Sache Israels sein zu lassen, wie das für den Anfang notwendig war. Wenn nach Johannes(4, 5ff.) Jesus selbst mit seinen Jüngern durch Samaria zog und dort in der Stadt Sichar sich zu erkennen gab, war's, weil Er damals Sein erstes Licht gleich überallhin leuchten lassen wollte, so auch in Samaria, wo sonst viele nach dem Messias verlangende Seelen waren. Diese aber meinten nun schon, sie würden die Bevorzugten werden; und als später Jesus wieder durchs Land ging, versagten sie Ihm die Herberge, als sie vernahmen, Er wolle nach Jerusalem gehen, [wo]bei sie meinten, Er wolle dort sich offenbaren (Luk. 9, 51ff.). Man sah hieraus, daß es noch nicht Zeit war, in Samaria weiter vorzugehen, da sie den Messias nicht als den Juden, sondern als ihnen zugehörig nahmen. Nach der Auferstehung aber nannte der Herr ausdrücklich auch Samaria neben Judäa, wo die Jünger das Evangelium verbreiten sollten (Apg. 1, 8).

Die Zwölfe sollten sich also auf die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel zunächst beschränken. Darunter sind die Juden überhaupt verstanden, welche, wie alle Menschen, ohne einen Erlöser als verloren zu denken sind. Darum gab Gott Seinen eingeborenen Sohn, auf daß alle, die an den glaubten, nicht verloren würden (Joh. 3, 16). – Der Auftrag für Israel bestand nun in folgendem, wie wir lesen:

V. 7: „Gehet aber und prediget und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeikommen.“ – V. 8: „Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Toten auf, treibet die Teufel aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es auch.“

Die Predigt der Zwölfe sollte eine einfache und kurze sein. Sie sollten nicht als unterweisende Redner und Lehrer umhergehen, wie man bei uns nur immer lehren und Reden halten will oder muß, weil kein Neues anzukündigen ist, sondern sollten nur sagen, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, nämlich so, wie es in den Propheten verheißen sei, oder es sei eigentlich schon angebrochen; und sie, die Apostel, hätten Auftrag, als

Boten oder Herolde das überall zu verkündigen. Weiter konnten sie eigentlich noch nicht viel sagen. Sie hatten noch keine vollkommene Erkenntnis von Jesu Christo. Sie wußten ja nicht einmal etwas von Seinem Leiden, Seinem Tod und Seiner Auferstehung. Sie konnten Jesum nur als einen Mann, den Gott gesandt habe und der als Gottgesandter große Zeichen tue, anzeigen, ohne sonst ein Näheres zu wissen. Deswegen war es nötig, daß sie, um die Annäherung Jesu den Leuten wichtig zu machen, in Seinem Namen, unter Nennung Seines Namens, Wunder taten und mit diesen ihre Botschaft bekräftigten.

Sie erhielten denn Macht, Kranke überhaupt gesund zu machen. Aber Jesus nennt drei besonders auffallende Zeichen, die sie tun sollten, nämlich an Aussätzigen, an Toten und an Besessenen. Gebrechliche wie Blinde, Lahme, Taube, Stumme wiederherzustellen, gibt Jesus ihnen nicht [den] Auftrag. Das waren doch Wunder, zu welchen eine offenbarere Allmachtskraft gehörte, die vorerst nur Jesu gebührte. Das Größte, was Er gab, war [das,] was sie an obigen dreien tun sollten. Aussätzige heilen galt ja als etwas Unmögliches. Auch das Austreiben der Teufel nach der Art, wie es durch Jesum geschah, war für die Leute etwas sehr Ergreifendes, da die Austreibungen von seiten der Gaukler stets nur im Winkel geschahen und von jedermann mehr nur als scheinbare angesehen, darum geringgeschätzt wurden. Wenn auch Tote aufgeweckt werden sollten, so sind da solche gemeint, welche die Apostel gerade antrafen, wenn sie durch einen Ort gingen, wie später der Herr den Jüngling zu Nain auf dem Wege zur Beerdigung erweckte. Diese Totenerweckungen waren mehr nur mit den Heilungen von Krankheit zusammenzustellen, infolge deren der Geist wieder in den Leib zurückkehren konnte, erforderten also, weil eben erst der Tod erfolgt war, nicht so viel Allmachtskräfte wie die Heilung jener Gebrechlichen. Wir sehen, daß Leid und Kummer und Trauer, Schmerz und Trübsal vor den Aposteln her als vor dem Herrn selbst weggenommen werden sollte[n], damit die Leute den Eindruck bekämen, welches Heil im Himmelreich zu senden im Plane Gottes liege. Möchte doch der Herr Jesus in unseren

Tagen wieder mehr als ein barmherziger Heilbringer für alle und jeden Menschen erkannt, denn als ein herrischer, strenger, drohender, unnachsichtiger, gar unterschiedmachender Richter angesehen werden, [wo]bei es ist, als ob Ihm alle Heilandsnatur abhanden gekommen wäre. Soll's anders werden, muß Er freilich wieder vortreten; und die Zeit wird gewiß wieder kommen, da alles, alles, alles in allem Seiner froh werden darf, wenn's nur herbeikommt und Ihn annimmt.

Für alles aber, was die Apostel tun würden, durften sie keine Geschenke annehmen. Umsonst hatten sie's empfangen, umsonst sollten sie's auch geben. So sollten sie auch den Eindruck machen, daß jedermann im Himmelreich alles aus freier, unverdienter Gnade empfangen. Jeder Blick sodann nach Dingen und Gütern dieser Welt wäre als das Schlimmste erschienen, das die Apostel hätten zeigen können. Überhaupt wird eine geistliche Gabe, wenn sie wie sonst eine Ware von den Betreffenden bezahlt wird, immer an Wert verlieren, namentlich bei dem, der's gibt. Auch der Empfänger kann übel darum angesehen werden; und Übelwollende sind gleich dabei, auszusprengen, man wolle nur ein einträgliches Gewerbe treiben. Wie ernst konnte es der Herr auch meinen einem Judas gegenüber! Die Apostel durften aber auch nicht als wohlhabende Leute erscheinen, sondern sollten eher ein Aussehen haben, als wären Geschenke bei ihnen angelegt. Um so mehr konnten alle Nebenabsichten bei ihnen ferne gedacht werden, wenn sie dennoch nichts annahmen. Wir lesen:

Matth. 10, 9: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben.“ – V. 10: „Auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert.“

Nach Markus 6, 8-9 durften sie schon etwa einen Stab haben, auch beschuht sein. Sonst sollten sie nichts bei sich tragen auf dem Wege. Vgl. auch Luk. 9, 3.

Gold oder Silber oder Erz, überhaupt Geld sollte man bei den Aposteln schon gar nicht sehen. Denn leicht konnten die Leute dabei denken, [das] was sie haben, hätten sie als Geschenk

bekommen, und verlange nach mehr. Wenn sie gar nichts bei sich tragen sollten, was man sonst zu einer Reise mitnahm, so war's, daß sie als eilfertige Leute erscheinen sollten, die keine Zurüstungen zur Reise gemacht haben, sondern gerade aufgebrochen sind, wie sie gingen und standen, als könnten sie nicht schnell genug die neue Kunde verbreiten und es sagen, wer und was bald zu den Leuten komme. Solcher Eifer machte tiefen Eindruck und erschütterte. Einzelne unter den Zwölfen, weil die Aussendung sie selbst überraschte, konnten sich etwa besehen, ob sie denn so gehen könnten, wie sie waren. Wenn sie aber sagten: „Ich sollte doch etwas Geld haben“ oder: „Ich will geschwind eine Tasche holen und das Nötigste dreinstecken“ oder: „Ich sollte doch noch einen zweiten Rock haben“ oder: „Ich habe ja nicht einmal Schuhe an den Füßen; das geht doch wohl nicht“ oder: „Mir fehlt ein Stock zur Reise“ – wenn sie etwa so sprachen, so erwiderte der Herr, der keine Förmlichkeiten und Umstände sehen wollte, das brauche es alles nicht. Sie könnten ihre Botschaft umhertragen, ohne so viel Wesens zu machen und Ausrüstungen vorzunehmen. Sie brauchten weder Gold noch eine Tasche, noch zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stecken. Wer etwa beschuht war, konnte beschuht bleiben; wer nicht beschuht war, sollte unbeschuhet gehen, wie überall das niedrigere Volk ging. Auch wer einen Stecken eben hatte, konnte ihn behalten. Nur wer dergleichen nicht hatte, sollte nicht erst danach sich umsehen. So erklärt es sich, daß nach Matthäus Schuhe und Stock wegbleiben konnten, nach Markus belassen wurden.

Wovon aber leben? konnten die Apostel fragen. Darauf erwidert der Herr: „Ein Arbeiter ist seiner Speise wert.“ Die Speise also, die sie nötig hatten, durften sie annehmen; und das legt niemand übel aus. Den Aposteln aber ist hierin nichts abgegangen. Denn später, am letzten Abende noch, fragte sie der Herr (Luk. 22, 35): „Als ich euch sandte ohne Beutel, ohne Tasche und ohne Schuhe, habt ihr an etwas Mangel gehabt?“ Sie mußten antworten: „Keinen.“ Viel, viel könnten Arbeiter im Weinberge des Herrn aus dem allem, was wir lesen, lernen, wenn auch Zeiten und Verhältnisse, in denen wir stehen, ganz

verschieden sind von den damaligen. Aber verwundern dürfen wir uns doch über die Kindlichkeit und Einfalt der Apostel. Mit dieser haben sie die Welt bezwungen und ganze Völker umgewandelt.

## § 83 Aussendung der Zwölfe

Dritter Abschnitt. (Die Zwölfe als Friedensbringer)

vgl. Mark. 6, 10-11 und Luk. 9, 4-5

Kap. 10, 11-15

Nachdem der Herr den Zwölfen, die Er als Apostel aussandte, den allgemeinen Auftrag gegeben hatte, was sie zu tun und wie sie sich äußerlich dazu anzuschicken hätten, gibt Er ihnen noch weitere Anweisungen, vorerst, wie sie überallhin den Frieden zu bringen hätten, der freilich angenommen werden konnte oder nicht. Er sagt zuerst:

V. 11: „Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt gehet, da erkundiget euch, ob jemand drinnen sei, der es wert ist; und bei demselbigen bleibet, bis ihr von dannen ziehet.“

Hiernach sollten die Apostel nicht gerade öffentlich auf den Straßen sich hören lassen. Vielmehr sollten sie bescheiden erst ein Haus aufsuchen, da man sie etwa aufnehmen würde. Um sich zu erkundigen, mußten sie allerlei Leute fragen und damit gleich zu verstehen geben, daß sie eine Botschaft in Angelegenheit des kommenden Himmelreichs zu bringen hätten. Sie mußten fragen, ob Leute da wären, die auf die Verheißung warteten. Solche Leute sind nie ganz unbekannt, zumal Gleichgesinnte gewohnt waren, viel beisammenzusein. Leicht konnten also die Apostel die Antwort bekommen, da und da seien Leute, bei denen sie willkommen sein dürften. Von diesen konnte man denken, daß sie es wert wären, wie der Heiland sagt.

Bestätigte es sich, daß eine freudige Aufnahme gewährt würde, so heißt der Herr die Jünger in diesem Hause bleiben, bis sie wieder weiterzögen. Damit ist angedeutet, daß sie nicht von

Haus zu Haus gehen, sondern zuwarten sollten, bis man sie da aufsuche, wo sie eingetreten waren. Auf diese Weise ging alles viel würdiger zu, weil alles menschliche Drängen und Treiben dadurch verhindert wurde. Man muß sich denn da vorstellen, daß sie vorerst in der Herberge nur kurz sagten, wie sie von Jesu von Nazareth, der mit Wort und Tat den Anbruch des Himmelreichs ankündige, gesendet seien, ihnen davon zu sagen und sie einzuladen, daß sie doch, wenn etwa Jesus selbst nachkäme, mit aller Begierde auf Ihn achteten. Vorerst bäten sie, daß man es im Orte bekannt mache, daß sie da seien und daß man auch Kranke zu ihnen bringen dürfe. Da gingen denn Hausgenossen im Orte herum, erzählten etwa auch bereits geschehene Heilungen und sagten: „Kommet doch und sehet, was das für Männer sind, die zu uns gekommen sind, um etwas von dem Jesu von Nazareth zu sagen, und welche auch wie Jesus Kranke gesund machen.“ So konnte es geschehen, daß schnell der ganze Ort in Bewegung kam, wie dort in Sichar, als die Samariterin sagte (Joh. 4, 29): „Kommt doch und sehet, ob es nicht der Messias sei, der beim Brunnen mit mir redete“, da dann die ganze Stadt hinauslief. Im unsichtbaren waren da immer auch Engel Gottes tätig, den Leuten Eifer und Drang einzugeben, um zu kommen und zu hören. – Beim Eintritt in ein Haus heißt Jesus auch mit folgenden Worten Gruß und Frieden bringen:

V. 12: „Wo ihr aber in ein Haus gehet, so grüßet dasselbige.“ – V. 13: „Und so es dasselbige Haus wert ist, wird euer Friede auf sie kommen. Ist es aber nicht wert, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden.“

Der Herr heißt die Apostel das Haus, in das sie eingehen würden, grüßen und damit den Frieden ihm bringen. In Israel war nämlich der Gruß im Brauch: „Friede sei mit euch!“, welches dem Sinne nach ganz dem schwäbischen „Grüß euch Gott!“ entspricht. Wer soll denn den Frieden geben? Kann ihn das bloße Aussprechen eines Menschen auch geben oder mitteilen? Es wird mit dem Gruße offenbar etwas von oben gewünscht, etwas, das nur Gott geben kann und das wir also

bittend auf die Gegrüßten herunterziehen möchten. Es kommt nun sehr viel darauf an, mit welchem Gemüt und Sinn wir solchen Gruß aussprechen. Er kann aus dem Herzen kommen, mit einem Blick nach oben, oder nur so oberflächlich hingeschleudert werden. In jenem Fall hat der Gruß eine Bedeutung, eine Wirkung, ist er eine wirkliche Mitteilung. Dies ist besonders bei den Aposteln der Fall gewesen; und wenn Jesus ihnen ausdrücklich sagt, sie sollten das Haus grüßen und ihr Friede werde auf die Leute kommen, so liegt darin eine Verheißung, daß ihr erstes Wort, das sie aussprechen würden, schon Bahn machen könne zu den Herzen. Man glaube nur nicht, daß unser „Grüß euch Gott!“ bedeutungslos sei, wenn es mit Nachdruck, Ernst und priesterlicher Liebe ausgesprochen wird. Man erfährt es, wie tief der Gruß eben da empfunden wird, wo er nicht gewöhnlich ist. O Christ, lerne nur erst recht grüßen, indem du damit Gruß und Friede vom Herrn herwünschst.

Der Herr sagt aber voraus, der Gruß könne etwa auch nicht angenommen werden, daß man die Apostel ohne Umstände wegbleiben heiße. Dies konnte geschehen, wenn die Leute bereits mit Vorurteilen gegen Jesum erfüllt waren oder es unangemessen fanden, daß so geringe Laien mit so hohen geistlichen Dingen sich befassen wollten, oder wenn überhaupt die Erinnerung an den kommenden Messias ihnen mehr ein Schrecken als eine Freude war, da denn die Wunder nur noch mehr sie erschreckten. In diesem Fall, sagt der Herr, werde der Frieden sich wieder zu den Jüngern wenden. Damit ist gesagt, daß er wirkungslos für die Leute bleiben und seine Kraft sozusagen gegen die Grüßenden zurückprallen werde. Diese empfanden etwas dabei, eine Art Druck und peinliche Empfindung. Wir können uns das gut denken, weil wir auch die Erfahrung machen, wie etwas, das wir freundlich darbieten, auf uns zurückschlagen kann, wie wir sagen. Es ist etwas Eigentümliches um das, daß Seelen durch ein freundliches Wort entweder zusammenfließen oder sich gegenseitig abstoßen. In letzterem Falle wünschen wir uns nur gleich wieder vor der Türe draußen. Aber wie tiefgehend kann ein

Gruß, ein Friedensgruß schon, gehen, wenn derselbe wirklich liegenbleibt auf den Gegrüßten! Diese fühlen ihn gleichsam in allen Gliedern wohltuend. Schnell können bekümmerte Gemüter dadurch aufgerichtet werden; und schon darum sollte man gegenseitige Besuche gerne machen. O wie wenig erfordert's, um anderen wohlzutun, wenn ohne viele Worte nur teilnehmende Liebe von uns ausströmt! – Der Herr aber setzt ein ernstes Wort hinzu:

V. 14: „Und wo euch jemand nicht annehmen wird noch eure Rede hören, so gehet heraus von demselbigen Haus oder Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen.“ – V. 15: „Wahrlich, ich sage euch: Dem Lande der Sodomer und Gomorrher wird es trüglicher ergehen am Jüngsten Gerichte denn solcher Stadt.“ (vgl. Mark. 6, 11; Luk. 9, 5)

Möglicherweise konnte eine ganze Stadt einen Widerwillen gegen die Predigt der Apostel bekommen, je nachdem sie sonst vergraben waren in weltliches Dichten und Trachten, fern von dem Gott, der doch ihr Gott sein sollte. Auch konnte sie jeden Prediger eines Messias bitter und mit Ärger von sich weisen als einen Mann, der nur zu politischen Verwicklungen führen und verführen könne. Dazu konnte ein Oberster, ein Pharisäer, sonst ein einflußreicher Mann dasein, der wütend wurde, daß nun gar Fischersleute sich ein Geschäft mit der Sache Jesu machen und die Beelzebub-Wunder, wie [die] sie aussprengten, nachmachen sollten. Andere fürchteten oder sagten, gleich hintendrein werden die Römer kommen und fragen: „Was habt ihr da? Ihr, und die [auf] euch hören, seid nur Rebellen gegen den Kaiser“, wie eben Satan die Leute zu verblenden und aufzustacheln weiß. Mit mehr oder weniger Ungezogenheit konnten so die Apostel abgewiesen und weitergeschickt werden. Wenn aber das, so sollen sie selbst „den Staub von ihren Füßen schütteln“. Nicht das mindeste, will damit gesagt sein, solle von dem Ort oder Haus, da sie waren, an ihnen hängenbleiben, wie wenn etwas von einem Fluch drin liege, der an jenen hafte und an dem sie nicht teilhaben dürften. Finsterniskräfte können sich ohnehin schon an das Geringste, selbst Äußerliche, anhängen. Der Heiland will andeuten, wie

alles unter einen Fluch komme, was zu solcher Stadt oder solchem Haus gehöre, weswegen man sich ganz frei davon zu erhalten habe. Auch wir können oft uns scheuen, von Personen, die wir als Lästerer und Gottesleugner unter einem Fluch uns etwa denken, etwas auch nur anzurühren. Wenn aber die Apostel die Weisung erhielten, den Staub von ihren Füßen zu schütteln, so hat's wohl auch eine Beziehung darauf, daß der Staub ihnen an den bloßen Füßen hing, [wo] sie ihn nicht lassen sollten. Sonst setzen Markus und Lukas hinzu, sie sollten's tun „zu einem Zeugnis über sie“, d. h. es auch äußerlich darzutun, daß sie nicht das Geringste von ihnen haben und an sich dulden, also völlig geschieden von ihnen bleiben wollten.

Der Herr sagt noch das merkwürdige Wort, es werde am Jüngsten Gerichte denen von Sodom und Gomorrha trüglicher ergehen denn solcher Stadt, d. h. sie werden leichter über das Gerichte hinüberkommen. Mindestens bleiben also die Verächter Jesu bis zum Gerichtstag unter dem Fluche wie die von Sodom und Gomorrha. Wenn aber zuletzt doch noch einmal alle werden ins Gerichte kommen, bei dem sich's um die ewige Verdammnis handelt, so lehrt uns das Wort Jesu, daß die einen wie die anderen der Verdammnis noch möglicherweise entrinnen könnten, aber jene Stadt mit größeren Schwierigkeiten. Wer aber wollte es darauf ankommen lassen, Fluch zu haben bis an den Jüngsten Tag und am Ende doch noch fürchten zu müssen, der Verdammnis anheimzufallen? Will es auffallen, daß der Herr mit so großer Erregung von den Leuten redet, die sich von Ihm und Seiner Predigt abwenden, so bedenke man, wie Gott in Jesu persönlich den Leuten nahegekommen ist, indem Er sich selbst durch die größten Zeichen, die nur Er tun konnte, darbot. Es konnte also nur mit persönlicher Verachtung des wahrhaftigen Gottes geschehen, wenn damals jemand feindselig und höhnisch sich abwandte. Mit unserem Geschlechte, kann man sagen, mag Gott noch einige Geduld haben, solange Er selbst nicht persönlich unter ihm auftritt. Sollte das aber wieder geschehen, wie es gewiß geschehen wird, dann mag die Gefahr, dem ernstesten Gerichte anheimzufallen, für die Spötter und

Verächter nur um so größer werden. Wir hoffen, es werde vielen schnell anders zumute werden!

## § 84 Aussendung der Zwölfe

Vierter Abschnitt. (Wie Schafe unter Wölfen)

Kap. 10, 16-20

Die Unterweisungen, welche im weiteren der Herr den Zwölfen oder den Aposteln gibt, ehe Er sie aussendet, haben eine Beziehung auf ihren Beruf überhaupt und bekamen ihre volle Bedeutung auf die Zeit, da sie allein standen und ausgehen sollten in alle Welt. Zuerst sagt Er ihnen ganz kurz, in welche Stellung sie zu der Welt kommen würden, sobald sie ihres Berufs warteten, daß sie nämlich wie Schafe mitten unter Wölfen sich befinden würden. Um deswillen gibt Er ihnen Räte für ihr Verhalten. Er sagt:

V. 16: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

Wenn der Herr sagt: „Ich sende euch wie Schafe“, so setzt Er voraus, daß sie wirklich ihrer Art nach das sind, was sie Schafen ähnlich macht. Sie dürfen nicht anders erscheinen denn als wehrlose Leute, die es nicht verstehen, gegen jemand Front zu machen, und als ganz unschuldige Leute, denen man nicht das mindeste Böse zutrauen darf. Sie dürfen nicht als solche aussehen, die man zu fürchten hätte, wenn man nicht gleich ihnen zufiele. Das wird den Aposteln zu verstehen gegeben; und das haben jedenfalls alle Diener des Evangeliums, auch in unserer Zeit, aus der Rede herauszunehmen. Sie dürfen nichts an sich haben, mit dem sie sich gleichsam zur Wehr setzen, auch nicht[s], mit dem sie die Leute empfindlich angreifen könnten. Alles Harte, Richtende, Scheltende, Verwundende muß ferne von ihnen sein. Weder in ihren Vorträgen noch in der seelsorgerlichen Behandlung dürfen sie von oben herab,

herrisch, mit hohem Amtsgefühl reden. Alles, was sie über den Charakter von Lämmern stellt, taugt nicht an ihnen. Haben sie selber etwas Wolfartiges an sich und [...] kommen mit wirklichen Wölfen zusammen, so geht bei diesen um so schneller das Zerreißen und Würgen an, mit dem sie oft innehalten, wenn sie nichts, was ihnen selber gleicht, an den Dienern des Herrn wahrnehmen.

Die freilich, welchen man das Evangelium erst bringen soll, haben alle etwas Wolfartiges an sich; und es kostet nicht viel, so regt sich ihre Würge lust. Der Mensch ist gar zu verderbt von Natur; und Kräfte der Finsternis hausen in ihm gewaltig, so daß man den Menschen nicht immer alles ganz zuschreiben darf, was sie sind. Hat man mit ihnen zu kämpfen, so ist's nicht immer mit Fleisch und Blut, sondern mit den bösen Geistern unter dem Himmel, wie Paulus sagt (Eph. 6, 12), welche in ihnen eine Macht bekommen. Wenn's das nicht wäre, so ließe sich's kaum erklären, wie so schnell bitterer Haß, ja Mordlust an sie kommen sollte gegenüber den Verkündigern des Friedens. Sind sie irdisch gesinnt, sind sie den Lüsten hingegeben, sind sie feindselig gegen Gott und noch mehr gegen die Freundlichkeit Gottes, die ihnen in Jesu dargeboten wird, so gewinnt der Feind Raum in ihnen und ist er's, der alles aufbietet, um den Glauben an den lebendigen oder auch barmherzigen Gott nicht aufkommen zu lassen. Da kann's geschehen, daß einer, der sonst seinem Naturell nach etwas Sanftes, Ruhiges und Friedliches hat, ein ganz anderer Mensch wird, wenn man das Evangelium ihm nahebringen will. Wie kann doch – die Geschichte hat Belege dafür – ein Mensch, der sonst kein Hühnchen, wie man sagt, beleidigen könnte, alle Martern und Qualen [den] Bekenner[n] des Evangeliums antun sehen, ja gar mit Befriedigung, als ob ihnen ganz recht geschehe, und mit der Bemerkung, daß man's so allen machen sollte. Darum tut es so not, mit einer stillen Macht wider die Kräfte der Finsternis ausgerüstet zu sein und in weitestem Sinne die Gabe zu haben, dem Satan zu widerstehen, wie sie die Apostel vom Herrn empfangen hatten. Wie könnten doch sonst Lämmer gegen Wölfe stehen, wenn jenen nicht etwas

Verborgenes gegeben wäre, wodurch diesen das Maul zugehalten wird? Wo von dieser Gabe nichts ist, da haben's Diener des Evangeliums schwer, durchzukommen, und sind viel mehr in die Stille gewiesen, als es die Apostel waren; und wie sie in unserer Zeit zu einem endlichen Sieg es bringen sollen, ist gar nicht zu denken, wenn der Herr nicht, wie zu hoffen ist, Gotteskräfte wieder gibt oder selbst Seine Allmachtshand ausstreckt und als der, der herrscht – bis Er alle Seine Feinde, namentlich die unsichtbaren, unter Seine Füße lege –, auftritt. Tut Er's, so wird schnell trotz aller feindseligen Angriffe das Evangelium die Welt siegreich durchlaufen.

Solange der Sieg wider die Finsternis nur angebahnt, aber nicht verwirklicht ist, müssen die Knechte des Herrn Vorsicht gebrauchen, um nicht ohne weiteres schnell von dem Widersacher weggekapt zu werden. Darum sagt der Herr: „Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.“ Die Schlangen haben auch das Gefühl, daß ihnen jedermann feind ist und daß jedermann auf nichts anderes aus ist, als sie zu töten, sobald er ihrer ansichtig wird. Sie selbst haben freilich auch die Sucht, jedermann zu stechen. Da läuft Haß gegen Haß. Die Schlange nun weiß sich zu verstecken; und im Nu, wenn sie jemanden erblickt, hat sie sich unter dem Gras verborgen, daß man sie nimmer finden kann. Die Apostel, wenn sie's machen sollen wie die Schlangen, sollen auch nicht überall frei und ungescheut sich sehen lassen und auftreten. Sie dürfen, wenn sie merken, daß heftiger Widerstand und unversöhnlicher Haß ihnen entgegentritt, aus dem Wege gehen und nach Umständen sich unsichtbar machen. Solches ist nicht gerade Scheue vor dem Bekenntnis. Es ist im Gegenteil nicht nur erlaubte, sondern sogar geforderte Klugheit, da sich zurückzuziehen, wo man weiß, daß man nichts als Haß anrichtet oder gar für sich die größte Gefahr läuft. Es ist auch bei uns nicht recht und bringt immer Schaden, wenn viele in der Meinung, Eifer und Bekennermut haben zu müssen, vor gar nichts und vor niemandem sich scheuen. Der Sache selbst dienen sie damit nicht, weil sie jedenfalls mehr abstoßen als anziehen, wenn sie unaufgefordert und ohne Beruf

und Veranlassung oder Pflicht zu haben, vor jedem Spötter und Verächter sich zur Schau tragen.

Das aber ist nicht zu vergessen, daß wir den Schlangen nicht in der Art gleichen sollen, daß wir wie diese etwaigen Feinden unvermerkt und tückisch etwas beibringen, [um] sie unschädlich zu machen. Heimliche Ränke wider feindselig Gesinnte sind Schlangenbisse, selbst auch von der Finsternis eingegeben. Vielmehr sollen die Apostel, wie der Herr weiter sagt, „ohne Falsch sein wie die Tauben“. Von den Tauben hat niemand etwas zu fürchten. Sie sind die Unschuld selbst; und wenn man sie plagt, beißen sie nicht um sich. An Dienern des Evangeliums nimmt sich's gar nicht gut aus, wenn sie sich den Schein geben, als hätten sie etwas Schlaues, Undurchsichtiges an sich und könnten gegen die, welche sie für Feinde ansehen, heimlich Böses vornehmen. Wenn sie auf unrechte Weise sich zu helfen oder nur in der Art sich zu wehren suchen, wie sich die Welt gegen Unbill wehrt, fällt das niemandem mehr auf als den Feinden des Evangeliums selbst. Diese fühlen's gleich heraus, wenn etwas für geduldige Lämmer nicht taugt; und nur um so feindseliger werden sie, wenn sie denken, die, welche doch Lämmern gleichen wollen, haben's gleichsam [dick] hinter den Ohren, wie man sagt. Die Lämmer sind daher immer am sichersten nach Verhältnis, wenn sie Lämmer bleiben und in keiner Weise etwas an sich zeigen, das wider die Art von Lämmern ist. So sind sie auch ohne Falsch wie die Tauben. – Der Heiland sagt weiter:

V. 17: „Hütet euch aber vor den Menschen. Denn sie werden euch überantworten vor ihre Rathäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen.“ – V. 18: „Und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinethwillen, zum Zeugnis über sie und über die Heiden.“

Ganz allgemein redet hier der Herr von Menschen, vor denen die Apostel sich hüten sollten. Keinem Menschen, der das Evangelium noch nicht kennt, darf man unbedingt trauen. Man kann nie vorauswissen, ob mit ihm etwas anzufangen ist oder nicht. Man muß also vor allen auf der Hut sein, muß sachte mit allen [um]gehen, darf sie nicht reizen, darf nicht plump



gegen sie herausfahren, muß auch mit Besonnenheit das Wort bei ihnen anbringen, immer daran denkend, es könnte ein Wolf in ihnen stecken. Geradezu freilich von allen vorzusetzen, sie seien wirkliche Feinde und man dürfe ihnen in nichts trauen, ist auch nicht recht. Der Geist Christi kann Eindrücke geben, auf die man sorgsam achten muß. Auch sonst gibt's Kennzeichen, an denen man sieht, wieweit man mit Menschen gehen könne. Ehe man diese [nicht] hat, sei auf der Hut, ob du's mit Hohen oder Niederen, Armen oder Reichen, Gesitteten oder Ungesitteten, Freien oder Unfreien zu tun hast. Laß dich warnen und nimm es nicht, wie wenn der Herr so ein warnendes Wort nicht gesagt hätte. Unvermerkt hast du an Menschen Kläger und Verräter, vielleicht auch heimliche Aufpasser, wie das in den ersten Zeiten gewesen ist und später immer wieder. Wenn Obrigkeiten da waren, welche es wider die Christen hatten, hat das, daß man den Menschen zuviel traute, allein schon zu peinlichen Verantwortungen, ja zum Tode gebracht, wie der Heiland sagt. Was haben sie nicht einst alles um Jesu willen leiden müssen! Selbst in den Versammlungshäusern, den Synagogen, hat man sie angesichts der frommen Versammlung geißeln lassen. Wie Obrigkeiten, Könige und Fürsten es oft machten, ist ja bekannt. – Wenn's heißt: „Zum Zeugnis über sie und über die Heiden“, so ist damit auf das Gericht hingewiesen, [wo] ihnen wird vorgehalten werden, mit welcher Standhaftigkeit und Treue von seiten der Apostel das Evangelium ihnen verkündigt worden sei und wie sie sich an diesen Verkündigern verschuldet hätten. – Der Herr setzt noch hinzu:

V. 19: „Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.“ – V. 20: „Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.“

Den Aposteln, die keine feinen und fertigen Redner waren nach der Welt Art, konnte es wohl oft bange sein, wenn sie sich öffentlich vor unwissenden und verbitterten Menschen zu verantworten hatten, wie reden, um es recht zu machen vor Gott und

den Feinden. Da war's ihnen ein Trost, zu wissen, daß sie's zur Stunde bekommen würden, ohne lange darum sorgen zu müssen. Sie sollten's innerlich vernehmen, was sie zu reden hätten. Das sollte in so bedeutendem Grad der Fall sein, daß sie nicht einmal die Redenden wären; sondern der Geist von oben sollte den Sprecher machen. Auch andere Christen dürfen [mit] derselben Verheißung sich trösten. Freilich fühlen wir uns in jetziger Zeit gar arm und schwach, weil wir's nicht mehr völlig genug haben. Hüten wir uns wenigstens, daß wir nicht aus eigenem Geiste und leidenschaftlich reden. Seinen Getreuen ist der Herr zu keiner Zeit ferne. Die aber, die etwa vorher denken, wenn sie vorgeladen sind: „Denen will ich's sagen“, reden nicht aus dem Geiste Gottes. Sie reden ihr Eigenes; und mit diesem verderben sie sich alles voraus. Endlich aber wird der Herr aus allem Gedränge reißen und Sein Übergewicht zeigen, daß auch die stärksten Feinde erbeben und zusammenbrechen vor der Macht, mit der Jesus sich alles unterwirft!

## § 85 Aussendung der Zwölfe

Fünfter Abschnitt. (Der Haß der Welt)

Kap. 10, 21-25

Der Herr redet noch weiter von der peinlichen Lage, in welche die Zwölfe vielleicht jetzt schon, später gewiß, kommen würden. Was Er aber sagt, gilt zugleich allen, die sich zum Namen Jesu bekennen. Er sagt:

V. 21: „Es wird aber ein Bruder den anderen zum Tod überantworten und der Vater den Sohn; und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen.“

Nicht einmal vor den nächsten Angehörigen werden die Bekenner des Evangeliums sicher sein. Wenn selbst Familienglieder einander zum Tode helfen, so hat das verschiedene

Gründe. Einmal ist es eigentümlich, daß in allen, welchen man das Evangelium nahebringen will, wenn sie's nicht annehmen, zuerst Zorn und Ärger, endlich wirklicher Haß erregt werden kann gegen die, welche ihnen zureden. Unter ihrem Widerstand gegen das Evangelium allein schon werden sie empört, wie die Geschichte es deutlich zeigt. Man kann da nicht anders denn an eine verborgene finstere Macht denken, von welcher die Widerstrebenden eingenommen sind und welche bis zur äußersten Bitterkeit sie anreizen kann. Da kann's geschehen, daß ein Bruder den Bruder nicht mehr erkennt, Eltern die Kinder und Kinder die Eltern nicht mehr erkennen, wie wenn sie geschworene Feinde zueinander wären. Je größer sonst die natürliche Liebe war, desto größer jetzt der Haß, weil die dem Evangelium Widerstrebenden von denen, die es annehmen, sich aufs tiefste gekränkt fühlen und darum von sich aus alle Pietät wegwerfen. So ist's immer gegangen, von Anfang an bis jetzt, daß, wenn ein Glied einer Familie mit Eifer bekennt und die anderen Glieder mit Eifer widersprechen, in letzteren oft alle Liebe bis auf den Grund erlischt. Diese können jenes ohne Bitterkeit gar nicht mehr ansehen, können ihm kein Wort mehr gönnen, bezeigen sich in allem gegen dasselbe feindselig und tun, wie wenn sie immer nur vor ihm ausspucken müßten. Wie kann doch da der Feind so geschäftig sein; und wie not tut es, daß der Bekenner die Lammesart nicht verliere und sonst alle Vorsicht der Liebe von seiner Seite brauche! Zum Tod freilich führten sie einst nur in dem Fall, wenn von seiten der Obrigkeiten Blutgesetze wider die Bekenner des Evangeliums ausgegangen waren und verlangten, daß man diese, wo man sie fände, auszuliefern hätte, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, selbst als Bekenner angesehen und gerichtet zu werden. Da schien es eine Art Selbsterhaltung zu sein, was die nächsten Angehörigen zu verräterischer Auslieferung trieb. Dergleichen kam in den ersten Zeiten oft vor, wiederholte sich auch in späteren Zeiten oftmals, wenn selbst Kirchen gegen Kirchen eiferten oder sogenannte Ketzer verfolgt wurden. Immer aber spielte da der fanatische Grundsatz mit, als tue man Gott einen Dienst daran, weswegen man nicht zu grell

an die Unglücklichen, die sich so betören ließen, hinsehen durfte. – Der Herr sagt weiter:

V. 22: „Und müsset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen. Wer aber bis an das Ende beharret, der wird selig.“

Jedermanns Haß wird hauptsächlich dadurch entzündet, daß, wer einmal des Herrn Jesu ist, nicht mehr im gleichen durch alles hindurch fortmachen kann. In der alten Zeit waren's heidnische Gebräuche, welche mitzumachen von jedem Bürger erwartet wurde. Wer sich ihnen entzog, galt als Feind aller, als ein Sonderling, den man nicht dulden könne. Die Heiden begriffen's nicht, warum wenige sich absondern sollten von allen, und vermuteten eine Tücke dahinter, daß diese es nicht mit ihren Göttern hielten. Die Obrigkeiten aber sahen's als eine Art Empörung oder Auflehnung gegen Gesetze und bürgerliche Ordnung an. Sonst noch gab es viel unordentliches Wesen, bei dem ernste Bekenner Jesu unmöglich mehr sein konnten. Deswegen sagt auch Petrus (1. Petr. 4, 4): „Das befremdet sie, daß ihr nicht mit ihnen laufet in das wüste, unordige Wesen, und lästern.“ Er hatte auch vorher (V. 3) sagen müssen: „Es ist genug, daß wir die vergangene Zeit des Lebens zugebracht haben nach heidnischem Willen, da wir wandelten in Unzucht, Lüsten, Trunkenheit, Fresserei, Sauferei und gräuliche Abgöttereien.“ Da wurde denn von den Heiden immer gefragt: „Wo sind denn die und die? Warum lassen sich denn die nicht sehen?“ Dann wurde gelästert, rasoniert und gab's allerlei zu erzählen; und wenn es vollends aussah, als verachteten jene die anderen und wollten [...] sich über diese hinaufstellen, wie es jetzt heißt, sie wollten frömmer und besser sein denn andere Leute, so war's mit jedermann verschüttet, daß Bekenner des Evangeliums sich kaum mehr öffentlich sehen lassen durften, ohne Beschimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt zu sein. Selbst in ihren eigenen Häusern waren sie nicht sicher, indem Zusammenrottungen stattfanden und Einbrüche, [wobei] sie jeden Unfug, jede Zerstörung, selbst Beraubung, gar Vertreibung sich gefallen lassen mußten. Wir wissen's ja, wie es jetzt noch je und je in der Mission zugeht. Auch wo das lautere Evangelium

abhanden gekommen ist, wissen die, die es wieder ergreifen, nicht vorsichtig genug zu sein, um nicht alles mögliche über sich ergehen zu sehen.

„Wer aber bis ans Ende beharret“, setzt der Herr hinzu, „der wird selig.“ Dieses Wort lautet sprichwörtlich. Zunächst will's sagen: Wer nicht nachläßt, sich nicht umstimmen läßt, treu bleibt dem Namen Jesu, auch wenn's sein Leben kostet, der wird errettet werden von der Pein des zukünftigen Lebens. Ausharren, und zwar unausgesetzt, solange der Kampf währt, komme es, wie es wolle, gehe es zum Leben oder Sterben, das ist und bleibt jedes wahren Christen erste Aufgabe. Der Herr sagt weiter:

V. 23: „Wenn sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere. Wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet die Städte Israels nicht ausrichten, bis des Menschen Sohn kommt.“

Dieses Wort geht wieder mehr die Zwölfe allein an, die Jesus jetzt aussendet. Dadurch, daß man sie in einer Stadt verfolgt und ausweist, sollen sie sich nicht abhalten lassen, in andere Städte zu gehen, gleichsam in diese sich zu flüchten. Die Einwohnerschaft der Städte konnte sehr verschieden sein; und waren die Apostel in einer Stadt höchst übel angesehen, so konnte in einer anderen ein besserer Geist herrschen, daß sie da willkommen waren. Dies konnte von der Vergangenheit und von der Gegenwart abhängen. In der Vergangenheit war oft vieles in einer Stadt vorgegangen, das die Einwohner auf viele Geschlechter hinaus verderbt und unter einen Bann und Fluch gebracht hat, so daß die Stadt jetzt gleichsam Satans Stuhl war, wie Pergamon (Offb. 2, 13). In der Gegenwart aber konnte eine einflußreiche Partie eine Herrschaft ausüben, unter welcher die Besseren seufzten, ohne etwas machen zu können. So geht's auch in unserer Zeit, daß in manchen Städten es unmöglich ist, einen Prediger, wenn sie diesen wählen dürfen, nach dem Herzen Gottes zu bekommen. In anderen Städten können die Einwohner unter einem Segen stehen, den sie von Vorfahren ererbt haben und der die Städte nicht gar gottentfremdet werden läßt.

Sonst sagt der Herr, die Zwölfe würden die Städte Israels nicht ausrichten, bis des Menschen Sohn komme. Diese Worte sind dunkel. Viele Ausleger\* meinen, der Herr wolle sagen, Er werde ihnen auf dem Fuße folgen und, ehe sie fertig wären, selbst dasein, wie die Siebenzig (Luk. 10, 1) vor Ihm her in die Städte und Dörfer gehen mußten, da Er hinkommen wollte. Indessen entspricht diese Auslegung der feierlichen Einleitung nicht: „Wahrlich, ich sage euch“; und sonst lesen wir ja (Mark. 6, 30), daß die Zwölfe bald wieder zurückgekehrt seien. Die Worte: „Bis des Menschen Sohn kommt“ haben also einen tieferen Sinn und deuten verblümt auf ein schnelles Ende hin, das es mit Jesu nehmen werde, das aber auch der Anfang Seines Kommens ist. Eigentlich wollte Er sagen: „Bis des Menschen Sohn weggenommen wird“, sagt aber nicht so, weil es stutzig gemacht hätte. Sein Weggenommenwerden nämlich ist auch ein Kommen, indem Er von Seiner Himmelfahrt an persönlich bei den Jüngern war. Bis zu dieser unsichtbaren Gegenwart Seiner Person werden's die Jünger nicht fertiggebracht haben mit den Städten; aber dann kommt Er dazu und hilft (vgl. BBB 1874, 51, 406f.). Von Seiner Wiederkunft aber kann Er da nicht reden, weil ja bis dahin jedenfalls das Evangelium überall verkündigt sein muß.

Wenn es die Jünger verwundern wollte, daß sie so viel in der Zukunft durchzumachen hätten, so setzt der Herr noch hinzu:

V. 24: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister noch der Knecht über den Herrn.“ – V. 25: „Es ist dem Jünger genug, daß er sei wie sein Meister und der Knecht wie sein Herr. Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißten, wieviel mehr werden sie Seine Hausgenossen also heißen?“

Jünger Jesu denken sich's gerne so, als ob der Herr Jesus alles für sie getan hätte und sie's also sollten fortan leicht haben. Bei uns können sie's oft gar nicht begreifen, daß sie so hart dranmüssen, wenn doch Jesus alles getan und gebüßt habe. Die-

\* [J. P. Lange: *Neues Testament 1. Matth.* 1857; H. A. W. Meyer: *Matth.-Kommentar*, 1855; – siehe Paul Ernst in Blumhardt, GW II/5, 1974, S. 51 (59 b1).]

ser faulen Ansicht von dem Verdienst Christi für uns tritt offenbar in unserer Stelle der Herr entgegen. Wir müssen immer bedenken, daß der Herr zunächst nur die Möglichkeit der Erlösung für uns erkämpft hat. Ohne Ihn wäre es gar nicht gegangen, wenn wir uns noch so sehr gemüht hätten. Aber daß es nun werde, müssen wir selbst auch dran. Mit den Kräften, die Jesus erworben und die wir durch Glauben an Ihn an uns ziehen, müssen wir unter viel Geduld und Hingabe kämpfen, schon darum, daß wir's zeigen, wir seien's wert, daß uns Jesus die Bahn zur Erlösung gemacht habe. Insofern kann man sagen, muß sich's der Jünger nach Jesu Willen gefallen lassen, so viel zu leiden [wie] sein Meister und der Knecht so viel wie sein Herr, und auch nicht bloß für sich, sondern auch für die Gesamtheit. Sollte sich doch ein Jünger und ein Knecht schämen, wenn er's wollte besser haben als sein Meister und als sein Herr. So ist's denn gekommen, daß ihrer viele sich haben müssen kreuzigen lassen oder sonst der gräßlichsten Todesart sich unterziehen. Aber sie können's und wissen, daß sie's mit ihrer Geduld und mit ihrem Glauben gewinnen, nachdem Jesus, der Gerechte, uns vorangegangen ist als Anfänger und Vollender des Glaubens, auf Sein Werk hin, bis Er sagen konnte: „Es ist vollbracht!“ (Joh. 19, 30) Es muß also gutgehen, wenn es ein Jünger und Knecht nur nicht härter bekommt als sein Meister und Herr, obgleich er sich auch das gefallen lassen müßte. Es ist aber genug für ihn; und er soll damit zufrieden sein, daß er es hat wie der Meister und Herr, ohne mehr tragen zu müssen. Solche Verheißung liegt denn auch in der Rede Jesu. Sonst erfahren wir's, wie der Herr doch uns unendlich verschont. Ach, wir haben's am Ende doch noch gut; und es sind immer nur einzelne, die mit Trübsalen um Jesu willen vorangehen müssen, um wieder anderen, und den meisten, es leichter machen zu helfen.

Insbesondere müssen Seine Jünger sich auch als Beelzebub oder Teufeldiener von der Welt ansehen lernen, wie sie Jesum angesehen ha[t]. Immer und immer wieder kommt das vor, daß sie sich beschuldigen lassen müssen, sie haben's mit dem Teufel. Selbst wenn sie Wunder tun im Namen des Herrn,

namentlich wenn sie Besessenen helfen mit der Kraft Jesu, werden sie gerne sehr gering darum angesehen, als ob sie wirklich mit geheimen, d. h. Teufelskünsten umgingen. Sei's so. Es muß so sein. Die Hausgenossen sollen's auch hierin nicht besser haben als der Hausvater. Aber der Sieg ist des Herrn. Ja, Jesus ist Sieger; und alles muß doch noch Ihm untertan werden.

## § 86 Aussendung der Zwölfe

Sechster Abschnitt. (Zur Ermutigung: ein Erstes)

Kap. 10, 26-28

Weil der Herr so Schweres den Aposteln angekündigt hatte, das ihnen begegnen würde, richtete Er noch einige Worte der Ermutigung an sie, daß sie sich nicht fürchten sollten. Er sagt dreierlei zu ihnen: 1. Wie ihr Beruf es erfordere, furchtlos zu sein – 2. wie sie der Fürsorge Gottes gewiß seien – 3. welche Verheißung sie hätten.

Erstlich will Er ihnen die Furcht nehmen durch Vorhalten ihres Berufs. Er sagt:

V. 26: „Darum fürchtet euch nicht vor ihnen. Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde.“ – V. 27: „Was ich euch sage im Finsternis, das redet im Licht; und was ihr höret in das Ohr, das predigt auf den Dächern.“ – V. 28: „Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.“

Wenn der Herr hier mahnt, vor Widersachern sich nicht zu fürchten, so erinnert Er an die Aufgabe, die nun einmal die Jünger hätten. Ist aber jemand seiner Aufgabe und seines Berufs gewiß, so darf von Furcht keine Rede sein. Schon im gewöhnlichen Leben ist der ein geringer, schwacher und übel angeschriebener Mensch, der aus Furcht seine Schuldigkeit nicht tut, aus Menschenscheue hinter dem zurückbleibt, was von ihm

gefordert wird. Die Apostel nun haben die Verpflichtung auf sich, [das,] was ihnen vorerst im stillen und verborgenen kundgetan wird, öffentlich zu verkündigen, ja alle Welt wissen zu lassen, weil es etwas ist, das allen dient, allen zum ewigen Leben helfen soll. Lassen sich die Apostel einschüchtern, das nicht zu tun, so tun sie ein Unrecht an allen, die, was sie hören sollten, nicht hören. Eine große Befriedigung muß es für die Apostel sein, in Erfüllung ihres Berufs Treue zu beweisen; und das allein schon sollte bei getrostem Mut sie erhalten und alle Furcht ihnen nehmen.

Zuerst sagt der Herr, es sei nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und nichts heimlich, das man nicht wissen werde. Es ist das eine Art Sprichwort, welches sagt, daß überhaupt nichts, das einmal im verborgenen und heimlich erkannt und besprochen sei, im verborgenen bleiben könne. Über kurz oder lang kommt's zutage und ins Licht. Sonst gilt's ja auch von verborgenen und geheimen Sünden, daß sie nicht leicht verschwiegen bleiben. Wie wunderbar wird nicht schon in dieser Zeit auch das Geheimste aufgedeckt. Hier ist's freilich ein nichtgewolltes Bekanntwerden. Jesus aber redet davon, daß die, welche vorerst etwas nur heimlich, nur für sich allein wissen oder ins Ohr bekommen haben, zuletzt nicht mehr schweigen können, sondern damit herausrücken müssen. Ach, wie vieles kann nicht oft einer, dem's irgendwie, besonders aus der Schrift, klargeworden ist, jahrelang bei sich allein tragen; und die Brust will ihm fast springen, weil er's niemandem zu sagen weiß, der es anzunehmen geneigt ist. Aber endlich kann er's nicht mehr aushalten. Er muß sein Schweigen brechen. Aber nun kann's ihm auch wie den Aposteln gehen, daß er ähnliche Namen bekommt wie diese (V. 25). Dann muß er eben auch mit dem sich ermutigen, daß der Heiland sagt: „Darum fürchtet euch nicht vor ihnen.“ Er tut seine Schuldigkeit, gebärden sie sich, wie sie wollen. Der Seele können sie ja doch nichts tun.

Jenem Sprichworte gemäß, sagt also der Heiland, könne auch das nicht verborgen bleiben, was Er den Jüngern im verborgenen und einstweilen heimlich, ohne daß andere Zuhörer

dabei waren, mitgeteilt habe. Wir sehen daraus, daß der Heiland Seinen Jüngern vielen besonderen Unterricht gegeben haben muß über den Ratschluß Gottes zur Erlösung der Menschheit, über den Gang des Reiches Gottes bis zu seiner Vollendung, über die Finsternis und die Fürsten der Finsternis wie über das Licht, das allmählich die Finsternis verdrängen müsse. Namentlich mögen die Jünger zuletzt noch viel über die Person Jesu gehört haben, über die Bedeutung Seines Daseins und Seines Wirkens, über die Wichtigkeit Seines Gehorsams gegen Seinen Vater in allen Dingen bis in den Tod und wie Sein Gehorsam das Mittel werde, alle Welt zu Gott zurückzuführen, weil Er ihr Anführer, Fürsprecher und Mittler zu werden sich versprechen dürfe. Manches der Art wurde den Jüngern wie im Finsternis gesagt, so daß andere gar nichts davon innawurden. Sie hörten's in das Ohr als ein Geheimnis, das sich noch nicht zur Veröffentlichung eignete. So mußten die Jünger z. B. es für sich behalten, daß Jesus der Christ sei, auch was sie bei der Verklärung gesehen und gehört hatten. Was sie so im stillen erfuhren, mag viel dazu beigetragen haben, daß sie gerne bei Jesu blieben und wie an Ihn angekettet waren. Niemand sah es ihnen an, was alles sie schon wußten, obwohl es bei ihnen nur erst ein dürftiger Anfang war; und für vieles waren sie selbst noch zu unverständlich, daß ihnen kein volles Licht gegeben werden konnte. Deswegen wurde ihnen auch gesagt, daß der Heilige Geist, den sie empfangen würden, sie erinnern würde [an] alles das, das Jesus ihnen gesagt habe (Joh. 14, 26).

Nichts aber, was die Jünger erfuhren, erkannten, ahnten, merkten, sollte immer bei ihnen allein bleiben oder als eine Art Geheimwissenschaft sich forterben oder nur auch auf enge Kreise sich beschränken. Schon Besonderheiten, die nicht ins Weite getragen werden sollen und können, sind nicht nach dem Geist des Evangeliums; und eine Geheimwissenschaft, die nie laut werden darf, ist geradezu vom Argen. Vor Geheimlehren, wie sie namentlich die fürwitzige Kunst gibt, sollten wir uns sehr in acht nehmen. Wir sollten von Besonderem, das wir als ein Geheimnis bei uns zu behalten angewiesen werden, schon gar

nichts wissen wollen; denn wir sind gebundene Leute, sobald wir etwas wissen, was andere nicht wissen sollen. Unzählig viele sogenannte Geheimnisse gibt es, welche in Familien von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben, z. B. von Schlüsseln, mit deren sonderbarer Selbstbewegung Diebe sollen ausfindig gemacht werden; und oft muß eines dem anderen Handtreue geben, ja stille zu sein und es für sich zu behalten, um insgeheim es benützen zu können. Dergleichen Geheimnisse haben alle einen unheimlichen Ursprung und sind, weil sie nicht ins Licht sollen, als Erzeugnisse der Finsternis anzusehen und darum besonders zu fürchten, weil sie auch fürs künftige Leben an Obrigkeiten der Finsternis binden.

Die Jünger nun sollten nichts wissen, das nicht die Bestimmung hätte, zu jedermanns Kenntnis zu kommen. Einstweilen, bis die Sachen reif waren, mußte Vorsicht angewendet werden, nicht etwas laut werden zu lassen, was niemand verstanden oder was verfrühten Haß geweckt hätte. Aber endlich mußte alles ins Licht und, was ins Ohr gesagt war, laut und frei allen Menschen zu Ohren kommen; und die Jünger mußten's selbst auf den Dächern predigen, was sie damals leicht konnten, weil die niedrigen Häuser ein flaches Dach mit Lehnen ringsherum hatten. Von solchem Dach herunter konnten leicht Ansprachen an große Versammlungen vor dem Haus gehalten werden. Daß man freilich nicht gar zu frei mit solchem Predigen sein dürfe, hatte der Herr schon angedeutet, wenn Er zu Seinen Jüngern sagte, sie sollten klug sein wie die Schlangen (V. 16) und überhaupt sich vor den Menschen hüten (V. 17). Aber wenn Aufforderung dazu vorhanden ist und viele sind, die ein Ohr für die Botschaft des Evangeliums haben, wie Petrus am ersten Pfingstfest und Paulus zu Athen gedrungen wurden, so darf man um anderer willen, die es ohne Haß nicht anhören können, nicht stille sein, also nicht aus Menschenfurcht schweigen. Aber nur halb und halb die Sachen sagen geht auch nicht an. Ist die Zeit da, so muß alles, was zur Umkehr der Menschen dient, frei heraus ans Licht, damit niemand einmal sich beschweren kann, man habe es ihm nicht gesagt, obwohl Gelegenheit dazu

dagewesen wäre. Solchen Vorwurf in der Ewigkeit müssen die Apostel auch fürchten. Dort müssen sie das Zeugnis von Freunden und Feinden haben, daß sie ihre Schuldigkeit getan hätten. So war's befriedigend für Paulus, den Ältesten zu Ephesus sagen zu können (Apg. 20, 18-21): „Ihr wisset, wie ich alle Zeit bin bei euch gewesen und dem Herrn gedienet mit aller Demut und mit vielen Tränen und Anfechtungen, die mir widerfahren sind durch Nachstellungen von seiten der Juden, wie ich nichts verhalten habe, das da nützlich ist, daß ich euch nicht verkündigt hätte und euch gelehret öffentlich und sonderlich und habe bezeuget beide, den Juden und den Griechen, die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum.“ Ferner (V. 27): „Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte alle den Rat Gottes.“ Wie kann doch Paulus das so freudig sagen! Das Bewußtsein aber, durch freies und offenes Bekenntnis ein gutes Gewissen zu behalten, sollte doch ermutigend auf den Verkündiger des Worts wirken, daß ihn keinerlei Furcht anwandeln kann, wenn die Umstände auch noch so drohend sind. Deswegen hatte der Herr vorausgesagt: „Darum fürchtet euch nicht vor ihnen.“

Nach dem, was der Herr weiter sagt, ist auch die Furcht vor Widersachern, selbst wenn sie den Leib töten, etwas Kleinliches. Was ist's denn, wenn sie den Leib töten? Andere Menschen, die beim Sterben keiner Erlösung aus der Gewalt der Finsternis gewiß sind, mögen den Tod fürchten; denn ihnen ist mit dem Sterben des Leibes für die Seele nichts Gutes bereitet. Jünger Jesu aber wissen, wem ihre Seele gehört, können also nur bis zum Tod hin in den Händen ihrer Feinde sein; denn diese haben über den Tod hinaus keine Macht über sie. Wer um Jesu willen unter den Händen des Henkers stirbt, stirbt in die Hände des Heilands hinein, der mit Freuden Seine Getreuen empfangen wird zum ewigen Leben. Wer aber seines Lebens schont und aus Menschen- oder Todesfurcht dem Bekenntnis untreu wird, daß er schweigt, wo er reden sollte, darf sich lebend und sterbend nicht so sicher in den Händen seines Heilands fühlen. Je nachdem es ist, kann's mit ihm bis zum Verderben in die Hölle kommen.

Die Furcht hiervor sollte doch wohl die andere Furcht vor den Mördern verdrängen. Wer klug ist, hält sich ans Sichere, das ihm die ewige Seligkeit verbürgt!

Das zweite und dritte zur Ermutigung wider die Furcht im nächsten Blatte.

## § 87 Aussendung der Zwölfe

Siebenter Abschnitt. (Zur Ermutigung: ein Zweites und Drittes)  
Kap. 10, 29-33

Ein Zweites, womit der Herr die Zwölfe ermutigen wollte, sich nicht zu fürchten, ist die Fürsorge Gottes, die sie sich bei treuem Berufsfleiß versprechen dürfen. Er sagt:

V. 29: „Kauft man nicht zweien Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselbigen keiner auf die Erde ohne euren Vater.“ – V. 30: „Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählet.“ – V. 31: „Darum fürchtet euch nicht; ihr seid besser denn viele Sperlinge.“

Zuerst redet der Herr von Sperlingen, „Spätzchen“, wie man nach dem Grundtexte übersetzen könnte, für welche Gott eine Fürsorge habe, obwohl sie um den geringsten Preis bei den Menschen zu haben sind. Zwei derselben, heißt es, kaufe man um einen Pfennig, [wo]bei der Herr die geringste jüdische Münze nennt. Wenn man solche Vögelchen in der Luft fliegen sieht, kann man sich wirklich nicht denken, daß nicht im verborgenen eine Fürsorge für sie vorhanden sei. Wer aber sorgt für sie? Menschen tun's in der Regel nicht. Nur im Winter, wenn viel Schnee liegt, können sich barmherzige Menschen nicht enthalten, eine regelmäßige Fütterung ihnen zuzurichten, da es denn eine Lust ist, zu sehen, mit welchem Zutrauen sie sich hermachen und wie sie immer zur Stunde da sind, sich ihren Bedarf zu holen. In Norwegen ist es auch der Brauch, daß man an Weihnachten eine gefüllte Fruchtgarbe auf das Dach steckt, den hungernden Sperlin-

gen zum besten, denen die Leute auch gerne eine Weihnachtsfreude bereiten. Da waten denn Kinder und Erwachsene vor dem Hause im dichten Schnee herum und sehen mit Jubel zu, wie die Vögelchen sich in der Garbe verlieren. Nach etlichen Tagen ist auch nicht eine Spur mehr von der Frucht zu sehen, weder an der Garbe noch auf dem Dach, noch auf der Straße. Nun, der Herr sorgt ja auch für die Sperlinge; aber sonst wehe den armen Tierchen, welche an den Menschen gar vielfältig nur Mörder haben! Wie sollten doch die Vogelfänger und Vogelschieser sich [vor der] Sünde fürchten, Vögelchen, die so heiter leben und unter göttlicher Fürsorge stehen, aus reinem Mutwillen zu fangen, zu schießen, zu verderben? Es sollte doch uns aller Mutwillen zum Töten vergehen, wenn wir erfahren, daß kein „Spätzchen“ vom Dach fällt, auch wenn mutwillig getroffen, ohne den Willen des Vaters im Himmel.

Sorgt denn aber wirklich, fragst du vielleicht, der Herr auf solche Art für die Sperlinge? Und zwar so, daß Er Seinen Willen dazu geben muß, wenn eines vom Dache soll tot herunterfallen? Denke, wie du willst. Aber vor allem, nimm dich selbst als ein solches „Spätzchen“; und da wirst du doch denken können, du dürftest nicht ohne den Willen des himmlischen Vaters zum Tod getroffen werden. Aber bleiben wir ein wenig bei den „Spätzchen“. Die wunderbare Art, wie sie ihre Sächelchen oft finden, da es kein Mensch auszufinden imstande wäre, zeugt von der göttlichen Fürsorge. Das Verborgenste finden sie aus (siehe § 42, S. 215). Es hat einmal einer ausgerechnet, wieviel etwa in Frankreich die Sperlinge allein zu ihrem Lebensunterhalt brauchen. Er brachte eine so ungeheure Summe heraus, daß man versucht sein könnte zu denken, diese Tierchen fressen den Menschen alles weg; und doch merken's diese kaum, daß sie so viele ungeladene Gäste und gewaltige Mitesser haben. Vielen meiner älteren Freunde ist vielleicht noch die Spatzenpredigt in Erinnerung, welche einmal der selige Antistes Spleiß\* von Schaffhausen, der herrlich angelegte Mann, beim Basler Missionsfeste,

\* [David Spleiß (1786-1854), siehe Calwer Kirchenlexikon, Bd. II, 1941, S. 1020.]

ich meine im Jahr 1832, da ich im Missionshause Lehrer war, in Beuggen, wo immer das Nachfest in einer Armenanstalt gefeiert wird, gehalten hat, im Freien vor einem Schopfe, über die Sperlinge, die Kostgänger allein von Frankreich, von welchen er die angenommene Zahl vor sich hatte. Er wußte es als Wunder darzustellen, wie die Sperlinge ganz unter der Hand ihre Nahrung finden, trotz des ungeheuren Bedürfnisses, das sie haben. Unter anderem redete er auch von Wegpflanzen, die im Winter über den Schnee hervorragen und an der Spitze viele Körner tragen, welche die hungernden Sperlinge begierig aufsuchen. Spleiß benahm sich so lebhaft aufheiternd, daß lange von dieser merkwürdigen Rede gesprochen wurde, weil auch der Eindruck davon über die wunderbare Güte Gottes tief ging. Wer's gehört hat, spricht heute noch davon. Aber freilich, sie sterben mir nach und nach aus! „O Herr, ich warte auf dein Heil!“ (1. Mose 49, 18).

Die Zwölfe aber sollten doch denken, daß sie besser seien denn viele Sperlinge. Sollte für sie Gott keine Fürsorge haben? Sollte Er sie leichten Kaufs nur geschwind durch Feindeslist und Bosheit niederwerfen und in den Tod sinken lassen? Nimmermehr! Einen Paulus haben sie einmal gehörig gesteinigt und als tot zur Stadt hinausgeschleppt, sicher nicht allzu sanft. Da ließen sie ihn wie Kot auf der Gasse liegen. Er aber, als sie weg waren und nun die Jünger ihn umringten, stand einfach wieder auf, als ob nichts geschehen wäre, und ging mutig in die Stadt zurück, aus der sie ihn tot hinausgeschaufelt hatten. Da haben sie ihn doch nicht noch einmal angefallen – werden schöne Augen gemacht haben! (Apg. 14, 19-20). Denken wir doch, welch eine Ermutigung für die Zwölfe des Herrn Wort sein mußte, daß mitten unter den ärgsten Todesgefahren kein Tod sie wegnehmen könne ohne den besonderen Willen des himmlischen Vaters!

Der Herr sagt noch etwas, den Zwölfen die Fürsorge des himmlischen Vaters für sie nahezulegen, mit den Worten: „Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt.“ Freilich will dem natürlichen Menschen das nicht recht eingehen; und er könnte darüber lächeln, was denn auch an einem einzelnen Haare liege. Was denn das ausmache, ob ein Mensch

10, 20, 100 Haare mehr oder weniger habe! Ein solcher Klügling soll aber denken, daß es der Heiland nicht zu ihm sage, weil er's nicht versteht, sondern zu den Zwölfen, wenn Er sagt, ihre Haare seien alle gezählt. Den Zwölfen muß es ergreifend gewesen sein, zu hören, wieviel sie vor Gott als Apostel Jesu gelten und wie sie auch im kleinsten und unbedeutendsten unter der besonderen Fürsorge stehen und auch die geringste Beschädigung ihres Leibes als von Gott besonders zugelassen zu nehmen hätten. Von den Männern im Feuerofen (Dan. 3, 27) wird auch gesagt, „daß das Feuer keine Macht am Leibe dieser Männer beweiset hatte und ihre Haupthaare nicht versenget und ihre Mäntel nicht versehret waren, ja man konnte keinen Brand an ihnen riechen“. Sonst muß man denken, die Haare sind doch ein Teil vom Leibe des Menschen. In ihnen ist auch etwas vom Leben des Menschen; und wenn ein einzelnes gerade nichts ausmachen mag, so hat ein einzelnes doch eine Bedeutung, wenn es zu vielen gehört, die dann ein Ganzes bilden. Viele ausfallende Haare können kahl machen. Jedenfalls könnte es das Vertrauen des Menschen zu Gott stören, wenn dieser Gott auch nur ein Haar von ihm unbeachtet ließe. Alle müssen als gezählt gedacht werden können; oder der Mensch fühlt sich bezüglich seiner einzelnen Leibesteile nicht sicher unter der Hut Gottes. Das Kleinste daher, was am Menschen ist und zu ihm gehört, gilt wenigstens vor Gott etwas um unseres Glaubens willen; und auch wir dürfen's mit keinem Teile unseres Leibes gleichgültig nehmen, ob wir ihn behalten oder nicht. Wenn's gilt, soll auch nicht das Geringste an uns in Gefahr kommen. Als einst einmal Israel in der Wüste 40 Jahre lang unter den besonderen Schutz Gottes gestellt war, konnte zuletzt Mose zu ihm sagen (5. Mose 8, 4): „Deine Kleider sind nicht veraltet an dir; und deine Füße sind nicht geschwollen diese vierzig Jahr“ – „auch dein Schuh“ (heißt's 5. Mose 29, 4) „ist nicht veraltet an deinen Füßen.“ Ja, kein Haar hat ihnen gekrümmt werden dürfen, wie wir sagen.

Aber auch andere als die Zwölfe dürfen sich an das Wort des Herrn halten. In dem schönen Büchlein von Fricker *Weis-*



*heit im Staube*\*, herausgekommen um 1820, mit dem Nachlaß eines hundert Jahre vorher verstorbenen geistvollen Pfarrers, steht unter anderem die Frage: „Welches ist der rechte Glaube?“ Antwort: „Wenn du glaubst, daß auf dem Haupte deine Haare alle gezählt seien.“ Ich las damals, kaum ins Seminar eingetreten, mit zwei anderen\*\*, deren einer mir das Büchlein gab, im Walde, [wo] wir einen Platz hatten, den wir Altar nannten, aus dem Büchlein vor. Der andere Mitleser wurde ganz aufgeregt, meinend, das sei doch über die Maßen übertrieben. Der gute Mann ist später ganz abgekommen, mir aber heute noch im Herzen, ihm aber auch ich, trotz der verschiedenen Richtungen. Auch der andere blieb nicht dabei, ist jetzt heimgegangen – wir waren Freunde geblieben. Freunde, die in der Jugend vor dem Herrn standen, können unmöglich wieder ganz auseinanderkommen. Aber, lieber Leser, Fricker hat recht, begreiflich ja, der Herr auch. Glaubst du's, so kannst du's erfahren – ich weiß auch etwas davon –, wie im Allergeringsten der Herr kann Seine Fürsorge zeigen, namentlich auch zur Bewahrung und Erhaltung des Leibs – auch der Haare.

---

Das Dritte, das der Herr den Zwölfen zur Ermutigung sagt, ist eine Verheißung. Die lautet:

V. 32: „Darum, wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ – V. 33: „Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“

Die Zwölfe sollten vor allem bemerken, welche Bedeutung das Bekenntnis vor den Menschen hatte. Wie konnten die Menschen zum Leben gebracht werden, wenn man gegen sie nicht bekannte und im Augenblick stille wurde, wenn etwas zu

---

\* [Johann Ludwig Fricker (1729-1766), Schüler F. C. Oetingers, *Weisheit im Staube*, Stuttgart 1820, 1830. Die Erstausgabe erschien unter dem Titel: *Unvollständige, jedoch brauchbare Überbleibsel ...*, o. O. 1775.]

\*\* [Unbekannte Mit-Seminaristen Blumhardts in der 9. Promotion Schöntals.]

fürchten war? Wie erhebend mußte der Eindruck sein, wenn die Bekenner sich mutig zeigten, und wie niederschlagend und verwirrend, wenn sie auf einmal wieder als Verleugnende dastanden! Je mehr nun durch ihr Bekenntnis erreicht wird, desto freudiger wird sich Jesus selbst vor Seinem durch Ihn versöhnten Vater bekennen. Er wird Seinem Vater den Bekenner vorstellen und sagen: „Dieser hat sich nicht gescheut, mit Lebensgefahr, nachdem der Beruf es von ihm forderte und ich es von ihm erwartete, meinen Namen vor den Menschen mit treuem und unerschrockenem Herzen bekannt, ihnen gesagt, daß sie an mir einen Heiland hätten. Ich rechne ihn zu meinen liebsten Freunden, weil er sein Leben für mich und meine Brüder gewagt, wie ich es für alle Menschen geopfert habe.“ Was wird der Vater im Himmel dazu sagen? Das will ich dich, lieber Christ, selbst erraten lassen. Wenn aber Jesus jemanden vor Seinem Vater verleugnet, so wird Er sagen: „Dieser? Ich kenne ihn nicht. Er gehört mir nicht zu. Er hat zwar sich gestellt, als ob er zu den Meinen gehörte; und ich habe ihm Aufträge gegeben. Er aber hat alles, mich und seinen Beruf und die Menschen, denen er dienen sollte, vergessen, sooft er Gefahr vor sich sah, und hat geradezu gesagt, er kenne mich nicht, halte sich nicht zu mir, um sich auf diese Weise aus den Schlingen der Gefahr und des Todes zu ziehen. Ich kann ihn also nicht zu den Meinen rechnen; mit Wehmut muß ich das sagen.“ Was wird dann zu diesem der Vater sagen? Lieber Christ, ich will dich's auch raten lassen. Aber meine nicht, daß das, wie sie's oft machen, ein Bekennen sei, wenn sie, ganz im Sicherem stehend, den Mund weit auf tun und scharf gegen die Welt und Ungläubige sich auslassen. Nimm dich in acht; da ist's nicht sauber. Wer weiß, wie es wird, wenn's gefährlich aussieht? O Jesu, mach uns treu und unser Bekennen lauter und furchtlos!

## § 88 Aussendung der Zwölfe

Achter Abschnitt. (Schluß)

Kap. 10, 34-42

Der Herr spricht sich am Schlusse gegen Seine Zwölfe noch auf dreifache Weise aus, um bereits Gesagtes bestimmter zu wiederholen. Das erste, was Er zum Schluß sagt, ist, daß Er anzeigt, welche Erregung die Verkündigung des Evangeliums auf Erden hervorbringen werde. Er sagt:

V. 34: „Ihr sollt nicht wännen, daß ich kommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ – V. 35: „Denn ich bin kommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger.“ – V. 36: „Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.“

Etwas sehr Ernstes ist's, was der Herr hier sagt. Was erwartete man denn vor allem von einem Messias, der kommen sollte? Nichts anderes denn ein Friedensreich. Wenn Jesaja (9, 5f.) prophetisch sagt: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben“, so setzt er hinzu: „auf daß Seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende“. Nun ist der Heiland da und sagt, Seine Jünger sollen nicht wännen, sollen nur nicht glauben, daß Er da sei, um Frieden zu bringen; denn Er sei gekommen, das Schwert zu senden (Matth. 10, 34). Solches muß man aber nur nicht so nehmen, als ob es des Heilands Absicht gewesen sei, ein großes Durcheinander zu machen. Vielmehr will Er sagen, es sehe geradeso aus, wie wenn Er nichts anderes im Sinne gehabt hätte, denn Unfrieden zu stiften, weil der Unfriede die nächste Folge Seines Kommens und Wirkens sein werde. Er kommt nämlich in eine Welt herein, die einem anderen Herrn dient, dem sie entrissen werden muß. Wie konnte es anders sein, als daß es zunächst ein Durcheinander gab? Um die Werke des Teufels zu zerstören und gegen seine Ansprüche aufzutreten, mußten Kräfte gegen Kräfte kämpfen, mußten Anhänger und

Jünger Jesu sich stellen gegen die Kinder der Welt und des Teufels. Da kamen freilich die beiden hart hintereinander; und die Wut des Widersachers der Menschen kannte keine Grenzen. Schon in den Familien hielten's die einen mit dem Herrn der Welt, die anderen mit Jesu; und da gab's Unfrieden, Streit und Krieg fast in jedem Hause. Schmerzlich ist es freilich, wie die Nächsten, die Hausgenossen, Familienglieder über einer Predigt, die nur Heil bringen will, so feindselig gegeneinander wurden. Aber dieser Unfrieden und Krieg muß durchgemacht sein, wenn endlich der Feind besiegt und der Frieden herrschend werden sollte durch die ganze Schöpfung. Noch ist der Friede, der ein ewiger werden soll, nicht da; und was mag es nicht alles noch werden? Aber zuletzt wird Jesus mit einem Male als Sieger auftreten und alles gewinnen, mag der Widerstand der Finsternis noch so groß werden.

Zweitens spricht sich der Herr über die Gesinnung aus, welche die Jünger Jesu, unter den Kämpfen und Anfechtungen, namentlich gegen Ihn haben müssen. Er fährt fort:

V. 37: „Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wert.“ – V. 38: „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert.“ – V. 39: „Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird's finden.“

Vater und Mutter können wider einen Sohn oder eine Tochter sein, wenn sie nichts von Jesu wollen, dem diese anhängen, also Heiden oder Juden bleiben, während diese Christen werden, aus Scheu vor den Folgen, die das Christwerden hat. Eltern nun können meinen, Kinder sollten sich ihrem Willen fügen. Wenn sie im Widerstand gegen Jesum entschieden sind, sollen's auch die Kinder sein, weil das Gesetz Gottes Unterwerfung unter die Eltern fordere. Ja, auch die Liebe gegen die Eltern solle die Kinder bestimmen, von Jesu wegzubleiben. Der Heiland aber sagt, die Verpflichtung der Kinder gegen die Eltern höre auf, wenn sich's um Jesu Nachfolge handle. Wenn also die Liebe gegen die

Eltern und die zu Jesu in Konflikt miteinander kommen, müsse letztere die Oberhand haben. Kinder dürfen nicht denken, sie müßten sich etwa vor Augen dem Willen der Eltern fügen, könnten aber doch heimlich und im stillen Jesum lieben und Ihm anhängen. Um eine heimliche Liebe, die sich nicht mit der Tat zeigt, also mit offenem Bekenntnis zu Jesu, gibt der Heiland nichts; denn da wird Er nicht über alles geliebt. Wer's also so macht, ist Sein nicht wert. So ist's auch, wenn sich Eltern durch die Feindschaft der Kinder gegen Jesum bestimmen lassen, von Jesu zurückzutreten, da etwa die Kinder sagen: „Ihr bringet uns ins Unglück; und ihr seid gar nicht mehr Vater oder Mutter, wenn ihr euch in Gefahr des Todes stürztet und uns ohne weiteres Waisen werden lasset.“ Solche Eltern sind auch des Heilands nicht wert, d. h. sie dürfen von Ihm keine Vergebung der Sünden, keine Erlösung, keinen Eingang ins Himmelreich hoffen. Vielmehr wird der Heiland sich gegen sie stellen, als kenne Er sie nicht und frage nichts nach ihnen, wie sie nach Ihm nichts gefragt haben.

Hierbei ist wohl zu erwägen, welche wichtigen Folgen ein Bekennen oder Verleugnen Jesu hatte, namentlich in den Zeiten, da das Evangelium in der verderbten Welt erst Boden gewinnen mußte. Der ganze Fortgang des Reiches Gottes hing davon ab, daß die Bekenner ungescheut, auch mit Drangeben jeder Rücksicht auf Verwandte und Freunde, vortraten und sich zusammenscharten. Wer heraustrat, konnte Hunderte und Tausende mit sich ziehen, und wer's nicht tat, ebenso viele zum Zaudern, Stillestehen oder Rücktritt bringen. Deswegen spricht der Herr es noch einmal ernst aus, daß der Sein nicht wert sei, der etwa glaube oder Christ sei, aber nur so Ihm nachfolgen wolle, daß er kein Kreuz zu tragen brauche, namentlich wenn's ein Kreuz sei, an das man gar angenagelt werden solle. Wer darauf bedacht war, nur sein Leben zu retten auf eine Weise, daß ihm sein Leben lieber zu sein schien als Jesus, der, sagt Er, werde es verlieren, d. h. werde des ewigen Lebens verlustig gehen; wer es aber verliere um Seinetwillen, der werde es finden.

Drittens redet der Herr noch von solchen, welche Jünger Jesu in Bedrängnissen und Nöten aufzunehmen willig wären, mit den Worten:

V. 40: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ – V. 41: „Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. Wer einen Gerechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen.“ – V. 42: „Und wer dieser Geringsten einen mit einem Becher kalten Wassers tränket in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.“

Wenn der Herr von Aufnehmenden redet, so meint Er's von solchen, die noch nicht in einer inneren Gemeinschaft mit denen stehen, welche sie aufnehmen, die aber eine verborgene Achtung haben vor ihnen und um dieser willen sich ihrer annehmen. So kann jemand noch fern vom Evangelium stehen, aber doch etwas auf die Jünger halten und darum diese aufnehmen. Wiederum kann einer auf das, was ein Prophet sagt, nicht sonderlich halten, aber vor dem Propheten selbst doch eine Achtung haben und darum sich ihm nicht entziehen. Oft ist jemand nichts weniger als gerecht für sich, lebt in Sünden und scheut sich vor vielem nicht, das nicht taugt. Sieht er aber einen, der's besser macht als er und den Namen eines Gerechten verdient, so hat er allen Respekt vor ihm und gedenket seiner freundlich. Tut jemand an den Geringsten des Herrn Gutes, wenn auch die, denen er's tut, sonst verachtet und geringgeschätzt werden, so wird's ihm vom Herrn hoch angeschlagen.

Jemand aufnehmen heißt, in Not und Bedrängnis jemandem beistehen, sich jemandes schützend annehmen, wenn er in die Hände Ungerechter und der Spötter fällt, ein gutes Wort für ihn einlegen, nicht nur, wenn überhaupt andere lästern und verfolgen, sondern auch, wenn er vor Gericht steht und in Gefahr ist, verurteilt zu werden. Solches zeugt immer von einem edlen Sinn, ja von etwas Göttlichem, das der Aufnehmende in sich fühlt; und so darf er denken, er nehme den Heiland selber auf,

wie wenn der in Person seiner Hilfe und Aufnahme bedürftig wäre und durch ihn teilhaftig würde. Wieviel das aber ist, Jesum aufnehmen, sagt der Heiland auch mit den Worten: „Der nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ Das ist Sein Vater, der Gott Himmels und der Erden! Dem Allerhöchsten wird also tatsächliche Hilfe erzeigt! O Wunder, daß uns armen Sündern solches durch Jesum möglich geworden ist!

Die Belohnung aber, welche den Aufnehmenden zukommt, kann nicht gleich ausfallen, wenn's ein Prophet oder ein Gerechter oder ein Jünger Jesu ist, weil jene beiden keine versöhnende Gabe haben, keine Befugnis zu persönlicher Rettung aus der Verdammnis. Des Propheten Lohn und eines Gerechten Lohn unterscheidet daher der Herr von dem eines Jüngers. Er besteht in etwas Geringerem, das mehr nur auf dieses Leben sich bezieht. Bei einem Jünger geht's Jesum selber an, hat man's mit diesem zu tun; denn der ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen. Wenn nun Jesus vergilt und sagt, daß selbst ein Becher kaltes Wassers nicht werde unbelohnt bleiben, was wird's anders sein, als daß Jesus den Eintritt ins ewige Leben möglich macht, zuletzt auch verwirklicht? Denn Jesus kann nicht etwa diesseits belohnen und doch noch an jenem Tage verwerfen. Deswegen ist es so bedeutsam, was Jesus vor Gericht zu denen zur Rechten und zur Linken sagt (Matth. 25, 40): „Was ihr einem meiner geringsten Brüder“ – Er redet ja auch in unserer Stelle von jenen Geringsten – „getan oder nicht getan habt, das habt ihr auch mir getan oder nicht getan.“ Jene aber werden in das ewige Leben eingehen, diese in die ewige Pein. Darum mögen wir nur auf der Hut sein, Jünger des Herrn, bei welchen wir's mit Jesu selbst, dem Richter aller Welt, zu tun haben, nicht geringzuchten, sind sie doch als die anzusehen, an welchen wir Leben oder Pein haben können. Den Jüngern aber, die der Herr aussendet, mußte es von großem Wert sein, so Jesum reden zu hören. Ja, mit Mut und Freudigkeit auf Hoffnung des Größten dürfen sie ausziehen, sei's ins Schwerste hinein; und sind sie treu, wie wird der Herr es ihnen vergelten!

## § 89 Auszug und Rückkehr der Zwölfe

Anhang zu Kap. 10

Nach Matth. 11, 1 und nach Markus und Lukas

Matthäus hat in der Unterweisung Jesu an Seine Zwölfe vor deren Aussendung auch das zusammengestellt, was sonst der Herr gelegentlich für ihren künftigen Beruf ihnen ans Herz legte; und dahin gehört namentlich, was von V. 16-42 steht. Nach den Worten (V. 15), daß es den Gomorrhern und Sodomern einst besser gehen werde als den Städten, welche jetzt nicht hören wollten, bemerken Markus (6, 12-13) und Lukas (9, 6) einiges, was sie über den Auszug der Zwölfe sagen wollten. Etwas später reden beide auch von der Rückkehr der Apostel. Wir besprechen hier das, ehe wir in Matthäus fortfahren. Wir lesen zuerst:

Mark. 6, 12: „Und sie gingen aus und predigten, man sollte Buße tun,“ – V. 13: „und trieben viele Teufel aus und salbten viele Siechen mit Öl und machten sie gesund.“

Luk. 9, 6: „Und sie gingen hinaus und durchzogen die Märkte, predigten das Evangelium und machten gesund an allen Enden.“

Eifrig und munter machten sich also die Zwölfe auf den Weg. Um Jesum blieben Jünger genug, die von dem zeugen konnten, was Wichtiges während der Abwesenheit der Zwölfe vorging. Wie weit die Apostel kamen und in welcher Ausdehnung sie den Auftrag Jesu erfüllten, läßt sich aus den Berichten der Evangelisten, die überhaupt nach Verhältnis nur wenig mitteilen, nicht ersehen. Die Gesandtschaft mag eine größere Bedeutung gehabt haben, als es den Anschein hat. Schon die feierliche Art, mit welcher Jesus sie abordnete, zeigt das an. Die Bewegung durchs ganze Land, namentlich jetzt in Galiläa, die um Jesum und durch Ihn entstand, muß ganz außerordentlich groß gewesen sein, wenngleich in den Berichten nur wenig Einblick darein uns gegeben wird. Wenn Gotteskräfte so entschieden regsam sind wie durch Jesum, ist es nicht anders denkbar, als

daß die ganze Bevölkerung nach allen Seiten wach wird. Man sieht es ja auch bei uns, wie von geistlichen Bewegungen so schnell alles erfüllt wird. Was wird es vollends werden, wenn wirkliche Gotteskräfte wieder in Gang kommen? – Die Zwölfe also können möglicherweise wochenlang ausgeblieben sein, wenn so bestimmt von ihrem Auszug und später von ihrer Rückkehr die Rede ist.

Die Zwölfe, lesen wir, durchzogen die Märkte, kamen von einem Marktflecken in den anderen, begreiflich geteilt, etwa wie es von den Siebzig ausdrücklich heißt (Luk. 10, 1), je zween und zween. Sie predigten Buße und Evangelium. Wenn sie Buße predigten, so müssen wir's uns einfach denken, wie sie in freundlichem, nicht in herbem Tone, als ob sie selber die Allerfrömmsten wären, wie man's bei uns oft macht, den Leuten darlegten, jetzt tue es not, daß man allerwärts ein ernsteres und besseres Leben anfangen, ein Leben in der Furcht Gottes und inneren Gemeinschaft mit Gott führe, nach den Geboten Gottes wandle und vor den argen Übertretungen derselben sich hüte; denn es komme eine neue Zeit, in welcher der Messias auftreten [werde], zunächst nicht als Richter, sondern mit dem Evangelium, d. h. mit der guten Botschaft, daß Gott bereit sei, die Sünden zu vergeben, wenn nur alles jetzt mit neuen Gesinnungen zu Ihm sich halte und göttlich zu leben sich entschliefse, während es Unbußfertigen übel ergehen werde. [Um] diese Predigt wirksam oder gläublich zu machen, taten sie Zeichen an Kranken, wie sich's [er]gab. Sie trieben viele Teufel aus, wenn Besessene mit Geschrei ihnen entgegenkamen oder vor sie gebracht wurden, und machten gesund an allen Enden. Viel Aufsehen mag das gemacht haben, daß nicht nur der Eine, Jesus, so Großes tat, sondern durch Ihn bereits auch andere und viele, dazu so schlichte Männer, die sonst keine besondere Stellung im Volke hatten, befähigt wurden. Das Evangelium gewann viel mehr an Kredit, wenn es nicht an einer einzelnen Person, und sei's auch der Heiland, hängenblieb, sondern wenn sich von dieser aus das Gute durch viele Personen verbreitete. So war's einst bei der Reformation besonders groß, daß Luther selbst gar nicht auszu-

gehen brauchte aus Wittenberg, um die gereinigte Lehre überall hinzubringen. Seine Schriften wurden von vielen, die Luther in ihrem Leben nie sahen, selbständig aufgefaßt, und so gab es der Prediger schnell ungezählt viele, die, wo sie waren oder hinkamen, geradeso nachhaltig wirkten wie Luther an seinem Wohnorte. So wird's einmal, wenn der Herr Sein Volk wieder heimsucht, überall ausbrechen und nichts weniger als von einzelnen Personen, die herumziehen, abhängen. Wenn's herumziehende Männer machen sollen, daß sie eine Rolle dabei spielen, und so, daß es ohne sie gar nicht gehen will, hat's nicht die rechte göttliche Art. Denn der Geist Gottes, wenn Er einmal wieder wie im Anfang ausgegossen wird, vermag überall Männer der Kraft zu erwecken.

Eigentümlich ist es, daß Markus erzählt, die Zwölfe hätten viele Sieche mit Öl gesalbt und unter diesem gesund gemacht. Den Gebrauch des Öls finden wir in den Evangelien sonst nirgends aufgezeichnet; und nur noch in der bekannten Stelle des Jakobus (5, 14) kommt er vor. Wir mögen uns denken, daß die Jünger nicht den Mut hatten, mit bloßen Worten im Namen Jesu gesund zu machen; und ihnen und den Leuten wurde es leichter gemacht und erschien es würdiger, wenn dem Beten und Glauben in etwas Äußerem ein Halt gegeben wurde, überhaupt eine gewisse Förmlichkeit beim Heilen stattfand, was war, wenn sie andächtig im Namen des Jesus, der sie ausgesandt, Öl über die Kranken gossen. Auch Jesus hat Seinen Ernst und Seine Andacht wie Seine persönliche Teilnahme durch mancherlei Äußeres je und je gezeigt, wenn Er etwas Speichel von sich anwendete, wenn Er Seine Finger in taube Ohren legte, wenn Er Tote bei der Hand nahm, wenn Er betend zum Himmel aufblickte, wenn Er die Hand auflegte, wie selbst bei Aussätzigen. Mit all dem wirkte Er andächtige Haltung und Erwartung bei den Leuten, wollte Er auch die Kranken selbst zu gläubiger Andacht stimmen. Das Öl aber war in jener Zeit ein gewöhnliches Stärkungsmittel für den Leib; und weil es gereinigt war, sich wie Wasser verflüchtigt, wie das bei unserem Kölnisch Wasser der Fall ist, so wurde es auch bei segnenden Einweihun-

gen namentlich der Könige und Priester angewendet. So war für die Apostel das Salben mit Öl im Namen Jesu etwas sehr Geeignetes, ohne daß es auffiel, obwohl wir nicht lesen, daß sie Auftrag dazu von Jesu hatten. Das Öl aber haben wir hierbei nicht als ein Heilmittel anzusehen, sondern nur als mitwirkend durch Übertragung der Segens- und Heilkraft auf dasselbe, welche die Apostel bekommen hatten. Jetzt etwa bei uns das Öl anwenden zu wollen, um damit eine Heilung um so gewisser zu erreichen, heißt fast den Glauben in Aberglauben verwandeln, weil die, welche es tun, nicht daneben mit der Kraft angetan sind, wie die Jünger und die ersten Christen sie empfangen hatten. Bei uns kann es nicht anders denn seltsam aussehen; und Seltsamkeiten haben niemals einen göttlichen Segen zu erwarten. Im allgemeinen aber hat der Herr die Handauflegung als etwas Äußeres zur Mitwirkung angezeigt, unter der die Apostel die Heilungen später vollbringen konnten; und wenn Jakobus noch vom Salben des Öls redet, so tut er's, weil's noch zu jenen Zeiten und Sitten und zum Morgenlande paßte, was alles bei uns anders ist. Jedenfalls fehlt ja überall die Kraft; und wer diese nicht hat und bei sich denken kann, tut auch mit der Handauflegung unrecht, wenn sie mehr als ein Segen sein soll.

Markus und Lukas haben uns so etwas von den ausgegangenen Zwölfen berichtet. Matthäus sagt noch etwas von Jesu, wie Er nach der Aussendung der Zwölfe für sich fortgefahren habe, zu lehren und zu predigen. Es heißt:

Matth. 11, 1: „Und es begab sich, da Jesus solch Gebot (Kap. 10) zu Seinen zwölf Jüngern vollendet hatte, ging Er von dannen fürbaß, zu lehren und zu predigen in ihren Städten.“

Wenn es heißt, Er habe in ihren Städten gepredigt, so heißt das: nicht in den Städten, in welche die Jünger Ihm vorausgegangen waren, da Er da zu schnell hinter ihnen drein gekommen wäre. Es sind überhaupt die Städte derer gemeint, zu welchen Jesus kam, der Galiläer. Von ihnen kamen immer einzelne und Scharen zu Ihm; und nun geht Er selbst auch in ihre Städte, ohne die Apostel, die eine andere Richtung einschlugen, bei sich zu haben, wiewohl stets auch andere Jünger Ihn begleiteten.

Markus und Lukas aber sagen uns noch etwas von der späteren Rückkehr der Apostel zu Jesu, das wir auch noch berühren wollen. Wir lesen:

Mark. 6, 30: „Und die Apostel kamen zu Jesu zusammen und verkündigten Ihm das alles“ (nämlich von Johannes Tod) „und was sie getan und gelehret hatten.“ – V. 31: „Und Er sprach zu ihnen: Lasset uns besonders in eine Wüste gehen und ruhet ein wenig. Denn ihrer waren viel, die ab- und zuzogen, und hatten nicht Zeit genug, zu essen.“

Luk. 9, 10: „Und die Apostel kamen wieder und erzählten Ihm, wie große Dinge sie getan hatten. Und Er nahm sie zu sich und entwich besonders in eine Wüste bei der Stadt, die da heißt Bethsaida.“

Beide Evangelisten erzählen vorher, wie Herodes [Antipas] den Täufer Johannes hinrichten ließ und dann, nach Lukas, fürchtete, Jesus möchte der enthauptete Johannes sein. Vielleicht hat diese traurige Geschichte, die sie Jesu überbrachten, die Apostel in der Ferne erschreckt, daß sie schnell alle zusammen wieder zu Jesu kamen. Da erzählten sie Ihm denn alles, was sie getan und gelehrt hätten; und sie selbst sind erstaunt über dem Großen, das ihnen gelingen durfte. Aus dem, daß Jesus zunächst mit ihnen abseits gehen will in eine Wüste, [wo] sie dem Zudrang der Leute nicht ausgesetzt wären, damit sie ein wenig ruhen könnten, ist ersichtlich, daß sie sehr erschöpft müssen zurückgekommen sein, daß sie sich also des Auftrags, den sie empfangen hatten, mit Eifer und Treue entledigt hatten. Im Augenblick müssen sie hungrig gewesen sein, weil es heißt, daß sie nicht Zeit genug hatten, zu essen, indem immer so viele waren, die ab- und zuzogen. Wir sehen, daß es rechte Männer waren, die zu allen Entbehrungen und Verleugnungen sich hergaben, um in der Hauptsache es nicht fehlen zu lassen. In der Zeit ihrer Abwesenheit aber hat es ihnen doch nicht fehlen dürfen, wenngleich sie ganz auf Glauben gewiesen waren. Denn als am letzten Abende der Herr sie fragte (Luk. 22, 35): „Als“ (nicht: „sooft“) „ich euch gesandt habe ohne Beutel, ohne Tasche und ohne Schuhe, habt ihr da“ (nicht: je) „auch Mangel gehabt?“,

sprachen sie: „Nein, es mangelte uns nichts.“ Der Herr läßt's wohl oft bis nahe an den Mangel kommen; aber schnell weiß Er dann zu helfen und den Seinen, was sie bedürfen, darzureichen. In Seinem Dienste, wenn man nur lauter ist, kann man's nicht anders denn gut haben, aber nicht nach der Welt Art, daß man's im Überfluß hat, doch immer so, daß man des Dankes voll wird.

## 11. Kapitel Matthäi

### § 90 Anfrage Johannis des Täufers

Erster Abschnitt, die Frage

Kap. 11, 2f.

vgl. Luk. 7, 18-23

Über den ersten Vers des Kapitels, der noch zum vorigen Kapitel gehört, haben wir oben schon (S. 459) gesprochen. Jetzt kommt ein Neues, die Anfrage Johannis des Täufers, das nicht im nächsten Zusammenhang mit dem Vorhergehenden steht, bei Lukas auch an die Auferweckung des Jünglings von Nain angeknüpft wird. Es bildet ein besonderes, für sich stehendes Stück aus dem Wirken Jesu, da die Evangelisten es nicht auf eine genaue geschichtliche Aufeinanderfolge abheben. Der Anfang lautet:

Matth. 11, 2: „Da aber Johannes im Gefängnisse die Werke Christi hörete, sandte er seiner Jünger zween“ – V. 3: „und ließ ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?“

Luk. 7, 18: „Und es verkündigten Johanni seine Jünger das alles.“ (namentlich auch die Auferweckung des Jünglings zu Nain) „Und er rief zu sich seiner Jünger zween und sandte sie zu Jesu etc.“

Hiernach ist Johannes der Täufer im Gefängnis. Herodes hatte ihn gefangensetzen lassen. Solches hat Matthäus nicht im vorhergehenden angezeigt. Erst als Johannes enthauptet wurde (Matth. 14, 1-12), gibt er das Nähere. Markus (1, 14-15) erwähnt der Überantwortung schon nach der Taufe und Versuchung Jesu; und nach ihm kam Jesus erst nach der Überantwortung Johannis

nach Galiläa, um vom Reich Gottes zu predigen mit den Worten: „Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubet an das Evangelium.“ (Mark. 1, 15) Vorher war Jesus nicht so frei in Galiläa aufgetreten, wohl auch, um sich nicht den Schein zu geben, als wolle Er sich über Johannes stellen. Wir sehen also, daß Johannes bald nach der Taufe Jesu sich seinem Beruf genommen sah. Er wurde aber leidlich gehalten von Herodes, der immerhin eine Achtung vor ihm hatte und ihn je und je zu sich kommen ließ und befragte, ihm auch in vielem gehorchte (Mark. 6, 20). So durften auch seine Jünger ihn besuchen.

Durch seine Jünger vernahm Johannes Näheres von Jesu, namentlich von Seinen Wunderwerken. Letztere hatten freilich schon angefangen, als Johannes noch taufte. In Jerusalem namentlich hatte Jesus schon viele Zeichen getan, welche den Nikodemus auf Ihn aufmerksam machten (Joh. 2, 23; 3, 2). Er kam von da ins jüdische Land und taufte wie Johannes noch in Enon, weil „dieser“, heißt es ausdrücklich, „noch nicht ins Gefängnis gelegt war“ (Joh. 3, 22-24). Darüber kam Johannes mit seinen Jüngern ins Gespräch; und vor ihnen gab er ein schönes Zeugnis von Jesu (Joh. 3, 25-36). Die Pharisäer wurden bereits aufmerksam auf Jesum, daß Er auch taufte (Joh. 4, 1-4); und so ging Jesus über Samaria nach Galiläa. Bis dahin stellte Er sich noch in die Rolle des Johannes, obwohl Er Seine Jünger für sich taufen ließ. Zu Seinem besonderen Wirken, das Er jetzt in Galiläa anfang, paßte die Taufe nicht mehr, weil Er jetzt als den sich zeigen mußte, auf welchen hin Johannes taufte. Schnell muß es daher eben damals mit Johannes ein Ende genommen haben, daß alles Taufen zunächst aufhörte. Seitdem ist auch von Johannes nichts mehr erzählt. Er war wie verschwunden. Viel Bestimmtes nun hatte Johannes nicht gehört von den Werken Christi, ehe er ins Gefängnis kam. Aber Jesus machte immer mehr Aufsehen; und Seine Wunder waren's, von welchen jetzt alle Welt redete. Über sie erhält auch Johannes Bericht im Gefängnisse und wahrscheinlich bald nach seiner Einkerkung.

Man sollte denken, wenn Johannes von den Werken Christi

hörte, könne das nicht Veranlassung für ihn sein, zu Jesu mit der Frage zu schicken, ob Er Christus sei. Denn diese Werke konnten für einen Johannes überzeugend genug sein, wofür er Jesum zu halten habe. Er bekam auch von Jesu keine andere Antwort als [die,] die wieder eine Hinweisung auf Seine Wunder war. Immerhin konnte freilich auch eine freudige Erregung dem Johannes mit zur Gesandtschaft verholfen haben, wie wir später sehen werden. Aber in etwas konnte es doch dem guten Johannes gegangen sein wie den Pharisäern, daß er andere, offenbarere, das ganze Volk im Sturm hinreißende Zeichen erwartete, wie sie einst Mose und Elias getan und wie sie die Pharisäer am Himmel begehrten. Er war voll von dem Großen gewesen, was sich ereignen würde, wenn der Messias käme; und nun ging es gar bescheiden zu. So groß auch die Wunder nach ihrem inneren Werte waren, so schienen sie nicht durchschlagend zu sein, weil nur an einzelnen, dazu geringgeachteten Personen getan wie an Siechen, Gebrechlichen, Aussätzigen, Besessenen usw. Man kann sich denken, daß es da einem erwartungsvollen Johannes nicht lebhaft genug zuzuging; und weil's ganz nur bei dem blieb, wie wir es bei Jesu sehen, so mag das allmählich den Johannes stutzig gemacht haben, ob es Jesus denn auch wirklich sei und ob er, Johannes, was ihm von Gott angezeigt worden war, richtig aufgefaßt habe, ob er nicht zu rasch eben Jesum für den Messias selbst genommen habe oder ob nicht Jesus nur etwa ein anderer wie er selbst, nur reicher begabt und mit himmlischen Kräften ausgerüstet, sei, dem erst der eigentliche und rechte Messias nachfolgen müsse. Die großen Zeugnisse von Jesu, daß Er das Gotteslamm sei, daß Er der Bräutigam sei, dem die Braut gehöre, daß Er von oben her sei, auch vor Ihm gewesen sei, hatte Johannes von dem Gesichtspunkte aus gegeben, daß Jesus wirklich der Messias sei; und wenn letzteres nicht zuträfe, so gälten die Zeugnisse nicht von der Person Jesu, sondern erst von dem, der als eigentlicher Messias nachfolgen würde.

Auf diese Art erklärt sich's ganz leicht, wie Johannes, der doch so viel Licht über Jesum bekommen hatte, in einen



schwankenden und zweifelnden Zustand versetzt, fragen konnte, ob Jesus wirklich der Erwartete sei oder ob erst nach Ihm der Erwartete kommen werde. Johannes hatte ja eigentlich nicht den Beruf, über Jesum zu zeugen, daß Er der Messias sei. Nur von dem nahen Kommen des Messias, wer dieses nun sei, sollte er Zeugnis geben; und was er von Jesu wußte, ist ihm nur aus Vergünstigung nebenbei gegeben. Er will denn auch, was er hier nach vor vertrauten Jüngern zeugte, doch nur mit Bezug auf den wirklichen Messias gesagt haben. Was er freilich bei der Taufe Jesu hörte, hätte ihm, möchten wir sagen, genug sein sollen; denn da wurde ihm ausdrücklich von Gott gesagt, der sei's, auf welchen er würde den Geist Gottes herabfahren sehen. Hintennach aber, wenn er jetzt die Art des Auftretens Jesu nicht mit dem rechten Messias zusammenzureimen wußte, konnten in ihm Bedenken entstehen, ob er nicht zu rasch, weil er so sehr von Sehnsucht nach dem Messias erfüllt war, das ihm besonders von Gott Gesagte und Gehörte auf den wirklichen Messias bezogen habe, während es vielleicht nur auf einen viel größeren Propheten, als er selbst war, aber immer nur auf einen Propheten zu beziehen gewesen sei, der auch ein lieber Sohn genannt werden könne, an dem Gott Wohlgefallen habe. Daß in dieser Weise sich's innerlich bei Johannes gewendet haben könnte, wer sollte das nicht verstehen?

Man muß denn noch hinzudenken, daß ein düsteres Gefängnis auch einen hohen und sonst seiner Sache gewissen Geist allmählich sehr umnachten kann und mindestens einer Bekräftigung bedürftig machen auch von einmal Erkanntem. Dazu war Johannes seinen Jüngern gegenüber in Verlegenheit, die wohl noch stärker es gegen ihn hervorhoben, daß sie in Jesu – der in so großer Niedrigkeit und so gar nicht beachtet einherging und über das, was Er war, gar nichts verlauten ließ, der überhaupt weit unter den Erwartungen zu stehen schien, die sie nach den prophetischen Schilderungen des Johannes gehabt hatten – den Messias nicht finden könnten, so groß auch das sei, was Er tue. Diese Jünger waren ja schon früher wie eifersüchtig auf Jesum gewesen, weil Er auch taufte (Joh. 3, 26). Ihnen konnte Johannes

nicht mit voller Bestimmtheit erklären, daß sie dennoch fest glauben sollten; und unter dem kam ihm selber ein Schwanken und Bedenken, so daß er jetzt erst mit allerlei Anfechtungen geplagt war, ob Jesus wirklich der ganz Rechte sei und nicht vielmehr mit Ihm noch einmal ein dem Johannes Ähnlicher gekommen sei. Daher die Frage: „Sollen wir eines anderen warten“, der, müssen wir hinzudenken, erst nach dir kommt? Das plötzliche Dasein eines Messias war etwas so ungeheuer Großes, daß man sich immer fragen mußte: „Ist er's oder ist er's nicht?“, wie es den Jüngern Jesu erging, als sie den Auferstandenen sahen, da sie es lange nicht glauben wollten. „Ist es? Kann es sein? Darf man's gewiß nehmen?“ Das sind Fragen, die in vielem, was unzweifelhaft gewiß scheint, auch uns umtreiben können; und auf zuverlässige Weise uns festmachen zu lassen, kann uns sehr Bedürfnis werden.

Den Gedanken übrigens können wir nicht ganz abweisen, daß Johannes doch eher geneigt gewesen sei, zu glauben, daß Jesus der Erwartete sei, wenn er auf die Nachricht von den Wundern hin Jesum fragen ließ. Die Jünger hatten ihm nach Lukas unter anderem namentlich die Auferweckung des Jünglings von Nain erzählt. Da konnte er doch wohl das Richtige sehen; und er wünscht nur eine Bestätigung aus dem eigenen Munde Jesu, da er selbst daraufhin nie mit Jesu gesprochen hatte. Auch mußte ihm viel daran liegen, daß seine Jünger, aus welchen bereits die ersten Anfänge zu der Johannisekte, die heute noch in Mesopotamien besteht, sich zu bilden anfangen, einen vollen Zug zu Jesu bekommen möchten. Die Jünger kamen gerade recht zu Jesu; denn alsbald durften sie vieles mit Augen sehen, wie wir bei Lukas lesen, welcher schreibt:

Luk. 7, 20: „Da aber die Männer zu Ihm kamen, sprachen sie: Johannes der Täufer hat uns zu dir gesandt und läßt dir sagen: Bist du, der da kommen soll; oder sollen wir eines anderen warten?“ – V. 21: „Zu derselbigen Stunde aber machte Er viele gesund von Seuchen und Plagen und bösen Geistern; und vielen Blinden schenkte Er das Gesicht.“

Wenn die Jünger Jesum in Gegenwart eines zahlreichen Volkes Wunder tun sahen, mochten sie doch selbst einen tieferen Eindruck bekommen, welcher ihnen auch die Antwort Jesu um so wichtiger und bedeutsamer machte.

## § 91 Anfrage Johannis des Täufers

Zweiter Abschnitt, die Antwort

Kap. 11, 4-6

vgl. Luk. 7, 22-23

Reden wir nun über die Antwort, welche Jesus den Jüngern Johannis offenbar gibt. Wir lesen:

V. 4: „Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret.“ – V. 5: „Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ – V. 6: „Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“ – Lukas berichtet's ebenso.

Wir sehen, daß Jesus keine direkte Antwort geben will. Wie konnte Er doch das, angesichts des vielen Volks, das Er vor sich hat? Denn nichts durfte weniger offenbar werden, als daß Er geradezu gesagt habe, Er sei Christus. Selbst Seinen Jüngern hat Er später verboten, es jemandem zu sagen, als sie auf Seine Frage hin Ihn frei für Christum bekannten. Ganz geheim hat Er freilich mit dem Bekenntnis nicht getan; und Er benimmt sich immer als einer, der nicht geheimtun will mit dem, was Er ist. So nennt Er sich selbst wenn auch nicht den Messias, doch bedeutungsvoll des Menschen Sohn, ja Gottes Sohn, läßt sich auch von jedermann den Sohn Davids nennen. Auch andere Reden, wie das, daß Er so viel darauf hält, daß man Seinen Namen bekenne, auch daß Er öfters, wie in der Bergpredigt, davon redete, daß von Ihm es abhängt, wer teilhaben soll am Himmelreich, daß Er sagt, niemand könne zum Vater kommen denn durch Ihn, konnten niemanden, der nachdachte, im Zweifel

über Seine Person lassen. Wie kühn drückte Er sich vor Hohenpriestern und Ältesten aus, daß Er und der Vater eins sei, daß Er gewesen sei, ehe Abraham war, daß Ihm alles Gericht übergeben sei! Er redet immer so frei und unumwunden, daß Seine Messiaswürde völlig erkennbar war, nur daß Er nicht bestimmt sagte, Er sei Christus. Das war genug, daß aller Augen gehalten blieben und namentlich das Volk, wenn Er [auch] noch so frei gesprochen hatte, nicht eigentlich darauf kam, daß Er Christus sei, und eher alles andere von Ihm dachte (Matth. 16, 14). Im stillen dachten freilich viele das Rechte, ohne das Wort auszusprechen, schon weil sie wußten, welche Gefahr für Jesum daraus entstehen würde, wenn man laut davon redete. Später wußten sie auch, daß die Juden sich vereinigt hatten, jeden in den Bann zu tun, der Jesum für Christum erkannte (Joh. 9, 22); und selbst Oberste, die an Ihn glaubten, bekannten es nicht, daß sie nicht in den Bann getan würden (Joh. 12, 42).

Auf diese Weise kam es, daß Jesus nie gerichtlich belangt werden konnte, weil von Ihm aus, so offenbar auch das Geheimnis war, keine bestimmte Aussage, die vor Gericht galt, bekannt war. In einzelnen Fällen aber sagte Er's doch geradezu heraus, daß Er Christus sei. So war's bei der Samariterin am Brunnen, welche sagte (Joh. 4, 25): „Ich weiß, daß Messias kommt, der da Christus heißt.“ Überraschend ist's auch uns, wenn wir's lesen, daß der Herr zu dieser Frau sagte (Joh. 4, 26): „Ich bin's, der mit dir redet.“ Auch die anderen Samariter, welche auf ihre Rede hin zu Jesu kamen und bei welchen Er zween Tage blieb, sagten zuletzt (Joh. 4, 42): „Wir haben selber gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.“ Von den Samaritern aus aber war nichts zu fürchten, weil Juden auf das, was sie sagten, nichts gaben, ihr Zeugnis auch vor Gericht nicht brauchen konnten. Sonst hat Jesus auch den Blindgewesenen, der von den Juden in den Bann getan war, damit getröstet, daß Er ihm auf seine Frage: „Wer ist's, daß ich an Ihn glaube?“ erwiderte (Joh. 9, 35-37): „Du hast Ihn gesehen, und der mit dir redet, der ist's.“ Vorsichtig nannte Er sich freilich hier den Sohn Gottes, was aber dasselbe war [wie] der

Messias. Aber der Herr konnte es da wagen, weil ein Exkommunizierter vor Gericht nichts galt. Es blieb also das eigentliche und volle Bekenntnis, daß Er Christus sei, für das Gericht Jesu selbst aufbehalten. Da suchten sie falsche Zeugen, ob Er von sich etwas Bestimmtes gesagt hätte. Aber nur das eine wurde aufgebracht, daß Er gesagt habe, Er könne den Tempel, wenn man ihn abbreche, in drei Tagen wieder aufbauen. Aber das genügte zu einem Urteil nicht, bis der Hohepriester so frech ist, Jesum selbst zu beschwören, daß Er sage, ob Er Christus sei. Da hat Er denn, wie wir wissen, angesichts des Todes das herrlichste Zeugnis von sich abgelegt.

Sehen wir nun die Antwort an, welche Jesus den Jüngern Johannes gibt, so ist sie doch eigentlich eine Bejahung der Frage. Schon daß Er nicht nein sagt, ist Bejahung genug. Dann weist Er auf Seine Werke hin mit dem stillen Winke, daß, wer von diesen Werken höre, außer Zweifel sein sollte. Ganz entschieden aber liegt die Bejahung in den Schlußworten: „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert“, der also, will das sagen, den Eindruck von dem, was die Werke verraten, sich nicht nehmen läßt, indem er an die Unscheinbarkeit, mit der Jesus aufgetreten ist, hinsieht. Johannes hat jedenfalls an dieser Antwort genug gehabt, um im Gefängnisse mit voller Zuversicht sich dessen zu trösten, daß [das] da sei, was er im Auftrag Gottes als nahe bevorstehend hatte anzeigen müssen.

Der Herr hat die Jünger Johannes auf das hingewiesen, was sie eben jetzt mit Augen sahen und mit Ohren hörten. Was man nur an Jesu sah und hörte, war ein Strahl aus einer höheren Welt und war so, daß es bis ins Innerste des Menschen drang. Auch wir empfinden bei jedem Wort des Herrn eine wunderbare Art, eine Macht der Wahrheit, welche immer tiefere Saiten im Menschen anschlägt. Selbst Ungläubige können gewisser Empfindungen, die sie bekommen, sich nicht erwehren, wenn sie etwas aus dem Munde Jesu hören. Sie schütteln's nur zu schnell von sich wieder ab, oder es ist, als ob eine verfinsternde Macht im Augenblick einen Schleier über alles hängte, daß schnell aller Eindruck wieder verwischt ist. So ist's auch mit den Werken,

die Jesus tat. Alles trägt eine hehre Macht von oben an sich, eine Herrlichkeit, die wie ein Blitz den Menschen durchfährt und an den Höchsten im Himmel erinnert, ohne den es nicht geschehen könnte. Ganze Haufen, die es einst sahen, wurden wie erstarrt vor Verwunderung und Entsetzen; und kaum läßt sich denken, daß kritische Bemerkungen, wie sie diese jetzt machen, unter dem Volke vernehmbar wurden, ob nicht eine geheime Kunst oder eine List oder ein Betrug dahintersteckte. Nur was Jesus an Besessenen tat, wollten sie aus Neid als durch Beelzebub geschehen verschreien. Sonst wurde nirgends argwöhnisch gedacht und gesprochen, weswegen stets der Herr auf Seine Werke als Zeichen, daß Er von Gott gekommen sei, hinweisen konnte. Auch die Hohenpriester und Pharisäer, wenn sie Rat hielten, wie nach der Auferweckung Lazari, sagten nicht: „Was tun wir? Dieser Mensch treibt seine Betrügereien je länger, je mehr“, sondern sie sagten (Joh. 11, 47): „Was tun wir? Dieser Mensch tut viel Zeichen. Lassen wir ihn also, so werden sie alle an ihn glauben.“ Auch als Er am Kreuze hing, spotteten sie über Jesum nicht darüber, daß Er als ein betrügerischer Wundertäter und Gaukler alle Welt zum besten gehabt habe, sondern sie sagten (Matth. 27, 42): „Er hat anderen geholfen und kann Ihm selber nicht helfen.“ Je nachdem auch bei uns Ungläubige das Geschriebene lesen, werden sie ernst, und muß ihr Spott schweigen. Sie fühlen etwas Hehres, aber freilich ersticken's gleich wieder in sich. Sie lassen sich von der Finsternis die Augen blenden; und so erkennen sie nicht den Herrn der Herrlichkeit.

Ungemein groß muß damals der Zudrang von Kranken zu Jesu gewesen sein. Da standen denn die Jünger Johannes und sahen, wie von allen Seiten Elende und Elendeste herkamen oder hergeführt und hergetrieben wurden; und es mußte sie durch alle Glieder erschüttern, wenn sie sahen, wie im Nu Blinde, Lahme, Aussätzige, Taube geheilt waren und Gott priesen über der erlangten Hilfe. Auch Tote schleppten sie herbei, die etwa durch Erschöpfung oder Hunger oder Krankheit tot unter den Massen umgefallen waren. Man legte sie vor Jesu nieder; und Er faßt sie bei der Hand und richtet sie auf, als ob nichts wäre. Da standen

sie wieder, nicht nur lebendig, sondern auch kräftig und gesund. Man denke sich, wie gewaltig dergleichen auf begierige Zuschauer wirken mußte. Aber unbegreiflich ist die Erfahrung, wie der Mensch nur auf Augenblicke fürs Höchste erregt wird und es bei ihm in kurzer Zeit ist, als ob er nichts gesehen, nichts gehört hätte. O was braucht's doch, bis der Mensch aus dieser Unnatur, mit welcher er seine Abkunft von Gott geradezu und schnöde verleugnet, herauskommt! Es tut wahrlich not, daß der Heilige Geist unserem Geschlechte, das ohnehin alle Empfindung fürs Höchste verloren hat, wiedergegeben werde, nicht nur, daß in ähnlicher Weise wie damals Elenden geholfen werde, sondern daß auch Gotteswerke die Wirkung tun, d[ie] Menschen für ihren Gott wieder empfänglich zu machen.

Außer den Kranken und Gebrechlichen, die Jesu nahe kamen, waren's sonst Arme und Verkommene, welche die Jünger Johannis zu Tausenden dastehen sahen. „Wie?“ konnte ein harter und stolzer Mensch sagen, „mit solchem Gesindel gibt Er sich ab? Kann denn das der Messias sein, der's doch zu etwas bringen sollte, zu einem Reiche, zu einer Herrschaft, die gar über die Grenzen Israels hinausgehe? Wie kann Er das, wenn Er sich nicht höher heraufmacht und zu Leuten von Bedeutung und Ansehen geht?“ Ja, so ist's von jeher gewesen, daß man arme, ungeachtete, geringe Leute, als ob sie ein Nichts wären, fast übersehen hat. Mit Armen konnte man ja nie etwas werden; und so ließ man sie stehen und machte, daß man bei höheren Ständen zu Ansehen und Ehre kam. Nur bei den letzteren kommt man dazu, eine Rolle zu spielen, während man's bei anderen nie zu etwas bringt. Jesus macht's anders. Der will für die Armen und Geringen dasein, weil bei diesen innere und äußere Not zusammenkommt. Ihm gilt jeder Mensch gleich. Die Armen sind Ihm nicht weniger Menschen als die Vornehmen und Reichen; und weil die letzteren sich so oft den Schein geben, als ob sie's nur [verdienten] und jene als nichts anzusehen und zu behandeln wären, so ist Sein Auge, schon aus Mitleid, immer nach den Armen, nach den Geringen, nach den Verkommenen gerichtet, eben nach denen, um welche sich sonst niemand hoch beküm-

mert. Da konnte man's aber auch sehen, daß Er überhaupt nicht nach irdischer Weise hoch hinaufwollte. Die Dinge dieser Welt galten Ihm nichts. Er will für eine andere Welt sorgen; und weil die Armen in dieser Welt nichts haben, sucht Er sie mit dem, was sie im Himmelreich hier und dort haben und finden sollten, zu heben. Ihnen predigt Er das Evangelium. Damit ist zunächst gemeint, daß Er ihnen die jetzt angebrochene Freundlichkeit Gottes nahelegt, mit welcher Gott fortan sie ansehen werde, Seine Barmherzigkeit, Seine Gnade, Seine Treue, Seine Geneigtheit, aus allem Übel sie zu erlösen, auch die Sünden ihnen zu vergeben und es mit ihnen so weit zu bringen, daß sie wie die Engel es im Himmel haben sollten, nicht ohne deutliche Winke, daß Er von Gott gekommen sei, solches alles zu bewerkstelligen. In solch freundlicher Weise redet Er mit den Armen; und das ist die gute Botschaft, die Er ihnen im Namen des Vaters zu bringen hat. O des lieben Heilandes, der sich nicht so stellt, daß Arme nebenhingesetzt scheinen, sondern so, daß alles, was Mensch heißt, sollte die Güte Gottes schmecken dürfen. Wer's nur mit den Reichen hat, macht die Armen trostlos, als gälten sie ihm nichts; wer's aber mit den Armen hat, zu dem können auch die Reichen kommen, wenn sie sich, die Nichtigkeit des Zeitlichen fühlend, auch arm zu machen wissen. Mit den Armen also hat Jesus die ganze Menschheit im Auge; und alles, was Mensch heißt, vom Fluch der Sünde und von der Knechtschaft der Finsternis zu befreien, dazu ist Er da! Das Verhalten Jesu zu den Armen konnte ein Johannes auch gar wohl mit den Verheißungen der Propheten in Einklang bringen, welche allezeit von dem Heile reden, das einst für die Armen und Elenden durch den Messias anbrechen würde.

„Selig aber“, setzt der Herr hinzu, „wer sich nicht an mir ärgert.“ Ärgern konnte man sich an dem, daß man nicht sah, wie etwas Großes in dieser Welt aus dem Messias werden könne. Wer einen König am Heilande wollte, der ärgerte sich an der niedrigen Weise, mit der Jesus sich zu den Menschen stellte, und wandte sich von Ihm ab als von einem Manne, der den Erwartungen nicht entspreche. Aber selig, der's merkt, daß nur ein

Heiland, wie Jesus es sein will, alles gutzumachen und aller Menschen Retter zu werden verspricht.

## § 92 Reden Jesu von Johannes

Erster Teil

Kap. 11, 7-11

vgl. Luk. 7, 24-28

Die Gesandtschaft Johannis des Täufers an Jesum wurde von dem Volke beachtet und gewiß nicht ohne besonderes Interesse wahrgenommen. Der Herr konnte daher, als die Gesandten wieder Abschied genommen und weggegangen waren, nicht umhin, über Johannes dem Volke einiges zu sagen. Wichtig war es für das Volk, aus dem Munde Jesu über Sein Verhältnis zu Johannes etwas zu hören, weil es doch war, als ob Jesus der Erbe Johannis wäre. Kurz vorher war Johannes dem Volke alles gewesen; und ganz unvermerkt ist's nun Jesus geworden, und so, daß Johannes fast oder ganz in den Hintergrund gekommen war, wozu freilich auch seine Gefangenschaft viel beitrug. Aber man sah es den Leuten an, daß sie keine Sehnsucht nach Johannes mehr hatten, als ob ihnen [nicht] etwas abginge, weil er nicht mehr da war. Eine hohe Befriedigung empfand alles bei Jesu, nicht nur um Seiner Wunder, sondern auch um Seiner Reden willen, die nicht mehr so streng lauteten wie die Bußpredigt Johannis und lauter Liebe atmeten und Freundlichkeit Gottes ankündigten, so ernst auch die Auslegungen des Gesetzes waren, die man aus Jesu Mund vernahm. Es war ganz so geworden, wie Johannes im Kreise seiner Vertrauten gesagt hatte (Joh. 3, 30), daß er, Johannes, abgenommen hatte, Jesus aber gewachsen war. Dem Herrn aber lag daran, die Erscheinung und das Auftreten Johannis wichtig zu machen und so darzustellen, daß er als von Gott gesandt anzusehen sei, mit ihm also ein Neues begonnen hätte, das nur jetzt durch Jesum seiner Vollendung entgegenreife. Wir erfahren es nun, wie hoch Jesus den Johannes stellte, weil er eine von den Propheten ange-

kündigte Erscheinung war, und wie sehr daher alles Volk das, was er gewesen war und gewirkt hatte, in dauerndem Andenken zu behalten nötig hatte, obwohl das jetzt mit Jesu Gekommene weit über dem stand, was Johannes gebracht hatte. Denn Johannes predigte nur von der Annäherung des Lichts und taufte daher nur mit der Wassertaufe; und mit Jesu ist das Licht selbst aufgegangen, so daß durch Ihn die Geistestaufe möglich wird. O der großen Barmherzigkeit Gottes, die so wunderbar in das Elend der Menschen hereingekommen ist! – Hören wir, wie Jesus Seine Rede über Johannes beginnt:

Matth. 11, 7: „Da sie hingingen, fing Jesus an zu reden zu dem Volke von Johannes: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her wehet?“ – V. 8: „Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern.“ – V. 9: „Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der auch mehr ist denn ein Prophet.“

Luk. 7, 24-26: Ebenso.

In dieser Rede versetzt sich der Herr in die Stimmung des Volks, die es in die Wüste trieb, den Johannes zu sehen und zu hören. Es ist leicht zu erkennen, daß der Herr den Drang des Volks als von oben ihm gekommen nimmt. An alle kam ein großes Bangen von oben, das sie nicht ruhig zu Hause bleiben ließ. Der Geist Gottes wirkte im verborgenen durchs ganze Volk; und geworden dürfen wir uns das denken durch verborgene Kämpfe, die Jesus bereits mit der Finsternis gehabt hat. Diese war schon in Angriff genommen; und Jesu Glaubenskraft hat vieles gewonnen, daß die Menschen freier waren und von Sehnsucht nach Licht durchdrungen. Sonst mag auch, wenn wieder in unserer Zeit ein Neues kommt, dieses zuerst durch innere Angst und Bangigkeit, die an alle kommt, sich zu erkennen geben, daß die Leute verlegen werden, wie und wo sich zu helfen, bis ihnen der Herr irgendwelche Wege öffnet.

Wenn also das Volk zu Johannes in die Wüste sich getrieben

fühlte, woher kam die treibende Kraft? Sie selbst waren sich's wohl nicht immer klar bewußt, was sie wollten; aber daß es ein göttlicher Zug war, das fühlten sie. Deswegen konnten sie auch die Opfer und Verleugnungen überwinden, die der Gang in die Wüste nach sich zog. Der Drang war auf einen Propheten Gottes gerichtet, der als von Gott gesandt zu ihnen gekommen sei und den sie mit begierigem und vertrauensvollem Geiste begrüßen wollten. Sie suchten nicht ein Rohr, das der Wind hin und her bewegte, d. h. nichts Unfestes, bei dem man nicht klug werden sollte, was es eigentlich sein sollte. Was nur menschlich ist – wie kann man das erfahren! –, das schwankt wie ein Rohr hin und her. Man hat nichts Rechtes daran. Es sieht sich bald so, bald so an. Es umflattert nur die Leute; und diese bekommen keinen tieferen Grund, werden selbst auch flatternd, meinen etwas zu haben und wissen nicht zu sagen, was das eigentlich sei, das sie daran haben. Der Drang des Volkes hatte etwas Bestimmtes im Auge, weswegen er, wenn nicht befriedigt, bald auch wieder nachgelassen hätte. Bei Johannes aber war es ein Festes und Gewisses, das die Leute fanden; und was sie bei ihm sahen und hörten, entsprach dem Verlangen ihres Herzens. Namentlich blieb Johannes, ohne das geringste Schwanken, fest bei dem Worte: „Der Herr kommt; darum bereitet eure Herzen durch Buße und lasset euch taufen zur Vergebung der Sünden, um in rechter Weise und ohne von Ihm weggewiesen zu werden, Ihn empfangen und annehmen zu können.“ Die Bestimmtheit und Klarheit, mit welcher Johannes das aussprach und welche alle Besuchenden immer sich gleich fanden, lockte allmählich das ganze Volk her. Wenn sie wieder zu Hause waren, so konnten sie erzählen, alles wiedersagen, begierige Zuhörer finden. Sie konnten sich an dem Gehörten aufrichten und gewannen eine Zuversicht zu dem, was kommen sollte. Zugleich hatte sie die Taufe, die sie erlangten, erhoben und innerlich näher zu Gott gebracht. Man darf wohl denken, daß doch, wenn auch vorübergehend, ungemein viel stiller, heiliger Ernst durchs ganze Volk geweckt wurde.

So konnte der Herr wohl dem Volke es vorhalten, daß sie in Johannes kein schwankendes Rohr gesucht oder gefunden hätten.

Sonst gab es in jener Zeit allerlei Eiferer für ein Messiasreich, die mit gleißenden Reden viele anzuködern wußten. Eine Zeitlang brachten sie auch einen Zusammenlauf der Leute zustande. Aber da ging alles weltlich zu und war nichts auf den inneren Menschen gerichtet. Bei den Eiferern ging es auch hoch her. Sie ließen sich in Prachtgewändern sehen und wußten sich ein königliches Ansehen zu geben. Der natürliche Mensch hat einen Zug zu Glanz und Prunk; und so kann mancher eine außerordentliche Anziehung für Tausende haben, besonders wenn diesen vorgespiegelt wird, daß sie auch hinaufgebracht werden. Ein Ähnliches konnte es beim Drang zu Johannes nicht gewesen sein, sagt der Herr; denn dazu wäre die Wüste, in welcher Johannes aufzusuchen war, nicht einladend gewesen. Sie kamen ja da[hin] fern von volkreichen Städten und Dörfern, ferne vom sonstigen Treiben der Welt und fühlten sich in eine stille Einsamkeit gewiesen, welche schon den Anblick alles Weltlichen ihnen verwehrte. Nichts Weltliches, nur Höheres, Göttliches konnte ihnen bei Johannes entgegentreten. Ja, einem Propheten eilten sie zu. War ja doch das schon ein Großes, daß endlich nach vierhundert Jahren das Gerücht erscholl: „Ein Prophet ist wieder da!“ Von allen Seiten hieß es: „Der Herr, unser Gott, redet wieder mit uns! Kommt, laßt uns hören, was der Herr mit uns reden will!“

Das Volk, will da der Herr sagen, sei von einem richtigen Gefühl geleitet worden. Sie wollten einen Propheten sehen. „Ja“, setzte der Herr hinzu, „ich sage euch, der auch mehr ist denn ein Prophet.“ Sie haben also ein viel Größeres gefunden, als sie suchten. Vielleicht aber war's doch bereits so, daß das Volk, als es von einem Propheten reden hörte, an den Anbruch dessen dachte, was kommen sollte, so daß es im stillen ihnen selbst so war, als könnte Johannes mehr sein als ein Prophet, d. h. etwas Weitergehendes, als bisher die Propheten, auch die alten Propheten, gewesen waren. Wenn sie so etwas fühlten, so zeigt ihnen das der Herr näher mit den Worten:

V. 10: „Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.“ – V. 11: „Wahrlich, ich sage euch: Unter allen, die

von Weibern geboren sind, ist nicht aufkommen, der größer sei denn Johannes der Täufer. Der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn er.“

Der Herr weist hier auf eine Stelle im Propheten Maleachi (3, 1) hin, da wörtlich die angeführten Worte stehen. Auf diese Stelle konnte der Herr schon hinweisen, weil ja von Johannes bekannt war, daß er sich die von Jesaja geweissagte Stimme des Predigers in der Wüste nannte, die sagen werde (Jes. 40, 3): „Bereitet dem Herrn den Weg; macht auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott.“ [In]sofern also Johannes die Zukunft des Messias nicht mehr in eine unbestimmte Zeit versetzt, wie das alle Propheten getan haben, von welchen Petrus sagt (1. Petr. 1, 11): „Sie haben geforschet, auf welche und welcherlei Zeit deutete der Geist Christi, der in ihnen war“, Johannes vielmehr es ganz nahe nimmt und so, daß der Herr bald nach ihm auftreten werde, dem er, wenn Er komme, nicht wert sei (Joh. 1, 27), „die Riemen an Seinen Schuhen aufzulösen“ – was alles Johannes auch noch durch eine ganz neue Handlung, nämlich die Taufe, als tatsächliche Vorbereitung zu dem Messias, der zu diesem Geschlecht noch kommen werde, besiegelte –, so war es klar, daß Johannes über allen Propheten stand. Er hat ein höheres Licht gehabt als alle anderen Propheten; oder was er anzeigt und verkündigt, ist unendlich mehr als alles, was früher die Propheten gesagt haben. Denn er bietet dem Volke den Messias gar als einen bereits Gekommenen an, wie er zu den Priestern und Leviten, welche, [um] ihn in Untersuchung zu nehmen, von Jerusalem gesandt worden waren, sagte (Joh. 1, 26): „Ich taufe mit Wasser; aber Er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt.“ Es konnte nicht anders sein, als daß der, der die Nähe des Messias so gewiß ankündigt, bereits auch in besonderer Weise von Seinem Strahl angeleuchtet war, weswegen es noch begreiflicher ist, wie Jesus sagte, Johannes sei mehr als ein Prophet. Um das noch recht hervorzuheben, wie groß das sei, was Johannes vermöge seines Berufs war, setzt der Herr noch hinzu, daß von Anfang der Welt an kein von einem Weibe Geborener so groß gewesen sei wie Johannes. Stand er ja doch schon im

Vorhof des Größesten, das kommen sollte, wodurch die ganze Welt, so schrecklich verderbt und geschieden von Gott sie ist, wiedergebracht werden sollte durch eine Erlösung, die über alles Denken und Begreifen geht. Erwägen wir dabei auch noch, daß die Erscheinung des Johannes in dreifacher Weise von den Propheten angezeigt worden ist. Sie nennen ihn erstlich die Stimme des Predigers in der Wüste, zweitens den Engel Gottes vor dem Messias her, drittens den Elias, der dem großen und schrecklichen Tag des Herrn vorausgehe, wovon Jesus gleich nachher auch redet (V. 14). Solche Ehre und Würdigung widerfuhr keinem Menschen vor Johannes.

Eben das Größeste, das mit Johannes angebrochen ist, gewinnt nur um so mehr an Größe und Bedeutung, wenn der Herr hinzusetzt, so groß auch Johannes sei, so sei doch schon der Kleinste im Himmelreich größer als er. Der Kleinste im Himmelreich ist der, der keine eigentliche Rolle darin spielt, aber doch im Himmelreich ist. Soviel auch Johannes als Verkündiger des Messias empfangen hatte, so kommt das doch dem nicht gleich, was ein Bürger des Himmelreichs empfängt. Ein Bürger des Himmelreichs aber war Johannes zunächst noch nicht; denn das konnte er erst durch den werden, den er verkündigte. Er stand noch draußen. Als Bürger des Himmelreichs, durch Jesum hereingekommen, wäre er, wenn er gelebt hätte, nicht geringer gewesen als andere, eher dann mehr als diese, wenn ihm noch Raum gelassen [worden] wäre, auch als Jünger Jesu zu wirken. Ein Jünger Jesu aber, wenn er das voll ist, was e[r] nach dem Plane Gottes im Neuen Bunde sein sollte, ist schon selbst ein Prophet, von Gott gelehrt, mit dem persönlichen Heiligen Geiste ausgerüstet, mit dem er durch den Messias getauft werden sollte. Er ist nicht nur ein Prophet wie Johannes, sondern bereits in allen Rechten eines Kindes Gottes für Zeit und Ewigkeit, eins mit Jesu und eins mit dem Vater, ein völliges Kind der Seligkeit, wie's selbst ein Johannes noch nicht und kein Prophet, auch wenn er der größte war, in so hohem Grade sein konnte. O was Großes, vorher nie Dagewesenes ist doch durch Jesum gekommen! Und wie wenig wird es in unserer Zeit geachtet!

Auslegung\_B\_13\_BB\_MD\_mit Korr\_Vogel\_Darga.pmd

In Pagemaker 7.0 in Zi. Haase-Lampe

20. 10. 2018 B\_13\_BDQQQs Seite 480 - 971



## § 93 Reden Jesu von Johannes

Zweiter Teil

Kap. 11, 12

vgl. Luk. 7, 29-30

Der Herr fährt fort, von Johannes dem Täufer zu reden, und gibt seiner Erscheinung dadurch noch eine große Bedeutung, daß Er sagt, wie gewaltig seit seinem Auftreten der Drang nach dem Himmelreich, ein durch ihn aufgekommener Name für Messiasreich, geworden sei. Er sagt:

V. 12: „Aber von den Tagen Johannis des Täufers bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt; und die Gewalt tun, die reißen es zu sich.“

Ehe Johannes auftrat, war in Israel alles ziemlich still von dem zukünftigen Messias. Ein Glaubensartikel wohl, daß ich so sage, war die Zukunft des Messias; aber gesprochen und gelehrt wurde nicht viel davon. Die Schriftgelehrten und Pharisäer hatten nur immer mit den Aufsätzen der Ältesten zu tun; und weil sie in diesen genug fanden, hatten sie kein inneres Bedürfnis nach einem Messias. Den Hohenpriestern paßte schon gar nicht ein Messias, weil sie nicht gewillt waren, unter diesen gleichsam herunterzugehen, wie sich auch in der Geschichte Jesu herausgestellt hat. Denn zuletzt sagten sie lieber (Joh. 19, 15): „Wir haben keinen König denn den Kaiser“, womit eigentlich aller Glaube an den Messias verleugnet war. Nur unter dem Volke, sogenannten Laien, geringen und unbeachteten Leuten, war schon um die Zeit der Geburt Jesu die Sehnsucht nach dem kommenden Messias und Seinem Heil und Trost gewesen. Der bekannte Simeon, der nimmer sterben wollte, bis der Messias geboren wäre, wird einfach nur ein Mensch genannt, war also weder Priester noch Levite, noch Pharisäer. Von dem heißt es (Luk. 2, 25): „Derselbe Mensch war fromm und gottesfürchtig und wartete auf den Trost Israels.“ Eigentümlich ist es, daß es von ihm auch heißt: „Der Heilige Geist war in ihm“, womit angezeigt ist, daß er den Charakter und die Art eines Propheten gehabt habe, der freilich nur in der Stille seine Mitverbundenen hatte. Auch Hanna, die eine Prophetin genannt wird, war nur

von dem Geschlecht Aser, das keine besondere Bedeutung hatte. Von ihr aber heißt es, sie habe, als sie das Kind Jesum gesehen hatte, von Ihm im Tempel geredet „zu allen, die auf die Erlösung zu Jerusalem warteten“. Es gab also ein kleines Völklein, das nicht besser sich zu erbauen wußte, als daß es unter sich von der zukünftigen Erlösung durch Christum redete. Es ging damals ganz wie jetzt, da doch eigentlich die Zukunft Jesu mehr von Laien oder niedrigen, auch außer geistlichen Ämtern stehenden Leuten mit frommem Sehnsuchts-gemüte erfaßt und festgehalten und wirklich erwartet wird, wengleich vom Dogma selbst mitunter viel die Rede ist, auch unter Geistlichen. In jener Zeit, um das noch zu bemerken, war das Harren auf das kommende Heil mehr nur auswärts, außerhalb Israels, wie wir an den Weisen vom Morgenlande sehen und an den Samaritern, mit welchen Jesus in Verkehr kommt. Später wird übrigens doch auch ein Nikodemus und ein Joseph von Arimathia genannt, welche beide, obgleich Oberste und Ratsherren, auch auf das Reich Gottes gewartet hatten (Mark. 15, 43).

Ganz anders wurde es seit des Johannes Auftreten. „Von den Tagen Johannes des Täufers an“, sagt der Herr, „bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt.“ Damit will Er sagen, daß durchs ganze Volk ein begieriges Trachten und Ringen nach dem Himmelreich mit der Erwartung des Messias, der es eröffnen werde, aufgekommen sei, und so, daß ihrer viele alle entgegenstehende Hindernisse überwältigten. Der Heiland will auch damit den Johannes hochstellen vor dem Volk, namentlich wenn Er hinzusetzte: „Bis hierher“, also bis zu Ihm her, so daß Johannes auch für den Herrn etwas Wichtiges war, der gleichsam die Frucht seiner Tätigkeit, der durch Johannes geschehenen Vorbereitung, genießen durfte. Daß das Volk in etwas heraufkam, ist klar. Wir lesen's ja, welche Scharen schon um Johannes her und noch mehr um Jesum sich sammelten; und allen, die kamen, sah man es an, wie ernst es ihnen war und wie wirklich etwas Inneres in ihnen sich regte. Sie ließen sich auch durch nichts abhalten, dem einen wie dem anderen nachzugehen, setzten sich allen Beschwerden der Reise, auch dem Hunger aus; und nirgends war eine Unordnung oder weltförmige Art wahrnehmbar. Mit andächtiger Stille hörten sie auch zu und wurden tagelang nicht

müde zu hören. Da war es wirklich, als wollten sie das Himmelreich erstürmen, mit Gewalt es an sich reißen.

Solchem steht das nicht entgegen, daß nachher Jesus sagt, wie andererseits von dem gewaltigen Andrang doch nicht viel als Frucht geblieben sei, weil die eigentliche Besserung und Sinnesänderung nicht nachfolgte, wenigstens, wenn sie auch da und dort zu kommen schien, nicht standhielt. Eine Erregtheit kann umfangreich, ja allgemein werden und doch noch nicht das Rechte sein, wenn sie nicht Besserung und Umkehr von Welt und Sünde mit sich führt. Es kann alles im Sturm anzulaufen scheinen; aber wieviel Unlauterkeit läßt man nebenbei mitlaufen, und wie wenig tiefer, sittlicher Ernst ist wahrzunehmen! Von großem Zusammenlaufen und stürmischem Benehmen vieler darf man nie zuviel sich versprechen. Das dürften sich auch in unseren Zeiten die merken, die es auf ein Stürmen unter den Leuten anlegen und meinen alles gewonnen zu haben, wenn ihrer viele eifrig herbeilaufen, da die Menge der Versammelten oft alles ist, was im Augenblick imponiert. Eine Zeitlang gelingt's etwa in etwas. Zuletzt aber kann's bei vielen auch ins Gegenteil umschlagen, daß sie Feinde werden, wie es viele zur Zeit Jesu wurden.

„Die Gewalt tun“, setzt freilich der Heiland hinzu, „die reißen es an sich.“ Gewaltbrauchende also, wie es wörtlich heißt, die beharrlich fortmachen und nicht müde werden, die erreichen's, indem sie auch an sich arbeiten, mit Ernst gegen ihre Neigungen kämpfen und sich alle Mühe geben, bei dem Empfangenen zu bleiben, daß sie sich gegen Versuchungen, namentlich auch des Einschlafens, männlich wehren. Aber solcher Eiferer gab es nicht zu viele in Israel, weil bald wieder alles in ihnen erlahmte. Diese Erlahmung wurde um so größer, weil die großen Gotteswunder, ob denen sie sich anfangs entsetzten, nicht genug gezündet hatten (siehe V. 20ff.). Wen die Wunder Jesu als Zeugnisse des wahrhaftigen Gottes nicht in Atem hielten, daß er durch sie in nähere Gemeinschaft mit Gott und Jesu kam, wem sie allmählich eine gleichgültige Sache wurden, daß er gar nicht mehr dran dachte, wer eigentlich durch sie sich zu erkennen gab, bei dem ging's sprungsschnell rückwärts. Was kostet's doch, bis Menschen Taten Gottes, auch wenn sie Zeichen und Wunder in ihnen sehen, zu würdigen wissen?

Statt dessen, was Matthäus vom Drang zum Himmelreich aus dem Munde Jesu wiedergibt, führt Lukas ein anderes Wort Jesu an, das auf Ähnliches weist. Er sagt:

Luk. 7, 29: „Und alles Volk, das ihn hörte, und die Zöllner gaben Gott recht und ließen sich taufen mit der Taufe Johannes.“ – Dann aber fährt Lukas fort, ein weiteres Wort Jesu zu sagen: – V. 30: „Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten verachteten Gottes Rat wider sich selbst und ließen sich nicht von ihm taufen.“

Mit diesem Wort wird auch einerseits der Drang geschildert, der an das ganze Volk kam, auch an die, die man am meisten wegschätzte, wie die Zöllner, wenn es heißt, daß alles Volk, das Johannes hörte, Gott recht gegeben und zur Taufe Johannes sich geschickt habe. Alles erkannte bei Johannes einen Ruf Gottes an sich, dem man sich nicht entziehen dürfe. Eben an dem, daß alles so eifrig herbeilief und den Gang ins Wasser zur Taufe nicht scheute, sah man es, wie das Himmelreich von Johannes an Gewalt litt. Aber freilich der Pharisäer und Schriftgelehrten kamen nur wenige, und so wenige, auch so unlauter, weil sie ohne Buße getauft sein wollten (siehe Matth. 3, 7-9, wo auch der Sadduzäer, aber nicht der Schriftgelehrten Erwähnung geschieht), daß man sagen konnte, sie alle hätten Gottes Rat wider sich verachtet. Eigentlich heißt es: „Sie vereitelten Gottes Ratschluß an sich selbst“, indem sie durch ihr Wegbleiben ihrem eigenen Heil entgegen waren. Gottes Ratschluß nämlich war, an den Seelen durch Johannes die Rettung und Erlösung anzubahnen, die durch Christum kommen sollte. Wer solchem Ratschluß widerstand und wegblieb, der blieb in seinen Sünden, wurde durch seine unvergebenen Sünden ins Verderben gezogen. Es ist nicht einerlei, wie man sich gegen gnädige Heimsuchungen Gottes verhält. Man hat nicht die Wahl, unter sie sich zu [be]geben oder von ihnen sich unberührt zu lassen. Aber wie nehmen's ihrer viele so leicht, wenn der Ruf an sie kommt, als käme es nicht darauf an, ob man folge oder nicht folge! Könnten sie jedoch nur den Jammer jenseits sehen, unter den die kommen, welche den Ratschluß Gottes zu ihrem Heil verachtet haben! Man denke an den reichen Mann.

## § 94 Reden Jesu von Johannes

Dritter Teil  
Kap. 11, 13-15

Wir haben im weiteren noch ein wichtiges Wort des Herrn über Johannes zu betrachten. Es lautet:

V. 13: „Denn alle Propheten und das Gesetz haben geweissaget bis auf Johannem.“ – V. 14: „Und so ihr's wollt annehmen, er ist Elias, der da soll zukünftig sein.“ – V. 15: „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“

Wenn der Herr sagt, alle Propheten hätten bis auf Johannes geweissagt, so ist das offenbar mit Bezug darauf gesagt, daß die zukünftige Erscheinung des Propheten Elia die letzte Weissagung in der Schrift ist (Mal. 3, 23f.). Mit ihr schließen alle Propheten; und in ihr zusammengefaßt sind auch alle Propheten zu nehmen, [in]sofern [als] sie alle nicht nur vom zukünftigen Messias reden, sondern auch von Vorgängen, die Seinem Kommen vorangehen würden. So laufen alle Verheißungen auf Elias zusammen, den Vorboten des Messias, also auch auf Johannes, wenn der Elias ist.

Elias erscheint im Alten Bunde als der größte und wunderbarste Prophet des Herrn, obwohl, damit man nicht zuviel von ihm denke, Jakobus (5, 17) es hervorhebt, daß er ein Mensch gewesen sei wie wir. Von ihm reden umständlich die Bücher der Könige (1. Kön. 17-19; 21, 17-29; 2. Kön. 1 u. 2). Er lebte um 900 vor Christo zu den Zeiten des Königs Ahab im Zehnstämmereich Israel. Ahabs aus Phönizien stammende Frau Isebel veranlaßte den König, den Baalsdienst einzuführen; und von ihr wurde aus dem Wege geräumt, wer noch dem Gott Israels anhangen wollte. In dieser Zeit allgemeinen Abfalls sollte Elias als Eiferer für den Herrn auftreten. Auf sein Wort hin, das ihm der Herr in den Mund legte, regnete es drei und ein halbes Jahr nicht mehr; und das ganze Land kam in die äußerste Bedrängnis. Auf Betrieb des Elias wurde endlich vom Könige eine allgemeine Volksversammlung zusammenberufen, vor welcher sich entscheiden sollte, wen Israel als Gott anzuerkennen habe, Baal oder den Herrn Jehova. Feuer, vom Himmel gefal-

len, das des Elias Opfer verzehrte, machte solchen Eindruck auf das Volk, daß sie alle auf ihr Angesicht fielen und riefen: „Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott.“ (1. Kön. 18, 39) Elias hat hier einen Charakter und eine Kraft gezeigt, wie es auf Propheten vor der Ankunft des Messias als Vorbild dienen konnte. Um dem kommenden Messias die Herzen zuzurichten, mußte ein Mann kommen, der aller Gewissen aufschreckte und alles Volk dazu brächte, Gott die Ehre zu geben. Dieser Prophet nun, wie ihn Maleachi weissagte, sagt der Herr, sei Johannes, von dem Er auch gesagt hatte (Luk. 7, 29, siehe § 93), alles Volk habe über ihm Gott recht gegeben. Wie Elias wenigstens vorübergehend ganz Israel zum Bekenntnis des Herrn brachte, so lernte auch durch Johannes das Volk Gott die Ehre geben.

Reden wir noch weiter mit Bezug auf Elias. Die Weissagung des Maleachi hatte zur Folge, daß unter den Schriftgelehrten zur Zeit Jesu die Meinung besprochen wurde, der wirkliche Elias werde wiederkommen. Diese Meinung fand um so mehr Eingang, als von Elias erzählt ist, er sei nicht gestorben, sondern lebend gen Himmel entrückt worden. So dachte man sich sein Wiederkommen einfach als eine Erscheinung, zu welcher es ja keiner Auferstehung bedurfte. Deswegen war bald viel Gerede unter dem Volk von Elias, als Johannes und Jesus auftraten. Ob Johannes sich etwa selbst für den Elias ausbebe, lag der Deputation, welche von Jerusalem aus an ihn gesandt wurde, sehr am Herzen zu erfahren (Joh. 1, 21). Johannes aber konnte und mußte es verneinen, weil er ja nicht der wirkliche Elias war, der wiedergekommen sei. Sonst war man mehr geneigt, in Jesu den erschienenen Elias sich zu denken (Luk. 9, 8); und viele unter dem Volk hielten Ihn wirklich um Seiner Wunder willen für den Elias (Matth. 16, 14). Auch zog man den Herrn, nachdem Er sich vor Gericht als Messias bekannt hatte, noch am Kreuze damit auf, daß man spöttisch sagte, Er rufe den Elias, als sollte dieser vom Kreuze Ihn herabnehmen (Matth. 27, 47-49). Vielleicht dachten auch die Jünger des Herrn, Jakobus und Johannes, sie hätten, um die Ehre des Herrn zu retten, in der Kraft des Elias sich zu zeigen, wenn sie, als die Samariter Jesum nicht aufnehmen wollten, sagten: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und ver-

zehre sie, wie Elias tat“ (Luk. 9, 54). Denn Elias hatte einst die Boten des Königs, die ihn, obgleich sie ihn einen Mann Gottes nannten, festnehmen wollten, durch Feuer vom Himmel niedergeworfen (2. Kön. 1, 9ff.).

Indessen ist im Neuen Testamente deutlich gesagt, daß der Spruch des Maleachi zunächst durch das Auftreten des Johannes sich erfüllte. Schon der Engel, der seinem Vater im Tempel erschien, sagte von ihm, er werde vor dem Herrn hergehen im Geist und Kraft Eliä (Luk. 1, 16-17). Sodann sagt es der Herr wiederholt, wie an unserer Stelle, mit den Worten: „Und so ihr's wollt annehmen“, d. h. so ihr's verstehen könnet, „er ist Elias, der da soll zukünftig werden.“ Auch später, da die Jünger über die Meinung der Schriftgelehrten sich erkundigten, sagte Jesus noch umständlicher (Matth. 17, 10-13): „Elias soll ja zuvor kommen und alles zurechtmachen. Doch ich sage euch: Es ist Elias schon kommen; und sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben an ihm getan, was sie wollten“, dabei die Jünger merkten, daß Er von Johannes dem Täufer rede. Wenn übrigens der wirkliche Elias neben Mose dem Herrn auf dem Verklärungsberge erschien (Matth. 17, 3), so hatte solches keine Beziehung auf die Weissagung des Maleachi, da eben bei dieser Gelegenheit der Herr den Jüngern erklärte, daß der prophetische Elias in Johannes erschienen sei.

Wenn wir jedoch die Stelle im Propheten Maleachi noch näher betrachten, so können die Worte, Elias werde gesandt werden, „ehe der große und schreckliche Tag des Herrn komme“ (Mal. 3, 23), noch weiteres Nachdenken in uns erwecken, ob wir uns nicht ein Auftreten von Propheten im Geist und in der Kraft Eliä auch vor der zweiten oder jetzt nächsten Zukunft Christi zu denken haben. Von dieser wiederholten Erfüllung der prophetischen Stelle konnte der Herr selbst noch nicht reden, wenn nicht etwa ein stiller Wink in den Worten liegt (Matth. 17, 11): „Elias soll ja zuvor kommen und alles zurechtbringen; doch ich sage euch usw.“ Da hat es den Anschein, als wollte Er von Fernerem reden, bleibt aber dann bei dem schon Geschehenen. Auch in unserer Stelle deuten die Worte: „Und so ihr's wollt annehmen“ auf ein Tieferes. Der Heiland kann sagen wollen: „Wenn ihr's vorerst so nehmen könnet, obgleich noch Weiteres zu erwarten ist,

das den wiederkehrenden Geist Eliä verraten wird.“ So sind auch die Worte: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ ebendarum, wie es scheint, wichtig, weil zu Weiterem der Sinn geöffnet sein durfte. Sonst aber konnte der Herr damals den Eindruck noch nicht geben, daß die erste und zweite Zukunft Christi so weit würden auseinandergestellt werden, [wie] sich dieses in der Folge ergab. Die Möglichkeit einer schnellen Folge der zweiten Zukunft war in hohem Grade vorhanden; und der Herr hat's unverhohlen auch vor Gericht ausgesprochen. Weil sich's aber nun verzog und die prophetische Weissagung so bestimmt sagt, daß Elias „dem großen und schrecklichen Tag“ vorangehen werde, so darf der Glaube sich wohl daran halten, daß vor der nächsten Zukunft des Herrn ähnliche Erregungen durch Männer Gottes, die im Geist und in der Kraft Eliä wirken, werden hervorgebracht werden wie durch Johannes und dann durch die ganze Welt hin, „damit der Herr das Erdreich nicht mit dem Bann schlage“, wie Maleachi (3, 24) sagt. Wie daher Johannes die erste Ankunft Christi als ganz nahe verkündigte, so werden die abermals erstehenden Propheten mit gleicher Bestimmtheit und mit durchschlagender Macht die nächste Zukunft Christi als jetzt eintretend ankündigen und damit nicht minder eine allgemeine Erweckung hervorrufen. Solches wäre dann das eigentliche wahre Zeichen der Ankunft Christi, während alle anderen Zeichen nur durch dieses ihre eigentliche Bedeutung als Zeichen bekämen. Diese Propheten sollen erst in vollem Sinn alles zurechtbringen, soweit es zurechtgebracht werden kann, daß niemand verlorengelasse, der rettungsfähig ist (vgl. 2. Petr. 3, 9). Sie sind auch die von Jesu geweissagten Propheten, Weisen und Schriftgelehrten, deren etliche werden getötet und gekreuzigt werden (Matth. 23, 34) – sie die Knechte, die, wenn alles zur Hochzeit bereit ist, ausgesandt werden, zur Hochzeit einzuladen, wen sie fänden (Matth. 22, 9) – sie der Engel, der mit dem ewigen Evangelium mitten durch den Himmel fliegt, [es] denen auf Erden zu verkündigen (Offb. 14, 6ff.). Insbesondere sind sie die beiden Zeugen, die als zweien Ölbäume und zwei Fackeln, stehend vor dem Gott der Erde, weissagen und Zeugnisse ablegen, auch durch große Wunder, welche an die Kraft Eliä erinnern, alles in eine große Bewegung bringen und mit ihren Eliasstrafen quälen werden, die

auf Erden wohnen (Offb. 11, 3-13). Aber wie Johannes nicht erkannt wurde und man an ihm tat, was man wollte, so werden auch jene Propheten als Vorläufer des Herrn nicht erkannt, vielmehr der härtesten Verfolgung preisgegeben werden.

## § 95 Reden Jesu von Johannes

Vierter Teil, Schluß

Kap. 11, 16-24

vgl. Luk. 7, 31-35

Obgleich der Herr gesagt hatte, daß seit den Tagen Johannes des Täufers ein großes Drängen zum Reich Gottes unter dem Volke stattgefunden habe, so bezeichnet Er doch das damalige Geschlecht als ein widerwilliges, [in]sofern [als] es wohl ins Himmelreich zu kommen, aber nicht Buße, nicht eine veränderte Gesinnung anzunehmen gewillt war. Daher [kommt es], daß Er noch eine ernste Klage Seinen Reden über Johannes anhängt und dann von dem Wehe redet, das sich die Städte, bei denen es jetzt anders sein sollte, durch ihre Unbußfertigkeit zuziehen. Hören wir zuerst Seine Klage.

V. 16: „Wem soll ich aber dies Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindlein gleich, die an dem Markte sitzen und rufen gegen ihre Gesellen“ – V. 17: „und sprechen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklaget, und ihr wolltet nicht weinen.“ – V. 18: „Johannes ist kommen, aß und trank nicht, so sagen sie: Er hat den Teufel.“ – V. 19: „Des Menschen Sohn ist kommen, isset und trinket, so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Geselle! Und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von“ (richtiger: „an“) „ihren Kindern.“

Lukas 7, 31-35 ebenso.

Unter den „Kindern, die an dem Markt sitzen“, versteht der Herr Kinder, die oft auf der Straße in Scharen sich herumtummeln, anderen zur Last, ohne zu einem geordneten Spiel sich zu vereinigen. Hier und da will eins unter ihnen zu einem Tanzspiel, ein anderes zu einem Trauerspiel aufmuntern.

Zum Tanz laden die einen ein, indem sie pfeifen, mit einer Pfeife ein Zeichen geben oder Tanzmelodien spielen; und zum Weinen die, welche zum Spiel einen Leichenzug nachmachen wollen, wie bei einem solchen angestellte Weiber ein lautes Weinen mit Klagegeschrei zu erheben pflegten. Aber die Mehrzahl gibt sich nicht zu einem geordneten Spiel her, weil sie an einem wilden und ungebundenen Herumtummeln auf der Straße mehr Gefallen haben. Geradeso, sagt der Herr, hätte dieses Zeitgeschlecht es dem Johannes und Ihm gegenüber gemacht, ihnen, die doch gewiß auch zugleich Repräsentanten der Weisheit auf der Gasse waren. Durch sie rief „die Weisheit und ließ sich hören die Klugheit; öffentlich am Wege und an der Straße standen sie“ (Spr. 8, 1ff.). Aber wie die Weisheit auch rufen mochte, ernst zur Buße treibend wie durch Johannes oder freundlich zur Annahme der Heilsbotschaft lockend wie durch Jesum – mit nichts war ein nachhaltiger Eindruck auf das Volk zu machen, sich zu etwas Besserem anzuschicken oder in geordneter Weise sich herzugeben. Sie hörten wohl eine Weile mit Wohlgefallen zu, bei dem einen wie bei dem anderen; aber heraus kam nichts dabei. Sie kamen, um mit dem Heiland zu reden, nicht zum Weinen wie durch Johannes und nicht zum Tanzen, zu göttlicher, den ganzen Menschen erneuernder, fröhlicher Stimmung wie durch Jesum. Sie blieben im ganzen, wer sie waren.

Bei jenem Geschlecht aber war's nicht ein bloßes augenblickliches Nichtmögen wie bei den Gassenkindern; sondern allmählich benahmen sie sich auch richterisch, wie Jesus darlegt, gegen die Weisheit und sagten von Johannes, daß „er den Teufel habe“ oder ein Narr sei, weil er nicht, wie andere Leute, aß und trank, sondern, seinen Ernst an sich vorbildlich darstellend, die größte Enthaltbarkeit übte; und von Jesu, der nun als Bringer einer guten Botschaft aß und trank mit jedermann, selbst mit Zöllnern und Sündern, sagten sie, Er sei „ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle“, als wollte Er sich's nur immer gut schmecken lassen, ohne nach Fastenregeln sich und Seinen Jüngern eine Enthaltbarkeit aufzuerlegen. So stellten sie sich richterisch gegen die ihnen so nahegebrachte Weisheit, nach welcher Johannes und Jesus in verschiedener Weise sich benahmen.

Deswegen sagt der Herr das sprichwörtlich lautende Wort: „Und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen an ihren Kindern“, nicht von ihren Kindern, wie unrichtig übersetzt ist. Die Kinder der Weisheit aber sind eben Johannes und Jesus, [in]sofern [als] sie die Träger der himmlischen Weisheit waren – wie Jesus sich selbst einmal (Luk. 11, 49) die Weisheit Gottes nennt – und, wie diese es ihnen eingab, redeten und sich bezeugten. Eigentlich sollte es heißen: „Die Weisheit ist gerechtfertigt worden“, aber hier mit dem Sinn richterisch behandelt, getadelt, gemäßregelt „an ihren Kindern“, nämlich vom Volk an Johannes und Jesu, deren weise Haltung sie böse auslegten.

Zu allen Zeiten hat sich das Volk im ganzen widerwillig und richterisch gestellt gegen die Weisheit und Wahrheit, die zu ihnen durch ihre Träger sprach; und noch heute ist es so, daß ein Prediger, der's streng macht, auch wenn er weise Gründe dazu hat, ein Narr heißen muß und ein anderer, der wieder aus guten Gründen mehr bei der Freundlichkeit des Evangeliums bleibt und weniger ernst scheint, für weich und schwach oder gar leicht und oberflächlich gilt. Indem man zu rasonieren Ursache zu haben glaubt, läßt man sich weder von dem einen noch von dem anderen zu einer Umkehr von sündlichem und ungöttlichem Wesen bringen. Man mag sie sammeln wollen, wie man will (Matth. 23, 37) – sie wollen nicht. Wie ist's doch so mißlich in unserer Zeit, daß die Kinder der Weisheit so wenig Gehör finden und so viele harte Urteile über sich ergehen lassen müssen. Nach der Zeit Jesu, da die Ausgießung des Heiligen Geistes erfolgt war, wurde es doch bei vielen in Israel besser. Wie seufzen wir nach einer Erneuerung der einstigen Gnaden und Kräfte des Heiligen Geistes!

Der Herr redet noch von dem argen Wehe, das namentlich die Städte, welche so viel von Ihm gehört und gesehen und doch nicht sich gebessert hatten, treffen würde. Wir lesen in Matthäus:

V. 20: „Da fing Er an, die Städte zu schelten, in welchen am meisten Seiner Taten geschehen waren, und hatten sich doch nicht gebessert.“ – V. 21: „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Wären solche Taten zu Tyro und Sidon geschehen, als bei euch geschehen sind, sie hätten vorzeiten im Sack und in der Asche Buße getan.“ – V. 22: „Doch ich sage euch: Es wird Tyro

und Sidon trüglicher ergehen am Jüngsten Gerichte denn euch.“ – V. 23: „Und du Kapernaum, die du bist erhaben bis an den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinuntergestoßen werden. Denn so zu Sodoma die Taten geschehen wären, die bei dir geschehen sind, sie stünde noch heutigen Tages.“ – V. 24: „Doch ich sage euch: Es wird der Sodomer Lande trüglicher ergehen am Jüngsten Gerichte denn dir.“

Der Herr redet gewisse Städte an, in welchen Er am meisten gepredigt und Wunder getan hatte. Von Chorazin am See Genesareth ist sonst nichts erzählt. Man sieht daraus, wie viel und umfangreich der Herr wirkte, ohne daß wir Kunde davon bekommen haben. Mehr, aber doch auch nicht viel, ist von Bethsaida gesagt. Der Apostel Philippus war von daher (Joh. 1, 44). Hier wurde auch ein Blinder geheilt, als Jesus dahin kam (Mark. 8, 22). In die Wüste bei der Stadt entwich auch der Herr, als die Apostel von ihrer Reise zurückkehrten; und dahin versammelte sich alsbald viel Volks mit vielen Kranken (Luk. 9, 10ff.). Nachher war dort auch eine der wunderbaren Speisungen, welche wohl einen durchschlagenden Eindruck auf die Stadt hätte hervorbringen dürfen. Von Kapernaum aber wissen wir, wieviel Großes dort geschah. Von dieser Stadt sagt der Herr, daß sie bis an den Himmel erhaben sei, weil sie Handgreifliches vom Himmel durch Jesum kommen sah, sich also bis in den Himmel versetzt fühlen konnte. Aber nirgends haben die Leute Buße getan. Wenn man vor und nach Jesu Wirken durch die Städte ging, so war's, als ob gar nichts vorgegangen wäre. Das ungöttliche Wesen war gerade noch so zu sehen wie zuvor, ähnlich wie bei uns die Sauferei und Schlemmerei, das Haschen nach Genüssen jeder Art, Ungerechtigkeit, Mammonsdiens – kurz: nichts als Leben nach der Lust des Fleisches und in allem nur Ungöttliches – zu sehen ist; und am schlimmsten ist's oft an Sonntagen, ob man in der Kirche gewesen sei oder nicht. Wo sind die Früchte der Buße? Verborgен und im stillen sind sie bei einzelnen wohl da; aber durchs Ganze sieht man sie nicht. So wird's wohl auch fortgehen – ach, daß es anders würde! Wir hoffen auf neue Gnadenzeiten; und wenn der Ruf abermals ertönt: „Der Herr kommt!“ (Matth. 25, 6) und mit Zeichen und Wundern bekräftigt wird, mag es wohl besser gehen als das erste Mal.

Wie wird's aber den Widerwilligen ergehen? Der Herr vergleicht sie mit den Bewohnern der verrufensten Städte, die einst um ihres gottlosen Wesens willen in schrecklichen Gerichten untergegangen sind. Erwähnt werden die Städte Tyrus und Sidon, Sodom und Gomorrha, deren Schicksal, das man sich im Jenseits fortgesetzt denken mußte, niemand hätte teilen mögen. Aber, sagt der Herr, so arg es in diesen Städten zugegangen ist, so war doch denkbar, daß sie schnell Buße getan und zu einem besseren Leben sich angeschickt hätten, wenn die Wohltat des Evangeliums ihnen zugekommen wäre wie dem jetzigen Geschlechte. Werden sie nun ohne weiteres ewig verloren sein? Der Herr gibt zu verstehen, daß sie noch nicht der ewigen Verdammnis verfallen seien und daß noch ein Gericht über sie werde gehalten werden. Da kann ja der Richter über alle Welt wohl merken, welche unter ihnen aufgehört hätten, ihr Sündenleben fortzuführen, wenn sie der Offenbarungen durch Christum gewürdigt worden wären. Was wird's nun werden? „Ich sage euch“, sagt Jesus, „es wird ihnen tröglicher ergehen am Jüngsten Gericht denn euch“, d. h. sie werden leichter über das Jüngste Gericht kommen denn ihr.

Bedenken wir diese ernste Rede. Wir fällen je und je auch ein hartes Urteil über Städte und Länder, deren Schande allerdings mehr oder weniger offenbar ist. Bedenken wir aber auch, ob sie sehen, was wir sehen, und hören, was wir hören? Sind wir sodann nach dem, was wir sehen und hören, [das,] was der Herr fordert? Stehen wir in der Buße und Besserung? Wie schwer kann am Jüngsten Gerichte nicht auch unser Stand werden, selbst den Schlimmsten gegenüber? Wir sehen auch, wie der Herr uns mahnt, an das Jüngste Gericht zu denken, gegen welches doch die meisten Menschen ihr Leben lang gleichgültig bleiben. Möchte es dem Herrn gefallen, mit neuen Bezeugungen es an unserem Geschlechte zu versuchen, „uns zu stellen vor das Angesicht Seiner Herrlichkeit unsträflich mit Freuden“ (Judas V. 24)!

## § 96 Erhebende Worte Jesu

Erster Teil

Kap. 11, 25-26

Erhebende und ergreifende Worte sind es, welche der Heiland an Seine Klagen über das unbußfertige Geschlecht anhängt. Wir hören Ihn ein Dreifaches reden, 1. betend zu Seinem Vater – 2. belehrend zu Seinen Jüngern – 3. einladend an das Volk.

Hören wir erstlich, wie der Herr betend zu Seinem Vater redet. Wir lesen:

V. 25: „Zu derselbigen Zeit antwortete Jesus und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches (den) Weisen und Klugen verborgen hast und hast es (den) Unmündigen geoffenbart.“ – V. 26: „Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.“

Zu derselbigen Zeit, also eben damals, da Er von Johannes geredet und über das Volk geklagt hatte, fing auf einmal der Herr an, betende, zu Seinem Vater gerichtete Worte vernehmen zu lassen. Wenn Er zu Seinem Vater sich wendet, kann Er nicht klagend reden. Der Blick zu Seinem Vater nimmt Ihm plötzlich die traurige Stimmung, in die Er gekommen war, und die Wehmut, die Er eben hatte über das Volk laut werden lassen. Als Mensch, in die Sünden der Menschen hineinsehend, kann Er klagen. Als Sohn, vor dem Vater stehend, benimmt Er sich nur Seines Vaters würdig, wenn Er mit Lobpreisen Ihn anredet. Denn zuletzt hat doch in allem der Vater Seine Hand; und wenn der Vater eben jetzt Seine suchenden Vaterarme durch Jesum ausstreckt, kann Er nichts fehlgehen lassen, sosehr es den Anschein hat. Auch wider die einstweilige Unbußfertigkeit des Volks weiß der Herr Rat; und auf preiswürdige Art geht Er Seinen Weg vor sich. Denn Er ist „der Vater und Herr Himmels und der Erde“. Er ist nicht nur Sein, Jesu, Vater, sondern auch Vater der ganzen Schöpfung, die mit „Himmel und Erde“ ausgedrückt wird. Wie einem Hausvater alles im Hause zu Gebot steht und in diesem Hause alles an Ihm als dem Vater hängt, so steht Gott als Hausvater in der ganzen Schöpfung, die in allem Seiner Fürsorge und Seines Wirkens wartet.

Das Beten Jesu vor Seinem Vater läßt uns auch erkennen, wie kurz Er betet, wie Er kein überflüssiges Wort dabei ausspricht; denn anders findet Er's auch Seines Vaters unwürdig. Er dankt, betet warm und ist fertig, wenn Er Seines Herzens Dank und das, wofür Er danken will, ausgesprochen hat. Weitere Worte will Er nicht machen und braucht Er nicht zu machen. Wie sollten wir nicht auch aus Seinem Beten etwas entnehmen, erstlich, wie wir auch je und je mitten aus allem heraus, auch vor anderen, ein kurzes Wort betend an den Vater richten dürfen, zweitens, daß wir dabei vom Klagen weg uns gleich dürften zum Preisen Gottes anschicken – denn bedenken wir, was das ist, dem Vater und Herrn Himmels und der Erde, der dazu noch Seinen Sohn uns geschenkt hat, heulerisch ins Gesicht zu sehen –, endlich drittens, daß wir uns im Gebet der Kürze befleißigen und des vielen Geschwätzes drum und dran uns enthalten sollten, namentlich wenn wir bitten, es sei denn, daß wir zu eigener Orientierung allerlei einfließen lassen, da es dann eine Art Selbstgespräch vor Gott ist.

Was der Heiland preiswürdig an dem Vater findet, ist, wie es lautet, daß Er's Weisen und Klugen (es heißt nicht: „den Weisen und Klugen“) verborgen und Unmündigen geoffenbart habe. Daß Er sagt: „Solches“, macht scheinbar, was Er meint, unklar, aber auch wieder klar. Man ist gewohnt, es aufs Nachfolgende zu beziehen, da von dem die Rede ist, was nur der Sohn wisse und [der,] dem es der Sohn (durch den Vater) offenbaren wolle. Es mag schließlich auf das auch hinauslaufen; aber das Nächste ist es nicht, was der Heiland meinen kann. Denn nach der Wort- und Satzstellung geht das Wort: „Solches“ auf das Vorhergehende, also darauf, daß es vor den unbußfertigen Städten, die als weise und klug nicht genug auf Jesum achteten, verborgen blieb, wie übel es ihnen darob ergehen werde, gar so übel, daß selbst alte verrufene Heidenstädte am Jüngsten Tage noch werden besser dran sein denn sie. Ihr Gericht ist ihnen verborgen, freilich eben damit auch die rechte Erkenntnis Christi, die auch nur der Vater offenbaren kann, wie die Größe des Gerichts. Es ist immer so, daß Weise und Kluge in ihrem Übermute zunächst sich in keiner Gefahr denken, wenn sie auf Göttliches nicht achten, und daß sie ebendarum auch das Göttliche,

das ihnen entgegengebracht wird, nicht wichtig genug nehmen, wie sie auch sonst bezüglich ihrer selbst und ihrer Zukunft in einer gewissen Sicherheit sich fühlen. Sie meinen, es hätte nichts zu sagen, wie sie auch zu dem von Gott Gekommenen und Geforderten sich stellten. So ist ihnen die Furcht Gottes und des Gerichts, wenn sie auch in der Erkenntnis Jesu nicht ganz zurück waren, ferne gerückt, daß sie auf das Erkannte hin nicht Buße tun mögen. Das ist's, was der Herr in Seinem Gebet meint. Es läuft also auf das hinaus, was Jesus später, als Er über Jerusalem weinte, mit den Worten sagte (Luk. 19, 42): „Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen.“ So war auch den stolzen Städten am See Genesareth, von denen Er gesprochen, die in einem großen Wohlstand sich befanden und darum sich für klug und weise hielten, die Strafe verborgen, die sie dadurch sich zuzogen, daß sie den Gnadenruf zur Buße nicht ernstlich angenommen haben. Doch gab es noch selbst in diesen Städten neben den Weisen und Klugen Unmündige wie die Apostel, welche alle aus diesen Städten stammten, denen es Gott ins Herz gab, nicht nur Jesum als von Gott gesandt anzuerkennen, sondern auch die Wichtigkeit einzusehen, sich nun zu einer völligen Buße und Umkehr herzugeben. Hierüber preist der Herr Seinen Vater.

Die Lobpreisung Jesu geht also nicht so [sehr] auf das, daß es Klugen und Weisen verborgen blieb, als auf das, daß es wenigstens Unmündigen geoffenbart war. Man kann es nämlich – und die Redeweise der Schrift erlaubt es – nehmen, als hieße es: „Ich preise dich, daß du, wenn du es auch Weisen und Klugen verborgen hast, Unmündigen die Notwendigkeit der Buße geoffenbart hast.“ Ohne innere Offenbarung vom Vater konnte niemand Jesum verstehen oder [das], was Er war, auch was Er Besonderes kundtat. So sagte der Herr auch zu Petrus, da dieser bekannte, daß Jesus der Christ sei, der Sohn des lebendigen Gottes: „Das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel“ (Matth. 16, 16), womit Er sagen wollte: „Du bist nicht durch menschliche Weisheit und Klugheit, nicht durch menschliche Belehrung darauf gekommen; sondern es hat dir geoffenbart werden müssen.“ Weise und Kluge aber, die zu



voll von ihrem Eigenen waren, als daß Gott ihnen etwas beibringen konnte, haben es nicht erkannt, wie wichtig es sei, auf das hin, was sie von Jesu hörten und sahen, ihr Leben zu bessern – wie sie es mit dem lebendigen Gott zu tun hätten, wenn sie gleichgültig gegen alles blieben, wie sie also die schwersten Strafen sich zuziehen durch ihre ganze Haltung zu Jesu und Seinen Wundern und Reden. Obwohl aber alle in eigener Weisheit vergraben waren, daß nahezu alles Auftreten und Wirken Jesu völlig vergeblich schien, so hat es doch noch Unmündige gegeben, deren Sinn nicht so ganz von Eigenem eingenommen war, denen sich daher der Vater offenbaren konnte. Darüber nun preist der Sohn den Vater, daß dieser es Ihm hat wenigstens an etlichen gelingen lassen, von welchen aus Er sich doch noch für die Zukunft die Erfüllung Seiner Wünsche und die Erlösung des Menschengeschlechts versprechen konnte. Solches gibt Ihm auch noch den Mut, gleich nachher sich an das Volk zu wenden und zu sagen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“

Unmündige aber nennt die Schrift alle die, welche durch nichts in oder außer sich eingenommen sind und gehindert, mit sich reden zu lassen und etwas anzunehmen. Unmündige sind immer gelehrig und für alles anzufassen. Ältere und Erwachsene haben häufig schon zuviel eingesogen, als daß sie ganz offen für die Wahrheit noch wären. O wie sehr hat unser Geschlecht den Charakter von Unmündigen verloren! An ihrer eigenen Weisheit prallt alles ab, was man von Gott und Jesu ihnen nahebringen will; und wenn sie's auch dem Bekenntnis nach annehmen, so werden sie doch nicht anders. Indessen dürfen wir auch, soviel wir zu klagen Ursache haben, Gott preisen, daß, mitten unter allgemeiner Unbußfertigkeit und Stumpfheit gegen das Göttliche, immer noch Seelen zu finden sind unter Hohen und Niederen, Gelehrten und Ungelehrten, die so unmündig sich stellen, daß ihnen alles durch Gottes Gnade und Kraft eröffnet und zu einer Wirkung auf Besserung nahegelegt werden kann. Was man sonst weise und klug nennt, ist's nicht gerade immer im Gegensatz zu der göttlichen Wahrheit und der Furcht Gottes. Leute, die viel Verstand im Leben beweisen, die auch viel gelernt, viel natürliche Weisheit eingeübt haben, können doch

den göttlichen Lehren gegenüber unmündig sein, daß ihnen Gott also sich offenbaren könnte, wenn's ihnen durch Wort und Predigt will nahegelegt werden.

Der Heiland schließt Sein Gebet mit den Worten: „Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir!“ Der Vater hätte sich ja, weil im Grunde niemand Ihm ganz entsprechend war, ganz zurückziehen und gewillt sein können, niemandem die Augen zu öffnen und Seine Furcht ins Herz zu geben. Aber Sein Wohlgefallen war anders. Er hat wenigstens angefangen, Menschen sich zu nähern, und damit gezeigt, daß Er im Sinne habe, noch weiterzugehen. Er hat damit zu erkennen gegeben, daß Er nicht will, daß jemand verloren werde, sondern „will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Tim. 2, 4). Der Anfang mit wenigen, sei's auch mit den Geringsten und Verachtetsten unter den Menschen, weil diese allein als Erstlinge sich hergaben, ist bereits eine Bürgschaft für die zukünftige Erleuchtung und Erlösung aller Kreatur! Wie begreifen wir so, daß Jesus Seinen Vater gepriesen hat! Ja, gepriesen sei Gott, daß Er es nicht verschmäht hat, mit den Allergeringsten den Anfang zu machen, weil ja vorerst mit den anderen nichts zu machen war, und daß Er so Seinen entschiedensten Heilswillen für alle kundgetan hat! Es wird gewiß noch die Zeit kommen, da Er allgemeiner sich offenbaren kann, wenn Er, wie verheißen ist, Seinen Geist noch ausgießen wird über alles Fleisch.

## § 97 Erhebende Worte Jesu

Zweiter und dritter Teil

Kap. 11, 27-30

Hören wir Weiteres von den erhebenden Worten Jesu, wie Er zweitens zu Seinen Jüngern belehrend redet.

V. 27: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.“

Den Jüngern will der Herr jetzt den Eindruck geben, warum es so bedeutsam sei, wenn Ihn die Leute nicht hören und wenn sie nicht Buße tun, daß, wer mit Ihm nicht vertraut und bekannt sei, nichts Gutes sich in der Ewigkeit versprechen könne. Er nämlich ist von Gott bestellt, alles in die Hand zu nehmen und zu besorgen, was zur Rettung der Menschen geschehen muß. Ihm sind „alle Dinge von Seinem Vater übergeben“. Damit ist erstlich gemeint, daß alles durch Ihn laufen müsse, kein anderer Weg zu Gott vorhanden sei als durch Ihn und daß niemand außer Ihm Kraft und Macht habe, den verlorenen Menschen zu helfen. Wer also ferne von Ihm bleibt, hat zum voraus schon alles verloren. In sich selbst hat er's nicht, was er braucht, um wieder zum Vater zurückzukommen und der einstigen Seligkeit gewiß zu sein; und nirgends in der ganzen Schöpfung ist etwas zu finden, an das er sich halten und darauf er sich stützen könnte. Alles ist dem Sohne übergeben und hat Er allein, weil Er der ist, der als das Lamm Gottes sich hergibt für die Sünden der Menschen, wodurch Er das Recht bekommen hat, alles für alle zu machen. Soll Er's aber vollbringen, so sind Ihm auch zweitens in dem Sinne alle Dinge übergeben, wie „Ihm alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben ist“, wie Er nach Seiner Auferstehung sagt (Matth. 28, 18). Was nur von göttlicher Macht not tut zur Rettung der Seelen, steht Ihm von seiten Seines Vaters bereit, die ganze Allmacht Gottes, so daß Ihm nichts fehlen kann, sondern Er in allem der Sieger bleiben muß als ein sicherer und zuverlässiger Heiland.

Wie es sich nun in dem allem verhält, weiß nur der Vater, aus dessen Schoß ja der Sohn gekommen ist ins Fleisch. „Der Vater allein kennet den Sohn“, den sonst kein Mensch durch sich selbst erkennen kann; und der Vater hat's auch dem Sohne im Fleisch kundtun müssen, wie alles sei. Darum heißt's: „Niemand kennet den Sohn denn nur der Vater.“ Deswegen hat auch dem Petrus der Vater es offenbaren müssen, daß und wie Jesus der Christ sei, weil Fleisch und Blut, d. h. menschliche Belehrung, das nicht zu geben vermochte (Matth. 16, 17). Wenn es heißt: „Niemand kennet den Vater denn nur der Sohn“, so ist außer dem Angeführten an Zweierlei zu denken. Nämlich erstlich hat niemand einen rechten Begriff von der Heiligkeit und

Gerechtigkeit des Vaters, zweitens von Seiner Liebe und Barmherzigkeit, die der Heiligkeit gegenüber einen Weg zur Rettung gesucht und gefunden hat. Alle denken zu leicht von Gott und schlagen's nicht hoch an, Seine Heiligkeit zu betrüben und Seine Gerechtigkeit herauszufordern. Deswegen denken sie sich, auch wenn sie sündigen, bei Gott in keiner Gefahr und fürchten es auch nicht, in jeder Weise wider Gott sich zu stellen, als ob das gar nichts zu sagen hätte. Kein Mensch auf Erden nimmt's mit der Heiligkeit Gottes ernst genug, so auch nicht mit Seiner Gerechtigkeit, die es nicht zuläßt, ohne weiteres den Menschen aufzunehmen, der feindlich gegen Ihn sich gestellt hat. Mit Seiner Majestät, wenn nicht versöhnt, verträgt es sich nicht, mit Wesen sich wieder einzulassen, welche frech Ihm entgegengestanden sind. Wie Er aber dennoch einen Weg der Versöhnung fand, aus großer Barmherzigkeit und Liebe, die das Äußerste tun konnte: die Hingabe des Sohnes in das Fleisch und in den Tod, um den Verlorenen zu helfen, ohne daß Seine Majestät Not litt, wer sollte das wissen außer dem Sohne durch den Vater? Deswegen sagt Er: „Niemand kennet den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.“ Schon die ganze Erscheinung Jesu war ja eine Offenbarung wie der Heiligkeit und Gerechtigkeit, so auch der Liebe und Barmherzigkeit Gottes.

Wieviel sagt doch da Jesus mit wenigen Worten den Jüngern zur Belehrung. Ach, daß doch auch unserem Geschlechte wieder mehr Licht würde! Nur der Vater und der Sohn durch den Vater kann's uns geben; und Er wird's geben, wenn nur auch etliche wieder mit ernstestem Verlangen Ihn für alle darum anrufen. Hätten wir ein Herz wie Jesus für die Elenden und Armen, für die Mühseligen und Beladenen, an die Er sich wendet, wie würden wir nicht Tag und Nacht vor Gott liegen, Ihn zu bitten, daß Er unserem wieder in tiefe Finsternis hineingekommenen Geschlechte Licht geben möchte zu seiner Errettung, ein alle Geschlechter der Erde durchdringendes Licht, damit der ganze große Heilsplan Gottes endlich zur Wirklichkeit komme!

Hören wir nun auch drittens, wie Jesus einladend zu dem Volke redete. Er ruft laut und beweglich unter das Volk hinein:

V. 28: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ – V. 29: „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ – V. 30: „Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“

Das sind die herrlichen Worte Jesu, die so wundersam heute noch klingen, daß allezeit Tausende davon erquickt werden. Bis ins Innerste des Menschen hinein können sie fallen. Der Herr heißt zu Ihm kommen, heißt Ihn hören, an Ihn glauben, Ihn annehmen, Ihm vertrauen, Ihm sich hingeben als einem sicheren Arzt und Helfer. Alle, die mühselig und beladen sind, ruft Er. Wir haben das aber nicht so zu nehmen, als meinte Er nur die Mühseligen und Beladenen unter dem Volk, andere nicht, als ob auch welche da wären, die man nicht mühselig und beladen nennen könnte. Vielmehr ist's, als sagte Er: „Kommet her alle, die ihr diese Einladung höret; denn ich weiß, daß ihr alle mühselig und beladen seid, alle einen Helfer und Erretter brauchet, alle seufzet in tausend Wehen und Lasten. Ich weiß das; aber kommt doch alle, wer ihr auch sein möget, und bleibe keines zurück auch von denen, die nicht gleich merken, wie sehr's ihnen fehle. Sie sollen nur kommen; ich meine alle und Sorge für alle.“ Die Sichereren, wenn sie nur kommen, merken's gleich, wie sie doch auch mühselig und beladen sind. Im Augenblick drückt sie ihre Last, fühlen sie das Joch, unter dem sie seufzen, wenn sie nur den ansehen, der als Heiland und Erretter sich ihnen darbietet. Kommt nur her, darf man heute noch rufen. Dann kommt erstlich euch ins Bewußtsein, wie über alle Maßen elend ihr alle seid, wenn ihr's auch sonst zuzudecken gewohnt seid; und zweitens fühlet ihr alsbald eine Erquickung, daß ihr ausrufet: „Gottlob, Er ist da, der mir helfen kann; ich fühle es!“

Wenn der Herr Sein Joch auf sich nehmen heißt, so ist's, als sagte Er: „Was quälet ihr euch denn mit eurem Joch? Kommt, leget euer Joch ab und versucht's mit dem meinigen.“ Das Joch der Finsternis, unter das der Mensch gekommen ist durch die Sünde, ach, wie hart ist doch dieses! Wie über die Maßen hart und unerträglich ist die Gebundenheit und Knechtschaft des Menschen durch die Sünde, indem ihm eben die Sünde die arge Last ist! Er trägt sie, muß sie tragen, kann ihrer

nicht loswerden, auch wenn er wollte. Die Sünde hat ihn ganz und gar eingenommen und hat in jedem Gliede an ihm eine Macht. Sie besitzt ihn gar; und er hat keine Freiheit ihr gegenüber. O wie schauerlich quälend, drückend, marternd ist doch dieses Joch, eingedrückt in den Menschen durch den Fürsten der Finsternis, der eben nur mit Sünden und immer nur mit Sünden, zu denen er sie drängt, quält. Da tritt denn jetzt Jesus herzu und heißt zu Ihm kommen und Sein Joch auf sich nehmen.

Indem Er nun Sein Joch gleichsam auflegt, muß Er das alte wegnehmen; und somit verheißt Er vor allem Wegnahme der Sünde, und zwar der Schuld der Sünde, die mutlos macht gegen den Kampf wider die Sünde, dann auch der Macht der Sünde, welcher der Mensch für sich zum Widerstand nicht gewachsen ist. O Jesu, wie bist du so lieb und gut! Wie herrlich ist's, von dir eingenommen, gebunden zu werden, von dir geknechtet zu werden und ein Joch angelegt zu bekommen. Denn solch Joch, wenn es auch durch die schmerzlichen Empfindungen des Leids und der Buße hindurchgeht, bis es angelegt ist, ist kein Joch. Es drückt nicht, es schmerzt nicht, es sticht und peiniget nicht; es ist nichts anderes denn der erneute Liebeszug zum Vater, der, wenn er erwacht ist, stärker bindet als alles, was sonst den Menschen binden mag. Ein Liebeszug ist's, wie der Zug des Kindes zum Vater, der dem Menschen Freude macht, weil er in Ordnung bringt und der vorherigen Zuchtlosigkeit des Menschen steuert. Wie süß, wie lieblich, wie wohltuend, wie erquickend, wie belebend, wie erhebend, wie beseligend ist dieses Joch, mit dem der Mensch wieder an das Herz seines Vaters durch Jesum als gehorsames Kind gebunden werden soll!

Wenn der Heiland sagt: „Und lernet von mir“, so sieht's aus, als ob man langen und langweiligen, ermüdenden Unterricht erst nehmen müsse, bis man endlich zu der Erquickung komme, die Jesus verheißt, zu dem, was Frieden bringt. Aber das im Griechischen gebrauchte Zeitwort zeigt, daß man nur etwas zu vernehmen, an Jesu zu erfahren und zu merken braucht, um es im Augenblick auch zu haben. Es bezeichnet ein augenblickliches Lernen oder Erfahren, ein Auffassen und Greifen und Vernehmen; und wer's vernimmt und greift, der hat's. Statt „lernet von mir“ kann man auch übersetzen: „Lernet, erfahret an mir,

daß ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“ Er fällt nicht hochfahrend und schroff über die Sünder her und stellt sich demütig, nicht bloß äußerlich sich demütig benehmend, sondern so, daß es Ihm von Herzen geht gegen die Mühseligen und Beladenen, als ob Er in gar nichts mehr wäre als sie. Wer zu Ihm kommt und sich mit Ihm einläßt, erfährt's und merkt's an [sich] im Nu; und das ist's, was ihn im Augenblick auch Ruhe finden läßt für seine Seele, [in]sofern [als] er etwas Festes und Gewisses und Sicheres vor sich sieht und aus aller Unruhe, wie sich helfen, herauskommt. „Ich hab's gefunden“, kann er plötzlich ausrufen. So kann's einem Menschen gehen, der die holdselige Stimme Jesu vernimmt, wie sie in der Folge auch aus Seinen Knechten wiedertönte.

Oh, was wird's einmal werden, wenn aufs neue die Stimme des Herrn aus Seinen Knechten, bezeugt mit Taten und Wundern, sich vernehmen läßt in einer neuen Gnadenzeit, die wir hoffen dürfen! Ein einiger Ruf von Ihm – und man merkt's Ihm ab, daß man Ihn, wie man auch sei, haben darf – sanft gegen Sünder, demütig gegen Verlorene, alles, was im Augenblick die Seele zur Ruhe bringt. Mit süßer Freude greift man zu; und ach, wenn die Fesseln des Teufels und der Sünde wegfallen, wie sanft ist das Joch, unter das der Mensch kommt; wie leicht die Last, die ihm aufgelegt wird! O Jesu, daß die Mühseligen und Beladenen unserer Zeit es doch bald wieder so finden dürften wie in deinen Tagen! Unsere Seele jauchzt bei dem Gedanken, daß es bald, bald kommen werde – aber echt!

## 12. Kapitel Matthäi

### § 98 Der Jünger Ährenausraufen

Matth. 12, 1-8

vgl. Mark. 2, 23-28; Luk. 6, 1-5

Der Heiland bekommt es jetzt wieder mit den Pharisäern zu tun, welche so strenge auf eine pünktliche Haltung der Sabbatsregeln nach Aufsätzen der Ältesten aus waren und nur immer auf das sahen, ob der Herr die Sabbate recht halte oder nicht. Wir lesen:

Matth. 12, 1: „Zu der Zeit ging Jesus durch die Saat“ („durchs Getreide“ nach Lukas) „am Sabbat“ („auf einen Aftersabbat“ nach Lukas); „und Seine Jünger waren hungrig, fingen an, Ähren auszuraufen und aßen“ („und rieben sie mit den Händen“, setzt Lukas hinzu). – V. 2: „Da das die Pharisäer sahen, sprachen sie zu Ihm: Siehe, deine Jünger tun, das sich nicht ziemet am Sabbate zu tun.“

Ähnlich Markus (2, 23-24) und Lukas (6, 1-2).

An einem wirklichen Sabbate, den Gott geheiligt hatte, würde wohl schwerlich Jesus mit Seinen Jüngern über Feld gegangen und durchs Getreide gewandelt sein. Nun folgte aber hier und da auf den Sabbat ein zweiter Feiertag, etwa einer der drei Neumonde; und der war dann der zweit-erste Sabbat, wie es griechisch heißt, oder der Aftersabbat, d. h. Nachsabbat, wie Luther übersetzt. Vielleicht gab's überhaupt Sabbate zweiten Rangs, die dann Aftersabbate waren. Ein solcher Feiertag wurde nicht so streng gehalten wie der rechte Sabbat. An letzterem verhielt man sich ganz stille und blieb [...] soviel als möglich zu Hause, ging wenigstens nicht förmlich über Feld, wie das jetzt bei Jesu war. Wenn Jesus nachher an David erinnert, war's wohl gerade einer der Neumondstage, an welchem das, was Er von David sagt, vorfiel (1. Sam. 20, 27ff.).

Die Jünger, heißt es, waren hungrig; und so rauften sie, durch die Saat wandelnd, Ähren aus und aßen. Wir sehen da, wie karg oft die Jünger gehalten waren und wie sie mit dem wenigsten zufrieden sein mußten, das sie bekamen. Sie konnten nicht in einem Hotel sich zusammensetzen und gehörig speisen, mögen überhaupt sich nie recht satt gegessen haben, so daß auf einem Wege, den sie machten, leicht ein wirklicher Hunger an sie kam. Der wurde jetzt noch geweckt, da sie die Ähren sahen, wie das gewöhnlich ist, daß der Hunger erst nagt, wenn man Speise sieht. Die armen Jünger! Denn wie wenig konnten sie sich an Ähren sättigen!

Dieses wenige schon sahen die Pharisäer mit bösen Augen an, und zwar darum, weil es ihnen vorkam, das Ährenausraufen sei eine Arbeit, die man sich an einem Sabbat nicht erlauben dürfte. Im Gesetz aber steht nichts davon. Das Wandeln am Sabbat, weil's ein Aftersabbat war, ließen die Pharisäer sich schon gefallen. Denn wenn sie zusahen, was die Jünger taten, so müssen sie mitgegangen sein, was auch anzeigt, daß sie nicht gerade von vornherein feindselig waren, weswegen nachher Jesus in Seiner Erwidernng tiefer mit ihnen zu gehen wagte. Aber befangen waren sie eben doch; und Ähren abbrechen und zwischen den Händen zerreiben, dünkte sie höchst unrecht zu sein, so daß sie die Jünger beim Heiland verklagten, wie sie doch dazu kommen, etwas zu tun, was sich nicht gezieme auf die Sabbate. Begreiflich wollten sie damit Jesu selbst einen Vorwurf machen, daß Er's erlaube. Der aber weiß ihnen mit Bezug auf das, was Er war, zu antworten, wie sie's denn auch aufnehmen mochten. Wir lesen zuerst:

V. 3: „Er aber sprach zu ihnen: Habt ihr nicht gelesen, was David tat, da ihn und die mit ihm waren, hungerte?“ – V. 4: „Wie er in das Gotteshaus ging und aß die Schaubrote, die ihn doch nicht ziemeten zu essen noch denen, die mit ihm waren, sondern allein den Priestern.“

Markus und Lukas ebenso. (Aber jener setzt hinzu: „zur Zeit Abjathars, des Hohenpriesters“, während es zur Zeit Ahimelechs, dessen Vaters, geschah. Aus einer Vergleichung aber von 1. Chron. 15, 11 mit 2. Sam. 8, 17 geht hervor, daß Abjathar auch Ahimelech geheißen hat. Jedenfalls geschah es zu beider

Lebzeiten; und Markus nennt lieber den nachher noch lebenden Abjathar, der unter David als Hoherpriester eine Rolle spielte.)

David hatte eben in größter Bedrängnis Abschied von Jonathan genommen und ging in die Weite, ohne zu wissen wohin. Er kam mit etlichen Knaben, jungen Männern, die ihm anhängen, nach Nob, wo der Priester Ahimelech mit dem ganzen priesterlichen Geschlechte wohnte, wo auch die Bundeslade war (1. Sam. 21, 1-9). David begehrte Speise; und der Priester konnte ihm kein anderes Brot geben als Schaubrote, die er vor dem Herrn liegen gehabt, aber weggenommen hatte gegen frisches, das er auflegte. Diese Brote durften nur die Priester essen und ihre Familien. Weil aber David als einer, der dem Könige nahestand, bekannt war und viel galt, konnte der Priester ihm schon das Brot darbieten. Freilich konnte David nicht bei der Wahrheit bleiben. Denn daß er vor Saul floh, durfte er nicht sagen. Weil aber Davids jetzige Stellung zu Saul noch unklar und unbekannt war, hatte sein Ausreden bei dem Priester nicht ganz den Charakter einer verwerflichen Lüge. Es spielte da zweierlei durcheinander, das bisherige gute und das jetzige üble Verhältnis zu Saul; und letzteres konnte David schon aus Ehrfurcht vor dem Könige nicht selbst verraten. So wurde David, der nur verlegen war und nichts Arges wollte, vom Herrn nicht übel um das angesehen, was er in der Verlegenheit sprach. Freilich hatte sein Besuch bei Ahimelech die schrecklichste Folge, weil der Verräter Doeg da war, der heimlich alles bemerkte und später dem Saul hinterbrachte, wodurch dieser veranlaßt wurde, das ganze priesterliche Geschlecht auszurotten, so daß nur Abjathar, Ahimelechs Sohn, überblieb (1. Sam. 22, 6ff.).

Wir sehen, daß Jesus mit den Pharisäern einerseits vom Standpunkte des Hungers redete, den Seine Jünger gehabt hatten, wie einst David nebst seinen Begleitern. Da durfte David auch Geheiligt zu fordern und anzunehmen sich erlauben, auch denen, die bei ihm waren, mitteilen. Wieviel mehr durften Jesu Jünger durch den Sabbat Geheiligt wie die Ähren auf dem Felde zu ihrer Notdurft nehmen? Beachten wir's, daß Jesus andererseits hier sich selbst in Vergleichung bringt mit David, mit offenbarem Winke, daß Er Davids Sohn und Seine Jünger den Begleitern Davids gleichzustellen seien. Auch aus dem

Nachfolgenden geht hervor, daß Er Sein Höheres will erwogen wissen von den Pharisäern, um dessentwillen sie Ihm auch mehr erlauben dürften als anderen Menschen. Wie doch der Herr so fein und so frei, auch vor solchen, die gerade Seine Messiaswürde nicht ertragen mochten, Andeutungen von Seiner Person geben konnte, nicht geneigt, Seine Person zu verleugnen, sondern im Drang, das für den Glauben an Ihn Wichtigste zu bekennen!

Nach Matthäus hat der Herr noch Weiteres gesprochen, was Markus und Lukas nicht anführen. Wir lesen zuerst:

Matth. 12, 5: „Oder habt ihr nicht gelesen im Gesetz, wie die Priester am Sabbat im Tempel den Sabbat brechen und sind doch ohne Schuld?“ – V. 6: „Ich sage aber euch, daß hier der ist, der auch größer ist denn der Tempel.“

Die Priester brechen oder entheiligen gleichsam den Sabbat damit, daß sie Werke tun, durch welche sonst der Sabbat ausdrücklich gebrochen oder entheiligt wird. Der Herr aber, der den Sabbat eingesetzt, hat bei den Priestern eine Ausnahme gemacht. Die Priester nämlich hatten allerlei Handarbeit am Sabbat zu verrichten, die nicht sabbatlich war. Sie mußten am Sabbat so gut wie an anderen Tagen die Opfer zurichten, schlachten, Feuer anzünden und sonst viel Arbeit tun, wie es das Opfern und ihr Amt erforderte. Wenn nun Jesus der Christ ist, was Er hier verblümlerweise den Pharisäern zu Gemüt führen will, so ist Er mehr als der Tempel, ist Er der Herr des Tempels, der, welcher zu befehlen und zu bestimmen hat, was der Tempeldienst erfordert. Seine Jünger aber sind gleichsam Seine Priester am neuen geistlichen Tempel, denen Er das Recht haben muß, auch am Sabbat zuzugeben, was Ihm beliebt. Sie versehen gleichsam ihr Tempelamt, wenn sie mit Ihm wandeln. Ihr Gehen mit Ihm ist ein Opfern, bei dem ihnen am Sabbat [das] verwilligt werden muß, was etwa anderen nicht. Wenn sie also den Sabbat brechen, haben sie's wie die eigentlichen Priester am Sabbat im Tempel. Ungemein fein hat der Herr auch hier gesprochen, mit bestimmten Andeutungen über Seine Person. Wohl mögen Ihn die Pharisäer nicht recht verstanden haben, oder war's zu stark für sie, weswegen Jesus etwas Faßlicheres noch hinzusetzt:

Matth. 12, 7: „Wenn ihr aber wüßtet, was das sei: ‚Ich habe

Wohlgefallen an der Barmherzigkeit und nicht am Opfer‘, hättet ihr die Unschuldigen nicht verdammet.“

Die Stelle im Propheten (Hos. 6, 6) heißt eigentlich: „Ich habe Lust an der Liebe.“ Die Pharisäer nämlich hätten, wenn sie wollten, es schon sehen können, daß die Jünger um eines Bedürfnisses willen, zu dem sie um ihrer Nachfolge Jesu willen kamen, nach den Ähren griffen. Man hat es auch sehen können, daß sie nicht bloß zum Zeitvertreib, wie das sonst geschehen kann, Ähren abpflückten und zerrieben, sondern um sich, so gut es ging, satt zu machen. Da hätten die Pharisäer denken können: „Ei, wie viele Entbehrungen lassen sich diese Jünger in ihrem Eifer, bei Jesu zu bleiben, gefallen!“ Liebe und Barmherzigkeit hätte sie anwandeln sollen, um so mehr, wenn sie es bedacht hätten, daß die Jünger um deswillen, daß sie in ihrem Jüngerberufe standen, sowenig Schuld hätten wie die Priester bei ihrer Arbeit im Tempel. Statt dessen haben sie Unschuldige, die es sozusagen um ihres Amtes willen waren, wie die Priester, verdammet. Wie hoch stellt da Jesus auch Seine Jünger und ihre Treue in der Nachfolge, mit der sie dem Reiche Gottes dienten! – Nach Markus setzte der Herr noch folgende Worte hinzu:

Mark. 2, 27: „Und Er sprach zu ihnen: Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“

Gott wollte einst mit dem Sabbat, wie deutlich in der Schrift angezeigt ist, dem Menschen, wie es Bedürfnis für ihn ist, einen regelmäßigen Ruhetag geben, an dem er sich dem Leibe nach erholen könne. Wenn das, so paßt es nicht, daß Regeln bestehen oder eingehalten werden sollen, durch welche der Tag dem Menschen zur Last oder gar Qual werde, wenn dem Leibe sein Gebührendes nicht zukommen kann. Sonst hat der Sabbat für sich keine besondere Bedeutung, wie auch die Bewegungen im ganzen Weltall am Sabbat nicht sistieren, sondern gleichmäßig fortgehen wie an anderen Tagen. Wenn sodann die Ruhe und Einstellung der Arbeit am Sabbat dem Menschen auch Raum, für seinen Geist und sein Verhältnis zu Gott das Nötige zu tun, lassen, überhaupt ihm zu Sinn bringen soll, nicht so gar im Zeitlichen und Vergänglichen sich zu verlieren, sondern dem Blei-

benden und Ewigen nachzutrachten, so dient ja das wieder dem Menschen zum Besten. Wie kann aber solches alles durch eine leichte Arbeit, die zur Erhaltung des Menschen auf den Tag selbst geschieht, gestört werden! – Jesus beschließt Seine Rede mit den Worten:

Matth. 12, 8: „Des Menschen Sohn ist ein Herr auch über den Sabbat.“

Damit will Er nicht sagen, Er hätte das Recht, den Sabbat gar aufzuheben. Vielmehr weist Er auf das Vorige zurück, daß Er, des Menschen Sohn, der verheißene Christ, das Recht habe, bezüglich des Sabbats an den bisherigen Verordnungen das gesetzlich Zwingende, wenn es unter Umständen mehr belästigt als erquickt, zu mildern oder ungültig zu machen. Der Christ hat mehr darauf zu sehen, daß der Sabbat nach dem Geiste als nach Regeln von ihm gehalten werde. Der Geist gebietet ihm aber auch, dem Übereinkommen aller im allgemeinen sich zu fügen. Der Geist also, nicht der Buchstabe, soll dabei regieren. Es so werden zu lassen, hatte des Menschen Sohn als der Herr auch des Sabbats das Recht.

## § 99 Der Mensch mit der verdorrten Hand

Kap. 12, 9-13

vgl. Mark. 3, 1-5; Luk. 6, 6-10

Wie doch die Sabbatgesetze, welche die Ältesten der Juden eronnen hatten, dem Heilande überall im Wege standen! Der Sabbat ging den Schriftgelehrten und Pharisäern über alles; und es war, als ob sie außer den Sabbatgesetzen gar nichts anderes wüßten, das eine Bedeutung für den Menschen hätte. Wandelten sie am Sabbat mit Jesu wie das letzte Mal, so war Seine Persönlichkeit und [das], was Er redete, ohne alle Wirkung auf die Pharisäer, weil sie die Jünger Ähren ausraufen sahen. Jetzt heilt Jesus am Sabbat; und wie werden sie darüber ergrimmt! Man kann da sehen, wie steife Gesetzlichkeit auch in rein äußerlichen Dingen – und wenn Menschen das Ihre dazugemacht haben – die Menschen ganz stumpf und geistlos macht, daß sie auf nichts

Rechtes mehr ein Augenmerk haben. Oft hat es auch bei uns den Anschein, als ob bei manchen Eiferern mit dem Halten des Sonntags alles getan wäre; und es macht nicht immer einen guten Eindruck, wenn man nur immer und immer an dem ist, daß ja gewisse Dinge am Sonntag nicht vorkommen dürften, weil es ist, als ob alle anderen Gebote nichts wären gegen ein solches Halten eines Sonntags. Wie oft wird über der Strenge und Steife, bei welcher man auch anderen [einen] unberechtigten Glauben ankommandieren will, wie bei den Pharisäern Barmherzigkeit und Liebe übersehen, um derentwillen sogenannte Übertreter glimpflicher beurteilt werden dürften! – Doch wir gehen zu unserer Geschichte der Heilung des Menschen mit der verdorreten Hand. Wir lesen:

Matth. 12, 9: „Und Er ging von dannen fürbaß und kam in ihre Schule.“ – V. 10: „Und siehe, da war ein Mensch, der hatte eine verdorrete Hand. Und sie fragten Ihn und sprachen: Ist's auch recht am Sabbat heilen?, auf daß sie eine Sache mit Ihm hätten.“

Nach Lukas war's an einem anderen Sonntag und war die rechte Hand verdorret. Nach ihm sind's Schriftgelehrte und Pharisäer, die auf Jesum hielten, nicht gerade Ihn förmlich fragten. Ähnlich Markus. Beides, das Fragen und das Halten auf Ihn, war beisammen.

Die Schule, in welcher Jesus lehrte, war die zu Kapernaum. In welcher Weise die Hand des Menschen verdorrt oder vertrocknet, steif oder lahm war, ist nicht gesagt. Nach einer alten Sage war der Handlahme ein Maurer, welcher um die Heilung bat, um nicht betteln zu müssen. Auch die nachfolgende Rede Jesu zeigt, daß es für den Menschen eine wünschenswerte Wohltat war, zum Gebrauch seiner Hand wiederzukommen, daß der Mensch also nicht einer von denen war, die so gewöhnt sind an ihr Gebrechen, daß sie aufgehört haben, an eine Heilung zu denken. Deswegen sind auch gleich die Sabbatsheiligen gespannt auf Jesum. Die Überlieferung nämlich verbot das Heilen am Sabbate, wenn die Krankheit nicht lebensgefährlich war; und das je und je Kranke nicht gerade am Sonntag unnötig die Ärzte plagten, wie diese oft klagen, dürfte man wohl auch von Pharisäern annehmen. Dringlich war's etwa nicht bei

jenem Menschen – wiewohl die Gelegenheit da drängte –, daß es auf den Werktag hätte verschoben werden können. Aber wozu der Verschub, wenn gar keine Arbeit erfordert wurde? Und wie konnte Gottes Ehre fördern den Sonntag stören! Die Gegner aber hätten gerne eine Sache auf Jesum gehabt, Ihn vor das Gericht der Stadt als Sabbatschänder zu ziehen, weil ihnen eben sonst Jesus zuwider war. Denn solche Verbrecher durfte jede Stadt richten. Man denke sich aber, was das für den Heiland war, bei einem Wunder, das Er tat, in der Sorge stehen zu müssen, daß Er als Verbrecher möchte vorgeladen und gar gesteinigt werden, wenn auch nicht um des Wunders willen, das ja nicht gezeugnet und gerichtlich gescholten werden konnte, sondern um eines geringfügigen Nebenumstandes willen. Böse Menschen haben ein Geschick darin, solche, die ein Gutes tun, das ihnen zuwider ist, das aber nicht vors Gericht gebracht werden könnte, um eines Nebenumstandes willen doch strafbar zu machen. Lesen wir weiter:

Matth. 12, 11: „Aber Er sprach zu ihnen: Welcher ist unter euch, so er ein Schaf hat, das ihm am Sabbat in eine Grube fällt, der es nicht ergreife und aufhebe?“ – V. 12: „Wieviel besser ist nun ein Mensch denn ein Schaf? Darum mag man wohl am Sabbat Gutes tun.“

Markus und Lukas übergehen diese Vergleichung.

Ein ähnliches Wort wie das vom Schaf hat Jesus auch sonst gesagt. Man denke sich doch, welche Umstände es erforderte, bis man ein Schaf aus der Grube wieder herausbrachte! Dennoch war's auch am Sabbat erlaubt, weil Gefahr war, daß das Schaf umkäme. Wenn Jesus hinzusetzt: „Wieviel besser ist ein Mensch denn ein Schaf?“, so will Er sagen: „Darf man an einem Schafe ein Werk der Not vollziehen, so hat der Mensch den Vorzug, daß man an ihm ein gutes Werk tun darf am Sabbat.“ Oder: „An dem, was man an einem Schaf tun darf, sieht man's, daß man überhaupt Gutes tun darf am Sabbat, selbst nach der Ansicht der Gegner.“ Jesu Rede ist also eine Rechtfertigung, daß Er nicht als Übertreter des Sabbats angegeben werden könne. – Lukas, mit dem's Markus ähnlich hat, erzählt weiter:

Luk. 6, 8: „Er aber merkte ihre Gedanken und sprach zu dem Menschen mit der dürren Hand: Steh auf und tritt hervor.

Und er stund auf und trat dahin.“ – V. 9: „Da sprach Jesus zu ihnen: Ich frage euch: Was ziemet sich zu tun auf die Sabbate? Gutes oder Böses? Das Leben erhalten oder verderben?“

Gerade die Wahrnehmung, daß man auf Ihn hielt, machte Jesum kühner und freier, weil ein Widerstand gegen ein gutes Werk Ihm unerträglich war. Deswegen rief Er den Menschen, der um der Pharisäer willen nicht von selbst sich zu nähern wagte, laut und bestimmt zu sich her. Ehe Er ihn heilt, fragt Er noch, ob Gutes oder Böses, das Leben erhalten oder verderben, auf den Sabbat sich gezieme. Er stellt sich da mit den Lauerern zusammen. Er hat Gutes im Sinn, sie Böses; Er denkt an Erhaltung des Lebens, sie haben Mordgedanken gegen Ihn. Eine ernste Strafe vor allen war offenbar diese Rede; denn wer sollte sie nicht durchschaut haben, der auf die bösen Gesichter der Pharisäer hinsah? Ach, mit wieviel bösen Gedanken tragen sich nicht oft Eiferer um Gott, wenn sie's im Unverstand sind! – Lesen wir noch, wie die Heilung erfolgte.

Matth. 12, 13: „Da sprach Er zu dem Menschen: Strecke deine Hand aus; und er streckte sie aus, und sie ward ihm wieder gesund, gleich wie die andere.“

Bei Markus 3, 5 heißt es: „Und Er sah sie umher an mit Zorn und war betrübt über ihrem verstockten Herzen usw.“ Vgl. Luk. 6, 10.

Wir haben kaum eine ähnliche Stelle, die so Ernstes von Jesu sagt. Doch bemerken wir, wie bei Ihm Zorn und Mitleid wechselt. Sein Zorn war also nicht ein gewöhnlicher. Wenn Er über ihrem verstockten Herzen betrübt ist, so geht Sein Zorn auf die Macht der Finsternis, die verstockt, und Seine Betrübniß auf die von ihr geknechteten Menschen. Wieviel sagt uns solches! Der Mensch aber brauchte nur seine Hand auszustrecken. Alsbald war sein Übel ganz verschwunden! Jesus tut also vor Augen nichts; wer will Ihn verklagen? Seine Gegner aber wurden nur um so feindseliger! Aber wie wohl tut es, aus der Geschichte zu vernehmen, wie der Herr mit Seinem Wohltun durchfährt, mögen widrige Menschen sich gebärden, wie sie wollen!



## § 100 Der Rat wider Jesum

Kap. 12, 14-21

Der Abschnitt, mit dem wir uns heute beschäftigen, enthält dreierlei: 1. wie die Feinde Jesu Rat wider Ihn halten – 2. wie Jesus ausweicht – 3. wie damit eine prophetische Stelle an Jesu sich erfüllt. – Das erste betreffend, so lesen wir:

Matth. 12, 14: „Da gingen die Pharisäer hinaus und hielten einen Rat wider Ihn, wie sie Ihn umbrächten.“

Luk. 6, 11 drückt's stärker aus: „Sie aber wurden ganz unsinnig und beredeten sich untereinander, was sie Ihm tun wollten.“

Mark. 3, 6 setzt hinzu: „und hielten einen Rat mit Herodis Dienern über Ihn, wie sie Ihn umbrächten.“

Das war die Wirkung, welche die Heilung des Menschen mit der verdorreten Hand bei den Pharisäern und Schriftgelehrten hervorbrachte. Sie kamen darüber wie von Sinnen. Es war, als ob der Arge sie gepackt hätte, in sie gefahren wäre, wie später in Judas. So kann's gehen, wenn man göttliches Tun nicht leiden mag und mit Widerwillen aufnimmt. Da gewinnt der Arge Raum und übergießt mit höllischen Kräften die, welche die göttlichen Kräfte mißachten. Es ist deswegen stets ratsam, widrigen Menschen, die einmal unempfänglich sind, nicht ohne Not zuzusetzen und zum Glauben zuviel zuzumuten. Unvermerkt hat man die Perlen vor die Säue geworfen, welche nicht nur dieselben mit ihren Füßen zertreten, sondern auch sich umwenden und [einen] zerreißen (Matth. 7, 6). Der Herr konnte es nicht vermeiden; aber wenn's beim Unvermeidlichen so gegangen ist, wieviel mehr haben wir uns in acht zu nehmen, daß wir Feinden gegenüber vorsichtig sind. Oft meint man beten zu müssen, daß dieses oder jenes Wunder geschehe durch Gebetserhörnung, damit Ungläubige daran glauben lernten. Aber der Herr tut's nicht; denn gerade die entgegengesetzte Wirkung kann es haben, daß die Ungläubigen nur um so erbitterter werden, wenn sich vor ihren Augen etwas unbestritten macht, das sie nun einmal um keinen Preis gelten lassen wollen. Wir sehen auch, wie der Heiland nach Seiner Milde ausweicht, um das erregte Feuer nicht weiter zu schüren.

Den Widersachern war es diesmal ganz ernst mit ihrem

Anschlage. Sie hielten förmlich Rat über Jesum, wie sie es machen sollten, Jesum durch den Tod aus dem Weg zu räumen. Man denke sich ein wenig hinein und erwäge, wie schrecklich das doch gewesen ist. Mit Besonnenheit nur gleich aufs Töten ausgehen, was kann es denn Schrecklicheres geben? Aber freilich, sie meinten, das um Gottes willen tun zu müssen, damit Israel nicht in eine Irre hineingeführt werde, die seine Auflösung zur Folge habe. Das Ärgste dachten sie aus, das zuletzt aus der Erscheinung Jesu hervorgehen würde; und das schlug ihr Gewissen tot. Die Armen – sie ließen sich durch Taten Gottes innerlich totschiessen, um äußerlich Totschläger zu werden! Ihren Plan betrieben sie damit ernstlicher, daß sie, wie Markus sagt, mit Herodis Dienern, eigentlich mit den Herodianern, sich beredeten. Diese Herodianer sind die dem königlichen Hause Herodis ergebene Partei der Juden, eine politische Partei, die nicht rein römisch gesinnt war, sondern in volkstümlicher Weise königlich, während die frömmeren Juden auch keinen König wollten, um selbst zu regieren, als sollte es eine Gottesherrschaft wieder werden wie einst, ehe es Könige in Israel gab. Diese auch die Könige verschmähende Partei wäre wohl nicht dagewesen, wenn einer aus Davids Stamm den Thron innegehabt hätte. Sie war also wie gegen die Römer, so auch gegen die Herodianer, denen sie ihren Herodes, den Idumäer, verdachte. Jetzt aber machen sich wider ihre sonstigen Grundsätze die Pharisäer und Schriftgelehrten an die Herodianer und dachten bei diesen um so mehr Eingang zu gewinnen, wenn Jesus der Messias werden zu wollen schien als ein Davidssohn, da es dann mit dem herodischen Geschlechte ein Ende haben werde. Darum brauchte man nur zu den Herodianern zu sagen, „mit eurem Herodes ist's aus, wenn dieser Jesus emporkommt“, um sie alsbald zu Teilnehmern an den Mordplänen zu haben. Wie es doch dem lieben Heilande auf allen Seiten erschwert wurde, ein Heiland zu sein, daß Er immer wie am Rande des Todes unter Seiner Wirksamkeit hingehen mußte!

---

Wir kommen ans zweite unseres Textes, wie Jesus, um die Mordlustigen wieder kühler werden zu lassen, ausgewichen ist. Wir lesen:

V. 15: „Aber da Jesus das erfuhr, wich Er von dannen. Und Ihm folgte viel Volks nach; und Er heilte sie alle“ – V. 16: „und bedräute sie, daß sie Ihn nicht meldeten.“

Auf die Nachricht hin, wie Rat auf den Tod wider Ihn gehalten worden wäre, entfernte sich Jesus von der Gegend, um den Feinden aus dem Gesicht zu kommen. Aber wie konnte Er allein bleiben, wie heimlich irgendwo eine Zeitlang sich aufhalten? Überallhin gingen Ihm Scharen nach mit ihren Seuchen, Krankheiten und Gebrechen. Not und Elend und leibliche Verkommenheit war groß unter dem Volke; und Tausende fühlten sich durch Schäden, die sie an sich hatten, gehemmt in allem ihrem Lebensberuf, daß sie's mit nichts recht zustande bringen konnten, weil Seuchen und Schmerzen aller Art ihnen alles erschwerten, auch allen Lebensgenuß raubten. Nun ist einer da, der mit allem es besser machen kann; und dem eilen sie zu, wo Er auch sein mag. Man kann sie nur mit Bewegung des Herzens Ihm nachgehen sehen. Ach, was würde es, wenn Jesus in Seinen Dienern, der wirkliche Jesus, mit Zeichen und Wundern, mit Macht, allen zu helfen, wieder auftreten würde! Man kann sich gar nicht recht hineindenken, wie das werden würde, wenn man den millionenfachen Jammer unserer Zeit erwägt!

Jesus heilte alles, was kam, ohne sich zu scheuen. Obwohl Todesangst Ihn hätte befallen können, eines Kranken nur ansichtig zu werden, weil Er mit jedem, den Er heilte, gleichsam einen Nagel weiter, wie man sagt, in seine Bahre schlug. Aber Er ist einmal für die Mühseligen und Beladenen, für die Armen und Elenden da; und ihnen kann Er nicht aus Furcht vor den Mördern sich entziehen. Doch bedräute Er sie oder befahl es ihnen aufs ernstlichste, wie drohend, an, „daß sie Ihn nicht meldeten“, eigentlich, „daß sie Ihn nicht offenbar machten“. Die Geheilten wurden freilich immer so voll von dem, was sie erfuhren, daß es ihnen schwer wurde, den Mund zu halten. Mitunter haben sie sich auch wohl gerne den Widersachern vorgestellt, meinend, diese [zu] gewinnen und zu besseren Gesinnungen gegen Jesum zu bringen, daß sie von ihren bösen Plänen lassen möchten. Aber der Heiland verbot ihnen das, weil Er wohl wußte, daß mit allen Meldungen nur Öl ins Feuer gegossen würde.

Wir kommen ans dritte, wie mit allem eine prophetische Stelle an Jesu sich erfüllte. Die stille, friedliebende Art nämlich, bei welcher Jesus alles vermied, was die Feinde reizen konnte, erinnert den Matthäus an eine Stelle in Jesajas (42, 1-4), die er sich erfüllen sah. Er sagt:

V. 17: „Auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten Jesaiam, der da spricht:“ – V. 18: „Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählet habe, und mein Liebster, an dem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich will meinen Geist auf Ihn legen, und Er soll den Heiden das Gericht (das Recht) verkündigen.“ – V. 19: „Er wird nicht zanken noch schreien; und man wird Sein Geschrei nicht hören auf den Gassen.“ – V. 20: „Das zerstoßene Rohr wird Er nicht zerbrechen, und das glimmende Tocht wird Er nicht auslöschen, bis daß Er ausführe das Gericht zum Siege.“ – V. 21: „Und die Heiden werden auf Seinen Namen hoffen.“

Wie feierlich und erhaben stehen nicht die Sprüche der Propheten da. Wie groß steht das eine schon da, daß man den Herrn, den Gott Zebaoth, in denselben reden hört, Seine Persönlichkeit hingebend mit einem wundersamen Ich, als stünde Er ganz in Person vor Seinem Volke! In unserer Zeit hat man wenig Empfindung mehr von dieser Rede des Herrn. Man liest's, als ob's irgendwelcher Mensch spräche, denkt mehr, daß es de[s] Propheten, als daß es Gottes Worte seien. Wie könnte aber ein Prophet sich erfreuen zu sagen: „So spricht der Herr: Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählet habe“, wenn's nur Einkleidung seiner eigenen Worte wäre? Der Prophet hat den Herrn, Gott selbst, oder Seinen Engel, der den Herrn repräsentiert, in seinem Geiste sprechen hören; und wie der Herr sprach, gibt er's wieder. Erwägen wir's doch, wie freundlich sich da Gott zu den Menschen herabläßt. Erwägen wir's auch, wie bedeutungsvoll doch solche Worte sein müssen und wie sie eine ewige Gültigkeit haben müssen, wie Gott selbst ewig ist, wie sie also auch bis ins kleinste hinein erfüllt werden müssen und wie, wo sie noch nicht erfüllt sind, unser Glaube mit Bestimmtheit auf ihre Erfüllung zu harren hat.

In unserer Stelle nun wird zuerst der zukünftige Knecht des Herrn uns vorgeführt. Der Gott Israels hatte vor, einen Mann zu senden, der in vorzüglichem, höchstem Grade sollte als

Sein Knecht anzusehen sein, den Er gleichsam aus den Menschen heraus erwählen würde. Er erwählt Ihn nicht um deswillen, daß Er selbst von Gott, das Wort aus Gott, ist, da Er ja mehr als ein Knecht gewesen wäre, sondern um dessentwillen, wie dieser Menschgewordene als Mensch sich hielt. Derselbe hielt sich so, daß Gott Ihn als einen von den Menschen erwählen konnte, Sein Knecht zu sein. Er wird Gottes Liebster, weil Seine Seele Wohlgefallen an Ihm und Seinem Gehorsam hat. Weil das war, wollte auch Gott Seinen Geist auf Ihn legen, was erst im Verlaufe geschah bei der Taufe durch Johannes, da der Heilige Geist als eine Taube auf Jesum herniederkam und die Stimme vom Himmel rief (Matth. 3, 17): „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“, eigentlich: „gefunden habe“. Er ist also als aus den Menschen heraus erwählt; und wie hebt nicht das allein schon das ganze Menschengeschlecht! Alles aber geschieht, daß den Heiden, allen Völkern der Erde, das Recht Gottes, einschließlich die Barmherzigkeit, sollte verkündigt werden. So ist Jesus, unser lieber Heiland, von dem in den Evangelien erzählt ist, uns durch die Propheten von Gott angekündigt.

Bezüglich Seines Auftretens ist noch weiter gesagt – und das ist es, was den Matthäus bestimmt, die prophetische Stelle hier einzuschalten –, Er werde nicht zanken noch schreien, und man werde Sein Geschrei nicht hören auf den Gassen. Damit ist gesagt, daß Er sich nicht mit Gewalt aufdrängen und unter tumultuarischen Bewegungen sich emporzubringen suchen werde, ferner, daß Er nicht mit Widersachern sich herumzanken und überhaupt nicht schreiend durch aufsehenmachendes Reden allerwärts in die Höhe zu kommen suchen werde, daß Er vielmehr geduldig, sanftmütig, demütig sich bezeigen werde, in einer Art, als ob Er gar nichts Großes im Sinne habe. Nicht hochfahrendes oder in Bann legendes Wesen, sondern die Macht des Inhalts Seiner Rede soll wirken, und das stille Reden Seiner Taten. Mit Seinem Auftreten hat Er überhaupt für alle Zeiten eine Norm gegeben. Wo man mit Scheuchen, Drängen und Treiben, mit Künstlichkeiten aller Art, Effekt zu machen sucht, wie es auch sei, ist's wider den Sinn des Herrn, ebenso, wenn man herrisch, rücksichtslos und rechthaberisch mit Seelen verfährt, statt in der Rolle der Sanftmut und Herzensdemut zu bleiben (Matth. 11, 29).

Wenn der Prophet weiter sagt, das zerstoßene Rohr werde der Knecht des Herrn nicht zerbrechen und das glimmende Tocht werde Er nicht auslöschen, so hat das eine vielseitige Bedeutung. Es will nicht nur sagen, daß Er auch des Schwächsten und Geringsten, bei dem das geistliche Leben nur noch an einem Faden gleichsam hänge, sich annehmen werde, es aufzurichten, sondern daß Er auch nicht in einer Art sich benehmen werde, bei der ein schwach glimmendes Licht vollends ausgelöscht werden könnte, ehe es sich erhole, oder die Gebrochenheit vollends gar abgeknickt, statt wieder aufgehoben werden könnte. Auch Feinde und Widersacher schont Er, ihnen ausweichend, um nicht etwa bei ihnen auch dem den Garaus zu machen, von dem aus noch einige Hoffnung für sie wäre, daß sie gewonnen würden. Er hat das zarteste, sorgsamste Bestreben, ja nichts zu verderben, das etwa noch etwas werden könnte; und die Beschuldigung, daß manches, wenn Er anders sich betragen hätte, ruhiger, sanfter, geduldiger gewesen wäre, noch hätte gewonnen oder gerettet werden können, wollte Er nicht auf sich kommen lassen. Er will ferner das Recht zum Sieg bringen an allen Seelen, bei denen es möglich ist. Das Gott Gebührende als dem, dem alles unterworfen sein und neben dem keine Macht und kein Wille bestehen soll, wird Er zum Sieg vollführen, bis alle Knie vor Ihm sich beugen und alle Zungen schwören und sagen: „Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke“ (Jes. 45, 23-24). Ist das geschehen, so ist das Recht zum Sieg ausgeführt. Die Heiden, eigentlich die Inseln oder die Meerländer, hoffen auf Seinen Namen, den Namen eines Heilands und Seligmachers. Ja, jetzt noch hoffen sie auf Ihn unbewußt, bis ihnen das Licht aufgeht und über ihnen allen Seine Herrlichkeit wird offenbar sein. Das alles macht Jesus und alles mit der Sanftmut und Ergebung, die Ihn auch den bittersten Tod leiden läßt, um dadurch zum Sieg zu gelangen. Gelobt sei Gott, der solche Hilfe gebracht hat und noch bringen wird zu vollem Siege!

## § 101 Der Pharisäer Lästerung

Erster Abschnitt

Kap. 12, 22-29

Immer wieder hat's der Herr mit Pharisäern zu tun; und diesmal sind's ihre Lästerungen wider Jesum, mit welchen sie Seine Wirksamkeit lähmen wollten. Dieselben gingen von der Heilung eines Besessenen aus, darüber Matthäus sagt:

V. 22: „Da ward ein Besessener zu Ihm gebracht, der war blind und stumm; und Er heilte ihn, also daß der Blinde und Stumme beides, redete und sah.“ – V. 23: „Und alles Volk entsetzte sich und sprach: Ist dieser nicht Davids Sohn?“ – V. 24: „Aber die Pharisäer, da sie es hörten, sprachen sie: Er treibet die Teufel nicht anders aus denn durch Beelzebub, der Teufel Obersten.“

Ein Besessener, ein von Dämonen eingenommener Mensch, war es, den man Jesu brachte. Die Eingenommenheit muß sehr auffallend gewesen sein, weil nachher das Volk über die Heilung sich so sehr entsetzte. Infolge der Eingenommenheit war der Mensch blind und stumm, nicht gerade taub. Daß diese Gebrechen nicht natürlich waren, muß an anderen Kennzeichen wahrgenommen worden sein. Man denke sich aber die Tücke der Finsternis, einen Menschen nicht nur etwa blind, sondern auch stumm zu machen. Ohne etwas zu sehen, konnte derselbe nicht einmal sich verständlich machen für das, was er bedurfte; und er war an die Aufmerksamkeit liebender und nachdenkender Menschen gewiesen, um nicht auf die elendeste Weise zu verkommen.

Die Frage, warum doch Gott so viele Macht der Dämonenwelt lasse, wirft man häufig auf. Aber man kann keine andere Antwort geben, als daß eben Menschen selbst daran schuld sind, wenn dieselbe so viel Macht bekommt, weil die Menschen sich andererseits auch wieder besonders zu ihr stellen und ihr nicht mit lauterem Vertrauen zu Gott widerstehen. Namentlich wenden sie keinen Ernst an wider unheimlichen Aberglauben, mit welchem sie in allerlei Teufelskünste sich einlassen, in der Meinung, dieselben sich zu irgendeinem Guten dienen zu lassen.

Wie viele werden nicht schon in ihrer Kindheit, selbst von ihren nächsten Angehörigen, durch finsternes Treiben aller Art in die Arme der Finsternis geworfen. Hintennach will man Gott anklagen; aber Menschen haben's getan, die auf den Herrn nicht zu schauen wußten. Den Menschen ist ja sonst auch viel Macht über Menschen gegeben; und was tun sie nicht alles einander an, wissentlich und unwissentlich, böswillig oder in scheinbar guter Meinung; und so, wie's da jedem durch allerlei eigene und fremde Schuld wird, so hat er's. Die Finsternis hat freilich Freude daran, wenn Menschen einander so plagen, und tut ihrerseits allem Greuel und Jammer Vorschub an denen, die fern von Gott stehen. O wie not tat nicht ein Heiland; und wie not tut Er jetzt wieder, da das Elend so groß geworden ist! Sollte der Herr nicht abermals durch neue Gnadenheimsuchungen zu helfen geneigt sein? Er ist's; wir erfahren's!

Der Besessene war bald durch Jesum geheilt, ohne viele Umstände, wie wir uns denken mögen. Die Heilung war eine völlige; denn alsbald redete und sah der Blinde und Stumme. Großes Entsetzen vor Verwunderung entstand unter dem Volke, das zusah; und diesmal wurden sie von der Größe Jesu besonders hingenommen, indem sie einen tiefen Eindruck davon bekamen, daß Gott mit Ihm sei, Er also nur durch eine Vollmacht, die Er von Gott erhalten habe, solche Heilung zu vollbringen imstande gewesen sei. Deswegen riefen sie fragend aus: „Ist dieser nicht Davids Sohn?“ Unwillkürlich kam's an sie, zu denken, ob Jesus nicht der Verheißene wäre, da sie nur diesem so große Macht zutrauen konnten. Das aber merkten und hörten die Pharisäer; und voll Gift und Galle waren sie alsbald bemüht, die Tat Jesu, die nicht gelegnet werden konnte, anders zu deuten. Mit einer Bestimmtheit, als ob's ein Engel vom Himmel ihnen gesagt hätte, und wie in einem Lehnwort sagten sie: „Er treibet die Teufel nicht anders aus denn durch Beelzebub, der Teufel Obersten.“ Damit sollte das Volk, das mit Macht zu Jesu sich hingezogen fühlte, geradezu von Ihm weggeschucht werden. Denn wer bleibt dem nahe, von dem man denkt, daß er im Bund mit dem Teufel stehe und von diesem Macht bekommen habe, die größten Dinge zu tun? Wenn die Rede der Pharisäer durchgeschlagen hätte, so wären die Leute, wie selbst vom Teufel

gescheucht, nach allen Richtungen auseinandergefliegen. Aber das Volk, wie oft, ist zu vernünftig, um so schnell durch eine böse Rede sich blenden zu lassen, wenngleich unter ihnen manche sein konnten, die wirklich abgekühlt wurden und mindestens nun zuwarten wollten, wie es weitergehen und sich aufklären werde, ehe sie mit völligem Glauben sich Jesu übergaben. Böse Reden, wenn sie auch nicht gerade verfangen, haben doch gerne eine abkühlende Wirkung. Auch in unserer Zeit haben böse Reden über die Person Jesu, über Seine Wunder, über Seine Auferstehung, ferner über die Heilige Schrift, über Unechtheiten etlicher Bücher darin, immer einige Wirkung, wenn's auch nur das ist, daß sie abkühlen und höhere Gefühle, die da sind oder kommen wollen, niederschlagen. Da dürften viele Klüglinge unserer Zeit die nun folgenden Reden Jesu wohl beherzigen. Hören wir das erste, was Jesus erwidert.

V. 25: „Jesus vernahm aber ihre Gedanken und sprach zu ihnen: Ein jegliches Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste; und eine jegliche Stadt oder Haus, so es mit sich selbst uneins wird, mag nicht bestehen.“ – V. 26: „So denn ein Satan den anderen austreibt, so muß er mit ihm selbst uneins sein, wie mag dann sein Reich bestehen?“ – V. 27: „So aber ich die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben sie eure Kinder aus? Darum werden sie eure Richter sein.“

Hier werden wir belehrt, wie Satan, der Widersacher der Menschen, ein in sich gegliedertes und nach seiner List, mit dem Verderben der Menschen es immer völliger zu machen, wohlorganisiertes Reich hat. Das Reich besteht aus Seelen der überirdischen und irdischen Welt, die sich mit allerlei Tun dem Willen Satans, seiner Obrigkeit und Herrschaft unterworfen haben und nun an ihn auf eine Weise gekettet sind, daß sie sich selbst losmachen können. Nach festen Plänen muß das so angelegt gewesen sein, daß allmählich alles in die Obrigkeit der Finsternis verschlungen werden sollte, [wo] aber auch ein oberster Wille und eine Zwangsherrschaft besteht, die über alle Maßen martervoll selbst für die Geknechteten ist, wie aus dem hervorgeht, was von dem zukünftigen Gesalbten des Herrn gesagt ist (Jes. 61, 1-2), daß Er gesandt sei, „zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Öffnung“. Wie weit und

umfangreich und bedeutungsvoll für Gebundene aller Art die Erledigung und Öffnung gegangen ist und noch gehen wird, bleibt ein Geheimnis für uns und läßt sich nicht weiter besprechen. Aber was Paulus bezüglich der seufzenden Kreatur sagt (Röm. 8, 19-22), kann uns mit großen Ahnungen und Hoffnungen erfüllen. Was dürften wir auch nicht alles Dem zutrauen, der als das Wort von Gott ins Fleisch gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören?

Ein Reich nun, sagt Jesus, welches es auch sei, könne nicht bestehen, wenn die Glieder desselben widereinander sind und widereinander wirken, daß also die einen binden, die anderen losmachen. Machen die Pharisäer aus Jesu selbst einen Satansdiener, durch welchen Satan Zerstörungen und Auflösungen, die als völlige offenbar waren, vornehmen läßt, so bedenken sie nicht, wie Satan wider sich selbst wäre und selbst seinem Reiche ein Ende machte. Dazu aber hat sich Satan nicht wider Gott und Gottes Ordnungen aufgeworfen, um alles, was er in der Feindschaft gegen den Menschen planmäßig angelegt hatte, von selbst wieder sich auflösen zu lassen. Denn Heilungen, wie sie Jesus vollbrachte, muß hereingedacht werden, hatten den Charakter eines umstürzenden Vornehmens. Diese Beweisführung sollte für einen ruhig denkenden Menschen doch überzeugend sein.

Aber mißlich für den Herrn war es doch, daß es auch andere Teufelsaustreibungen gab, die unter den Juden durch eigene Teufelsbeschwörer gewöhnlich waren; und da konnte manchem der Beweis Jesu nicht zutreffend erscheinen, indem ja auch diese anderen Austreibungen den satanischen Ordnungen und Plänen zuwider sein konnten. Da kam es auf eine Vergleichung beider Austreibungen an und auf ein Nachdenken, wie etwa die einen wohl mit Satans Plänen verträglich sein konnten, die anderen nicht. Trieben nun die Feinde Jesu ihren Widerspruch aufs äußerste, so blieb ihnen zu denken übrig: „Konnte Satan nicht auch seine Pläne dabei gehabt haben, einen so mächtigen Teufelsbeschwörer, den sie aus Jesu machten, aufkommen zu lassen, um durch ihn nur desto mehr Beute in sein Reich zu bekommen oder dem Volke Israel zuletzt den Garaus zu machen?“ So hat's allerdings zu allen Zeiten, auch in unserer Zeit, mehr oder weniger mächtige Zauberer gegeben, mitunter

auch solche, denen nahezu alles möglich zu sein schien; und doch ist durch diese die Macht und das Reich Satans nur gewachsen und zuletzt nahezu unbezwinglich geworden. Werden doch einmal auch durch den Widerchristen und seinen falschen Propheten sicher unter einem frommen, auch für Auserwählte gefährlichen Schein Zauberzeichen geschehen, die alles überbieten, wie angezeigt ist, nur darauf berechnet, den Sieg Christi, wenn tunlich, unmöglich zu machen.

Wir sehen's, wie schwierig es der Herr hatte, auf eine überzeugende Weise den Pharisäern zu entgegnen. Deswegen redet Er ausdrücklich von den Teufelsbeschwörern des Volks, wie sie damals ihr Werk trieben, und sagt, wenn Er nach der Meinung der Pharisäer die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen's denn ihre Kinder tun, d. h. Leute aus dem Volke Israel, die sich zur Teufelsbeschwörung hergaben? Sollen denn diese in der Kraft Gottes ihr Werk treiben? Wer beiderlei Austreibungen miteinander verglich, mußte mindestens erkennen, daß die Jesu einen göttlichen Charakter hatten und man das Recht hatte, die anderen dem Satan zuzuschreiben, der durch sie wiederum nur seine Zwecke, wie eben angezeigt, verfolgte. Die Austreibungen Jesu waren ganz vollkommen, die der anderen so, daß wohl gewisse Ausbrüche bei den Besessenen eine Zeitlang unterblieben, sonst aber ihr Zustand überhaupt wenig oder gar nicht sich besserte, wie man's bei den Gauklern unserer Zeit wahrnehmen kann. Ein unheimliches Gefühl bekommen alle, die sich mit Gauklern einlassen; und der Gedanke, daß, wer es tue, nun erst recht gebunden sei, kommt an alle, die geistig nicht bereits stumpf geworden sind. Wie viele Belege kann jeder dafür geben, der im Fall ist, Kenntnis davon zu bekommen. Jesus überläßt's nun dem Volke, zu denken, wie sie wollten, ob Er oder jene das Rechte haben. Jene Gaukler selbst aber konnten die Richter der Pharisäer sein. Denn wenn sie gefragt worden wären, wie sich's bei ihnen verhalte gegenüber von dem, was Jesus tat, so hätten sie sagen müssen, daß es bei Jesu etwas ganz anderes sei, sie hätten bei Ihm Gott die Ehre geben müssen. Sie hätten gefühlt, daß es bei Jesu ein Völliges sei, bei ihnen nicht. Bei Ihm wichen alle durch Dämonen bewirkten Gebrechen im Nu, bei ihnen war davon nichts zu sehen. Sie mußten also die Pharisäer Lügen strafen,

wenn diese sagen, Jesus vollbringe Seine Heilungen mit Hilfe Beelzebubs, des Obersten der Teufel. Über jenen Gauklern können auch einmal die Pharisäer gerichtet werden als solche, die der Lüge mehr Gehör gegeben hätten als der Wahrheit. – Lesen wir weiter, was Jesus sagt:

V. 28: „So ich aber die Teufel durch den Geist Gottes austreibe, so ist je das Reich Gottes zu euch gekommen.“ – V. 29: „Oder wie kann jemand in eines Starken Haus gehen und ihm seinen Hausrat rauben, es sei denn, daß er zuvor den Starken binde und alsdann ihm sein Haus beraube.“

Ohne in weitere Erörterungen sich einzulassen, setzt Jesus es voraus, daß Er durch den Geist Gottes oder durch den Finger Gottes, wie Er sonst auch sagt, die Teufel austreibe. Wenn aber das, so heißt Er auch bedenken, von welcher großer Bedeutung das sei. Durch Ihn und Seine Macht, an den Besessenen bewiesen, wird dem Reich der Finsternis ein Ende gemacht. Eben weil Er so tiefgreifend einwirkt, wirft Er in Satans Reich alles durcheinander; und nahe, wenn Satans Reich untergeht, muß Gottes Reich sein. Wenn's Ihm gelingt, die Menschen völlig von aller Gebundenheit der Finsternis freizumachen, so bezeigt Er sich offenbar als den Stärkeren. Satan hat bisher der Stärkste sein wollen, dem kein Mensch widerstehen könne. Nun ist des Menschen Sohn, Jesus, da, der siegend in sein Haus fällt, ihm allen seinen Hausrat raubt, d. h. alle durch ihn gebundenen Seelen, die sich ihm wider ihren Willen (Röm. 8, 20) zu allen Diensten hergeben mußten, frei und ledig macht; der ihn, den bisher alle Bindenden, selbst bindet, daß er keinerlei Macht hat, dem siegenden Jesu zu widerstehen. Wir sehen's ja, Satan kann's nimmer wehren. Er ist bereits so gebunden, daß er auch nicht das mindeste tun kann, die Befreiungen, die Jesus vornimmt, zu hindern. Selbst Jesu Jünger muß er gewähren lassen. Jesus geht das Land auf und ab und macht alle Gebundenen los; und nirgends ist ein Ihn aufhaltender Widerstand sichtbar.

Solches gibt uns zu verstehen, daß wir uns Jesum über Kämpfe hinüber denken müssen, die Ihn in früherer Zeit, vor Seinem öffentlichen Auftritt, werden heiß gemacht haben, da Er unaufhörlich die besondere Hilfe Seines Vaters in Anspruch nehmen mußte, um es, wo es not tat, fertigzubringen. Sein Vater

hat's Ihm dargereicht, wie Er's forderte und im Glauben aus großem Erbarmen für die Elenden haben wollte; und so ist dem Reiche Satans eins ums andere abgerungen worden, er selbst Jesu gegenüber unmächtig geworden. Ist nicht etwa eben in jener Zeit es geschehen, daß, wie Judas (V. 6) sagt, die Engel, die ihr Fürstentum nicht behielten, sondern ihre Behausung verließen, durch Christum in ewige Bande der Finsternis geschlagen wurden, um zum Gericht des Großen Tags aufbehalten zu werden? Bis auf den heutigen Tag ist der Fürst dieser Welt überwunden, daß es der Glaube über ihn unbedingt gewinnen kann; und scheint er noch viele Macht zu besitzen, so ist's nur, weil von Gläubigen Jesu Sieg nicht benützt, im Glauben an diesen Sieg nicht ernstlich gekämpft wird. Endlich wird doch der Überwundene ganz aus dem Mittel getan, da Jesus als Sieger in so hohem Grad dasteht, daß alle Herrschaft und alle Obrigkeit und alle Gewalt aufgehoben sein und Jesus alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße legen wird, zuletzt auch der Tod aufgehoben sein wird, auf daß Gott sei und bleibe alles in allen (1. Kor. 15, 25-28).

## § 102 Der Pharisäer Lästerung

Zweiter Abschnitt

Kap. 12, 30-32

Nachdem der Herr die Lästerung der Pharisäer, daß Er mit Hilfe des Teufels die Besessenen freimache, durch Bemerkungen, welche die Sache selbst betrafen, zurückgewiesen hatte, redete Er ernstere Worte mit den Pharisäern, die sich herbeilassen konnten, so arge Worte wider Ihn und Sein Tun auszusprechen. Er sagt zuerst:

V. 30: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.“

Damit will Jesus sagen, daß es kein Wunder sei, wenn die Pharisäer als Seine Feinde sich bezeigen, d. h. auf nichts anderes aus seien, als Ihm und Seinem Wirken entgegenzustehen. Sie sind nicht mit Ihm, machen keine gemeinschaftliche Sache mit

Ihm, obwohl, was Er ist und tut, ihnen als frommen Leuten sollte willkommen sein. Aber mit ihrem Frommsein wollten sie etwas gelten und Einfluß beim Volke gewinnen, sahen also mehr auf sich und ihre Ehre als auf Gott und Gottes Ehre; und so kam ihnen Jesus mit der Macht des Geistes, die Ihm eigen war, quer herein. Statt mit ihnen, fangen die Leute an, es mit Jesu zu halten. Die Pharisäer fühlten sich nicht angezogen, mit Jesu zu gehen oder das, was Er bot, wichtig zu nehmen; und so ärgert es sie, durch Ihn an Einfluß und Anhang zu verlieren. Da bleibt ihnen nichts übrig, als alles zu versuchen, um Jesu Sache zu verächtigen und Front gegen Ihn zu machen oder wider Ihn zu sein und aufzutreten. Hatten sie ferner keine Lust, Jesu Sache mitverbreiten und emporbringen zu helfen, d. h. mit Ihm zu sammeln, so taten sie alles, auch Sein Gesammeltes wieder auseinanderzutreiben oder zu zerstreuen. So ist's zu allen Zeiten gewesen. Wer für sich etwas sein wollte und an einem anderen ein Gutes, das dieser hatte und mit dem er Beifall fand, nicht leiden mochte, [der] stellte sich gegnerisch und feindlich, scheute auch kein Mittel, namentlich keine Lüge, Mißdeutung, Verleumdung, mochte diese noch so ungerecht, ja vor jedermanns Augen als boshaft oder lächerlich erscheinen. Kein Wunder also, will Jesus sagen, daß die Pharisäer, weil sie nicht mit Ihm waren, wider Ihn sich stellten, mit den beißendsten Reden Ihn verfolgend. Welch großer Sünde sie aber, weil sie's wohl besser wußten, damit sich schuldig machten, zeigt ihnen der Herr noch weiter, indem Er sagt:

V. 31: „Darum sage ich euch: Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben; aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben.“ – V. 32: „Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber wer etwas redet wider den Heiligen Geist, dem wird's nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt.“

Markus (3, 28-30) führt's also an: V. 28: „Wahrlich, ich sage euch: Alle Sünden werden vergeben den Menschenkindern, auch die Gotteslästerung, damit sie Gott lästern.“ – V. 29: „Wer aber den Heiligen Geist lästert, der hat keine Vergebung ewiglich, sondern ist schuldig des ewigen Gerichts.“ – V. 30: „Denn sie sagten: Er hat einen unsauberen Geist.“

Lukas (12, 10) einfach und kurz: – „dem soll es“ (sollte heißen: wird es) „nicht vergeben werden.“

Ein ernsteres Wort konnte den Pharisäern nicht gesagt werden; denn über das geht nichts, als sich einer Sünde schuldig fühlen, die keine Vergebung hoffen darf. Wir müssen aber vor allem das ins Auge fassen, daß es keine Drohung ist, die da der Herr aussprechen wollte, als sagte Er, mit keinem Bitten und Flehen würden die Pharisäer es zuwege bringen, daß ihnen vergeben werde. Denn da würde es aussehen, als ob der Herr nicht aus einem Herzen voll Liebe und Vergebung gesprochen, sondern zu erkennen gegeben hätte, daß Er, menschlich angeregt, den Pharisäern es nicht habe verzeihen können. Etwas der Art, als ob Ihn da etwas Menschliches angewandelt hätte, müssen wir ganz fern von uns halten. Deswegen ist auch jede harte Auslegung, als ob die Vergebung selbst bei eingetretener Buße und heißem Flehen ohne alle Barmherzigkeit ewig ausgeschlossen bleiben sollte, nicht nach dem Sinne und Herzen Jesu. Die Unmöglichkeit der Vergebung liegt vielmehr in der Sünde selbst, so daß wir auch ein Mitleiden Jesu dabei denken müssen, daß die Pharisäer den Weg zur Vergebung sich verrammelten.

Jedenfalls müssen wir den Gedanken offenlassen, daß jede Lästerung, auch des Geistes, wenn man will, wenn sie der Art ist, daß Buße noch eintreten kann, nicht die Lästerung ist, welche nicht vergeben werden kann. Denn zwischen Lästerung und Lästerung kann ein großer Unterschied sein. Ist's eine solche, bei der Reue nachfolgt, so ist sie nicht mit vollster Erkenntnis, nicht mit vollstem Bewußtsein geschehen und dann eine Sünde wie jede andere. Bei den Pharisäern aber ist das Bewußtsein vorausgesetzt, daß sie etwas lästerten, was sie nicht nur nicht lästern, sondern sogar mit innerer Furcht Gottes ehren sollten. Sie erkannten und mußten nach ihrer Bildung erkennen in Jesu den Geist Gottes, mochten sie Seine Reden oder Sein Tun ansehen; und nur aus Neid und Ärger, weil alles Volk Jesu anhing, nannten sie den selbst erkannten und nur durch eine Art Selbstzwang in sich verdunkelten Geist Gottes in Jesu einen unsauberen Geist, wie Markus sagt, einen Teufelsgeist oder den Teufel selbst, mit welchem besessen Jesus Seine Wunder tue. Die Person des Geistes in Jesu nahmen sie boshafterweise als die Person des

Teufels, um das Volk von Jesu wegzuscheuchen. In dieser Weise wird wohl selten, auch wo wir versucht sind, eine wirkliche Geisteslästerung anzunehmen, solche Sünde begangen, und wenn daher bei einer solchen scheinbaren Lästerung noch Buße eintritt, so war durch dieselbe die Person des Heiligen Geistes nicht so verletzt und weggeworfen, [wie] es bei den Pharisäern der Fall war. Durch den Geist nun muß jede Erneuerung des Menschen gehen. Er muß die Herzen öffnen, Er muß Buße und Erkenntnis schenken, Er muß die Vergebung versiegeln, und durch Ihn ruft der versöhnte Mensch: „Abba, lieber Vater!“ (Röm. 8, 15; Gal. 4, 6) Dieser Geist aber kann an Menschen nicht mehr hin, die bereits Sein Wirken in sich verspürt hatten und doch denselben mit Bewußtsein einen teuflischen nannten. Die Pharisäer stellten sich also mit ihrer Lästerung außer allen Bereich der Wirksamkeit des Heiligen Geistes; und weil ohne den Heiligen Geist niemand Jesum den Herrn heißen, niemand auch Buße tun kann, haben sie sich die Möglichkeit, Vergebung zu empfangen, selbst abgeschnitten. Sie haben sich selbst die Vergebung unmöglich gemacht, weil jede fernere Einwirkung des Geistes auf sie aufhörte. Die Rede Jesu ist also nur eine Darlegung der Sache, wie sie sich selbst machte, keine durch Jesu Machtwort erfolgte Bestrafung; und wenn zu einer Vergebung überhaupt vorerst gewisse Voraussetzungen erforderlich sind, so könnte die Rede Jesu bei veränderten Voraussetzungen, wie diese schließlich etwa vor dem Letzten Gericht selbst gar wohl eintreten könnten, an unabänderlicher Bedeutung wieder verlieren.

Besehen wir hiernach die Rede Jesu näher, so liegt in ihr nach Matthäus und Lukas zuerst das Einfache, daß die Lästerung des Geistes nicht vergeben werde. Stärker ist's mit dem ausgedrückt, was Matthäus noch weiter sagt, „weder in dieser noch in jener Welt“. (Unter dieser Welt die Weltperiode bis zur Zukunft Christi und unter jener Welt die Weltperiode nach der Zukunft Christi, wie viele wollen, zu verstehen ist nicht annehmlich, weil nach der Zukunft Christi die Vergebungszeit überhaupt aufhört; und wir nehmen's also als Bezeichnung der Zeit vor und nach dem Erdenleben.) Markus sagt noch bestimmter, der Lästere habe keine Vergebung ewiglich, sondern sei schuldig des ewigen Gerichts. Nun ist wohl zu beachten,



daß jede Vergebung schwerer Sünden eigentlich auf Erden geschehen muß, und zwar durch Vermittlung derer, denen Macht zu vergeben verliehen ist. Dies liegt deutlich in den Worten Jesu: „Was ihr auf Erden löset oder bindet, d. h. nicht löset, soll auch im Himmel los oder gebunden sein“ (Matth. 18, 18), daß es also für diese und jene Welt gilt. Auf Erden nun können die Pharisäer keine Vergebung mehr finden. Wer soll sie ihnen denn geben? Jesus kann's beim besten Willen nicht tun. Die Jünger in der Folge können's auch nicht tun; denn der Geist Gottes kann die Pharisäer nicht mehr treiben, zu den Jüngern zu kommen und sich zur Vergebung der Sünden taufen zu lassen. Sie st[e]rben also in ihrer Sünde, haben vorerst in dieser Welt oder Zeit keine Vergebung für ihre Lästerung. Drüben, in der anderen Welt, können sie auch keine Vergebung erlangen, sondern müssen die Strafe ihrer Sünde tragen in der Hölle und in der Qual wie der reiche Mann. Denn wer soll ihnen vergeben? Soll's der gelästerte Geist von selbst tun? Soll's Gott, der zur Vergebung den Geist gegeben, von selbst ohne den Geist tun? Wir begreifen's, daß beides nicht angeht.

Gesetzt nun, es könnten andere, die auf Erden keine Vergebung empfangen haben, der geltenden Heilsordnung gemäß – nach welcher sie durch Diener Christi vermittelt werden soll, welche die Macht haben, Sünden zu vergeben – doch alsbald oder noch ehe der Große Gerichtstag kommt, die Vergebung erlangen, wenn ein Vermittelndes auf Erden ihretwegen irgendwie eintreten würde oder könnte oder sonst ein Weg von Gott eingeschlagen würde, so ist keine Vermittlung denkbar, auch jeder Weg versagt für solche, welche jene Geisteslästerung auf dem Gewissen haben. So stehen sie denn mit völlig unvergebener Sünde vor dem ewigen Gerichte, d. h. vor dem Gerichte, das über die Ewigkeit entscheidet, wenn dasselbe eintritt. Bis dahin ist keine Vergebung da. Wenn es heißt, sie haben keine Vergebung ewiglich, so heißt das: die ganze Zeit über, in welcher Vergebung möglich oder tunlich ist oder solange eine Vergebung noch offensteht, sei's hüben oder drüben, ehe das Gericht kommt.

Schuldig aber des ewigen Gerichts sein, heißt noch nicht unfehlbar der Verdammnis anheimzufallen. Warum hat der Herr

nicht gesagt: „Sie werden, ohne Vergebung zu empfangen, in die Verdammnis fahren?“ Wir wollen nur nicht weitergehen, als der Herr sagt. Nach den bis dahin bestehenden Ordnungen kann keine Vergebung erfolgen. Ob nicht ein Außerordentliches jetzt eintreten könne, müssen wir dahingestellt sein lassen. Millionen Menschen bekommen bis vor das Gericht hin nicht auf dem geordneten Wege die Vergebung der Sünden; sollten diese alle in die Verdammnis fahren? Gott ist barmherzig und gnädig, wie schon aus dem hervorgeht, daß Er selbst Gotteslästerungen und Lästerungen gegen des Menschen Sohn vergibt. Er kann auf neue Rettungsmittel für viele sinnen. Was Israel betrifft, so sagt von ihm Paulus, daß noch ganz Israel werde selig werden, und Gott habe alle unter dem Unglauben beschlossen, auf daß Er sich aller erbarme (Röm. 11, 26. 32). Kurz, machen wir die ernste Rede Jesu nicht hart, als ob sie der Barmherzigkeit Gottes Grenzen setzen wollte.

Noch ein Wort für ängstliche Gemüter. Wir wissen, wie viele mit der Versuchung gequält sind, als hätten sie die Sünde begangen, die nicht vergeben werde. Der Feind sucht gerne, den Menschen die Vergebung, die sie hoffen, gleichsam auszureden, und kann mit jeder Sünde die Gewissen ängstigen, als ob sie für diese nie Vergebung hoffen dürften; und weil nun der Herr eines nennt, das nicht vergeben werde, so hält er gerade dieses Wort auf jede Weise ängstlichen Gemütern als ein Schreckmittel vor. So ist es schon ein Übelstand, daß die Redensart Sünde wider den Heiligen Geist aufgekommen ist, da man leicht jede Sünde, mit der man wider besseres Wissen und Gewissen handelt, so nennen könnte. Der Herr aber redet nur von einer Lästerung des Geistes, die nicht vergeben werde; und alle anderen Sünden, selbst wider den Heiligen Geist, daß ich so sage, gehören nicht hierher. Ausdrücklich sagt ja der Herr, daß alle Sünden vergeben werden. Ferner wollen viele innere Anfechtungen zu den Sünden rechnen, die nicht vergeben werden, wenn es ihnen ist, als ob sie lästernde Stimmen in sich hörten, und so, als ob sie aus ihrem eigenen Geiste kämen. Der Herr aber redet nicht von unausgesprochenen Gedanken und Anfechtungen, die niemand hört und innewird, sondern von Reden, mit welchen man auf andere wirken will, wie es bei Markus heißt: „Denn sie sagten:

Er hat einen unsauberen Geist.“ Nebenbei bemerke ich, daß die Lästerungen, welche Angefochtene innerlich vernehmen, nie auf den Heiligen Geist, sondern, nach bestimmter allgemeiner Erfahrung, immer nur auf Gott oder den Herrn Jesum sich beziehen, so daß schon darum keine in angezeigter Weise Angefochtenen die Worte Jesu auf sich anwenden dürfen, weil ja selbst Lästerungen gegen Gott und des Menschen Sohn, auch wenn sie laut und böse ausgesprochen werden, Vergebung erlangen können. Selbst geistliche Wahrheiten, sei's mit böser Absicht, verwerfen und verlästern, ist nicht die vom Herrn gemeinte Lästerung des Heiligen Geistes. Denn bei letzterer ist der persönliche Heilige Geist, wie Er in Jesu war, vorausgesetzt, welche[n] die Pharisäer als eine teuflische Person nahmen. Die Lasterer der Wahrheit aber glauben schon gar nicht an die Person des Heiligen Geistes, können also auch diese nicht lästern.

Das alles möchte genügen, um unbegründeten Ängstlichkeiten entgegenzutreten, zumal man geradezu sagen kann, daß in unserer Zeit, da der persönliche Heilige Geist gar nicht mehr gegeben ist, unmöglich dieselbe Lästerung des Heiligen Geistes vorkommen kann, wie es zur Zeit Jesu und der Apostel möglich gewesen ist, und [sie] nur wieder möglich wird, wenn eine Rückkehr des persönlichen Geistes, wie wir sie hoffen, wieder eingetreten wäre.

Umständlicheres über alles siehe BBB 1873, 29-32, 37-40, 46-48, 142-144.

### § 103 Der Pharisäer Lästerung

Dritter Abschnitt, Schluß

Kap. 12, 33-37

Nachdem der Herr Sein Ernstes wider die Lästerung des Geistes gesprochen hatte, sagt Er noch anderes, teils unterweisend, teils strafend. Eine Art Unterweisung ist das Nächste:

V. 33: „Setzet entweder einen guten Baum, so wird die Frucht gut; oder setzet einen faulen Baum, so wird die Frucht faul. Denn an der Frucht erkennet man den Baum.“

Wörtlich übersetzt, heißt es: „Entweder machet den Baum gut und seine Frucht gut; oder machet den Baum schlecht und seine Frucht schlecht.“ Damit will der Herr sagen, der Baum und die Frucht entsprechen einander; denn von einem guten Baum kann keine schlechte Frucht kommen und von einem schlechten Baum keine gute. Denkt man sich nun in Jesu einen guten Baum, so ist's widersinnig, seine Frucht schlecht zu finden. Denkt man sich aber in Jesu einen schlechten Baum, dann freilich muß man seine Frucht auch schlecht finden, wenn sie auch gut aussieht; denn an der Frucht erkennt man den Baum. Es kam also nur darauf an, ob die Pharisäer in Jesu einen guten Baum oder Stamm erkannten oder nicht. Fanden sie Seine Frucht wie die Teufelsaustreibung in der Art, wie sie bei Ihm stattfand, schlecht, dann warfen sie Seine ganze Person mit allem, was sie an Ihm wahrnahmen, weg. Er legt es also den Pharisäern auf das Gewissen, ob sie denn wirklich Seine ganze Persönlichkeit so herunterzusetzen willens seien, wenn sie Ihm teuflische Werke zutrauten. Er gibt ihnen zu verstehen, daß sie so weit Seine Person wohl nicht wegschätzen könnten. Wenn sie aber doch noch etwas Besseres von Seiner Person denken, so sollten sie die Frucht, die sie an Ihm sehen, anders beurteilen. Denn sie setzten sich nur mit sich selbst in Widerspruch, wenn sie Ihn für einen guten Baum halten und doch Seine Frucht schlecht finden.

Außerdem ferner sehen sie ja klar, daß Seine Heilungen der Besessenen etwas Gutes seien, [in]sofern [weil] durch sie unglückliche Menschen völlig wiederhergestellt werden. Sehen sie dieses Gute an, wie können sie Ihn denn so schlecht machen und als einen Menschen darstellen, der einen unsauberen Geist habe. Von der Frucht sollten sie doch auf den Baum schließen. Wäre sie schlecht, ungenügend, zweifelhaft, bedenklich, wie bei den Gauklern des Volks, dann hätten sie das Recht, auch Ihn, den Baum, schlecht zu nennen, wie sie auch auf jene Gaukler nicht viel zu halten gewohnt waren. Ein guter Baum, wie es in der Bergpredigt heißt (Matth. 7, 18), kann ja nicht schlechte Früchte bringen; und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Was von jenem kommt, ist nur gut, und was von diesem kommt, nur schlecht. Wie nahe lag da, auf ein böses

Herz zu schließen, aus welchem heraus die Pharisäer gegen alle Erfahrung erklärten, daß eine gute Frucht aus einem schlechten Baum komme, als den sie Ihn vor dem Volke darstellten. Deswegen straft sie der Herr noch weiter mit folgenden Worten:

V. 34: „Ihr Ottergezüchte, wie könnet ihr Gutes reden, dieweil ihr böse seid? Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.“ – V. 35: „Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus seinem guten Schatz des Herzens; und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus seinem bösen Schatz.“

Böse Gesinnungen, wie eben bewiesen, hatten die Pharisäer mit ihrer Rede gezeigt; und solche böser Gesinnungen gestatten ihnen nicht, Gutes zu reden. Darum sagt Jesus: „Wie könnet ihr Gutes reden?“ Sie sind der schlechte Baum, der Gutes nicht tragen kann. Sie sind auch des Bösen so voll, daß sie's nicht zurückhalten können und ungeschert es herauslassen, wie's auch ausfallen mag. Darum nennt sie der Herr auch ein Ottergezüchte, zur Otternbrut gehörig, deren Zunge sticht und auf den Tod zielenden Schaden bringt. Sie sind es, von denen man sollte sagen können, daß sie einen unsauberen Geist haben, wie sie ihn Ihm zuschreiben. Denn in ihnen haust die Schlange, die Mörderin und die Mutter aller Lüge und Bosheit. Sie hielten's eigentlich, wenn man's recht ausdrücken will, mit Beelzebub, dem Obersten der Teufel; denn nur der kann ihnen so ausgesucht boshafte und nichtswürdige Reden eingeben. Sie sind denn auch keine guten Menschen zu nennen, die aus dem guten Schatz ihres Herzens nur Gutes hervorbringen könnten, kein guter Baum, dessen Früchte gut wären; sondern sie sind böse Menschen, die aus dem bösen Schatz ihres Herzens nur Böses hervorbringen, wie aus den schlechten Säften eines schlechten Baumes nur schlechte Früchte kommen können. Man denke sich, wie beschämt und geschlagen die Pharisäer mit diesem Worte des Herrn waren, ohne daß sie sich dagegen auflehnen konnten. Denn sie mußten es selbst fühlen, daß sie mit ihren losen Reden das Stärkste verdient hatten, das man nur zu ihnen sagen mochte. Der Herr fährt fort, auf das Gericht zu verweisen, das böse Menschen um ihrer bösen Worte willen zu erwarten haben, indem Er sagt:

V. 36: „Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen

Rechenschaft geben am Jüngsten Gerichte von einem jeglichen unnützen Worte, das sie geredet haben.“

Über diese Worte war früher einmal in den Blättern die Rede (BBB 1874, 37, 294ff.), da eine Auslegung derselben gewünscht wurde. Der Spruch nämlich erschreckt viele ängstliche Gemüter, indem sie an dem Worte unnütz sich aufhalten. Da meinen sie, der Spruch verdamme jedes unbedeutende, nichtssagende Wort oder Gespräch, an dessen Stelle es wertvoller sein sollte. Aber so ist der Spruch nicht aufzufassen. Das griechische Wort bedeutet zunächst faul, träge, müßig, dann auch unfruchtbar, unnütz, so auch sittlich unnütz. Dieser Ausdruck, sagt ein Ausleger\*, mache den Spruch schärfer, als wenn dafür das Wort böse stünde. Auch wir brauchen die Worte müßig, unnütz in ungutem Sinne von etwas, das seiner Art nach nicht recht ist und darum nicht sein sollte. Sie kommen dem schwäbischen knütze gleich, welches wahrscheinlich herkommt von „kein Nütze“ und bei dem wir an ein verstecktes Böses denken, an ein Schalkhaftes, das von einer falschen, böartigen Gesinnung zeugt. Zu solchen unnützen oder knützen Reden gehört alles, was wehe tut oder womit man mit Bewußtsein wehe tut, Sachen boshaft verdreht und in ein falsches Licht stellt, sticht und Ehre und guten Ruf angreift. Eine solche knütze Rede war eben die der Pharisäer, wenn sie, voll Neid und Ärger, Jesum in das Geschrei bringen wollten, als sei Er ein Zauberer und tue Seine Wunder mit teuflischer Macht. Unter unnützen Reden hat man also nur sündliche, böartige Reden zu verstehen, wenn ihretwegen soll am Jüngsten Tage eine Rechenschaft zu fürchten sein.

Ernst lautet immerhin die Rede Jesu, wenn böse Reden, und zwar alle, deren man sich schuldig gemacht hat, am Jüngsten Tage noch zur Sprache kommen, abgewogen und gerichtet werden sollen. „Wie bist du dazu gekommen, so und so zu reden?“ werden viele hören müssen, die sich sonst freier von Sünde zu sein wähnen. Namentlich werden unnütze, knütze Reden, welche gegen fromme Christen und deren Wirken gerichtet waren und vielen Seelen zum Schaden geworden sind, an jenem Tage ein großes Gewicht haben. Aber selbst Christen nehmen's nicht ernst

\* [Johann Albrecht Bengel, *Gnomon*, 1773, S. 98.]

genug mit ihren Reden; und giftige Reden, oft in ein frommes Gewand gehüllt, machen manchen nichts aus. Mitunter machen sie sich's wie zu einer Gewohnheit; und wenn in allem ein Mensch sich bekehrt, von seiner giftigen Redeweise, auch wenn er weiß, wie tief sie oft einschneidet, bekehrt er sich nicht immer. Wir sehen daraus, wie wir uns immer als Sünder zu demütigen haben und wie wenig wir als heilige Leute den Kopf hoch tragen dürfen, sehen auch, wie unzählig vieles, [wo]rüber wir nicht Buße getan haben, uns einmal vorgehalten werden kann, [wo]von wir gar keine Ahnung mehr haben. Wie not tut es da, sich allezeit als einen armen Sünder in die Arme der Gnade zu werfen, die allein von Schuld und Strafe befreien kann. Wer auf geordnetem Wege Vergebung seiner Sünden empfangen hat, über dem kann alles vergessen sein am Großen Tage. – Der Herr schließt Seine Reden an die lästernden Pharisäer mit den Worten:

V. 37: „Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden; und aus deinen Reden wirst du verdammet werden.“

Worte und Reden haben eine große Bedeutung. Zu Taten und Werken kann man jäh und blindlings kommen, ohne gerade nach dem Werke besonders verdamulich zu sein. Denn mancher entsetzt sich über sich selbst im Augenblick, wenn er dieses oder jenes getan hat, sich etwa selbst nicht begreifend. Worte aber, wenn nicht übereilt, sondern mit Besonnenheit ausgesprochen, tragen die eigentliche böse Gesinnung des Herzens zur Schau. Sie machen häufig erst die Tat so recht zur Sünde, weil bei ihnen das Böse, Unbekehrte, Falsche, Heuchlerische, wie es im Inneren ist, zum Vorschein kommt. Worte, bei einer Tat gebraucht, können möglicherweise alles ausmachen und erst die Tat zu einer abscheulichen und unverzeihlichen machen. Gute, sanftmütige, friedfertige, aufrichtige Worte verraten die Güte und Unschuld des Herzens, während an bösen Reden der ganze unbekehrte Mensch sich offenbart. Daher die Rede Jesu, wenn Er sagt: „Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt und aus deinen Reden wirst du verdammt werden.“ Der Richter aller Welt braucht nur den Menschen auf seinen Mund hinzuweisen, um nach dem, was aus demselben als aus dem Herzen hervorgegangen ist (vgl. Matth. 15, 19), Sein Urteil zur Rechtfertigung oder zur Verdammung zu fällen. Ein kindlicher Glaube, der sich

durch den Geist Gottes erneuern läßt, kann aus allem Gericht reißen. Aber wie ernst kann's dort für viele werden; denn wie leicht macht man auch aus seinem Glauben ein Ruhekitzel und will man eines Friedens sich erfreuen über alle seine knützen Reden hinüber!

## § 104 Die Zeichenforderung

Kap. 12, 38-42

Wie über der Heilung des Besessenen, der blind und stumm war, etliche der Pharisäer Jesum lästerten, daß Er durch Beelzebub heile, so wurden durch dasselbe Wunder andere Pharisäer und Schriftgelehrte angeregt, von Jesu ein Zeichen zu begehren. Daß beides zusammengehört, ist auch aus Lukas (11, 14-16) zu ersehen, der ganz kurz zuerst (V. 14) die Heilung erzählt, dann (V. 15) der Lästerung gedenkt, darauf (V. 16) die Zeichenforderung anführt. Bei Matthäus lesen wir:

V. 38: „Da antworteten etliche von den Schriftgelehrten und Pharisäern und sprachen: Meister, wir wollten gerne ein Zeichen von dir sehen.“

Jesu hatte in Seiner Verteidigung gegen die Geisteslästerer gesagt, daß Er die Teufel durch den Geist Gottes austreibe, zeige an, daß das Reich Gottes gekommen sei. Das faßten einige auf, die nun ein bedeutenderes Zeichen verlangten, an dem man erkennen könne, was Jesus sage. Sie meinten, die Teufelsaustreibung allein genüge nicht, um an das Große, das Jesus daraus folgere, glauben zu machen. „Wir wollen“, sagten sowohl Pharisäer als Schriftgelehrte, „um glauben zu können, ein Zeichen von dir sehen.“ Wenn sie sagten: „Wir wollen“, so ist es nicht bloß ein Wunsch, sondern eine Forderung, zu der sie sich berechtigt glaubten, nachdem der Herr so Großes gesagt hatte. Unter Zeichen verstehen sie da etwas Auffallendes, das man mit Augen sehen sollte, um sagen zu können: „Das und das haben wir gesehen, weswegen wir nicht mehr anders können als glauben.“ Bei der Teufelsaustreibung sah man weiter nichts, als daß der Besessene auf einmal vernünftig war, dazu hörte und sprach. Das, meinten sie, sei

nichts, weil man nichts Außerordentliches dabei gesehen und gehört hatte. Diesmal sagen sie nicht, daß es ein Zeichen vom Himmel sein sollte (Matth. 16, 1), was sie begehrten; aber gemeint war's doch so. Alle bisherigen Zeichen gaben ihnen für die Augen viel zuwenig, als daß sie um ihretwillen sich genötigt fühlten, an Jesum als den von Gott gekommenen Messias zu glauben. Wie gering sie da von Gott und Seinen Werken dachten, wenn sie durchaus meinten, etwas für die Augen besonders Auffallendes müsse dasein, um ein Gotteswerk zu erkennen, zeigt ihnen Jesus auf sehr nachdrückliche Weise, indem wir lesen:

V. 39: „Und Er antwortete und sprach zu ihnen: Die böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen; und es wird ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas.“ – V. 40: „Denn gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauche (Jonas 2, 1. 2), also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein.“

Ein böses und ehebrecherisches Geschlecht nennt sie da Jesus. Böse nennt Er sie, weil nur Bosheit wie Neid und Eifersucht sie blind machte, daß sie ein Göttliches, das immerhin etwas zu sehen gab, gar nicht anzuerkennen vermochten. Gesehen wurde doch, daß der Besessene jetzt frei war, daß er jetzt redete und hörte. Aber frei von Besessenheit sein, ferner reden und hören können, war ja sonst etwas Gewöhnliches; und darum, meinten sie, sei es kein Zeichen. Wenn etwa Jesus Feuer vom Himmel fallen ließe wie Elias, da man mit Augen etwas von Gott Kommendes sehen würde, dann wäre es etwas Außergewöhnliches, das man ein Zeichen nennen könne. Menschen, die sich so blenden lassen, kann man mit Fug und Recht böse nennen, weil sie ohne Bosheit des Herzens so nicht sein können. Wenn Jesus sie auch ehebrecherisch nennt, so weist Er sie damit auf die Untreue hin, die sie gegen ihren Gott bezeugten, der sich mit Israel gleichsam verlobt hatte wie ein Bräutigam mit der Braut, wie wir das in den Propheten vielfältig vorgestellt finden. Mit ihrer Gesinnung standen sie ganz ferne von Gott, wie wenn gar kein Verhältnis zwischen Ihm und ihnen bestünde. Stünden sie inniger zu Gott, ohne mit dem finsternen Geist zu buhlen, so könnten sie nur stille Freude haben und den ihnen Verlobten anerkennen, wenn sie das sehen, was durch Jesum

geschah. So aber sind sie Ehebrechern gleich, die nach ihrem Verlobten nichts fragten und, was von Ihm kam, über die Achseln ansahen.

Der Herr läßt sich begreiflich nicht darauf ein, von sich aus ein augenfälliges Zeichen zu tun, wie es die Pharisäer verlangten, weil ja das bloß eine Art Schaustück gewesen wäre. Indessen verspricht Er ihnen doch ein Zeichen, aber ein Zeichen, zu dem sie selbst mit ihrem Mordsinne Veranlassung geben würden. Denn in die Mitte der Erde kommen, wie Er sagt, daß Er kommen werde, kann Jesus ja nur als ein Toter. Aber wer macht Ihn tot? So weist sie still der Heiland darauf hin, zu was ihr Eifersuchtsgest, der sie die Wunder, die sie sahen, nicht anerkennen und schätzen ließ, sie noch treiben werde. Wenn sie Ihn aber auch töten, können sie Gottes Rat nicht zunichte machen. Er kommt zwar als ein Toter in die Erde und nicht einmal, können wir sagen, so ganz wie andere Tote, sondern mehr nur wie ein Jonas, der lebend vom Walfisch verschlungen war. Jesus ist auch als Toter ein anderer als andere Tote. Aber immerhin erscheint und ist Er ein Getöteter, doch ein solcher, der jeden Augenblick zum Leben wieder auferstehen kann, wie Jonas jeden Augenblick es gewärtig sein konnte, vom Walfisch lebend wieder ans Land gespiesen zu werden. Wenn es auch, [um] dies beiläufig zu sagen, im Mittelmeer keine Walfische gibt, wie auch Walfische keinen Menschen ganz verschlingen können, so gibt es darin andere Seeungeheuer, wie Delphine, welche so beschaffen sind, daß sie, wie man Beispiele hat, gar wohl ganze Menschen verschlingen können. Von Jonas nun, dessen Geschichte im Propheten Jonas (2, 1-11) zu lesen ist, heißt es hier, er sei drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauch gewesen; und so werde auch des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein, d. h. im Grabe. Wenn Jesus auch nur zwei Nächte und einen Tag im Grabe lag, so waren's doch Teile von drei Tagen; und nach der Sprechweise des Volks nahm man solche drei Tage ganz als ebenso viele Tage und Nächte, weswegen das hier nicht auffallen darf.

Das Alte Testament, von Propheten geschrieben, wird immer von Jesu und den Aposteln so hochgehalten, daß sie alles, was sie darin lasen, auch typisch oder bildlich nahmen auf

Tatsachen des Neuen Bundes, die zur Erfüllung des Heilsplans Gottes für alle Welt nötig waren. Wie schon im ersten Verheißungswort, welches Adam und Eva vernehmen vom zukünftigen Schlangentreter (1. Mose 3, 15), so hat Gott in allem, was durch Ihn geschah und gesprochen wurde, wenn es auch seine nächste Beziehung auf die Gegenwart hatte, Sein Augenmerk auf die große Erlösung, die Er im Herzen trug. Namentlich alles Wunderbare im Alten Testament, bei dem Gott unmittelbar wirkte und redete, hat man zugleich das Recht, als Vorbild zu nehmen, weil in ihm immer der erlösende Gott sich sehen ließ, wie Er ist und bleibt, bis alles vollbracht ist. Daher konnte Jesus auch den Jüngern, die nach Emmaus gingen, Hinweisungen auf Seinen Tod und Seine Auferstehung aus Moses und allen Propheten geben (Luk. 24, 27), wie jetzt aus Jonas. Wie ungemein wichtig sollte uns daher überall im Alten Testamente der wirkende und sprechende Gott Israels sein! Denn alles gibt noch etwas, das zu einer Erfüllung kommen muß, bis das volle Heil da ist. Aber wie oberflächlich, ungöttlich und unehrerbietig nehmen wir nicht in unseren Tagen selbst wirkliche Worte Gottes in den Propheten, die unmöglich bedeutungslos auch für die fernste Zukunft sein können! Aus der Geschichte weiß ohnehin niemand mehr etwas als Weissagung herauszufinden.

Wenn die Geschichte des Jonas, am Menschensohne in angezeigter Weise wiederholt, ein Zeichen sein sollte den Schriftgelehrten und Pharisäern, so war's wieder nicht das, daß sie den Auferstandenen sehen durften. Vor Augen bekamen sie wieder nichts Auffälliges nach ihrem Begehren. Aber bedeutungsvoll mußte es für sie sein, daß Jesus in Seinen Aposteln als fortlebend sich zu erkennen gab; und die Wahrnehmung, daß es immer weiter und weiter mit dem fortging, was Jesus angefangen hatte, daß sie den Aussagen der Apostel, Er sei auferstanden, nicht widersprechen konnten, konnte und mußte ihnen ein Zeichen sein, daß es mit Jesu ein anderes gewesen war, als sie in ihrer Verstocktheit gemeint hatten. Die geschehene Auferstehung Christi wird aller Welt erkennbar an den Wirkungen, die das Evangelium von Ihm überall hervorbringt. Bis auf den heutigen Tag müssen selbst Gegner des Evangeliums gestehen, daß Jesus als wirkend für und mit uns lebe. Als tot hat Er sich seit acht-

zehn Jahrhunderten nicht gezeigt, wenn auch Seine Wunder aufgehört haben; und wenn sie Ihn fernerhin tot haben wollen, wird Er auf einmal wieder auch mit Zeichen als der Lebendige auftreten, der sagt (Offb. 1, 18): „Ich war tot; und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.“ Ob nun die Schriftgelehrten und Pharisäer das Jonaszeichen zu ihrem Heil anwandten oder nicht, so mußten sie's doch gleichsam mit Augen sehen, daß in und mit Jesu der aus dem Bauche des Walfisches erstandene Jonas sich fort und fort vernehmen ließ, und zwar mit der nämlichen Drohung, daß sie alle umkommen würden, wenn sie nicht Buße täten. Ninive tat einst Buße und blieb verschont. Jerusalem fiel der Zerstörung anheim. Die Verantwortung für die Verstockung ging aber noch weiter, wie die weiteren Worte Jesu anzeigen:

V. 41: „Die Leute von Ninive werden auftreten am Jüngsten Gerichte mit diesem Geschlechte und werden es verdammen; denn sie taten Buße nach der Predigt Jonas; und siehe, hier ist mehr denn Jonas.“ – V. 42: „Die Königin vom Mittag wird auftreten am Jüngsten Gerichte mit diesem Geschlechte und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde, Salomonis Weisheit zu hören; und siehe, hier ist mehr denn Salomo.“

Der aus dem Grabe gleichsam erstandene Jonas predigte den Niniviten. Darüber will jetzt der Heiland auch etwas sagen, nachdem Er einmal des Jonas gedacht hatte. Den Niniviten hatte Er ein schweres Gericht anzukündigen, daß nämlich ihre Stadt in 40 Tagen untergehen werde. Die Niniviten aber taten alsbald Buße; und so reuete den Herrn das Böse, das Er über die Stadt zu verhängen beschlossen hatte. Am Jüngsten Tage nun, wenn sich's auch später wieder mit ihnen änderte, so daß sie doch bis dahin in einem üblen Zustande blieben, stehen sie doch gleichsam als Gerechte da gegenüber von dem Geschlechte zur Zeit Jesu und können dieses verdammen, können zu ihnen sagen: „Wir haben schon auf Jonas' Predigt hin Buße getan; und was habt ihr gesehen und gehört, ohne Buße zu tun?“ Denn der Heiland sagt: „Hier ist mehr denn Jonas.“ Die Klage der Niniviten wird vom Richter als gerecht angenommen und erschwert den Stand der Verklagten. Den Niniviten rechnet jedenfalls jetzt der Richter ihre einstige Buße, mit der sie Gott die Ehre

gaben, hoch an, daß sie nicht in das Gericht der Verdammnis kommen. Denn das ist's, was Jesus andeuten will, wie Er sonst von Sodomitern und anderen sagte, daß sie es leichter haben werden, über das Gericht hinüberzukommen. Schwerer haben's die, welche Jesu Stimme mißachtet hatten, soviel sie sich auch über jenen Heiden zu stehen dachten. Mit großer Scham stehen sie da, zitternd und bebend, ob nicht, wie vielleicht möglich, aus besonderer Gnade doch noch Barmherzigkeit ihnen zukommen könnte, daß sie nicht der Verdammnis anheimfallen. Etwas von der Bitte Jesu: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Luk. 23, 34), mag doch auch ihnen zugute kommen. Wie wunderbar wird einmal die Barmherzigkeit und die Gerechtigkeit Gottes offenbar werden! Aber viel sagt uns das Wort zum Trost, für viele wenigstens: „Die Barmherzigkeit rühmet sich wider das Gericht.“ (Jak. 2, 13)

Der Herr redete nun auch noch von der Königin vom Mittage (1. Kön. 10, 1ff.), bis zu welcher einst die Kunde von Salomos Weisheit gedrungen war. Sie hatte offenbar ein tieferes Bedürfnis, hatte auch von dem Gott Israels gehört und den Wundern, die Er an Israel getan; und sie hoffte viel von dem wahren Gott zu vernehmen aus dem Munde des Königs, der in aller Welt als der weiseste Mann, der je erschienen, gepriesen wurde. Wenn der Herr sagt, sie sei vom Ende der Erde gekommen, so ist Saba gemeint, welches am südlichsten Ende der großen Halbinsel Arabien lag, am arabischen Ozean, der in jener Zeit eine Grenze der Erde zu sein schien. Auch diese Königin, mag es mit ihr geworden sein, was es wolle, gilt um ihres bewiesenen gläubigen Verlangens willen am Jüngsten Gerichte als eine Gerechte, welche dem Geschlechte, das Jesum gehört hatte, den Vorhalt machen darf, daß es die Weisheit dessen, der weit über Salomo, den sie gesucht, gestanden und der ihm so nahe gewesen sei, mißachtet hätte. Wie arm und zerschmettert werden alsdann besonders die Feinde Jesu dastehen! Aber das Gericht – wie ferne denkt man sich dieses allezeit! [BBB 1875, 27, 209-213]

## § 105 Rückkehr des unsauberen Geistes

Kap. 12, 43-45

vgl. Luk. 11, 24-26

Der Herr hatte im Vorigen angezeigt, wie es dem Geschlechte, unter dem Er lebte (V. 41 und 42), am Jüngsten Gerichte ergehen werde. Solche Verkündigung, wenn sie dem ganzen Geschlechte galt, konnte zu hart scheinen, weil dasselbe großenteils nach außen nicht gerade die schlimmste Haltung hatte und durch Johannes und Jesum doch viel gewonnen zu haben schien. Aber eine eigentliche Gemeinschaft mit Jesu kam doch nicht zustande; und ihr standen die feindseligen und böartigen Reden der Frommen des Landes sehr im Wege, so daß es im Grunde nichts Rechtes bei ihm wurde. Wie dadurch der Weg zu größerer Verfinsterung, als sie je da war, offenblieb, das will jetzt der Herr noch zeigen, indem Er an dem, was einzelnen je und je begegnet, das zeigte, was dem ganzen Geschlechte widerfahren würde, woraus sich auch die Verkündigung des Gerichts erklärte. Bei Lukas (11, 24-26), der auch mitteilt, was der Herr von der Rückkehr des unsauberen Geistes sagt, fehlt die Beziehung auf das Geschlecht. Bei Matthäus sagt der Herr:

V. 43: „Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausgefahren ist, so durchwandelt er dürre Stätte, suchet Ruhe und findet sie nicht.“ – V. 44: „Da spricht er dann: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, so findet er's müßig, gekehret und geschmücket.“ – V. 45: „So gehet er hin und nimmt zu sich sieben andere Geister, die ärger sind denn er selbst; und wenn sie hineinkommen, wohnen sie allda, und wird mit demselbigen Menschen hernach noch ärger, denn es vorhin war. Also wird's auch diesem argen Geschlechte gehen.“

Zu dieser Vergleichungsrede kommt Jesus dadurch, daß so viel von der Teufelsaustreibung die Rede gewesen war (V. 22ff.) und daß Er angezeigt hatte, daß dem Satan viel von seiner Macht genommen sei, weswegen Teufel ausgetrieben werden konnten, was in weiterem Sinne dem ganzen Geschlechte zugute kam. Dieses war freier geworden von satanischen Einwirkungen.

Wie förmlich Besessene geheilt wurden, so wichen von allem Volk mehr oder weniger durch die Gegenwart Jesu, insbesondere durch Seine gewaltige, eine stille Macht im Unsichtbaren offenbarende Rede, Kräfte der Finsternis, so daß das ganze Volk eine gewisse Erlösung und Befreiung erfuhr. Immer erschienen nur die Schriftgelehrten und Pharisäer als Feinde Jesu; aber das Volk im allgemeinen zeigte überall viel Anhänglichkeit und Empfänglichkeit, freilich ohne daß es zu etwas Durchschlagendem bei ihm kam und ohne daß das, was sie an Jesu sahen und von Ihm hörten, sie zu neuen Kreaturen machte mit durchaus erneuertem Sinn. Die Buße und Sinnesänderung war keine völlige; und so blieben sie neuen Anläufen der Finsternis ausgesetzt, wenn Jesus nicht mehr persönlich da war. Später wurden wohl viele bekehrt; aber wir wissen's ja aus der Apostelgeschichte (21, 20-21), wie die vielen tausend Juden, die gläubig geworden waren, alle Eiferer über dem Gesetz blieben und zur bittersten Feindschaft gegen Paulus geneigt, von dem sie glaubten, daß er die Juden von dem herkömmlichen Gesetze abfallen lehre. So kamen der Judenchristen viele in kein völliges Wesen; und was konnte nicht alles der Feind aus ihnen und zuletzt aus dem ganzen Volke machen!

Zu einer Vergleichung mit ihnen führt Jesus den Rückfall eines Menschen, der besessen gewesen, aber befreit worden war, in seinen traurigen Zustand an, der hintennach schlimmer wurde, als der erste gewesen war. Weil es heißt: „Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausgefahren ist“, nicht: „ausgetrieben“, könnte man versucht sein, es in Frage zu stellen, ob gerade von einem Menschen die Rede sei, den Jesus befreite, oder nicht vielmehr von einem solchen, aus dem der Geist freiwillig wich oder durch Gaukler vertrieben wurde. Aber gegen das erste, daß der Geist freiwillig ausgefahren sei, spricht das, daß er nachher Ruhe sucht und nicht findet als ein in dürrer Stätte, in Wüsten oder im Freien Irrender; und gegen das zweite spricht das, daß man nicht annehmen kann, der Heiland rede mit Bezug auf Gaukler, weil das gegen Seine Würde gewesen wäre. So scheint es doch, daß Jesus von solchen Personen rede, die Er befreite. Dann muß man annehmen, daß nicht alle Dämonen, welche Jesus austrieb, in die Tiefe fahren mußten, wie etliche Male angedeutet wird, sondern

daß es mitunter anders war, indem Jesus eine verborgene, uns freilich nicht verständliche Rücksicht auf Dämonen nahm, wie bei den Gergesenern. Dies wird auch damit bestätigt, daß Jesus einmal zu einem unsauberen Geiste, den Er austrieb, sagte (Mark. 9, 25): „Ich gebiete dir, daß du von ihm ausfahrest und fahrest hinfort nicht in ihn.“ Wäre dieser Geist in die Tiefe gefahren, so wäre damit seiner Rückkehr für immer gewehrt gewesen. Hat nun der Herr die Rückkehr je und je ausdrücklich verboten, so wurde diese als möglich oder vom Geiste erstrebt vorausgesetzt.

Es läßt sich nun wohl denken, daß Menschen, die nach ihrer Befreiung in keine Glaubensgemeinschaft mit Jesu traten, des Schutzes entbehrten, dessen sie vor dem Rückfall bedurften. Denn wenn sie im Glauben an Jesum als den Stärkeren wider den Satan und als den erschienenen Heiland verblieben, konnte in keinem Fall der unsaubere Geist wieder Herr über sie werden. Der Fall kam also vor, daß vertriebene Geister wieder strebten, dahin zurückzukommen, von wo sie gewichen sind, wie hier gesagt wird, daß ein solcher bei sich dachte: „Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin.“ Es gibt uns das ein Bild von dem lauenden Feinde, der nur Gelegenheit sucht, die Sicherer zu überfallen, und wenn's nicht gehen will, auf Verstärkungen denkt. Der Herr redet nun von einem Menschen, bei welchem der Geist das Haus müßig, d. h. leer, findet, auch gekehret und geschmücket, wie denn bei einem Menschen gleich alles vorteilhaft sich gestalten mag, wenn die finsternen Einwirkungen unterbleiben. Der Mensch wird gesitteter, gleichsam sauberer in all seinem Tun und Lassen, mag sich am Ende auch darin gefallen, was schon eine Neige zum Fall sein kann. Das eigentliche Leben aus Gott kann immerhin fehlen. Das hat der unsaubere Geist gleich ausgelückeret; und indem er hier sich allein nicht stark genug fühlt, obgleich die Türen gleichsam offen scheinen, so nimmt er andere Geister, deren sieben der Herr nennt, eine unbestimmte Zahl meinend, die ärger sind als er, zu sich; und so gewinnen sie's über den Menschen, der denn augenblicklich einen sogenannten starken Rückfall hat.

Hier wird eine Verschiedenheit der Dämonen oder abgechiedenen Geister vorausgesetzt. Wie sie, müssen wir denken,



im Leben verschieden gewesen sind, so auch jetzt, obgleich sie alle ruhelos sind und als Dämonen plagen oder ihr Böses und Verkehrtes, das sie nicht ablegen können, lebenden Menschen mitteilen. Ihre Verschiedenheit mag auch der Grund sein, warum der Herr auf die einen einige Rücksicht genommen hat, auf die anderen nicht. Weiterreden und -denken können wir begreiflich über diese dunklen Dinge nicht, so nahe sie die Menschenwelt berühren. In etwas aber die Worte des Herrn näher anzuschauen, möchte wohl gestattet sein. Denn Worte des Herrn, in der Schrift uns gegeben, welcher Art sie sein mögen, sollen und müssen in etwas von uns beherzigt werden. Sie stehen nicht umsonst da. Aber schmerzlich tief gehen die geheimen Verderbnisse, welche bestehen; und wenn vor uns alles offen daläge, wie würden wir nicht alle an einem Heilande froh werden, der in dergleichen Finsternissen noch Rat für uns arme Menschen weiß!

Die eingehenden Geister machen den Menschen ärger, als er zuvor gewesen war. Sie können in doppelter Weise dasein, entweder daß sie gleichsam neben der Persönlichkeit des Menschen da sind und diese für die Außenwelt mehr oder weniger verdrängen, wie das bei eigentlich Besessenen der Fall ist, oder daß sie gleichsam mit der Persönlichkeit des Menschen sich vermengen und dieser nach verschiedenen Seiten hin verderbte Charaktere geben, da denn der Mensch erscheint als [der,] der er ist, auch nach seinem Bewußtsein, so daß man ihm alles, was er tut und spricht, zuzuschreiben veranlaßt ist, [er] aber doch durch fremde, finstere Mächte entsetzlich ruiniert und leidenschaftlich erregt sich darstellt. Diese Art der Besetzung, die weniger als Krankheit erscheint und doch den Menschen ganz unerträglich macht, ist schlimmer als eigentlicher Wahnsinn, weil er als dieser nicht genommen wird; und Tausende von Menschen mögen zu sehen sein, die, ohne daß man es merkt, nicht ihrer selbst sind und zu schrecklichen leidenschaftlichen Ausbrüchen kommen und entsetzlich viel Unheil anstellen können, neben klarem, ja scharfem Verstand, den sie zeigen.

Das war's, was hauptsächlich der Heiland meint, wenn Er sagt: „Also wird es diesem Geschlechte gehen.“ Denn da kann es ja nicht so verstanden sein, daß dasselbe in den Zustand wirklicher Besessenheit kommen würde, wie von dieser der Herr ein-

zelne freimachte, sondern daß bei ihm ein schauerhafter Einfluß der Finsternis stattfinden werde, [wo] es in seinem ganzen Benehmen ganz unbegreiflich werden würde. Wenn man die Geschichte der Zerstörung Jerusalems liest, kann man nicht anders denn annehmen, daß das ganze Volk eigentlich nicht mehr seiner selbst mächtig gewesen ist. Es war, wie wenn alle Kräfte der Hölle Besitz von ihm genommen und zu Handlungen der blindesten Raserei es getrieben hätten. Man bekommt auch den Eindruck, als ob nur um so mächtiger die Kräfte der Finsternis das ganze Geschlecht durchdrungen hätten, je freier sie durch Jesum geworden waren, ohne in ein wahres göttliches Leben hineinzukommen. Bei ihrem halben und weniger als halbem Wesen ließen sie allen unsauberen Geistern, ja allen Kräften der Hölle Tür und Tor offen; und diese ergossen sich nur mit um so größerem Grimm über das ganze Geschlecht, als es sich vom Lichte nur hatte berühren und anschein lassen, ohne zu innerer Erleuchtung zu kommen. Bei seiner Halbheit blieb auch seine große Schuld, die es über Jesum auf sich gehäuft hatte, unversöhnt; und so war's auch der Zorn des Allmächtigen, der die Wut der Hölle in vollstem Grade walten ließ.

Überdenken wir's recht, so hatte jetzt der Herr ganz unvermerkt das Stärkste gesagt, das die Pharisäer über ihre Lästerung, die viel auch dazu beitrug, den besseren Eifer vieler immer wieder abzukühlen, hören konnten. Wir aber sehen, wie nicht nur Unglaube und wirkliche Feindschaft wider Gott, sondern auch Halbheit des Glaubens, die zu keiner neuen Kreatur führt, den größten Gefahren aussetzt; und ach, daß es Jesus vom Himmel her in unserer Zeit dahin brächte, durch Seinen Geist, wenn Er Ihn wieder senden wird, ein Ganzes bei allen werden zu lassen! Die Verheißung bei Hesekiel (36, 26-27) wartet noch auf ihre Erfüllung! Wenn die nicht käme, was müßte noch aus unserem Geschlechte werden!

## § 106 Jesu Mutter und Brüder

Kap. 12, 46-50

vgl. Mark. 3, 31-35, Luk. 8, 19-21

Aus der Vergleichung mit Markus geht hervor, daß Jesus und Seine kurz vorher erwählten Apostel zu Hause waren, als die Besprechungen mit den Schriftgelehrten und Pharisäern, von denen bisher die Rede war, stattfanden. Ehe wir Matthäus berühren, reden wir von einigen Worten aus Markus. Da lesen wir:

Mark. 3, 20: „Und sie kamen zu Hause; und da kam abermals das Volk zusammen, also daß sie nicht Raum hatten zu essen.“ – V. 21: „Und da es hörten, die um Ihn waren, gingen sie hinaus und wollten Ihn halten; denn sie sprachen: Er wird von Sinnen kommen.“

Wenn es heißt: „Sie kamen zu Hause“, so kann es nicht das Haus der Mutter gewesen sein, weil diese mit den Brüdern (V. 31) nachher haußen standen und zu Ihm schickten. Es war also wohl das Haus des Petrus, das auch als eine Heimat Jesu galt. Wie immer kam das Volk zahlreich zusammen; und es blieb kein Raum, sich zum Essen niederzulassen. Hierher kamen auch (V. 22) die Schriftgelehrten, die von Jerusalem gekommen waren zu einer Art Untersuchung, was es eigentlich mit Jesu wäre. Da wurde denn auch der Besessene, der blind und stumm war nach Matthäus (12, 22), gebracht, von dem Markus nicht gerade redet, welcher aber doch die bösen Einwendungen der Schriftgelehrten hierher verlegt. Zu diesem Besessenen ging wohl Jesus heraus in den Raum vor dem Hause, weil ja die, die um Ihn waren, herausgingen, Ihn zu halten. Er war aber wieder im Hause, als Seine Mutter und Brüder haußen standen (V. 31). Im Hause nun waren die Gespräche mit den Schriftgelehrten, die schon ihr Urteil über Jesum fertig hatten, indem sie sagten, Er treibe die Teufel aus durch Beelzebub.

Auffallend ist, daß die, welche um Jesum waren, Ihn halten wollten, fürchtend, Er werde von Sinnen kommen. Der Herr zeigte großen Ernst und Eifer mit den Besessenen und Kranken und war von diesen ganz hingenommen, so daß Er an nichts anderes mehr dachte, am wenigsten ans Essen; und da meinten

sie, es werde zuviel, und so könne es nicht fortgehen, ohne daß es Ihn überwärfe. Die Tätigkeit Jesu ging eben weit über das Gewöhnliche. Sie war so, daß sie bei anderen die Folge haben konnte, die man fürchtete. Er schien, wie wir sagen, so aufgeregt, daß man alles für Ihn fürchtete; und vielleicht trug auch das bei den Schriftgelehrten dazu bei, so Arges von Ihm zu denken. Wir sehen aber, wie weit die Liebe Jesu ging. Jeden Blutstropfen und die letzte Kraft hätte Er hingeben können, um Leidenden zu helfen. Sein ganzes Gemüt war ergriffen; denn weit entfernt war Er von der Kälte, mit welcher wir oft, was wir an Elenden tun, betreiben. Sonst aber hätten die, welche um Ihn waren, wohl mehr Glauben haben können, wenn nicht alles gar neu gewesen wäre.

Markus berichtet nun (V. 22-30) die böse Rede der Schriftgelehrten, wie es auch von Matthäus (V. 22-45) geschieht, und schließt wie Matthäus mit dem, daß er erzählt, wie Jesu Mutter und Brüder haußen gestanden seien. Matthäus schreibt:

Kap. 12, 46: „Da Er noch also zu dem Volke redete, siehe, da stunden Seine Mutter und Seine Brüder draußen, die wollten mit Ihm reden.“ – V. 47: „Da sprach einer zu Ihm: Siehe, deine Mutter und Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden.“

Das Volk, zu dem Jesus redete, saß um Ihn, wie Markus sagt. Man bekommt den Eindruck, daß die Mutter und die Brüder werden etwas von dem gehört haben, daß man Jesum nach Markus hatte halten wollen, damit Er nicht von Sinnen komme. Sie kamen also mit einiger Angst und Besorgnis um den Sohn und Bruder. Er selbst merkt ihr Kommen nicht; und es muß Ihm angezeigt werden. „Sie wollen mit dir reden“, sagen sie bei Matthäus. „Sie fragen nach dir“, heißt's bei Markus. „Sie wollen dich sehen“, heißt's bei Lukas (8, 20). Man sieht es, daß etwas Besonderes an den Seinigen war; und man schien es zu erwarten, daß Jesus als Sohn und Bruder augenblicklich sich den Seinigen zeigen und ihnen zu Willen sein werde. Aber unbedingt nun von den Seinigen sich stören oder eine Zumutung sich machen zu lassen, lag Ihm nicht im Sinn. Er will auch Seinen Jüngern zeigen, daß selbst natürliche Bande nicht berücksichtigt zu werden brauchen, wenn ein Diener Gottes in seinem Beruf steht und Gottes Sache betreibt. Er sieht sich als einen Priester

Gottes an, der, wenn er seines Amtes pflegte, weder Vater noch Mutter kennen durfte. So lesen wir in dem Segen, welchen Mose dem Stamm Levi gab:

5. Mose 33, 9: „Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: Ich sehe ihn nicht, und zu seinem Bruder: Ich kenne ihn nicht, und zu seinem Sohn: Ich weiß nicht, die halten deine Rede und bewahren deinen Bund;“ – V. 10: „Die werden Jakob deine Rechte lehren und den Israel dein Gesetz; die werden Rauchwerk vor deine Nase legen und ganze Opfer auf deinen Altar.“ Demgemäß war denn die Antwort, die Jesus auf die erhaltene Anzeige gibt, wie folgt:

V. 48: „Er antwortete aber und sprach zu dem, der es Ihm ansagte: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ – V. 49: „Und reckte die Hand aus über Seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder.“

Denken wir uns recht in die Umstände hinein, wie sie eben waren. Jesus hatte viel Volks um sich, dem Er dienen sollte mit Wort und Tat. Es standen Schriftgelehrte um Ihn, die einen höheren Begriff von Ihm bekommen sollten, den sie nicht bekommen konnten, wenn Er ohne weiteres natürliche Bande über dem gehen ließ, was Er berufsmäßig tat, also nicht ganz Seines Gottes allein schien. Sie sollten den Eindruck bekommen, daß Er nach nichts auf Erden frage, für Ihn keine natürlichen Verwandtschaftsbande bestehen, die Er über Seine von Gott Ihm gewordene Aufgabe stellen dürfe. Er dient allein Seinem Gott und hat dabei nach niemand, auch nach Mutter und Brüdern nicht, zu fragen, auf niemandes Begehren zu achten, durch nichts um sich her in Seinem Tun sich bestimmen zu lassen. Was hatten jetzt Seine Mutter und Seine Brüder mit Ihm zu reden? Das gehörte alles nicht her. Was hatten sie nach Ihm zu fragen? Warum wollten sie Ihn jetzt sehen? Er kann sich durch sie nicht aus dem Kreise nehmen lassen, in dem Er war, kann nicht auf sie jetzt achten.

Ein anderer nun hätte sagen können: „Ich kann mich jetzt nicht mit ihnen abgeben.“ Das hätte man Ihm übelnehmen können, weil's denn doch Seine Mutter und Seine Brüder waren. Deswegen mußte Er etwas sagen, das Sein Verhalten zu den Seinigen rechtfertigte, damit sie Ihn nicht als einen solchen nehmen

möchten, der überhaupt nichts nach dem Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren“ (2. Mose 20, 12) frage. Denn nichts sieht sich übler an, als wenn ein Mensch, der fromm sein will, als einer dasteht, dem die Angehörigen gleichgültig sind, der sie über die Achseln ansieht oder gar verachtet. Wenn Er denn geradezu den Unaufmerksamen gemacht hätte, hätte man Ihm's so auslegen können, als stelle Er sich über die Seinigen und denke sich diese weit unter sich. So gab Er aber eine Antwort, die es klarmachte, daß keine Geringschätzung der Seinigen bei Ihm war, sondern Er nur die Rücksicht auf den, dessen Werk Er trieb, auf Seinen Vater im Himmel, die höchste für sich sein ließ. Wir haben dabei gar nicht nötig, darüber viel zu denken, ob nicht Seine Mutter und Seine Brüder Ihm noch etwas fernegestanden seien, mit Ihm nicht einig gewesen seien (vgl. Joh. 7, 5), Ihn nicht verstanden hätten, wie wenn Er darum nicht nach ihnen gefragt und sie unter Seine Jünger gesetzt hätte. Einen solchen Grund durfte es bei der Nichtbeachtung der Seinigen nicht haben, weil ein solcher nicht der rechte gewesen wäre. Denn wie konnte Jesus Unzufriedenheit gegen Mutter und Brüder durchblicken lassen! Von allem abgesehen, durfte Ihm jetzt die Mutter nicht Mutter, durften Ihm die Brüder nicht Brüder sein; und auch sie dürfen jetzt nichts als Mutter und Brüder ansprechen, weil es gegen das stritt, was Er Seinem Gott schuldig war. Es kann auch bei uns so vorkommen, daß Angehörige meinen, wenn sie kommen, müßte man alles auf der Seite liegenlassen und habe nichts Eiligeres zu tun, als ihnen sich hinzugeben. In viele Lagen können Diener des Worts kommen, da die Angehörigen weder sie noch sie die Angehörigen kennen dürfen, und da Anforderungen von diesen geradezu wider den Herrn sind, namentlich wenn dadurch andere, für die nach dem Berufe etwas zu tun wäre, es entgelten müssen. So erklärt sich die Rede des Herrn, wie wir sie lesen.

Er sagt: „Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ Der Mutter und den Brüdern ist man sonst die erste Rücksicht schuldig. „Wem aber“, will Jesus mit Seiner Frage sagen, „bin ich die Rücksicht schuldig, die einer Mutter und den Brüdern gebührt? Wer ist mir jetzt so nahe wie diese?“ Das sind die, welche um Ihn sind, an die Er Gottes Aufträge auszurichten hat. Die haben hier den Rang der Mutter und der Brüder. „Er

reckte Seine Hand aus über Seine Jünger“, heißt's bei Matthäus, und bei Markus: „Er sahe rings um sich auf die Jünger, die um Ihn im Kreise saßen.“ Diese sind Ihm jetzt das, was Ihm sonst Mutter und Brüder sind; und diesen ist Er jetzt die erste Rücksicht schuldig. Niemand, und sei's die Mutter und seien's die Brüder, darf's von Ihm ansprechen, jetzt von den Jüngern, darunter nicht nur die Zwölfe zu verstehen sind, abzusehen, als ob sie Ihm geringer wären als die Seinigen. Er nimmt's als eine Untreue gegen Seinen Vater, die Person der Mutter und der Brüder anzusehen und über die Jünger zu setzen. Wenn Er freilich dabei auch an das hinsah, daß Ängstlichkeit der Seinen um Ihn mit im Spiele war oder gar sie Ihn jetzt aus Seiner Tätigkeit herausziehen wollten, so war's um so begreiflicher, daß Er so über Seine Person nicht verfügen lassen durfte. Wir dürfen aber bei dieser Rede den Herrn nicht als kalten Gemüts denken. Er kann gefühlt haben für Mutter und Brüder und doch so sprechen, wie Er sprach. Seinem Gemüt aber muß man auch wehe tun lernen, um dem Vater im Himmel, vor welchem ohnehin alle Menschen gleich gelten, nicht zu mißfallen und andere es nicht fühlen zu lassen, daß man es weniger wichtig mit ihnen nehme. – Die Rede des Herrn wird im weiteren allgemeiner, wenn Er sagt:

V. 50: „Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter.“

Damit sagt Er noch mehr als im Vorigen, daß nämlich Ihm der, welcher den Willen Seines Vaters im Himmel tue, indem Er an Ihn glaubt und Ihm sich hingibt, auch der inneren Empfindung nach ein Bruder, eine Schwester und eine Mutter wird. Gegen Gläubige, wer sie seien, werden Seine Gefühle ganz gleich. Sie wachsen Ihm so in Sein Herz hinein, als wären sie blutsverwandt mit Ihm; denn sie ziehen Sein Wesen an. Da mögen wir sehen, was wir gewinnen, wenn wir kindlich glauben und zum Heiland uns halten. Die höchste natürliche Liebe, die wir auf Erden haben, geht nicht über die Liebe, mit der Er die durch den Glauben Ihm gewordenen Kinder liebt. Wie von uns Mutter, Brüder und Schwestern, trotz etwaiger Schwächen, mit unauslöschlicher Liebe geliebt werden, so tief liebt Er auch die, die einmal Seine Kinder geworden sind, wenn auch allerlei

Schwächen noch an ihnen sich zeigen. Wie ein Sohn die Mutter, ein Bruder Brüder und Schwestern nie verlassen und von sich stoßen kann, selbst wenn sie ausgeartet sind, so hängt mit ewiger Liebe der Herr Jesus den Seinen an, wenn Er sie einmal um ihres Glaubens willen angenommen hat, daß Er alles für sie tut, sie Sein zu erhalten. Was wollen wir mehr? O daß es alle Menschen bedenken möchten, wie Er sie so gerne in den Rang von Mutter und Brüdern und Schwestern erheben möchte! Was wird's aber einmal drüben sein, wenn die Scharen, die niemand zählen kann, zusammen eine große Familie sein werden, gleichsam aus lauter Müttern und Brüdern und Schwestern bestehend. Wie wird da ihr Herz gegeneinander klopfen und gegen Ihn, den großen Erbarmer! O käme es bald dazu!

## 13. Kapitel Matthäi

### § 107 Das vierfache Ackerfeld

Kap. 13, 1-9 und 18-23  
vgl. Mark. 4, 1ff., Luk. 8, 4ff.

Wir kommen jetzt an das Kapitel, in welchem sieben Gleichnisse nacheinander erzählt werden. Das erste handelt vom vierfachen Ackerfeld. Wir lesen zuerst:

V. 1: „An demselben Tage ging Jesus aus dem Hause und setzte sich an das Meer.“ – V. 2: „Und es versammelte sich viel Volks zu Ihm, also daß Er in das Schiff trat und saß; und alles Volk stand am Ufer.“

Nach dem Vorhergehenden war Jesus zu Hause, von vielem Volk umgeben, bei welchem Er zunächst verblieb, obgleich die Seinen Miene machten, Ihn vom Volke wegzunehmen. Indessen geht Er an demselben Tage noch, wie wir lesen, „aus dem Hause an das Meer“. Da war denn gleich wieder viel Volks beieinander, da sie auch aus den Städten, wie Lukas sagt (8, 4), zu Ihm eilten. Auf dem Lande am Ufer konnte Er nicht recht mit den Leuten reden, weil sie zu nahe vor Ihm standen. So war Er genötigt, auf das Schiff zu treten, von welchem aus Er sitzend zu dem Volke, das am Ufer stand, redete. Er stellte sich nie als ein Redner hin und unterscheidet sich auf diese Weise von allen Predigern, die aufrecht stehend lange zusammenhängende Reden halten. Bei diesen Reden oder Predigten sind begreiflich immer viel überflüssige Worte mit allerlei effektmachenden Wendungen und Kraftsätzen. Das war dem Heiland nicht im Sinne. Er sagte mit jedem Wort etwas Tieferes und vermied alles Rednerische, machte aber dennoch mit Seiner einfachen Art außerordentlichen Eindruck. Ihm war's nicht möglich, es zu machen wie wir; uns aber ist's auch nicht möglich, es zu machen wie Er, weil wir nicht soviel in uns haben und so unser weniges breitmachen müssen. Bei

dem Herrn war's oft, als ob die Leute fast nichts hören, sondern nur dasein und sehen sollten und doch wie gefesselt blieben. Sie staunten Ihn an, auch wenn nicht viel Besonderes zu ihren Ohren kam. Aber an bedeutsamen einzelnen Worten, die sie hörten, fehlte es nie, so daß jeder, der wollte, etwas mit nach Hause nehmen konnte. Je weniger er hörte, desto mehr behielt er; und bei uns ist's umgekehrt, daß die Leute, je mehr sie hören, desto weniger behalten. In etwas konnten's die Apostel doch dem Herrn nachmachen, obgleich Petrus und Paulus bereits Reden hielten. In unserer Zeit wollen's die Leute recht laut und schönrednerisch; anders ist's bei den meisten gar nichts. Diesmal redete der Herr in lauter Gleichnissen, da denn zwischenhinein Pausen waren; und die Leute redeten dann unter sich über das Gehörte. Wie schlicht es doch um den Heiland herging, und wie vertraulich, lieb und herzgewinnend Er mit Seiner Art allen, die ein Ohr hatten, sein mußte! – Wir lesen weiter:

V. 3: „Und Er redete zu ihnen mancherlei durch Gleichnisse und sprach: Siehe, es ging ein Säemann aus, zu säen.“ – V. 4: „Und indem er säete, fiel etliches an den Weg. Da kamen die Vögel und fraßen's auf.“

Auslegung: V. 18: „So höret nun ihr dieses Gleichnis von dem Säemann.“ – V. 19: „Wenn jemand das Wort von dem Reiche höret und nicht versteht, so kommt der Arge und reißt es hin, was da gesäet ist in sein Herz; und der ist's, der an dem Wege gesäet ist.“

Über die Felder gehen ja immer mehr oder weniger breite Wege, die vom Gehen der Leute festgetreten sind, mitunter auch mit Steinen belegt. Was vom Samen daher fällt, bleibt obenauf, nicht wie anderes, das auf dem rein gepflügten Acker gleich in der Erde sich verliert. Auf dem lockeren Erdreich können die Vögel schon nicht recht gehen und hüpfen, weswegen sie auf dem festen Boden des Wegs sich ihre Beute suchen. Solches benützt nun der Herr zu einer lehrreichen Vergleichung; und die Auslegung gibt der Herr Seinen Jüngern besonders, da Er allein, d. h. ohne das Volk, war, wie Markus sagt (4, 10). Die Jünger nämlich hatten Ihn gefragt um das Gleichnis (Mark. 4, 10); und Er hatte sich verwundert (V. 13), daß sie dieses Gleichnis nicht verstanden; denn „wie“, sagt Er, „wollt ihr dann die anderen alle verstehen?“.

Nach Seiner Auslegung ist der Same das Wort vom Reiche, nach Markus einfach das Wort, nach Lukas das Wort Gottes. Es ist das Neue, das Jesus brachte, darunter verstanden, das Evangelium vom Kommen des Reiches Gottes, in welches man durch Buße und Glauben eingehen sollte. Für dieses Neue, für das Reich Gottes, für das Evangelium hatten viele weder Sinn noch Verstand, so daß sie's wohl anhörten, aber ohne dabei etwas zu empfinden. Es war ihnen fremd und blieb ihnen fremd; und sie wußten nicht recht, was daraus machen. Sie verstanden's nicht, wie der Herr sagt. Auch wenn es „in ihr Herz gesät“ war, wie es bei Markus (V. 15) heißt, also unter dem Hören einigen Eindruck machte, so machte sich's doch bei ihnen als etwas Unverstandenes gleichsam auf die Oberfläche herauf, weil's nicht ins Gemüt kam; und so konnte es, wie Lukas sagt, „vom Herzen“ weggenommen werden, „auf daß sie nicht glauben und selig würden“. Es fiel, was sie hörten, gleichsam auf den Weg als jedermanns Raub. Wenn's der Teufel, auch der Arge genannt oder Satan, wegnahm, so tat er's etwa durch finstere Kräfte, die durch Verdunklung das Wort verflüchtigten, oder durch den Verkehr mit anderen, die leichthin darüber redeten, allerlei lähmende Bemerkungen machten und wie den Eindruck, so auch die Erinnerung an das Wort wegnahmen.

Viele Menschen sind heute noch dem Wege vergleichbar, über den jedes hingehen darf. Sie lassen sich mit jedermann ein, verschwatzen das Gute, das sie hören, oder kommen zur Unzeit auf andere nichtssagende Geschwätze mit anderen und verlieren schon damit alles in sich. So bringen sie von einer Predigt nicht viel nach Hause, besonders wenn in dieser die Reichssachen verhandelt worden sind. Gleich laufen Leute mit ihnen, die von allem möglichen anfangen zu reden, von Tagesneuigkeiten, von der teuren Zeit, vom üblen Wetter, vom Handel und Gewerbe usw. Da schwatzt man denn fort; und bis man heimkommt, hat man andere Eindrücke im Herzen, andere Gedanken im Kopf, mitunter gar erregte Leidenschaften – und alles ist fort, was man gehört hat, weil man nicht voraus Verständnis dafür hatte. Daß in dem allem der Arge mitspielt, deutet der Heiland mit dem an, daß Er sagt, der Arge nehme es weg. Wieviel besser ist es, nach dem Hören still und sinnig bleiben oder in Gesprächen über das

Gehörte mit anderen sich warm erhalten! Aber wer tut das? Der Arge weiß allerlei zu machen, daß ja den Hörern nichts bleibt, weil er's nicht leiden kann, daß ein Mensch glaube und selig werde. – Soviel vom Weg; nun redet der Herr vom Steinichten:

V. 5: „Etliches fiel in das Steinichte, da es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf, darum daß es nicht tiefe Erde hatte.“ – V. 6: „Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre.“

Auslegung: V. 20: „Der aber auf das Steinichte gesät ist, der ist's, wenn jemand das Wort höret und dasselbe bald aufnimmt mit Freuden.“ – V. 21: „Aber er hat nicht Wurzel in ihm, sondern er ist wetterwendisch. Wenn sich Trübsal und Verfolgung erhebet um des Worts willen, so ärgert er sich bald.“

Statt auf das Steinichte, heißt's bei Lukas auf den Fels. Es ist so zu nehmen, daß unmittelbar unter einem ganz dünnen Erdreich ein Felsgrund ist, in welchen keine Wurzel eindringen kann. Die nach unten strebende Wurzel treibt nun rückwärts; und statt nach unten zuerst zu erstarken, drängt's aufwärts. Das Gras geht zu schnell auf, weil die Erde nicht tief ist. So schießt auch der Halm zu rasch empor, bekommt aber keinen Halt, verdorrt und verwelkt daher, je schneller er emporgeschossen, namentlich wenn die heiße Sonne brennt.

Solches gibt wieder einen Vergleich mit Menschen, die wohl einen weichen Herzensgrund haben, unter dem es aber steinern, statt fleischern ist. Da ist eine natürliche Härte und Unbeugsamkeit, die die Umkehr des ganzen Menschen nicht zuläßt. Der Mensch wird leicht erregt, wie es heißt, daß er „das Wort mit Freuden aufnimmt“. Er macht sich schnell breit mit dem, was er empfangen hat, will's alles gleich sein und predigt auch anderen; aber in die Tiefe geht's nicht bei ihm. So wird er wetterwendisch, bleibt nicht bei der Sache. Er kann die Sonnenhitze, d. h. die Trübsale und Verfolgungen, nicht ertragen, weil keine Herzensfülle ihn stärkt. So wird bei ihm in kurzer Zeit alles wieder zu nichts. Ja, es ärgert ihn wohl gar, [daß er] sich von etwas [habe] einnehmen lassen, das so viel Widerwärtigkeiten bringe. Auf Trübsale und Verfolgungen sind viele nicht gefaßt. Das ist's, was der Heiland vornehmlich sagen will. Das Herz wird nicht durch und durch der Liebe Gottes voll; und so kann der Mensch

um des Worts willen nichts auf sich nehmen. Er hat gehört und mehr als gehört, hat's zu vielversprechender Blüte gebracht, fällt aber ab, und alles ist verloren. – Nun kommt das Dritte.

V. 7: „Etliches fiel unter die Dornen; und die Dornen wuchsen auf und erstickten's.“

Auslegung: V. 22: „Der aber unter die Dornen gesäet ist, der ist's, wenn jemand das Wort höret; und die Sorge dieser Welt und Betrug des Reichtums erstickt das Wort, und bringet nicht Frucht.“

Wo Dornenwurzeln sind, ist der Boden nicht recht gepflegt, sind die Dornen nicht ausgereutet worden. Der Boden wäre da recht und gut, auch üppig und fruchtbar. Denn die Dornen lieben auch den guten Boden. Wenn nun Dornen und Weizen miteinander wachsen und jene mächtig werden, da sie schneller zum Wachstum und zur Reife kommen, so ist's um den Weizen geschehen, weil er erstickt, also keine Frucht bringt. Ein Dornenacker ist der Mensch, der nicht von Dornenwurzeln befreit wird, kein von Welt und Sünde gereinigtes Herz bekommt. Es sollte nun so sein, daß das Wort vom Reiche auch ackere und den Herzensboden läutere, weil es zum Evangelium Buße und Erneuerung fordert. Nun hören viele das Evangelium gerne an; was aber zur Erneuerung des Herzens gehört, lassen sie sich nicht sagen. So sind sie nun Christen, aber zugleich Welt durch und durch, indem sie alle Verderbnisse des Herzens fortwuchern lassen. O wie ist das ein Übelstand, daß so viele, die sich zum Evangelium bekennen, die Gnade Gottes durch Christum ohne Widerstreben und mit Eifer annehmen, aber für das, was sie anders werden sollten, kein Ohr haben. Da bleibt denn, wie Markus sagt (V. 19), „die Sorge dieser Welt und der betrügerische Reichtum; und viele andere Lüste gehen hinein und ersticken das Wort; und Frucht kommt keine“. Selig werden wollen alle; aber von ihren Sünden sich bekehren, das wollen sie nicht und können sie nicht, weil das Evangelium selbst nichts über sie vermag. – Endlich kommt der Herr zum Vierten:

V. 8: „Etliches fiel auf ein gut Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig.“ – V. 9: „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“

Auslegung: V. 23: „Der aber in das gute Land gesäet ist, der ist's, wenn jemand das Wort höret und verstehet es und dann

auch Frucht bringet; und etlicher trägt hundertfältig, etlicher aber sechzigfältig, etlicher dreißigfältig.“ – Bei Lukas (8, 15) heißt es: „sind, die das Wort hören und behalten in einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld.“

Das gute Land ist also weder ein hartgetretenes, noch hat es einen Felsengrund, noch Dornenwurzeln. In ihm gedeiht der Same und trägt mehr oder weniger Frucht, je nach der Beschaffenheit des Bodens. Bei denen, die dem guten Lande gleichen, sagt der Herr, daß sie das Wort verstehen. Bei den anderen allen hat's am Ende doch am Verständnis gefehlt. Auch die, welche die Dornenwurzeln in sich fortwuchern lassen, können unmöglich ein volles Verständnis des Evangeliums haben. Wie wichtig, daß das Wort vom Reiche verstanden wird und man nicht mit oberflächlicher Erkenntnis sich zufrieden gibt. Denn richtig verstanden, dringt das Wort mit Macht auf Erneuerung und Bekehrung. Bringt's mehr oder weniger Frucht, so sind da oft auch die Verhältnisse schuld daran, in welchen die Menschen stehen. Aber möchte doch wieder der Geist Gottes kräftiger wirken, den Herzensboden zu erweichen, die steinernen Herzen umzuwandeln und das Unkraut im Herzen auszureuten! Vieles, vieles dürfen wir noch von der Freundlichkeit des Herrn erwarten, ehe die große Entscheidung zur Seligkeit oder Unseligkeit kommt! [BBB 1875, 30, 233-237]

## § 108 Jesu Reden durch Gleichnisse

Kap. 13, 10-17

vgl. Mark. 4, 10-12, Luk. 8, 9-10

Zwischen das Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld und seiner Auslegung ist eine Unterredung Jesu mit Seinen Jüngern über Sein Reden durch Gleichnisse gesetzt. Wir reden jetzt nachträglich darüber. Wir lesen:

Matth. 13, 10: „Und die Jünger traten zu Ihm und sprachen: Warum redest du zu ihnen durch Gleichnisse?“

Vgl. Mark. 4, 10; Luk. 8, 9.

Den Jüngern war's befremdlich, daß Jesus zum Volk durch

Gleichnisse redete. Sie selbst verstanden die Gleichnisse nicht recht und meinten, das Volk werde sie noch weniger verstehen. Der Herr sollte denn doch, denken sie, verständlicher mit dem Volk reden, da ja sonst dieses nichts von Seiner Rede hätte, also Seine Vorträge an das Volk nutzlos wären. Der Herr gibt ihnen nachher eine offene Antwort, aus der wir ersehen, daß auch wir nicht immer es darauf abheben dürften, daß ja kein Wort gepredigt werde, das nicht alle verstünden. Mitunter hat's das Volk selbst gar nicht gerne, daß man ihm alles so kinderleicht macht. Es kann ihm vorkommen, als sei, was sich so von selbst verstehe, einfältiges Zeug, oder [als] habe man es gar zum besten und halte es für dumm. Bei uns in Schwaben nehmen die Leute gerne etwas mit zum Nachdenken; und wenn ihnen das eigene Denken gar erlassen wird, sind sie nicht recht zufrieden, weil es dann eben oft nicht nur leicht, sondern auch seicht ist. Das Wasserklare, wie es freilich beim Heiland nicht geworden wäre, verfängt bei uns gar nicht, weder bei den Besseren noch bei den Geringeren. Die letzteren werden ärgerlich; und die ersteren haben nichts davon. Ganz nur lächerlich ist daher die Anekdote nicht, die man sich erzählt, daß einmal Bauern über ihren neuen Pfarrer unzufrieden gewesen seien, weil sie bei ihm alles verstehen; denn da sei ihr voriger Pfarrer ein anderer gewesen, weil man bei dem nichts verstanden habe. Solcher Anekdote kann etwas Richtiges zugrunde liegen; und man trägt sie nur über Gebühr lächerlich vor. Ahnungen, Halbverständliches, aber Behältliches dabei, wenn's also das nicht ist, was man über die Köpfe [hinweg] predigen heißt, kann viel mehr Ernst und tiefe Gedanken wecken, als wenn die Leute mit dem Hören gleich ganz fertig sind. Man denke, wie tief die Predigen Oetingers\* gehen bei sonst ganz einfachen Worten, daß selbst Gelehrte Mühe haben, sie recht zu verstehen; und ich weiß noch gut die Zeit, da unserem Volke nichts über diese Predigten ging. Jetzt ist's freilich anders, aber darum nicht besser. Nur über alles gleich flüchtig wegkommen, so will man's jetzt, wiewohl auf dem Lande wir noch denkende Leute haben. – Lesen wir weiter:

Matth. 13, 11: „Er antwortete und sprach: Euch ist gege-

\* [Friedrich Christoph Oetinger (1702-1782), ein Schüler J. A. Bengels.]

ben, daß ihr das Geheimnis des Himmelreichs vernehmet; diesen aber ist's nicht gegeben.“

Mark. 4, 11: „Denen aber draußen widerfährt es alles durch Gleichnisse.“

Da sehen wir, wie der Herr sich zweierlei Zuhörer denkt, solche, denen das Geheimnis des Reiches Gottes zu wissen gegeben ist, und solche, denen es nicht gegeben ist. Die letzteren sind nach Markus die, „die draußen sind“, denen es nämlich an allen inneren Vorbereitungen fehlte. Diese fühlten keine Buße, keine Sorge um die Erlösung, hatten auch ihre Gedanken nicht recht nach der Zukunft des Messias und des Himmelreichs gerichtet. Sie wollten etwa, da man sie kaum als bloß neugierig denken kann, frömmel und braver werden, wollten aber das nur nach der gewöhnlichen Weise. Hörten sie dann bei Jesu Dinge, die ihrem bisherigen frommen Denken fremd waren, so waren ihnen die Reden Jesu lauter Böhmisches Dörfer, wie wir sagen. Das waren die Leute, die draußen waren, die auch durch die verständlichsten Worte nicht zum Verständnis zu bringen waren. Wie oft haben wir's auch bei uns so. Wenn nämlich den Leuten von der Zukunft Christi und den großen Hoffnungen auf Christum, die ihnen bisher fremd waren, oder überhaupt von tieferen christlichen Wahrheiten etwas nahegelegt werden will, so fällt's an ihnen hinter wie Erbsen an den Kleidern herab, nach der Vergleichung des seligen Dichters Knapp\*, auch wenn sie sonst wohl zur Erbauung ein wenig aufzunehmen geneigt und fähig sind. Bei den Jüngern Jesu, wie alle die hießen, die mehr mit innerem Drang sich zu Jesu als einem Heilsbringer herzumachten, war's anders. Denen war's gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes, nach dem sie trachteten, zu verstehen. Geheimnis bedeutet wie immer das, was bisher wohl Geheimnis war, unbesprochen, unbekannt, nicht geoffenbart, das aber jetzt als etwas Neues geoffenbart wird denen, die es annehmen konnten oder „welche Ohren hatten zu hören“ (V. 9). Die anderen wollen nur das Gewöhnliche, längst Bekannte und über dem nichts hinaus, haben also kein Verständnis für anderes, auch wenn man das noch so klar und unumwunden rundheraus sagt. – Der Heiland schließt nun nach Matthäus Worte an, die Er auch sonst bei verschiedenen Gelegenheiten sagte.

\* [Albert Knapp (1798-1864), Pfarrer und Liederdichter.]



Matth. 13, 12: „Denn wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch genommen, das er hat.“

Dieses Wort hat den Klang eines Sprichworts. Später (Matth. 25, 29) sagt's der Herr wieder bei dem Gleichnis von den geliehenen Zentnern, da dem, der seinen Zentner vergraben hatte, ohne daß er damit wucherte, auch dieser genommen wird. Er hatte kein Gewonnenes aufzuweisen, hatte also nichts. Nun wird ihm auch, was er hatte, nämlich der Zentner, genommen, den dann andere zu dem, was diese hatten und was sie erworben hatten, bekamen, sodaß sie die Fülle hatten. In unserer Stelle ist das Sprichwort anders genommen. Wer hatte, ist der, der ein wohl zubereitetes, eben nach dem Dargebotenen begieriges Herz mitbrachte, wenn er zu Jesu kam. Der bekam zu dem, was er schon in sich hatte, zugelegt, und so, daß er die Fülle hatte, d. h. volle Befriedigung fand. Wer nicht hatte, war der, der kein Aufmerken nach dem Messias und Seinem Reiche mitbrachte. Diesem konnte von dem Herrn nicht nur nichts gegeben werden, sondern er verlor noch dabei, [in]sofern [als] auch der Drang, den er sonst zu Jesu hatte, ihm genommen wurde, daß er fortan nicht wiederkam. Tausende, die anfangs mit einiger Begierde, fromm zu werden, herbeigeeilt waren, mögen in der Folge weggeblieben sein und so verloren haben, was sie hatten. Sie fanden sozusagen ihre Rechnung nicht, weil's bei Jesu nicht war, wie sie's wollten, und weil sie, was von Ihm ihnen geboten war, nicht verstanden.

Hätte es der Herr anders machen sollen? Hätte Er mehr darauf achten sollen, die begierig kommenden Leute zu fesseln und festzuhalten und so an sich zu ziehen, daß sie wiederkamen? Dann aber hätte der Herr sich selbst verleugnen müssen, hätte Sein Eigenstes nicht vortragen dürfen; denn das war's, was ihnen nichts gab. Ehe Er aber das tat, riskierte Er es, ganz allein zu bleiben, wie damals, da um Seiner Rede willen über das Essen Seines Fleisches und über das Trinken Seines Blutes viele Seiner Jünger „hinter sich gingen und hinfort nicht mehr mit Ihm wandelten“, so daß Er auch die Zwölfe fragte: „Wollt ihr auch weggehen?“, d. h. wenn ihr mich nicht so wollt, wie ich bin und wie ich erkannt sein will, so möget ihr auch fortgehen (Joh.

6, 66-67). Was hilft's, sich mit den Leuten plagen, mit denen man's nur bis zu einem gewissen Punkte bringen kann, über welchen hinaus sie unempfänglich sind und bleiben? Aber Gewinn haben die Leute von solcher Halbheit nicht; denn bei ihr verlieren sie auch, was sie haben, oder wird's mit ihnen überhaupt nichts. – Hören wir den Herrn weiterreden:

Matth. 13, 13: „Darum rede ich zu ihnen durch Gleichnisse. Denn mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht; denn sie verstehen es nicht.“

Mark. 4, 12: „auf daß sie es mit sehenden Augen sehen und doch nicht erkennen, und mit hörenden Ohren hören und doch nicht verstehen, auf daß sie sich nicht dermaleinst bekehren und ihre Sünden ihnen vergeben werden.“

Auch die, die draußen waren, wie oben erklärt, sahen wohl Jesum, hörten Ihn auch; aber was sie sahen an Jesu, wie Seine Person und Seine Zeichen, wurde von ihnen nicht wichtig genommen, weil sie auf dergleichen nicht vorbereitet waren, sondern in ganz anderer Weise unterwiesen und erbaut sein wollten. Sie sahen also wohl, aber das Rechte sahen sie nicht. Ebenso hörten sie auch Jesum, aber wieder nicht das Rechte. Die Worte vernahmten sie; und den Sinn verstanden sie nicht, oder sie ließen ihn nicht an sich kommen, wenn noch so deutlich ihnen nahegelegt. Das Eigentümliche an Jesu hörten sie nicht, weil sie's nicht beachtetten. Darum hat der Herr lieber durch Gleichnisse gesprochen, die sie dann nicht verstanden. Er hat gleichsam lieber selber die Ursache sein wollen, daß sie nicht sahen und hörten, weil Er's ihnen nicht verständlich machte. Hatten sie doch, möchte man sagen, dann auch weniger Verantwortung. Wenn es heißt: „auf daß sie sich nicht dermaleinst bekehren usw.“, so deutet das darauf hin, daß etwas Verborgenes auf die Leute wirkte, das sie an der Bekehrung hindern und der Sündenvergebung verlustig machen wollte. In Jesu kann ja die Absicht nicht gewesen sein, daß sie sich nicht bekehrten. Er aber sieht es, wieviel Finsternis auf den Leuten gelagert war, die es darauf abhob, nur keine Bekehrung, nur keine Vergebung aufkommen zu lassen. Noch war die Erlösung von der Knechtschaft der Finsternis nicht da; und so konnte das Wort vorerst nur auf wenige so wirken, daß Jesu Heilsgedanken an

ihnen offenbar wurden. In der Folge mußte das anders werden und ist es anders geworden; und wenn es in unseren Zeiten abermals finster aussieht und die Leute abermals mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören, so muß auch das wieder anders werden. Denn der von der Erde erhöhte Heiland will ja sie alle zu sich ziehen (Joh. 12, 32). – Daß Verstockung bei dem Volke mitwirkte, zeigen die weiteren Worte Jesu an:

Matth. 13, 14: „Und über ihnen wird die Weissagung Jesajas (6, 9-10) erfüllt, die da sagt: Mit den Ohren werdet ihr hören und werdet es nicht verstehen; und mit sehenden Augen werdet ihr sehen und werdet es nicht vernehmen.“ – V. 15: „Denn dieses Volkes Herz ist verstockt, und ihre Ohren hören übel, und ihre Augen schlummern, auf daß sie nicht dermaleinst mit den Augen sehen und mit den Ohren hören und mit dem Herzen verstehen und sich bekehren, daß ich ihnen helfe.“

Die Stelle ist aus dem Kapitel, da Jesaja zum Propheten eingeweiht wurde. Er sah den Herrn auf einem hohen Stuhle sitzen; und der sagte zu ihm dem Sinne nach, wenn Er ihn predigen heiße, so sei das gerade, als heiße Er ihn das Volk verstocken. Denn je mehr er predige, desto verstockter würden sie werden. Deswegen sagt dort der Herr statt, das Volk werde verstockt werden: „Verstocke das Herz dieses Volkes und laß ihre Ohren dicke werden und blende ihre Augen.“ Solches führt Jesus freier an, als hieße es: „Denn dieses Volkes Herz ist verstockt, und ihre Ohren hören übel, und ihre Augen schlummern usw.“ Die Gebundenheit war schon vorher beim Volke, ehe Jesajas predigte. Die bindende Macht aber, sehen wir daraus, hat die Absicht, es so zu machen, daß sie mit den Augen nicht sehen, mit den Ohren nicht hören und mit dem Herzen nicht verstehen sollen, um nicht zur Bekehrung zu kommen und keine Hilfe vom Herrn zu erlangen. Ungemein tief geht die Macht der Finsternis auf den Menschen; und wenn von ihr keine Erlösung kommt, weil der Mensch ja doch nicht sich selbst freimachen kann, so bleibt es beim Verlorensein. Aber Jesus, der über die noch vorhandene Verstockung klagte, die Seinem Wirken Grenzen setzen wollte, ist auch der, auf den wir als einen Erretter von allen Banden hoffen dürfen, zuletzt

insbesondere, wenn das volle Gnadenjahr des Herrn eintreten wird. Unterdessen tröstet Er sich an Seinen Jüngern mit den Schlußworten:

Matth. 13, 16: „Aber selig sind eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören.“ – V. 17: „Wahrlich, ich sage euch: Viele Propheten und Gerechte haben begehret zu sehen, das ihr sehet, und haben's nicht gesehen, und zu hören, das ihr höret, und haben's nicht gehöret.“ – (Dann erklärte ihnen Jesus das Gleichnis vom Ackerfeld.)

Vgl. Lukas 10, 23-24.

Die Jünger, die sahen und hörten, und zwar mit dem Verständnis, kann Jesus doch seligpreisen. Propheten und Gerechte, nach Lukas Könige, unter welchen vornehmlich David verstanden ist, konnten und durften nur hoffen auf Jesum, den Heilsbringer, und [mit] Seiner ihnen entlegenen Zukunft sich trösten, mit Sehnsucht wohl auch nach Ihm ausschauen (vgl. 1. Petr. 1, 10-11); aber mit Augen das Heil kommen sehen, dieweil sie lebten, wurde ihnen nicht zuteil. Der Heiland will auf diese Weise Seinen Jüngern es recht nachdrücklich sagen, wie mit Ihm alles, was die Propheten geweissagt haben, in Erfüllung gehe. Wie wird's noch aller Welt offenbar werden! [BBB 1875, 31, 241-245]

## § 109 Das Unkraut im Acker

Kap. 13, 24-30 und 36-43

Wir kommen heute an ein anderes Gleichnis, da der Herr das Himmelreich mit einem Acker vergleicht, auf welchem Unkraut, vom Feind hereingesät, neben dem Weizen wächst. Der Herr legt's nachher auch Seinen Jüngern aus. Wir lesen:

V. 24: „Er legte ihnen ein ander Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete.“

Auslegung: V. 36: „Da ließ Jesus das Volk von sich und kam heim. Und Seine Jünger traten zu Ihm und sprachen: Deute uns dieses Gleichnis vom Unkraut auf dem Acker.“ – V. 37: „Er antwortete und sprach zu ihnen: Des Menschen Sohn ist's, der da

guten Samen säet. Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reichs.“

Wenn es heißt: „Das Himmelreich ist gleich einem Menschen“, so will das sagen: „Mit dem Himmelreich geht's so zu wie bei einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säet.“ Unter dem Menschen versteht der Heiland des Menschen Sohn, also sich selbst, der den guten Samen säet. Wenn Er gleich in der Auslegung sagt, der gute Same seien die Kinder des Reichs, so ist doch unter dem guten Samen auch das verstanden, was Menschen zu Kindern des Reichs macht und immer machen sollte, nämlich das Wort vom Reiche. Zu diesem Wort gehört die Predigt von Jesu selbst als dem, der vom Himmel gekommen ist, sich als Sühneopfer für die Sünden der Menschen hingibt. Wer dieses Wort lauter nimmt, wie es verkündigt wird, durch dasselbe sich zur Buße herbeiläßt und durch den Glauben zur Vergebung der Sünden kommt, auch die rechten Gesinnungen, wie sie im Wort von Jesu enthalten sind, anzieht, der wird ein Kind des Reichs, wenn er auf den Vater und Sohn und Heiligen Geist getauft wird und dabei den verheißenen Heiligen Geist empfängt. Ist das geschehen, so gehören sie zu dem vom Menschensohne auf den Acker gesäeten guten Samen; und sie bildeten einst den Grundstock zu dem auf Erden zu gründenden Himmelreich. Sie scharten sich zu einem Reiche zusammen, in welchem Jesus allein Herr war und Gnaden über Gnaden austeilte, bis es zur Vollendung des Ganzen käme.

Auf diese Weise wurden Kinder des Reichs als Samen gesäet auf dem Acker des Herrn. Der Acker, sagt Er, sei die Welt; und diese nennt Er Seinen Acker, weil Er für der ganzen Welt Sünde gestorben ist. Die Welt war zuerst lauter Wüste, bestand aus lauter der Finsternis hingegebenen Menschen, wurde aber schon damit Jesu Acker, daß Gott die Welt mit sich versöhnete durch Christum. In ihr sollte sich der gute Same ausbreiten, d. h. die Schar der Reichskinder vermehren, bis sie die ganze Welt erfüllte. Wie herrlich, wenn es auf diese Weise fortgegangen wäre mit dem Himmelreich, daß immer alle Gläubigen zu rechten, mit dem Heiligen Geist erfüllten Kindern des Reiches geworden wären! Aber durch die List des Feindes ist es anders geworden. Wir lesen:

V. 25: „Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut zwischen den Weizen und ging davon.“ – V. 26: „Da nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut.“

Auslegung: V. 38: „Das Unkraut sind die Kinder der Bosheit.“ – V. 39: „Der Feind, der sie säet, ist der Teufel.“

Der Feind, der kommt, ist der Feind des Menschensohns, weil ihm nichts ärgerlicher ist, als daß die Menschen sollten durch Jesum zu Rechten im Himmel kommen. Er säete Unkraut; und wir können's aus der Rede Jesu merken, daß er das bald tat. Er tat's nicht in dem noch nicht angebauten Teile des Ackers, sondern in dem bereits gewonnenen Weizenfelde. Wie der Herr Reichskinder gesäet hat als Weizen, so säet er Kinder der Bosheit darein, mengt also diese unter jene. Ein einziger Wurf ist ihm genug, weil der ja auch sich mehren kann; und heimtückisch schleicht er sich wieder weg. Wie bringt er nun Kinder der Bosheit unter die Kinder des Reichs? Man kann sagen, auf doppelte Weise. Erstlich damit, daß er heimlich mitwirkt, daß gleich von Anfang an unlaute Leute unter die Christen kamen, die dann wohl getauft wurden, aber den Heiligen Geist nicht empfingen. Statt des Heiligen Geistes, den sie bei anhaltender Treue noch hätten gewinnen können, hauchte ihnen der Teufel dämonische, fin-stere Kräfte ein, was sie bald zu Kindern der Bosheit stempelte, die Anlaß zu Streit und Hader, Haß und Feindschaft gaben und sonst widerchristlich und ungöttlich sich benahmen. Daraus sind die Widerchristen geworden, über welche schon Johannes in seinem Briefe (1. Joh. 2, 18-19) klagt. Zweitens gab der Feind auch Kindern des Reichs Unkrautgift ein, um sie ungläubig zu machen und in einen üblen Herzenszustand zu bringen. Daher [kam es], daß es schon zu Paulus' Zeiten selbst in Korinth etliche unter den Brüdern gab, die sagten, die Auferstehung der Toten sei nichts (1. Kor. 15, 12). Diese Unkrautgattung konnte schleichend viele Kinder des Reichs anstecken; und man kann hierin schon den Grund zu dem finden, daß in der Folge die volle Gabe des Heiligen Geistes, wie vom Unkraut verdrängt, aufhörte, was die weitere üble Folge hatte, daß Kinder der Bosheit immer schwieriger zu unterscheiden waren von den Kindern des Reichs, wie das bis auf den

heutigen Tag noch fortbesteht. Oh, wieviel Übles hat doch der Teufel in dem so schön angelegten Weizenacker angerichtet!

Nehmen wir's so, so bekommt das Wort: „Da aber die Leute schliefen“ eine ernste Bedeutung. Es ist wohl mit Bedacht vom Heiland nicht dazugesetzt, daß der Feind bei der Nacht gekommen sei; denn daß man bei Nacht schlafe, ist eine natürliche Sache, ob welcher niemandem ein Vorwurf gebührt. Auch müssen wir annehmen, daß der Teufel in der Nacht keine Macht hat, dem Heiland etwas zu verderben, wenn die Kinder des Reichs sich Seinem Schutz anbefohlen haben. Das Schlafen hier ist also ein anderes Schlafen als das Schlafen in der Nacht. Es ist zwischen den Linien gesagt, daß es den Kindern des Reichs, welche hier Leute heißen, an Aufmerksamkeit, Vorsicht, Ernst und innerer Wachsamkeit gefehlt habe, wenigstens eben den Leuten, welchen der Feind etwas aus sich beibringen konnte. Auch alle zusammen konnten eine Schuld haben, wenn sie sorglos und gleichgültig wurden, mit der Aufnahme von Leuten es zu leicht nahmen und nicht brüderlich und priesterlich aufeinander sahen und füreinander beteten, überhaupt nicht wachsam waren dem Feind gegenüber, den man gerne als aus dem Mittel getan nahm, was er noch nicht war. Bei der geringsten Gesamtschuld aller wurde es dem Feinde leicht, da und dort mit seinem Unkraut einzufallen und Reichskinder, welche noch gebrechlich waren, zu verderben und Kinder der Bosheit aus ihnen zu machen. Dem Feinde ist also Gelegenheit gemacht worden, nicht nur falsche Brüder einzuschmuggeln, sondern auch auf Bessere übel zu wirken; und allmählich, „da das Kraut wuchs und Frucht brachte“, stellte sich's auch äußerlich heraus, daß unter den Kindern des Reichs viele als Kinder der Bosheit dastanden, die einen falschen, ja satanischen Geist in sich hatten und das ganze Weizenfeld bedrohten. Wie gefährlich ist die Einbürgerung der Kinder der Bosheit mit der Länge der Zeit geworden, in unserer Zeit in so hohem Grade, daß sie's gar auf die Vernichtung des guten Samens abheben. Das sahen die Knechte des Hausvaters, die Arbeiter, die im Dienste des Menschensohnes standen, voraus, weswegen wir lesen:

V. 27: „Da traten die Knechte zu dem Hausvater und sprachen: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesäet?

Woher hat er denn das Unkraut?“ – V. 28: „Er sprach zu ihnen: Das hat der Feind getan. Da sprachen die Knechte: Willst du dann, daß wir hingehen und es ausgäten?“

Hierüber sagt der Herr in der Auslegung nichts, weil es selbstverständlich ist. Das Gleichnis sagt uns, wie die Knechte des Hausvaters bedenklich geworden sind und von dem Aufkommen des Unkrauts Anzeige machten. Die Knechte des Herrn, Seine getreuen Diener, welche über die Gemeinde zu wachen Verpflichtung haben, fühlen's am stärksten, was es ist um die Kinder der Bosheit inmitten der Gemeinde. Die falschen Brüder sind durch das Gift, von Satan in sie gelegt, nach und nach eine große Hemmung für die Gemeinen und den echten Brüdern unausstehlich geworden. Alle Ermahnungen, Drohungen, Bitten waren vergeblich, machten sie eher schlimmer als besser; und daneben steckten die falschen Brüder die anderen an, die gleichfalls in die Unkrautart sich einließen. Es kam den Knechten vielleicht nicht so bald in den Sinn, daß jene einen ganz anderen Geist hatten, als sie haben sollten, weil ja sonst auch allerlei Unvollkommenheit vorkam; und es brauchte Zeit, bis sie, weil's ihnen ganz befremdlich war, zu sagen sich getrauten, daß da kein Weizen, sondern Unkraut sei. So wendeten sie sich fragend an den Herrn, der in der apostolischen Zeit ihnen näherstand, als das später der Fall war, mit den Worten: „Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesäet? Woher hat er denn das Unkraut?“ Auffallend mußte es in der ersten Zeit sehr gewesen sein, daß bedeutende Auswüchse in den Gemeinen vorkommen sollten, wie namentlich des Unglaubens. Auch wir können uns verwundern, daß so manche Erscheinungen in den Gemeinen vorkamen, deren Glieder doch als Heilige und Auserwählte und Geliebte Gottes sonst dastanden, weil ihnen der Heilige Geist geschenkt war und dazu so viele besondere Kräfte des Geistes. Wie sollte es denn möglich sein, daß ein Satansgeist so entschieden sich zu erkennen geben konnte, der so wenig von der Weizenart an sich trüge, daß die, die ihn hatten, ein Unkraut genannt werden mußten? Erklärt aber war alles bald, wenn es hieß: „Das hat der Feind getan.“ Ja, der Feind ist's, der das getan hat, der Feind, der nicht will, daß die Leute selig werden sollen, der immer nur ihr Verderben sucht und so auch, was sie

Gutes empfangen haben, ihnen wieder rauben, überhaupt sie innerlich so verderben will, daß selbst das, womit man sie wieder bessern möchte, unwirksam an ihnen abprallt. In der Regel sind's, wie es sicher auch im Anfang war, mehr nur einzelne Personen, die ganz als Kinder der Bosheit, als Satanskinder, die den Geist der Finsternis offen zur Schau tragen, sich darstellen und unter welchen alle leiden und unaufhörliche Anfechtungen haben, deren schädlichem Einflusse auch fast mit nichts zu wehren ist. Dazu ist auch ihre Entfernung schon schwierig, weil ihre Fäden oder die Fäden ihres bösen Geistes viel zu weit in der Gemeinde verschlungen sind, sie sogar in einem gewissen Ansehen sich zu erhalten wissen, darin sie wie in einer Festung sich eingemauert haben. Man lese nur, wie bedenklich es in etlichen der sieben Gemeinden stand, an welche der Herr Seine Sendschreiben richtete.

Begreiflich kam jetzt, nach dem Gleichnis, den bestürzten Knechten der Wunsch, von dem Unkraut, das immer verderblicher zu werden drohte, wenn es gar zur Reife käme, was noch nicht so ganz nach dem Gleichnisse der Fall war, befreit zu werden. Daher fragten sie weiter den Herrn: „Willst du denn, daß wir hingehen und das Unkraut ausgäten?“ Zu diesem schienen sie das volle Recht zu haben; denn nicht zu einem Teufelsreich, sondern zu einem Himmelreich sollte sich's im Acker gestalten. Mit dem, was die Knechte des Gleichnisses sagen, ist das Gelüste vieler zu allen Zeiten ausgesprochen, entweder alles, was in verkehrtem, ja satanischem Geiste dasteht, aus ihrem Kreise zu verbannen oder sich selbst abzusondern, um aus dem Bereiche der Kinder der Bosheit zu kommen, ein Gelüste, das sehr verzeihlich ist, weil es oft aussieht, als ob um des Unkrauts willen alles miteinander verlorengehen sollte. Wie gar anders aber lautet die Antwort des Hausvaters!

## § 110 Das Unkraut im Acker

(Schluß)

Kap. 13, 24-30 und 36-43

Die Knechte, als sie des Unkrauts gewahrten, hatten den Hausvater gefragt, ob sie dasselbe nicht ausgäten sollten. Die Antwort des Hausvaters war:

V. 29: „Er sprach: Nein, auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet, so ihr das Unkraut ausgätet.“ – V. 30: „Lasset beides miteinander wachsen bis zu der Ernte.“

Der Heiland gibt über diesen Teil des Gleichnisses, wie wir schon oben gesehen, im folgenden keine weitere Auslegung; aber für uns ist die Rede des Hausvaters im höchsten Grade wichtig. Auf den Äckern ist das Ausgäten des Unkrauts immer für den Weizen gefährlich. Man tut's zwar bei uns und gibt sich viele Mühe, das Unkraut beizeiten auszuraufen; aber man wird's leicht sehen, daß immer auch Weizen mit verlorengeht, wenn beides nahe beieinander steht oder die Wurzeln ineinander verschlungen sind. Man kümmert sich aber nicht viel darum, wenn auch etwas Weizen ausfällt, weil dann auch eine gute Ernte gesichert ist. Wenn aber der Heiland unter dem Weizen Seelen oder Kinder des Reichs versteht, so liegt Ihm sozusagen schon an einem einzigen Weizenhalme viel; und wie kann Er zu etwas raten, bei dem wirklich viele Seelen in Gefahr kommen, verlorenzugehen! Bezieht man überhaupt in der Auslegung das Ausraufen auf Ausstoßen von Seelen, so ist, wenn man daran gehen wollte, die Wahl zwischen denen, die man belassen, und denen, die man entfernen sollte, sehr schwer. Die Beurteilung, wer unverbessert sei und wer nicht, kann nie sicher sein; und wie leicht ist's geschehen, daß man Unkraut, das sich schön zu machen weiß, stehenläßt und gerade das Bessere, das sich ohne Heuchelei gibt, entfernt. Alle Versuche, gereinigte Gemeinden darzustellen durch die Entfernung sogenannten Unkrauts, da jedenfalls das schlimmste Unkraut, nämlich geistlicher Stolz und Selbstgerechtigkeit, stehenbleibt, bringen dem Reiche Gottes einen Schaden und einen Verlust vieler Seelen.

Denkt man sich's ferner so, wie wir's oben genommen

haben, daß das Unkraut, die Kinder der Bosheit, ursprünglich äußerlich eingereichte Kinder des Reichs sind, nur durch die List des Teufels verderbt, so darf man doch nicht ohne weiteres denken, daß es dem Feinde gelungen sei, ihnen alles Gute, das der Herr schon durch die Taufe in sie gelegt hat, wieder zu nehmen. Bei vielen kommt das Gute doch nur ins Schlummern. Dieses ist wie in einem Versteck oft auch bei solchen, die durch und durch verderbt zu sein scheinen, und kann schon in dieser Zeit durch göttliche Züchtigungen wieder zum Durchbruch oder zur Geltung kommen, da denn erlittene Verstoßung ein großes Hindernis werden müßte. Wie aber, wenn etwa kurz vor der Ernte der Herr doch noch etwas Besonderes tun wollte wider den Unkrautgeist in denen, die als Christen vorläufig Kinder des Reichs geworden sind, wider den Geist, durch den sie sich als Kinder der Bosheit darstellen? Da mag die Bedeutung der Anweisung, die der Herr bezüglich des Unkrauts gibt, erst recht hervortreten. Denn der Herr kann, wenn Er noch einmal für die Kinder der Bosheit, die noch unter den Kindern des Reichs laufen, eine Fürsorge zeigen wollte, durch Seinen Geist, auch wenn bei ihnen alles verloren scheint, es ausrichten, daß sie wieder den echten Kindern des Reichs gleichkommen.

So bleibt nichts übrig, als sich zu gedulden und auch mit dem Unkraut sich zu tragen. Wenn aber der Herr so bestimmt es verlangt, daß man beides miteinander wachsen lassen soll, so liegt darin zugleich eine dreifache Verheißung: erstlich, daß die Kinder der Bosheit es nie so weit bringen werden, daß sie, wie man in unserer Zeit fürchten will, das Himmelreich auf Erden gar stürzen werden; zweitens, daß sie nicht einmal wirklichen Kindern des Reichs werden zu bleibendem Schaden werden; drittens, daß auch für die Kinder der Bosheit noch einige Hoffnung bleibt, wenn die Barmherzigkeit Gottes sich wieder weit auf tun wird gegen das Ende der Welt. Den Gedanken aber, daß Unkraut in der Natur nie Weizen werden könne, dürfen wir in der Auslegung nicht hervorheben, um zu sagen, daß für die Kinder der Bosheit keine Bekehrung möglich sei. Denn mit solchen Auslegungen würden wir Naturgleichnisse ungebührlich schrauben, während offenbar ist, daß Menschen, die mit Pflanzen verglichen werden, doch eben Menschen sind und nicht Pflanzen.

Wenn wir nachsehen, wie es in der apostolischen Zeit gehalten wurde, so lesen wir wohl davon, daß Paulus etliche Male, wie vornehmlich den, der seines Vaters Weib genommen hatte (1. Kor. 5, 1 ff.), dem Satan übergeben, d. h. aus der Gemeinde ausgeschlossen habe, da der Mensch aus dem Bereich derer, die unter dem Schutz des Herrn standen, herauskam in den des Satanas, der in der Welt herrschte. Aber wir müssen bedenken, daß solches nur bei Personen, die selbst vor den Heiden Ärger gaben, vorkam, wie Paulus bei jenem Menschen zu den Korinthern sagt, daß unter ihnen eine solche Hurerei sei, „da auch die Heiden nicht von zu sagen wissen“. Solche Ärgernisse durften vor den Heiden um so weniger gegeben werden, da die Heiden ohnehin geneigt waren, alle möglichen Laster den Christen vorzuwerfen. Deswegen sagt Paulus noch weiter (1. Kor. 5, 11): „So jemand ist ein Hurer oder Geiziger oder ein Abgötischer oder ein Lästler oder ein Trunkenbold oder ein Räuber, mit demselbigen sollt ihr auch nicht essen“; und am Schlusse setzt er hinzu (V. 13): „Tut von euch selbst hinaus, wer da böse ist.“ Solches war in der ersten Zeit unvermeidlich; aber bald mußten sich die Gemeinen mit allerlei Menschen tragen, wie man aus den Briefen der Apostel, auch den Sendschreiben in der Offenbarung wohl erkennen kann. Bei uns, da alles den christlichen Namen trägt, würde es seltsam aussehen und durchaus unrecht sein, Verbrecher genannter Art ohne weiteres aus der christlichen Gemeinde oder Kirche auszustoßen. Der Heiland verbietet's jedenfalls und sagt: „Lasset's miteinander wachsen, damit ihr mit dem Unkraut nicht auch den Weizen ausraufet.“ Ordnet man je und je der Zucht wegen und vorübergehend Ausschließung vom Genuß des heiligen Abendmahls an, so ist das wenigstens nicht Ausschließung aus der christlichen Gemeinde.

Der Heiland redet nun im Gleichnisse noch von der Ernte, indem Er den Hausvater sagen läßt:

V. 30: „... und um der Ernte Zeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammet zuvor das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne; aber den Weizen sammet mir in meine Scheune.“

Auslegung: V. 39: „Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel.“ – V. 40: „Gleichwie man nun das

Unkraut ausgätet und mit Feuer verbrennet, so wird's auch am Ende dieser Welt gehen.“ – V. 41: „Des Menschen Sohn wird Seine Engel senden; und sie werden sammeln aus Seinem Reich alle Ärgernisse und die da unrecht tun.“ – V. 42: „Und werden sie in den Feuerofen werfen, da wird sein Heulen und Zähnklappen.“ – V. 48: „Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich. Wer Ohren hat zu hören, der höre.“

Wenn der Herr vom Ende der Welt redet, so soll dieses zugleich die Vollendung des Reiches sein, zu welchem der gute Same auf den Acker oder die Welt ist ausgesät worden. Bis dahin gibt's durch die dazwischengekommene Unkrautssaat viel Kampf und Anfechtung. Denn der Feind, der im Anfang schon den Unkrautssamen eingesät hat, hat eigentlich damit sich selbst wieder in den Gemeinden eingenistet durch dämonische Kräfte, aus welchen sein Same besteht. So erneuert sich in den Gemeinden der Kampf, der seit dem Sündenfall auf die Menschheit überhaupt gefallen war, der Kampf zwischen dem Weibessamen als den Kindern des Reichs und dem Schlangensamen als den Kindern der Bosheit oder Belials. Diesen Kampf aber wird, vom Himmel her durch Seine Knechte, des Menschen Sohn zuletzt noch zu herrlichem Siege hinausführen. Denn endlich werden durch Ihn alle satanischen Kräfte überwunden sein. W[er] sich aus den Klauen der Finsternis am Ende noch herausretten läßt, rettet sein Leben und seine Seligkeit; und wer darinnen hängenbleibt und ein Kind der Bosheit zu sein verharrt, wird dem Gerichte und der Verdammnis anheimfallen. Herausstellen aber wird es sich, daß auch nicht ein Weizenkorn, selbst wenn es schon vom Unkraut umgarnt schien, verloren sein wird.

Der Herr, des Menschen Sohn, wird zuerst, wenn die letzte Entwicklung des Sieges kommt, das Unkraut sammeln, d. h. vor allem Seine Reichsgenossen von ihrem Widersacher befreien und von allen, die demselben anhängen, indem Er diese ausscheidet, damit nichts Ärgerliches mehr in dem nun vollendeten Gottesreiche verbleibe. Die Engel, die Heerscharen Gottes, werden besonders dabei tätig sein. Wie das sein werde und wie es [mit] dem, was sonst von dem Gericht gesagt ist, sich verhalte, wollte der Herr nicht anzeigen; denn wir brauchen das Nähere, wie es

eigentlich zugehen werde, nicht zu wissen. Aber wenn's zum Ende geht, werden wunderbare Dinge geschehen wie nie, solange die Welt steht. Des Menschen Sohn bleibt Sieger und nimmt zu sich, was zu Ihm sich gehalten hat. Die Gerechten werden herrlich leuchten in Seines Vaters Reich, da ja (1. Kor. 15, 28) zuletzt „auch der Sohn selbst wird untertan sein dem, der Ihm alles untertan hat, auf daß Gott sei alles in allen“. Möchten noch vieler Ohren aufgetan werden, ehe die große Entscheidung kommt, um eines Besseren sich zu besinnen und sich fertigzumachen auf die Zukunft des Menschensohnes!

## § 111 Das Senfkorn und der Sauerteig

Kap. 13, 31-35

Der Herr fährt fort, in Gleichnissen zu reden. Wir nehmen deren zwei zusammen und sprechen zuerst vom Senfkorn als der Grundlage zum Reiche Gottes und dann vom Sauerteig, durch den das Reich selbst in die Menschheit eindringen soll. Wir lesen:

V. 31: „Ein ander Gleichnis legte Er ihnen vor und sprach.“ – Markus, welcher 4, 30-32 auch das Gleichnis vom Senfkorn gibt, beginnt ähnlich (ebenso Lukas 13, 18. 19), mit den Worten: „Und Er sprach: Wem wollen wir das Reich Gottes vergleichen? Und durch welch Gleichnis wollen wir es Vorbilden?“ – Matthäus fährt fort: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker“, – V. 32: „welches das kleinste ist unter allen Samen. Wenn es aber erwächst, so ist es das größte unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen.“ (Der Senf, Sinapi, ist ein Staudengewächs, welches im Morgenlande die Höhe eines kleinen Baumes erreicht.)

Wenn der Heiland sagt: „Wem wollen wir das Reich Gottes oder das Himmelreich vergleichen“, so denkt Er an die Art, wie es werden und wachsen würde, als sagte Er: „Wie können wir das

Wachstum des Reiches Gottes mit einem Gleichnisse uns vorbilden?“ Das Reich Gottes hat sehr klein angefangen. Zunächst war nur der König oder der es werden sollte, Er selbst, da, dem aber die Untertanen noch fehlten oder der erst Untertanen sich sammeln mußte. Es stellten sich aber bald Seine Jünger zu Seinen Fahnen; und diese bildeten den Anfang des Reichs, das allmählich die ganze Welt umfassen, möglichst alle Menschen umschließen sollte. Zu dem werdenden Himmelreich nun gehört zweierlei, erstlich der König, dann das Reich selbst. Faßt man diesen Gedanken ins Auge, so können wir die beiden aufeinanderfolgenden Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig so unterscheiden, daß jenes zunächst nur vom Wachstum des Königs, dieses vom Wachstum des Reiches redet. Bei dem ersteren wird also an die Grundlegung des Reichs gedacht, die zur Zeit, da Jesus das Gleichnis aussprach, sozusagen noch nicht völlig war, weil mit Seiner Person noch viel werden sollte; und das Gleichnis sollte nicht den großen Umfang, den das Reich durch die ganze Welt gewinnen würde, vorbilden. Mit Jesu war alles das noch nicht vorgegangen, was Ihm eigentlich das Recht zur Herrschaft über die Welt gab. Wenn auch die Auslegung, die ich hier gebe, meines Wissens sonst nirgends angenommen oder ins Auge gefaßt ist, so reimt sich's doch gut zu dem Gleichnisse, wenn man Jesum selbst als das Senfkorn annimmt, das zu einem Schutz und Obdach gebenden Baume heranwachsen soll. Gleichnissen darf man ja verschiedene Auslegungen geben, wenn diese nur nicht gezwungen sind.

Jesus Christus ist als ein Senfkorn gleichsam gekommen, das nur noch nicht aufgegangen war und sich entfaltet hatte. Wenn ein Mensch nach dem Gleichnis das Senfkorn nahm und säete, so kann man an den Vater im Himmel denken, der Jesum in die Welt gesandt hat, Ihn auf Seinen Acker, d. h. in die Menschenwelt herein, die neu zu beleben war, als ein Senfkorn, das zu einem beschirmenden Baume wachsen sollte, säete. Jesus ist geboren, als das Wort von Gott ins Fleisch gekommen und liegt arm und klein und unscheinbar in der Krippe, der Unscheinbarkeit wegen schon einem Senfkorn vergleichbar. Er wohnte unter uns. Er wuchs heran und war ziemlich erstarkt, als Er im Mannesalter mit der Botschaft des Evangeliums auftrat,

mußte aber noch zur vollen Würde des Herrn über alles kommen. Vieles mußte daher mit Ihm noch werden. Er wurde gekreuzigt und kam als ein Saatkorn in die Erde (Joh. 12, 24). Er ist auferstanden, gen Himmel gefahren und zur Rechten Gottes gesetzt worden. Da war denn das Senfkorn, „die Rute vom Stamm Isai“ (Jes. 11, 1), „die aufschloß wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrer Erde und keine Gestalt noch Schöne hatte“ (Jes. 53, 2), zu einem Baume gewachsen, der seine Zweige ausbreitete. Er saß mit anderen Worten jetzt fest auf Seinem Throne als Herr und Christ, der Schutz und Schirm gewährte wie ein Baum unter seinen Zweigen. Wie die Vögel unter dem Himmel kommen und unter den Zweigen des aus einem Senfkorn hervorgewachsenen Baumes wohnen, so sammelt sich alles um den zur Rechten Gottes erhöhten Herrn und Christ, der aus dem Kleinsten zum Größten hervorgewachsen ist. Er gewährt Schutz wider Sünde, Teufel und Tod allem, was sich zu Ihm flüchtet, und gibt ein Gefühl der Sicherheit und Seligkeit allen, die sich zu Ihm scharen. Mächtig und stark, ein Heiland und Erretter ist Jesus geworden, der König des Himmelreichs, so klein, unscheinbar und verachtet Er auf Erden pilgerte, daß man kaum dachte, daß viel Großes und Besonderes für die Zukunft durch Ihn werden könnte. Er wurde zuletzt gar verworfen, ist aber wie der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden. Der Baum steht da auf Erden immer noch so, als wäre er etwas Kleines, doch auch so, daß alles kommen darf, seiner Seele Heil bei Ihm zu suchen. So ist's zugegangen mit dem Wachstum der Person des Königs des Himmelreichs.

Andere Ausleger verstehen unter dem Senfkorn und seinem Baume die anfänglich kleine Gemeinde, die allmählich zu einer Größe und Festigkeit heranwuchs, zu der Kirche, welche durch Wort und Sakrament als den Zweigen des Baumes Schutz und Obdach gewährt. Ich kann mich aber in diese Erklärung nicht recht finden, namentlich wenn dabei auch der Umfang des Himmelreichs im Gleichnis vorgestellt sein will. Wenn aus dem Kleinsten das Größeste werden sollte, so wäre ein Kohlkraut doch nicht das Größeste, zu dem das Himmelreich heranwachsen soll. Auf die Person Jesu bezogen, kommt's nicht gerade dar-



auf an, den größtmöglichen Baum heranwachsen zu sehen, was Jesus schon nach Seiner demütigen Art nicht sagen konnte. Es sollte nur das Werden eines Baumes, unter dem Schutz und Obdach gefunden werden kann, und zwar sein Werden aus dem Kleinsten, durch ein Gleichnis veranschaulicht werden.

Wir kommen nun an das andere Gleichnis, [wo] das Wachstum des Himmelreichs selbst mit einem alledrängenden Sauerteig verglichen wird. Wir lesen (vgl. Luk. 13, 20. 21):

V. 33: „Ein ander Gleichnis redete Er zu ihnen: Das Himmelreich ist einem Sauerteige gleich, den ein Weib nahm und vermengete ihn unter drei Scheffel Mehls, bis daß es gar durchsäuert war.“

Bei diesem Gleichnisse hat der Herr das Wachstum des Reiches Gottes durch die Welt, zuletzt durch die ganze Welt, im Auge. Das Himmelreich entsteht durch die Verkündigung des Evangeliums, welches ein Volk nach dem anderen vernehmen soll, um durch seine Annahme die Unterwerfung unter Jesum und Sein Reich zu erkennen zu geben. Demgemäß kann man unter dem Sauerteig das Evangelium selbst verstehen, die Predigt von Christo, dem Heilsbringer, die an aller Menschen Ohr und Herz kommen soll. Der, der den Sauerteig unter das Mehl mengt, d. h. das Evangelium den Menschen nahelegt, ist zunächst Jesus Christus selber; aber wer als Botschafter an Seiner Statt ausgesandt wird, ist dem Weibe vergleichbar, das den Sauerteig unter das Mehl mengt. Er hat mit Seiner Predigt etwas in die Menschheit hineingelegt, das nicht mehr aus ihr hinausgebracht werden kann, sowenig wie man Sauerteig, wenn derselbe einmal eingeknetet ist, aus dem Mehl wieder herauschaffen kann. Wenn im Gleichnis eine bestimmte Quantität Mehl, drei Scheffel, genannt wird, so geschieht das nur der Anschaulichkeit wegen; und das angegebene Maß war wohl die gewöhnliche Quantität, die man durchsäuerte. Der Herr nennt solches ohne besondere Absichtlichkeit.

Allmählich dringt der Inhalt und die Kraft des Evangeliums durch alle Geschlechter der Erde durch; und wenn diese nur den Namen Jesu hören, kommt schon etwas vom Geist des

Evangeliums an sie hin; und das wird immer mehr zu einer Durchsäuerung. Irgendwelcher Einfluß ist überall erkennbar, wo nur der Name Jesu mit dem, was Er ist und bringt, laut geworden ist. Unvermerkt geht eine Veränderung mit den Menschen vor, daß sie etwas anderes denken und fühlen und ihres Bisherigen müde werden. Bald werden sie achtsamer auf ihr Gewissen und freier von Rohheit und satanischer Gebundenheit. Je größer die Mühe ist, die man auf Verbreitung des Evangeliums verwendet, der Mühe vergleichbar, die das Weib mit dem Kneten des Teiges hat, in den sie den Sauerteig mengen will, desto bestimmter und völliger wirkt das Evangelium selbst in weiten Kreisen, wenn es auch nicht gleich zur Reife kommt. Zuletzt werden alle Völker der Erde davon angeregt sein. Es ist merkwürdig, wie schon im Altertum in der ganzen römischen Welt ein Einfluß des Evangeliums ganz im verborgenen bemerklich wurde, indem namentlich der Götzendienst allerwärts an Kredit verlor, ebenso wie in neuerer Zeit, namentlich in Indien, durch den Einfluß der Missionen alles vom Sauerteig des Evangeliums berührt wird, soweit die Kunde von Christus kommt, so daß es den Anschein gewinnt, als bedürfte es nur noch wenig, um im weitesten Umfang den Übertritt zum Christentum kommen zu sehen. Das Evangelium von Jesu, wenn es nur irgendwo verkündigt wird, macht weithin Bahn zu anderen Gedanken, Sitten und Stimmungen. Die Völker werden immer mehr gleichsam durchsäuert; und wo der Sauerteig einmal gefühlt wird, läßt er sich nicht wieder ganz beseitigen. Auch bei uns kann man's wahrnehmen, daß selbst entartete Christen, Ungläubige, ja bittere Feinde des Evangeliums, des Sauerteigs nicht loswerden können, wie sich[']s in ihrem sonstigen Benehmen und Wesen zu erkennen gibt. Der Sauerteig bleibt; und zu welcher großen Hoffnungen berechtigt das, wenn der Herr gegen das Ende der Welt mit Seinem Geiste wieder kräftiger wirken wollte!

Matthäus, nachdem er diese Gleichnisse geschrieben hatte, fügt noch etliches bei, das wir auch anführen. Er sagt:

V. 34: „Solches alles redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke; und ohne Gleichnis redete Er nicht zu ihnen“, – (Mark.

4, 33: „Und durch viele solche Gleichnisse sagte Er ihnen das Wort, nachdem sie es hören konnten usw.“) – V. 35: „auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten (Psalm 78, 2), der da spricht: ‚Ich will meinen Mund auftun in Gleichnissen und will aussprechen die Heimlichkeiten von Anfang der Welt.‘“

„Es hatte der Heiland“, bemerkt der selige Bengel\* zu dieser Stelle, „das Volk zu Kapernaum und in selbiger Gegend lange genug mit deutlichen Reden unterwiesen; und jetzo, da die Zeit Seiner Wohnung daselbst zu Ende geht, trägt Er Seine Lehre aus heiligen Ursachen in lauter Gleichnissen vor.“ Wenn übrigens Markus hinzusetzt: „Nachdem sie es hören konnten“, sehen wir, daß der Herr doch darauf sah, möglichst verstanden zu werden, also nicht gerade Gleichnisse gab, die recht hörenden Zuhörern schwer auflösbar waren. Auch den Jüngern brauchte daher der Herr nicht alle Gleichnisse besonders auszulegen. Denn am Schlusse (V. 51) fragte Er sie: „Habt ihr das alles verstanden?“, worauf sie antworteten: „Ja, Herr.“ An den Gleichnissen aber hatten die Leute etwas Behältliches zum Nachdenken, während deutliche, unverblümete Reden schneller vergessen wurden.

Der Spruch, den Matthäus anführt, ist aus einem Psalm, den Assaph, nicht David, verfaßt hat. Assaph wird sonst auch ein Schauer, d. h. Seher, genannt, was mit Prophet gleichbedeutend ist. Übrigens ist die angeführte Stelle nicht eine direkt prophetische zu nennen; und Assaph redet auch nicht in eigentlichen Gleichnissen, sondern „in einem Spruchliede“, wörtlich genommen, in welchem er eine kurze Übersicht der Geschichte Israels gibt. Matthäus aber sieht eine vorbildliche Beziehung darin auf Gleichnisse, die etwas von der Zukunftsgeschichte Israels gaben, nämlich die kommende Geschichte des Himmelreichs. Wie Assaph die Vergangenheit Israels in einem Spruchliede schildert, so Jesus die Zukunft des Himmelreiches in geschichtlich gehaltenen Gleichnissen. Die Gleichnisse Jesu sind also gleichsam die Fortsetzung der Geschichtssprüche Assaphs bezüglich des Ganges der Geschichte zur endlichen großen Erlösung aller Welt oder zur Vollendung des Himmel-

\* [Johann Albrecht Bengel (1687-1752), *Richtige Harmonie der vier Evangelisten* § 75, 1736, S. 201, Anm. 2.]

reichs. Fein ist daher die Anführung der Psalmstelle, die anfangs auffallen kann, zu nennen.

## § 112 Der Schatz im Acker

Kap. 13, 44

Der Herr gibt noch drei Gleichnisse, die das gemeinschaftliche Thema haben, wie man ins Himmelreich komme. Hierbei hat der Herr im Auge erstlich, wie mancher hineinkommt, ohne es zu suchen, zweitens, wie andere es suchen und so finden, drittens, wie die Massen, namentlich in der letzten Zeit, gleichsam zwangsweise eingefangen werden. Für diese drei Fälle ist je ein Gleichnis gegeben.

Das erste Gleichnis handelt vom Schatz im Acker, den ein Mensch zufällig findet und durch Ankauf des Ackers an sich bringt. Der Herr sagt:

V. 44: „Abermals ist gleich das Himmelreich einem verborgenen Schatz im Acker, welchen ein Mensch fand und verbarg ihn und ging hin vor Freude über demselbigen und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.“

Die Worte, daß das Himmelreich einem verborgenen Schatz, den früher etwa jemand im Acker heimlich in Sicherheit bringen wollte, gleiche, sagen zweierlei, nämlich erstlich, daß das Himmelreich und damit auch das Evangelium, das in dasselbe führt, der Schatz zu nennen sei, der in einem Acker, d. h. teils in der Welt überhaupt, teils in einzelnen Kreisen, als etwas vielen Unbekanntes liege, weil sich's nämlich ohne Scheu nicht öffentlich machen kann, so offen das Evangelium gepredigt wird. Dasselbe ist so verschieden von allem, was sonst auf dem Acker zu finden ist, d. h. in der Welt gilt, daß es von der Gesellschaft im großen ganz übersehen wird, niemand auch nur davon redet, als ob es gar nicht da wäre. Die ersten Christen waren geringe, arme Leute; und diese läßt die vornehmere Welt vieles unter sich haben, um das sie sich auch nicht im geringsten bekümmert. So blieb das Evangelium lange ein verborgenes, und weil es doch an Wert alles überragt, ein verborgener Schatz im Acker der

Welt. Auch in der römischen Welt fragte lange keine Obrigkeit danach; und die ganze gebildete Welt hielt sich ferne davon. Man beachtete es gar nicht. Selbst wenn es zu öffentlichen Verhandlungen kam, wie es je und je die Apostelgeschichte erzählt, machte man's so ab, daß nur das äußerlich Gerichtliche ins reine gebracht wurde. Sonst kümmerte man sich um das, was die Christen untereinander hatten, nicht. So war im Acker oder in der Welt das Himmelreich lange Zeit ein verborgenes und daher dem im Acker verborgenen Schatz vergleichbar.

Zweitens wollen die Worte Jesu sagen, mit dem Himmelreich und dem Kommen in dasselbe gehe es so zu, wie wenn ein Mensch einen im Acker verborgenen Schatz zufällig finde usw. Der Sinn ist, daß der Mensch zuvor nichts von dem weiß, was im stillen und gleichsam geheim irgendwo schon in der Blüte ist. Weil's ihm ganz unbekannt ist, sucht er's auch nicht. Es wird ihm, wie das so gehen kann, nicht gepredigt; aber er hat gleichsam im Acker zu tun, d. h. kommt in äußeren oder gesellschaftlichen Verkehr, etwa durch Arbeitsdienste, mit solchen, die den Schatz verborgen, d. h. für ihn verborgen und unbekannt, haben, und bekommt da zufällig Kenntnis davon. Weil der Acker ihm aber nicht eigen ist, d. h. weil er nicht in der Gemeinschaft steht mit denen, die das Evangelium haben, so verbirgt er ihn gleichsam, d. h. behält's alles im stillen für sich, so freudig entzückt er auch über den Fund ist. Er sinnt nur darauf, den Schatz durch Ankauf des Ackers sich zu sichern oder den Anschluß an die, die den Schatz haben, zu gewinnen.

Ehe wir weitergehen, reden wir einiges über die Haltung des Gleichnisses. Diese Haltung hat etwas Auffallendes und kann dem, der in allem etwas Besonderes suchen will, in der Auslegung zu schaffen machen. Der Acker nämlich hatte im Gleichnisse seinen Eigentümer; und diesem sollte von Rechts wegen der zufällig unter der Arbeit gefundene Schatz angezeigt und eingehändigt werden, weil nur der Eigentümer des Ackers Anspruch darauf machen kann. Nach gewöhnlichen Begriffen angesehen, war's also ein heimlicher Betrug, den der Mensch dem Eigentümer spielte; und diesem den Acker listig abhandeln, dabei den heimlichen Wert des Ackers verschweigend, läuft gegen das 10. Gebot, nach welchem man nach seines Nächsten

Gut nicht in der Art Gelüste haben darf, daß man, wie Luther es auslegt, unter dem Schein des Rechts dem Nächsten etwas abzudrängen sucht. Solcherlei Gedanken aber müssen wir bei der Auslegung ganz fernhalten. Denn für den Herrn Jesum gehörte es nicht zum Zweck des Gleichnisses oder zum Vergleichungspunkte, auf die Frage des Rechts über Gefundenes Rücksicht zu nehmen. Diese Fragen sind Ihm auch bei anderen Gleichnissen gleichgültig, wie namentlich bei dem Gleichnisse über den ungerechten Haushalter (Luk. 16, 1-9) zu sehen ist, weil Er überhaupt nur einen geringen oder nahezu gar keinen Wert auf zeitliche Güter setzt. Diese haben oder nicht haben, nimmt der Heiland nie wichtig, weswegen wir Beziehungen darauf in Gleichnissen nicht bedeutungsvoll nehmen dürfen. In unserem Gleichnisse denkt der Herr sich den Eigentümer auch etwa wie den Herrn, dem der ungerechte Haushalter dient, als den lieben Gott, dem alles gehört; und der Eigentümer hätte nachher so gut wie dieser, von sich absehend, den Menschen loben und von ihm sagen können, er habe klüglich gehandelt. Ohnehin denkt das Gleichnis mehr an Opfer, die der Mensch bringen muß, um den Schatz zu gewinnen, nicht an schmutzige Gewinnsucht, die derselbe gehabt habe. Begreiflich darf aber für eine Handlungsweise bezüglich des Mein und Dein nichts aus solchen Gleichnissen genommen werden.

Nur der Umstand ist dem Herrn wichtig im Gleichnisse, daß der Mensch den zufällig gefundenen Schatz nicht ohne weiteres für sich nehmen kann, was er wohl durch heimliches Entwenden hätte machen können. Aber so gemein will der Herr den Menschen nicht hinstellen; und wie derselbe, ohne Opfer zu bringen, den Schatz sich nicht zueignen kann, so erfordert die Annahme des Evangeliums die größten Opfer, die gebracht werden müssen, wenn's etwas sein soll. Dies ist der Nerv des Gleichnisses. Ohne daß dem Menschen ausdrücklich gepredigt oder er unterwiesen wurde, entdeckt er die großen Tatsachen des Evangeliums von Christo, die in der Welt als in einem Acker niedergelegt sind von Christo, dem in die Welt gekommenen, dem gekreuzigten und auferstandenen und zur Rechten Gottes erhöhten Heiland, der alle Menschen zu einem Himmelreiche sammeln will. Solches ist der Schatz, den er irgendwo in einem

Ackerstück der Welt gefunden hat. Er verbirgt ihn wieder, d. h. geht wieder seinen Weg, ohne mit jemandem zu reden oder sich etwas von dem erlangten Fund merken zu lassen, weil er den Schatz nicht, als wär's gestohlen, sich aneignen kann, ohne seine Rechnung mit der Welt, in der er sonst stand, abgeschlossen, d. h. all das Seine verkauft zu haben und ohne dann sich völlig an die hingegeben zu haben, in deren Acker oder Gemeinschaft der Schatz eigentlich liegt. Der Fund aber hat ihn mit außerordentlicher Freude erfüllt, daß er alsbald Hand anlegt, ohne sich über das, was er vorhatte, zu äußern, daß er allem absagt, von allem, darin er bisher seine Freude sah, sich zurückzieht, all sein Eigenes gleichsam aufgibt, kurz alle Vorbereitungen trifft, um dann den großen Schritt zu wagen, den Acker zu kaufen, d. h. ganz sich dem Himmelreich hinzugeben. Er tut alles heimlich und verborgen, weil er sich fürchtet, den Schatz nicht zu überkommen, wenn er zu frühe sich laut darüber machte. Wie oft hat vorlautes Wesen einen Anfänger um alles gebracht!

So hat's der Mensch gemacht; und indem er's so machte, wurde er Genosse des Himmelreichs. Nicht alle, die in so zufälliger Weise, von niemand beachtet, zur Kenntnis des Evangeliums kommen, machen es so. Sie begnügen sich, den Fund gleichsam gemacht zu haben, lassen ihn aber vorerst liegen und denken, um mit Bezug auf das Gleichnis zu reden: „Er geht ja mich nichts an, weil der Acker nicht mein ist; drum liegt er mir wohl.“ Andere sind mit dem zufrieden, zu wissen, wo der Schatz ist, von dem sie im Notfall irgendwie Gebrauch machen könnten. Sie treffen aber keine Anstalten, um gleich in den Besitz zu kommen, und behalten's sonst für sich, um nicht dem Gespötte preisgegeben zu werden. Das sind die, welche heimlich im Genuß des Evangeliums stehen wollen, die alles mit sich selbst fertigmachen, gut von Jesu denken, vielleicht auch, wenn die Not sie brennt, heimlich zu Ihm beten, von Ihm auch, weil Er der Sünder Freund ist, Vergebung der Sünden hoffen und die Seligkeit, aber alles, ohne etwas dranzuwagen, ohne von Gewohnheiten, Sitten, Genüssen, wohl auch Sünden zu lassen oder äußere Ehre und bedeutende Stellungen zu riskieren oder die Leidenschaften für nutzlose Künste und Wissenschaften, die ihnen über Gebühr ans Herz gewachsen sind, aufzugeben oder

ins rechte Maß zu bringen, weil im Evangelium das allein Wertvolle liegt. Sie können sich nicht in die Gemeinschaft derer begeben, deren Mitgenossen des Himmelreichs sie doch sein wollen.

Solcher heimlichen Anhänger des Evangeliums gab's im Anfang viele, die nichts wider Christum hatten, aber durchaus nicht näherkommen wollten, wie der König Agrippa sagte: „Es fehlet nicht viel, so überredest du mich, daß ich ein Christ würde“, [wo]bei es aber dann blieb. Sie scheuten die Opfer, die es forderte. So findet's man auch heute noch in der Heidenwelt, daß Tausende angeregt sind, zum Teil auch zufällig auf Reisen und sonst dazugekommen. Sie sind gleichsam des Schatzes ansichtig geworden, wagen aber nichts Weiteres. Sie glauben mitunter, auch so schon etwas, vielleicht gar alles, gefunden zu haben und zu besitzen, was sie brauchten, um von dem Herrn Jesu als Reichsgenossen angesehen zu werden. Sie lassen sich nicht einmal taufen, meinend, das werde so durchaus nicht nötig sein; und es habe noch Zeit dazu. Solche Leute mögen nichts verkaufen und kaufen so auch den Acker nicht ein. In ähnlicher Weise haben wir heimliche Christen, die sich öffentlich nicht als solche geben, zwar immer freundlich sich bezeigen, aber in keiner Weise näherrücken, weil sie zuviel drangeben müßten, wenn sie dafür angesehen würden, als gehörten sie zu den ernsteren Christen und wären [...] mit diesen eins. So aber bekommen sie nicht den Schatz, nicht die Vollkraft des Evangeliums und gelangen nie zum wirklichen Besitz der Gnaden, die im Evangelium aufgeschlossen sind, also auch nicht zum wirklichen Anteil an dem Himmelreich. Sie stehen wenigstens nicht in diesem; denn sie haben ihr Eigenes nicht verkauft. Wer wirklicher Bürger des Himmelreichs werden will, muß es machen wie jener Mensch, der einerseits alles, was er hat, verkauft, andererseits den Acker mit dem Schatz sich zu eigen zu machen weiß. Ach, auf wie viele besondere Barmherzigkeit Gottes müssen wir da noch hoffen!

## § 113 Die köstliche Perle

Kap 13, 45-46

Nachdem der Herr das Gleichnis vom Schatz im Acker gegeben hatte, um zu zeigen, wie mancher das Himmelreich und [das], was zum Himmelreich führt, gleichsam zufällig findet, gibt Er ein zweites Gleichnis, wie andere suchen und auf diese Weise finden. Er sagt:

V. 45: „Abermal ist gleich das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte.“ – V. 46: „Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbige.“

Hier ist, wie gesagt, von einem Menschen die Rede, der sucht, weil ihn das, was er hat, nicht befriedigt. Ein Kaufmann ist's, den der Herr zur Vergleichung nimmt. Der hat wohl Perlen, aber keine gute, keine echte. Es mag in der alten Zeit oft gewesen sein, daß man sich mit falschen Perlen behalf, weil die echten so schwer zu haben waren. Dem Kaufmann aber, der ein Edleres in sich fühlte, war's nun einmal darum zu tun, echte zu bekommen; und es treibt ihn so um, daß er, wie hereinzudenken ist, Land und Meer durchreiste, um, was er wünschte, zu finden. Unter diesem Kaufmann ist ein Mensch vorgestellt, der merkt, daß er, wenn er an Göttliches sich macht, mit nichts Echtem es zu tun hat. Derselbe hat wohl viel gelernt, alle Weltweisheit durchstudiert, in allem möglichen sich Kenntnisse erworben; und mit allem hat sein Herz nichts, weil er sieht, daß es zu keiner wahren Befriedigung führt. Viele irren so umher, nirgends befriedigt, in beständiger Unruhe, auch unglücklich darunter bis zum Lebensüberdruß; und man hat wirklich Beispiele, daß Menschen nur allein darum, weil alles, was sie haben, was sie sehen, was sie denken konnten, sie unbefriedigt ließ, das Leben sich genommen haben.

Nun gibt es Menschen, welche diese Öde wohl fühlen, die wohl wissen, daß sie nichts Rechtes haben; aber sie lassen es so sein und bekümmern sich nicht darum, ein Besseres zu gewinnen. Sie übertäuben wohl auch im Rausch zeitlicher Genüsse den sonst gefühlten Hunger und Durst. Solche Menschen, wenn ihnen

nicht gepredigt wird, sind einem Kaufmann vergleichbar, der es auch dabei bewenden läßt, daß er immer nur mit unechten Perlen sich abgeben muß, der sich also keine Mühe gibt, bessere und echte Perlen zu gewinnen. Darum finden sie auch nichts; und so wird's auch nichts mit ihnen. Wenn aber hier von einem suchenden Kaufmann gesagt wird, daß er gute Perlen gefunden habe, so will der Heiland damit auch die Verheißung ausdrücken, daß keiner umsonst sich aufs Suchen legt, wenn er sich's auch etwas kosten läßt oder wenn er wirklich Mühe darauf verwendet und mit Ernst sucht, wie's bei dem Kaufmann vorausgesetzt ist. Suchende Seelen finden unerwartet, was sie zufriedenstellt. So ging's dem Kornelius (Apg. 10), der, um die Wahrheit zu finden oder den Weg des Lebens, freilich auf Offenbarungen wartend, drei Tage lang fastete; denn zu ihm kam ein Engel am hellen Tage, der ihn zu Petrus wies mit den Worten: „Der wird dir sagen, was du tun sollst.“ So kommt zu vielen ungesehen ein Engel, daß sie zu dem Evangelium hingeführt werden, ohne zu wissen wie, und hintennach sagen müssen, es sei ganz wunderbar gewesen, wie es ihnen ergangen sei.

Man kann übrigens dem Gleichnisse auch eine allgemeinere Bedeutung geben und sagen, daß eigentlich eine gewöhnliche Art, ins Himmelreich zu kommen, darunter vorgestellt werde, [in]sofern es die Verkünder des Worts mit suchenden Leuten zu tun bekommen, die dem Kaufmanne gleichen, der gute Perlen suchte. Es gibt Zeiten, in welchen Unzählige den Charakter von Suchenden an sich haben. Sie fühlen in sich, durch den Geist Gottes, wie hinzuzudenken ist, angeregt, eine Sehnsucht nach etwas Rechtem, das sie zur Ruhe bringen soll. Nun bekommen sie Gelegenheit, einen Verkündiger des Evangeliums zu hören; und im Augenblick ist's ihnen, als müßten sie sagen: „Das ist's, was wir gesucht haben.“ Sie rufen aus: „Wir haben's gefunden.“ So erfuhren's die Apostel an vielen Orten, [wo] sie hinkamen, war doch die ganze römische Welt des bisherigen Alten mehr oder weniger überdrüssig. Tausende sahen sich, als die Apostel kamen, als solche an, die endlich gefunden hatten die gesuchte köstliche Perle. Ähnlich war's zur Zeit der Reformation. Da hatte Gott auch einen Durst in die Leute gelegt; und überall offenbarte sich schon vor Luther ein wunderbares Suchen und

Forschen. So fand Luther einen guten Boden, weil er's mit so vielen Suchenden zu tun bekam. Wie oft kommt's in der Heidenwelt jetzt wieder vor, besonders in Indien, daß die Heiden sagen: „Das ist's, was wir gesucht haben!“ In etwas können wir's auch in unserer Zeit sehen, daß die Leute suchen; denn jeder neuen Erscheinung laufen sie in Scharen nach. Da geraten sie wohl auch an viel Unehliches, das sie in ihrem Verlangen für echt nehmen. Merken sie aber endlich die Täuschung, so wird die Sehnsucht nach der einen köstlichen Perle nur um so größer. Wollte es daher dem Herrn gefallen, in völliger Weise das Evangelium vermittelt einer erneuerten Ausgießung des Heiligen Geistes den Leuten darzubieten, so wären diese wieder dem suchenden Kaufmann vergleichbar. Diese Auffassung des Gleichnisses hat viel für sich, weil der Heiland sagt, das Himmelreich sei gleich einem Kaufmanne, d. h. die Leute kommen ins Himmelreich hinein als innerlich Suchende, wie der suchende Kaufmann zu der köstlichen Perle.

Der Kaufmann findet also die köstliche Perle. Aber er kann sie nicht nur so nehmen, wie er sie sieht. Er muß etwas für sie opfern, und zwar alles, was er hatte, ganz in ähnlicher Weise wie der Mensch, der den Schatz im Acker gefunden hatte. Um das Himmelreich durch das Evangelium zu erlangen, muß der Mensch alles verleugnen. Er muß sich ganz für dasselbe hingeben, muß von allen anderen Verbindungen, [in]sofern sie dem Himmelreich entgegengesetzt sind, zurücktreten, muß sich zu den Leuten halten, die, weil als Sonderlinge angesehen, nichts als Haß und Verfolgung zu erwarten haben, wohl auch Beraubung aller ihrer Güter, muß selbst sein Leben dransetzen. Mancher meint etwa, am Sehen des Edelsteins oder am Hören des Evangeliums habe er schon genug; und es befriedige ihn schon, von einer köstlichen Perle zu wissen, die vorhanden sei. Dabei läßt er's bewenden, weil er die Kosten scheut. So machen's viele, daß sie, auch wenn sie Suchende sind und den Fund gemacht haben, doch fernebleiben, weil sie nichts dranwagen wollen. Sie bleiben bei dem oberflächlichen Eindruck, den sie für genügend halten, um sagen zu können, sie hätten's, haben's aber nicht; und ihres Herzens Verlangen wird nicht gestillt. Das sind die Christen, mit denen's weder halb noch gar ist, wie man sagt, weil sie

sich doch eigentlich nicht fürs Himmelreich hergeben. Aber wie übel ist doch das – suchen, dann finden, aber nicht zugreifen, weil man die Kosten nicht dransetzen mag!

Wenn im Gleichnis das auffallen kann, daß der Kaufmann alles, was er hatte, verkauft und hingibt, um eine Perle zu haben, von der er doch nicht leben kann, so darf man darüber sich keine Gedanken machen, als wolle der Heiland damit etwas Besonderes sagen. Ist die Perle das Himmelreich, so ist ja dieses nichts Totliegendes wie die Perle; und wie es mit dem Kaufmann als solchem im weiteren sei, will das Gleichnis nicht beachtet wissen. Übrigens kann es Bekennern oft so gehen wie namentlich in unserer Zeit in Indien, daß sie alles, auch ihren Lebensunterhalt, drangeben, wenn sie nur sich taufen lassen, weil sie damit enterbt und geächtet werden von den Ihrigen. Aber der Herr ist ihr Teil, der für sie zu sorgen weiß. Unbedingt muß man sich hergeben können, ohne zu rechnen und zu sorgen. Auch das kommt vor, daß mancher, der sogar alles fürs Himmelreich hinzugeben genötigt ist, wenn er nicht des Himmelreichs selbst verlustig gehen will, sich vor der Welt zum Gespött macht und ein Narr heißen muß, der sich ohne alle Überlegung bloßstelle. Aber auch ein Narr muß man werden können, um ja das Himmelreich gewiß zu haben, das immer wieder das Edelste und Wertvollste, auch das Fruchtbare für Zeit und Ewigkeit bleibt. [BBB 1875, 36, 281-283]

## § 114 Das Netz im Meere

Kap. 13, 47-50

Wir kommen zum dritten Gleichnisse, welches der Herr gibt, um vorzustellen, wie man ins Himmelreich komme. Zuerst war vorgestellt worden, wie mancher ungesucht das Himmelreich finde, dann, wie andere durch Suchen es finden; und jetzt wird drittens vorgebildet, wie die meisten gleichsam zwangsweise eingebracht werden. Das will das Gleichnis mit dem Netz im Meere sagen. Es heißt:

V. 47: „Abermal ist gleich das Himmelreich einem Netze,

das ins Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fäheth.“ V. 48: „Wann es aber voll ist, so ziehen sie es heraus an das Ufer, sitzen und lesen die guten in ein Gefäß zusammen; aber die faulen werfen sie weg.“

Wie also Fische durch ein ausgeworfenes Netz listig und insofern gewaltsam eingefangen werden, als sie nicht mehr ent-rinnen können, so kommen die Massen ins Himmelreich herein, wenn sie unter den Einfluß des Evangeliums, das gepredigt wird, kommen, da sie denn oftmals, und namentlich im Laufe der Zeit, nicht mehr ausweichen können, sondern sich wohl oder übel zur Annahme des Evangeliums ergeben müssen. Wenn gesagt wird, allerlei Gattung Fische werden gefangen, so ist darauf hingewiesen, daß einerseits Nationen aller Arten und Farben und Sprachen hereinkommen, andererseits alle Stände, Hohe und Niedrige, Arme und Reiche, Gebildete und Ungebildete, auch ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, fürs Himmelreich durch das Evangelium eingesammelt werden, überhaupt alles, was Mensch heißt. Im Anfang ging es weniger massenweise. Große Sammlungen waren in der ersten Zeit auch nicht wohl möglich, da erst Grund gelegt werden mußte. Da war's ferner so, daß das Evangelium zunächst mehr nur an die Geringen kam, nicht sehr, wie Paulus sagt (1. Kor. 1, 26-28), „an Weise, Gewaltige und Edle, sondern fast nur an das, was töricht war vor der Welt und schwach, an Unedles und Verachtetes und das, das nichts war“. Aber je mehr das Christentum in die Völker einwuchs, desto mehr mußte sich die Gesamtheit und mußten sich damit auch alle Stände ergeben.

Das Netz übrigens, von dem der Herr redet, ist gleichsam nur als eines zu nehmen. Darum heißt es „das ausgeworfene“ oder „das ausgeworfen ist“. Das Evangelium ist immer nur ein Netz, zuerst durch den Herrn selbst ausgeworfen, dann vornehmlich seit Seiner Himmelfahrt im Meer liegend. Es liegt noch im Meere, d. h. in der Welt, fortwährend fangend und ein-sammelnd, wie allmählich die Fische kommen. Das Netz erwei-tert sich gleichsam und umfaßt zuletzt die ganze Welt, bis alles hereingekommen ist, alles dem Namen Jesu huldigen gelernt hat. Herausgezogen wird das Netz erst, wenn es voll ist, was zugleich den Sinn hat: wenn alles, was zu fangen ist, wird einge-

fangen sein, was am Ende der Tage sein wird. Bis dahin sind viele, die eingefangen wurden, verstorben; und die noch Lebenden sind zum Teil faul und unbrauchbar geworden. Um davon gleich etwas zu sagen, so nimmt das Gleichnis auf das, was seit Jahrhunderten eingefangen worden ist und bei der letzten Ent-scheidung nicht mehr lebt, keine besondere Rücksicht, sowenig wie auf die Menschen, die früher gar nicht ins Netz gekommen, also Heiden geblieben sind. Nur an das erinnert das Gleichnis, was im Netz sich lebend vorfindet, wenn es geschlossen und herausgenommen wird. Der Herr will in keinem Gleichnis, selbst in dem vom Weltgerichte, unser Augenmerk auf vergangene Geschlechter kommen lassen, sondern uns nur auf das, was uns, die Lebenden, angeht, achten lehren. Zuletzt wird denn vieles noch im Netze sein, das weggeworfen werden muß. Aber die Anstalt ist von seiten Gottes so getroffen, daß kein Fisch entkommen kann, d. h. daß alle Menschen angezogen werden müssen vom Evangelium, Böse und Gute, als Weizen oder Unkraut, hauptsächlich darum, daß keines von den Guten fehle und draußen bleibe. Die Bösen müssen mit herein, weil nur so aufs gewisseste alle Guten eingesammelt werden.

Im weiteren gibt der Herr noch eine Art Auslegung, indem Er fortfährt:

V. 49: „Also wird es auch am Ende der Welt gehen: Die Engel werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden“ – V. 50: „und werden sie in den Feuerofen werfen, da wird Heulen und Zähnkappen sein.“

Der Herr erinnert da wieder ans Letzte Gericht und sagt das nämliche wie sonst, daß die Engel ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden werden. So haben wir's namentlich im Gleichnis vom Weizen und Unkraut gehört. Die Bösen, weil eingebracht unter den Einfluß des Evangeliums, da sie denn doch Menschen und nicht Fische waren, hätten anders werden können bis zur Zeit des Gerichts. Jetzt kommt die Entscheidung; und was nicht nach dem Sinn des Heilandes geworden ist, dem ist das Gericht der Verdammnis angedroht. Wenn der Herr vom Feuerofen redet, da Heulen und Zähnkappen sein werde, verläßt Er das Gleichnis. Er redet geradeaus, das Schicksal der Verlorenen, wie es wirklich sein werde, anzeigend. Sie werden Pein lei-

den im Feuer. O wie viele von denen, die nicht mehr leben, werden vorher schon diese Pein gehabt haben! Denn diese Pein haben die Bösen und Faulen nicht so ganz erst am Jüngsten Tage zu erwarten. Möchten ihrer viele noch, wie mit Bezug auf Sodomiter und Gomorriter angedeutet ist, schließlich auch wieder Barmherzigkeit finden, wenn's ihnen möglich ist, auf eine vor dem Herrn gültige Weise unter Jesum Christum, den Gekreuzigten, sich zu beugen!

## § 115 Die Jünger als Schriftgelehrte

Kap. 13, 51-52

Matthäus, nachdem er die Gleichnisse, die er niederschreiben wollte, vorgetragen hatte, macht noch einen Schluß mit folgendem:

V. 51: „Und Jesus sprach zu ihnen: Habt ihr das alles verstanden? Sie sprachen: Ja, Herr.“ – V. 52: „Da sprach Er: Darum ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt.“

Wenn Markus sagt (4, 34): „Aber insonderheit legte Er Seinen Jüngern alles aus“, so sagt Matthäus, daß es nicht bei allem nötig war, weil vieles die Jünger auch ohne weitere Auslegung verstanden. Weil ihr Beruf in der Folge vornehmlich der von Lehrern war, so gibt Er ihnen eine Weisung, wie sie dazu größere Tüchtigkeit bekommen würden. Vorerst müssen sie auch Schriftgelehrte sein, die also fest in der Schrift gegründet sind und nichts anderes zu lehren haben, als wie sie's aus der Schrift nehmen könnten oder mit dieser im Einklang fänden. Wer außerhalb der Schrift sich stellt, wird, soweit er das tut, dem Himmelreich nicht dienen.

Wenn aber nun der Herr Seine Jünger will Schriftgelehrte sein lassen, so sind sie doch von den gewöhnlichen Schriftgelehrten unterschieden. Dies drückt der Heiland damit aus, daß Er sie nennt „zum Himmelreich gelehrt“. Eigentlich heißt es: „zu Schülern des Himmelreichs gemacht“. Die Jünger Jesu sind

des Himmelreichs Schüler, wobei der Heiland das Himmelreich gleichsam als eine Person nimmt, von der sie lernen müssen, weil nämlich Er selbst, ihr Meister, sein Repräsentant ist. Das Himmelreich, das werden soll, ist die Seele der ganzen Heiligen Schrift; und dasselbe aus ihr herausfinden nach allen seinen Seiten ist die Aufgabe der Schüler, die es dann als Lehrer wieder zu verwerten haben. Somit muß alle ihre Schriftgelehrsamkeit Bezug auf das Himmelreich haben, wie dieses durch Christum werden soll. Ein Reden von der Schrift, welches nicht irgendwelche Beziehung zur Darstellung und zur Förderung und zum Ausbau des Himmelreichs hat, ist nicht das, was Jünger Jesu als Schriftgelehrte charakterisiert; denn damit könnten sie Grübler und langweilige Schwätzer werden oder in störende Streitfragen kommen, wie das bei den Schriftgelehrten zur Zeit Jesu war. In unserer Zeit dürfte man das auch wohl erwägen, da wir doch viele Schriftgelehrte haben, die keineswegs Schüler des Himmelreichs sind, [weil] sie bei aller Schriftkenntnis den Fortgang und das Ziel des Himmelreichs nie im Auge haben. So hat's eine Zeit gegeben – und es ist das nicht sehr lange her –, da man die verspöttelte, die nur von der Zukunft Christi viel redeten oder wenigstens ernst mit dieser machten. Die Jünger aber hatten hauptsächlich auf ihren Meister zu sehen, der in allen Seinen Reden und Gleichnissen Rücksicht auf das Himmelreich nahm, ja dieses Sein einziges Thema sein ließ. In ähnlicher Weise sollten auch sie stets das Himmelreich mit allen seinen Entwicklungen bis zu seiner Vollendung in allen ihren Vorträgen im Auge haben, um zu zeigen, wie sie Schüler des Himmelreichs gewesen seien und noch seien, weil sie ja selbst auch immer wieder zu lernen hatten.

Als Schüler des Himmelreichs müssen sich Jünger Jesu Altes und Neues sammeln, um „aus ihrem Schatze“ beides vortragen zu können. Wie ein Hausvater einen Schatzbehälter hat, in welchem er sein Geld und seine Kleinodien aufbewahrt, um sie daraus holen zu können, w[e]nn er sie braucht, so sollten auch die Jünger einen geistigen Vorrat haben, über den sie nach Wunsch verfügen könnten. Zu dem Ende unterweist sie der Herr, um ihre Schatzkammern gleichsam zu füllen. So sollten zu jeder Zeit Knechte und Diener des Herrn volle Schatzkammern



haben, um nach Bedürfnis darreichen oder mitteilen zu können. Man sieht daraus, wie auch der Herr es darauf abhebt, daß man gelernt und gesammelt haben soll, wenn man ein fruchtbarer Lehrer sein will; und wenn in unserer Zeit je und je Leute nur gleich auftreten, Reden und Vorträge halten und mit ihrer Rednerei sich breitmachen wollen, ohne genügenden geistigen Vorrat gesammelt zu haben, sich schmeichelnd, als gebe es ihnen der Herr zur Stunde durch den Heiligen Geist, so sehen wir, wie entschieden sie unsere Stelle gegen sich haben. Man kann es auch erfahren, wie bald sie im Grunde fertig sind und dann ihr wenig mit ewigen Wiederholungen, oft gar mit einigem Pomp und Selbstgefühl, preisgeben, begreiflich, ohne damit etwas Rechtes zu erzielen.

Der Herr nun hat Seine Jünger mit Altem und Neuem, das ihr Vorrat sein sollte, bereichert. Das Alte ist das, wie man's bereits im Alten Testamente fand, von dem die Jünger umfassende Kenntnis haben sollten. Das Neue ist das, was durch Christum, den Anfänger des verheißenen Himmelreichs, neu angekommen ist. Neues hat der Herr den Jüngern besonders in den Gleichnissen gegeben, welche vieles über das Wesen, die Fortentwicklung und die Vollendung des Himmelreichs darlegten. Deswegen lag dem Herrn viel daran, daß sie eben diese Gleichnisse, welche lauter Neues enthielten, recht verstünden, damit sie eben mit diesen auch einen guten Vorrat bekämen. Es war den Jüngern nicht genug, die Schrift oder das Alte in ihrem Schatzbehälter zu haben; denn sie bedurften viel auch des Neuen, um als Schüler des Himmelreichs es [...] vortragen zu können.

Das Reich Gottes aber hat auch eine Geschichte und Entwicklung; und so gibt's immer wieder Neues, das man ans Alte anzuschließen hat. Die veränderten Zeitverhältnisse machen immer wieder neue Anschauungen, neue Aufklärungen, neue Erörterungen, neue Formen, selbst neue oder der Schrift neu entnommene Gedanken notwendig. Immer müssen Jünger Jesu als Schriftgelehrte und Schüler des Himmelreichs achtsam und bereit sein, Neues aufzunehmen und in ihre Schatzkammer zu dem Alten zu legen, um es auch nach Erfordernis [...] vortragen zu können. So hat jede Zeit ihr Altes und ihr Neues. Wer immer nur beim Alten allein bleiben, Altes wiederholen und in

keiner Weise darüber hinausgehen, auch Neues, das er vernimmt, nicht würdigen und verwerten will, mißkennt den Geist Gottes – der im verborgenen vorwärtstreibt mit neuen Schwingungen, die Er dem Alten gibt – und macht so das Alte selbst tot und langweilig, auch ungenießbar und unfruchtbar, während es sonst als das Salz im Neuen seinen vollen Wert behielte. Vieles namentlich die Entwicklung und Vollendung des Reichs Gottes Betreffende schläft gleichsam in der Schrift, weil's niemand beachtet oder wichtig nimmt. Aber die Zeiten machen, daß es aufwacht und zu neuer Belebung dient. Namentlich in der letzten Zeit wird vieles als neu aus dem Alten sich entwickeln, wie beim Heiland, dessen Neues im Grunde auch seine Wurzeln im Alten hatte, aber durch Ihn als neu in die Erscheinung trat. Ein Schriftgelehrter aber sollte als Schüler des Himmelreichs den Forschungen in der Schrift nach dem zur Zeit Gehörigen, wenn's auch neu und unbekannt erscheint, sich nicht entziehen. Vieles ist als Totliegendes in der Schrift, bis seine Zeit gekommen ist, da es zum Leben kommen soll. Was wird nicht alles noch kommen, an das niemand gedacht hat, obwohl es in der Schrift, nicht einmal verdeckt, immer gelegen war. Lernen wir nur viel in unseren Schatzbehälter legen, um, wenn es Zeit wird, aus demselben Altes und Neues [...] vortragen zu können!

## § 116 Besuch in Nazareth

Kap. 13, 53-58

vgl. Mark. 6, 1-5

Matthäus fährt fort zu erzählen:

V. 53: „Und es begab sich, da Jesus diese Gleichnisse vollendet hatte, ging Er von dannen.“

Wenn es hier heißt: „Er ging von dannen“, so zeigt das griechische Wort eine Wohnungsveränderung an, wenigstens ein vorläufiges Weggehen von Kapernaum, wo Jesus nun nicht mehr länger verweilte. Die Gleichnisse bildeten daher eine Art Abschluß Seiner Wirksamkeit in dieser Gegend. Eben weil's das

Letzte war, sprach Er in Gleichnissen, nachdem Er viel und oft mit deutlichen Worten geredet hatte. Hatten letztere nicht nach Seinem Wunsch gewirkt, wie schon Sein erstes Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld andeutet, so wollte Er noch Behältliches in Gleichnissen geben für die, welche diese verstanden. Der Abschied mag Ihm schwer geworden sein, vielen anderen aber auch; denn wenn Jesus „von dannen geht“, was ist doch das? Später kam Er nur noch vorübergehend. Sonst rückte auch die Zeit Seines Endes heran. Zuerst kam Er in Sein Vaterland, d. h. in Seine Vaterstadt Nazareth, wo Er erzogen worden war. Wir lesen:

V. 54: „Und kam in Sein Vaterland und lehrte sie in ihren Schulen“ (nach dem Grundtexte: „in ihrer Schule“, denn in der Stadt mögen nicht mehrere Synagogen gewesen sein), „also auch, daß sie sich entsetzten und sprachen: Woher kommt diesem solche Weisheit und Taten?“

In Nazareth war nach Luk. 4, 16-30 Jesus schon einmal gewesen, und zwar bald nach Seinem öffentlichen Auftritt, da aber doch schon Wunder von Ihm bekannt waren und das „Gerücht von Ihm bereits durch alle umliegenden Orte erschollen war“ (Luk. 4, 14f.). Dieser Besuch aber fiel gar ungünstig aus, da sie Ihn ja dort zuletzt als einen Gotteslästerer und Volksverführer über die Stadtmauern werfen wollten. Seitdem hat der Herr Seinen Wohnsitz nach Kapernaum verlegt. Jetzt treibt's Ihn aber doch wieder, Seine Vaterstadt zu besuchen. Er wollte nicht der sein, der sich für immer von Seiner Heimat abschrecken ließ; denn ohne Anhänglichkeit an dieselbe, da Er mit der ganzen Einwohnerschaft bekannt war, können wir Ihn [uns] nicht denken. Er wagt es wieder und konnte [sich] auch denken, da Sein Ansehen jetzt zu sehr überall begründet war, sie werden sich jetzt nicht mehr so fanatisch bezeigen wie das erste Mal. So war's denn auch, daß sie sich in das Auftreten und Wirken Jesu ergeben hatten, weil sie jetzt gleichsam nicht mehr die Verantwortlichen waren, einen solchen Mann auferzogen und geduldet zu haben. Nirgends machte man's ja, wie sie's gemacht hatten. Ihre erste Erregung hatte sich also gelegt. Manches übrigens, was Matthäus und Markus jetzt von ihrer Verwunderung über Jesum erzählen, tun sie deswegen, weil sie den ersten Besuch,

den nur Lukas erzählt, nicht angeführt hatten. So holen sie vieles aus dem ersten Besuch nach. Wenn übrigens der Herr in der Schule auftrat und lehrte, mußten sie immer wieder sich entsetzen und Seiner Lehre und Seiner Weisheit sich verwundern. Sie verglichen's denn auch mit Seinen Taten; und alles war und blieb ihnen ganz unbegreiflich, weil Er so unscheinbar unter ihnen aufgewachsen war und man nicht wahrgenommen hatte, daß Er etwa Studien mache. Daher die Frage: „Woher kommt Ihm denn solches?“ Weil sie denn sich nicht erklären konnten, woher Er's hatte, so machten sie [sich] auch nichts daraus und sahen [...] alles etwa als einen Schwindel an, der an Ihn gekommen wäre. So ist's immer, wenn man des Gedankens ganz entwöhnt ist, daß auch von oben etwas, selbst Außerordentliches, kommen könne, wie es im Grunde bei allen Propheten gewesen war. Sie sagten weiter:

V. 55: „Ist Er nicht eines (eigtl. des) Zimmermanns Sohn? (Markus: „Ist Er nicht der Zimmermann?“) Heißt nicht Seine Mutter Maria und Seine Brüder Jakob und Joses und Simon und Judas?“ – V. 56: „Und Seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns? Woher kommt Ihm denn das alles?“ (So mögen sie mehr beim ersten Besuch gesprochen haben.)

Hier erfahren wir, daß Joseph, der Mann Mariä, ein Zimmermann war. Sein Handwerk aber haben wir nicht in unserem engeren zunftmäßigen Sinne zu nehmen, indem es jede andere Holzarbeit wie die des Tischlers, Wagners usw. umfaßt. Weiter erfahren wir aus Markus, daß Jesus selbst ein Zimmermann war, also das Geschäft Seines Vaters in jeder Holzarbeit erlernte und mitbetrieb, wie wohl auch Seine anderen Brüder. Jesus lag etwa diesem Berufe ob – denn berufslos lebte Er sicher nicht –, bis Er zu Johannes dem Täufer kam, da Ihm Sein Beruf als Sohn Gottes angekündigt wurde. Deswegen war Sein erster Besuch später in Nazareth um so auffallender. Der Vater Joseph aber hat nicht mehr gelebt, wie wir deutlich erkennen. Indessen waren viele Geschwister Jesu nachgeboren, vier Brüder und dann auch mehrere Schwestern, weil es von diesen heißt: „Sind sie nicht alle bei uns?“ Von den Brüdern sind nur Jakobus und Judas bekannt, die Verfasser der Briefe ihres Namens. Jakobus stand auch in Jerusalem unter den Aposteln in großem Ansehen.

Man ließ ihm (vgl. Apg. 15 und Gal. 1, 19) den Rang eines Apostels, obwohl er kein Apostel war. Später, nach dem Hingange Jesu, galt Jakobus als jetzt Erstgeborener einer Davidischen Familie bei den Juden viel; und er zeichnete sich vor ihnen, obwohl er Christ war, so aus, daß sie ihm den Beinamen eines Gerechten gaben, auch mit Vergünstigungen im Tempel ihn beehrten, weil er nicht mit den Juden brach. Selbst als sie ihn doch endlich, seines christlichen Glaubens wegen, von der Zinne des Tempels herabstürzten, wurde er nachher allseitig und aufrichtig betrauert. Vorerst aber standen die Geschwister Jesu alle in Nazareth in keinem Ansehen, wie wir sehen. Sie galten als geringe Leute; und weil nichts Besonderes an ihnen war, müssen die Nazarener sich immer wieder fragen: „Woher kommt denn Jesu dieses alles, woher Seine Weisheit und Seine Taten?“ Die Antwort aber, die sie sich selbst geben, ist ein Kopfschütteln.

Die Frage übrigens, ob die angeführten Brüder und Schwestern Jesu wirkliche Geschwister und nicht vielmehr Geschwisterkinder von Ihm gewesen seien, hat früher und zum Teil jetzt noch viele beschäftigt. Schon aus dogmatischen Gründen wollte man die Stellen Matth. 27, 56 und Joh. 19, 25 benützen, um zu behaupten, jene Geschwister seien Kinder einer Schwester Mariä, an Alphäus verheiratet, gewesen, also nur Geschwisterkinder Jesu. Allein die Stellen müssen nur recht angesehen werden; und jedenfalls ist eine Hauptschwierigkeit das, daß die Schwester auch Maria heißen haben müßte, was undenkbar ist. Schon das übrigens, daß eine Verlobte zur Empfängnis Jesu erkoren wurde, die also jedenfalls nachher ein eheliches Leben vor sich sah, zeigt, daß etwas den Glauben Störendes in dem nicht liegen kann, daß natürliche Geschwister nachkamen. Auch der Engel sagte zu Joseph: „Fürchte dich nicht, Maria, dein Gemahl, zu dir zu nehmen“ (Matth. 1, 20); und wenn Joseph auch mit frommem Geiste sich enthielt, bis Jesus geboren war, so war das nur, bis Maria, wie es heißt (Matth. 1, 25), ihren erstgeborenen Sohn geboren hatte. Sooft ferner von den Geschwistern die Rede ist, sieht man deutlich ein wirkliches geschwisterliches Verhältnis. So kamen einmal die Mutter und die Brüder zu Ihm, während Er von vielen umgeben war, mit Ihm zu reden (Matth. 12, 46); wie hätten das

Geschwisterkinder tun können? Auch die Rede Jesu damals: „Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ (Matth. 12, 48) bekommt nur das rechte Gewicht, wenn die Brüder wirkliche Brüder sind. So ist es auch mit unserer jetzigen Stelle. Wie konnten Geschwisterkinder bei den Nazarenern einen Einfluß haben auf ihr Urteil über Jesum? Wenn es endlich (Joh. 7, 5) heißt: „Denn auch Seine Brüder glaubten nicht an Ihn“, welche Bedeutung sollte es haben, wenn es Geschwisterkinder waren?

Sonst hat die Anzeige, daß Jesus Geschwister gehabt habe, und zwar Brüder und Schwestern, etwas sehr Ansprechendes und Heimeliges für uns, weil es ganz zu Seiner Menschwerdung paßt. Diese ist gleichsam keine völlige, wenn Er sich scheut, leibliche Brüder und Schwestern zu haben, da es wäre, als wollte Er doch in etwas mehr sein als andere Menschen, denen Er doch in allem gleich werden sollte. So tut auch das der vollen Menschwerdung Jesu Eintrag, wenn Maria anders geboren haben soll als andere Frauen. Nichts ist aber lieblicher, als Jesum in einem großen Geschwisterkreis aufwachsen zu sehen, wie dieser auch ausfallen mochte. Denn damit wird uns recht anschaulich gemacht, wie Er aller Menschen wirklicher Bruder hat sein wollen. Ach, wie freuen wir uns, einen so lieben und jetzt so hohen Bruder zu haben, der alles dransetzt, Seine Brüder aus ihrer Finsternis herauszuziehen und in das himmlische Wesen zurückzusetzen! – Lesen wir weiter:

V. 57: „Und ärgerten sich an Ihm. Jesus aber sprach zu ihnen: Ein Prophet gilt nirgends weniger denn in seinem Vaterlande und in seinem Hause.“ (Markus: „Und daheim bei den Seinen.“)

Wenn sie sich ärgerten, so war es das, daß sie, um glauben zu können, daß es mit Jesu etwas Rechtes, daß Er namentlich der Messias sein könne, Anstoß nehmen an Seiner Herkunft und Seinem niedrigen Stande. Die Vornehmen der Stadt hatten über Ihn hinweggesehen; und den anderen war Er stets etwas Gewöhnliches geblieben. Möglich ist es, daß sie auch mit einer Art Verächtlichkeit an Ihn hingesehen hatten, weil Er nichts nach der Art der Welt Imponierendes an sich hatte. Auch mag Er sich leicht unter jedermann geduckt haben, weil Er eben gar „sanftmütig und von Herzen demütig“ (Matth. 11, 29) war. Wer durch

seine Erscheinung und sein Benehmen nicht imponiert, wird über die Achseln angesehen. Man kann ihn schätzen; aber etwas aus ihm zu machen, vermag man nicht. Ist nun jemand bisher fremd gewesen, daß man nicht gerade von Jugend auf ihn kannte, so übersieht man leicht die andernfalls anstößigen Äußerlichkeiten. Aber in der Heimat können die Leute diese nicht verwinden, zumal wenn auch je und je Spottvögel sich über den Betreffenden lustig gemacht hatten, was auch bei Jesu wohl der Fall gewesen sein kann. Daher der Ausspruch Jesu: „Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande und daheim bei den Seinen.“ Haben wir doch auch Andeutungen, wie es Zeit brauchte, bis selbst Jesu Geschwister sich in Ihn fanden. Lange dauernde Bekanntschaft macht stumpf gegen Personen wie etwa Propheten, die in der Folge als mit Gotteskräften angetan erscheinen. – Zum Schluß lesen wir:

V. 58: „Und Er tat daselbst nicht viele Zeichen, um ihres Unglaubens willen.“ – (Markus sagt in 6, 5: „Und Er konnte allda nicht eine einige Tat tun, ohne wenigen Siechen legte Er die Hände auf und heilte sie. Und Er verwunderte sich ihres Unglaubens.“)

Hier sehen wir, wie auch für Jesum der Unglaube ein Hindernis war, Wunder zu tun. Die Nazarener standen ganz ferne von Jesu; und sie konnten sich von Ihm aus keine Gotteskräfte auf sie übergehend denken. Der Unglaube war so groß, daß selbst Jesus sich verwunderte. Wie schmerzlich Ihm das gewesen sein muß, da Er Seinerseits gewiß viel Empfindung für Seine Landsleute hatte! Zeichen, sagt Matthäus, habe Er nicht viele tun können. Da werden denn auch die Fälle, wenn Jesus durch Handauflegung Sieche heilte, Zeichen genannt. Mindestens war ja das ein Zeichen, daß Gott mit Ihm und eine Kraft Gottes in Ihm war. Aber eine eigentliche Tat wie an Blinden, Tauben, Lahmen, Aussätzigen konnte Er nicht tun, wie Markus sagt. Dazu erfordert's notwendig Glauben. Denn große Wunder werden nicht nur so hingeworfen, wie mechanisch gewirkt. Das verbietet die Göttlichkeit der Wunder. Gaukler freilich machen ihre Gaukeleien an jedermann; und um mit diesen nicht verwechselt zu werden, war es notwendig, mit den Wundern gegen Ungläubige einzuhalten.

Am Vermögen, auch an Ungläubigen Wunder zu tun, hätte es dem Heiland nicht gefehlt; aber innerlich war Er gehalten, daß Er nicht konnte. Man darf auch nicht denken, gerade um des Unglaubens der Leute willen hätte Er Wunder tun sollen, damit in ihnen der Glaube erwachte. Denn die Nazarener standen so, daß gesehene Wunder sie hätten noch verstockter machen können, wie das bei den Pharisäern war. Es gibt nämlich zweierlei Unglauben, einen böswilligen Unglauben, wenn unrechte Gesinnungen mitlaufen; und mit diesem ist nichts zu machen. Dann gibt es einen anderen, da bei sonst redlichem Sinn nur Unfähigkeit da ist, in Unbegreifliches mit Glauben sich zu schicken. Gegen solche Ungläubigen konnte der Heiland zuvorkommend sein, wie gegen einen Thomas, der die Auferstehung Jesu nicht glauben konnte, und gegen den Menschen, der sagte: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“ (Mark. 9, 24) und gegen den Obersten, zu welchem der Herr zuerst sagte: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ (Joh. 4, 48) Bei den Nazarenern war's anders; und der Herr mußte gerade in Seinem Vaterlande, da Ihm wohl auch manche Gebrechliche von früher her bekannt waren, diese laufenlassen; denn sie hatten keinen Zug zu Ihm, dachten wohl auch, lieber zu bleiben, was sie waren, als vom Zimmermann sich heilen zu lassen. Was ist doch der Mensch, wenn er einmal mit seinen Gedanken bei einem verkehrten Herzen ganz nur im Natürlichen hängengeblieben ist, ohne mit frommem Sinn von oben kommende Gotteskräfte glauben zu können!

## 14. Kapitel Matthäi

### § 117 Gerücht vor Herodes

Kap. 14, 1-2

vgl. Mark. 6, 14-16; Luk. 9, 7-9

Matthäus berichtet nun, wie das Gerücht von Jesu auch vor den König Herodes gekommen sei und wie dieser, vom Gewissen geplagt, auf den Gedanken kam, Jesus möchte der von ihm enthauptete Johannes sein und als Auferstandener nun solche Taten tun. Im Text lesen wir:

Matth. 14, 1: „Zu der Zeit kam das Gerücht von Jesu vor den Vierfürsten Herodes.“ (Markus setzt hinzu: „Denn Sein Name war nun bekannt“, nennt auch den Herodes einen „König“, wie man ihn unter dem Volk mit Unrecht hieß.) – V. 2: „Und er sprach zu seinen Knechten: Dieser ist Johannes der Täufer; er ist von den Toten auferstanden, darum tut er solche Taten.“

Bei Lukas lesen wir (9, 7): „Es kam aber vor Herodes, den Vierfürsten, alles, was durch Ihn geschah; und er besorgte sich, dieweil von etlichen gesagt ward: Johannes ist von den Toten auferstanden.“ – V. 8: „Von etlichen aber: Elias ist erschienen. Von etlichen aber: Es ist der alten Propheten einer auferstanden.“ – V. 9: „Und Herodes sprach: Johannem habe ich enthauptet; wer aber ist dieser, von dem ich solches höre? Und begehrete, Ihn zu sehen.“

Wenn Markus sagt: „Denn Sein Name war nun bekannt“, so könnte man denken, daß es bald im Anfange gewesen sei, da ja schnell das Gerücht von Jesu in alle umliegende Länder erscholl. Doch scheint dem nicht so gewesen zu sein, weil Matthäus sagt: „Zu derselbigen Zeit“, also um die Zeit, da Jesus bereits Seine lange Wirksamkeit in Galiläa schloß. Weil nämlich [das], was vorging, ganz nur Sache des Volks, namentlich

des niedrigen Volks, war, so kann es wohl sein, daß viele Zeit verstrich, bis die weltlichen Oberherren Notiz davon nahmen. Religiöse Bewegungen, welche ungefährlich sind, läßt man meist so gehen wie jetzt in England und Amerika; und die weltlichen Oberherren sehen darüber hinweg oder belächeln sie, wenn sie etwas hören. Sie lassen's unbeachtet liegen. So war's, wie man erkennen kann, bei Pilatus und seinen Hauptleuten. Ebenso nun auch bei Herodes, dem Vierfürsten. Da brauchte es Zeit, bis eigentlich mit Ernst bei ihm die Rede wurde von dem Nazarener. Die Wunder aber wurden immer auffallender; und zuletzt drang es auch in die Paläste und erregte Aufsehen, Neugierde, auch Unruhe und inneres Drängen.

Herodes ist schon der dritte König dieses Namens, der in den Evangelien vorkommt. Der erste, unter welchem Christus geboren wurde, wird der Große genannt. Er hatte die jüdischen Lande, soweit sie sich nur erstreckten, inne, weil er ein Freund und Günstling des Kaisers war, auch große Regenttalente besaß. Nach seinem Tode kam Herodes Archelaus, sein Sohn (Matth. 2, 22), auf den Thron. Er war Universalerbe seines Vaters, wurde aber wegen seiner Tyrannei vom Kaiser entfernt und starb in Vienne in Gallien (Frankreich) in der Verbannung. Dann kam ein Landpfleger, der einen Teil des Landes verwaltete und neben sich über verschiedene Teile des Landes sogenannte Vierfürsten hatte (Luk. 3, 1). Unter diesen war Herodes Antipas, von dem jetzt die Rede wird, auch ein Sohn Herodis des Großen. Er herrschte 43 Jahre lang in Galiläa und einem Teil von Samaria und Peräa. Er war etwas gutmütiger als Archelaus, aber ein oberflächlicher Weltmensch. Dazu war er wollüstig, verstieß seine rechtmäßige Gemahlin und vermählte sich mit Herodias, der Gemahlin seines Bruders Herodes Philippus, welcher Vierfürst in Trachonitis und Ituräa war, der beste unter allen seinen Brüdern. Herodias entließ ihrem Manne, weil sie eine herrschsüchtige Frau war, welche die Ehre des größeren Vierfürsten, des Herodes Antipas, der Hoffnung hatte, den Königstitel zu bekommen, lieber haben wollte. Die Tochter der Herodias, von welcher die Rede wird, war aus erster Ehe. Auf Anstiften der Herodias reiste der Vierfürst nach Rom, um den Königstitel zu bekommen, wurde aber von dem Kaiser Caligula ungnädig auf-

genommen und nach Spanien verwiesen, wo er starb. Nach ihm kam Herodes Agrippa I., den die Würmer fraßen (Apg. 12, 20-23). Dessen Sohn, Herodes Agrippa II., kam dann auf den Thron, immer neben Landpflegern. Er war ein wohlwollender Fürst und ist der, der zu Paulus sagte: „Es fehlet nicht viel, so würde ich ein Christ (Apg. 26, 28).“ Er lebte bis über die Zerstörung Jerusalems hinaus.

Nach unserem Texte war Johannes der Täufer bereits, und wohl einige Zeit vorher, als Opfer der Herodias gefallen. Nun aber machte Jesus viel größeres Aufsehen, als Johannes gemacht hatte; und das gab endlich am Hof zu vielem Gerede Anlaß. Vor Herodes kam jetzt alles, was durch Jesum geschah; und „er besorgte sich“, sagt Lukas, d. h. er kam in innerliche Sorge und Angst, weil ihm nun sein Gewissen schlug betreffs der Enthauptung Johannis. Von etlichen, heißt es bei Lukas, wurde gesagt: „Johannes ist von den Toten auferstanden“, was begrifflich ein Schreck war für den Herodes. Wohl sagen andere, Elias sei erschienen, wieder andere, einer der alten Propheten sei auferstanden. Herodes aber wurde immer unruhiger; und immer steht die Enthauptung Johannis vor ihm. „Johannem“, sagt er, „habe ich enthauptet; wer aber ist dieser, von dem ich solches höre?“ Nach Matthäus und Markus sagt er's bestimmter, daß Jesus der enthauptete Johannes sei, der, obwohl er im Leben keine Wunder getan habe, nun als Auferstandener solche Taten tue.

Wir sehen aus dieser Geschichte, welche gewaltigen Bewegungen doch damals unter dem ganzen Volke, auch in den höheren Ständen, angeregt wurden, und immer so, daß bei jedermann die Gedanken unmittelbar an Höheres kamen, das vorgehe. Von Betrug, von Täuschungen, von Aberglauben wagte niemand zu reden, wie das überhaupt in der ganzen Geschichte Jesu nicht vorkommt, daß man, um Seine Wunder sich zu erklären, zu Gedanken von Betrug oder Täuschung seine Zuflucht genommen hätte. Jesu ganze Art hatte zuviel Göttliches an sich; und auch Seine Wunder hatten etwas Überwältigendes für jedermann, der sie sah oder von ihnen hörte, weil auch nicht eine Spur von etwas in ihnen lag, das hätte zu mißgünstigen Gedanken führen können, nur daß bei Heilung von Besessenen die Pharisäer an Zauberei dachten, weil sie an Gauklern eine Art Halt dafür hatten. Sonst

sieht man es, wie ein tieferes Gottesbewußtsein durch alle Stände erwacht war und alles etwa dachte wie Nikodemus, der sagte: „Niemand kann die Zeichen tun, die du tust, es sei denn Gott mit ihm.“ (Joh. 3, 2) So kam's, daß sie, auch wenn sie sonst nicht viel nach Jesu fragten, an das Höchste dachten, an einen von den Toten Auferstandenen, an einen wiedergekommenen Elias, an einen der alten Propheten, der wiedererstanden wäre; und damit kamen ihre Gedanken bis an den Gott hin, der Himmel und Erde gemacht hat und persönlich sich geoffenbart hatte. Dessenungeachtet drang dieses neu erwachte Gottesbewußtsein nicht in völliger Weise durch, und dem Leben und Wesen der Leute wurde keine andere höhere Richtung gegeben. Das ist die Macht und List der Finsternis, solange diese ungebrochen und nicht beseitigt ist, dem erwachten höheren Gefühl, das sie nicht mehr verhindern kann, wenigstens die Macht über den Menschen zu nehmen und in seiner Wirkung völlig zu lähmen, so daß jedermann die großen Wunder sehen, hören, anerkennen, als von Gott kommend nehmen kann und doch sich bezieht, als liege keine Aufforderung für den Menschen darin, nun auch anders sich zu Gott zu stellen. Man nahm's als etwas ins gewöhnliche menschliche Leben Hereingehörendes, als hänge sich's ans Natürliche, Menschliche, Irdische an, nur diesem zugute kommend; und eben an diesem blieb man hängen. Ja, bei Jesu hinderten alle empfangenen Eindrücke nicht, selbst gegen die Person des Mannes, von dem man sagte oder dachte, es sei Gott mit Ihm, auf die schnödeste und feindseligste Weise sich zu benehmen.

Wenn es dem Herrn gefiele, wieder auf eine allerwärts den höheren Sinn anregende Weise sich kundzutun, wie wird's werden? Wir könnten Sorge haben, daß es abermals übel gehen werde, da bereits im Kleinen Vorgänge ähnlicher Art genug vorhanden sind. Wie oft sieht sich jemand durch ein Wunder gerettet, bekennt selbst, daß nur Gott ihm habe helfen können. Aber er selbst bleibt, wie er ist; und wenn's andere hören, läßt sie's auch sein, wie sie sind. Man streicht auch Wunder Gottes kaltblütig ein; und dem, der Wunder tut, dem Gott, der uns mit Freundlichkeit an sich ziehen will, will man für alles, was Er tut, nichts bieten. Indessen wissen wir von Jesu, daß Er sich zur Rechten Gottes gesetzt habe, zu herrschen, bis Er alle Seine

Feinde, worunter vornehmlich die unsichtbaren Mächte zu verstehen sind, zum Schemel Seiner Füße werde gelegt haben (Hebr. 1, 12). Da dürfen wir doch denken, daß der Herr mit neuen Gnaden nicht eher vortreten werde, als bis die lähmenden und alle Gottesbezeugungen im Menschen verhöhnenden Kräfte der Finsternis gedämpft oder beseitigt sind. Dann möchten göttliche Kräfte durchschlagend wirken zur Unterwerfung der Menschen unter den Namen Jesu, sosehr es den Anschein hat, als wollte gerade in unserer Zeit nichts mehr wirksam genug sein, ein Besseres herbeizuführen.

Bei Herodes hatte alles zunächst die Wirkung, daß er, wie Lukas sagt, begehrete, Jesum zu sehen. Aber Jesus tat ihm oder seiner Neugierde nicht den Gefallen, sich ihm zu nähern. Erst als Gefangener wurde er von Pilatus ihm zugeschickt, um dann seiner Verachtung und dem Gespötte seines Hauses anheimzufallen. So wenig tief gingen bei Herodes die vorher gehabt höheren Empfindungen.

## § 118 Enthauptung Johannis

Kap. 14, 3-12

vgl. Mark. 6, 17-29

Matthäus erzählt nun nachträglich die Enthauptung Johannis durch Herodes. Dieselbe erfolgte wohl einige Zeit vorher, ehe Herodes Ernsteres von Jesu hörte, das sein Gewissen aufregte. Wir lesen:

Matth. 14, 3: „Denn Herodes hatte Johannem gegriffen“ (Mark. 6, 17: „hatte ausgesandt und Johannem gegriffen“), „gebunden und in das Gefängnis gelegt von wegen der Herodias, seines Bruders Philippi Weib.“ – (Mark. 6, 17: „Denn er hatte sie gefreiet.“) – V. 4: „Denn Johannes hatte zu ihm gesagt (Markus: „Johannes aber sprach zu Herodes“): „Es ist nicht recht, daß du sie habest.““

Wie es kam, daß Johannes zu Herodes sagte, seine Ehe mit seines Bruders Weib sei nicht recht, ist nicht erzählt. Eine persönliche Begegnung scheint stattgefunden zu haben. Vielleicht

hatte ihn Herodes vor der Gefangennehmung zu sich kommen lassen, weil er sich versichern wollte, ob nicht Volksaufläufe durch ihn entstehen könnten, oder weil ein Verlangen in ihm war, den Mann kennenzulernen, zu dem alles in die Wüste hinauslief. Da gab es denn eine Unterredung; und weil Johannes als ein ernster Mann gegen die Sünden bekannt war, mag der König, dessen Gewissen nicht frei war, gefragt haben, ob vor Gott es viel ausmache, daß er seines Bruders Weib habe. Er hatte auch dieser zuliebe seine Gattin, die Tochter des arabischen Königs Aretas, verstoßen. Kam nun diese Sache vor Herodes zur Sprache, so konnte ja Johannes nicht ander[e]s sagen, als daß es nicht recht sei, des Bruders Weib zu haben. Das teilte nachher der König der Herodias mit; und auf ihr Anstiften mag nun später der König ausgesandt, Johannem gegriffen und ins Gefängnis gelegt haben. Daß Johannes von sich aus dem Könige den Vorhalt gemacht haben werde, ist nicht denkbar. Denn dann hätte er ihm noch anderes vorhalten müssen, das auch ein schweres Gewicht vor Gott hatte. Sein Beruf war nur, Sünden, die bekannt wurden, anzuhören, um sie durch die Taufe zu vergeben, nicht aber, Sünden, die nicht freiwillig bekannt wurden, vorzuhalten. Nur zu solchen, die sich ohne Bekenntnis taufen lassen wollten, konnte und durfte er sagen: „Ihr Ottergezüchte, wer hat euch denn gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?“ (Matth. 3, 7) Wie [dem] nun sei, so hatte es Johannes mit seiner Offenheit ganz verschüttet, namentlich bei der Herodias. Es heißt weiter:

Matth. 14, 5: „Und er hätte ihn gerne getötet, fürchtete sich aber vor dem Volk; denn sie hielten ihn für einen Propheten.“

Mark. 6, 19: „Herodias aber stellte ihm nach und wollte ihn töten und konnte nicht.“ – V. 20: „Herodes aber fürchtete Johannem; denn er wußte, daß er ein frommer und heiliger Mann war. Und verwahrte ihn und gehorchte ihm in vielen Sachen und hörte ihn gerne.“

Wenn nach Matthäus Herodes ihn gerne getötet hätte, so war's doch nur seine blinde Liebe zu Herodias, die in ihm Mordgedanken kommen ließ. Aber seine Furcht vor dem Volke war doch noch größer; denn dieses hielt Johannes für einen

Propheten, d. h. sein Besitz galt ihm als der Besitz eines Propheten. Indessen war Johannes, weil ins Gefängnis gelegt, schon in schlimmen Händen; und an eine Entlassung aus dem Gefängnis war kaum mehr zu denken. Dazu war Herodias unversöhnlich und unerbittlich. Sie stellte ihm nach, scheint also auch Versuche gemacht zu haben, im Gefängnis ihn heimlich töten zu lassen. Aber „sie konnte nicht“, vermochte es nicht; und ihre Anschläge gelangen ihr nicht. Herodes kann auch nicht, wie er will, nicht nur, weil er das Volk fürchtete, sondern auch, weil er noch eine Empfindung hatte für die Frömmigkeit und Heiligkeit des Mannes. Er hörte ja sogar gerne den Johannes und gehorchte ihm in vielen Dingen, so daß wohl manche Übelthat des Herodes durch den gefangenen Johannes abgewendet wurde. Er machte sich also öfters in die Nähe des Johannes in dem Festungsgebäude und ließ sich ihn vorführen, um sich mit ihm zu unterreden. Aber nur um so ängstlicher und rachsüchtiger wurde Herodias, wenn sie dachte, am Ende lasse sich der König etwas einreden. Endlich kam sie doch mit ihrem Haß zum Ziel. Wir lesen:

Matth. 14, 6: „Da aber Herodes seinen Jahrestag beging, da tanzete die Tochter der Herodias vor ihnen. Das gefiel Herodi wohl.“

Mark. 6, 21: „Und es kam ein gelegener Tag, daß Herodes auf seinen Jahrestag ein Abendmahl gab den Obersten und Hauptleuten und Vornehmsten in Galiläa.“ – V. 22: „Da trat hinein die Tochter der Herodias und tanzete und gefiel wohl dem Herodes und denen, die am Tische saßen.“

Das Geburtsfest Herodis ist wohl unter dem Jahrestag verstanden, den er festlich beging und zu dem er ein großes Mahl zubereitete, an dem er den Adel von Galiläa sich beteiligen ließ. Man kann sich Gedanken darüber machen, was es doch je und je um die vornehme Welt ist. Jene Obersten, Hauptleute und Vornehmsten wußten doch auch von Johannes, waren wohl auch mitunter angeregt durch ihn wie alles Volk und sitzen nun da, eins mit dem Könige, ohne nachher im geringsten sich für den Mann zu wehren, vor dem doch das ganze Volk so hohe Achtung hegte. Oder ist's nicht auch hier so, daß alles dem Johannes zuströmte und nur jene Honoratioren vornehm

gleichgültig zu Hause blieben, ohne sich viel aus dem Propheten zu machen? Man sieht es, wie über die Maßen neu die Erscheinung des Johannes war; und was kostete es, bis sie eigentlich als etwas Bedeutungsvolles angesehen wurde! Alles ist um Herodes herum vergnügt und heiter und läßt sich's wohl sein, als in den großen Festsaal das junge Töchterchen der Herodias – Salome hieß sie – hereintrat und allerlei künstliche tanzende Bewegungen machte, gewiß nur äußerst leicht verhüllt, aber sehr pomphaft oder mit jenen fast durchsichtigen Gewändern angetan, die so berühmt in der alten Zeit waren, so daß es für alle, namentlich für den Herodes, eine wollüstige Augenweide war. Gefiel's ja doch allen, die zu Tische saßen. Das Spiel hat wohl auch dazu dienen sollen, eine günstige Stimmung gegen Herodias hervorzurufen. Der König zeigt sich ganz hingerissen, wie wir lesen:

Matth. 14, 7: „Daher verhiess er ihr mit einem Eide, er wolle ihr geben, was sie fordern würde.“ (Markus: – „Da sprach der König zum Mägdlein: Bitte von mir, was du willst; ich will dir's geben. Und schwur ihr einen Eid: Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben, bis an die Hälfte meines Königreichs.“)

Matthäus fährt fort: „Und als sie zuvor von ihrer Mutter zugerichtet war, sprach sie: Gib mir her auf einer Schüssel das Haupt Johannis des Täufers.“ – (Bei Markus: „Sie ging hinaus und sprach zu ihrer Mutter: Was soll ich bitten? Die sprach: Das Haupt Johannis des Täufers. Und sie ging bald hinein mit Eile zum Könige, bat und sprach: Ich will, daß du mir gebest jetzo sobald auf einer Schüssel das Haupt Johannis des Täufers.“)

Eben das Unberechtigte, das allem zugrunde lag, machte den König, als wollte er's vertuschen, so freigebig gegen das Mägdlein. Bis an die Hälfte seines Königreichs darf sie bitten. Genaugenommen war's ein unsinniger Eid. Was soll's denn sein, was da zu geben war? Er konnte sie doch nicht zur Fürstin machen über die Hälfte seines Königreichs. Bei einem solchen Eid weiß man selbst nicht, was man schwört. Der Eid wird um so unsinniger, wenn er gar ein Recht über das Gewissen des Schwörenden einräumen soll. Offenbar hätte der König das Recht gehabt, zu sagen: „Mein Gewissen geht mir über die Hälfte meines Königreichs; und du forderst also zuviel.“ Wie



mag es auch den Tischgenossen zumute geworden sein, daß dem Mädchen gestattet wurde, eine Blutforderung zu machen! Manchem der Gäste konnte es um den eigenen Kopf bange werden, wenn er einmal gegen die gottlose Ehe etwas geäußert hatte. Jedenfalls wollte das Herodias mit erzielen, daß ja niemand sich unterstehe, ihre Ehe mit dem Könige nicht gutzuheißen. Aber, o des armen Mädchens, von einer Mutter so beraten zu werden! – Wir lesen weiter:

V. 9: „Und der König ward traurig; doch um des Eides willen und derer, die mit ihm zu Tische saßen, befahl er’s ihr zu geben.“ (Markus: „wollte er sie nicht lassen eine Fehlbitte tun.“) – V. 10: „Und schickte hin und enthauptete Johannes im Gefängnis.“ – V. 11: „Und sein Haupt ward hergetragen in einer Schüssel und dem Mägdlein gegeben; und sie brachte es ihrer Mutter.“

Herodes Antipas residierte für gewöhnlich in Tiberias; und wenn angenommen wird, daß Johannes in Machärus, der südlichen Grenzfestung zwischen Peräa und dem Gebiete des Aretas, im ehemaligen Moab gefangensaß, so konnte die Wiederkunft des Henkers von da erst in zwei Tagen möglich sein. Weil aber daran lag, daß noch beim Mahle selbst das Haupt überbracht werde, so ist anzunehmen, daß das Gastmahl in Machärus gehalten wurde, da in kurzer Zeit das Geforderte beigebracht werden konnte. Man denke sich doch, wie Johannes, da das Gefängnis in einem an das Schloß anstoßenden Gebäude sich befand, vom Festlärm hat vieles hören müssen, rauschende Musik und mancherlei anderes, das zur Verherrlichung eines Festes gehörte, vernehmen mußte, ohne die geringste Ahnung einer Gefahr für sich zu haben, als plötzlich die Henker eintraten und, weil sie eilen mußten, den kürzesten Prozeß mit ihm machten!

Wir sehen, welche traurige Folgen der Eid eines Königs haben kann. Man muß freilich auch erwägen, daß bei einem Könige viel darauf ankam, als ein Mann zu gelten, der Wort und Eid halte. Hier waren die Vornehmsten des Volks beieinander; und da fürchtete der König, hintennach möchten, wenn er die Bitte abschläge, viele aussprengen, auf des Königs Wort und Eid dürfe man sich nicht verlassen, weil er sich nichts daraus mache, auch einen getanen Eid nicht zu halten. In der Familie des Herodes war ohnehin Treubruch etwas Gewöhnliches. Das war

bekannt; und um so weniger will jetzt der König der Eidbrüchige heißen, weil er angesichts der Vornehmsten des Volks den Eid getan hatte. Freilich gerade diesen Eidbruch hätte ihm niemand übelgenommen. Einen Eid brechen, um ein Leben zu schonen, zumal wenn dieses so zufällig und ungelegen und ungerecht gefordert wird, wird kaum als Eidbruch angesehen. Schrecklich doch, einem Mädchen, das Blut fordert, während man die Absicht hat, ihm eine Freude zu machen, den Eid zu halten! Wenn er ihn nicht gehalten hätte, würden gewiß viele Galiläer, die um ihn saßen, es ihm gedankt haben. Aber wie gering kann das Gewissen derer werden, die nach niemand auf Erden zu fragen brauchen! – Zum Schluß sagt Matthäus:

V. 12: „Da kamen seine Jünger und nahmen seinen Leib und begruben ihn und kamen und verkündigten das Jesu.“

Wie es kam, daß die Jünger Johannes den Leichnam nehmen konnten, ist nicht gesagt. Vielleicht gab man auch den Leib gerne her, da man ihn doch nur auf den Schindacker geworfen hätte, wenn er nicht schon darauf lag, den Hunden zur Speise. Der Herr aber wollte seine Gebeine bewahrt wissen. Das Haupt aber fehlte! Herodias soll die Zunge – man denke, die Zunge der Stimme in der Wüste – mit Nadeln durchstochen haben! „Der Tod Seiner Heiligen aber ist wertgehalten vor dem Herrn.“ (Ps. 116, 15)

## § 119 Speisung von 5000

Kap. 14, 13-21

vgl. Mark. 6, 31-44; Luk. 9, 10-17; Joh. 6, 1-13

Wir kommen heute der Reihe nach an die erste Speisung von 5000 Mann, Weiber und Kinder nicht mitgerechnet (V. 21). Nicht nur Markus und Lukas, sondern auch Johannes erzählt dieselbe gleichfalls, zum Teil mit kleinen Unterschieden in der äußeren Haltung der Geschichte, welche zeigen, wie unabhängig voneinander die vier Evangelisten schreiben. Johannes erzählt nur selten das gleiche, was die anderen Evangelisten haben. Diesmal tut er’s, weil’s ihm Gelegenheit gibt,

sehr wichtige Unterredungen, die der Herr nachher mit dem Volk hatte, anzuhängen. Zunächst wird vom Drang des Volks zu Jesu, der sich hatte zurückziehen wollen, erzählt. Wir lesen:

Matth. 14, 13: „Da das Jesus hörete, wich Er von dannen auf einem Schiff in eine Wüste alleine. Und da das Volk das hörete, folgte es Ihm nach zu Fuß aus den Städten.“

Hier scheinen sich die Worte: „Da das Jesus hörete“ auf das zu beziehen, daß die Jünger Johannis Ihm die Enthauptung Johannis gemeldet hatten, als hätte diese Nachricht Ihn veranlaßt, sich zurückzuziehen oder dem Herodes auszuweichen. Man kann es aber nicht recht verstehen, wie Jesus habe ausweichen wollen, wenn Er doch eigentlich in der Nähe verblieb, da Er, wie Lukas sagt, in eine Wüste in der Nähe von Bethsaida ging, von Tiberias weg, nach Johannes. Wenigstens war's keine Flucht, sozusagen. Auch hatte Matthäus zuerst (V. 1 und 2) von Herodes gesprochen, wie er in Jesu den enthaupteten Johannes vermute, und hat dann erst wie gelegentlich die Geschichte der Enthauptung erzählt. Diese ist also nur so zwischenhinein erzählt. Wenn also jetzt Matthäus sagt: „Da das Jesus hörete“, muß es ein anderes, das Er hörte, als die Enthauptung Johannis sein, etwa eben die Besorgnis, die Herodes wegen Seiner hatte, obwohl die Anzeige davon an Jesum nicht erwähnt worden ist. Nach Markus und Lukas war der Zusammenhang ein anderer, und Jesus suchte mehr Ruhe für sich und Seine Jünger, als daß Er sich vor Herodes fürchtete. Wir lesen:

Mark. 6, 31: „Und Er sprach zu ihnen: Lasset uns besonders in eine Wüste gehen, und ruhet ein wenig. Denn ihrer war viel, die ab- und zuginen, und hatten nicht Zeit genug, zu essen.“ – V. 32: „Und Er fuhr da in einem Schiff zu einer Wüste besonders.“

Luk. 9, 10: „Und Er nahm sie zu sich und entwich besonders in eine Wüste bei der Stadt, die da heißet Bethsaida.“ – V. 11: „Da des das Volk innenward, zog es Ihm nach.“

Joh. 6, 1: „Danach fuhr Jesus weg über das Meer an der Stadt Tiberias in Galiläa.“

Bei Markus und Lukas waren eben die Jünger Jesu von ihrer Wanderung zurückgekehrt und erzählten Jesu, was sie ausgerichtet hatten. Auf das hin nahm Er sie zu sich, um einen besonderen wüsten, d. h. einsamen Ort aufzusuchen. Hierher

gehört also das in Matthäus: „Da Jesus das hörete“, d. h. da Er die Erzählungen Seiner Jünger hörte. Matthäus hatte nichts von deren Rückkehr gesagt; und man hat diese vor unseren Text aus Markus und Lukas hereinzusetzen. Die Geschichten alle sind überhaupt aus irgendwie vorhandenen Fragmenten zusammengestellt, so daß die Verbindung dem Worte nach nicht immer dieselbe scheint, aber aus einer Vergleichung der Evangelien oft doch als dieselbe erkannt werden kann.

Der Herr will nach Markus die Apostel ein wenig ausruhen lassen, was anzeigt, daß sie sich auf der Reise nicht gepflegt hatten und jetzt recht abgearbeitet erschienen. Sie waren wieder in eine Unruhe hereingekommen, da sie um des vielen Volks willen, das ab- und zuginen, nicht einmal Zeit hatten zu essen. Man sieht es, wie lebhaft es immer um die Person Jesu zuginen. Er war von Nazareth aus nach Tiberias gekommen, von wo aus Er ja, nach Johannes, abfuhr; und weil hier für gewöhnlich Herodes residierte, mag es wohl sein, daß Ihn auch die Nachrichten vom Gerede am Hofe mit veranlaßten, ein wenig beiseite zu gehen, wiewohl es im Text nicht angedeutet ist. Von Tiberias aus nun fuhr Er in einem Schiff besonders ab, d. h. wohl in einem besonderen Schiffe, mit welchem sonst niemand fuhr als Seine Jünger, um mit diesen allein zu sein. Er fuhr am Ufer entlang hin bis in die Nähe der Stadt Bethsaida, an eine einsame Wüste hin. Das Volk aber, dem Er auswich, merkte an der Richtung, die das Schiff nahm, wohin Er zu fahren beabsichtigte, und eilte zu Land ebendahin, und so, daß sie nach Markus Jesu zuvorkamen, d. h. eher in der Wüste eintrafen, als das Schiff landete. Lesen wir das Weitere:

Matth. 14, 14: „Und Jesus ging hervor und sah das große Volk; und es jammerte Ihn derselbigen, und heilete ihre Kranken.“

Mark. 6, 33: „Und das Volk sah sie wegfahren; und viele kannten Ihn und liefen daselbsthin miteinander zu Fuße aus allen Städten und kamen ihnen zuvor und kamen zu Ihm.“ – V. 34: „Und Jesus ging heraus und sah das große Volk; und es jammerte Ihn derselbigen. Denn sie waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Und fing an eine lange Predigt.“

Luk. 9, 11: „Und Er ließ sie zu sich und sagte ihnen vom Reiche Gottes und machte gesund, die es bedurften.“

Joh. 6, 3: „Jesus aber ging hinauf auf einen Berg und setzte sich daselbst mit Seinen Jüngern.“

Nach Matthäus (V. 13) hatte doch der Heiland, nach Seiner Landung, des Volks ein wenig sich ent schlagen und einen Ruheort gefunden, aus dem Er aber endlich hervorging, um dem hergeströmten Volke sich hinzugeben; und da ging Er herauf auf eine Anhöhe, da Er sich mit Seinen Jüngern setzte (nach Johannes), um leichter zum Volk reden zu können. Wenn aber Markus sagt: „Und Jesus ging heraus“, so heißt es da: „Aus dem Schiffe“, weil ihm ja das Volk zugekommen war. Hier wird das übergangen, daß doch zuerst Jesus sich mit Seinen Jüngern allein zu machen wußte. Wie [dem] sei, so nahm Er sich jedenfalls bald des Volkes an. Denn, heißt es, „es jammerte Ihn des Volks“, das ohne alle geistliche Pflege war, namentlich ohne eine Pflege, die leiblich oder geistlich ihm etwas sein konnte, das also „Schafen gleich, die keinen Hirten haben“. Das Wehgefühl für die Leute ließ Ihn nicht mehr an Sein und der Jünger Bedürfnis denken. Da fing Er an, „vom Reich Gottes“ zu reden, machte auch viele gesund, die es bedurften. Matthäus sagt: „Er fing an eine lange Predigt.“ Wie traulich sie doch da um den Heiland saßen! Sie vergaßen auch alle ihre eigenen Bedürfnisse und waren lauter Ohr für das, was Jesus sprach, mit einem ganz besonderen Seelendrang. Wie holdselig mag denn auch Jesus stundenlang zu ihnen geredet haben, immer von dem Anbruch des Reiches Gottes sich mit ihnen unterhaltend, da der Herr über Seinem Volke nach der Verheißung Seine Herrlichkeit immer weiter offenbaren werde. Denn Sein Predigen war mehr ein Reden mit den Leuten; und Predigten, wie sie bei uns gehalten werden, waren's keine.

Hier nun wollen wir nicht übergehen, was bei Johannes eingefügt ist:

Joh. 6, 4: „Es waren aber nahe die Ostern, der Juden Fest.“ – V. 5: „Da hob Jesus Seine Augen auf und siehet, daß viel Volks zu Ihm kommt, und spricht zu Philippo: Wo kaufen wir Brot, daß diese essen?“ – V. 6: „Das sagte Er aber, ihn zu versuchen; denn Er wußte wohl, was Er tun wollte.“ – V. 7: „Philippus antwortete Ihm: Zweihundert Pfennige wert Brotes ist nicht genug unter sie, daß ein jeglicher unter ihnen etwas nehme.“

Wenn hier gesagt ist, daß Ostern nahe gewesen sei, so ist damit wohl ein Grund weiter angegeben, warum eben gerade diesmal so viel Volks herbeikam. Ihrer viele waren auf dem Wege nach Jerusalem; und da kam ihnen die Gelegenheit sehr erwünscht, noch etwas von Jesu zu hören. Es konnte auch eine Bedeutung für sie haben, mit Eindrücken von Jesu beim Fest zu erscheinen. Auch konnten sie dort vielen Auskunft geben über das, was sie von dem neuen Propheten selbst gesehen und gehört hätten. Während nun Jesus zu dem Volk redete, kamen der Haufen immer mehr; und als Jesus Seine Augen aufhob, sahe Er, wie so viele daherkamen. Er hatte, müssen wir dazudenken, bereits im Sinn, die Anwesenden, die so verkümmert und schmachend aussahen, zu speisen, ehe sie Ihn verließen. Nun aber kommen der Gäste noch so viele hinzu, die nun auch mitessen sollten. Daher Seine Anrede an Philippus, [um] den zu versuchen, während Er wohl wußte, was Er tun wollte: „Wo kaufen wir Brot, daß diese essen?“ Vielleicht hatte, wie man wagen kann hereinzudenken, der Herr sonst je und je Brot aus der Kasse für kleinere Haufen anschaffen lassen, so daß Sein Wunsch, die so lange Gebliebenen auch leiblich zu sättigen, den Jüngern nicht ganz fremd war. Nun aber, da so viele kamen, wollte Jesus den Philippus versuchen, d. h. sehen, was er dazu sage, wenn Er für so viele Brot wünschte. Das griff tief in die Kasse und konnte einem Jünger Schrecken machen. Philippus antwortet auch wie ein Erschrockener, wenn er von zweihundert Pfennigen (Denaren) redete, die da nicht ausreichen würden. Möglich, daß diese Summe etwa in der Kasse war, in welche von allerlei Freunden Beiträge flossen. Die 200 Pfennige oder Denare machen ungefähr 80 rheinische Gulden aus, daß also bei 5000 Mann je auf einen nicht ganz ein Kreuzer gefallen wäre. Die Summe ist also jedenfalls zu gering angegeben; und so ganz bis auf den letzten Heller entblößt zu werden konnte schon für einen Jünger eine versuchliche Sache sein. Aber wie weiß der Herr Jesus so herrlich Rat! Übrigens wäre auch die Beischaffung der Brote eine fast unmögliche Sache gewesen.

Wir sehen aber, wie der Heiland jetzt alle Seine Zuhörer, weil sie zu Ihm gekommen waren, als Gäste ansieht, die bei Ihm eingekehrt seien und denen Er nach Landesbrauch zu essen

geben müsse. Darum fragt Er wie etwa ein Hausvater, dem auf einmal viele Gäste über den Hals kommen: „Wo kaufen wir Brot, daß diese essen?“, wie wenn das sein müßte und es gar nicht anders sein dürfte, als daß Er sie speiste, weil es ein Verstoß gegen die Gesetze der Gastfreundschaft wäre, wenn Er es nicht täte. Sie kamen zu Ihm; und somit sind sie Seine Gastfreunde und Gäste. Er nimmt sie nicht nur als Gäste, sondern als Familienglieder auf. Die nachfolgende Speisung ist also kein Bettlersbrot; und die Leute sollten sich nicht als bemitleidet, sondern als beehrt fühlen, als zu Seiner Tafel eingeladen. Wie überaus liebenswürdig macht sich so die Speisungsgeschichte! Aber so hoch stehen Ihm die Seelen, die zu Ihm kommen, um Ihn anzuhören; sie werden Ihm wie Vater und Mutter und Brüder und Schwestern (Matth. 12, 48–50).

Wir sehen daraus, daß wir Ihn nur betrüben, wenn wir uns der Anhörung Seines Wortes entziehen, was die wohl bedenken mögen, die es so leichtnehmen, Kirche und Gottesdienste zu versäumen. Ferner zeigt uns das Benehmen Jesu, wie Er – wenn Er die gekommenen Zuhörer sogar leiblich zu stärken bereit ist und selbst das größte Wunder tut, um es tun zu können – um so mehr bereit und nahe ist, geistliche Stärkung zu geben, wie Er das durch den Heiligen Geist kann, denen, die nur bei Seinem Worte mit einigem Interesse sich einfinden. Treue Kirchgänger, schon wenn sie nur ein wenig Interesse am Worte haben, werden daher immer auch diejenigen sein, die am meisten bewahrt werden vor argen Verirrungen, jedenfalls vor geistlicher Verkommenheit, weil der Heiland ihnen als Freunden begegnet. Sie bekommen Brocken, nährende Brocken, sooft sie kommen. Die Liebe des Heilandes kann nicht anders denn wenigstens etwas geben denen, die mit Verlangen zu Seinem Worte kommen. Ja, selbst leibliche Stärkung können Schwache und Kranke und wieviel Trost und Erquickung Betrübte und Traurige finden, die Sein Wort hören gehen! O wie fühlbar nahe kann sich der Heiland nach allen Seiten machen!

## § 120 Speisung der 5000

(Fortsetzung)

Kap. 14, 13–21

vgl. Mark. 6, 31–44; Luk. 9, 10–17; Joh. 6, 1–13

Von der Absicht, die Jesus hatte, Seine gekommenen Zuhörer als Gäste zu behandeln, die Er zu speisen hätte, haben wir schon nach Johannes gesprochen. Seine Frage an Philippus können wir etwas früher denken als die Aufforderung der Jünger an Ihn, von welcher in den anderen Evangelien steht. Wir lesen:

Matth. 14, 15: „Am Abend aber“ (Markus: „Da nun der Tag fast dahin war“, – Luk.: „Aber der Tag fing an, sich zu neigen“) „traten Seine Jünger zu Ihm und sprachen: Dies ist eine Wüste, und die Nacht fällt daher. Laß das Volk von dir, daß sie hingehen in die Märkte“ (Mark.: „umher in die Dörfer und Märkte“,) „und ihnen Speise kaufen.“ (Mark.: „denn sie haben nichts zu essen.“ – Luk.: „daß sie Herberge und Speise finden; denn wir sind hier in der Wüste.“)

Die Jünger bekamen hiernach selbst Sorge um das Volk, noch ehe die Nacht eingebrochen war, da aber schon der Tag sich neigte. Im Morgenlande, da es meist dem ähnlich ist, wie wir's in der Zeit der Tag- und Nachtgleiche haben, bricht die Nacht fast plötzlich herein, so daß, wenn die Zeit mahnt, ein Verzug ungelegen ist, wenn nicht gerade der Mond scheint. Für so viele Tausende war es um so mißlicher, wenn sie alle in der Nacht sich sollten zurechtfinden. Wir müssen uns daher die Speisung, die jetzt folgt, etwas früher denken, kaum viel nach 5 Uhr, weil's in einer Wüste war, wo keine Dörfer und Wohnungen standen. Wie leicht konnte es auch – wenigstens mochten sich's die Jünger so denken, wenn die Leute Eile hatten, für sich zu sorgen – allerlei Unglücksfälle geben mit Fallen, mit Umsinken von schwachen Leuten, mit Ungelegenheiten unter dichten Haufen, ja selbst mit plötzlichen Todesfällen. Übrigens ist von Übelständen der Art nichts in der ganzen evangelischen Geschichte erwähnt; und wir dürfen annehmen, daß nicht nur eine besondere Bewahrung von seiten Gottes durch Seine Engel stattfand, daß keinem der Kommenden, wenn sie auch noch so

lange blieben, weder vor noch nach auch nur ein Haar gekrümmt werden durfte, sondern daß auch leiblich Schwache ganz im stillen Heilungen und Stärkungen erfuhren und dann nicht mehr als Kranke und Sieche, sondern als gesunde und kräftige Leute wandelten. Von Jesu gingen auf alle im verborgenen Kräfte aus, da Er gewiß für sich besondere Acht darauf hatte. Auch bezüglich des Hungers der Leute wurde gewiß viel vom Herrn ohne Speisung wunderbar gesorgt, daß es den Leuten war, als hätten sie gespeist, weswegen auch der Hunger sie nie an die Rückkehr mahnte. Den Jüngern aber blieb es dennoch eine ängstliche Sache, weswegen sie ihre Bitte an den Herrn dringlich machten. Nicht nur Brot, sondern auch Herberge wünschten sie für die Leute. Für sich selbst mögen sie auch ein ähnliches Bedürfnis gefühlt haben (vgl. Mark. 6, 31). Dem Herrn aber lag daran, dem Volk es zum Bewußtsein zu bringen, daß sie unter einer wunderbaren Behütung und Versorgung standen, wenn sie bei Jesu waren, indem Er sie einmal wirklich speiste. – Wir lesen weiter:

Matth. 14, 16: „Aber Jesus sprach zu ihnen: Es ist nicht not, daß sie hingehen. Gebt ihr ihnen zu essen. – V. 17: „Sie sprachen: Wir haben hier nichts denn fünf Brote und zween Fische.“

Mark. 6, 37 (letzteres umständlicher): „Sollen wir denn hingehen und zweihundert Pfennige wert Brot kaufen und ihnen zu essen geben?“ – V. 38: „Er aber sprach zu ihnen: Wie viele Brote habt ihr? Gehet hin und sehet. Und da sie es erkundet hatten, sprachen sie: Fünfe und zween Fische.“

Bei Lukas 9, 14 heißt es: „Speise kaufen für so groß Volk. Denn es waren bei 5000 Mann.“

Bei Johannes endlich lesen wir 6, 8: „Spricht zu Ihm einer Seiner Jünger, Andreas, der Bruder Simonis Petri.“ – V. 9: „Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zween Fische; aber was ist das unter so viele?“

Den fragenden Jüngern antwortet der Herr: „Es ist nicht not, daß sie hingehen; gebt ihr ihnen zu essen.“ Diese Antwort dürfen wir nicht nehmen, als sei es Ihm nicht recht ernst mit dem, was Er sage, oder als liege ein gewisser Scherz darin, [in]sofern [als] Er etwas Unmögliches fordere, was Er doch nicht fordern könne, das dann auch etwa ein Lächeln abnötigen sollte,

wie es bei uns wäre. Vielmehr lag in Seinen Worten ein völliger Ernst, was schon das andeutet, daß Er ganz bedachtsam, wie überlegt, sagt: „Es ist nicht not, daß sie hingehen.“ Das will sagen: „Es ist keine völlige Notwendigkeit da, das Volk fortzuschicken. Ihr könnet euch noch behelfen, könnet's noch machen.“ Die Jünger hatten's gewiß auch schon erfahren, daß es ihnen mit dem Gelde ging wie jetzt mit den Broten. Ihr Geld, wenn sie's nötig hatten, reichte oft weiter, als sie, wenn sie's zählten, sich gedacht hatten. Gott kann, wenn man nicht zuviel geizt und rechnet, auch nicht von ängstlichen, sorglichen, ungläubigen Gedanken sich einnehmen läßt, in das Geld einen Segen legen wie in das Brot. Wenn die Jünger dann angefangen hätten, ihre zweihundert Denare (Pfennige) auszugeben, wie weit hätten diese reichen können, daß auch alle etwas hätten bekommen können! Auch bei uns – lächle man nicht darüber – bringen bedrängte Leute, wenn sie das Ausgegebene zusammenrechnen wollen, oft mehr heraus, als sie gehabt haben, und lassen darum lieber alles Rechnen, kindlich dem dankend, der Seinen Segen zugelegt hat. Schön ist solches in dem Liede von Hiller\*: „Die ihr bei Jesu bleibet“, welches in unserem Gesangbuch steht (Nr. 376), ausgedrückt. Gewiß hatten auch die Jünger dergleichen Erfahrungen manche gemacht. Deswegen hat sich's schon Philippus (siehe vorigen §) nicht gerade als eine Unmöglichkeit gedacht, mit den 200 Denaren, die sie hatten, es weit bringen zu können. Die Antwort Jesu konnte also wirklich von den Jüngern als ein Auftrag aufgefaßt werden, den Er ihnen gebe, daß sie für das Volk sorgen sollten, wiewohl sie, wie ja eigentlich immer, nur mit Glauben und mit dem Vertrauen auf Jesu Wort hätten drangehen können. Er aber sorgt anders.

Abgesehen von dem eben Gesagten, wollte der Herr mit Seiner Antwort den Jüngern den Eindruck geben, daß es nicht recht sei, eine Schuldigkeit so schnell von sich abzuwälzen, indem man eine Unmöglichkeit denkt, ihr nachzukommen. Ein Gefühl für kommende Leute sollen sie bekommen, wie Er es hat, daß sie mindestens sich ein wenig besinnen, ob sie's nicht machen könnten, etwas für das Volk zu tun, ehe sie es leer gehen

\* [Philipp Friedrich Hiller (1699-1769)]

ließen. Die Liebe allein schon kann in vielen Sachen aus der Unmöglichkeit eine Möglichkeit machen, wenn sie mit kindlichem Glauben verbunden ist. Ein Jünger Jesu aber kann alles machen, was der Herr fordert. Wie sind aber wir nicht oft so bald fertig mit Leuten, für die wir etwas tun sollten? „Wir können nicht!“, heißt's; und damit ist's fertig. „Es ist unmöglich!“, und damit fühlen wir uns von aller Pflicht entbunden. Arme Leute bringen's da oft viel weiter als vermögliche, weil sie mehr Einfalt besitzen, leichter auch sich selbst für andere zu vergessen. Darum gerät's ihnen oft, bei großer Armut kranke Leute und Kinder aufzunehmen und zu versorgen; und niemand begreift's, wie es ihnen soll möglich sein. Kaum, daß sie viel klagen, weil sie's ganz als ihre Pflicht ansehen, es zu tun. Wie enge aber wird's Vermöglichen ums Herz, die freilich dann auch [um] ein gutes bequemer sind, wenn sie scheinbar über ihre Kräfte etwas auf sich zu nehmen angewiesen werden wollen! Wie [dem] sonst sei, so wollte jedenfalls der Heiland in den Jüngern ein Leidgefühl für das Volk wecken, wenn dasselbe sollte von ihnen und von Jesu weg, der ihnen doch alles werden soll, so leer fortgehen müssen. Wenn's irgend sich machen läßt, sollten sie etwas tun; und daß sie etwas machen könnten, sagt Er ihnen mit dem Wort: „Es ist nicht not“ oder: „Sie haben nicht nötig, daß sie hingehen; gebt ihr ihnen zu essen.“

Markus läßt nun die Jünger überhaupt das nämliche sagen, was vorher schon, nach Johannes, Philippus gesagt hatte, indem sie von 200 Pfennigen (Denaren) reden, aber förmlich fragen: „Sollen wir denn hingehen und 200 Pfennige wert Brot kaufen und ihnen zu essen geben?“ Das meinen sie ganz im Ernst. Sie waren nicht gewohnt, in etwas, wenn's auch das Rätselhafteste war, dem Herrn zu widersprechen oder irgendeines Seiner Worte unwichtig zu nehmen. Wenn also der Herr sagte: „Gebet ihr ihnen zu essen“, so nehmen sie das ganz im Ernst und waren bereit, es zu tun, können's aber nicht anders, denn daß sie hingehen und kaufen. Dieses letztere nun wollte der Herr gerade nicht. Deswegen fragt er nach Markus sie weiter. „Wie viele Brote habt ihr? Gehet hin und sehet.“ Sie erkundigten sich und fanden, daß fünf Brote da wären und zween Fische. Sie zeigen's Jesu an; aber nach Johannes setzt Andreas hinzu:

„Aber was ist das unter so viele?“ Damit will er aber auch nicht Zweifelgedanken gegen den Herrn aussprechen, sondern nur das andeuten, daß es also nötig sei, fortzugehen und zu kaufen, wenn sie zu essen geben sollten. Wir sehen aus dem allem, wie kindlich die Jünger an Jesu hingen und wie sie so ganz an Ihn hinerzogen waren. Sie nehmen alles ernst, was Jesus sagt, der freilich auch nie sich als einer zeigte, der's in etwas nicht ganz ernst nehme oder der oft nur so sage, ohne es eigentlich so genommen wissen zu wollen. Daher nehmen die Jünger alles, was Er sagte, geradeaus und so, wie es lautete, mochte es auch für den Augenblick noch so rätselhaft sein, wie sie auch nachher, so seltsam sich's ausnahm, das Volk auf Sein Wort hin hießen sich niederlassen zu einer Mahlzeit, ungeachtet nichts da war als fünf Brote und zween Fische. Was wär's doch, wenn wir nur auch etwas von dieser kindlichen Einfalt und von diesem unbedingten Gehorsam gegen den Herrn hätten, nur auch gegenüber von dem geoffenbarten Worte, das wir haben?

Fünf Brote, Gerstenbrote, waren also da und zween Fische. Andreas, der Bruder Petri, kann von einem Knaben sagen, der hier sei und das habe, setzt aber hinzu: „Was ist das unter so viele?“ Lukas fügt bei, es seien 5000 Mann gewesen. Kaum nennenswert schien ihm dieser Vorrat. Doch nennt er ihn mit stillem Aufmerken auf Jesum, was der wohl weiter sage. Das Weitere, was Jesus sagte, war wohl allen Jüngern, die von einem Unbegreiflichen zum anderen geführt werden, unerwartet, der Befehl, daß sich das Volk lagern solle [wie] zu einer Mahlzeit. Erschrick nicht, lieber Christ, über wenigem, wenn du einen Blick auf Jesum wirfst! Wie kann der aus wenigem viel machen!

Oft habe ich mir schon Gedanken darüber gemacht, wie es doch kam, daß der Knabe um seine Brote und Fische nicht sonst schon angesprochen worden sei. Denken wir uns einen solchen Knaben bei uns an Festen, wo Tausende zusammenkommen – im Nu hätte er seine Brote und Fische weg! Hier will sie niemand. Was war das? War's, weil niemand Geld hatte, zu kaufen? Aber die Jünger meinen ja, man sollte sie in die Dörfer gehen lassen, um zu kaufen. Oder war's Respekt vor Jesu und Seinen Jüngern, [durch] welchen die Leute den Vorrat aufbehalten sich dachten oder aufbehalten sein lassen wollten, so daß sie keinen Anspruch

darauf machten? Oder war's, weil im verborgenen die Hand des Herrn über ihnen war, daß kein Bedürfnis, kein Hunger in ihnen erwachte bis um die Zeit, da Jesus sie sättigen wollte? Man bekommt bei den Geschichten Jesu immer wieder neue Sachen zu denken; und an allem, was man findet, hat man etwas. Und wunderbar, daß man gerade bei einem der größten Wunder Jesu so viel zu denken bekommt und gerade bei einem solchen so viel verborgene Herrlichkeit des Wortes Gottes gefunden werden kann!

## § 121 Speisung von 5000

(Schluß)

Kap. 14, 13-21

vgl. Mark. 6, 31-44; Luk. 9, 10-17; Joh. 6, 1-13

Wir kommen nun an die Speisung selbst, wie sie in den vier Evangelien erzählt ist. Wir lesen:

Matth. 14, 18: „Und Er sprach: Bringet mir sie (die Brote) her.“ – V. 19: „Und Er hieß das Volk sich lagern.“

Markus (umständlicher) 6, 39: „Und Er gebot ihnen, daß sie alle sich lagerten, bei Tischen voll, auf das grüne Gras.“ – V. 40: „Und sie setzten sich nach Schichten, je hundert und hundert, fünfzig und fünfzig.“

Johannes setzt hinzu 6, 10: „Es war aber viel Gras an dem Orte. Da lagerten sich bei 5000 Mann.“

Der Heiland läßt zuvor die Brote und die Fische vor sich legen. Sie wurden wohl auf den Boden gelegt, weil alles auf dem Boden saß. Aber nach unserer Weise war's, wie wenn Er den Tisch decken und alles auftragen ließ, was zur Speisung dienen sollte. Was da war, sollte in Sicht kommen. Ist der Tisch gedeckt, so setzt sich alles in Ordnung um den Tisch herum. Es sollte nicht so sein, daß in ungeordneter Weise die Speise herumgeboten würde oder dargereicht, wie die einzelnen kämen. Das wäre gegen den Anstand gewesen, den der Herr gegen die Gäste einhalten wollte. Die Gäste sollten eine würdige Behandlung fühlen. Auch hätte es keine klare Anschauung geboten, daß es

der Heiland sei, der als ein Hausvater für alle, die nun Ihm als eine Familie galten, sorgte. Sie setzten sich „bei Tischen voll“, heißt es, d. h. tischweise. Sie setzten sich reihenweise auf den Boden wie zu Tische, in guter Ordnung nach Landessitte bei Gastmählern, in gleichen Reihen hintereinander, in der Front wohl vor dem Herrn und Seinen Jüngern je fünfzig, und weiterhin, ein wenig im Kreise herum, je hundert. Dazwischenhinein lagerten sich die Frauen und Kinder mit, daß die Angehörigen beieinander waren, was anzeigt, daß die Leute auch nicht zu enge nebeneinander saßen und freier sich bewegen konnten. Erwähnt wird auch, daß viel Gras dagewesen sei, durch welches es sich weicher auf dem Boden sitzen ließ.

Man denke sich nun 5000 Mann, Frauen und Kinder dazwischenhinein, so gelagert, und alle zum Herrn blickend als auf den, der nun ihnen die versprochene Speise bieten sollte! Sie sahen, gleichfalls geordnet, die fünf Brote und die zwei Fische, vor welchen der Herr saß. Mit Vertrauen aber saßen sie, was aus dem hervorgeht, daß sie sich so willig und ruhig lagerten. Wir irren uns, wenn wir denken, sie hätten etwa spöttisch gelächelt und gedacht: „Was will's denn nun werden? Wo will's denn da hinausgehen? Da setzt man sich und soll zu essen bekommen; und wie wenig ist vorgesorgt! Da wird's wohl mit allem fast nichts werden.“ So saßen die Leute sicher nicht da. Sie hatten zu viel Ehrfurcht vor dem Herrn, um zu denken, daß Er sie täusche oder gar zum besten habe. Sahen sie doch, wie Er mit so großem Ernst, mit so viel Freundlichkeit, Liebe und Rücksicht alles geschehen ließ und nur wartete, bis alles ruhig gesetzt war. Sie konnten denken, Er werde schon irgendwie das Versprochene halten, so rätselhaft es auch war. Man denke sich das recht klar; und wie viele Gefühle der Teilnahme auch für die Leute müssen in uns entstehen, die so gemütlich, traulich, erwartungsvoll, in aller Einfalt dem Herrn alles zutrauend, dasaßen! Man kann sich nichts Erhebenderes denken als die Augenblicke, ehe die Speisung begann. Unwillkürlich werden wir an Davids Worte, hier anschaulich gemacht, erinnert (Ps. 145, 15-16): „Aller Augen warten auf dich; und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. du tust deine Hand auf und erfüllst alles, was lebet, mit Wohlgefallen!“ – Wir lesen weiter:

Matth. 14, 19: „und nahm die fünf Brote und die zween Fische, sah auf gen Himmel und dankete und brach's und gab die Brote den Jüngern, und die Jünger gaben sie dem Volk.“ (Mark. 6, 41: „und gab sie den Jüngern, daß sie ihnen vorlegten“, – so auch Lukas – „und die zween Fische teilete Er unter sie alle“; Joh. 6, 11: „desselbigen gleichen auch von den Fischen, wieviel Er wollte.“) – V. 20: „Und sie aßen alle und wurden satt.“ (So auch die anderen Evangelisten.)

Nun ging die Mahlzeit an. Der Herr nahm das Vorliegende in die Hand, eins ums andere, nicht nur das Brot, sondern auch die Fische. Die Fische sind gleichsam das Zugemüse, durch welches das Brot, das aus ungesäuertem Kuchen bestand, weil Ostern nahe war, schmackhafter wurde. Wir haben Fleisch, dort sind's die Fische. Beides miteinander war dem Volke eine willkommene und genügende Speise, an der sie sich recht erlaben konnten. Ehe der Herr austeilte, sah Er, wie wir lesen, auf gen Himmel, dankete über der Speise, gewiß mit beweglichem, Empfindung der Dankbarkeit gegen Seinen Vater ausdrückendem Tone, brach dann die Brote und teilte die Fische und gab's hierauf den Jüngern, den Leuten es vorzulegen ganz anständig vor sie hin auf den Boden, da sie dann zugreifen sollten. Wie es dabei zuing, wer mag sich's klar vorstellen? Es hat Theologen gegeben, die das Wunder nicht anerkannten, weil es unanschaulich und unvorstellbar sei. Aber um wieviel göttlicher erscheint das Wunder!

Übrigens kann man sich doch einige Vorstellung vom Hergange machen. Man kann sich's etwa so denken, daß der Herr, was Er vor sich hatte, brach und eins ums andere in Stücke, gleichsam Portionen, teilte und zerlegte. Die Jünger ließen sich's in Körbe legen, die ja da waren. Der Herr legte mit beiden Händen ein, bis die Körbe voll waren, und hatte immer einzulegen. Die Jünger gingen von Schicht zu Schicht und legten vor; und die Körbe wurden nicht leer, soviel sie auch vorlegten, wie der Witwe bei Elia das Mehl im Kad und das Öl im Krug nicht ausging. Was dem Volke vorgelegt wurde, wurde nicht alle, soviel auch Männer und Weiber und Kinder zugriffen, bis sie alle satt waren. So geschah die Vermehrung in ganz unscheinbarer und unsichtbarer Weise dreifach: unter den Händen des

Herrn, in den Körben und bei dem auf dem Boden Liegenden. Bis die Leute sich recht umsahen, hatten alle zu essen und so viel, daß sie nicht mit allem fertig wurden, was vor ihnen lag, bis sie satt waren, und daß sie Reste übrigließen.

Wie groß erscheint da die Allmacht Gottes, des Gottes, der eine Welt aus nichts schaffen konnte und so auch hier als ein schaffender erschien. Dem Volk wurde es erst groß, als alles satt war. Zunächst mögen sie wie im Traume gewesen sein; und weil jedes nur auf das, was es empfangen sollte, bedacht war, ohne sich viel weiter umzusehen, wurde ihnen das Wunderbare nicht gleich erkennbar. Alles, Männer, Weiber und Kinder, wartete geduldig und bescheiden, bis man ihm vorlegte; und selbst den Jüngern war das Wunder unter dem Austeilen weniger auffällig. Sie nahmen's als einen Segen, wie wir diesen auch oft zu erkennen glauben. Diesen schlichten Hergang müssen wir uns bei diesem Wunder, das alle anderen überbot, denken; und nur um so größer müssen wir uns dasselbe denken, weil die unsichtbar wirkende Allmacht hier so vor Augen war und doch nicht vor Augen. Ich meine, die Göttlichkeit dieses Hergangs allein schon müsse Bürge sein für die Wahrheit der Geschichte. Wie bedeutungsvoll aber auch für alle, die sie lesen!

V. 20: „und hoben auf, was übrigblieb von Brocken, zwölf Körbe voll.“ (Markus 6, 42: „und von den Fischen.“ – Bei Johannes 6, 12 heißt es: „Da sie aber satt waren, sprach Er zu Seinen Jüngern: Sammet die übrigen Brocken, daß nichts umkomme. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Brocken von den fünf Gerstenbroten, die überblieben denen, die gespeist wurden.“)

Als alle gegessen hatten und so satt geworden waren, daß sie kein Bedürfnis nach Weiterem mehr hatten oder nach dem, was noch vor ihnen lag, zu greifen, befahl der Herr, das Übriggebliebene vom Brot, selbst von den Fischen, zu sammeln, „auf daß“, sagte Er, „nichts umkomme“. Daß etwas übrigblieb, sollte den Eindruck geben, daß Gott, wenn Er einmal persönlich gebe, im Überfluß gebe und nicht der sein wolle, der nur für Hungerssterben gebe. War es schon so, daß nicht die einen nach dem, was die anderen hatten, begierig hinzusehen brauchten, weil das Ihre nicht genug schien, so bekam's noch jedes



vor sich im Überfluß; und keinerlei Scheelsucht, Neid, Sorge, Unbefriedigtheit konnte entstehen. Dies wird damit anschaulich, daß wirklich noch vieles auf dem Boden liegenblieb, das nicht mehr begehrt wurde; und solches für später sich in den Sack zu stecken war nicht schicklich, wie das überhaupt bei keiner Mahlzeit schicklich ist, wenn's ehrlich und anständig zugehen soll. Das Übrige verbleibt überall den Spendern der Mahlzeit. Der Herr muß also auch für das Abtragen sozusagen sorgen. Es mußte gesammelt werden, ehe man auseinander ging, damit nichts zertreten und verderbt würde. Soviel Gott gibt, so darf nichts verderbt werden. Eine Gabe Gottes wird geringgeschätzt, wenn man, was man von ihr nicht braucht, verderben läßt. Zu einer geordneten Haushaltung gehört es, daß man das Übrige sorgfältig sammelt; und wer's nicht so macht, der verdirbt Gottes Gabe und kränkt den Geber. Der Herr Jesus wollte auch das so wunderbar Vermehrte nicht verunehrt wissen. Das einmal Vorhandene sollte beachtet und geschätzt bleiben. Wie wunderbar lieblich stimmt doch alles zusammen, was wir in unserer Geschichte lesen!

Von dem Gesammelten bekam man zwölf Körbe voll. Es waren das etwa Handkörbe, welche einzelne Personen, die in der Begleitung des Herrn waren, trugen. Die Jünger hatten dieselben zum Austeilen benützt, indem Jesus unter dem Brechen des Brots und Zerlegen der Fische einem jeden Händevoll in den Korb gab. Wie im Anfang die Körbe gefüllt wurden, ohne daß man wußte, woher das Viele kam, so werden sie jetzt auch mit dem Übrigen gefüllt. Die Fische können uns noch besonders auffallen, sowohl ihre Vermehrung als das Übrige von ihnen, das des Sammelns wert sein sollte. Alles ist geeignet, Staunen und Bewunderung zu erregen; und wie kann's die Brust mit Zuversicht erfüllen, von dem Gott, der solches durch Seinen Sohn tun läßt, auch das Wunderbarste und Unbegreiflichste zu erwarten, was unsere völlige Erlösung noch bedarf. – Zum Schluß heißt es:

Matth. 14, 21: „Die aber gegessen hatten, derer waren bei fünftausend Mann, ohne Weiber und Kinder.“ (Das letztere sagt nur Matthäus.)

Da die Leute nach Schichten gesetzt waren, konnte man leicht zu der Zahl von 5000 kommen. Soviel war's der Männer,

ohne Weiber und Kinder, wie Matthäus sagt. Die Zahl der Frauen dürfen wir uns nicht so groß denken, wie sie bei uns wäre, wo die Frauen meist die Mehrzahl solcher Versammlungen sind. Es galt nicht für schicklich, daß sie ohne Begleitung von Männern oder Brüdern oder Verwandten Tage und Nächte im Freien blieben. So wurden nur die Männer gezählt und mit angehörigen Frauen als eine Person genommen. Nebst den Kindern mögen's indessen wohl ebensoviele gewesen sein wie es Männer waren. Dann hätte der Herr Zehntausend gespeist. Diese große Zahl zu nennen hätte als eine Sucht der Evangelisten erscheinen können, das Wunder [gleichsam] größer machen zu wollen, als es war. Dem Herrn aber kam es nicht darauf an, die doppelte Zahl zu speisen.

Mit allem wurde klar, wie der lebendige Gott wirklich mit Jesu war und durch Ihn sich offenbarte. Alles an dem Wunder war der Art, daß es jeden Gast bis ins Innerste hätte ergreifen sollen. Bei Johannes ersehen wir auch, daß das Volk Jesum jetzt mit Mose zusammenstellte, zu dessen Zeiten das Manna vom Himmel fiel (2. Mose 16, 15). Sie dachten nun, Jesus sei der rechte Prophet, der als König aufstehen sollte, da durch Ihn gleichsam das Wunder mit dem Manna, wenn auch in anderer Weise, sich wiederholte. Daher wollten sie Ihn zum Könige machen. Aber ihr Sinn war nicht der rechte, weil sie nur aufs Brot hinsahen; und als der Herr sich selbst das Brot vom Himmel nannte und als den bezeichnete, dessen Leib zu essen und dessen Blut zu trinken wäre, womit der Herr auf Seinen Opfertod hinwies, welcher der Welt das Leben geben müsse, so nannten sie das eine harte Rede, daß sie alle hinter sich gingen. Darum sagt auch Markus (6, 52): „Sie waren nichts verständiger geworden über den Broten, und ihr Herz war verstarret.“ Die großen Wunder wirkten so wenig nachhaltig [wie] die kleineren. Die Herzen waren noch zu sehr gebunden und mit Finsternis umhüllet. Ist's heute besser? Ach, wann wird die Decke Mosis von Israel fallen? Und wann wird das Hüllen, damit alle Völker verhüllet sind, und die Decke, damit alle Heiden zugedeckt sind, weggetan werden (Jes. 25, 7)? Der Allmächtige wird solches zu Seiner Zeit doch noch durch den Gekreuzigten ausrichten! Harren wir dieser Zeit, die auch schnell und bald kommen kann!\*

## § 122 Das Wandeln auf dem Meere

Kap. 14, 22-36

vgl. Mark. 6, 45-53; Joh. 6, 14-21

Wunderbares auf Wunderbares folgte bei Jesu. Die jetzigen Wunder sollten dem Volke einen bestimmteren Eindruck von Seiner Person geben, wie Er im engsten Bunde mit Gott stehe, ja mit Ihm, wie Er einmal sagte, eines wäre. Weil das Volk so langsam war, aus Seinen anderen Wundern genügende Schlüsse auf Seine Person zu ziehen, tat Er auch solche Wunder, die notwendig ihre Aufmerksamkeit gerade auf Seine Person richten sollten. Ein solches Wunder war die Speisung; und nun kommt ein anderes, nämlich Sein Wandeln auf dem Meere. Beides war geeignet, die höchsten Gedanken über Ihn selbst anzuregen; und wir vernehmen es auch, wie beides wirklich das Volk tiefer faßte als alle bisherigen Wunder. Mit Beziehung auf die Speisung sagt es Johannes, dessen Bericht wir diesmal vorausgehen lassen.

Joh. 6, 14: „Da nun die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus tat, sprachen sie: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll.“ – V. 15: „Da Jesus nun merkte, daß sie kommen würden und Ihn haschen, daß sie Ihn zum Könige machten, entwich Er abermals auf den Berg, Er selbst alleine.“ – V. 16: „Am Abend aber gingen die Jünger hinab an das Meer“ – V. 17: „und traten in das Schiff und kamen (eigtl. wollten kommen) über das Meer gen Kapernaum. Und es war schon finster worden, und Jesus war nicht zu ihnen gekommen.“ – V. 18: „Und das Meer erhob sich von einem großen Winde.“

Matthäus und Markus leiten die Meerfahrt ein wenig anders ein, indem sie das Vorhaben des Volks nicht berühren. Wir lesen vielmehr Matth. 14, 22: „Und alsbald trieb Jesus Seine Jünger, daß sie in das Schiff traten und vor Ihm herüberfuhren, bis Er das Volk von sich ließe.“ – V. 23: „Und da Er das Volk von sich gelassen hatte, stieg Er auf einen Berg alleine, daß Er betete. Und am Abend war Er allein daselbst.“ – V. 24: „Und das Schiff war schon mitten auf dem Meer und litt Not von den Wellen“, (Markus: „Und Er sah, daß sie Not litten im Rudern“,) „denn der Wind war ihnen entgegen.“ (Bei Markus gleich erzählt.)

Nach Johannes machte doch die Speisung einen tieferen Eindruck auf das Volk; und etwas Höheres dachten sie nun von Seiner Person. Denn sie sagten: „Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll.“ So wichtig ihnen aber Seine Person wurde, so bezogen sie's doch mehr auf Seinen Beruf als auf Sein Wesen, wie wir im weiteren bei Johannes (V. 26ff.) sehen. Sie dachten sich Ihn mehr als einen Moses, unter dem Manna vom Himmel fiel und der doch nur Mensch war, während Jesus jenes Brot nicht vom Himmel kommen, sondern in wunderbarer Weise gleichsam unter Seinen Händen werden ließ, was einen Blick auf Sein göttliches Wesen geben sollte. So dachten sie auch mehr nur an den Leib, der gesättigt wurde, als daß sie sich überleiten ließen auf den Gedanken, daß eigentlich ihre Seelen durch den Glauben an Ihn gespeist werden sollten zum ewigen Leben. So blieb das Wunder im Grunde wirkungslos und bedeutungslos für sie, soviel sie auch aus Jesu machten. Es kam bei ihnen soweit, daß sie, wie Jesus merkte, kommen und Ihn haschen und zum Könige machen wollten. Denn ein Mann, der ihnen alles Gute für dieses Leben geben, namentlich alle ihre Lebensbedürfnisse decken konnte, war ihnen ganz willkommen; aber „eine Speise zu wirken“, d. h. sich um eine Speise zu bemühen, wie später Jesus sagte (Joh. 6, 27), die nicht vergänglich wäre, sondern die bliebe in das ewige Leben, welche des Menschen Sohn geben würde, den (eben mit jenem Wunder) „Gott der Vater versiegelte“, kam ihnen nicht in den Sinn. Das sah Jesus wohl; drum ging Er ihnen aus dem Wege, nach Johannes, oder auf den Berg, und zwar allein, während die Jünger ohne Ihn aufs Schiff gingen, um über das Meer nach Kapernaum zu fahren.

So nach Johannes. Matthäus und Markus aber erwähnen nichts von dem Vorhaben des Volks, das auch zunächst Jesus allein merkte. Daher erzählen sie etwas anderes. Nach ihnen trieb Jesus an den Jüngern, daß sie ins Schiff kamen ohne Ihn. Er will's nicht haben, können wir zur Ausgleichung beider Berichte sagen, daß vor ihren Augen eine Szene entstehe, wie zu fürchten war, bei der das Volk Jesum zum König ausrufen wollte. Er machte daher, daß sie fort kamen, und wollte das Volk selbst und allein von sich lassen. Letzteres gelang Ihm doch

wohl mehr damit, daß Er, etwa nach einem Abschiedswort an das Volk, sich alsbald auf den Berg flüchtete, [wo] Er weniger bemerklich war, wenn Seine Jünger nicht bei Ihm waren. Überhaupt, weil das Vorhaben des Volks etwas Aufrührerisches war, mußte Er sich vor der Obrigkeit hüten, daß diese nicht in Seinen Jüngern verdächtige Mitgenossen erblickte. Blieb Er allein, so war Er schon damit vor jeder Obrigkeit gedeckt. Sein Alleinsein ist aber immer ein Beten, machte sich bei Ihm von selbst zu einem Verkehr und Umgang mit Seinem Vater. Daher, daß es heißt, Er sei auf den Berg gegangen zu beten.

Die Jünger gingen also aufs Meer und wollten über dasselbe gen Kapernaum fahren. Es war am Abend und war schon finster geworden. Jesus, von dem sie wohl gedacht hatten, daß Er ihnen nachfolgen werde, nach Johannes, war nicht zu ihnen gekommen. Sie waren schon mitten auf dem Meere oder befanden sich schon auf der Meereshöhe, ziemlich vom Ufer weg, als ein heftiger Wind sich erhob, der ihnen entgegen war und von dem sie Not litten. Sie kamen nicht vorwärts; und der größere Teil der Nacht ging darüber hin. Jesus sah das oder erkannte es von ferne; und Er hatte Sorge für Seine Jünger, deren Schwachheit bei großen Gefahren Ihm ja bekannt war. Er konnte sie nicht in der Angst lassen, als es gar 3 Uhr morgens wurde. So lesen wir weiter:

Matth. 14, 25 (Markus ähnlich): „Aber in der vierten Nachtwache“ (Johannes: „Da sie nun gerudert hatten bei 25 oder 30 Feldwegs“,) „kam Jesus zu ihnen und ging auf dem Meer.“ (Markus: „Und Er wollte vor ihnen übergehen.“) – V. 26: „Und da Ihn die Jünger sahen auf dem Meer gehen“ (nach Johannes: „und nahe bei das Schiff kommen“), „erschrakten sie und sprachen: Es ist ein Gespenst, und schrien vor Furcht.“ (Markus: „Denn sie sahen Ihn alle und erschrakten.“) – V. 27: „Aber alsbald redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, ich bin's, fürchtet euch nicht.“

Wenn es heißt: „In der vierten Nachtwache“, so ist letztere die Zeit von morgens 3 bis 6 Uhr. Bis dahin hatte Aufenthalt, Gefahr, Sorge und Angst gedauert. Da wollte endlich Jesus ins Mittel treten, da gewiß auch Seine Jünger sehr nach Ihm geseufzt hatten. Er aber war nicht verlegen, wie zu ihnen zu kommen. Er

kam zu Fuß über das Meer her, wie wenn dieses festes Land wäre. Erinnern wir uns, daß einst beim Übergang über das Rote Meer (2. Mose 14, 22) das Wasser den Hinübergehenden für Mauern war zur Rechten und zur Linken, etwa durch die englischen Heerscharen zusammengehalten. Auch als unter Josua das Volk über den weit ausgetretenen Jordan ging, „stund das Wasser, das von oben herniederkam, aufgerichtet über einem Haufen“ (Josua 3, 16). Bei Jesu Wandeln auf dem Meere gingen einfach die Meereswasser, die sonst jedem Drucke weichen, nicht auseinander da, wo Er auftrat. Das Wasser wurde unter Ihm eine feste Fläche. Wir brauchen nicht an ein solches zu denken, als ob die Leiblichkeit Jesu eine andere gewesen wäre als die eines gewöhnlichen Menschen. Das Wunder geschieht unter Seinen Füßen; und wie bei Stürmen Wind und Meer Ihm gehorchen müssen, so auch die Wogen des Meeres unter Seinen Füßen. Er gebietet auch über Elemente der Natur. Das merkten die Schiffsleute wohl, die nachher vor Ihm mit den Worten niederfielen: „Du bist wahrlich Gottes Sohn!“

Aber man denke sich, wie sich im Dunkel der Nacht vor den Jüngern und dem Schiffsvolk das ausnahm, plötzlich Jesum daherschreiten und bis in die Nähe des Schiffes kommen zu sehen, zumal man Ihn wohl auch mit einem Lichtflor umflossen sich denken kann! Kein Wunder, daß sie vor Furcht schrien; und weil sie sich gar nicht denken konnten, wie doch ein wirklicher Mensch auf dem Wasser bis zu ihnen herwandeln sollte, und sie doch die Gestalt ganz deutlich sahen, so kann man es schon verstehen, wenn sie an ein Gepenst dachten, das sich vor ihnen sichtbar mache. Schiffsleute sind ohnehin in dem bekannt, daß sie von allerlei Gesichtern zu reden wissen, die sie auf dem Wasser schon erblickt hätten. Die Angst aber der Leute wurde bei solchen Gedanken nur um so größer, weil sie dann auch die Not, die sie auf der Fahrt hatten, den Wirkungen unheimlicher Wesen zuschreiben mußten. Aber der Herr fängt an, mit ihnen zu reden; und wie klang so süß in ihren Ohren Seine Stimme, die sie nur als eine holdselige kannten, wenn Er rief: „Seid getrost, ich bin's, fürchtet euch nicht!“ Wenn oft unsere Augen geöffnet wären, wie könnten wir in den größten Gefahren bewahrende und schützende Engel des Herrn erblicken, denen

wir hintennach gerne die erfahrene Hilfe zuzuschreiben geneigt sind!

Matthäus erzählt noch ein Weiteres von Petrus, das die anderen Evangelisten nicht erwähnen. Er schreibt:

V. 28: „Petrus aber antwortete und sprach: Herr, bist du es, so heiß’ mich zu dir kommen auf dem Wasser.“ – V. 29: „Und Er sprach: Komm her. Und Petrus trat aus dem Schiff und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu käme.“ – V. 30: „Er sah aber einen starken Wind; da erschrak er und hob an zu sinken, schrie und sprach: Herr, hilf mir!“ – V. 31: „Jesus aber reckte bald die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?“

Man kann fragen, was doch den Petrus bestimmt habe, auch das Wandeln auf dem Meere zu versuchen. Etwas läßt sich in der Art seiner Rede finden, wenn er sagt: „Herr, bist du es, so heiß’ mich zu dir kommen auf dem Wasser.“ Es ist, als ob er damit sagte: „Ich kann’s nur glauben, daß du es seiest, wenn du mich auch zu dir hinausgehen heißest.“ Sonst denkt er: „Kann mein Herr und Meister auf dem Wasser gehen, so kann ich’s auch auf Sein Geheiß.“ Das ist ein Großes, daß Petrus das dachte. Jesus war einmal uns gleich geworden; und somit dürfen wir alles auch von uns durch Ihn als möglich denken, was Er tut. Hat Er doch auch sonst Seine Wunder die Jünger tun heißen. Nichts, was Er tut, dürfen sie als ihnen unmöglich denken, wenn Er’s nur tun heißt. Das ist eben das Große, das wir an Jesu haben, daß wir alles auch tun sollten zu unserer und anderer Rettung, was Er getan hat, wie Er selbst sagt (Joh. 14, 12): „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere denn diese tun; denn ich gehe zum Vater“, der dann, will Er sagen, größere Kräfte durch mich mitteilen wird.

Wir begreifen’s darum auch, daß es Jesus dem Petrus gestattet, aus dem Schiff zu treten und zu Ihm auf dem Wasser zu gehen. Er will kein Voraus für sich haben, nur daß Er’s mitteilt; und wer glaubt, soll vermögen, was Er vermag, durch Ihn und auf Sein Geheiß. Es gelang denn auch dem Petrus, solange sein Glaube nicht wankte. Nun sah er aber (an den Wellen) einen starken Wind, daß er erschrak und sein Glaube wankte. Da hob

er an zu sinken. Nur der Glaube hält aufrecht; und wer im Glauben wankt, sinkt unter. Aber der Herr ist bei ihm. Er schreit: „Herr, hilf mir“; und Jesus reckte die Hand aus und ergriff ihn. Nur der Kleinglaube, nur der Zweifel hätte Petrus verderben können. Hier sehen wir, wie nötig uns immer wieder Jesus ist, auch wenn Er uns stark gemacht hat. Er bleibt immer, auch in dem, was wir in Seiner Kraft tun, der einzige, der’s vermag. In uns ist’s nur durch den Glauben; und wir sind verlassen, wenn der Glaube weicht. – Wir lesen weiter:

Matth. 14, 32: „Und sie traten in das Schiff, und der Wind legte sich.“ – V. 33: „Die aber im Schiffe waren, kamen und fielen vor Ihm nieder und sprachen: du bist wahrlich Gottes Sohn.“

Markus scheinbar anders (6, 51): „und sie entsetzten sich und verwunderten sich über die Maße“, – V. 52: „denn sie waren nichts verständiger worden über den Broten; und ihr Herz war verstarret.“

Bei Johannes (6, 21) heißt’s: „Da wollten sie Ihn (Jesum) in das Schiff nehmen; und alsobald war das Schiff am Lande, da sie hinführen.“

Nach Matthäus und Markus trat Jesus und mit Ihm Petrus in das Schiff. Wenn aber die Leute nach Matthäus vor Jesu niederfielen und sagten: „Du bist wahrlich Gottes Sohn“, so sagten sie das mehr aus Entsetzen und Verwunderung, als daß es ihnen tief ins Herz gekommen wäre, um nun auch mit ganzem Herzen sich Jesu hinzugeben. Neben aller Verwunderung, von welcher allein Markus spricht, konnten sie doch unverstündig geblieben sein und verstarrete Herzen haben. Zwischen Bekenntnis und Bekenntnis kann’s immer zweierlei sein; und nur ein solches, das auf den ganzen Menschen zur Umkehr wirkt, ist das richtige.

Nach Johannes erscheint es zweifelhaft, ob Jesus noch in das Schiff getreten sei, weil alsbald, wie sie Ihn aufnehmen wollten, das Schiff am Lande war. Doch schließt das ein kurzes Kommen in das Schiff nicht aus, wie auch nur dadurch, daß Er noch ins Schiff kam, das Wunder ganz augenfällig wurde. Aber nach Johannes ist es doch noch ein weiteres Wunder, daß das Schiff, wie Er kam, sogleich am Lande war. Erwägen wir dieses wie auch, daß der Wind sich sogleich legte, so kann man wohl

daran denken, daß finstere Mächte, die jetzt durch Jesu Gegenwart beseitigt wurden, bei der Notfahrt mit im Spiele waren. Um ihretwillen kommt Jesus; und zum Zeichen Seines Siegs über die Finsternis wurde nicht nur diese beseitigt, sondern auch die lange aufgehaltene Fahrt schnell beendet, als sollte die Verzögerung und versäumte Zeit gutgemacht werden. So wunderbar hilft der Herr, wenn Er einmal eingreift! Ach, daß Er auch das Schiff Seiner kämpfenden Gemeinde, die durch Feindes Macht in ihrer Entwicklung so sehr aufgehalten wird, wieder besteigen wollte oder mitten durch die Nacht hindurch gegen sie herschritte! Wie viele Finsternisse wären zu beseitigen und wieviel Versäumtes gutzumachen! Wenn Er einmal kommt, wird das Schiff auch bald und plötzlich am Lande sein, am Ziele seiner langen Irrfahrt. Zum Schluß:

Matth. 14, 34: „Und sie schifften hinüber“ (Markus: „Und da sie hinübergefahren waren“,) „und kamen in das Land Genezareth.“

Nach Johannes (6, 22-71) trafen die Leute, die gespeist worden waren, mit Jesu in Kapernaum zusammen. Sie waren zu Land hergekommen und wunderten sich jetzt, wie es doch mit Jesu möchte gegangen sein, da sie wußten, daß Er nicht mit den Jüngern aufs Schiff gegangen war. Es gab aber nun zwischen Ihm und dem Volke eine lange Unterredung, deren Ende war, daß nicht nur das Volk wieder abwendig wurde, sondern selbst Jünger, die bisher mit Jesu gewandelt waren, hinter sich gingen und Ihn mit Seinen Zwölfen allein ließen. So wenig nachhaltig hatten die großen Wunder gewirkt!

Nach Matthäus und Markus aber gab es bald sonst wieder viel zu tun für Jesum. Es heißt:

Matth. 14, 35: „Und da die Leute am selbigen Orte“ ([wo sie landeten) „Sein gewahr wurden, schickten sie aus in das ganze Land umher und brachten allerlei Ungesunde zu Ihm“ (Umständlicher Markus 6, 54: „Und da sie aus dem Schiff traten, alsbald kannten sie Ihn,“ – V. 55: „und sie liefen alle in die umliegenden Länder und hoben an, die Kranken umherzuführen auf Betten, wo sie hörten, daß Er war.“ – V. 56: „Und wo Er in die Märkte oder Städte oder Dörfer einging, da legten sie die Kranken auf den Markt usw.“) – Matthäus 14, 36: „und baten

Ihn, daß sie nur Seines Kleides Saum anrühreten; und alle, die da anrühreten, wurden gesund.“ (So auch Markus.)

Recht anschaulich wird uns da wieder gesagt, welche Rührigkeit gleich unter dem Volk entstand, wenn es Jesum nur sah, zugunsten der Kranken. Man holte diese von allen Seiten und allen umliegenden Ländern herbei, selbst auf Betten; und in jedem Ort, in den der Herr einging, füllte sich alsbald der Markt mit Kranken aller Art. Bei vielen genügte es, nur Seines Kleides Saum anzurühren; denn alle, die das taten, wurden gesund. Da konnte wohl ein Johannes (1, 14) sagen: „Wir sahen Seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“

## 15. Kapitel Matthäi

### § 123 Der Ältesten Aufsätze

Kap. 15, 1-9

vgl. Mark. 7, 1-13

Die Pharisäer und Schriftgelehrten nahmen nichts hoch und wichtig, was sie an Jesu sahen. Seine wundervollen Reden und Taten vernehmen und sehen sie wohl; aber sie achteten nicht nur nicht darauf, sondern sahen sie auch mit Mißtrauen und Neid an, weil es ein Neues war, das darunter sich zeigte und das dem Ihrigen gefährlich werden konnte. So suchten sie nur immer an Jesu etwas herauszufinden, das ihnen ein Recht geben sollte, nichts von Jesu zu halten. Lesen wir, was wir im weiteren bei Matthäus finden.

Matth. 15, 1: „Da kamen zu Ihm die Schriftgelehrten und Pharisäer von Jerusalem und sprachen – V. 2: Warum übertreten deine Jünger der Ältesten Aufsätze? Sie waschen ihre Hände nicht, wenn sie Brot essen.“

Markus drückt's so aus (7, 1): „Und es kamen zu Ihm die Pharisäer und etliche von den Schriftgelehrten, die von Jerusalem kommen waren.“ – V. 2: „Und da sie sahen etliche Seiner Jünger mit gemeinen, das ist, mit ungewaschenen Händen das Brot essen, versprachen sie es.“ – V. 5: „Da fragten Ihn nun die Pharisäer und Schriftgelehrten: Warum wandeln deine Jünger nicht nach den Aufsätzen der Ältesten, sondern essen das Brot mit ungewaschenen Händen?“

Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren, wie Markus zu erkennen gibt, eben von Jerusalem gekommen. Sie wollten wohl die Sache Jesu untersuchen als Abgeordnete, die wieder Bericht nach Jerusalem zu bringen hatten. Nun sahen sie, daß etliche Jünger Jesu ihre Hände nicht vorher wuschen, ehe sie Brot aßen; und daraus zogen sie den Schluß, daß sie überhaupt

nicht viel um die Aufsätze der Ältesten gaben, weswegen sie Jesum fragten: „Warum wandeln deine Jünger nicht nach den Aufsätzen der Ältesten?“, wie wenn sie fragen wollten, ob Er denn diese Aufsätze bei Seinen Jüngern heruntersetze. Unter den Aufsätzen sind zunächst von den Vorfahren (Ältesten) her ererbte zeremonielle Sitten und Gebräuche verstanden, von denen man voraussetzte, daß sie mündliche Überlieferungen von Mose her seien, außer dem, was in seinen Büchern stehe. Die Schriftgelehrten aber hatten längst Vorschriften daraus gemacht, die sie wichtiger nahmen als das geschriebene Wort. Seit der Rückkehr aus Babylon, als die Propheten aufgehört hatten, taten sich Lehrer hervor, die sich durch immer neue Aufsätze wichtig machten. Bis ins kleinste hinein wurden dergleichen gemacht, aber so, daß die Lehrer, welche sie mit zwingender Gewalt dem Volke aufnötigten, für sich nicht viel danach fragten. Darum sagte später der Herr (Matth. 23, 4): „Sie sagen's wohl und tun's nicht. Sie binden aber schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals; aber sie wollen dieselbe nicht mit einem Finger regen.“ Zugunsten solcher Aufsätze als göttlicher Überlieferungen, teils von Mose, teils von den Priestern und Leviten her, berief man sich auf etliche Stellen in Mose, wie, wenn Mose sagt (5. Mose 4, 14): „Und der Herr gebot mir zu selbiger Zeit“ (da nämlich die Tafeln geschrieben wurden, V. 13), „daß ich euch lehren sollte Gebote und Rechte, daß ihr danach tätet im Lande, darein ihr zieht, daß ihr's einnehmet.“ Darunter nun, hieß es, sei vieles gemeint außer dem, was in den Büchern stehe. Daß auch Priester und Leviten vieles hinterlassen hätten, das sich mündlich fortpflanzen sollte, bewies man aus den Worten (5. Mose 17, 10-11): „Und du sollst tun nach dem, das sie (nämlich die Priester, Leviten und Richter) dir sagen an der Stätte, die der Herr erwählet hat, und sollst es halten, daß du tust nach allem, das sie dich lehren werden.“ So berechtigt denn auch vieles war, das aufkam und sich fortpflanzte, so hatte doch die Willkür großen Spielraum, und namentlich in den letzten Jahrzehnten vor Christus kamen Zusätze in immer größerer Anzahl auf. Meist bezogen sie sich auf äußere Zeremonien; und je lästiger diese waren, desto höher achtete man sie. Denn wie es die Menschen zu allen Zeiten verstanden haben, in Äußerlichkeiten

ihre Frömmigkeit zu setzen, so wurden jene Aufsätze, welche sonst den Menschen sein ließen, was er war, mit einem Eifer festgehalten, bei welchem die eigentlichen Gebote Gottes ganz in den Hintergrund kamen, ja mitunter geradezu entwertet wurden, wie der Herr nachwies.

Besonders viel galten die Aufsätze bezüglich der Waschungen, die anbefohlen wurden, deren Nichtbeachtung sie jetzt dem Heilande übelnahmen. Man berief sich für sie auch auf eine Stelle in Mose, da es heißt (3. Mose 15, 11) mit Bezug auf besondere Vorkommnisse bei Unreingewordenen: „Und welchen er anrühret, ehe er die Hände wäscht, der soll seine Kleider waschen und sich mit Wasser baden und unrein sein bis auf den Abend.“ Diese Stelle beuteten die Gesetzeslehrer in übertriebenster Weise aus; und der Vorschriften wurden so viele gegeben, daß ein Israelite unaufhörlich mit Waschen zu tun hatte, wie man auch heute noch an Israeliten sehen kann; und immer sah man etwas Verdienstliches darin, so daß, wer darin pünktlich war, leichter über wirkliche Gesetzesübertretungen sich beruhigte. Einen Blick darein gibt Markus in unserer Stelle, da es heißt:

Mark. 7, 3: „Denn die Pharisäer und alle Juden essen nicht, sie waschen denn die Hände manchmal, halten also die Aufsätze der Ältesten.“ – V. 4: „Und wenn sie vom Markte kommen, essen sie nicht, sie waschen sich denn. Und des Dinges ist viel, das sie zu halten haben angenommen, von Trinkgefäßen und Krügen und ehernen Gefäßen und Tischen zu waschen.“

Wenn denn ein frommer Israelite solche Vorschriften nicht hielt, so hielt man auf alle seine Frömmigkeit nichts. Die Jünger Jesu nun, welche schon etwas Freiheitsluft bei ihrem milden Meister eingeatmet hatten, nahmen's nicht mehr so genau mit den üblichen Gebräuchen; und hatten sie einmal das Nötige mit dem Waschen getan, so machten sie nicht den ganzen Tag damit fort wie die Strenggesetzlichen, konnten daher wohl auch Brot essen, ohne ihre Hände vorher gewaschen zu haben. Der Herr ließ es ihnen zu und wendete nichts dagegen ein, wenn Seine Jünger in Seiner Gegenwart in diesem und jenem Stück sich freier benahmen, als die Juden bei solchen, die sich an den Herrn anschlossen, es recht fanden. Der Herr Jesus hat sich wohl für Seine Person gehütet, den Frommen einen Anstoß zu geben,

und mag lieber des Essens sich enthalten haben als einer, der danach nicht viel fragte, um die übertriebene Gesetzlichkeit meiden zu können, ohne Anstoß zu geben. Was aber Seine Jünger taten, rechneten sie doch Ihm auf; und so haben auch diesmal die Pharisäer und Schriftgelehrten ihre Wahrnehmung zuerst untereinander „besprochen“, tadelnd und richtend, bis sie sich entschlossen, Jesum selbst zu fragen, und zwar allgemein: „Warum wandeln deine Jünger nicht nach den Aufsätzen der Ältesten?“, worin eine Verwunderung und ein Vorwurf lag, daß Er nichts nach diesen Aufsätzen frage.

Hierauf erwiderte der Herr auf eine Weise, die Seinen Gegnern zeigen konnte, daß Er allerdings kein Freund der Aufsätze sei.

Matth. 15, 3 (vgl. Mark. 7, 10-13): „Er antwortete und sprach zu ihnen: Warum übertretet denn ihr Gottes Gebot, um eurer Aufsätze willen?“ – V. 4: „Gott hat geboten: du sollst Vater und Mutter ehren; wer aber Vater und Mutter fluchet, der soll des Todes sterben.“ – V. 5: „Aber ihr lehret: Wer zum Vater oder zur Mutter spricht (nach Markus: „Korban, das ist, wenn ich's opfere“): ‚Wenn ich's opfere, so ist dir's viel nützer', der tut wohl.“ – V. 6: „Damit geschieht es, daß niemand hinfort seinen Vater oder Mutter ehret (Markus: „Und so lasset ihr hinfort ihn nichts tun seinem Vater oder seiner Mutter“), und habet also Gottes Gebot aufgehoben um eurer Aufsätze willen.“

Hiermit will der Herr Seinen Gegnern zeigen, auf welchen üblen Grundsätzen die Aufsätze ruhten. Diese werden über das Gebot Gottes gesetzt, heben sogar unter Umständen dieses auf. Kann gesetzliche Schroffheit überhaupt nur zu leicht Rücksichtslosigkeit und Härte gegen andere zur Folge haben, so macht sie [einen] oft auch geradezu zum Übertreter der göttlichen Gebote, deren Haltung mit so großem Ernst von Gott anbefohlen war. Der Heiland führt ein Beispiel an, durch welches das vierte Gebot aufgehoben werde. Dieses sagt, daß ein Mensch Vater und Mutter ehren solle; und wer das nicht tue, vielmehr den Eltern fluche, was schon durch Nichtbeachtung ihrer Bedürfnisse und durch Geringschätzung ihrer Person geschieht, wie es sich erwachsene Kinder wohl zu merken haben, der solle des Todes sterben. Gott selbst wollte sich als Rächer der Eltern bezeigen,

indem Er solche Kinder einem schnellen, frühzeitigen, auch gähnen Tode anheimfallen ließ. Nun nahmen's die Aufsätze der Ältesten mit dem, was man an den Tempel opferte, so wichtig, daß keine Rücksichten gegen andere, selbst Eltern, den, der ein freiwilliges Opfer bringen wollte, davon abhalten durften. So konnten Kinder, die ihren Eltern das Leibgeding zu geben hatten, den Einfall haben, das, was sie den Eltern zu geben hatten, Korban zu heißen, d. h. Opfer, mithin als eigenes Opfer in den Tempel [zu] tragen, mit der Beschwichtigung, es sei den Eltern viel nützer, wenn sie das täten oder geschehen ließen. Genaugenommen aber schonten die Kinder ihr Eigenes und wollten sich fromm stellen mit dem, was den Eltern gehörte. Die Aufsätze aber sagten ausdrücklich, der tue wohl, der es so mache. Wo blieb nun hier das Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren“? Diese mochten sagen, was sie wollten, mochten wohl auch streiten und zanken, mochten sogar in Bedrängnis und Not dadurch kommen, so fuhren eben die Kinder durch, selbst auf Bitten und Tränen der Eltern nicht achtend. So wurde alle Ehrerbietung vor den Eltern durch die Aufsätze untergraben. Solches legte der Herr Seinen Gegnern klar vor Augen.

Das Beispiel, das der Herr anführt, kann auch in unserer Zeit eine Anwendung finden. Es kann vorkommen, daß erwachsene Kinder meinen, besser daran zu tun, [das,] was sie Eltern oder sonst Angehörigen vor dem Herrn schuldig sind, an wohltätige Anstalten wie der Mission und sonst zu opfern. Sie meinen, damit Gott wohlgefälliger zu sein und von Ihm besonders dafür angesehen zu werden, wenn sie's nur dem Herrn geben, was auch Angehörige und Bedürftige, die an sie gewiesen sind, dazu sagen mögen. Wieviel wird da auch mit Legaten gesündigt, mit welchen sie ihre Habe an lauter fromme Anstalten vermachen, ohne sich's anfechten zu lassen, wenn andere dadurch in Bedrängnis und Not verbleiben müssen. Da sieht es aus, als ob man dem lieben Gott mit einem Raub einen Gefallen tun könnte. Viele sind überhaupt in sogenannten Gaben an den Herrn außerordentlich freigebig, sonst aber entsetzlich karg und hart gegen jedermann, auch die nächsten Angehörigen. Wie werden diese einmal sich verwundern, wie wenig ihnen Gott danken wird, der die Seufzer und Tränen und Klagen derer, denen das

Ihm Geschenke entzogen worden ist, hören muß, wohl auch Flüche und Verwünschungen, wie von jener Frau, die häufig zum Grab einer Verwandten ging, nur um dasselbe mit geballten, gen Himmel gerichteten Fäusten zu zerstampfen!

Der Heiland wird in Seiner Rede ernster, wie die Pharisäer und Schriftgelehrten wohl nicht erwartet hatten. Mit ihren elenden Aufsätzen nennt Er sie geradezu Heuchler. Er sagt:

Matth. 15, 7: „Ihr Heuchler! Es hat wohl Jesajas (29, 13) von euch geweissaget und gesprochen: – V. 8: Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen; aber ihr Herz ist ferne von mir. – V. 9: Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind.“

Wie übel ist es doch mit frommen Bezeigungen, bei welchen das Herz nicht dem Herrn dargebracht wird! Ja, vergeblich ist all dieses Frommsein, soviel man sich darauf einbildet. Lehrer insbesondere, die in angeführter Weise Leute irreführen, die sie doch dem Herrn nahebringen sollten, haben große Verantwortung, wenn sie in so hohem Grad Menschengebote über Gottes Gebote setzen. Nach vielen Beziehungen dürfte unsere Zeit das beherzigen. Denn wieviel gilt Menschenwort und wie wenig Gottes Wort! [BBB 1875, 45, 353-356]

## § 124 Was gemein macht

Kap. 15, 10-20

vgl. Mark. 7, 14-23

Zunächst hatte der Herr die Rede der Pharisäer und Schriftgelehrten: „Warum übertreten deine Jünger der Ältesten Aufsätze?“ oder, wie es Markus (7, 5) ausdrückt: „Warum wandeln deine Jünger nicht nach den Aufsätzen der Ältesten?“ beantwortet, indem Er, Seine Stellung zu den Aufsätzen zugebend, darlegte, wie gefährlich und irreführend diese Aufsätze seien. Nun bespricht Er auch das Besondere, das die Gegner angeführt hatten, mit den Worten: „Sie waschen ihre Hände nicht, wenn sie Brot essen.“ Er weist nämlich nach, daß das keine Bedeutung



habe, weil es den Menschen nicht verunreinige, gar keine unrechte Sache sei, wenn sie die Waschung unterlassen. Er will aber dabei mehr mit dem Volke reden, um dieses die Erklärung, die Er geben wollte, auch wissen zu lassen. Wir lesen:

Matth. 15, 10: „Und Er rief das Volk zu sich und sprach zu ihm: Höret zu und vernehmet's.“ – V. 11: „Was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menschen nicht; sondern was zum Munde ausgehet, das verunreiniget den Menschen.“

Markus drückt's so aus 7, 14: „Und Er rief zu Ihm das ganze Volk und sprach zu ihnen: Höret mir alle zu und vernehmet's.“ – V. 15: „Es ist nichts außer dem Menschen, das ihn könnte gemein machen, so es in ihn gehet; sondern das von ihm ausgehet, das ist's, das den Menschen gemein machet.“ – V. 16: „Hat jemand Ohren zu hören, der höre.“

Das ganze Volk, d. h. soviel ihrer zu Ihm gekommen waren, soll hören und vernehmen. Er sagt's, ob sie's fassen oder nicht. Deswegen schließt Er die Rede mit dem Worte: „Hat jemand Ohren zu hören, der höre.“ Damit ist immer angedeutet, daß Er sich nicht weitere Mühe geben wolle, sich näher zu erklären gegen die, die Ihn nicht verstünden. Er läßt's bei dem Gesagten bewenden, überzeugt, daß, wer Ihn nicht verstehe, überhaupt nicht recht anzufassen sei, als einer, der keine Ohren habe. An die Tauben ist ja jedes Wort verloren, darum sagt Er, was Er sagt, in kurzen, gleichnisartigen Sätzen, wie Er früher gesagt hatte, daß es „denen draußen“ (Mark. 4, 11) „alles durch Gleichnisse widerfahre“. Nichts, sagt Er jetzt, außer dem Menschen, das also mit ihm selbst und seiner Person in keinem Zusammenhang steht, wie dies bei Speisen der Fall ist, macht den Menschen gemein oder verunreinigt ihn vor Gott; sondern das, was von ihm ausgehe oder, wie Er nachher sagt, was von innen aus dem Herzen des Menschen herausgehe, das sei es, was ihn gemein und unrein mache. Denn das hängt an der Person des Menschen und ist, wenn es etwas Unreines ist – wie man eingehende Speise unrein nennen wollte –, seine Tat, ein seine Person Befleckendes, wie Eingehendes nie ihn beflecken kann. Dies ist der Sinn der Rede Jesu. [Um] sie recht zu verstehen, müssen wir daran denken, daß, [wie] von unrein gedachten Speisen die Rede war, so auch das Ausgehende, das ja auch sonst rein sein könnte,

vom Herrn als unrein gedacht ist. Aus dem unreinen Herzen Herauskommendes aber, was ein Ausbrechen von Sünden ist, das befleckt den Menschen und macht ihn verwerflich. Diese Rede konnte freilich das Volk, soweit es nicht geöffnete Sinne hatte, nicht verstehen. Auch die Jünger hatten nachher darüber zu fragen. Diese aber merkten zunächst, daß Seine Rede von den Pharisäern bitter übel aufgenommen wurde; und sie konnten nicht umhin, das Jesu zu sagen, wie wir lesen in Matthäus (Markus übergeht's):

Matth. 15, 12: „Da traten Seine Jünger zu Ihm und sprachen: Weißt du auch, daß sich die Pharisäer ärgerten, da sie das Wort hörten?“ – V. 13: „Aber Er antwortete und sprach: Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt, die werden ausgeartet.“ – V. 14: „Lasset sie fahren, sie sind blind und Blindenleiter. Wenn aber ein Blinder den andern leitet, so fallen sie beide in die Grube.“

Die Pharisäer haben wohl das Wort Jesu, das sie hörten, auch nicht in vollem Sinn verstanden. Ihnen aber war's genug, zu vernehmen, daß Er wider das Waschen der Hände, im Widerspruch mit den Aufsätzen, etwas sagte und daß das zum Munde Eingehende die Speisen seien, von denen sie sagten, daß sie durch ungewaschene Hände unrein würden und machten. Das griff sie an der empfindlichsten Seite an; denn damit wurde ihr so hoch gehaltenes System bezüglich der vielen Waschungen umgeworfen. Denn wenn das zum Munde Eingehende nicht unrein macht, auch wenn es nicht nach den Regeln der Reinigung rein gemacht ist, so fallen auch die anderen Waschungen dessen, was sie vom Markte brachten, und der Trinkgefäße und Krüge und Tische hinweg. Darum hat die Pharisäer das Wort Jesu jetzt sehr gärgert, zumal es recht geflissentlich vor dem Volke ausgesprochen wurde.

Die Jünger scheinen darüber erschrocken zu sein, auch um ihres Meisters willen, der nun erst recht ins schwarze Register der Pharisäer kam. Der Heiland aber ist nicht geneigt, mit Leuten, die in so verkehrter Weise fromm waren und fromm machten, sanft zu fahren und sie zu schonen, und kann [es] schon nicht mehr, nachdem Er nachgewiesen hatte, daß sie nur Heuchler und Frevler seien, die sich aus den Geboten Gottes gar

nichts machten und aus den Aufsätzen der Ältesten alles. Auch die Jünger sollten den Ernst merken, der bei dieser Gelegenheit in Jesu angefacht war. Sie sollten's lernen, um solcherlei Fromme sich nicht zu bekümmern, wenn sie so handgreiflich Menschengebote lehren, welche Gottes Gebote aufheben. Denn Ihm war wohl bewußt, daß in der Zukunft auch unter denen, die Seine Jünger sein, zu Ihm und Seiner Lehre sich halten wollten, Ähnliches vorkommen werde, daß man nichts anderes wissen werde als Menschengebote, nur kein Evangelium. Er nennt daher die Pharisäer Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt habe, wie denn offenbar der Geist Gottes sie nicht leitete in ihren frommen Übungen, und die ausgereutet werden, womit Er weniger die Person der Pharisäer meinte als das, was sie lehrten, obwohl sie selbst auch Gefahr liefen, einmal ganz verworfen zu werden als Leute, die im Reiche Gottes so, wie sie waren, keinen Platz finden könnten. Der Herr heißt auch Seine Jünger und damit alle ihre Nachfolger, von ihnen, so sehr sie im Ansehen standen, sich fernhalten und ja nichts von ihnen annehmen. Denn weil sie blind sind, können sie Blinde oder Unwissende, die nach Wahrheit verlangen, nicht leiten; und tun sie's, so fallen die, die mit ihnen gehen, in dieselbe Grube. Wohl aufmerken muß man auch in der Christenheit, welche Leute, die sich einen frommen Schein geben, zu meiden seien. O wie viele Übelstände gibt es, wenn einfältige Leute nur gleich mit allen gehen, die durch Besonderheiten sich auszeichnen wollen.

Nun wird weiter erzählt, wie die Jünger gerne ein Näheres über die gehörte Gleichnisrede Jesu vernommen hätten.

Matthäus sagt 15, 15: „Da antwortete Petrus und sprach zu Ihm: Deute uns dieses Gleichnis.“

Markus 7, 17 drückt's so aus: „Und da Er von dem Volk ins Haus kam, fragten Ihn Seine Jünger um dieses Gleichnis.“

Nach Markus fragten die Jünger nicht vor dem Volk, sondern erst, als Er von diesem weg ins Haus gekommen war; und nach Matthäus war es besonders Petrus, der ein Verlangen nach der Deutung hatte. Es mag immer so gewesen sein, daß die Jünger, wenn sie mit dem Herrn wieder allein waren, über alles, was sie den Tag über gehört und gesehen hatten, weiter mit Jesu sich unterhielten; und wie viele wichtige Belehrungen mag da

der Herr den Jüngern gegeben haben, daß sie immer tiefer gegründet und immer fester an Ihn gefesselt wurden! Lesen wir aber diesmal die Antwort Jesu:

Matth. 15, 16: „Und Jesus sprach zu ihnen: Seid ihr denn auch so unverständlich?“ – V. 17: „Merket ihr noch nicht, daß alles, was zum Munde ingehet, das gehet in den Bauch und wird durch den natürlichen Gang ausgeworfen?“ – (Mark. 7, 19: „Denn es gehet nicht in sein Herz, sondern in den Bauch und gehet aus durch den natürlichen Gang, der alle Speise ausfeget.“)

Der Herr wirft's den Jüngern vor, daß sie so unverständlich seien und nichts verstünden und von selber merketen. Er spricht gerne in dieser Weise vorwerfend, und zwar darum, weil Er's lieber hatte, daß Seine Jünger selbst nachdenken lernten, um nicht nötig zu haben, daß man ihnen alles wie Kindern vorsage. Es gibt viele, die immer nur fragen und nie denken. Bei diesen kommt's zu nichts Rechtem. Wie sie träge sind zu denken, so sind sie auch träge zu hören. Sie nehmen's, wenn sie über alles fragen, leichthin, was man ihnen sagt, und fragen daher gerne das nämliche immer wieder. Wenn der Verstand nicht durch Nachdenken geübt wird, so wächst auch nicht die Fassungskraft; und das so Gelernte ist nicht nur leicht vergessen, sondern gibt auch keinen Anhalt zum Verständnis für anderes. Der Herr aber will Seine Jünger ziehen; und da redet Er oft wie ein Lehrer ernst, strenge, vorwerfend, [wie] mit der Rute, damit der Verstand geweckt werde und der Unterricht tiefere Wurzeln fasse.

Sonst sagt der Herr hier zuerst von dem, was von außen, als der Person des Menschen fremd, nicht zu ihm gehörig, in den Mund, nicht in das Herz gehet. Sei das, was es wolle, so bleibe es nicht im Menschen. Es mache nur einen Durchgang durch den Menschen und werde durch den natürlichen Gang, der alle Speise ausfege, ausgeworfen, ohne dem Menschen im mindesten etwas anzuhängen, das ihm zum Tadel werde. Es gehe nicht, komme nicht vom Herzen, habe also keinen Teil an ihm. Der Herr redet begreiflich hier nur von ordentlichen Speisen, nicht etwa von solchem, das auch als Gift in den Menschen kommen kann, [wo] es, wenn auch nicht die Seele, doch den Leib verderben kann.

Hierauf redet der Herr von dem zum Munde Ausgehenden, nimmt das aber nun ganz geistlich. Er sagt:

Matth. 15, 18: „Was aber zum Munde herausgehet, das kommt aus dem Herzen und das verunreinigt den Menschen.“ – V. 19: „Denn aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Gezeugnis, Lästerung.“ – V. 20: „Das sind die Stücke, die den Menschen verunreinigen. Aber mit ungewaschenen Händen essen verunreinigt den Menschen nicht.“ – Markus (7, 21-22) nennt zu dem, was „von innen aus dem Herzen der Menschen gehet“, noch andere Stücke wie: „Geiz, Schalkheit, List, Unzucht, Schalksaug, Gotteslästerung, Hoffart, Unvernunft“.

Aus dieser merkwürdigen Rede Jesu können wir allerlei entnehmen. Erstlich liegt in ihr das, daß alles Böse, das beim Menschen zutage kommt, seine Wurzel hat in seinem Herzen, dieses also durch und durch verderbt und verunreinigt und von Bösem eingenommen ist. Unter dem Herzen ist das Inwendige des Menschen, eigentlich er selbst nach seiner Persönlichkeit verstanden, das, vermittelt dessen er sich als eine Person fühlt, [und] was sein eigentlichstes Ich ausmacht. Wir können's nicht näher beschreiben. Es ist aber zugleich auch das im Menschen, was sein Denken, Fühlen und Wollen bildet. Von diesem Ich des Menschen deutet der Herr an, daß es in der tiefsten Verderbnis liege, daß somit der Mensch Anlage zu allem Schlimmen, auch dem Schlimmsten hat. Wir können diese Verderbnis nicht anders nehmen, als daß da finstere Kräfte sind, die im Menschen [ihre] Wurzel haben. Eine Eingenommenheit von der Finsternis, die in ihm sich festgesetzt hat und der er sich selbst nicht erwehren kann, ist vorausgesetzt. Es ließe sich darüber viel sagen; aber offen und frei darüber zu reden ist schwer und mißlich, weil ihrer viele davon nicht gerne etwas hören. Der arme Mensch ist mit den Verderbnissen in sich in beständigem Kampf. Es lebt und regt sich in ihm alles Böse; und er hat es nötig, alle Energie des Willens zusammenzuraffen, um vor Ausbrüchen verwahrt zu bleiben. Wer daneben noch etwas [an] göttlicher Kraft in sich verspürt, kann sich zusammennehmen, kann gegen die stärksten Ausbrüche sich wehren; aber dahin kann er's nicht bringen, daß nicht alles mögliche, das ihn zum Sünder macht, doch zum Vorschein kommt, wie es hauptsächlich bei Markus hervortritt, wenn er auch von Geiz, Schalkheit, List, Schalksaug, Hoffart, Unver-

nunft redet. – Indessen liegt zweitens in der Rede des Herrn doch auch das, daß das Vorhandensein der Finsterniskräfte allein den Menschen noch nicht vor Gott zum verwerflichen Sünder macht, sondern erst, wenn sich's des Menschen bemächtigt, daß es bei ihm zur Tat wird. Wenn's herauskommt, macht's den Menschen gemein und unrein. Aber freilich, wenn in Jesu nicht der Helfer und Erlöser gekommen wäre, was würde aus uns? – Drittens wird alles Böse auch als vom Munde ausgehend angenommen (Matth. 15, 11). Der Mund arbeitet in allem mit und ist der erste Helfershelfer zur Tat. Auch unter den argen Gedanken sind zur Tat sich reifende böse Anschläge verstanden; und wieviel macht sich der Mund auch dabei zu schaffen. Am Munde lassen sich auch alle Schattierungen des Bösen erkennen.

Der Herr will offenbar mit dieser Erklärung zugleich andeuten, wieviel anderes der Mensch wichtig nehmen sollte, um vor Gott nicht unrein und verwerflich zu erscheinen, denn das Waschen der Hände. O daß wir's durch alles hindurch lernten, nicht einer kleinlichen Gesetzhlichkeit das Wichtigste zu opfern!

## § 125 Das kananäische Weib

Kap. 15, 21-28

vgl. Mark. 7, 24-30

Die Pharisäer und der Herr Jesus kamen wieder auseinander. Dieser wich ihnen aus; und jene mögen nach Jerusalem zurückgekehrt sein. Wir lesen weiter:

Matth. 15, 21: „Und Jesus ging aus von dannen und entwich in die Gegend Tyri und Sidon.“

Bei Markus heißt's (7, 24): „Und Er stund auf und ging von dannen in die Grenze Tyri und Sidon und ging in ein Haus und wollte es niemand wissen lassen und konnte doch nicht verborgen sein.“

Wenn Jesus aus jener Gegend ging bis an die Grenzen des Landes, auch drüber hinaus, bekommt man den Eindruck, daß Er doch habe den Pharisäern, die sich so sehr an Ihm geärgert

hatten, aus dem Wege gehen wollen. Denn sie hätten jetzt schon ernstlichere Plane gegen Ihn schmieden können, wenn sie gesehen hätten, wie ungescheut Er in Seinem Wirken fortmache und alle Welt zu sich kommen lasse, auch so, daß Er die Anwesenden zusammenrief, ihnen ein freies Wort zu sagen (Mark. 7, 14). Sie sollten Ihn daher eine kurze Zeit nicht mehr sehen; und dann konnte sich schon ihr Grimm ein wenig legen, daß sie nichts Weiteres zunächst vorzunehmen sich erlaubten. Kehrt sie dann nach Jerusalem zurück, so mögen sie dort ordentlich sich ausgelassen haben. Er ging nordwestlich an und über die Grenzen von Tyrus und Sidon oder von Phönizien, welches ein schmaler Landstrich oberhalb Galiläas am mittelländischen Meere war. Hier ging Er in ein Haus. Seine Jünger gingen wohl nicht in dasselbe Haus, sondern verteilten sich etwa in dem Orte, [wo] das Haus war, um dieses nicht zu beschweren. Obwohl Er es aber niemanden wissen lassen wollte, daß Er da wäre, konnte Er doch nicht verborgen bleiben. Es mag sein, daß Er schon um Seiner Jünger willen, die sicher alle mit Ihm gingen, auffiel, indem das viel Fragens machte; und unter dem Fragen kam's leicht heraus. Aber Feinde hatte Er an den Heiden keine, so daß Er unter ihnen sicherer war als je und je in Israel. Gewiß hatten viele bereits eine Verehrung für Ihn, ohne es zu wagen, Ihm näherzutreten. Seine Anwesenheit hat sich auch in die Weite ruchbar gemacht; denn das Weib, das kam, war, wie es scheint, von weiter her. Die Not, wie wir sehen, trieb auch eine Heidin zu Ihm, so unwürdig sie sich fühlte. – Lesen wir weiter:

Bei Mark. 7, 25 heißt es: „Denn ein Weib hatte von Ihm gehört, welcher Töchterlein einen unsauberen Geist hatte; und sie kam und fiel nieder zu Seinen Füßen.“ – V. 26: „Und es war ein griechisch Weib aus Syrophönice; und sie bat Ihn, daß Er den Teufel von ihrer Tochter austriebe.“

Bei Matthäus heißt's V. 22: „Und siehe, ein kananäisch Weib ging aus derselben Grenze und schrie Ihm nach und sprach: Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget.“

Daß die Frau eben in das Haus, da Jesus eingekehrt war, kam, könnte man nach Markus denken; doch ist's nicht gerade

gesagt. Dagegen gibt Matthäus den Eindruck, daß das Weib auf der Reise oder Weiterreise, aus der Grenze herauskommend, Jesu nachgegangen sei (vgl. „denn sie schreiet uns nach.“ V. 23). Das Weib heißt bei Markus ein griechisches Weib, womit wohl nur bezeichnet werden soll, daß es ein heidnisches Weib war, wie im Neuen Testamente immer oder meist Heiden unter Griechen verstanden sind (vgl. Röm. 1, 16). Sie stammte aus dem südlicheren Teile von Phönizien, welcher Syrophönice hieß und auch noch zur römischen Provinz Syrien gehörte. Nördlicher waren die Überreste von den alten Bewohnern, die zu den alten Kananitern gehörten, zahlreicher. Aber nach Matthäus war das Weib auch ein kananäisches Weib. Sie suchte wegen einer besessenen Tochter Jesum auf, als sie vernahm, daß Er da wäre. Nicht undenkbar ist, daß eben die Annäherung Jesu die Krankheit der Tochter steigerte, da der finstere Geist in ihr, Jesum fürchtend, unruhig wurde. So hatte das Weib, freilich ohne eine Ahnung davon zu haben, ein gewisses Recht, Jesum um Hilfe anzurufen.

Sie schrie: „Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein, meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget.“ Letzteres tat sich durch heftige Konvulsionen und sonstige Auftritte kund. Die Nähe Galiläas und der Verkehr mit den Juden machte, daß auch in den heidnischen Nachbargebieten eine Kunde von der Hoffnung Israels war bezüglich des verheißenen zukünftigen Sohnes Davids, den man nicht mehr von der herrschenden Königsfamilie erwarten konnte, sondern nur von Nachkommen Davids, ob[gleich] diese auch gering vor der Welt dastanden. Das Weib hat sich auch schon, nebst ihrer Tochter, mit den Hoffnungen Israels getragen. Es muß auch schon in der Ferne davon die Rede gewesen sein, daß der Davidssohn in Jesu gekommen sein möchte, als die Nachricht von Seinen Wundern auskam. Diese waren dem Weibe jedenfalls nicht unbekannt; denn sonst hätte sie ja nicht mit der Bitte, die sie tat, zu Jesu kommen können. Man sieht es, wie bereits ringsherum auch in der Heidenwelt, namentlich unter dem niedrigen Volke, das immer aufmerksamer lauscht als höhere Stände, von Jesu gesprochen und, was man von Ihm hörte, wichtig genommen wurde. Das Weib aber mag, wie gesagt, innerlich besonders von den Hoffnungen Israels

angeregt gewesen sein als eine von den Stillen, deren es auch im Heidenlande ringsherum viele gab. Aber nicht schnell gab sich der Herr für sie her. Wir lesen es umständlicher in Matthäus, da es heißt:

Matth. 15, 23: „Und Er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu Ihm Seine Jünger, baten Ihn und sprachen: Laß sie doch von dir – denn sie schreiet uns nach.“ – V. 24: „Er antwortete aber und sprach: Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel.“ – V. 25: „Sie kam aber und fiel vor Ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir.“

Der Herr konnte nicht mit derselben Freundlichkeit den Heiden sich bezeigen wie dem Volke Gottes. Die Heiden sollten vorerst auch nicht den Eindruck bekommen, als gehörte Er ihnen geradeso an wie den Kindern Israel. Muß ja doch zuerst zu dem, was Jesus werden sollte, Grund gelegt werden und etwas Bestimmtes erreicht sein, ehe auch die Heiden außerhalb des Gelobten Landes von Ihm bedacht werden konnten. Es hätte das gegen den Ordnungsweg angestoßen, wie er in allem einzuhalten ist, was erst werden soll, und so auch in der Sache Jesu nötig war. Der Heiland mußte zunächst ganz nur als ein Mann Israels genommen werden; und die Heiden sollten's auch fühlen, daß das Heil von den Juden komme, wie der Herr zur Samariterin sagte (Joh. 4, 22).

Zuerst nun antwortete der Herr dem Weibe kein Wort. Er tat, wie wenn Er's gar nicht hörte, und sagte weder zu noch ab. Da hat's selbst in Seiner Seele gekämpft, weil Sein Mitleid ange-regt war, Er aber Seinem Vater gehorsam sein sollte. Das Weib schrie fort; denn solange Er sie nicht geradezu abgewiesen hatte, konnte sie Hoffnung haben. Aber denken konnte sie auch, der Herr besinne sich erst, ob Er einer Heidin willfahren könne und wolle; und das Schweigen des Herrn führte sie zum Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Verdient hat es freilich auch Israel nicht, da dieses nicht besser war als die Heiden. Aber Israel war nun einmal das aus Gnaden von Gott angenommene Volk Gottes; und die Heiden standen noch ferne, außerhalb der Gemeinschaft mit Gott. Indessen gab sie die Hoffnung nicht auf, und unfreundlich bezeugte sich der Herr auch nicht. Die Jünger aber treten endlich näher zu Ihm und wollen's von Ihm fordern, daß Er doch das

Weib ihnen nicht so lange nachschreien lassen möchte. Sie hatte sich wohl auch an die Jünger gewandt; und diesen wurde das Weib nachgerade lästig. Ihr Meister war ihnen unbegreiflich, wie uns auch oft der Herr unbegreiflich ist, wenn Er auf vieles Bitten von uns nicht zu achten scheint. Aber schweigen wird Er oft darum, weil wir sonst uns zu Ihm als Heiden verhalten oder wie Heiden in gar keiner Gemeinschaft mit Ihm stehen. Das ist oft der Grund, warum Er uns bei allem Bitten und Schreien geradezu stehenzulassen scheint.

Den Jüngern aber antwortet der Herr, ihnen erklärend, daß Er nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt sei. Verloren sind die einen wie die anderen, wenn sie an die Ewigkeit denken. Für die Ewigkeit, für das Jenseits hatte auch der Jude meist keine Hoffnung, ehe [nicht] Christus kam. Dieser wollte das ewige Leben geben; und wer dieses erlangt, wie es durch Glauben zu erlangen ist, der gehört nicht mehr zu den Verlorenen. Das ewige Leben nun sollte zuerst den Schafen von Israel gegeben werden; und ihnen sollten dazu auch die Wunder, die sie erfuhren, verhelfen. Erst wenn bei ihnen genügender Grund gelegt wäre, sollte alles auch an die Heiden kommen. Aber deswegen kann der Herr auch nicht dieselben Wunder an den Heiden tun. Denn wer ein Wunder erfährt, bei dem kehrt schon ewiges Leben ein, weil ein Wunder ohne Vergebung der Sünden und ohne Annahme von seiten Gottes an niemand geschehen kann. Das Weib aber läßt nicht nach; und so erhält sie endlich eine Antwort.

Matth. 15, 26: „Aber Er antwortete und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“ – V. 27: „Sie sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen.“

Markus (7, 27) läßt der Antwort des Herrn die Worte vorausgehen: „Laß zuvor die Kinder satt werden.“

Wenn die Antwort Jesu hart scheinen will, so mildern sie doch ungemein die Worte bei Markus: „Laß zuvor die Kinder satt werden.“ Damit sagt Er, daß Er noch nicht Boden genug in Israel habe; und ehe das [nicht] sei und dort die Kinder [nicht] satt wären, könne Er Sein Brot nicht solchen zukommen lassen,

die, Hunden gleich, gar nicht an den Tisch gehören. Das Brot, das Er gibt, verliert seinen Wert, wenn es Fremde oder solche, die Hunden gleichen, zuerst bekommen sollen; und die, denen es gehört, werden's herunterschätzen. Wir dürfen uns an dem Ausdruck „Hunde“ nicht stoßen. Wer den nicht ertragen kann, hat sich selbst noch nie in seiner Unwürdigkeit erkannt, wenn er fern von Gott steht; denn was sind wir, wenn wir außer der Gemeinschaft Gottes stehen? Ohnehin klangen Tiernamen im Ohre damals nicht so schimpflich wie bei uns. Auch das ist verständlich, daß der Herr es gleichsam den Kindern nimmt, wenn Er's den Hunden, um den Ausdruck beizubehalten, gibt. Denn die Kinder sind dann so unwürdig behandelt, daß sie es gar nicht mehr als ihnen gehörig ansehen können; und damit ist's ihnen genommen. Man denke auch, wenn es in Israel [her]ausgekommen wäre, daß der Herr an Heiden dieselben Wunder tue wie an Israeliten, wie gering dann Seine Wunder geschätzt worden wären. Diese hätten auch die hohe Bedeutung, die sie hatten, geradezu verloren; und der Vorwurf, daß Er Teufel mit Teufeln austreibe, hätte erst recht [...] Anklang in Israel gefunden. Sonst aber wirft Er die Heiden nicht gar weg, wenn Er zu verstehen gibt, daß es schon auch noch an die Heiden kommen werde, wenn nur erst die Kinder das Ihre hätten.

Das Weib aber weiß sich zu helfen. Sie will ja gerne den anderen das Ihre lassen; aber den Abfall von dem, was die Kinder haben, dürfen ja gewöhnlich die Hunde essen. Sie will denn, was sie jetzt vom Heiland begehrt, nur als Abfall; und schon dieser Abfall, wenn auch noch so klein, einem Brosamlein zu vergleichen, denkt sie, werde genug sein, ihre Tochter zu befreien. Sich selbst nennt sie lieber „Hündlein“, [gleichsam] schmeichelnd, als wollte sie dem Heiland sagen, Er möchte sie nicht als einen begehrliehen Schnapphund ansehen. Er solle sie lieber als Hündlein, Schoßhündlein nehmen, dabei sie im stillen dachte, sie sei das eher, weil sie dem Geiste nach doch nicht so fernestehe von einem Israeliten. Kurz, das arme Weib, welches die Not erfinderisch und klug macht, zeigt alles in ihrer Rede und Gesinnung, was nur dem Heiland wohlgefallen kann. Darum:

Matth. 15, 28: „Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: O Weib, dein Glaube ist groß; dir geschehe, wie du willst. Und ihre Tochter ward gesund zu derselbigen Stunde.“

Markus drückt's so aus (V. 29): „Und Er sprach zu ihr: Um dieses Worts willen, so gehe hin; der Teufel ist von deiner Tochter ausgefahren.“ – V. 30: „Und sie ging hin in ihr Haus und fand, daß der Teufel war ausgefahren, und die Tochter auf dem Bette liegend.“

Hier ist ein voller Glaube und ein großer Glaube; und da konnte der Heiland nicht mehr widerstehen. Sie konnte Ihm nicht mehr als eine Heidin gelten; denn sie glaubte. Mit ihrem Glauben erhob sie sich auf die Stufe eines Kindes. So wurde ihr Hilfe zuteil. Sie kommt heim; und weg ist alle Not! Wie werden Mutter und Tochter sich gefreut und gedankt haben! Was wird's sein, wenn einmal die große Erlösung von aller Macht der Finsternis, die verheißen ist, durch die ganze Welt hin in Wirklichkeit wird angebrochen sein!

### **§ 126 Viele Kranke, auch ein Tauber, der stumm war**

Kap. 15, 29-31 und Mark. 7, 31-37

Wir vernehmen nun, wie Jesus wieder von Seiner Verborgenheit herauskam und augenblicklich von vielen Kranken wieder angegangen wurde. Markus erwähnt nur eines Tauben, der stumm war, wovon wir hier auch reden wollen. Wir lesen zuerst:

Matth. 15, 29: „Und Jesus ging von dannen fürbaß und kam an das galiläische Meer und ging auf einen Berg und setzte sich allda.“

Bei Markus heißt's, V. 7, 31: „Und da Er wieder ausging von den Grenzen Tyri und Sidon, kam Er an das galiläische Meer, mitten unter die Grenzen der Zehn Städte.“

Von Phönizien, dessen Hauptstädte Tyrus und Sidon waren, heraus ging Jesus quer herüber den Grenzen der Zehn Städte zu, welche mehr heidnisch als jüdisch waren, jenseits des nördlichen galiläischen Meeres. Jesus ging aber nur in die Nähe

des Meeres. Da ging Er nach Matthäus auf einen Berg, [wo] Er sich (mit Seinen Jüngern) niedersetzte, wohl zunächst nur mit diesen verkehrend, aber auch wartend, bis Leute kämen, da Seine Anwesenheit bald bekannt war. Er blieb nicht lange allein.

Matth. 15, 30: „Und es kam zu Ihm viel Volks, die hatten mit sich Lahme, Blinde, Stumme, Krüppel und viele andere und warfen sie Jesu vor die Füße; und Er heilte sie.“

Wie doch so schnell alles wieder Jesum aufsuchte! Im Nu verbreitete sich's weit herum, wenn Er irgendwo gesehen wurde. So kam denn jetzt wieder viel Volks her. Was sie zu Jesu vornehmlich trieb, waren die Krankheiten und Gebrechen, an welchen so viele litten. Man möchte etwa sagen, der rechte Beweggrund ihres Kommens sei das nicht gewesen. Ein anderes, ein Bedürfnis des Herzens, hätte die Leute hertreiben sollen. Aber wenn viel Volks kam, so waren's doch auch andere Leute als Kranke. Sonst aber müssen wir mit solchen Kranken auch Mitleiden haben. Besehen wir nur einen der Kranken, der kam, so müssen alle unsere Nebengedanken fallen. Wieviel Trübsal und Not konzentriert sich nicht bei jedem Kranken durch seine Krankheit! Von der letzteren daher befreit zu werden, wenn er merkt, daß Hilfe da sei, wen sollte das nicht reizen, alle Opfer zu bringen, um zu Jesu zu kommen? Es war für die Kranken nicht immer leicht, zu kommen. Wie mußten ihrer viele sich zerarbeiten, kämpfen, seufzen, weinen, ihr Äußerstes aufbieten, bis sie nur da waren, alles unter dem Druck ihres Leidens! Wie viele Beihilfe mitleidiger Menschen brauchten sie! Wie waren auch diese so eifrig, die Kranken herbringen zu helfen! Ohne eine gewisse Heilandsart, daß ich so sage, bei der die Leute teilnehmend, sanftmütig, aufopfernd sich zeigten, konnten die Helfenden nicht der Mühe sich unterziehen mit den Kranken. Soll aber nun der Heiland mißmutig gegen diese sich zeigen? Soll Er weniger Mitleiden haben und die sich aufdrängenden Kranken hart anfahren oder abweisen als Leute, die nicht mit dem rechten Sinn kämen? Das Mitleiden fragt nur nach der Not, welche andere bedrückt, und unterläßt alles Prüfen und Richten und Hofmeistern mit den Elenden. Deswegen lesen wir nie, daß der Herr Jesus den Kranken vorher eine Predigt gehalten oder sie examiniert hätte, wie sie innerlich stünden, oder daß Er nachge-

fragt, was sie etwa verbrochen haben könnten, wenn sie so schwer heimgesucht waren. Alles Benehmen der Art, wenn es nicht jemand mit liebender Teilnahme vermag, ist hart und kann unter Umständen sehr verwunden und wehe tun. Bei uns sind manche gewohnt, die etwa Kranke zur Fürbitte empfehlen sollen, diese scharf zu examinieren, ob sie auch wert wären, daß man für sie bete; und je und je weist man sie geradezu als solche, die vorher mehr Buße zeigen sollten, ab, weil man so nicht für sie beten könne, da sie ganz andere Leute sein sollten, wenn man für sie beten sollte. Das ist aber ganz wider den Sinn des Heilandes, der von sich sagte (Joh. 6, 37): „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“; und ich möchte insbesondere Seelsorgern raten, doch ja alles solches Ausfragen auf die etwaige Würdigkeit hin zu unterlassen, wenn sie auch sonst seelsorgerlichen Ernst zeigen mögen. Das Elend will allein angesehen sein; und wer einmal zu Gebet und Fürbitte sich wenden will, hat doch bereits mehr in sich, als viele sich denken. Ohne eine Empfindung Gottes und des Heilandes können sie nicht beten und für sich beten lassen; und wieviel ist es doch, wenn nur auch jemand wieder eine Empfindung Gottes und des Heilandes hat! Auch bei denen, die zum Heiland kamen, war's doch meist noch etwas anderes, als bloß gesund werden zu wollen. Sie sahen Jesum als einen Propheten an; und wie viele werden im stillen Gelübde getan haben, die sie dem Herrn halten wollten, wenn ihnen die Wohltat der Gesundheit wieder zukommen würde!

Bei uns will man's Kranken auch häufig übelnehmen, wenn sie um ihre Gesundheit den Herrn bitten oder bitten lassen wollen; und auch die kann man nicht immer begreifen, welche, von Mitleiden angeregt, gerne die, welche sie anlaufen, fürbittend beim Heiland vertreten. Man denkt nämlich, es sei nicht recht, die Krankheiten wegbitten zu wollen, da man doch erfahre, wie vielen Segen die Krankheiten den Kranken bringen. Aber da versetzt man sich doch nicht genug in die Lage der Kranken selbst, die nur gar zu häufig so ist, daß man von einem Gewinn nicht reden kann, wenn auch fromme Gefühle je und je in ihnen erwachen, von denen man denkt, daß sie ihnen sonst nicht kämen. Daneben nimmt man's ihnen nicht übel, wenn sie sonst alles mögliche, sei's das Abenteuerlichste, versuchen, um gesund

zu werden. Wie aber? Alles versuchen und brauchen wollen, nur nicht den Herrn bitten? So haben's Tausende; und diese kann ich doch nicht verstehen, wenn ich nicht denken soll, sie beten eben nicht gerne oder halten nichts auf das Beten. Ob aber Krankheit oder Gesundheit dem Menschen ersprießlicher ist, kann man auch fragen. Die Erfahrung zeigt, daß unter den Kranken Böse und Gute sind, wie unter den Gesunden; und wie viele werden durch die Krankheiten eher schlimmer als besser, wenn man nur daran denkt, wie anspruchsvoll, wie übel, wie empfindlich, wie plagend, wie widerwärtig sie oft werden, ohne das mindeste Mitgefühl mit denen zu haben, die durch Pflege und Wartung fast geplagter sind als sie. Der Heiland muß nicht geglaubt haben, daß es für die Leute besser sei, krank, als gesund zu sein. Sonst hätte Er nicht so viele Wunder getan zum Gesundwerden und auch Seinen Jüngern [nicht] anbefohlen, neben der Predigt Kranke zu heilen. Wir dürfen also ganz wohl den Heiland, dessen Gesinnung doch offen daliegt, auch bitten, daß Er doch wieder neue Gnade ins Elend der Menschen hereinsenden möge. Denn daß wider so viele Krankheiten gar kein Rat zu finden ist, mag doch mehr eine Ungnade sein, die auf unserem Geschlechte lastet, als eine Gnade. Ach, daß der Herr wieder gnädig wäre und die Kräfte des Heiligen Geistes schenkte, die Elenden nach Leib und Seele gesund zu machen!

Zu Jesu aber kamen diesmal außer den gewöhnlichen Kranken besonders viele Lahme, Blinde, Stumme, Krüppel. Solche Kranke wurden Jesu vor die Füße geworfen. Es waren Gebrechliche, welche von anderen bis zu Ihm hin mit viel Beschwerden geführt, getragen, geschleppt werden mußten; und vor Jesu ließen die Begleitenden insbesondere die Lahmen und Krüppel geradezu fallen. Da lagen sie denn in ihrer Hilflosigkeit vor Jesu, auf dem Boden zappelnd und kriechend, wohl auch wimmernd und schreiend. Hofmeister denn da jemand und sage: „Mit solcherlei Leuten sollte man doch eher zu Hause bleiben; die Lahmen, die Blinden, die Stummen, die Krüppel sind wohl, was sie sind; und der liebe Gott wird wohl wissen, warum sie so sein müssen. Gewiß ist Gott den besten Weg mit ihnen gegangen; man denke, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie nicht so wären, und was aus ihnen werden könnte, wenn sie jetzt würden wie andere

Leute.“ So scheinen in unserer Zeit viele versucht zu sein zu denken. Der Heiland aber denkt anders. Er nimmt sich mit heißem Mitleid eines jeden besonders an; und schnell stehen Lahme aufrecht da, sehen die Blinden, reden die Stummen und haben Krüppel ihre vollen und rechten Glieder. Man denke auch, wieviel namentlich an letzteren geschehen mußte. Auf seiten der Leute hat doch viel Glauben dazu gehört, auch für Krüppel, wenn sie sie brachten, Hoffnung zu haben. Der Herr aber, ausgerüstet mit Kräften der Allmacht von Seinem Vater, vermag alles, heilte sie alle! Staunen wir über die grundlose Barmherzigkeit Gottes, der [das], was Kräfte der Finsternis so greulich verderbt haben, durch Seinen lieben Sohn so schnell gutmachen kann.

Markus berichtet ein Umständlicheres von einem einzigen dieser Gebrechlichen, nämlich von einem, der taub und stumm war; und an dem mögen wir sehen, wie sich der Herr Jesus so ganz für die Elenden hergab. Wir lesen:

Mark. 7, 32: „Und sie brachten zu Ihm einen Tauben, der stumm war; und sie baten Ihn, daß Er die Hand auf ihn legte.“ – V. 33: „Und Er nahm ihn von dem Volk besonders und legte ihm die Finger in die Ohren und spätzte und rührte seine Zunge“ – V. 34: „und sahe auf gen Himmel, seufzete und sprach zu ihm: Hephatha, das ist, tue dich auf.“ – V. 35: „Und alsobald taten sich seine Ohren auf; und das Band seiner Zunge ward los, und redete recht.“ – V. 36: „Und Er verbot ihnen, sie sollten's niemand sagen. Je mehr Er aber verbot, je mehr sie es ausbreiteten.“

Wenn hier von einem Tauben, der stumm war, die Rede ist, so ist dies kein sogenannter Taubstummer, der nur stumm ist, weil er nicht hört. Er ist taub und stumm zugleich, daß er also, wenn er auch hörte, nicht reden konnte. Mit einem solchen Gebrechlichen wüßten unsere Taubstummenlehrer rein gar nichts anzufangen. Für den Herrn bedurfte es hier eines doppelten Wunders. Weil aber dieser Taube nachher, als er gesund war, redete und recht redete, so muß er eine Zeit gehabt haben, da er hörte und redete. Erst später wurde er des Gehörs und der Sprache beraubt. Indessen mag er schon lange in diesem Zustand gewesen sein, weil es dem Heiland dem Anschein nach, viel-



leicht weil gewaltige Kräfte der Finsternis zu überwinden waren, Mühe machte, ihn wieder zurechtzubringen. Doch mag das, daß er früher recht war, den Seinigen Mut gemacht haben, ihn Jesu zu bringen, mit der Bitte, daß Er die Hand auf ihn legen möchte.

Diesen Kranken nun nimmt der Herr besonders von dem Volke. Warum wohl das? Er wollte es allein mit dem Menschen zu tun haben, der ja gar nicht wissen konnte, wer Jesus war und was Jesus mit ihm anfangen werde. Da wollte ihn der Heiland allein unter Augen haben. Der Mensch sollte Ihn und Ihn allein ansehen; und an Ihm sollte sein Geist etwas merken. Die Freundlichkeit Jesu sollte durch seine Augen in sein Herz hineinleuchten und Empfindungen in ihm hervorrufen, die er unter dem sonstigen Verkehr mit Menschen nicht bekommen konnte. Der Heiland wollte auch Seine Persönlichkeit recht auf ihn wirken lassen; und dazu mußte Er ihn allein haben. Um den Einfluß auf seinen Geist zu verstärken, legte Er ihm die Finger in die Ohren. Er spätzete, d. h. machte einen Speichel und berührte mit diesem seine Zunge. Etwas von Seiner Person sollte auf ihn wirken; denn durch alles von Jesu, wie durch die Finger, so auch durch den Speichel, teilte Jesus eine Kraft aus sich mit. Vor Augen des Tauben sah dann auch noch Jesus auf gen Himmel, seufzete und sprach: „Hephatha, das ist, tue dich auf.“ Plötzlich öffneten sich die Ohren, wurde das Band der Zunge los und redete der Mensch recht. Zugleich aber war er ein anderer und neuer Mensch geworden, wie wir mit Sicherheit aus dem entnehmen können, daß Jesus so besonders und liebevoll und ganz sich ihm widmete. Sonst aber war's dem Herrn nicht lieb, daß gerade von diesem Wunder viel geredet wurde, weil Er immer den lästernden Feinden keinen Anlaß zu lästern geben wollte. Aber was half alles Verbot? Nur um so mehr verbreitete sich das Gerücht auch von diesem Wunder.

Hören wir noch vom Volk etwas mit Bezug auf die vielen Wunder, die jetzt vorgekommen sind:

Matth. 15, 31: „Daß sich das Volk verwunderte, da sie sahen, daß die Stummen redeten, die Krüppel gesund waren, die Lahmen gingen, die Blinden sahen, und preiseten den Gott Israels.“

Markus drückt's so aus (7, 37): „Und verwunderten sich

über die Maßen und sprachen: Er hat alles wohlgemacht, die Tauben macht Er hörend und die Sprachlosen redend.“

Mochte vorher das Volk innerlich gestanden sein, wie es wollte, jetzt wurde es von Verwunderung ganz hingenommen, und legten sie's auf die rechte Weise aus, denn sie konnten nicht aufhören, den Gott Israels zu preisen. Sie erkannten wieder den Gott ihrer Väter; und wie wohl mußte es ihnen tun, nun ganz wieder den Gott ihrer Väter unter sich wirken zu sehen, den Gott Israels, der nun anfinge, alles wohlzumachen, wenn Er Taube hörend und Sprachlose redend machte und sonst allem Übel steuerte! Ja, wer weiß, ob wir nicht aufs neue, vielleicht in einer Kürze, und dann erst recht und völlig erfahren werden, wie sehr Gott alles wohlmacht durch Jesum Christum.

## § 127 Speisung von 4000

Kap. 15, 32-39

vgl. Mark. 8, 1-10

Beide Evangelisten, Matthäus und Markus, hängen die nun folgende zweite wunderbare Speisung an das Vorige an. Hiernach geschah dieselbe an der Nordostseite des galiläischen Meeres. Die erste Speisung von 5000 (s. § 120 und 121) war in der Nähe der Stadt Tiberias an der Westseite des Meeres. Wir lesen:

Matth. 15, 32: „Und Jesus rief Seine Jünger zu sich (Mark. 8, 1: „Zu der Zeit, da viel Volks da war, und hatten nichts zu essen, rief Jesus Seine Jünger zu sich“) und sprach zu ihnen: Es jammert mich des Volks; denn sie nun wohl drei Tage bei mir beharren und haben nichts zu essen. Und ich will sie nicht ungegessen von mir lassen, auf daß sie nicht verschmachten auf dem Wege.“ (Markus: „Und wenn ich sie ungegessen von mir heim ließe gehen, würden sie auf dem Wege verschmachten; denn etliche waren von ferne gekommen.“)

Das viele Volk, das der Kranken so viele gebracht hatte, konnte sich, überwältigt von dem Eindruck, den die großen

Wunder machten und durch den auch die dazwischenfallenden Worte und Lehren Jesu eindringlich wurden, nicht so bald von Jesu trennen. Namentlich mag's für die, die gesund geworden waren, Bedürfnis gewesen sein, nicht so schnell wieder Jesum aus dem Auge zu verlieren. Denken wir an die Blinden, die wieder sahen, wen sahen sie am liebsten? – an die Tauben, die wieder hörten, wessen Stimme klang ihnen am süßesten? Viel Mundvorrat indessen werden die Leute gerade nicht mitgebracht haben, schon weil sie mit einer Eile sich herbeigemacht hatten. Aber sie waren in der Gegenwart Jesu so hingegenommen, daß sie Essen und Trinken vergaßen. Am dritten Tage jedoch mag man es ihnen schon angesehen haben, daß sie die Zeit über gefastet hatten. Der Herr selbst ist's, der es bemerkt und fühlt, der auch weiß, daß ihrer etliche von ferne gekommen waren. Denn Ihn jammerte, wie wir lesen, des Volks, daß sie so lange bei Ihm verharrt hatten, ohne etwas zu essen zu haben. Es war so, daß auch der Herr fürchtete, sie könnten auf dem Wege verschmachten, wenn ihnen nicht noch Speise geboten würde. Man könnte sagen, im verborgenen hätte der Herr ja wohl, wie es sicher oft der Fall war, darauf wirken können, daß sie auch ungeessen nicht von Kräften gekommen wären. Solches wäre ein nicht minder großes Wunder gewesen als die nun folgende wunderbare Speisung. Aber es hätte keinen besonderen, tiefgehenden Eindruck auf die Leute gemacht, wäre kaum von ihnen recht beachtet worden; und so hätte der Herr Seine Heilandsgröße damit nicht gezeigt und offenbar gemacht, während Ihm daran lag, zum Schlusse noch den stärksten Eindruck den Leuten mit auf den Weg zu geben. Sie sollten tiefer gefaßt werden und in Jesu den erkennen, der wunderbar [...] Leib und Seele speisen, den Leib nicht bloß ohne Speise sättigen könne. Auch sonst drängte es Ihn, die, welche durch langes Verbleiben bei Ihm ein wenig vertrauter mit Ihm geworden waren, nicht leer von sich gehen zu lassen. Er muß sie noch mehr als Gastfreunde, für die Er zu sorgen hätte, ansehen, als, wie wir gesehen haben, jene 5000 bei der früheren wunderbaren Speisung. Wir lesen weiter:

Matth. 15, 33: „Da sprachen zu Ihm Seine Jünger: Woher mögen wir so viel Brots nehmen in der Wüste, daß wir so viel

Volks sättigen?“ – V. 34: „Und Jesus sprach zu ihnen: Wie viele Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben und ein wenig Fischlein.“

Markus (8, 4. 5) erzählt's ebenso.

Der Herr hatte von sich aus an die Jünger Seinen Wunsch ausgesprochen, das Volk nicht ungeessen von sich zu lassen. Nun mußten die Jünger antworten. Diese tun, als ob sie der früheren wunderbaren Speisung sich nicht mehr erinnerten, und antworteten daher fast ebenso wie damals. Sie stellten sich verlegen, woher doch so viel Brots in der Wüste nehmen. Wir dürfen uns darüber nicht verwundern, dürfen auch nicht den Schluß daraus ziehen, als ob sie das Frühere bereits vergessen oder unwichtig genommen hätten. Denn ihnen stand es viel näher, die frühere Speisung als eine Ausnahmetat zu nehmen, zu der sich der Herr damals entschlossen habe. Daß Er so leicht dieses große Wunder wiederholen werde, wagten sie nicht zu denken. Ihnen selbst wurde es auch nicht gerade leicht, abermals in der Lage zu sein wie damals, da sie auf ihrer Seite auch so viel Glauben beweisen mußten. Diesmal dachten sie, und vielleicht fast lieber, der Herr werde es auf eine natürliche Speisung absehen, zu der sie, die Jünger, das Nötige beschaffen sollten, wenn Er überhaupt dabei bliebe, so viel Volks zu speisen. Es leitete sie dabei ein richtiges Gefühl. Es gibt Wunder, bei denen man mit Recht voraussetzt, daß der liebe Gott nur sparsam damit sein werde; und geschehen sie, so darf man es nicht gleich so nehmen, als müßten sie immer wieder geschehen. Aus großen Wundern darf man nicht so schnell, wie man sagt, ein Liedlein machen, wie wenn sie etwas Gewöhnliches werden dürften. So tut der Herr auch in unserer Zeit je und je etwas Großes; aber gleich drauf pochen, als müsse es wieder und wieder geschehen, ist verkehrt und läuft der Demut und Bescheidenheit zuwider, die wir vor Gott haben sollten. Man kann da auch an das Gedicht denken, das unser Dichter Schiller\* über jenen Taucher machte, der, vom Könige aufgefordert, in das Meer springt, einen hinabgeworfenen goldenen Becher wieder heraufzuholen. Der Jüngling brachte wirklich den Becher wieder herauf. Der König aber, übermütig lüstern nach der Erneuerung der Großtat des Jünglings, wirft abermals

\* [Friedrich Schiller (1759-1805), die Ballade „Der Taucher“ (1797).]

den Becher ins Meer und heißt ihn holen. Der Jüngling, etwas zaghaft, springt doch hinab, kam aber nicht wieder. Gott kann das eine Mal wohl etwas gelingen lassen; aber das zweite Mal kann's gottversucht sein. Bei Jesu freilich war's so, daß Er eher darauf sehen muß, ein Wunder, sei's auch das größte, zu wiederholen, damit man nicht meine, Seine Herrlichkeit, welche die Wunder tut, habe eine Grenze. Gerade die Wiederholung der wunderbaren Speisung machte die erste erst recht völlig. Bei den Jüngern aber war der Zweifel, daß Jesus das gleiche tun werde, um so gerechtfertigter, weil der Herr seit der ersten Speisung öfter viel Volk um sich gehabt, aber nie zu Gast geladen hat, daß Er sie wunderbar gespeist hätte. Daß es nun Jesus wieder tun werde, wollten sie wenigstens nicht in Anregung bringen, fühlend, der Herr könnte etwa sagen: „So? Meint ihr? Schätztet ihr jenes Wunder für so gering, daß ich's nur so geschwind wiederholen sollte? Diesmal müßt ihr selbst euch für die Speisung hergeben.“ Wir sehen's, daß es ganz in der Ordnung ist, daß die Jünger nicht gleich das Wunder erwarteten oder forderten, und wie angemessen es ist, daß sie nicht von sich aus den Herrn auf das, was Er früher getan hatte, hinwiesen.

In dem Bisherigen bin ich gerne etwas umständlich gewesen, weil es in unserer Zeit solche\* gibt, welche die Speisungswunder um deswillen, daß sie zweimal vorkommen, verdächtigen wollen, mindestens die zweite Speisung für unecht halten. Wie wenig sie aber dazu das Recht haben, mag aus dem Gesagten klar sein.

Jesus aber, das Weitere einleitend, fragt, wieviel Brot sie hätten; und diesmal waren nur sieben zu haben; „und ein wenig Fischlein“, setzten die Jünger hinzu, das Ungenügende des Fischvorrats mit dem Verkleinerungswort „Fischlein“ ausdrückend, da doch sicher die Fische ihre gewöhnliche Größe werden gehabt haben. Des Geldes, das zu weiterer Anschaffung von Brot erforderlich gewesen wäre, erwähnen sie doch diesmal nicht, jetzt schon ahnend, worauf es bei Jesu hinauslaufen werde. Es heißt ferner:

---

\* [Dazu gehörten W. M. L. de Wette, Friedrich Schleiermacher, D. F. Strauß. Siehe auch H. A. W Meyer, Matthäus-Kommentar, 1864<sup>5</sup>, S. 343.]

Matth. 15, 35: „Und Er hieß das Volk sich lagern auf die Erde“ – V. 36: „und nahm die sieben Brote und die Fische, dankete, brach sie und gab sie seinen Jüngern, und die Jünger gaben sie dem Volk.“ (Markus 8, 7 setzt hinzu: „Und hatten ein wenig Fischlein; und Er dankete und hieß dieselbigen auch vortragen.“ Hiernach tut dieses der Herr besonders.) – V. 37: „Und sie aßen alle und wurden satt, und huben auf, was überblieb von Brocken, sieben Körbe voll.“ – V. 38: „Und die da gegessen hatten, derer waren 4000 Mann, ausgenommen Weiber und Kinder.“ (Markus ähnlich.)

Wie das erste Mal, so sollte es auch jetzt ganz geordnet zugehen. Wie an den Tisch sich setzend, lagerten sich die Leute auf der Erde, abermals, wie man sich hinzudenken muß, in abgezählten Reihen. Es waren wieder Weiber und Kinder dabei, die sich zwischen den Männern oder Brüdern niederließen. Heimelig, still und ruhig, wenig unter sich redend, mit den Augen nach dem Herrn gerichtet, der alles anordnete, mögen sie dagesessen sein, ohne zu begreifen, was es werden würde, aber immerhin etwas Wunderbares erwartend. Da war's denn wohl dem Heiland eine besondere Freude, die, welche als lahm, blind, taub, Krüppel hergekommen waren, wie auch die anderen, die gesund geworden waren, auf der Erde gelagert zu sehen; und wie gerne bot Er gerade diesen die Erquickung dar! Er steht zu ihnen wie ein Vater zu seinen Kindern; und die vorher vor Krankheit wenig Appetit gehabt hatten, wie sehr mußte es diesen, könnte man denken, jetzt schmecken, besonders aus der Hand dessen, der ihnen all ihr Weh genommen hatte.

Als alles in Ordnung gelagert war, wurde zu Tisch gebetet. Dies geschah damit, daß der Herr Seinem Vater, dem Vater im Himmel, dankte, daß Er Ihm einen Tisch zugerichtet habe. Auf dem Tisch aber, d. h. auf dem Boden vor Jesu, lagen nur sieben Brote und ein wenig Fische. Über beides dankte der Herr nach Markus besonders. Die Brote brach Er; und Er brach fort, bis die Jünger je einen Korb voll hatten. Weil nur sieben Körbe da waren, mögen auch nur sieben Jünger die Austeiler gemacht haben. Diese trugen vor, legten vor den Leuten genug auf die Erde und hatten immer vorzulegen. So ging's auch mit den Fischen. Dem Heiland ging's nicht aus, den Jüngern ging's nicht

aus, und dem Volke ging's nicht aus, bis alle satt waren. Ja, es gab noch Überbleibsel; denn zu einer anständigen Tafel gehört es sich, daß immer auch überbleibt und nicht bis aufs letzte zum Sattwerden alles aufgezehrt werden muß. Das Übrige sollte nicht verderbt werden und wurde auch hier gesammelt, daß es abermals sieben Körbe voll gab. Der Essenden aber waren es 4000, ohne die Weiber und Kinder. Was sollen wir sagen zu solchem Wunder, dessen Verlauf für den natürlichen Menschen immer unbegreiflich erscheinen muß? Das möchte ich sagen: „Wer dergleichen Wunder nicht glauben kann, glaubt überhaupt keine eigentlichen Wunder, glaubt nicht an die Herrlichkeit, die sich in Jesu offenbarte als die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater.“ – Zum Schlusse lesen wir noch:

Matth. 15, 39: „Und Er ließ sie von sich. Und da Er das Volk hatte von sich gelassen, trat Er in ein Schiff und kam in die Grenze Magdala.“

Markus sagt (8, 10): „Und alsbald trat Er in ein Schiff mit Seinen Jüngern und kam in die Gegend Dalmanutha.“

Jetzt konnte der Herr beruhigt das Volk entlassen. Er tut's; und das sich verlaufende Volk hatte genug im östlicheren Lande zu erzählen. Welche Wirkung es tat, wissen wir nicht. Sie mag doch groß gewesen sein, aber freilich nicht durchschlagend zu dem, was der Herr Jesus gewollt hatte. Wie konnte auch das sein, solange die Macht der Finsternis noch so groß war und auf die Menschheit drückte, solange der Herr Jesus sich nicht als das Lamm Gottes für die Sünden der Welt geopfert und dadurch den Sieg über alle Finsternis angebahnt hatte und solange nicht ein neuer Geist, der Heilige Geist, den Menschen gegeben war. Die Wunder aber sind geschrieben und werden wohl wieder in der Zeit einer gnädigen Heimsuchung Gottes ihre Bedeutung bekommen und ihre Wahrheitszeugnisse. Der Herr aber fuhr in einem Schiffe der Westküste zu und kam da gleich wieder mit Pharisäern und Sadduzäern in Berührung, die Ihm immer unerquicklich waren.

## 16. Kapitel Matthäi

### § 128 Die Zeichenforderung am Himmel

Kap. 16, 1-4

vgl. Mark. 8, 11-13

Das nächste in Matthäus fängt an mit den Worten: Matth. 16, 1: „Da traten die Pharisäer und Sadduzäer zu Ihm.“

Der Herr ist also wieder im Bereiche dieser Leute; und die können nicht anders, denn Ihn nur immer betrüben. Kaum sind sie Seiner ansichtig geworden, so kommen sie schon wieder mit einer Versuchung, und zwar mit einer ähnlichen, wie sie sie schon einmal (Matth. 12, 38ff., siehe § 104) vorgebracht hatten.

Die Pharisäer und Sadduzäer waren sonst widereinander; aber in ihrem Widerspruch gegen Jesum waren sie einig. Darum finden wir sie öfters in der evangelischen Geschichte so beieinander, daß man hätte glauben können, sie vertrügen sich recht gut miteinander. Wie wenig aber das sonst war, zeigt uns die Geschichte Pauli. Als Gefangener der Römer wurde Paulus dem Hohen Rat vorgestellt; und da Paulus „merkte, daß ein Teil Sadduzäer, ein anderer Teil Pharisäer war“, brauchte er nur zu sagen, er werde „um der Hoffnung der Auferstehung willen angeklagt“, und alsbald entstand ein so großer Aufruhr im Rat, daß man Paulum von ihnen reißen mußte, weil die Römer fürchteten, sie könnten ihm ein Leid antun. Wider Jesum aber stehen, wie gesagt, beide zusammen, wie hintennach dort auch wider Paulum um Jesu willen. So haben sie schon früher (Matth. 12, 38) miteinander ein Zeichen überhaupt von Jesu verlangt, als ob alles, was Jesus an Wundern tat, nichts gewesen wäre, wenigstens keine Zeichen. Diesmal gehen sie weiter und fordern, abermals miteinander, ein Zeichen vom Himmel; denn es heißt:

Matth. 16, 1: „die versuchten Ihn (Mark. 8, 11: „und fin-

gen an, sich mit Ihm zu befragen“) und forderten, daß Er sie ein Zeichen vom Himmel sehen ließe.“

Alle Zeichen, die Jesus tat, galten ihnen nichts, um sie nur auch zu überzeugen, daß Er ein von Gott gesandter Prophet, geschweige denn, daß Er der Messias sein könne. Sie wollten, freilich nur heuchlerisch – denn sie nahmen es für ausgemacht, daß Er es nicht vermöge –, auffallende, alle Welt zumal erschütternde Zeichen sehen, wie sie ein Mose und Elias getan hätte, sie auch vom zukünftigen Messias in den Propheten angezeigt wären. Wenn dergleichen Wunder, namentlich am Himmel – geben sie zu verstehen –, von Ihm nicht geschehen, könnten sie nichts Rechtes von Ihm halten, nicht an Ihn und Seine göttliche Sendung glauben oder Seinen Worten die von Ihm verlangte Bedeutung geben. Von großen Zeichen, die kommen würden, ist allerdings in den Propheten vielfältig die Rede. Aber diese beziehen sich nur auf die Vollendung des Reiches Gottes, auf welche Zeit hin allerdings auch vom Heiland selbst Zeichen am Himmel wie an der Sonne, am Mond und an den Sternen in Aussicht gestellt werden. Diese geschehen erst, wenn das Evangelium oder der Name Jesu in aller Welt bekannt sein wird, weil man doch allerwärts wissen sollte, worauf die Zeichen zielen. Was hätten doch jetzt, beim Beginne des Evangeliums, solche Zeichen sein sollen? Zeichen, durch welche die ganze Welt zu höherem Erwachen aufgeschreckt werden sollte, konnten es doch nicht sein, da sie niemand verstanden hätte. So verstehen die Fragenden unter den Zeichen am Himmel doch mehr nur gewaltige Schaustücke, die Jesus zum besten geben sollte, damit alle, die merkten, daß sie durch Seinen Ruf kämen, Seine Person sollten annehmen können. Wenn aber die Pharisäer und Sadduzäer nach den edelsten, wohlthuedsten Werken Gottes durch Jesum nichts fragten, die sie, wie ihre Frage schon bezeugt, offenbar nicht bestreiten konnten, wie sollten Zeichen am Himmel, die in sich keine besondere Bedeutung gehabt hätten, also eigentlich Gottes unwürdig gewesen wären, die rechten Eindrücke machen können? Sicher hätten sie wieder mehr daran gedacht, daß Jesus durch Teufelskünste solche Zeichen tue. Die Frage, mag man sie ansehen, wie man will, war eine wehtuende, ja bösertige, weswegen nach Markus

(8, 12) der Herr auf die Forderung hin „in Seinem Geiste seufzte“. Markus gibt's auch so, als fragte diesmal der Herr gar nichts nach ihnen, indem er nur die Worte des Herrn anführt:

Mark. 8, 12: „Was sucht doch dies Geschlecht Zeichen? Wahrlich, ich sage euch, es wird diesem Geschlechte kein Zeichen gegeben.“

Matthäus indessen sagt ein mehreres, das Jesus auf die Forderung hin antwortete. Es heißt:

Matth. 16, 2: „Aber Er antwortete und sprach: Des Abends spricht ihr: Es wird ein schöner Tag werden; denn der Himmel ist rot.“ – V. 3: „Und des Morgens spricht ihr: Es wird heute Ungewitter sein; denn der Himmel ist rot und trüb. Ihr Heuchler! Des Himmels Gestalt könnet ihr urteilen; könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit urteilen?“

In Seiner Antwort läßt sich der Herr nicht darauf ein, bezüglich der geforderten Himmelszeichen ein Wort zu reden. Indem Er freilich von Witterungsbeobachtungen am Himmel redet, nach welchen man gewöhnlich zu beurteilen weiß, ob ein schöner Tag sein werde oder ob man Ungewitter zu erwarten habe, sagt Er etwas von Himmelszeichen, aber nur von solchen, die nicht als Wunder, sondern als Naturerscheinungen kommen. Indessen will Er sie doch daran auf das aufmerksam machen, wie sie den Wechsel der Witterung wohl zu beurteilen verstünden, aber nicht die Ankündigungen der Zeitläufe, die doch auch vorhanden seien, zu beurteilen wüßten. Vielleicht kann man doch denken, daß Er habe sagen wollen, eigentlich geschehen Himmelswunder genug. Denn woher kamen Seine Wunder, wenn nicht vom Himmel? Bezüglich der Taufe des Johannes fragte Er einmal die Pharisäer: „Woher ist die Taufe Johannis gekommen? Kam sie vom Himmel, oder kam sie von Menschen?“ Bezüglich Seiner kann man auch fragen: „Woher kommen die Wunder, die Jesus tut? Kommen sie von der Erde oder vom Himmel?“ Alle diese Wunder waren stille Himmelswunder, an denen man merken konnte, wie eine Gnadensonne aufgegangen sei, man also auch eine herrliche Gnadenzeit zu erwarten habe, wie sie auf die Messiaszeit angekündigt sei. Man hatte also auch Zeichen, die anzeigten, daß man eine wichtige, große Zeit vor sich

sehe, daß eine gute Witterung gleichsam komme, wie man nach Witterungsbeobachtungen einen schönen Tag sich verspricht. „Die Zeichen dieser Zeit“, sagt daher Jesus, wüßten die, die Zeichen am Himmel fordern, nicht zu beurteilen, nämlich die Zeichen oder bedeutsamen Erscheinungen der Zeitläufe.

Vergegenwärtigen wir's uns doch recht, so geschah doch so manches, was vor jedermann bedeutsam für die damalige Zeit sein konnte. Die Erscheinung des Johannes, der eine allgemeine Bewegung unter dem Volke hervorrief mit der Gabe der Taufe, die man nur als eine vom Himmel, von Gott gegebene ansehen konnte, nun auch das sanfte und doch so gewaltig wirkende Auftreten Jesu, Seine Lehre und Seine Wunder, besonders die Ankündigung des Reiches Gottes darunter, die Einwirkung auf das ganze Volk, das von allen Seiten in großen Scharen herbeilief, und zwar mit einem ruhigen Ernst, der auch nicht das Geringste von Gedanken an Volksaufläufe aufkommen ließ, und die neu erwachten Erwartungen des Messias: das alles trug das Gepräge von Zeichen an sich, welche eine neue Zeit, eine kommende Umgestaltung der Dinge zu Besserem, als da war, ankündigten und deren Bedeutung die Pharisäer und Sadduzäer jedenfalls hätten erkennen sollen. Sie erkannten sie auch; denn nur weil sie ihr Gewicht fühlten, fragten sie nach weiteren Zeichen, indem es ihnen nach ihrer Herzenshärte unmöglich war, sich so schnell zu ergeben, wenn sie nicht das Allergrößte würden vor sich sehen. Nicht bloß Gedankenlosigkeit oder Unempfindlichkeit war es, sondern Verstocktheit, was die Fragenden bestimmen konnte, weitere Zeichen, vollends gar am Himmel, zu fordern. Aber Neid gegen den Herrn Jesum, an dessen Person alles hing, machte sie blind gegen alles. Nur Er soll nichts sein, am allerwenigsten der Messias; und ob der Befürchtung, daß es auf letzteres hinauslaufe, beachteten sie nichts, was auch um sie her von Bedeutung vorfiel. Daher die weitere Rede Jesu:

Matth. 16, 4: „Diese böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen, und soll ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas.“

Dergleichen Worte bediente sich der Herr auch damals, als die Pharisäer und Sadduzäer nur überhaupt Zeichen begehrten,

ohne gerade ausdrücklich Zeichen am Himmel zu nennen. Wir haben alles dort (§ 104) ausführlich besprochen, weswegen wir uns hier nur darauf zurückbeziehen wollen. Wie namentlich Jesus das Recht hatte, um ihrer Frage willen sie eine böse und ehebrecherische Art zu nennen, wie es ferner mit dem Zeichen des Propheten Jonas zu nehmen sei, ist ausdrücklich behandelt worden. Dieses Zeichen, nämlich der Tod und die Auferstehung Jesu, vorgebildet durch das, was mit Jonas vorging, ist bald gekommen; aber die Auferstehung Jesu war ein mehr nur im stillen wirkendes Zeichen, welches nur der erkennt, der zu glauben anfängt. Den Pharisäern und Sadduzäern also, soweit sie zu glauben sich nicht entschließen konnten, blieb das Zeichen ein verborgenes. Sonst ist dasselbe in der Folge das einzige geblieben, an dem sich die Menschheit zu ihrer Erlösung aufrichten sollte. In neuerer Zeit aber will man das Zeichen abschwächen oder eigentlich ungültig machen, weil der Glaube an die Auferstehung Jesu sehr viel abgenommen hat in der Christenheit. Indessen wird das Zeichen schon wieder wichtig werden, wenn doch der Herr als der Auferstandene sich wieder kundgeben wird an Werken und Wirkungen, die man niemandem zuschreiben kann als dem, der in der Offenbarung (1, 18) sagt: „Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“ – Zum Schluß lesen wir noch:

Matth. 16, 4: „Und Er ließ sie und ging davon.“ – Mark. 8, 13 heißt es: „Und Er ließ sie und trat wiederum in das Schiff und fuhr herüber.“

Hiernach ging Jesus ohne weiteres von den Pharisäern und Sadduzäern weg, mit einer gewissen Nichtachtung ihrer Person, wozu Er um ihrer übelgemeinten, auch Seine Person herabsetzenden Forderung willen das volle Recht hatte. Er machte, daß Er wieder auf das Schiff kam, und fuhr ans jenseitige Ufer wieder herüber. Es ging etwas eilig dabei zu, was es erklärlicher macht, daß die Jünger versäumten, Brot mit sich zu nehmen, wovon jetzt die Rede wird. [BBB 1875, 50, 393-396]

## § 129 Der schädliche Sauerteig

Kap. 16, 5-12

vgl. Mark. 8, 14-21

Wir haben gehört, wie der Herr mit einiger Eile von den Pharisäern und Sadduzäern wegzukommen trachtete. Da scheint es den Jüngern zu rasch gegangen zu sein; und so kam's, daß sie sich nicht mit Brot versehen hatten, als sie am jenseitigen Ufer ankamen. Wir lesen:

V. 5: „Und da Seine Jünger waren hinübergefahren, hatten sie vergessen, Brot mit sich zu nehmen.“ (Mark. 8, 14: „ – und hatten nicht mehr mit sich im Schiffe denn ein Brot.“).

Wir sehen daraus, daß der Herr nicht unbekümmert um die Nahrung, deren Er und Seine Jünger bedurften, umherzog, voraussetzend, daß überall ihnen das Nötige zukommen werde. Vielleicht sind wir doch gewohnt, es uns so zu denken, als hätten die Jünger für nichts zu sorgen gehabt und seien eben sorglos mit dem Herrn von einem Ort zum anderen gezogen, da denn die Leute, zu denen sie kamen, ihnen alles freiwillig dargeboten hätten. Durch das kurze Wort aber, das wir eben gelesen, werden wir eines anderen belehrt. Zwar, als einmal der Herr die Jünger für sich, je zwei, in die Städte und Märkte umherschickte, verbot Er ihnen, Speise mitzunehmen, mit der ausdrücklichen Bemerkung: „Ein Arbeiter ist seiner Speise wert.“ (Matth. 10, 10) Aber da war's ein Dienst, den die Jünger den Leuten taten, wenn sie ihnen Nachricht von Jesu und dem von Ihm angekündigten Himmelreiche brachten; und [in]sofern [als] der Herr sie die Wanderung machen hieß, war's ein Beruf und Amt für sie. Da hätte sich's nicht geschickt, daß sie mit Reisesäcken voll Brots umhergezogen wären. Auch als sie später in alle Welt ausgingen, das Evangelium zu predigen, verstand sich's von selbst, daß sie nichts von einer Speise mit sich trugen, weil sie überall gastfreundliche Herberge aufsuchen mußten, [wo] es denn die, welche sie ins Haus aufnahmen, ihnen übelgenommen hätten, wenn sie, der Gastfreundschaft der Leute mißtrauend, eigene Speise aus etwaigen Säcken hervorgeholt hätten.

Bei Jesu aber, der mit einer ganzen Schar umherwanderte,

war das anders. Der wollte nirgends als Gastfreund in vollem Sinne aufgenommen werden, weil das eine Beschwerde für die Leute gewesen wäre, Ihm auch keinen guten Charakter vor dem Volke gegeben hätte. Er mußte selbständig dastehen, der keines Menschen bedurfte, weder für sich noch für Seine Jünger. Er bildete gleichsam eine wandernde Familie, von welcher es der Anstand forderte, daß sie selbst für sich sorgte, wie häuslich irgendwo niedergelassene Familien es tun. Sie hätte ja auch das Ansehen von Bettlern gehabt, wenn andere Leute nur immer gleich hätten springen müssen, um gleichsam Hungernden ihre Notdurft zu geben. Darum lesen wir es auch, daß der Herr einmal in Samaria beim Brunnen Jakobs sich niederließ, bis die Jünger in der Stadt Speise gekauft hätten; und als sie kamen, wunderten sie sich, als Er nicht aß, ob wohl jemand Ihm zu essen gebracht hätte, was gegen das Gewöhnliche gewesen wäre. Damit die wandernde Familie besser für sich selbst sorgen konnte, gingen auch Frauen und Mütter mit, von denen es heißt, daß sie Jesu und den Seinen gedient hätten. Indessen war's gewöhnlich, daß sie, weil man sah, daß sie auch der Armen sich annahmen, Liebesgaben an Geld und Speise bekamen, die dann einfältig hingenommen wurden und zu deren Annahme einzelne Jünger wie Judas, der den Beutel trug, bestellt waren. Dabei ging es aber so ungezwungen und freiwillig zu, daß auch nicht der geringste Schatten auf Jesum und Seine Jünger fiel, als hätten sie ihr Wesen in unehrbarer Weise auf Kosten der Leute. Meist waren's zugetane Freunde, denen es die größte Freude war, Jesu dienen und Handreichung auch zu Seinen Liebeswerken darbringen zu können. So waren die Jünger stets bei Geld; und wie hat doch da der Vater im Himmel für Sein armgewordenes Kind gesorgt! Nicht [nur] für sich, sondern auch für Arme und Bedürftige konnte der Herr sorgen. Die Jünger müssen oft auch den Austeiler in Jesu Namen gemacht haben, wie es ihnen einmal nicht befremdlich zu sein schien, gar 200 Denare für jene Fünftausend ausgeben zu müssen. Etwas Eigentümliches und Außerordentliches war jedenfalls die ganze Lebensweise des Herrn während Seiner Wirksamkeit, die Ihn von Ort zu Ort trieb, [wo]bei Er ein vollständig freier, von niemand abhängiger Mann blieb, ohne daß man es recht zu durchschauen vermag.

Auch hierin zeigte sich bei Ihm eine verborgene göttliche Hoheit; und schon Sein äußeres Leben flößte Ehrfurcht ein, zumal Er überall als der Gebende, nie als der Fordernde erschien. – Erinnern wir uns da auch eines Paulus, der sich dessen immer rühmte, daß er stets mit seiner Hände Arbeit für seinen Lebensunterhalt sorgte und sich diesen Ruhm bei allen Gemeinden nicht nehmen lassen wollte.

Aber wir gehen zum Text zurück. Diesmal hatten die Jünger nur ein Brot auf dem Schiffe bei sich; und sie bekümmerten sich darüber und besprachen es untereinander. Dann heißt es:

V. 6: „Jesus aber sprach zu ihnen (Markus: „Er gebot ihnen und sprach“): Sehet zu und hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadduzäer.“ (Markus setzt hinzu: „Und vor dem Sauerteige Herodis.“) – V. 7: „Da dachten sie bei sich selbst und sprachen (Markus: „Und sie gedachten hin und wieder und sprachen untereinander“): Das wird's sein, daß wir nicht haben Brot mit uns genommen.“

Es war natürlich, daß die Jünger, als sie vom Sauerteig etwas hörten, an ihr Versäumnis dachten. Indessen scheint es ihnen nicht gleich eingefallen zu sein, weil sie zuerst darüber hin und her gedachten; denn sonst war Jesus nicht gewohnt, über vergessenes Brot auch nur ein Wort zu verlieren. Aber was Er vom Sauerteig sagte, wußten sie sich nicht zu deuten; und somit mußte ihnen ihr Brot einfallen. Was dachten sie aber nun wohl weiter, weil Er Seine Rede befehlsweise sagte? Brot mußten sie jetzt haben und kaufen. Warum sollten sie doch darauf sehen, ja nichts von den Pharisäern und Sadduzäern und Anhängern Herodis zu nehmen? Wie sollten sie auch das machen, wenn bei diesen Brot zu haben wäre? Sollten sie diese abweisen, wenn sie sich anboten? Mußten sie nicht gegen sie tun, als ob sie nichts brauchten, um mit der Abweisung nicht aufzufallen? Dann aber fehlte es am nötigen Brot und mußte die wandernde Familie hungern. Daß sie bis dahin dachten, geht aus der weiteren Rede Jesu hervor.

V. 8: „Da das Jesus vernahm, sprach Er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen! Was bekümmert ihr euch doch, daß ihr nicht habt Brot mit euch genommen?“ – V. 9: „Vernehmet ihr noch nichts?“

(Markus 8, 17: „und seid noch nicht verständig? Habt ihr noch ein verstarret Herz in euch? Habet Augen, und sehet nicht? und habet Ohren, und höret nicht? Und denket nicht daran?“)

V. 9: „Gedenket ihr nicht an die fünf Brote unter die fünf Tausende und wieviel Körbe ihr da aufhabet?“ (Nach Markus mußten sie antworten: „Zwölfe.“) – V. 10: „Auch nicht an die sieben Brote unter die vier Tausende und wieviel ihr da aufhabet?“ (Nach Markus antworteten sie: „Sieben.“) – V. 11: „Wie versteht ihr denn nicht, daß ich euch nicht sage vom Brot, wenn ich sage: Hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadduzäer?“

Der Herr hatte also wirklich den Jüngern ihres Kleinglaubens wegen Vorwürfe zu machen, weil ihnen etwas von dem, was man Nahrungssorgen heißt, in den Kopf gekommen war, was alsbald die Wirkung hatte, daß sie für geistliche Gedanken weniger Empfänglichkeit und Verständnis hatten. Kleinglauben, Unverstand, ein verstarretes Herz, Unachtsamkeit bei sehenden Augen und hörenden Ohren kann ihnen vom Heiland vorgeworfen werden, und das alles, weil sie am Brot so viel herumdachten und des Brots wegen Bekümmernis hatten. Verblendung und Verstockung nun wird in der Schrift immer so geschildert, daß es von denen, auf die sie zielt, heißt: „Sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht und verstehen's nicht“ (Ps. 115, 5f.; Ps. 135, 16f.; Matth. 13, 14); und da darf man's wohl wichtig nehmen, daß der Herr jetzt auch Seine Jünger so nimmt.

Ähnliches, wie es bei der ungläubigen Welt ist, hat jeder Mensch zuzeiten, auch der sonst gläubig und hörend und sehend ist. Es kommen an alle Augenblicke, da sie wie verstarret sind, einen Nebel vor ihren Augen haben und ihnen Gedanken, Gefühle und Sinne für das Höhere wie versiegen, namentlich wenn sie von äußeren Sachen sich zu sehr einnehmen lassen. Immer wieder, sei's auch nur vorübergehend, macht der Feind seinen Einfluß geltend, mit dem er den Menschen sich selber nehmen, verwirren und untüchtig zum Höheren machen möchte. Wichtig ist es, daß man es gleich merke, auch daß man darauf denke, wie das, was Schuld ist, wegkomme, daß man also seine Sorgen ums Zeitliche von sich abschüttle. Wenn man etwa fühlt, wie plötzlich gleichsam die Sinne verschwinden wollen, was



man an der inneren Unruhe und Unbehaglichkeit, in die man kommt, erkennen kann, so tut es not, daß man ruhig und stille werde und nicht gleich aufgereggt sich zeige, da dann alles verkehrt oder ungeschickt herauskommt, und daß man einen steten Aufblick zum Herrn sich angewöhne, der den Nebel vor den Augen wegnimmt und helle macht, daß man wieder klar und vernünftig denken und in eine göttliche Stimmung kommen kann.

Namentlich entschwinden dem Menschen gerne gemachte Erfahrungen der Hilfe Gottes, daß er nicht, auf diese gestützt, in ähnlichen Lagen, aus denen der Herr herausgeholfen hat, mutiger sich zu betragen weiß. Gleich benimmt sich der Mensch so, als habe er noch nie eine Hilfe, eine Barmherzigkeit, eine Rettung erfahren; und er fängt an, zu verzweifeln und sich ganz ungebärdig zu stellen. Wenn er aber es lernt, nur auch dankbar sich zurückzuerinnern an erfahrene Gnaden und Wunder, so wird's ihm nicht nur leicht zumute, sondern macht er abermals neue Erfahrungen der Freundlichkeit und Hilfe Gottes. Denn ein zum Herrn mutiger Geist und ein im Glauben fester Sinn kann alles von Gott erwarten. Den Jüngern mußte jetzt vorgehalten werden, wie der Herr zweimal wunderbar gespeist habe. Sie sollten sich erinnern, daß es das eine Mal Fünftausend waren, die mit fünf Broten gespeist wurden und welche zwölf Körbe übrigließen, ferner daß es das andere Mal Viertausend waren, die mit sieben Broten gespeist wurden und sieben Körbe übrigließen. Klar sich sagen und immer wieder sich vorstellen muß man die Sachen, auch die dabei vorgekommenen Einzelheiten, um das Recht zu haben, was den Glauben ermutigen und stärken kann. Es ist daher wohl zu beachten, daß nach Markus der Heiland die Jünger drängt, Ihm zu antworten, wie viele Körbe sie beide Male aufgehoben hätten.

Man sieht es deutlich, daß die Jünger sich mindestens verlegen oder sorglich fühlten, für sie alle zusammen so wenig Brot zu haben. Wenn aber nun der Herr sie an die wunderbaren Speisungen erinnerte, so wollte Er ihnen sagen, sie hätten sich etwas daraus entnehmen sollen, wie sie der Herr wohl auch mit wenigem sättigen könnte, wenn für den Augenblick das sonst Gewöhnliche fehlte. Die Jünger hatten ja doch wenigstens ein

Brot. Wenn sie dieses, ehe sie speisen wollten, dem Herrn gezeigt und gegeben hätten, konnten sie doch daran denken, daß es Ihm werde genug sein, dieses eine Brot zu haben. Er hätte einfach darüber gedankt, dann dasselbe gebrochen und ausgeteilt. Ausgegangen wäre es Ihm nicht, bis [nicht] alle satt gewesen wären. Offenbar will Jesus ihnen das vorhalten, daß sie so hätten denken dürfen und sollen, ohne die Sorgen, die sie sich gemacht hatten. Denken wir darüber nach, so ist es sehr wohl möglich, daß unter den Händen des Herrn oft ein wenig für viele, auch im gewöhnlichen Kreise der Begleiter, ausgereicht haben mag, ohne daß es die Jünger beachteten oder wichtig nahmen. Daher wohl auch die angeführten starken Worte, die der Herr gegen die Jünger brauchte, da Er sie Ungläubige und Verstarrete nennt. Denn es mag Ihm je und je wehe getan haben, daß sie für die stillen Wunder keinen Merks gehabt hatten, so daß die großen Speisungen nötig wurden, um in dem, wie Gott sorge, ihnen offene Augen zu geben. Nun aber schienen auch diese nicht durchschlagend auf sie gewirkt zu haben. Damit erhalten die wunderbaren Speisungen auch für uns und alle Gläubigen eine besondere Bedeutung. Denn noch ist es möglich, daß unter dem Segen Gottes wenig für viele ausreicht; und oft ist das auch der Fall! Aber wer merkt genug darauf? Man läßt's gedankenlos hingehen, wie so vieles, das der liebe Gott tut, ohne daß Er darum besehen wird! Aber „Er ist gütig über die Undankbaren und Boshaftigen“, sagt der Herr (Luk. 6, 35).

## § 129 Der schädliche Sauerteig

(Schluß)

Kap. 16, 5-12

Wir haben noch den Schluß der Betrachtung über die Warnung Jesu vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadduzäer zu geben. Der Heiland sagt noch zu Seinen Jüngern:

Kap. 16, 11: „Wie versteht ihr denn nicht, daß ich euch nicht sage vom Brote, wenn ich sage: ‚Hütet euch vor dem

Sauerteige der Pharisäer und Sadduzäer!“ – V. 12: „Da verstunden sie, daß Er nicht gesagt hatte, daß sie sich hüten sollen vor dem Sauerteige des Brotes, sondern vor der Lehre der Pharisäer und Sadduzäer.“

Der Herr sagt hiermit, die Brotangelegenheit ganz übergehend als eine solche, die keiner weiteren Besprechung bedürfe, ausdrücklich, daß Er nicht vom Brote rede, wenn Er vom Sauerteig etwas sage. Wird ja doch das Wort Sauerteig auch sonst bildlich genommen (vgl. 1. Kor. 5, 6-8). Nun erst gingen den Jüngern die Augen auf, daß der Herr vor der Lehre der Pharisäer und Sadduzäer sie habe warnen wollen oder daß sie nicht von besonderen Vorstellungen, die diese hätten, sich einnehmen lassen sollten, weil dieselben Einfluß auf ihr ganzes Wesen haben würden.

Aus dem Ganzen geht hervor, daß die Jünger doch in einiger Gefahr gewesen sein müssen, von den erwähnten Sekten etwas ihrem Glauben und ihrer Stellung zum Herrn Hinderliches aufzufangen. Immer hatten ja diese Feinde Jesu etwas vorzubringen wider den Glauben an Christum. Wenn dieselben das ärgerlich fanden, daß der Herr nach manchem nicht sonderlich fragte, was sie als zur Frömmigkeit gehörig nahmen, so konnte doch auch an den einen oder anderen der Jünger der Gedanke kommen, ob jene doch so ganz unrecht nicht hätten mit dem, was sie Jesu vorwarfen, weil sie eben in großem Ansehen standen und durchaus heilig und ehrwürdig vor jedermann sich darstellten. So hatte es ja die Jünger erschreckt, als Jesus im Gegensatz zu der herrschenden Vorstellung davon redete, was eigentlich den Menschen verunreinige, indem sie zu Ihm sagten (Matth. 15, 12): „Weißt du auch, daß sich die Pharisäer ärgerten, da sie das Wort hörten?“ Da antwortete zurechtweisend der Herr: „Lasset sie fahren; sie sind blind und Blindenleiter.“ Er wies sie damit an, sich um das nicht zu bekümmern, wenn die Pharisäer sich an Ihm ärgerten. Das konnte den Jüngern auch zu hart vorkommen; und die Jünger standen zu sehr in der Einfalt, daß nicht auch zu fürchten war, es möchte etwas in ihnen sitzenbleiben, das dann als Sauerteig in ihnen wirken und sie bis zum Unglauben und Verlassen des Herrn durchsäuern konnte. Einem wirklich Frommen wird es immer schwer, andere Fromme, auf

die sie bisher alles gehalten hatten, fast über die Achseln ansehen zu müssen als solche Leute, die sich schief zur Frömmigkeit stellten.

Das Letzte nun, was Jesus mit den Pharisäern und Sadduzäern gehabt hatte, war deren Forderung eines Zeichens am Himmel. Das konnte schon in den Jüngern etwas zurücklassen. Denn im Grunde waren sie auch in Erwartung großer Dinge und hörten daher gerne die Forderung an, mögen's aber etwas schmerzlich empfunden haben, daß die Fragenden so ernst abgewiesen wurden. Denn sie hätten's gar gerne gesehen, wenn recht Offenbarliches vom Herrn geschehen wäre, damit alles Volk in seinem Glauben an Jesum sich entscheiden müßte. „Offenbare dich vor der Welt“, sagten ja auch einmal Seine Brüder zu Ihm (Joh. 7, 4); „denn niemand tut etwas im verborgenen und will doch frei offenbar sein“; und weil das nicht auf eine ihnen genügende Weise geschah, „glaubten sie nicht an Ihn“ (V. 5). So mag es den Jüngern überhaupt – da sie so gar in der Niedrigkeit, ja in der Verachtung mit ihrem Herrn hingehen mußten, so groß auch Seine Wunder waren – Bedürfnis gewesen sein, daß der Herr Auffallenderes tun möchte, an dem jedermann zu der Überzeugung kommen könnte, welche sie bereits gewonnen hatten. Ihr Glaube an den Heiland wollte ohnehin je und je Not leiden; und wenn damals, als der Herr von dem Essen und Trinken Seines Fleisches gesprochen hatte, so viele Seiner Jünger, die das nicht verstanden, außer den Zwölfen, Jesum verließen und Er dann zu diesen sagte: „Wollet ihr auch weggehen?“ (Joh. 6, 67), so muß da doch auch etwas in manchem sich geregt haben, das antreiben wollte, es den Weggehenden nachzumachen. Sonst wissen wir, daß ja zuletzt Satan sie sichten wollte wie den Weizen und sie immer nur zum Abfall reizte, als sei es ja klar, daß es nichts Rechtes mit Jesu sei. Auch zu Petrus sagte da der Herr (Luk. 22, 32): „Ich aber habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht aufhöre“; und wie schlug allen das Gewissen, als Jesus sagte: „Einer unter euch wird mich verraten“ (Joh. 13, 21; Matth. 26, 21), so daß jeder von sich dachte, Er meine ihn. Diese Versuchungen alle kamen daher, daß nichts Großes, vor aller Welt Offenbares geschah.

Nun waren die Pharisäer und Sadduzäer dagewesen und hatten eben das gefordert, was die Jünger im stillen wünschten.

Der Herr wies jene zurück; sie aber mochten, wie schon bemerkt, gedacht haben, der Herr hätte ihnen nicht so scharf entgegentreten sollen; denn was sie fordern, gründe sich ja auf prophetische Verheißungen. Auf diese Weise war etwas von dem Sauerteig in sie gekommen, vor welchem jetzt Jesus sie warnte. Die Pharisäer hatten mit scheinbar frommem Sinn die Zeichen begehrt, die Sadduzäer nur, weil sie dachten, da werde Jesus zuschanden, und die Diener Herodis, weil sie politisch lauend waren. Alles dieses war verfänglich für die Jünger; und wie schürt der Feind nicht an einem Herzen, das sich nicht gegen die Unlauterkeit verwahrt und das anfängt, unrechte Gedanken in sich aufzunehmen! Ach, wie bald hat ein einziger unrechter Gedanke, der in einem Herzen einzuwurzeln beginnt, den ganzen Menschen falsch gestellt und verderbt, wie der Sauerteig den ganzen Teig durchdringt. Was die Zeichen betrifft, so begehrt man auch in unserer Zeit, und mit scheinbarem Rechte, allerlei Zeichen, um die Nähe der Letztzeit glauben zu können. Da wollen sie die volle Bekehrung der Heiden oder die Bekehrung der Juden oder die Rückkehr der Juden ins Gelobte Land oder das Auftreten der beiden Zeugen, besonders des Antichrists, völlig verwirklicht sehen, ehe sie sich zum Glauben an das Nahesein Christi anschicken, und bleiben so gegen die stillen, unverkennbar sich zeigenden Zeichen gleichgültig, ungläubig und widersprecherisch. Da gibt's allerlei Sauerteig, der uns nicht durchsäuern darf, um uns nicht ähnlich zu stellen wie die Zeitgenossen Jesu. Seien wir auf der Hut; und lassen wir unsere Lenden umgürtet sein (Luk. 12, 35f.) und unsere Lichter brennen, um gleich zu sein den Menschen, die auf ihren Herrn warten, damit wir nichts versäumen, das uns empfindlichen Schaden bringen könnte.

Sonst könnten wir noch vieles sagen bezüglich der Lehre der Pharisäer und Sadduzäer und Diener Herodis, die als Sauerteig uns schädlich werden kann. Ein wenig von der gesetzlichen Engherzigkeit und Heuchelei der Pharisäer, ein wenig von der Freidenkerei und dem Unglauben der Sadduzäer, ein wenig von der Sucht der Diener Herodis, dem Politischen zuviel Gewicht fürs Reich Gottes zu geben, kann uns allmählich so durchsäuern, daß wir für die eigentliche Wahrheit des Evangeli-

ums, auch wenn wir dieses scheinbar bekennen, nie das rechte Verständnis bekommen. Mit Menschen, die in angeführter Weise durchsäuert sind, ist es etwas Schweres; denn sie erscheinen fast unheilbar. Alles Ungöttliche, das als Sauerteig uns durchdringt, versäuert auch das Bessere in uns. Darum hüten wir uns vor jedem Sauerteig der Welt, und lassen wir allein den Sauerteig des Wortes Gottes nach Leib, Seele und Geist uns durchdringen!

## § 130 Der Blinde nach Markus

Mark. 8, 22-26

Zwischen dem Obigen und dem Nachfolgenden bei Matthäus schiebt Markus die Geschichte der Heilung eines Blinden herein, die wir nicht übergehen können. Wir lesen zuerst:

Mark. 8, 22: „Und Er kam gen Bethsaida.“

Hier ist nicht das am westlichen Ufer des galiläischen Meeres gelegene Bethsaida gemeint, von welchem oben bei Markus (6, 45) die Rede war, sondern das nordöstliche, welches der Vierfürst Philippus ausbaute und das auch nach dem Namen der Tochter des Kaisers Julias genannt wurde. Vorher war die Stadt nur ein Flecken, wie sie auch jetzt noch Markus nennt (V. 23. 26). Von diesem Flecken Bethsaida aus kam Jesus nachher (V. 27) nordwärts in die Gegend von Cäsarea Philippi. In Bethsaida nun bringen sie zu Jesu einen Blinden. Wir lesen:

V. 22: „und sie brachten zu Ihm einen Blinden und baten Ihn, daß Er ihn anrührete.“ – V. 23: „Und Er nahm den Blinden bei der Hand und führte ihn hinaus vor den Flecken und spätzte in seine Augen und legte Seine Hände auf ihn und fragte ihn, ob er etwas sähe.“ – V. 24: „Und er sah auf und sprach: Ich sehe Menschen gehen, als sähe ich Bäume.“ – V. 25: „Danach legte Er abermals die Hände auf seine Augen und hieß ihn abermals sehen; und er ward wieder zurechtgebracht, daß er alles scharf sehen konnte.“

In dem Flecken selbst wurde der Blinde zu Jesu gebracht,

daß der Herr denselben anrührete zur Heilung. Der Heiland aber wollte den Blinden nicht vor den Fleckenbewohnern heilen. Diese, mehr mit Heiden vermischt, standen tiefer als die Galiläer, waren auch, wie es scheint, bisher nicht vom Herrn besucht worden. Sie hatten daher auch weniger Sinn für das, was Jesus sonst war und lehrte; und so war die Befürchtung nahe, daß sie ihn nur als einen Wundertäter ansehen würden, der Er aber nicht sein will, wenn Seine Wunder nicht zu tieferen Gedanken führen. So nahm Er den Blinden bei der Hand und führte ihn heraus vor den Flecken. Wenn bei dem Blinden noch kein Verständnis für Jesum da war, ist es begreiflich, daß Jesus nicht bloß mit einem Worte ihn heilte. Mit letzterem offenbarte Er stets eine Herrlichkeit, für welche bei den Anwesenden ein Verständnis dasein mußte. So machte der Herr, gleichsam Seine Herrlichkeit zurückdrängend, Umstände, die Er sonst nicht gewohnt war und nur noch bei dem Tauben, der stumm war, gemacht hatte. Zunächst spätzete Er in seine Augen, d. h. warf, ohne Berührung der Augen mit der Hand, etwas Speichel in die Augen. Dieser Speichel ist als Leiter der Wunderkraft Jesu anzusehen, wie wir es früher (§ 126) ausgelegt haben. Erst auf den Speichel legte Er dann Seine Hände. Diesmal erfolgte die Heilung stufenweise. Der Herr fragte, als Er die Hände wieder wegtat, ob er etwas sähe. Er sah auf und sagte: „Ich sehe Menschen gehen, als sähe ich Bäume“, eigentlich: „Ich gewahre Umherwandelnde, wie Bäume“, d. h. Wandelnde, die sich wie Bäume, so unförmlich und groß wie diese, ausnehmen. Es stellten sich also die Gegenstände dem Menschen zunächst in unklarem Umriß und vergrößert dar. Es war noch ein Hindernis in den Augen; und diese müssen in gedoppelter Weise beschädigt gewesen sein, wie denn oft körperliche Leiden kompliziert erscheinen, so daß, wenn auch ein Etwas von ihnen entfernt ist, doch noch nicht Heilung da ist. So war einerseits ein Übel behoben, aber das tiefer liegende noch nicht gewichen. Es kann dieses auch an einem Widerstand der Finsternis gelegen sein, die häufig, wenn auch seltener, selbst bei Augenleiden mitwirken mag, wie bei jenem Stummen, der taub war, auch etwas Finsternes war. Das Finstere sucht sich dem Herrn zu entziehen, will unbemerkt bleiben. Der Herr legte abermals die Hände auf die Augen, hieß ihn abermals aufse-

hen; und dann war sein Gesicht wiederhergestellt. Wenn es heißt: „Er konnte alles scharf sehen“, ist's zu nehmen: „Er sah alles fernglänzend an.“ Er brauchte nicht nahezutreten, um es deutlich zu besehen. Es leuchteten ihm die Gegenstände klar in die Augen. Wie vieles doch im verborgenen geschehen mußte, bis eine Heilung völlig war! Es zeigt das aber auch, wie tief durchs Ganze hindurch das in der Menschheit wurzelnde Verderben geht und wie daher eine kommende Macht Gottes nötig war, um alles wiedergutzumachen, was in der Schöpfung verderbt worden ist. Wie wird sich das so deutlich darstellen, wenn „die Zeit der Erquickung von dem Angesichte des Herrn kommen wird“ durch die Wiederkunft Jesu, der kommen wird, „nachdem Er den Himmel eingenommen, bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werden soll alles von der Welt her“ (Apg. 3, 20-21). – Zum Schluß lesen wir noch:

V. 26: „Und Er schickte ihn heim und sprach: Gehe nicht hinein in den Flecken und sage es auch niemand darinnen.“

Der Grund des Verbots wird aus dem ersehen, was wir oben über die Bewohner des Fleckens sagten. Der Herr will lieber nur geholfen und kein Wunder getan haben, als [...] erkannt sein durch Seine Wunder.

## § 131 Petri Bekenntnis

Kap. 16, 13-16

vgl. Mark. 8, 27-29, Luk. 9, 18-20

Alle drei Evangelisten, Matthäus, Markus und Lukas, lassen es erkennen, daß sie mit dem jetzt Folgenden einen neuen Abschnitt beginnen. Wir lesen:

Matth. 16, 13: „Da kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi und fragte Seine Jünger (Markus: „Und Jesus ging aus und Seine Jünger in die Märkte der Stadt Cäsarea Philippi; und auf dem Wege fragte Er Seine Jünger.“ – Lukas: „Und es begab sich, da Er allein war und betete und Seine Jünger bei Ihm waren, fragte Er sie“) und sprach: Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?“ (Markus und Lukas: „daß ich sei?“)

Alle drei Evangelisten fangen von neuem an, ohne das Nächste durch ein „von dannen“ wie sonst mit dem Vorhergehenden zu verbinden. Der Herr begann Seinen letzten Zug anzutreten. Noch war Er in den nördlichsten Gegenden des Landes Israel, wo die Stadt Cäsarea Philippi lag. Diese Stadt nämlich ist zu unterscheiden von Cäsarea Palestina, welches am mittelländischen Meere lag, von Joppe, Ptolemais und Sicheem je eine Tagreise entfernt, das von Herodes dem Großen glänzend ausgebaut wurde und das der gewöhnlichste Hafen, auch die größte Stadt von ganz Palestina und Residenz des Landpflegers wurde, weswegen sie in der Apostelgeschichte öfters vorkommt. Die Stadt Cäsarea Philippi aber, vorher Paneas und wahrscheinlich Baal Gad genannt, lag am nördlichsten Ende Palestinas in der sogenannten Breite des Libanon, d. h. in der herrlichen Gegend zwischen dem Libanon und Hermon. Hier hatte Herodes der Große dem Kaiser Augustus zu Ehren dem Gotte Pan, der von den Alten in Wäldern und Einöden verehrt wurde, einen Tempel erbaut, woher der Name Paneas kam. Des Herodes Sohn verschönerte die Stadt und nannte sie Cäsarea Philippi, später auch Neronias, dem Kaiser Nero zu Ehren.

Hierherum war also das Jüdische sehr vermischt mit dem Heidnischen; und der Geist der jüdischen Bevölkerung muß sehr heruntergedrückt gewesen sein. Wir lesen auch nicht, daß viel Volks da dem Herrn nachgefolgt sei. Aber der Herr wollte auch da noch gewesen sein, ehe Er Seinen letzten Gang nach Jerusalem machte. Er war sogar noch recht tätig, indem Er in den Marktflecken der Stadt umherging. Weil der Geist des Volks niedriger stand und so das Interesse für Jesum nicht lebhaft wurde, konnte es auch leichter geschehen, daß Jesus, wie Lukas sagt, allein war, d. h. ohne andere Jünger als die Zwölfe wie sonst bei sich zu haben und ohne von Volk begleitet zu sein. Wenn Er so allein war, betete Er gerne in der Gegenwart Seiner Jünger, um diesen Seine Gemeinschaft mit Seinem Vater zu erkennen zu geben, weil es immer war, als redete Er mit Seinem Vater und der Vater mit Ihm, so daß man es mit unserem gewöhnlichen Beten nicht vergleichen kann. So benützte Er jetzt auch einmal die Andacht, in die alle versetzt wurden, und zwar

„auf dem Wege“, um Seine Jünger über Seine Person zu fragen, dann ihnen auch das Leiden, das Ihm bevorstand, bekanntzumachen.

Über das Weggehen Jesu aus jener Gegend wird uns nichts Besonderes gesagt. Der selige Bengel\* aber, mit feinem Sinn die nachfolgende Geschichte überblickend, bemerkt zu unserer Stelle: „Bei Cäsarea Philippi hat Er Seine Jünger allein bei sich, fragt sie: Wer sagen die Leute, daß ich sei? und machet ihnen Sein Leiden bekannt. Darauf richtet Er Seine Reise so ein, damit Er noch auf das ganze Land Israel den guten Samen aussäen möge. Nach Seiner Verklärung kommt Er wieder gen Kapernaum; und von da zeucht Er mitten durch Samariam und Galiläam, weiter über den Jordan und auf selbiger Seite dem jüdischen Lande zu, bis Er gen Bethabara und wieder über den Jordan nach Jericho und Bethanien kommt.“

Nach unserem Texte nun fragte Jesus: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?“ Der Herr hatte es nie vor ihnen ausdrücklich gesagt, daß Er Christus sei. Sie hatten's also nie geradeaus von Ihm gehört. Wenn Er's zur Samariterin sagte, waren sie nicht dabei; und nannten Ihn nachher die Samariter Christum, den Heiland der Welt, so sagten's eben sie vor den Jüngern, nicht der Heiland. Endlich aber mußte doch den Jüngern der Eindruck, den sie innerlich gehabt hatten, festgemacht werden; denn immer schwankte es in ihren Gemütern, daß mehr die Hoffnung, Er werde es sein, als die volle Gewißheit, daß Er es sei, sie an Jesum fesselte. Immer kam ja auch vielerlei vor, an dem sie sozusagen stutzig werden konnten. Petrus freilich hatte schon einmal unaufgefordert kühn vor dem Herrn es herausgesagt (Joh. 6, 69), sie hätten es erkannt, daß Er Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, sei. Aber das ließ damals der Herr einstweilen so gesagt sein, ohne etwas gleichsam zur Versiegelung dazu zu sagen. Jetzt muß es aus Seinem Munde ihnen festgemacht werden, weil die größte Versuchung für sie nun folgte, für welche ihre Überzeugung doch stark genug sein mußte. Um es einzuleiten,

\* [Johann Albrecht Bengel (1687-1752), *Gnomon Novi Testamenti*, 1742, 1835<sup>3</sup>, S. 114f.; übers. von C. F. Werner: *Gnomon oder Zeiger des neuen Testaments*, Stuttgart 1853-54, Bd. 1, S. 119. Siehe Blumhardt GW II/5, 73.]

fragte Er Seine Jünger zuerst, was denn die Leute von Ihm sagen. Die Jünger waren immer im Verkehr mit dem Volke, konnten auch unbemerkt vernehmen, was das Volk unter sich sagte. So wußten sie denn schon etwas. Wir lesen:

V. 14: „Sie sprachen: Etliche sagen, du seiest Johannes der Täufer; die anderen, du seiest Elias; etliche, du seiest Jeremias oder der Propheten einer.“

Hiernach hatten die Jünger unter dem Volk davon nichts sagen hören, daß sie Jesum für Christum oder den Messias hielten. Es war wohl auch so, daß sie es nicht gerne laut sagten, wenn sie auch das Höchste von Jesu dachten. Der Gedanke war ihnen zu hoch, als daß sie ihn leichthin laut auszusprechen wagten, zumal sie auch einige Furcht vor der Zukunft des Messias hatten. Was man fürchtet, glaubt man nicht gerne. Darum mag auch einer vor dem anderen sich gefürchtet haben. Streiten konnten sie ohnehin nicht miteinander, wenn etwa die einen Jesum für Christum hielten, die anderen nicht; oder sie ließen sich durch jeglichen Widerspruch den Gedanken wieder nehmen oder sich wenigstens stillmachen. Klar genug stand es nie vor ihrem Geiste, weil eben doch auch vieles da war, das wider den Charakter Jesu als des Messias zu laufen schien, weswegen der Herr zu den Jüngern Johannis sagte (Matth. 11, 6; Luk. 7, 23): „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“ Dann gab es auch Leute, die lauerten, und Feinde, die es den Bekennern arg verübeln hätten. Später vereinigten sich sogar die Juden, den in den Bann zu tun, der Jesum für Christum bekenntete (Joh. 9, 22). Überhaupt war es schon durch frühere Vorgänge bekannt, wie es Aufruhrszenen durch vorgebliche Messiasse gab, die einen argen Ausgang nahmen.

Auf diese Weise war das Bekenntnis selbst schon eine gefährliche und ängstliche Sache; und es herrschte ein Stillschweigen über die Person Jesu, was aber kein Anzeichen ist, daß nicht viele im stillen das Richtige dachten. Konnten sie schon bei Johannes dem Täufer die Möglichkeit sich denken, daß er der Messias sei, wieviel mehr bei Jesu! Auffallend ist es, wie so manche Kranke und Gebrechliche, überwältigt von ihrem Drange, Heilung zu erlangen, frei heraus Jesum „den Sohn Davids“ nannten, was doch eigentlich annähernd das Bekenntnis enthielt, daß sie Jesum als den Messias ansprechen wollten. Auch das kann bemerkt werden,

wie doch die Leute so leicht dazu kamen, vor Jesu niederzufallen oder Ihn anzubeten, überhaupt Ihn Herr zu nennen, ohne daß Er es wehrte. In dem allem lag freilich noch nicht das volle Bekenntnis; und die Leute sagten lieber etwas anderes, das weniger besagte als gerade der Name Christus, obwohl es auch schon viel war. Das nächste war, Jesum als den Johannes zu nehmen, als wäre dieser wieder auferstanden und darum mit hohen Gotteskräften begabt. Es zeigt das an, daß die Gestalt beider doch viel Ähnlichkeit gehabt haben muß. Andere dachten an Elias, von dem man wußte und glaubte, daß er nicht gestorben, sondern lebend gen Himmel gefahren sei. Die Meinung war auch verbreitet, daß er einmal wiederkommen und das Volk für die Zukunft des Messias zubereiten werde. An ihn konnte das Volk um der Wunder willen, die Jesus tat, am leichtesten erinnert werden. Viele Sagen herrschten auch über Jeremias und sein Wiederkommen. Überhaupt hatte das Volk so hohe Achtung vor den alten Propheten, daß es kaum sich einen neuen Propheten denken konnte, der nicht geradezu einer von den alten wäre, der wiedererstanden sei. So hatten die Jünger allerlei unter dem Volk gehört, das kaum imstande war, neue große Persönlichkeiten sich zu denken, die nicht schon in der alten Zeit vorhanden gewesen wären. Hören wir nun das Weitere:

V. 15: „Er sprach zu ihnen: Wer saget denn ihr, daß ich sei?“ – V. 16: „Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“

Der Herr legt's auf eine bestimmte Erklärung der Jünger aus ihrem eigenen Munde an. Nicht vorgesagt sollte es ihnen werden, wer Er wäre; sondern erfahren mußten sie's haben. Sie mußten von selbst innerlich fest geworden sein in ihrer Überzeugung. Indessen ist es jetzt nur Petrus, der es voll und herzlich auszusprechen wagt, was er von Jesu dachte. Den anderen war's wohl auch so; aber still etwas denken und laut es sagen, ist doch zweierlei. Wir sehen es auch in der Antwort Jesu, daß Petrus zunächst bevorzugt wird vor den anderen um seines Bekenntnisses willen. Die anderen hätten wohl eben nur sagen können: „Wir meinen's und glauben, du seiest es“, als wollten sie hinzusetzen: „Nicht wahr? Es ist dem so?“ Petrus aber sagt rundheraus: „Du bist's“, als wollte er hinzusetzen: „Du

magst's uns noch verhalten wollen oder nicht – du bist's!“ Wie hoch der Herr dieses Bekenntnis stellt, zumal es, wie wir gehört, zum zweiten Male erfolgte, hat Er gleich nachher ihm und den anderen zu erkennen gegeben. Petrus gibt seinem Bekenntnis auch noch einen Nachdruck, den zwar Markus und Lukas wohl als selbstverständlich nicht anführen, indem er sagt: „Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ Mit diesem Beisatz will er sagen, wie sehr er sich's bewußt sei, was er mit dem sage, daß er Jesum für Christum halte. Den verheißenen Christus stellt er sich als einen von Gott Gekommenen vor, der in besonderem Sinne Gottes Sohn zu heißen verdiene; und nennt er dabei Gott den lebendigen, so will er damit den lebengebenden, mit wirklicher Persönlichkeit sich offenbarenden Gott bezeichnen. Der Herr konnte jetzt versichert sein, daß der Glaube an Ihn tief in den Herzen der Jünger, in deren Namen auch wieder Petrus sprach, eingedrungen war. Wie sie Ihn nicht verlassen hatten seit ihrer Berufung, so haben sie auch ihre Überzeugung von Ihm, welche etliche schon bei ihrer Berufung ganz bestimmt gehabt hatten (Joh. 1, 41ff.), nicht verlassen; ja sie waren immer tiefer in dieselbe hereingewachsen. Den Sauerteig also, der bei ihnen etwa verfangen wollte, hatten sie wieder abgeschüttelt; und sie standen rein und lauter da, wie sie der Herr für die Zukunft brauchen konnte und wie sie es für die letzte, größte Versuchung, die über sie kam, bedurften.

## § 132 Petrus, der Fels

Kap. 16, 17-18

Wir finden Jesum noch allein im Kreise Seiner Jünger. Petrus hatte eben ein schönes Bekenntnis abgelegt, indem er frei heraus sagte: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“ Jetzt haben wir noch darüber zu reden, wie sich Jesus zu diesem Bekenntnis verhielt. Er sagt ein Doppeltes. Zuerst nennt Er den Petrus Fels, sodann übergibt Er ihm die Schlüssel des Himmelreichs. Für diesmal reden wir nur von dem ersteren. Markus und Lukas übergehen beides. In Matthäus aber lesen wir:

V. 17: „Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel.“

Wenn es heißt: „Selig bist du“, so ist das Wort „selig“ in einem anderen Sinne genommen als gewöhnlich, da das griechische Wort: „gerettet, errettet“ so ausgedrückt wird wie in dem Spruch: „Wer da glaubt, wird selig werden.“ Der Herr gebraucht in unserer Stelle ein besonderes Wort, welches bedeutet „glücklich“ und dem gleichkommt, wenn es im Hebräischen heißt: „wohl dem“, z. B. „wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen“ (Ps. 1, 1) oder „wohl dem, der auf Ihn trauet“ (Ps. 34, 9). Auch in den Seligpreisungen steht dasselbe Wort. Hier bedeutet das Wort „selig“ das wirkliche Glück, in dem ein Mensch sich befindet. Bei Petrus ist's darum, weil ihm Gott das, was er bekannte, geoffenbart hatte. Ein Mensch darf's für ein großes Glück ansehen, wenn Gott ihm Licht und Offenbarung von sich aus schenkt. Sonst bedeutet's auch den Stand der Glückseligkeit überhaupt. Was Petrus bekannt hatte, hat ihn in einen seligen Stand versetzt. Man sieht also, welche eine Bedeutung sein Bekenntnis für seine ganze innere Stellung hatte. Wer in Jesu das finden kann und wirklich fühlt, was Petrus bekannt hatte, bei dem ist alles zurechtgebracht. Er ist ein für das Reich Gottes fertiger Mensch. Wir mögen daraus ersehen, wieviel dem, welcher über die Person Christi im Schwanken ist, noch fehlt, wenn er auch sonst an Christum glauben will. „Selig“ kann man ihn nicht nennen. Er hat schon die innere Befriedigung nicht vor Gott. Gott wird ihm nicht eigen, ehe ihm Christus [nicht] das Höchste ist, der vom lebendigen Gott aus dem Leben und Wesen Gottes heraus Gekommene, der, obwohl ins Fleisch gesenkt und „an Gebärden als ein Mensch erfunden“ (Phil. 2, 7), wie Petrus Jesum vor sich sah, doch Gott repräsentiert.

Woher bekam nun Petrus seinen entschiedenen Glauben? „Fleisch und Blut“, sagt der Herr, „hat dir das nicht geoffenbart.“ Die Worte „Fleisch und Blut“ sind ein umschreibender Ausdruck für „Mensch“ mit dem Begriffe der durch die leibliche Natur des Menschen bedingten Schwäche. Weder durch den Verkehr mit Menschen noch aus sich selbst, da er ja auch Fleisch und Blut war, ist die Überzeugung des Petrus so fest

geworden. Nicht angelernt war's von Petrus, auch nicht durch Schlüsse erdacht; sondern er bekam's durch eine Wirkung von oben auf seinen Geist. Eine Offenbarung war's, wie alles, worauf der Mensch nicht von selbst kommen oder worin er aus sich nicht fest werden kann, genannt wird. Petrus hat wohl von sich aus daran gedacht, auch durch die Worte, die Jesus sprach, und durch Seine Taten dazu veranlaßt; aber um es als einen wirklichen, unveräußerlichen Besitz in sich zu bekommen, muß es ihm geoffenbart sein oder mußte er „von Gott gelehrt“ (Joh. 6, 45) sein. Der Herr sieht es nun, daß es Petrus als eine wirkliche Offenbarung Gottes in sich hat, daß also ihn nichts mehr davon abbringen kann, so viele Versuchungen und Anfechtungen auch kommen mögen. Auch wenn er Einwendungen nicht widerlegen kann, ja wenn er sich selbst nicht durch alles hindurch klarwerden kann, daß er's nicht in Worte zu fassen weiß, sondern der Hauptsache nach, nur innerlich wahrnehmend, ohne Worte es in sich hat, so hat sein Glaube eine Stärke, die alles überwindet und die ihn auch bei bevorstehendem Martertode festbleiben läßt. Nachdem einmal Petrus lauter und redlich in der Furcht des Herrn sich für Jesum hingegeben hatte, wurde ihm auch wirkliches Licht von oben zuteil bis zu einem prophetischen Schauen und Hören, daß es als eine Offenbarung bezeichnet werden konnte. Die Wahrnehmung, daß eine wirkliche Offenbarung bei Petrus stattgefunden habe, war auch für den Herrn Jesum von größter Wichtigkeit; denn damit war Seinem Werke eine unvergängliche Dauer gegeben, wenn Sein Vater – Er sagt ausdrücklich: „mein Vater im Himmel“ – in ein Verhältnis zu Petrus und Seinen Jüngern überhaupt sich gesetzt hatte, daß Er in ihnen wie in sich Seinen Vater wiedererkannte.

Viele verstehen's nun so, daß Petrus allein unter den Jüngern eine wirkliche Offenbarung über die Person Jesu erhalten habe. Aber dies ist gar nicht denkbar, schon nach dem Spruche (1. Kor. 12, 3): „Niemand kann Jesum den Herrn heißen ohne durch den Heiligen Geist.“ Hatte sodann der Herr einmal die Zwölfe erwählt, so waren sie damit auch unter die besondere Fürsorge und Pflege Seines Vaters gestellt. Sein Vater ließ sich allen nicht unbezeigt, was schon in den Worten Jesu liegt (Joh. 16, 27): „Er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum daß ihr mich liebet“; und

wenn das nicht gewesen wäre, würden sie nicht so standhaft bei Jesu geblieben sein, ohne je im mindesten den Eindruck zu geben, daß sie von Ihm zurücktreten wollten, wenn auch Satanas sie vielfältig versuchte. Als daher früher schon Petrus das Bekenntnis von sich ausgesprochen hatte, sagte der Herr (Joh. 6, 70): „Habe ich nicht euer Zwölf erwählt?“, um anzuzeigen, daß sie alle gleich stünden zu Ihm und Seinem Vater. Nur setzte Er hinzu: „Euer einer ist ein Teufel“, den Judas meinent. Hier müssen wir hinzudenken, daß Judas das Zeugnis auch von Seinem Vater empfangen hatte, weswegen es bei ihm hintennach zu so arger Verzweiflung kam. Aber allmählich hat er sich auch vom Teufel Eingegebenheiten machen lassen; und durch diese drängte sich die göttliche Offenbarung zurück, zum Zeichen, daß man bei ihr immer auch noch sich vor sich selber hüten muß. Bei ihm ging's also schief. Wenn aber der Vater sich allen offenbarte, so schließt das nicht aus, daß es bei Petrus in vorzüglichem Grade fertig geworden war, so daß er nun auch bevorzugt vor den anderen dargestellt werden konnte, wie wir vernehmen werden.

Die Offenbarungen übrigens des Vaters im Himmel an die Menschen über Seinen Sohn haben auch nach Jesu nicht aufgehört, vielmehr bis auf den heutigen Tag fortgedauert, wenn gleich in schwächerem Grade, namentlich nicht mit derselben innerlichen Stärke. Denn wenn man bedenkt, wie fest doch in vieler Herzen der Glaube an die Person Jesu gewurzelt ist, daß man heute noch sagen kann, so viele Widersprecher und Christusleugner erstehen, so werden's diese doch nie gewinnen. Wie bedeutungsvoll sind doch da die heiligen Sakramente! Auch das Wort Gottes, das Gebet, christliche Gemeinschaft, zieht den Vater, wie es zu Ihm hinaufzieht, so wieder herab zu innerlichen Befestigungen. Freilich haben die Offenbarungen nicht immer den Charakter an sich, daß bei ihnen der Mensch den Einwirkungen der Finsternis nach anderer Seite zu widerstehen vermöchte. Wie not tut's, daß der Heilige Geist wieder persönlich käme, der alles festmachte und in aller Herzen einschläge! Der Herr wird sich aber schon wieder einmal unser erbarmen, wie der Israeliten in der ägyptischen Gefangenschaft!

Nun folgen weitere wichtige Worte des Herrn. Er sagt:

V. 18: „Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf die-



sen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“

Der Herr hatte gleich anfangs, da Petrus zum ersten Mal mit Ihm zusammentraf, ihm den Namen „Fels“ gegeben (Joh. 1, 42), hebräisch Kephas, griechisch Petrus, wahrscheinlich weil schon damals von oben etwas in die Seele des Simon, wie er eigentlich hieß, gekommen war, das gleich in voller Festigkeit bei ihm war. Wenn nun jetzt der Herr sagt: „Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde“, so will Er doch eigentlich sagen: „Auf dich als einen Felsen, der nicht wanken wird und fest ist, will ich meine Gemeinde aufbauen.“ Seine durch Gottes Offenbarung felsenfeste Persönlichkeit meint der Herr, wobei man freilich mit hinzudenken muß, daß Petrus zugleich der Vertreter aller ist, völlig eins mit diesen im Geiste, daß sie also auch wieder eine Person miteinander bilden. Ferner hat man sich klar dabei zu denken, daß es der Mensch Petrus nicht ist, auf welchem der Herr aufbauen will, sondern der Mensch, der sich durch Gottes Offenbarung in der Erkenntnis festmachen ließ, daß Jesus der Sohn Gottes sei, durch welchen die Erlösung der Welt zustande kommen sollte. Der Fels ist gleichsam Gott in ihm, dessen Offenbarung er fest in sich ruhen ließ. Immerhin kann man sagen, ein Felsenmann werde keiner, der nicht die Überzeugung, wie sie in Petrus war, gewonnen hat. Ohne Jesum Christum als den Heiland mit [s]einer ganzen Person erfaßt zu haben, wird kein Mensch stark und zuverlässig. Es wagen daher alle die, die es so leichtnehmen, das volle Bekenntnis über die Person Jesu hinzugeben, viel für ihren inneren Halt. Sie haben und bekommen einen morschen, zerbrechlichen und zerlaufenden Grund, der nichts taugt und über dem alles Aufgebaute bei jedem einbrechenden Sturm wieder zusammenfällt.

Wenn indessen die anderen Jünger auch durch ihren Glauben an Jesu Person Felsen geworden sind, so will doch jetzt der Herr dem Petrus einen Vorzug zusichern, das sogenannte Primat über die anderen, weil ihm in vorzüglichem Grade die Offenbarung geschenkt worden ist, wie auch aus seinem mutigen Bekenntnis hervorgeht. Petrus hatte auch später, wie aus der Apostelgeschichte hervorgeht, eine hervorragende Stellung vor allen Aposteln und Heiligen. An ihn hielten sich alle, weil es

doch eine unumgänglich nötige Sache war, daß einer als der Vertreter aller galt, auch vor der Welt, und besonders des Friedens wegen untereinander. Es war das freilich kein Herrschen auf seiten des Petrus; und wie entfernt er war, zu herrschen, zeigt deutlich die Geschichte, indem er sich auch wieder als den zeigte, der den anderen unterworfen war. An ein Primat für die ganze Kirche, wenn auch nicht durch Petrus sich fortpflanzend, weil ja die Offenbarung es ausmachte, ließe sich schon denken als fortlaufend bis auf den Tag Jesu Christi, wenn der persönliche Heilige Geist, der allein Einigkeit schaffen kann, in der Kirche geblieben wäre. [Da] nun dieser gewichen ist, kann keine Einheit mehr erreicht werden; und wo man sich das Primat – trotz der Verschiedenheiten der Christen, wie sie sich gemacht haben – über alle anmaßt, wird's eine Verknechtung, wie der Heiland es nicht gewollt hat, da es sich denn auch nach dem Fleisch, nicht nach dem Geist machte, wie man wohl sagen kann, daß es bisher, wo es war, gewesen ist.

Der Herr setzt noch hinzu: „die Pforten der Hölle sollen sie (meine Gemeinde) nicht überwältigen.“ Wie vorher das Reich Christi, so wird jetzt auch das Reich der Finsternis mit einem Gebäude verglichen, in welches die Genossen eingeschlossen sind. Die Hausgenossen Gottes und Christi, deren Bau erst werden soll, entwickeln Leben und Heil unter den Lebenden, diese, wie aus einem Gebäude durch die Pforten desselben herausbrechend, Tod und Verderben. Solange der Kampf besteht, in welchem Christus, zur Rechten Gottes sitzend, zuletzt alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße legen wird, und zwar vermittelst der Gemeinde auf Erden, die es durch die von Christo ih[r] zugeteilten Kräfte ausrichtet, ist fortwährend ein Hereinbrechen der Finsternis, welche hier „Pforten der Hölle“ heiß[t], zu fürchten; und sie heben's immer auf den Sturz Christi und Seiner Gemeinde ab. Der Heiland aber will sagen, ein Petrus mit seinem Glauben an die alles vermögende Person Christi zwingt alles und stehe so fest, daß die Gemeinde nicht unterliegen könne. Immer wird er's und werden's die anderen Apostel und dann die Heiligen in der Folge überhaupt, über die Kräfte der Finsternis, soviel diese auch durch die Untreue anderer vermögen, wenigstens so gewinnen, daß der Gemeinde nie der Garaus gemacht

werden kann, bis die Zeit des vollen Siegs eintreten wird. Wie nun solcher Glaube sich forterhalten hat, wenn auch in minder zahlreichen Gliedern, so bleibt auch die Gemeinde Christi, das Volk Gottes, die Christenheit, das Reich Gottes auf Erden – ich sage nicht gerne Kirche, weil an das, was wir Kirche nennen, sich zuviel Menschliches angehängt hat, wie schon die Zertrennung der Kirchen zeigt – außer der Gefahr der Vernichtung. Daß freilich der Glaube unserer Zeit, auch wo er ist, ein schwacher ist, zeigt nicht nur das, daß die Gemeinde Christi in vielen Ländern seit ihrem Beginne sehr empfindliche Einbuße erlitten hat, sondern auch das, daß der Ausbau der Gemeinde durch die ganze Welt schon da, wo vieles aufgebaut ist, nahezu stillesteht, so rührig die Mission ist, die auch nach den einmal vorhandenen Verhältnissen eine gesegnete genannt werden kann. Dennoch steht es so, daß es den Christusfeinden, so sicher sie ihres Siegs zu sein meinen, keinesfalls gelingen kann. Denn der übriggebliebene Glaube hält die Trümmer, wie wir zuversichtlich annehmen dürfen, wenigstens so lange aufrecht, bis die Zeit der gnädigen Heimsuchung Gottes kommen wird, da durch die Mitteilung des persönlichen Heiligen Geistes der Glaube neue Schwingen erhält und die Gemeinde Christi durch die Überlegenheit der Gläubigen und Heiligen es bis auf den Tag Jesu Christi zum Sieg bringt, mit dem Sturz aller Kräfte der Finsternis nebst ihren offenbaren und verborgenen Herrschaften, Obrigkeiten und Gewalten, bis alles unter die Füße Jesu gelegt ist. Was der Herr dem Petrus verheißt, dürfte wohl die Kleingläubigen, welche schwarz in die Zukunft sehen, stärken und aufrichten. Denn Himmel und Erde werden eher vergehen als die Worte Jesu.

### § 133 Die Schlüssel des Himmelreichs

Kap. 16, 19-20

Der Herr hatte gegen Petrus vom Felsen gesprochen, auf dem Seine Gemeinde würde gebaut werden, welche auch die Pforten der Hölle nicht sollen überwältigen können, womit zugleich der endliche Sieg über die Hölle angezeigt ist. Wie nun gebaut

werden und alles zum Sieg sich gestalten würde, das drückt der Herr noch mit folgenden Worten aus:

V. 19: „Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein.“

Was hier der Herr dem Petrus gibt, gibt Er später (Matth. 18, 18) auch den anderen Aposteln und wiederum, mit etwas anderen Worten, allen nach Seiner Auferstehung (Joh. 20, 23). Die Gaben Gottes, auch die vollen Gaben, zum Aufbau der Gemeinde sind also nicht auf Petrus allein beschränkt; weil aber Petrus jetzt als erster und eigentlicher Bekenner dasteht, wird's ihm vornehmlich gesagt, als ob er's allein überkäme, [wo]mit eine Bevorzugung als des Ersten angedeutet werde. Das Himmelreich, unter dem Bilde eines Gebäudes vorgestellt, hat Türen und Tore zum Eingehen und Ausgehen; und an ihnen stehen gleichsam Bevollmächtigte zum Einlaß, welchen die Schlüssel übergeben sind. Solche Schlüsselträger hatten einst ein wichtiges Amt. Auch die Weissagung (Jes. 22, 22) spricht von einem Eliakim, dem „der Herr die Schlüssel zum Hause Davids auf seine Schultern legen werde, daß er auftue und niemand zuschließe, daß er zuschließe und niemand aufschließe“. Daß der Eintritt ins Himmelreich nun durch Buße und Vergebung der Sünden verwirklicht werde, sagt sonst der Herr nach Seiner Auferstehung mit den Worten (Luk. 24, 46-47): „Er sei gestorben und auferstanden, um predigen zu lassen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern.“ Wer Buße tut und Vergebung der Sünden erhält, für den stehen die Türen offen. Für beides aber hat Petrus und haben die Apostel und haben alle Diener des Evangeliums zu sorgen, daß sie nämlich alles tun, um die Völker zur Buße oder Umkehr von den falschen Göttern zum wahren Gott zu bringen oder vom Dienst der Sünde zum Dienst der Gerechtigkeit, und daß sie die Sündenvergebung erteilten. Mit letzterer kommt die Buße zum Abschluß; und weil sie die Jünger erteilen sollten, haben sie die eigentlichen Schlüssel zum Himmelreich. Buße und Umkehr allein öffnet die Türe noch nicht, gibt nur den Dienern als Stellvertretern Christi Berechtigung zum Auftun. Der Sünder, der umkehrt, muß durch eine

förmliche Deklaration, wenn auch ohne besondere Formen, von seiten der Apostel oder Diener Jesu als vom Herrn selbst seiner wirklichen Sündenvergebung vergewissert werden. So meint's offenbar der Herr, und nicht etwa [der] Schreiber dieses, welcher – der Herr weiß es – nichts geben will, als was der Herr sagt. Ich bemerke das für alles Weitere, was ich in der Rede des Herrn als unumstößlich gewiß finde.

Indem der Herr so bestimmt sagt: „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben“, so ist damit eine besondere Gabe, die der Herr gibt, zur Erteilung der Sündenvergebung geschenkt, weswegen hierzu der Herr später die Jünger anbläst, Geist mitteilend (Joh. 20, 22). Mit dieser Gabe wird ein Recht und eine Verpflichtung, es zu tun, eben damit auch eine Kraft erteilt, die den Sündern fühlbar wird, daß sie innerlich fest und gewiß empfinden, es sei ihnen vergeben. Der gewöhnlich angenommene Ausdruck Gewalt ist nicht gerechtfertigt, führt auch leicht zu allerlei schiefen Gedanken, die der Herr nicht will. Die Gabe, das Recht, die Verpflichtung, die Kraft muß vom Herrn, der sagt: „Ich will geben“ (V. 19), erteilt sein; und den Aposteln erteilt Er sie als den bereits zum Amte berufenen. Das zeigen Seine Worte klar und deutlich; und nicht jeder Gläubige ist um deswillen, daß er ein Gläubiger und ein Heiliger ist, als ein solcher anzusehen, dem, wie dem Petrus als einem Stellvertreter Jesu, Gabe, Recht, Verpflichtung und Kraft gegeben wäre. Solches tritt um so bestimmter damit hervor, daß vorerst der Herr mit der Darreichung der Schlüssel des Himmelreichs sparsam verfährt. Nur Petrus erhält's zunächst; und hätten's später die anderen Jünger nicht auch erhalten, so hätten sie's, obwohl sonst berufen, nicht gehabt. Für die Folgezeit hat's der Herr durch Handauflegung auf andere Diener des Evangeliums übergehen lassen. Man muß aber da auch wieder sagen, daß es nicht jeder, der die Hand auflegt und aufzulegen das Recht hat, unmittelbar gibt und nicht jeder, dem die Hand aufgelegt wird, unmittelbar erhält. Nur wenn beide im Glauben stehen, wird's. Ordentlich Berufene aber werden's jederzeit vom Herrn im Laufe ihrer Amtsführung haben oder bekommen, wie sie sich im Glauben dazu stellen. Daß aber die Amtsberufung sogleich alles ausmache, darf man Bedenken haben anzunehmen, eben weil der Herr

mit der Verteilung verfuhr, wie wir sehen. Gemeindegossen aber werden immerhin, wie wir uns zu sagen erlauben, durch Berechtigte, wie diese nun stehen mögen, vom Herrn selbst [das] über sich herbeiziehen können, was sie zur Vergebung und zur Beruhigung ihrer Gewissen bedürfen.

Wie sehr die Gabe und Kraft der Sündenvergebung seit der Apostel Zeiten abgenommen hat, ohne je, oder nur höchst selten, vollgewichtig wiedergekehrt zu sein, ist besonders in unseren Tagen auffallend, da der Mangel daran die Leute entweder in beständiger Sorge und Bekümmernis hält oder zu einer erzwungenen Selbstermutigung treibt, die noch weniger zum Ziele führt. Freilich hat man auch vielfach gar kein rechtes Verständnis dafür, wie es mit den gewichtigen kurzen Worten Jesu zu nehmen sei; und noch mehr will man eine nähere Auslegung gar nicht mehr glauben. Manche Laien hören's nur mit Entrüstung an, indem sie meinen, man beeinträchtige sie um ein ihnen besonders und anderen Christen zustehendes Priesterrecht. Ich gehe daher – man glaube es mir – nur mit einiger Schüchternheit daran, das Weitere, das noch zu sagen ist, hier zu geben. Aber meistens habe ich Erfahrungen gemacht, durch welche mir die Worte Jesu über alle Maßen wichtig geworden sind, daß ich meinem Heiland untreu zu sein glaubte, wenn ich Seinen Worten nicht das vollste Gewicht geben würde. Zugleich aber bin ich der Zuversicht, daß eine Zeit kommen werde, da sich zu einer allgemeineren Welterlösung alles wieder erneuern werde, wie es der Heiland gewollt hat. Auch die Offenbarung (3, 7ff.) deutet es an in dem Sendschreiben an den Engel der Gemeinde zu Philadelphia. – Ich fahre fort in der Auslegung.

Statt: Sünden zu erlassen und zu behalten, wie der Herr nach Seiner Auferstehung es den Jüngern erteilt (Joh. 20, 23), wird in unserer Stelle ein Binden und Lösen genannt, ebenso später, als es alle Jünger bekamen (Matth. 18, 18). Damit wird etwas Besonderes, höchst Wichtiges uns angedeutet, daß es nämlich der Sünder nicht bloß mit der Sünde an sich, sondern mit einer bindenden Macht zu tun hat, wie schon an dem erkannt wird, daß der Pforten der Hölle Erwähnung geschehen war. Durch die Sünde nämlich wird der Mensch an Satan, dem er ja mit der Sünde, ob bewußt oder unbewußt, dient, oder an Mächte

der Finsternis gebunden, wie es heißt (Joh. 8, 34): „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht“ als ein Unfreier, ferner (1. Joh. 3, 8): „Wer Sünde tut, der ist vom Teufel.“ Die finstere Macht sieht den Sünder als ihren Gesellen, als ihr zugehörig an. Bande des Teufels umstricken ihn und halten ihn fest, und zwar so lange, [wie] die Sünde nicht durch das Blut Christi als wirklich ausgelöscht erscheint. So besonders bei den Sündern, welche das Gesetz mit dem Tode bedroht oder überhaupt verflucht heißt. Die Macht des Teufels über jemanden wächst auch in dem Grade, [bis] die Menschen sich der Sünde hingeben. Diese sind Gebundene und Gefangene der Finsternis, von dieser mit einer Zähigkeit festgehalten, daß sie sich selbst der Bande oder des Rechts der Finsternis an sie nicht ent schlagen können. Auch wenn der Mensch umkehrt von der Sünde, diese also nicht mehr tut, mag die Finsternis, je nachdem es ist, ihren Knecht nicht loslassen, wenn seine Bande nicht ausdrücklich gelöst werden. Daher [kommt es], daß es solchem Menschen so schwer wird, wiederkehrenden Versuchungen Widerstand zu leisten, obwohl den redlich Kämpfenden die Freundlichkeit und Hilfe des Herrn nicht auf die Dauer sich entziehen wird. So hält es oft schwer für einen Menschen, eines völligen Friedens versichert zu werden. Kommt es zum Frieden, so mag doch eine Lösung stattgefunden haben; wenn nicht, so mag er zusehen, was tun, um wirklich der Bande loszuwerden oder die Lösung zu erfahren, die nach den Worten des Herrn das klopfende Gewissen zur Ruhe zu bringen verspricht. Nach unserem Spruch bedarf es nach der Ordnung Gottes der Mitwirkung eines Dieners oder Bevollmächtigten Christi. Der, welcher die Sündenvergebung erteilt, macht gleichsam Front wider den Satan, daß dieser seine Rechte an den Sünder aufgabe und den freigebe, den Christus von der Sünde befreit hat. Da wird es völlig klar, wie nicht jeder Christ als solcher eine Sündenvergebung erteilen kann mit der Wirkung, daß fortan alle Ansprüche der finsternen Mächte aufhören.

Zu solchem führt uns die Rede Jesu von einem Binden und Lösen, wenn wir sie recht würdigen wollen. Nehmen wir's aber als etwas Tröstliches, da der Heiland sagt, daß die Pforten der Hölle immer weichen müssen, und sogar ohne viele besondere Mühe, weil ja der Fürst dieser Welt gerichtet ist (Joh. 16,

11), wenn nämlich alles in der Ordnung zugeht, teils von seiten des Sünders, teils von seiten des Dieners Christi. Der Glaube an Jesum, der für die Sünde geblutet und die Welt mit Gott versöhnt hat, [so] daß ein Festhalten der Sünder von der Finsternis nunmehr als widerrechtlich erscheint, vernichtet alle Ansprüche des Teufels. Aber weil man es mit einem Persönlichen bei der Sündenvergebung zu tun hat, das Widerstand leistet und nun nicht nur gerichtet, sondern bei fortgesetztem Bedrängen verurteilt werden muß, so kann die Lösung gleichsam nur durch die Person Jesu geschehen, welcher der Teufel ohne weiteres weicht; und diese Person Jesu ist nach der Verheißung unseres Textes vertreten in Seinen Dienern. Diese berufen sich auf den Gekreuzigten; und dem Gekreuzigten gegenüber, in dessen Namen sie zu lösen oder zu vergeben das Recht haben, kann keine Macht der Hölle widerstehen. Wir sehen hieraus, daß es nicht nur möglich ist, daß die Pforten der Hölle wider den Glauben an der Gemeine nichts vermögen, sondern daß auch allmählich, und je länger, je mehr, wie die Bekehrungen oder die Lösungen der Menschen von der Macht der Finsternis zunehmen, so zuletzt alle Obrigkeiten, Herrschaften und Gewalten der Finsternis gebrochen werden. Die Möglichkeit und die Art der Verwirklichung des endlichen Sieges wider die Pforten der Hölle – so wenig werden diese überwältigend sein – ist vom Herrn mit den überaus kurzen, aber das Tiefste, das ein Mensch denken kann, sagenden Worten unseres Textes angedeutet.

## § 134 Die Schlüssel des Himmelreichs

(Schluß)

Kap. 16, 19-20

Wir haben noch manches zur Auslegung der Schlüssel des Himmelreichs, welche der Herr dem Petrus übergibt, zu sagen, setzen daher den Text wieder her:

V. 19: „Und will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel

gebunden sein; und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein.“

So auch an die Jünger insgesamt, Matth. 18, 18.

Bei Johannes sagt der Herr nach Seiner Auferstehung zu den Jüngern (20, 22-23), nachdem Er sie angeblasen hatte: „Nehmet hin Heiligen Geist (nicht „den Heiligen Geist“); welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“

Dieses sind die Stellen, über welche schon im vorigen Blatte einiges gesagt worden ist. In der ersten Zeit nun geschah die Erteilung der Sündenvergebung durch die heilige Taufe, die als Taufe mit Wasser und Geist zum Eingang ins ewige Leben (Joh. 3, 5) angekündigt worden war. Diese Taufe wird deswegen von Paulus „das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des Heiligen Geistes“ genannt (Tit. 3, 5); und zu den Korinthern (1. Kor. 6, 11) sagt Paulus: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu Christi und durch den Geist unseres Gottes“, welches beides auf die Taufe zielt. Der Hebräerbrief ferner (10, 22) nennt die Christen „besprenget in ihren Herzen und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser“. Mit der Taufe wurde auch die Lösung von den Banden der Finsternis vollbracht, was schon in den Worten (Mark. 16, 16) liegt: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden“, eigentlich errettet werden, nämlich von den Banden, die ihn gehalten hatten. Darum rühmt es auch Paulus, „daß Gott uns errettet habe von der Obrigkeit der Finsternis“ (Kol. 1, 13). Aus der Vorstellung, daß die Taufe von der Finsternis löse, entstand auch später die Sitte, mit der Taufe eine Teufelsaustreibung zu verbinden.

In der späteren Zeit, da auch Christen der Sündenvergebung und der Lösung von erneuerten finsternen Banden bedurften, konnte, wie Jakobus (5, 14-16) uns lehrt, die Vergebung der Sünden durch die Ältesten, wie die geistlichen Führer überhaupt hießen, vermittelt werden; und wenn Jakobus hinzusetzt, daß Krankheiten, zur Strafe über schwere Sünden gekommen, geheilt wurden, wenn die Vergebung erfolgt war, so ist damit angedeutet, daß auch Angriffe der Finsternis auf die Gesundheit weichen mußten, also der Sünder auch entbunden

oder gelöst wurde. Nach der apostolischen Zeit, da der persönliche Heilige Geist von der Christenheit gewichen, machte sich alles mechanischer, namentlich vermittelt der Beichte und Absolution vor dem heiligen Abendmahle, [wo] eine Wirkung wenigstens auf Vergebung der Sünden da- und nicht dasein kann, je nachdem man sich göttlich dazu stellt oder nicht. Das gleiche ist es mit sonstigen privaten Absolutionen. Zu dem allem aber, wie aus den Worten des Herrn klar hervorgeht, gehören vom Herrn Bevollmächtigte, die durch Berufung, wie es Paulus meint (2. Kor. 3, 6), „tüchtig gemacht sind, das Amt zu führen des Neuen Testaments“. Wenn auch Jakobus ermahnt, es solle einer dem anderen die Sünden bekennen, so waren nach ihm doch die Ältesten der Gemeinde die, welche über den Kranken beten und sie mit Öl salben sollten im Namen des Herrn. Daß eine besondere Befähigung vom Herrn dazu erforderlich war, zeigt nach Johannes das Anblasen des Herrn, [wo] mit Er Heiligen Geist mitteilte eben zu der Macht oder Kraft, Sünden zu vergeben. Daß sich's in der Folge ans Amt, wie dieses auch von der Gemeinde oder größeren Kirchengemeinschaft übertragen wurde, knüpfte, ist begreiflich, besonders da auch Jakobus von den unter Handauflegung gewählten Ältesten redet.

Ungemein wichtig und kaum genug in seiner vollen Bedeutung von uns erkannt oder gewürdigt ist der Beisatz, den der Herr Seinem Worte gibt. Er sagt, was die Jünger würden vergeben oder lösen, behalten oder binden, solle auch im Himmel gelten. Damit ist ausgesprochen, daß der Hebel zur Vergebung der Sünden auf Erden anzusetzen sei, wenn im Himmel vergeben werden soll. Christus hat wohl die Sünde gebüßt und die Welt versöhnt, daß also allen die Vergebung offensteht; und weil die Welt versöhnt ist, kann diese auch von allen Banden fortan frei werden. Aber die wirkliche Vergebung und Lösung, deren die einzelnen bedürfen, soll nicht so werden, daß man keine Empfindung davon hat, woher sie eigentlich kommt. Wie Christus es erkämpft hat, so will Er's auch persönlich mitteilen, und weil Er nicht mehr auf Erden ist, durch Seine Stellvertreter auf Erden es tun, Seine Jünger, die an Seiner Statt dastehen. Wirkliche Vergebung und wirkliche Lösung kann Er also nur dann erteilen, wenn Ihm auf Erden durch Seine Diener die Handhabe

dazu dargeboten wird. Eine Vergebung, die auf Erden nicht durch Ihn, d. h. Seine Stellvertreter, erfolgt ist – das besagen die Worte –, kann nicht im Himmel, wo sie schon sein sollte, gleichsam nachgetragen werden, wenigstens nicht ohne weiteres. Wie's auf Erden wird, so bleibt's im Himmel. Das erforderte wohl die Gerechtigkeit Gottes, nach welcher der Mensch nicht gleichgültig gegen die große Gabe, die er auf Erden und nur um Christi willen haben kann, sein darf, um sie dann geradezu im Himmel doch zu haben, als ob's auf Erden nicht gerade nötig gewesen wäre. Ungemein ernst lauten daher die Worte Jesu. Wie es freilich der Herr mit denen machen wird, die auf Erden nicht Vergebung erlangt haben, weil ihnen nichts oder wenig vom Evangelium verkündigt ist, das hat Er hier nicht sagen wollen. Indessen wird Er's mit Seinem Worte auch in Einklang zu bringen wissen, wenn der Gerichtstag kommt, ob wir's auch hienieden nicht verstehen können. Wenn übrigens das auf Erden Geschehene im Himmel gelten soll, so ist's zugleich das, daß Jesus mit Seiner Gnade und Kraft augenblicklich dabei sein will, wenn wirklich das Werk der Bekehrung an den Seelen bis zu ihrer Freisprechung von Sünden getrieben wird. Sogleich tritt der ganze Christus für die Sünder ein, ihnen den Himmel öffnend, wenn ein Apostel oder Diener des Evangeliums das tut, was Er ihn tun heißt. Denn ohne Jesum und die Kraft Seines Blutes könnte Sein Diener nichts anfangen und noch weniger von Banden des Teufels lösen. Es ist, als sagte Er: „Sooft ihr mich wollet und begehret, sollet ihr mich haben; und ich mache es alsbald im Himmel fertig, wenn ihr auf Erden das Eure tut.“

Um die Notwendigkeit der persönlichen Erteilung der Sündenvergebung recht nahezulegen, wird stets auch das andere gesetzt vom Behalten und vom Binden. Das Nächste, das in diesen Worten liegt, ist wohl das, daß Nichtvergebenes behalten wird, unvergeben bleibt, ebenso auch Nichtgelöstes gebunden bleibt. Damit ist den Aposteln ein Ernstes ins Gewissen gesagt, daß sie nämlich nicht saumselig in der Sündenvergebung, namentlich in der ersten Zeit, in der Führung ihres Amtes zur Bekehrung und Aufnahme der Heiden sein sollten, indem das die Seelen, an denen sie das Nötige versäumten oder ihre Hirtentreue nicht bewiesen, zu entgelten hätten, wie es auch das

Wachstum des Himmelreichs, für welches nur sie die Schlüssel hätten, hinderte. Die Apostel hatten auch nicht die Wahl, ob sie vergeben und lösen wollten im einzelnen Fall oder nicht. Wenn sie nicht wollten, beraubten sie zunächst den Herrn der Seelen, die Er sich doch mit Seinem Blute daraufhin erkaufte hatte, daß die Apostel das Nötige ihnen darreichten. Es ist also ganz unrecht, wenn man aus der Kraft, welche die Apostel empfangen hatten, Sünden zu vergeben, eine Gewalt macht, mit welcher sie auf die Menschen nach Willkür drücken könnten. Überhaupt wird's ins Fleischliche verkehrt, wenn man nicht dazudenkt, daß es dem Diener des Worts eine große Verantwortung zuzieht, wenn er das Seine nicht tut und Seelen gleichsam in ihren Sünden zappeln läßt, sie bindet, indem er sie nicht löst. Andererseits liegt in der Befugnis, zu behalten und zu binden, die Verpflichtung, nicht vorschnell zu verfahren und gleichsam Perlen vor die Säue zu werfen. Es kann den Dienern zur Verantwortung dienen, wenn sie unter Umständen nicht behalten und nicht binden. Es ist also ein wirkliches Behalten und Binden, statt einfach nicht zu vergeben und nicht zu lösen, in den Worten des Herrn nicht ausgeschlossen. Ein Diener des Worts kann und darf nicht vergeben oder lösen, wenn nicht genügende Buße und lauterer Sinn ihm entgegenkommt; deswegen ist ihm auch zur Prüfung Heiliger Geist, bei den Jüngern durch Anblasen, geschenkt. Auch Johannes der Täufer taufte die Pharisäer nicht zur Vergebung der Sünden, wenn sie unbußfertig kamen, und er nannte sie „Otternezüchte, die dem zukünftigen Zorn nicht entrinnen werden“ (Matth. 3, 7). Das aber bleibt immer wichtig, daß ein Diener des Evangeliums wohl überlege, wo er hart erscheint, wenn er von der Absolution, ich sage auch: vom heiligen Abendmahl, ausschließt, da er dann sein Behalten und Binden vor Gott verantworten mag. Endlich kann ein Behalten und Binden dann eintreten, wenn die bereits erlangte Vergebung der Sünden und Lösung von den Banden des Teufels wieder gleichsam aufgehoben werden muß, wie es in den Fällen war, da Paulus bereits Getaufte dem Satan wieder übergab „zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage Jesu Christi“ (1. Kor. 5, 5). Solchen Menschen behielt Paulus mindestens eben die Sünde, die ihn erregt hatte; und wenn er sie behielt,

d. h. nicht vergab, wie er ja so schnell nicht vergeben konnte, so blieb dem Satan Macht, zu binden und gefangenzunehmen, wie er alle Menschen gebunden hält, die nicht gelöst worden sind.

Der Aufbau des Himmelreichs nun geschieht fort und fort durch Taufe zur Vergebung der Sünden und bei den Getauften durch wiederholte Erteilung der Vergebung der Sünden, wenn nötig, und durch Lösung von Banden des Teufels bei der Vergebung vermittelt der berufenen Diener des Worts. Unberechenbar könnte der Schaden werden, welchen die Unterlassung der Taufe, wie man heutzutage beginnt, wenn sie allgemein würde, brächte. Denn es wäre das, oder könnte es werden, geradezu eine Selbstübergabe an den Satan, derjenigen ähnlich, die Paulus über andere aussprach. Vorerst dürfen wir hoffen, daß es der Herr die Kinder nicht immer entgelten lassen werde, was Eltern an ihnen versäumen, da sie immerhin noch für sie priesterlich bittende Personen, die ihnen nahestehen, haben mögen. Aber wenn's einmal mit dem Bau der Gemeinde zum Abschluß kommen und also die große Erlösung, die den Bau vollendet, eintreten soll, so sind neue Kräfte unentbehrlich, nur um Vergebung der Sünden und Lösung von den Banden des Teufels in wirksamer und ausreichender Weise darreichen zu können. Der Herr wird schon Seine Wege von selbst gehen, daß die Menschen nimmer anders können denn sich ergeben und sich lösen zu lassen. Vielleicht kommt's bald.

Die Rede des Herrn war von dem Bekenntnis Petri ausgegangen, daß Jesus der Christ sei. Mit Bezug hierauf lesen wir in Matthäus:

V. 20: „Da verbot Er Seinen Jüngern, daß sie niemand sagen sollten, daß Er, Jesus, der Christ wäre.“ (Dasselbe steht bei derselben Gelegenheit auch in Mark. 8, 30 und Luk. 9, 21.)

Wir begreifen's wohl, wie das Jesus vorerst verbieten mußte. Hatten doch die Pharisäer sich schon vereinigt (Joh. 9, 22), „so jemand Ihn für Christum bekennte, daß derselbige in den Bann getan würde“.

## § 135 Erste Leidensverkündigung

Kap. 16, 21-23

vgl. Mark. 8, 31-33 und Luk. 9, 22

Von nun an ist alles, was wir in Matthäus lesen, aus der letzten Zeit des irdischen Lebens Jesu. Das zeigt uns schon das Nächste, an das wir kommen, die erste Leidensverkündigung Jesu, an. Wir lesen:

V. 21: „Von der Zeit an fing Jesus an und zeigte Seinen Jüngern, wie Er müßte hin gegen Jerusalem gehen und viel leiden (nach Markus und Lukas: „verworfen werden“) von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und am dritten Tage auferstehen.“ – Markus setzt hinzu: „Und Er redete das Wort frei offenbar.“

Wenn es heißt: „Von der Zeit an“, so bezieht sich das auf die Zeit, da die Jünger bekannten, daß Jesus der Christ oder der Messias sei. Die zwei wichtigsten Hauptstücke, welche die Jünger lernen sollten und die auch die Grundsäulen des Evangeliums sind, waren einmal, daß Jesus der Sohn Gottes sei, und dann, daß Er leiden müsse. Ohne in jenem festgemacht worden zu sein, wäre das zweite zu schwer für die Jünger gewesen. Zwar lag auch eine besondere Versuchung für sie darin, daß Er, der doch Gottes Sohn war, sollte getötet werden; denn wie leicht konnte letzteres ihren Glauben an die Person Jesu erschüttern! Aber wenn es ihnen gewiß war, daß Jesus Gottes Sohn sei, so konnte auch das Letzte der Rede Jesu von Seiner Auferstehung leichter Glauben bei ihnen finden. Jedenfalls ist Großes und Ernstes den Jüngern jetzt anvertraut, wenn sie aus dem Tode und der Auferstehung Jesu das Heil der Welt erwarten sollten. Vor der Welt war es alles unfaßbar, wie es bis auf den heutigen Tag ist. Der aber, dem es an der Anerkennung der Person Jesu fehlt, kann auch dem Leiden Christi nicht die rechte Bedeutung geben, die es hat; und ihm wird es auch leichter, gegen die Auferstehung Jesu Einwürfe zu erheben. So enge ist beides miteinander verbunden, welches ja nach Paulus (1. Kor. 15, 1-2) das eigentliche Evangelium ausmacht, „durch welches wir auch selig werden“. O lernten wir's recht erkennen und füh-

len, welche Gabe Gottes Jesus war für die Verlorenen; denn dann erst gibt uns Sein Tod und Seine Auferstehung den rechten Trost!

Jesus sagt, Er müsse nach Jerusalem gehen. Er kann es nicht abweisen, kann nicht ausweichen, obwohl Er weiß, was Ihm begegnen würde. Er fühlt eine innere Verpflichtung in sich, den Gang zu machen. Als Christus konnte und durfte Er nicht von Jerusalem fernebleiben. Wer konnte Ihn für den Messias halten, wenn Er fortan die Heilige Stadt gemieden hätte? Dahin muß Er, gehe es, wie es wolle; denn sein Beruf an und für sich erforderte es. In gleicher Weise fühlt Er sich zum Leiden verpflichtet. Er muß sich das gefallen lassen; denn das erforderte Sein Gehorsam gegen Gott. Es hat schon Leute gegeben, die fragten, ob es eigentlich recht sei, dahin zu gehen, [wo] man gewiß sei, sein Leben zu verlieren; denn ein Mensch habe doch auch auf seine Selbsterhaltung zu sehen. In anderen Umständen mag das wohl wahr sein. Aber wir müssen bedenken, daß es Jesus nur vermittelt Seines prophetischen Geistes wußte, daß Er würde bis zum Tod verworfen werden. Was Er aber als Prophet weiß, ist Ihm nicht dazu gesagt, daß Er ausweichen sollte. Natürlich sollte Er's gleichsam nicht wissen, wie es auch natürlicherweise nicht gerade eine so ausgemachte Sache war, daß Er eines gewaltsamen Todes sterben würde. Mithin durfte Sein prophetisches Wissen Ihn nicht bestimmen, dem entgegen sich zu bezeigen. Er braucht nur zu fragen: „Ist's unvermeidlich, daß ich gehe, gehört's zu meinem Beruf oder nicht?“ Gehört's zu Seinem Beruf, so hat Er keine Wahl, mag Ihm Sein Schicksal noch so klar vor Augen stehen. Denken wir an Luther, so war's ihm, eines Huß sich erinnernd, im Geiste, aber nicht durch eine Offenbarung, gewiß, daß er aus Worms nicht mehr lebendig herauskommen werde. Dennoch konnte er nicht ausweichen. Er mußte dem Ruf des Kaisers folgen; und sein gerechtfertigter Drang, ein Bekenntnis abzulegen, spornte ihn sogar an, zu sagen: „Und wenn so viele Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hineingehen.“ Aber er war kein Prophet; und soviel er auch fürchtete, so kam er doch unversehrt aus der Stadt wieder heraus. Natürlichgenommen hätte auch bei Jesu viel vorgehen können, daß Er

nicht so schmäählich geendet hätte. Wenn Er aber als Prophet Sein Schicksal wußte, durfte die Gewißheit Seines Todes Ihn sowenig zurückhalten, wie einen Luther die vermeintliche Gewißheit.

Viel leiden, heißt's bei Matthäus, bei den anderen: verworfen werden muß des Menschen Sohn. Mit letzterem ist gesagt, daß Jesus von den Oberen des Volks nicht würde [als] das anerkannt werden, das Er war, und daß Er darum von ihnen als ein Betrüger und Volksverführer würde des Todes für würdig erachtet werden. „Wenn die Obersten dieser Welt Ihn erkannt hätten“, sagt Paulus (1. Kor. 2, 8), „hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt.“ Daß sie's nicht erkannten, diente ihnen noch in etwas zu Gutem. Denn da konnte Jesus am Kreuze beten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ (Luk. 23, 34) Freilich, daß sie's nicht wissen, kann ihnen auch als Schuld angerechnet werden. Mit einem Nichtwissen ist man vor dem höchsten Richter nicht immer entschuldigt, sowenig wie mit einer sogenannten Überzeugung, mit welcher in unseren Tagen so viele glauben, den Sicherem gehen zu dürfen. Eine verkehrte Überzeugung setzt oft eine Verkehrtheit voraus, die der Überzeugung alle Entschuldigung nimmt.

Indessen kündigt der Herr Seinen Jüngern wie Seinen Tod, so auch Seine Auferstehung mit gleicher Bestimmtheit an, und zwar so, daß sie schon am dritten Tage danach erfolgen werde. Daß der Herr auch den Tag nennt, hätte den Jüngern bei dem Zutrauen, das sie zu Seinen Worten hatten, genaugenommen alle Besorgnis und Furcht nehmen sollen. Ist ferner Jesus der Christ und sagt solches, so schließt das eine wunderbare Zukunft in sich, welche die Jünger bei dem Gedanken, in Jesu gar den von den Toten Auferstandenen zu haben, hätten ahnen können. Wir haben aber hier ein Beispiel von dem, was der eigentliche Glaube ist, nämlich das, daß er sich unbedingt ans gegebene Wort hält, wenn dieses auch das Wunderbarste und Unbegreiflichste verheißt. Ganz so viel Glauben hatten damals die Jünger noch nicht. Aber freilich die Auferstehung war eine gar zu außerordentliche Sache, als daß der Gedanke daran so leicht das Gewicht des Todes aufwiegen konnte. Sterben ist eben doch für gewöhnlich ein vollkommenes Aussein; und Jesum, den herrli-



chen Wundermann, nur auch einige Tage tot, d. h. völlig abgetan sich zu denken, wie unerträglich schwer mußte das den Jüngern sein! Welch ein Glaube ferner gehörte dazu, von einem Getöteten sich's zu denken, daß er in dreien Tagen wieder leben, von selbst wieder aufwachen werde! O was ist es doch um einen Glauben an den lebendigen Gott, der auch aus nichts etwas schaffen kann! Wer aber hat ihn? Wer kann aus dem Nichts der gegenwärtigen Menschheit, die bezüglich ihres Höheren das Ansehen völligen Erstorbenseins immer mehr gewinnt, noch etwas hoffen? Aber wie Jesus von den Toten auferstanden ist, so wird auch die geistlich ertötete Menschheit durch Gottes Macht wieder aufstehen. Freilich, wer glaubt's? – Der erschrockenste unter den Jüngern ist Petrus, der felsige Bekenner! Von dem lesen wir:

V. 22: „Und Petrus nahm Ihn zu sich, fuhr Ihn an (nach Markus „fing an, Ihn zu wehren“) und sprach: Herr, schone dein selbst, das widerfahre dir nur nicht.“

Wenn es heißt: „Petrus nahm Ihn zu sich“, so heißt das: Er nahm Ihn etwas beiseite. Er wollte seine Einsprache, um sie nachdrücklicher zu machen, nicht vor den anderen tun. Wir machen's auch oft so, daß wir den beiseite nehmen, dem wir etwas nachdrücklich sagen möchten, weil man vo[r] anderen, die dabei wären, gehalten ist, seinen ganzen Ernst zu zeigen. Nach Matthäus fuhr er gar Jesum an. Er war so frappiert, überrascht, erschrocken, daß er hitzig und auffahrend wurde. Er gibt damit mehr seinen Schrecken zu erkennen, als daß er gegen Jesum ungeziemend sein wollte. Er gebärdet sich als einer, der ganz und gar nicht dran hinkann und mag, das zu verstehen oder gelten zu lassen, was Jesus sagte. Eben war er noch in einer gehobenen und glückseligen Stimmung, Jesum als den Christ nun gewiß zu wissen; und nun fiel die Rede Jesu wie ein kalter Schlag auf ihn, wie wir sagen. Seine Erregung kam unwillkürlich; und es war, als ob er auf einmal allen Respekt vor dem Heiland vergessen hätte oder als ob ihm alles, was er auf Jesum gehalten hatte, ins Wasser gefallen wäre. Man sieht daraus, wie er den Schluß der Rede Jesu von Seiner Auferstehung ganz überhört hatte. Aber der Tod ist eben etwas, hinter dem man einen Strich macht, mit dem alles aus ist; und ein Wiederleben hinter

diesem Strich, das ist und bleibt das Gewagteste, das der Glaube ergreifen kann. Den Jüngern freilich, sollte man denken, war's erleichtert, da sie ja manche Totenerweckungen gesehen hatten, zu denen später noch die Auferweckung des Lazarus kam. Aber da war doch stets jemand da, der auferweckte. Jesus aber, gewaltsam und langsam getötet, sollte von selbst auferstehen durch die Kraft des unsichtbaren Gottes. Besinnen wir uns, was wir gemacht hätten! Dabei überließ's den Petrus auch ganz kalt, wenn er hörte, wie es seinem Meister, den er so liebhatte, ergehen sollte. Den in den Händen von Mördern zu wissen, die Ihn zu Tode martern würden, das allein schon war ihm das Unerträglichste. Wer mag ihm auch das verdenken? Deswegen sagt er: „Schone doch dein selbst, das widerfahre dir nur nicht!“ Dabei dachte er wohl auch an das, wie sich doch gewiß der Herr wohl werde zu helfen wissen, damit Ihm das von Feinden Zugeschickte nicht widerfahre. Aus allem ergab sich, daß er, wie ihm gleich der Herr selbst nachwies, nicht in einer göttlichen, sondern in einer rein menschlichen Stimmung und Erregung sich befand. Hören wir die Entgegnung Jesu.

V. 23: „Aber Er wandte sich um und sprach zu Petro (nach Markus „Er bedräuete Petrum und sprach“): ‚Heb dich, Satan, von mir. Du bist mir ärgerlich. Denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.‘“

Jesus wandte sich um, d. h. von Petrus ab. Sie waren zuerst gegeneinander gekehrt, wie zwei miteinander reden. Jetzt wendet sich Jesus um, als wollte Er Petrum gar nicht ansehen. Dabei läßt Er die ernstesten Worte fallen: „Hebe dich weg von mir, Satan!“ Petrus hatte erregt mit Ihm gesprochen; und der Herr erwidert's ihm mit Gleichem, womöglich noch stärker, um ihn zur Besinnung zu bringen. Petrus war Ihm im Augenblick ein Satan, der Ihn versuchen, Ihm nach menschlichen Gefühlen, die ja auch der Herr hatte, etwas eingeben wollte. Darum setzt Er hinzu: „Du bist mir ärgerlich.“ Bedenken wir's! Jeder Mensch kann dem anderen zum Satan werden, wenn er etwa so redet, wie der persönliche Satan reden würde, um nach menschlichen Ansichten, Grundsätzen und Gefühlen Räte zu etwas zu geben, bei dem ein höherer göttlicher Maßstab anzulegen wäre. Jeder Verführer mit Wort oder Tat ist im Augenblick ein Satan, der

den anderen, auf dessen Menschliches bauend, in böse Netze ziehen will. Bengel\* sagt: „Christo hat nichts in der Tat selbst zum Ärgernis gefährlich sein können. Er hat aber Petrum augenblicklich ebenso abgewiesen, als ob Er den Sturm eines Ärgernisses abzuschlagen hätte. Das brachte Sein vollkommener Gehorsam gegen Seinen Vater mit sich.“ Es wäre Ihm schon eine Art Ungehorsam gewesen, die Rede Petri gleichmütig anzuhören oder sanft und freundlich gegen ihn sich zu verhalten, während Er auch den Schein vermeiden wollte, namentlich vor unsichtbaren Zuhörern, als ob die Rede Petri auch nur einen Augenblick Ihn ins Besinnen bringen könnte. Wer weiß, ob nicht der wirkliche Satan je und je und oft Ähnliches dem Herrn hatte einreden wollen, etwa: „Wie kannst du denn denken, daß dir, dem Sohne Gottes, das widerfahren sollte? Und wie magst du dir's gefallen lassen, da du doch der Sohn Gottes bist?“ So war dem Herrn Petri Rede ein Nachklang der Versuchung Satans.

Rücksichtsvoll aber bleibt doch der Herr, indem Er Seiner ersten Rede ein belehrendes Wort anhängt: „Denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Der Mensch ist gewohnt, nur das Menschliche und Natürliche anzusehen und diesem gegenüber auch höhere Rücksichten nicht gelten zu lassen; und gerade rein menschliche Gedanken können das gefährlichste für ihn werden, können ihn sogar ganz von Gott abziehen. Wer lauter und ganz dem Herrn dienen will, muß mitunter auch ein Narr sein können vor der Welt; und für den eigentlichen Dienst Gottes ist der verloren, der bei Menschen, die nur immer natürlich denken und fühlen, sich viel Rat holen will. Es gibt Fälle, namentlich für Diener des Herrn, da niemand raten kann, jeder Ratgeber abzuweisen ist, man auch den Eigensinnigen, der keinen Rat annehme, sich heißen lassen muß. Das Wort: „hütet euch vor den Menschen“ findet auch hier seine Anwendung. Nicht nur Feinde, sondern fast noch mehr Freunde, wenn sie Ratgeber, dazu noch aufdringliche, sein wollen, können höchst gefährlich, im vollsten Sinn ärgerlich werden.

\* [J. A. Bengel, *Richtige Harmonie der vier Evangelisten*, (Tübingen 1736) S. 232f.]

## § 136 Nachfolge Jesu

Kap. 16, 24-26

vgl. Mark. 8, 34-36, Luk. 9, 23-25

Nachdem der Herr den Petrus mit Seiner ersten Rede zurückgewiesen und damit wohl auch alle Jünger in die rechte Stimmung gebracht hatte, wollte Er noch Weiteres sagen, und zwar mit Zuziehung des Volks um Ihn her. Hatte letzteres auch die Leidensverkündigung nicht vernommen, so sollte ihm doch einige Ahnung davon gegeben werden. Mit Seiner weiteren Rede ist's, als ob Er zu den Jüngern sagte: „Ihr müßt jetzt nicht an das hinsehen, was mir begegnen wird. Denket vielmehr an euch; denn euch wird's auch nicht besser gehen.“ Der Herr verallgemeinert aber das und sagt's zu jedem, der Ihm nachfolge, wer er auch sei. Alle sehen ein Schweres vor sich. Er aber will's nicht besser haben als sie, ihnen nicht etwas auferlegen, das Er nicht selbst auch durchgemacht hatte, damit sie desto mutiger und freudiger sich hingeben lernten, wenn ihr Meister und Herr ihnen mit Seinem Beispiele vorangegangen war. Wir lesen:

V. 24: „Da sprach Jesus zu Seinen Jüngern (Markus: „Und Er rief zu sich das Volk samt Seinen Jüngern und sprach zu ihnen“; Lukas: „Da sprach Er zu ihnen allen“): Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich (Lukas setzt hinzu: „täglich“) und folge mir.“

Der Herr will, was Er sagt, nicht zu Seinen Jüngern allein gesagt haben, damit diese nicht meinten, es geschehe ihnen etwas Sonderliches, das andere nicht erfahren oder von anderen nicht gefordert werden würde. Das wäre zu niederschlagend für sie gewesen. Statt dessen müssen sie's ganz voll und ernst so nehmen, daß jeder, der ein Jünger Jesu sein wolle und als solcher dem Evangelium dienen, die Verpflichtung habe, alles um Seinet- und des Evangeliums willen auf sich zu nehmen. Jeder, wer es sei, hat sich zu besinnen, was er wage oder auf sich nehme, wenn er des Herrn Jesu sein wolle. Eine solche Rede allein schon lehrt den Menschen ganz von sich absehen, wie das werden sollte; denn nichts hat in der Welt größere Verwirrung hervorgebracht, als daß jeder auf das Seine sah, daß nur er gut

wegkomme und von Üblem befreit bliebe. Auf sich selbst aber kann der doch nicht mehr sehen, der sein Leben auf die Waagschale legt. Nicht zu übersehen ist, wie Jesus hier vor allem Volk des Kreuzes erwähnt, das sich jeder gefallen lassen müsse; denn damit kündigt Er sich bereits allen als den an, der dem Kreuzestod entgegengehe. Das tut Er, um auch das Ärgernis zu mildern, das Sein Tod beim Volk verursachen könnte. Er hat's ihnen angedeutet, was Ihm widerfahre, und zwar mit der Hinweisung darauf, daß sich auf ein Ähnliches alle Seine Jünger gefaßt halten müßten; und so mußten alle solch Reden wichtiger nehmen, als daß sie nur so oberflächlich an dem, was geschehen würde, sich ärgern dürften.

Mit denen redet der Herr, die willens sind, Ihm nachzufolgen, ihnen gibt Er keine Schmeichelreden. Nichts Lockendes verheißt Er ihnen. Vielmehr hält Er das Abschreckendste ihnen vor, das sie zu fürchten hätten, über das sie sich um der Süßigkeit des Evangeliums willen, das sie haben, hinwegzusetzen hätten. Wem's zuviel war, der sollte nur wegbleiben. Wer aber einem inneren Zug nicht widerstehen kann, der sollte sich nicht betrogen fühlen, wenn es ihm bis ans Leben ginge. Zunächst heißt der Herr sich selbst verleugnen, d. h. tun, wie wenn man sich selbst gar nicht kennete. Um das Wort verleugnen zu verstehen, dürfen wir an das denken, wie Petrus später (Matth. 26, 72) den Herrn verleugnete. Er sagte: „Ich kenne den Menschen nicht.“ So soll jeder Nachfolger Christi sich selbst nicht kennen. Er soll sich, wenn er gefragt wird, namentlich wo das Bekenntnis gefährlich ist, benehmen, als ob alles gar nicht seine Person, sondern gleichsam eine andere Person angehe. Mit sich selbst als einen ihm Fremden läßt er alles anfangen, ohne sich zu sträuben und ohne zu versuchen, mit List und Trug sich das Leben zu retten; und er bleibt daher gleichmütig und ruhig, wird auch nicht aufgeregt und verzagt, wie es bei dem ist, der nichts mehr fürchtet, als wenn man seine Person antastet.

Sonst soll freilich diese Selbstverleugnung auch noch weitergehen, daß nämlich ein Jünger Jesu sich ebenso auch nichts Gutes gönnt und erstrebt, wie er das Übel nicht meidet und fürchtet, weil er sich selbst nicht kennt. Die Rücksicht auf sich selbst zu Genüssen und Freuden, zu Ehre und Wohlsein, zu Geld und

Gut, zu Bequemlichkeit und Sicherheit soll nie bestimmend für ihn sein, wenn er sich nicht seiner Berufung unwürdig zeigen will.

Das härteste ist freilich das, daß man gar sein Kreuz zu tragen sich muß anschicken können, wie es Jesus hat auf Seinem Todesgang tragen müssen. Lukas setzt hinzu, täglich solle er es auf sich nehmen. Damit ist gesagt, daß man sich täglich mit dem Gedanken vertraut zu machen habe, man könne gekreuzigt werden oder das Äußerste zu erwarten haben. Es ist nicht so, daß ein Jünger, einmal glücklich der Gefahr entkommen, nun auf immer oder auf lange vor einer ähnlichen Gefahr sicher sein sollte. Immer vielmehr muß er denken, was heute nicht gekommen ist, könne morgen kommen; und solange er für das Evangelium tätig sei oder sich nur zu ihm bekenne, trage er schon das Kreuz auf dem Rücken, an das man ihn jeden Augenblick annageln könnte. Das hat Paulus redlich erfahren, der auf sich den Spruch anwenden konnte (Röm. 8, 36): „Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe“, die man also jeden Tag auf die Schlachtbank legen könnte. Zu den Korinthern sagt er (1. Kor. 15, 31): „Bei unserm Ruhm, den ich habe in Christo Jesu, unserm Herrn, ich sterbe täglich“; und wiederum (2. Kor. 4, 10-11): „Wir tragen um allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserm Leibe“ und: „Wir, die wir leben, werden immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen.“ So hatte man's in den ersten Zeiten, da man freilich auch des Trosts in Christo viel hatte. Mehrere Jahrhunderte dauerte es so fort; und je und je, wie zur Zeit der Reformation und nachher, wiederholte sich's, daß jeder eifrige Jünger Jesu alle Tage gewärtig sein mußte, den härtesten Tod zu erleiden. Jetzt ist das wohl besser; und das eigentliche Kreuz trägt keiner mehr, außer da und dort in der Heidenwelt. Indessen kann's zur letzten Zeit wieder anders werden. Wie ernst lauten eben auf die letzte Zeit die Worte Jesu, die eigentlich auch als auf die letzte, die nahe bevorstehend angenommen ist (V. 28), gemeint sind. Da schien Anfang und Ende beieinander zu sein; und dieses ließ wie jener Hartes erwarten. Doch davon später. – Der Herr fährt fort:

V. 25: „Denn wer sein Leben erhalten will (Markus: „behal-

ten“), der wird's verlieren. Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen (Markus: „und des Evangelii“), der wird's finden (Markus: „behalten“).“

Hiernach hat einer, der nachdenkt, gar keine andere Wahl, als sich zum Kreuze zu schicken. Denn wer sein Leben erhalten oder behalten will, also nicht daransetzen, verliert's desto gewisser, während umgekehrt der, der's verliert, es wiederfindet oder behält, wie es bei Markus heißt, weil er's ja vorher schon hatte. Das eigentliche Leben ist nicht das Leben dieser Zeit, obwohl er's, wenn er an Christum glaubt, bereits hienieden schon haben kann, nach dem Wort (Joh. 6, 47): „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.“ Wer also dem zeitlichen Tod entrinnen will, sorgt nicht für sein eigentliches Leben; denn wenn er auch Leben in Christo hatte, so geht ihm eben das verloren. Es macht sich das ganz von selbst so, wenn wir zunächst nicht ans Jüngste Gericht, sondern nur an das Jenseits nach dem Tode denken. Wer nämlich, sich kennend oder sich nicht verleugnend, beim Leben bleibt, zu dem wird drüben, wenn er später doch sonstwie stirbt, Jesus sagen: „Du hast dich gekannt, aber nicht mich; denn um dein Leben zu erhalten, hast du gesagt, du kennest mich nicht. Nun kenne ich dich auch nicht, kann dich also nicht annehmen zum Leben in meinem Bereich.“ Dies geschieht schon gleich nach dem Tode, wenn dieser doch erfolgt, ehe Christus gekommen ist. Da kann's bei ihm nicht heißen: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ (Joh. 11, 25) Ihm hat's am Glauben in diesem Leben gefehlt, also auch am ewigen Leben; denn nur der Gläubige lebt, ob er lebt oder stirbt. Wer untreu wird, fristet etwa noch kurze Zeit sein irdisches Leben. Wenn er aber stirbt, lebt er nicht. Er liegt im Tode und bleibt im Tode liegen. Da hat er ein jämmerliches Sein im Jenseits, das so ist, daß man sagen kann, er habe sein Leben verloren, wie die Rede des Herrn lautet. Die Menschen denken nicht daran, daß gleich nach dem Tode der Gewinn oder der Verlust des Lebens angeht. Man überlege aber, das Leben verloren zu haben nur auch bis zum Jüngsten Tag, was das ist und wie das auch schon eine Verdammnis ist. Wie wird's dann am Jüngsten Tage gehen? Wenn der Herr, wie wir später sehen werden, doch eigentlich in unserem Spruche an den Verlust des Lebens denkt, den man bei Seinem Kommen erleidet, was wird's sein, wenn nach dem Kommen Jesu kein Eingang ins ewige Leben

stattfinden kann? Wir sehen, der Herr sagt ein Ernstes; und der Kluge achtet darauf, daß er allen Ernstes es lernt, sich selbst zu verleugnen, daß ihm, was er hier einbüßt, drüben kein Verlust ist. Der Herr sagt weiter:

V. 26: „Was hülf's dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“ – (Lukas 9, 25: „Und was Nütz hätte der Mensch, ob er die ganze Welt gewänne und verlöre sich selbst oder beschädigte sich selbst?“)

Hat jemand einmal Schaden an seiner Seele genommen, d. h. sein Leben, wenn er stirbt, eingebüßt, daß e[r] dort beim Gestorbensein, beim Tode verbleibt, ohne durch Christum ins Leben, wie Jesus es dort auch ohne den Leib geben kann, eingeführt zu werden, wer soll ihm helfen, daß es anders wird, daß er los wird von den Banden und Qualen des Totseins in der Totenwelt? Mit dieser Frage ist angedeutet, wie drüben zunächst nichts wiedergutmacht oder nachgeholt werden kann, was hier versäumt ist. Wenn's heißt: „Was kann er geben, daß er seine Seele wieder löse?“, ist gesagt, daß er in sich selbst keine Mittel hat, sich zu helfen. Denn gesetzt, er hätte die ganze Welt hienieden gehabt, so ist ihm diese ganze Welt jetzt verlorengegangen. Wie mag's doch da bei Tausenden und Millionen aussehen, welche der Herr Jesus nicht kennt, weil sie Ihn nicht haben kennen wollen, obwohl sie Ihn gekannt haben? Er wäre der einige Helfer, und hilft der nicht, kann sonstjemand helfen? Wie hat der reiche Mann sich betrogen, der bei einem Bettler, dem Lazarus, in seiner Pein Hilfe suchte und meinte, der soll ihm nur ein Labsal bringen? Ihn zu bitten, daß er ihn doch zu sich nehmen möge aus seiner Qual heraus, hat er nicht gewagt; und was hätte es auch genützt? Die Qual nun beständigen Verlassenseins, unaufhörlicher Trostlosigkeit, die bis zur Aussichtslosigkeit im Jenseits gesteigert sein kann, noch vor dem eigentlichen Gerichte, wer mag sie ermessen? Welch ein Grauen kann uns anwandeln, wenn wir nur dran denken. Der Herr übrigens redet hier nicht gerade von Jüngern, sondern etwa mehr von solchen, die nicht einmal Jünger sein wollen, weil sie die Aufgabe fürchten. Es sind das gewöhnliche Leute, die in dieser Welt ihr Teil suchen, da leben

wollen und alles, auch ihr Gewissen, dransetzen, um recht viel zu gewinnen. Da gibt's Leute, die wirklich meinen, sie müßten alles haben, die nie genug haben, als streckten sie ihre Arme nach der ganzen Welt aus. Gesetzt, sie bringen's zu etwas und zu ungewöhnlich vielem, was ist's, was hilft's, wenn ihre Augen für dieses Leben sich schließen? In dieser Welt haben Vermögende in allem, wo's ihnen fehlte, nur in die Tasche gegriffen; und da konnten sie alles mit Geld machen. Nun recken sie etwa drüber auch ihre Hand aus und wollen nach etwas greifen, ihre Seele wieder zu lösen – aber siehe, es ist alles verschwunden. O die betrogenen Menschen, die ihre Schätze auf Erden haben wollen, da sie in einem Augenblick alle verloren sind, daß auch nicht ein Faden ihnen bleibt! Und bei dem allem ist das Leben eingebüßt!

## § 137 Der wiederkommende Menschensohn

Kap. 16, 27-28

vgl. Mark. 8, 38-39, 1 und Luk. 9, 26-27

Wir haben die Fortsetzung der angefangenen Rede Jesu vor dem Volke vor uns. Bei Matthäus heißt es:

V. 27: „Denn es wird je geschehen, daß des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit Seines Vaters mit Seinen Engeln; und alsdann wird Er einem jeglichen vergelten nach seinen Werken.“ (Die Vergleichung mit Markus und Lukas weiter unten.)

Der Heiland geht in Seiner Rede um ein wichtiges weiter als [das, was] Er bisher von Seiner Person gesagt hatte. Den Jüngern war bestimmt Sein Kreuzestod und Seine Auferstehung angekündigt. Das Volk, das erst nachher herangezogen wurde, konnte nur andeutungsweise von Seinem Kreuzestod etwas nehmen, während ihm die Auferstehung uneröffnet blieb. Jetzt aber redet der Herr auch von Seinem Wiederkommen vom Himmel, das unfehlbar sein werde. Die Jünger mußten dieses Wiederkommen an die Auferstehung Jesu knüpfen; und das Volk konnte es nur mit Seinem Kreuzestod bei sich verbinden, durch welchen Er zu Gott kommen werde, um nach bestimmter Zeit

wieder zu erscheinen. Es ist überhaupt die Rede von einem Wiederkommen vom Himmel das Erhabenste, welches der Herr Jesus, des Menschen Sohn, von sich zu erkennen gab. Das Volk konnte nur schweigend es anhören und sich verwundern und war kaum imstande, viel daraus zu entnehmen, obwohl der Ernst, mit dem Jesus sprach, tiefen Eindruck machen mußte; und wer wollte, konnte es ahnen, was Großes doch mit Jesu gekommen war, wenn durch Ihn zuletzt der ganze Himmel zu dem armen Menschengeschlechte sich herniederneigen werde.

Die Jünger aber mußten in der Rede Jesu erkennen, daß es doch trotz der Auferstehung Jesu zu einer bleibenden Entfernung Jesu von ihnen kommen werde. Denn klar ging aus Seiner Rede hervor, daß Er würde in den Himmel versetzt werden; und da hätten sie Ihn doch nicht mehr persönlich auf Erden. Darum hat es wieder den Schein, als ob's mit Jesu werde wie mit allen Menschen, welche sterbend scheiden, daß es auch bei Ihm ein Hingehen aus dieser Zeit in die Ewigkeit sein werde. Wie es bei Elias war, der ohne Tod gen Himmel fuhr, so werde es bei Jesu gehen nach Seiner Auferstehung, daß von einem Bleiben auf Erden bei Ihm nicht mehr die Rede sein könne. So wurde es denn auch, wie wir wissen. Nur bekamen sie von dem zum Himmel aufsteigenden Heilande die Verheißung, daß Er, obwohl abwesend und nicht mehr sichtbar, doch sie nicht Waisen sein lassen, vielmehr zu ihnen kommen und bei ihnen sein werde alle Tage bis an der Welt Ende. Eine große Glaubensprobe war's doch für sie. Indessen konnten sie bei dem, was sie erfuhren, doch leichter bestehen als nun wir, die wir jetzt Jesum geradezu kaum viel anders mehr haben, denn als einen vor 1800 Jahren hingeshiedenen Menschen, von dessen Leben mit uns gar wenig verspürt wird. Nur äußerst wenige Seelen können mehr von Ihm erfahren. Wir dürfen uns daher wohl sehnen, daß das Nahekommen Jesu zu uns, Sein Sein bei uns wieder fühlbarer werden möchte durch Erweisungen höherer Kräfte, wie es in der ersten Zeit erkannt wurde. Endlich wird doch der Herr Seine Auserwählten erhören, welche Tag und Nacht zu Ihm rufen, daß Er, wenn auch [nur] zur Vollendung auf Sein wirkliches Kommen hin, doch sich selbst wieder wie im Anfang denen geben werde, die mit so viel Verlangen in ihrem und aller Elend nach Ihm seufzen.

Wir nehmen nun zu dem oben schon aus Matthäus Angeführten auch das von Markus und Lukas hinzu. Wir lesen:

Mark. 8, 38: „Wer sich aber mein und meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlechte, der wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn Er kommen wird in der Herrlichkeit Seines Vaters mit den heiligen Engeln.“ (Ähnlich Luk. 9, 26)

Wir sehen, daß der Herr jetzt weniger das Tröstliche Seines Kommens hervorheben will als den Ernst, den es für die Sicheren und Untreuen haben werde. Er knüpft mit Seinem „Denn“ nach Matthäus (siehe oben) an das an, wie Er gesagt hatte, daß man sein Leben verlieren oder finden könne; und eben bei Seinem Kommen wird das geschehen, „da Er einem jeglichen vergelten wird nach seinen Werken“, wie es bei Matthäus heißt, nämlich, wie aus Markus und Lukas sich ergibt, je nachdem man sich Sein und Seiner Worte geschämt haben werde oder nicht. Soweit war's ja zu den Lebzeiten Jesu gekommen, daß viele sich Sein und Seiner Worte schämten und darum vor der Welt es nicht sehen lassen wollten, daß sie sich zu Ihm bekennten und auf Seine Worte etwas hielten. Seine Worte waren so ganz ungewöhnlich, daß auch die, welche einen Eindruck davon bekamen, nicht den Mut hatten, sie vor anderen, die noch keine geöffneten Sinne dafür hatten, zu wiederholen. Den anderen war's ein Ärgernis oder eine Torheit. Man denke sich, das Volk, das jetzt Jesum hörte, hätte nachher von Ihm ausgesagt, Er hätte sich geäußert, Er werde sterben müssen, aber nachher vom Himmel wiederkommen; wie viele konnte es da geben, die den Kopf schüttelten und sagten: „Was doch der für Sachen denkt; jetzt wird Er vollends ganz ein Narr.“ Was blieb da einfältigen Leuten anders übrig, als zu schweigen und über alles, das sie gehört hatten, ganz stille zu sein. Vorerst war das nicht unrecht; aber später mußten die Prediger gerade mit solchem sich vor die Welt hinstellen. Wer dann sich schämte, den Mund aufzutun, obwohl's sein Beruf war, der sollte es sein, des sich auch der Heiland schämen werde. In der Folge aber hieß ja solches glauben: ein Christ sein. Wenn nun einer nicht für das angesehen sein wollte, daß er einen solchen Glauben habe, so hielt er sich lieber ferne von den Christen, weil er vor der Welt sich schämte, ein Christ

zu heißen, damit sie ihn nicht seines „unvernünftigen Glaubens“ wegen auslachte. Solcher wird sich der Herr schämen, wenn Er kommt.

Wie sehr im Anfang ein Apostel sich zusammenzunehmen hatte, wenn er mit seiner vor der Welt törichtem Predigt vortrat, ist schon an dem zu erkennen, wie Paulus, als er geschrieben hatte, er werde auch zu Rom das Evangelium predigen, hinzusetzte (Röm. 1, 16): „Denn ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht“; womit er zu erkennen gibt, daß man, natürlich genommen, Ursache hatte, sich zu schämen. Denn da mußte man etwas sagen von einem Menschgewordenen, den Gott in die Welt gesandt habe, von einem Gekreuzigten, von einem Auferstandenen, von einem zum Himmel Erhobenen und wiederum vom Himmel her Kommenden, ferner von einer Buße und Vergebung der Sünden durch den Glauben an den, der die Welt versöhnt habe, und so von noch viel anderem mehr, [wo]von man in der Welt überall nichts hört. Wie konnte doch da überall die Welt lachen, spotten, lästern, ohne daß die Prediger zu der Verteidigung ihrer Predigt viel Besonderes zu sagen wußten, wenn sie es hervorhoben, daß in keinem anderen Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben sei, darin sie sollen selig werden, als der Name Jesu Christi, des Gekreuzigten und Auferstandenen! Leicht konnte sich jeder mindestens schämen, dergleichen nur nachzusagen. Aber wer es vermochte, frei zu bleiben von solcher Scham, der hatte so viel göttliche Art und Haltung bekommen, daß der kommende Heiland ihm nur aufs freundlichste begegnen kann. Was es den Aposteln erleichterte, war die dem Evangelium verborgen in[ne]wohnende Kraft Gottes, die doch allerwärts viele bezwang, auch dem Wunderbarsten sich mit Leib und Seele hinzugeben, was Paulus mit den Worten sagen will (Röm. 1, 16): „Denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.“ Aber bis auf den heutigen Tag darf man nicht überall, ohne sich schämen zu müssen, seinen vollen Glauben aussprechen. Es gibt viele Punkte der Offenbarung, welche, wenn man sie nur berührt, viele bis zur Entrüstung aufregen. Von der Kanzel herab läßt man die Prediger noch alles sagen; denn da, denkt man, dienen die Prediger ihrem Handwerk, daß ich so sage. Aber unter der Kanzel muß man oft

stillbleiben. Deswegen sind die rechten Bekenner nicht die, welche von den Kanzeln herab stürmen, sondern die, welche im Verkehr, wenn sich's gibt, frei und rückhaltlos für das Evangelium einzustehen wissen. Aber „ein ehebrecherisches und sündiges Geschlecht“ nennt der Herr ein solches, das dem Prediger des Evangeliums den Mund zuhalten will. Sollte es doch als dem Herrn verlobt gelten; aber den Verlobungsbund mit dem Herrn hat es aufgegeben, um sich in andere Verbündnisse wider Ihn zu verschlingen. Aber was wird's werden beim Kommen des Herrn, wenn sich nicht vorher noch alles bei uns ändert?

Der Herr redet nun so, als hätten Seine jetzigen Zuhörer Ursache, durch die Erwartung Seiner Wiederkunft sich antreiben zu lassen, eines Besseren sich zu besinnen. Den jetzt lebend vor ihnen Stehenden können sie noch verschmähen, dem Wiederkommenden können sie nicht mehr sich entgegenstellen. Denn da wird's anders bei Ihm aussehen. Er wird in der Herrlichkeit Seines Vaters und mit Seinen Engeln wiederkommen. Damit ist klar angedeutet, wie Seine ganze Erscheinung auf Erden die Sache Seines Vaters im Himmel vertrat, des so geringgeschätzten Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat. Des Vaters Ehre zu retten war Jesu Bestimmung. Ihn hatte Er wieder zur Anerkennung und Geltung unter den Menschen bringen müssen; und ist das große Versöhn- und Verklärungsgeschäft, das sich auch auf die jenseitige Welt ausdehnt, für den Vater vollendet, dann ist's die Zeit des Wiederkommens Jesu. Wir sehen, daß der Heiland sich jetzt nicht näher ausspricht. Was konnte Er nicht alles sagen, das geschehen müsse durch Ihn, dieweil Er zur Rechten Seines Vaters auf dem Thron sitze? Wie alle Seine Feinde zu überwinden, wie alle Widerstände durch die ganze Schöpfung aufzuheben seien, wie auch alle im stillen seufzende Kreatur (Röm. 8, 19ff.) erlöst, sodann auf Erden alles ganz neu werden müßte, bis Er kommt: von dem allem redet Er nicht. Wir aber dürfen es wohl je und je bei uns erwägen, um den vollen Begriff von dem Wiederkommen Jesu zu bekommen.

Zunächst will der Heiland denen, die Ihn hörten, den Eindruck geben, was sie zu erwarten hätten, wenn Er mit der Herrlichkeit Seines Vaters, Ihm um der geretteten Ehre Seines Vaters willen gegeben, kommen werde. Vergelten, sagt Er, werde Er

jedem nach seinen Werken, während sonst es auch auf die Offenbarung und Vollendung des Reiches Gottes abgesehen ist. Von dem eigentlichen Gerichte redet Er übrigens noch nicht. Aber, o Sünder, erschrick! Was willst du machen, wenn Er dasein wird in der vollen Herrlichkeit, die bisher an Ihm so verhüllt gewesen war? Wie kannst du beben vor einem Verwerfungsurteil, das in die aussichtslosesten Zustände dich versetzt? Der Herr gedenkt aber auch der Zwischenzeit nicht zwischen Seinem Gehen und Wiederkommen, nimmt vielmehr beides als nicht weit auseinander stehend; und die Vergeltung, wenn Er kommt, erhält einen besonderen Ernst, wenn sie die Lebenden trifft. Von den bis dahin in Tod und Todesnacht Gerichteten schweigt Er; und schon sind 1800 Jahre verflossen! Wie viele werden bereits in die schwersten Zustände versetzt sein; und was wird's dann weiter werden? Ach, Herr, erbarme dich unser, schone unser! – Wie nahe aber dennoch der Herr Sein Kommen nimmt, zeigt Sein letztes Wort:

V. 28: „Wahrlich, ich sage euch: Es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in Seinem Reiche!“

Das sind nun Worte, welche den Lesern und Auslegern der Schrift viel zu schaffen machen. Auch wir haben in den *Blättern* über sie schon einmal gesprochen\*, wollen sie aber jetzt abermals besprechen. Jesus nimmt, wie wir sehen, Sein Kommen in Seinem Reiche so nahe, daß Er sagt, nicht alle würden bis dahin gestorben sein. „Etliche stehen hier“, sagt Er, „die den Tod nicht schmecken werden usw.“ Da erhebt sich denn die Schwierigkeit, was denken, da denn doch das Kommen bis heute noch nicht erfolgt ist. Wie hat man's mit den Worten Jesu zu nehmen? Vor allem muß ich bitten, den Gedanken von sich fernzuhalten, als habe Jesus sich getäuscht, wie man je und je von den Aposteln, aber auch mit Unrecht, sagt, daß sie sich bezüglich der Nähe des Herrn getäuscht hätten. Am richtigsten nun nimmt man's so, als sage der Herr: „Es stehen etliche hier, die (wenn alles auf Erden richtig geht, wie es gehen soll) nicht werden den Tod schmecken, bis ich komme.“ Der Heiland will und kann den

\* [Siehe BBB 1874, 51, 407.]

Eindruck geben, daß von Seiner Seite nichts im Rückstand bleibe, wenn Er auch sterbe. Das aber, was noch übrigbleibt, hat Er in Gemeinschaft mit denen auf Erden zu tun, namentlich die Völkerbekehrung und das Zertreten des Satans (Röm. 16, 20); und geht eben das seinen richtigen Gang, so kann alles in der Zeit des jetzt noch lebenden Geschlechts fertiggebracht werden bis zu Seinem Wiederkommen. Die Erlösung sämtlicher Kreatur kann ohne Verzug in einer Kürze erfolgt sein. So bedeutungsvoll waren auch Seine letzten Worte (Joh. 19, 30) am Kreuze: „Es ist vollbracht!“ Die eigentliche Zeit und Stunde war dem Herrn selbst verborgen (Mark. 13, 32); nur der Vater im Himmel wußte sie. Aber die Versicherung hat doch schon vom Vater der Sohn: „Du bist fertig!“ So hatte denn Jesus das Recht, Seinerseits ein wenig vor auszudenken, auch, wenn wir sagen wollen, zu rechnen, wieviel Zeit das erfordere, was nach Seinem Scheiden von der Erde unter Seiner Mitwirkung vom Himmel her durch die Seinen auf Erden zu vollbringen war. Nach Seiner Rechnung war's so, wie Er jetzt es aussprach, daß noch etliche leben würden; und wenn Er anfängt: „Wahrlich, ich sage euch“, so ist damit die Sicherheit Seiner Rechnung ausgedrückt. Es kann da noch eine große Beschämung auf uns fallen, daß es auch nach Seiner Hingabe bis in den Tod mit der Schwachheit und Verkehrtheit der Menschenwelt noch so stand, daß nicht einmal die Seinen [es] Ihm einhielten und nun Er selbst wiederum sich muß um den Verzug ansehen lassen. Denn ließen's die auf Erden fehlen – wir müssen da noch an uns verborgene Aufgaben denken, welche einzelne etwa bekommen hatten –, so gab's einen Verzug. Der Heiland mag wohl auch die Möglichkeit eines Verzugs sich gedacht haben, wollte aber nicht als der dastehen, der Seine Aufgabe nur halb vollbracht hätte, also selbst an dem Verzug schuld sei. Er wollte es auch nicht aussprechen, wieviel an vielen auf Erden hänge, um keinen Zwang aufzuerlegen. Andererseits aber sollen doch auch wir es wissen, wie schnell alles sich verlaufen könnte. In der Rede Jesu liegt der Wink, wie ein einiges Geschlecht hinreicht, um alles in Vollzug zu bringen. Der Anfang und das Ende kann von einem und demselben Geschlechte erlebt werden. Deswegen bleibt es so wichtig, allezeit zu wachen auf das Kommen des Herrn; und alle, welche

rechnen und auf Jahrhunderte rechnen, übersehen schon den Wink, der in unserer Stelle liegt. Fängt's einmal an und fängt's wieder so an, was schnell kommen kann, wie es gleich nach dem Hingang Jesu angefangen hat, so ist in schnellst sich verlaufender Zeit das Größte denkbar. Wie wichtig für alle Zeiten Jesu Wort (Mark. 13, 37): „Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachtet!“



## IV.

### Jesu Erklärung, Lehrstücke, Abendmahl

## 17. Kapitel Matthäi

### § 138 Die Verklärung Jesu

Kap. 17, 1-13

vgl. Mark. 9, 2-13 und Luk. 9, 28-36

**W**ir kommen heute an eine Geschichte, die keine ähnliche in der ganzen Menschengeschichte hat, wie überhaupt Jesus mit Seiner ganzen Person und allem, was zu ihr gehört, einzig dasteht, sosehr sich's auch ans Menschliche anlehnt. Indessen ist Er auch wieder mit allem ein Urbild für uns; denn was mit Ihm wird, soll nach Verhältnis auch mit uns werden. Es ist die Verklärung Jesu auf dem Berge, die wir zu betrachten haben und die einmal auch mit den Seinen auf Erden vorgehen wird, [um] sie zu sich zu ziehen. Wir lesen zuerst:

V. 1: „Und nach sechs Tagen (bei Lukas: „nach diesen Reden bei acht Tagen“) nahm Jesus zu sich Petrum und Jakobum und Johannem, Seinen Bruder, und führte sie beiseits (Markus: „besonders allein“) auf einen hohen Berg“ (Lukas: „zu beten“).

Nachdem der Herr die großen Ankündigungen von sich (Kreuzestod, Auferstehung, Wiederkunft vom Himmel) Seinen Jüngern gegeben hatte, eilte Er nicht gerade Seiner Bestimmung zu nach Jerusalem. Er verzog sich noch in Obergaliläa sechs Tage lang oder nach Lukas bei acht Tagen. Eine Eile wäre jetzt den Jüngern unheimlich gewesen; und das langsame und verzügliche Vorwärtsgen milderte den zuerst erhaltenen Eindruck von Seinem Kreuzestode. Freilich wollte Er auch erst mit dem Beginn der Osterwoche in Jerusalem einziehen. Auf den Wanderungen kamen sie denn auch an einem hohen Berge vorbei, auf welchen der Herr, nur von dreien Seiner Jünger

begleitet, hinaufging. Die anderen Jünger blieben unten am Berge (Mark. 9, 14). Petrus, Jakobus und Johannes waren die bevorzugten. Es konnte den anderen nicht auffallen, daß Er je und je nur wenige Seiner Jünger bei sich haben wollte, weil es mit Zwölfen nicht überallhin sich paßte. So eignete sich das, was jetzt kommen sollte, nicht dazu, von Zwölfen zumal wahrgenommen zu werden. Auch in das mußten die anderen sich schicken, daß der Herr immer die gleichen zu einem Besonderen nahm; denn ein jedesmaliges Auswählen wäre empfindlicher gewesen.

Der Berg, den sie erstiegen, wird als ein hoher Berg bezeichnet. Vielleicht war's eine von den hohen Anhöhen, deren viele an der Ostseite des Sees Genezareth sind. Petrus, der in seinem zweiten Briefe (1, 18) der Verklärung Jesu gedenkt, nennt den Berg den heiligen Berg, jedoch nur um deswillen, was eben jetzt auf demselben geschah. So war auch die Stätte, auf welcher der brennende Busch mit dem Engel (2. Mose 3, 2) vor Mose stand, heilig, eben um der daselbst geschehenen göttlichen Erscheinung willen. Erst im vierten Jahrhundert hat man auf den Berg Thabor hingewiesen, einen einzeln stehenden Berg in der Mitte Galiläas. Auf diesem aber befand sich schon seit 200 Jahren eine Festungsstadt, so daß der Herr hier nicht so besonders allein gewesen wäre. Wenn andere daran denken, daß es ein Berg im äußersten Norden, unweit der Quellen des Jordans, oder gar der Hermon gewesen sei, so steht dem das entgegen, daß der Herr beim Herabkommen vom Berge gleich unter bekanntem Volk und Schriftgelehrten war, was im Norden nicht gewesen wäre. Oben aufgestellte Vermutung möchte daher eine richtige sein. – Es heißt weiter:

V. 2: „Und ward verkläret, und Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne (Lukas: „Und da Er betete, ward die Gestalt Seines Angesichts anders“), und Seine Kleider wurden weiß als ein Licht.“ (Markus: „Und Seine Kleider wurden helle und sehr weiß wie der Schnee, daß sie kein Färber auf Erden kann so weiß machen.“)

Während der Herr nach Lukas betete, wurde Er vor den Jüngern verklärt, also daß die Gestalt Seines Angesichts anders wurde. Sein ganzes Äußeres bekam eine wunderbare Verände-

rung, die schon dem Ansehen nach Ihn über das Irdische und Menschliche erhob. Er war nicht mehr, müssen wir uns denken, in gleicher Weise Fleisch und Blut wie ein Mensch. Wir können das aus dem entnehmen, daß Paulus, als er von der Verwandlung der Lebenden bei der Wiederkunft Jesu redete, diese Verwandlung in Verbindung mit dem Worte bringt: „Denn Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben; auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche.“ (1. Kor. 15, 50). Nähere Gedanken und Vorstellungen können wir uns freilich über etwas nicht machen, das im menschlichen Leben nicht vorkommt, besonders wenn es etwas aus dem ewigen Leben ist. Es ging die Verklärung über alles natürlich Denkbare hinaus. Mit dem Wort „verklärt, verherrlicht“, welches die Evangelisten gebrauchen, ist alles gesagt; und der Glaube kann aus diesem Worte alles Große, Höhere, Göttliche wenigstens ahnungsweise im Geiste sich denken. Hinzugefügt wird noch im Text, daß „die Gestalt Jesu leuchtete wie die Sonne“, also Licht auswarf nach allen Seiten; und die Jünger konnten sie mit ihren natürlichen Augen wohl kaum recht ansehen. Seine Kleider endlich wurden weiß als ein Licht oder, nach Markus, wie der Schnee. Jede Farbe stellt etwas Unreines vor, selbst das Weiß, wenn es ein Färber macht, weswegen jenes Weiß auch kein Färber nachmachen kann, wie Markus sagt. Bei einer vollen Verklärung kann keine Farbe mehr dasein, sondern nur ein farbloses Weiß, weiß genannt, weil man kein anderes Wort dafür hat. Weiter heißt es:

V. 3: „Und siehe, da erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit Ihm“ (nach Markus: „hatten eine Rede mit Jesu“; nach Lukas: „Die erschienen in Klarheit und redeten von dem Ausgang, welchen Er sollte erfüllen zu Jerusalem.“ Lukas nennt sie auch „zween Männer.“).

Neben der Veränderung, die mit der Person Jesu vorgegangen, war es, als ob alle in eine überirdische Sphäre versetzt gewesen wären; daher die Möglichkeit für die Jünger, zwei Gestalten aus derselbigen ganz von selbst zu erkennen, als wären sie ihnen bekannte Personen. Mose und Elias waren es, welche erschienen. Daß gerade diese zwei Männer kamen, ist leicht zu verstehen. Beide waren im besonderen Sinne die Vorbilder Chri-

sti. Mose hat einst Israel aus der Knechtschaft Ägyptens erlöst. So sollte jetzt Jesus das Volk erlösen, erretten von der Obrigkeit der Finsternis und zu vollkommener Freiheit von allen seinen Feinden führen. Elias ist ohne Tod verklärt gen Himmel gefahren und stellt so vorbildlich den zukünftigen Heiland vor, der auch lebendig, wenngleich als ein vom Tode Erweckter, gen Himmel fahren und alle Menschen gen Himmel führen sollte. So sollte beide Jesus jetzt vertreten. Mose, von dem in der Geschichte nicht erzählt ist, daß er ohne Tod aus der Zeit gegangen sei, kann hier doch nicht als die Erscheinung eines Geistes angenommen werden; vielmehr muß er als ein von den Toten Erweckter dasein. Daß mit seinem Leichnam etwas vorgegangen war, das auf die Auferstehung zielte, liegt in dem, was Judas in seinem Briefe sagt (V. 9), daß der Erzengel Michael mit dem Teufel gezankt und über den Leichnam [des] Mose geredet habe. Ob Judas da etwas von einem Propheten mündlich Überliefertes sagt oder etwas, das erst in der Zeit Jesu vorgekommen ist, kann man fragen. Mir kommt es vor, als sei erst unter Kämpfen, die Jesus im stillen mit Satan gehabt hatte, die Auferstehung Mosis geworden, weil ohne Jesum oder ohne einen Kampf, wie ihn Jesus allein führen konnte, kaum eine Auferstehung irgendeines Menschen wird möglich gewesen sein. Daß dabei die Engelkräfte wie die des Erzengels mit regsam waren, ist gar wohl begreiflich. Durch solcherlei Gedanken können wir uns die Vorstellung erleichtern, wie bei der Verklärung Jesu Mose als Auferstandener erscheinen und in gleicher Klarheit wie Elias dasein konnte.

Mose und Elias also erschienen in Klarheit und hatten mit Jesu eine Unterredung. Diese bezog sich auf den Ausgang, den es mit Jesu zu Jerusalem nehmen sollte. Hieran können wir nun mancherlei Bemerkungen knüpfen über die Bedeutung der Verklärung Jesu. Wir müssen es uns nämlich so vorstellen, daß Jesus mit Seiner Verklärung das Zeugnis erhielt, daß Er eigentlich für sich fertig sei, Seine Aufgabe als Mensch vollbracht habe, die Er in dem hatte, den Vater zu verklären auf Erden als den, der alles Fleisch zu sich zu nehmen gesonnen wäre, wenn es zu Ihm durch Jesum käme. Es war doch wenigstens einmal ein Mensch auf Erden gewesen, der in allem Gott wohlgefällig war; und

schon damit war viel gewonnen für das Wohlgefallen des Vaters an den Menschen. An Jesum als einen durchaus Gerechten hatte der Tod kein Recht; und dieses mußte tatsächlich gezeigt werden, was mit der Verklärung geschah, welche fortan alles Sterbliche und Verwesliche ausschloß. Ein anderer als [der,] der in ähnlicher Weise gerecht war, konnte nicht verklärt werden; oder wenn er's wurde, wie Elias, geschah es doch auch wieder aus Gnaden, und nicht so, daß es von unmittelbarer Bedeutung auch für andere Menschen war. Bei Jesu war's vollkommen; und an Seiner Gerechtigkeit konnten bereits auch Sünder sich aufrichten, wie Ihm bereits die Macht gegeben war, Sünden zu vergeben, Er sogar Seinen Jüngern Macht zur Sündenvergebung erteilen konnte, ehe Sein Tod erfolgt war. Der Tod nun konnte nicht gleichsam befehlsweise von Jesu gefordert werden, mußte vielmehr als ein Opfer von Seiner Seite erscheinen. Es stand also jetzt so, daß Jesus hätte wie Elias verklärt auffahren können zu Seinem Vater; und wenn Er's gewollt hätte, wäre es auch geschehen. Aber zu einer ausreichenden Erlösung aller Kreatur mußte von Jesu ein übriges geschehen, eben das Opfer Seiner selbst für alle gebracht werden. Er mußte in die Tiefen eines grausen Todes hinabsinken. Aller Welt mußte es, um ihre Bekehrung zu erleichtern, nahegelegt werden, welches Opfer es doch war, daß Jesus, der schon in der Verklärung stand, sich doch noch hingegeben hat, um Anklagen wegzubringen, die selbst der Barmherzigkeit Gottes schwer geworden wär[e] ohne weiteres zu beseitigen. Um jeden Anspruch auch an den ärgsten Sünder von seiten Satans niederzuschlagen, dazu mußte das Opfer Christi und Sein Blut dienen. Wo dieses vorgehalten wird zugunsten eines bußfertigen Sünders, der daran sich anklammert, muß jeder Widerspruch, jede Anklage verstummen, daß es also hinfort jedem möglich wird, bei dem gerechten und heiligen Gott Gnade zu erlangen. Das Opfer, das Jesus bringt, mußte jedem angerechnet werden können, als ob er's selbst für sich gebracht hätte. Wer's glaubt, sollte als mit Christo gestorben angesehen werden und als der, der für seine Sünde den Tod erlitten hätte.

Über dergleichen nun wurde gesprochen zwischen Mose und Elia einerseits und Jesu andererseits; und obwohl der Herr jetzt Sein Höchstes erreicht hatte, mußte Er doch noch einmal

tief herunter bis zur Erhöhung ans Kreuz. Alles aber wird so, daß es als ein Freiwilliges von Jesu erscheint, das Er auf sich nimmt. Nicht als ein Ihm Befohlenen könnte es die große Wirkung haben, die es hatte, daß Jesus sich hingab. Seine Freiwilligkeit ist das Überwältigende für jeden Feind und Widersacher und Ankläger des Menschen. Deswegen sagt auch der Herr (Joh. 10, 17-18): „Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse, auf daß ich's wieder nehme. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber usw.“ [In]sofern [als] es freilich mit dem Verlangen Seines Vaters übereinstimmt, nimmt es der Sohn auch als ein Gebot vom Vater, wie Er sagt (Joh. 10, 18): „Solch Gebot habe ich von meinem Vater empfangen.“ Des Vaters Wunsch ist Ihm ein Gebot. Deswegen wird auch Seine Hingabe genommen als ein Gehorsam bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuze. Aber eben weil dieser Tod dennoch ein freiwilliger war, konnte Ihn Gott über alles erhöhen und Ihm einen Namen geben, der über alle Namen ist. Alles daher, was im Himmel und auf Erden und unter der Erden ist (Phil. 2, 9-10), muß sich noch beugen in dem Namen dessen, der für alle zu ihrer Erlösung sich freiwillig hingegeben hat. Diese Freiwilligkeit Jesu trat offen zutage vor aller Kreatur mit dem, daß Er durch die Verklärung, der Er jetzt gewürdigt wurde, gleichsam als eingangsfähig zur Herrlichkeit des Vaters vorgestellt wurde. Die Freiwilligkeit Jesu zu dem großen Opfer, das Er bringt, bahnt auch aller Kreatur den Weg zu ihrer eigenen freiwilligen Ergebung unter Seine Majestät, daß sie gerne in Ihm anerkennt den Herrn Himmels und der Erde, zur Ehre Gottes, des Vaters. Solches voraussetzend, gibt Er sich aus freiem Willen hin in den Tod, um dann alle Macht zu bekommen, ohne Zwang alle an sich zu ziehen. Wie wunderbar dieser Ratschluß Gottes ist zur Erlösung aller Kreatur, werden wir erst völlig erkennen, wenn die Herrlichkeit der Kinder Gottes durch die Erscheinung Jesu vom Himmel wird offenbar werden.

## § 139 Die Verklärung Jesu

(Schluß)

Kap. 17, 1-13

vgl. Mark. 9, 2-13 und Luk. 9, 28-36

Wir fahren fort, die Geschichte der Verklärung Jesu zu betrachten. Wir lesen weiter:

V. 4: „Petrus aber antwortete und sprach zu Jesu: Herr, hier ist gut sein! Willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, Mose eine und Elias eine.“ (Markus setzt hinzu: „Er wußte aber nicht, was er redete; denn sie waren bestürzt.“)

Lukas umständlicher: „Petrus aber, und die mit ihm waren, waren voll Schlafs. Da sie aber aufwachten, sahen sie Seine Klarheit und die zween Männer bei Ihm stehen.“ – „Und es begab sich, da die von Ihm wichen, sprach Petrus zu Jesu: Meister, hier ist gut sein usw. Und wußte nicht, was er redete.“

Wir haben nun unsere Blicke auch zu den Jüngern zu richten, welche Jesu Begleiter waren. Petrus ist's allein, der in der Szene redete. Vorerst wird nach Lukas von ihm und den anderen gesagt, daß sie voll Schlafs waren. Sie waren in eine himmlische Sphäre versetzt, ohne selbst verklärt oder entrückt zu sein; und so wurde ihr Irdisches überwältigt, daß sie wie betäubt (bestürzt) und voll Schlafs wurden, ohne die Verhandlungen zwischen Mose, Elia und Jesu vollständig zu vernehmen. Erst als sie von der Betäubung aufwachten, nachdem, kann man sagen, das Himmlische vor ihnen sie auch ein wenig durchleuchtet hatte, sahen sie die Klarheit Jesu und die zween Männer bei Jesu stehen. Da erst kam ihnen also die Verklärung Jesu und das Dasein der beiden Männer, wovon die Evangelisten vorher geredet hatten, zum eigentlichen Bewußtsein. Die ganze Szene war aber schon im Abnehmen; denn erst als die beiden Männer von Jesu wichen oder am Fortgehen waren, kommt Petrus mit seiner Frage, ob sie nicht drei Hütten machen sollten. Es ging ihm zugleich der Gedanke durch die Seele, die drei Jünger wollten sich als Diener für die anderen hergeben. Angeleuchtet und innerlich in etwas durchdrungen von der so herrlich entwickelten Klarheit, fühlte er ein eigentümliches Wohlsein, als ob er im

Himmel wäre. Daher seine Worte: „Herr, hier ist gut sein.“ Ach, wie wohl wird's uns einmal sein in den von Jesu uns zubereiteten Hütten, um derentwillen Er vorangegangen ist zu Seinem Vater (Joh. 14, 2-3). Petrus aber war wie nicht recht bei sich, erhob über das Gewöhnliche, und wußte darum nicht, was er redete. Es lief bei ihm nicht durch gewöhnliches Denken, daß er selbst nicht [das] erkannte, was eigentlich seine Rede sein sollte, die der Wahrheit nach wie kindisch war und keinen rechten Sinn hatte. Denn was sollte das sein, daß nun die drei: Moses, Elias und Jesus, hier ein Ruheplätzchen für sich haben sollten? Er redet wie einer, der sich schon in das Unvergängliche versetzt fühlt. Wenn Markus sagt: „Denn sie waren bestürzt“, so drückt das eben das aus, daß sie nicht recht wußten, wo sie daran waren. Alles war wie ein Traum vor ihnen. Wir lesen weiter:

V. 5: „Da er noch also redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. (Lukas setzt hinzu: „Und sie erschrakten, da sie die Wolke überzog.“) Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: ‚Dieser ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören.‘“

Während Petrus seine träumenden Gedanken aussprach, kam eine lichte Wolke, welche alle und vornehmlich jetzt die Jünger überschattete. Zunächst erschrakten sie, als sie die Wolke überzog. Es ist, als ob den Jüngern ein Besonderes hätte zukommen sollen, wie auch die nachfolgende Stimme aus der Wolke an sie gerichtet war. Die lichte Wolke konnte die Jünger an die Wolken- und Feuersäule erinnern, welche unter Mose die Kinder Israel in der Wüste überschattete (2. Mose 13, 21; 40, 34), sonst über der Stiftshütte, hochflatternd und über das ganze Lager sich ausbreitend, stand. In dieser Wolke war der Engel des Herrn. So kommt denn auch jetzt aus der Wolke eine Stimme, die das nämliche besagte, was Johannes, als er Jesum getauft hatte, hören durfte: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe (Matth. 3, 17).“ War's bei Johannes ein Zeugnis für Jesum, daß Er bis dahin ganz in Gottes Wohlgefallen sich gehalten habe, so war's jetzt ein Zeugnis dafür, daß Jesus auch Seine Aufgabe, die Er für Seine öffentliche Wirksamkeit hatte, nach Gottes Wohlgefallen vollbracht habe, zugleich mit Rücksicht darauf, daß Er das Opferlamm zu sein sich erboten hatte. Es war ein Großes für die Jün-

ger, vom Himmel her eine Stimme für Jesum, dem sie so unzertrennlich anhängen, zu vernehmen. Ein unmittelbar vom Himmel kommendes Zeugnis hatten sie nun für Jesum, ein Zeugnis, wie es später alle Gläubigen durch den Heiligen Geist vom Himmel her bekommen sollten. Diesmal setzte die Stimme die Worte hinzu: „den sollt ihr hören“, Worte, die an die Verheißung durch Moses erinnern (5. Mose 18, 15): „Einen Propheten wie mich wird der Herr, dein Gott, dir erwecken aus dir und deinen Brüdern; dem sollt ihr gehorchen.“ Mochte es mit Jesu zunächst gehen, wie es wollte, so war's den Jüngern gewiß, daß sie das Rechte hatten, wenn sie Jesu in allem Folge leisteten als dem, der hatte kommen sollen. Sie konnten getrost bleiben, auch wenn alle Welt wider Jesum sich stellte. Jesum hören ist auch unsere einzige Aufgabe. Wer Ihn nicht mehr hört oder überhört oder nur mit Vorbehalt anhört oder gar kritisch sich zu Ihm stellt, der verliert alles und hat nichts, womit er seine Seele rettete. Denn nicht umsonst haben solche Dinge geschehen müssen, wenn das Heil und die Rettung der gesunkenen Menschheit gesichert werden sollte. – Es heißt weiter:

V. 6: „Da das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und erschraaken sehr.“ – V. 7: „Jesus aber trat zu ihnen, rührte sie an und sprach: Stehet auf und fürchtet euch nicht.“

Diese Worte hat Matthäus allein. Die Stimme aus der Wolke muß laut, bestimmt und klar gewesen sein. Man denke sich, vom Himmel her eine solche Stimme zu vernehmen, welchen Eindruck schon das Außerordentliche, namentlich in stiller Einsamkeit, machen mußte! Die Jünger fielen erschrocken und ehrfurchtsvoll auf den Boden. Wie!, wenn noch einmal in der letzten Zeit es vorkäme, daß Stimmen vom Himmel sich vernehmen ließen, auf Jesum, den so sehr geschmähten Jesum, hinweisend, welcher Entsetzen käme da an uns, sowohl an die, die glauben, als an die, die nicht glauben! Freilich jetzt lächelt man vielleicht über einen solchen Gedanken. Der Herr aber wird alles versuchen, die Menschenseelen zu erschüttern, um es möglich zu machen, daß Tausende noch in sich gehen, ehe der eigentliche Schreckenstag kommt. Wenn's da etwa wieder hieße: „Den sollt ihr hören“, denke ich doch, werden viele laufen, die jetzt alles lieber hören als Jesum. Man kann nicht anders denn

dergleichen erwarten, da Menschenstimmen in unserer Zeit so wenig auszurichten vermögen, so schnell die Leute auch durch ungeschickte Reden sich hinreißen lassen. – Den erschrockenen Jüngern nähert sich der Herr, der bereits wieder allein war. Die Jünger mögen ganz starr vor Schrecken geworden sein; und der Herr rührte sie an, weil sie Toten ähnlich waren. So wird es der Herr auch, wenn oben Angeführtes eintreten sollte, zu machen wissen, daß der Schrecken nicht gar zu sehr überhandnimmt. Denn auf Heil hat Er's ja abgesehen. – Matthäus fährt fort:

V. 8: „Da sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand denn Jesum alleine.“ (So auch Markus).

Jetzt befanden sich die Jünger wieder in der irdischen Wirklichkeit, und es mag ihnen eigen zumute gewesen sein, aus dem schönen, traumartigen Zustande wieder so ganz herausgehoben worden zu sein, um in das Mühlige und Beschwerliche, wie es dieses Leben mit sich führt, aufs neue einzugehen. Sehen wir aber Jesum an, wieviel hat der verleugnet, da Seine Verklärung wieder völlig aufgehoben war. Wie diese Verklärung wunderbar gewesen war, weil eigentlich die schließliche Verwandlung damit verbunden war, so fast auch Seine Wiederkehr in das Bisherige. Eine Aufhebung des Himmlischen und Wiederherstellung des Leiblichen, wie es der Mensch hat, war für Ihn einer wiederholten Menschwerdung ähnlich. Und wozu das? Nur allein dazu, daß Er als Mensch leiden konnte, einen Tod sterben konnte, wie ihn Menschen sterben, und zwar in schrecklich gewaltsamer Weise! „Denn es ziemete dem“, heißt es (Hebr. 2, 10) „um deswillen alle Dinge sind, daß Er den Hergang unserer Seligkeit durch Leiden vollkommen (vollendet) machte.“ Daß aber doch dem Herrn von der Verklärung her ein verborgener Widerschein geblieben sei, der auch den Feinden nicht ganz unbemerklich blieb, ist wohl denkbar. Nur um so gräßlicher war die Tat der Feinde, die ihnen besonders nahetretende verborgene Herrlichkeit so gänzlich zu verschmähen, daß sie – vielleicht gerade weil sie etwas Besonderes ahnten, das nun einmal sie abstieß – um so feindseliger gegen Ihn wurden. Auch die Kriegerleute, die Ihm ein königliches Gewand anlegten, scheinen um deswillen, daß sie doch ein Gefühl von Seinem verborgenen höheren Adel bekamen, nur um so unbarmherziger Ihn gepörscht und Ihm gar ins Angesicht gespie-

en zu haben. So geht's allem Höheren, das man nicht anerkennen will. – Matthäus fährt fort:

V. 9: „Und da sie vom Berge herabgingen, gebot ihnen Jesus und sprach: Ihr sollt dies Gesicht niemand sagen, bis des Menschen Sohn von den Toten auferstanden ist.“ – (Markus setzt hinzu: „Und sie behielten das Wort bei sich und befragten sich untereinander: Was ist doch das Auferstehen von den Toten?“ – Bei Lukas: „Und sie verschwiegen es und verkündigten niemand nichts in denselbigen Tagen, was sie gesehen hatten.“)

Das Verbot des Herrn können wir wohl verstehen. Denn wer hätte ein Verständnis für das Gesicht gehabt, das auf dem Berge gesehen wurde? Ganz verschwiegen sollte es aber nicht bleiben; denn für die Gläubigen konnte es in der Folge viel ausstrahlen, Bericht von der Verklärung Christi zu haben. Unsere Zeit macht [sich] freilich wenig daraus und hat, wenn sie es nicht auf sich beruhen läßt, eher Neigung, alles für Phantasie oder Dichtung zu nehmen. Die Zeit wird aber schon kommen, da sich der Herr aufs neue irgendwie vor der Menschenwelt verklären wird, daß sie alle auch, wie die Jünger, sehr erschrocken auf ihr Angesicht fallen werden. Der Herr verweist auf Seine Auferstehung, nach welcher wie diese, so auch die vor Augen der Jünger geschehene Verklärung aller Welt verkündigt werden sollte. Petrus redet auch von ihr in seinem zweiten Briefe (1, 16-18). Für jetzt fiel abermals auf die Jünger ein Schrecken, weil Jesus von Seiner Auferstehung von den Toten sprach. Viel Redens hatten sie darüber, was doch das sein möchte; und wir sehen, wie sehr sie bei den Leidensverkündigungen immer Seine Rede von der Auferstehung überhörten, weil der Schrecken über Seinen Tod ihnen alle weiteren Gedanken nahm. Aber sie mußten's durchmachen; und froh wurden sie doch zuletzt, als sie den Herrn wiedersahen. – Der Herr hatte jetzt noch weitere Gespräche mit den Jüngern. Es heißt:

V. 10: „Und Seine Jünger fragten Ihn und sprachen: Was sagen denn die Schriftgelehrten, Elias müsse zuvor kommen?“ – V. 11: „Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Elias soll ja zuvor kommen und alles zurechtebringen.“ – V. 12: „Doch ich sage euch: Es ist Elias schon kommen; und sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben an ihm getan, was sie wollten. Also wird

auch des Menschen Sohn leiden müssen von ihnen.“ (Markus zweimal: „Wie denn geschrieben stehet.“) – V. 13: „Da verstanden die Jünger, daß Er von Johannes dem Täufer zu ihnen geredet hatte.“

Die Erscheinung des Elias auf dem Berge gab den Jüngern Veranlassung, nun eine Frage über Elias an den Herrn zu richten. Die Schriftgelehrten nämlich erwarteten auf Grund des Propheten Maleachi (3, 23f.) die Wiederkehr des Elias, was ihnen schon darum denkbar erschien, weil Elias nicht gestorben, sondern lebendig gen Himmel gefahren war (2. Kön. 2, 11). Indem die Schriftgelehrten hierüber Lehrvorträge hielten, stand ihnen Elias als ein Eiferer für den Herrn, den Gott Israels, vor der Seele; und wenn sie eine echtere Gesinnung gehabt hätten, hätten sie schon ernste Reden an das Volk halten können, wie Elias auch mit Eliasstrafen den Glauben an den Gott der Väter wieder aufrichten werde. Auch Jesus sagt von Elias, daß er zuvor kommen und alles wieder zurechtbringen sollte. Der Herr aber denkt nicht an den wirklichen Elias wie die Schriftgelehrten, sondern an einen Mann, der im Geist und in der Kraft des Elias vor dem Messias hergehen werde; und als solcher war ja Johannes schon seinem Vater Zacharias angekündigt worden (Luk. 1, 17). Somit war Elias, wie der Herr sagt, schon gekommen. Die Art aber, wie der Herr von Johannes redet, deutet an, daß Johannes vor der Zeit von seinem Berufe abgefordert wurde, weil sie ihn nicht erkannten und an ihm taten, was sie wollten. Alles zurechtzubringen, was zur Vorbereitung auf Christum gehörte, war ja dem Johannes kaum gelungen; und vielleicht war ursprünglich mit ihm Gottes Plan weitergegangen. Indessen ist er auch so als Vorläufer Jesu der Elias gewesen.

Der Herr läßt es dabei, ohne Weiteres, das zukünftig nötig werden könnte, zu berühren. Er will ja stets den Eindruck geben, daß alles, was zur Herstellung des Reiches Gottes auf Erden gehöre, schnell nacheinander noch in der Zeit des jetzigen Geschlechts geschehen könne (Matth. 16, 28). Es hat sich aber das geändert, nicht durch Schuld des Herrn, sondern durch eine Schuld, die sonst irgendwie auf seiten der Christen lag, ohne daß wir sie klar durchschauen können. Indem sich nun die Vollendung des Reiches Gottes so lange verzog, darf man wohl auf

Grund des Propheten Maleachi es annehmen, auch wenn Jesus, wie Er von Seinem Standpunkte aus nicht konnte, keine Andeutung gibt, daß abermals vor der Wiederkunft des Herrn vom Himmel ein Elias zu erwarten ist oder Eliasstimmen, die man schon in den beiden Zeugen der Offenbarung gefunden hat. Welche Aufgabe aber bliebe da solchen Eliasmännern, wenn durch sie alles, soweit durch Menschen es geschehen soll, auf die Zukunft Christi hin soll zurechtgebracht werden! In der Kraft des Herrn aber, der daneben selbst mächtig, wenn auch unsichtbar eintreten wird, ist alles möglich.

## § 140 Heilung des Mondsüchtigen

Kap. 17, 14-21

vgl. Mark. 9, 14-29; Luk. 9, 37-43

Wir kommen an die Heilung des Mondsüchtigen, das erste, was Jesus nach Seiner Herabkunft vom Berge tat. Bengel\* sagt dazu: „Keine edlere Begebenheit hat der Heiland auf Erden gehabt als Seine Verklärung, kein elenderes Spektakel als den Mondsüchtigen, den Tag hernach. So wechselt es gewissermaßen auch bei den Christen ab.“ – Die ersten Worte bei Matthäus lauten:

Matth. 17, 14: „Und da sie zu dem Volke kamen“, –

Luk. 9, 37: „Es begab sich aber den Tag hernach, da sie vom Berge kamen, kam ihnen entgegen viel Volks.“

Mark. 9, 14: „Und Er kam zu Seinen Jüngern und sah viel Volks um sie und Schriftgelehrte, die sich mit ihnen befragten.“ – V. 15: „Und alsbald, da alles Volk Ihn sah, entsetzten sie sich, liefen zu und grüßeten Ihn.“ – V. 16: „Und Er fragte die Schriftgelehrten: Was befraget ihr euch mit ihnen?“

Wenn Lukas sagt: „den Tag hernach, da sie von dem Berge kamen“, so gibt das den Eindruck, daß die Abwesenheit Jesu bis in den anderen Tag fortgedauert hat. Der Weg auf den Berg hin auf muß weit gewesen sein; und die Verklärung dauerte wohl

\* [J. A. Bengel, *Richtige Harmonie der vier Evangelisten*, 1736, S. 328.]

auch länger, als wir's uns vorstellen mögen, namentlich mit dem, was vorher und nachher der Herr mit den Jüngern verkehrte. War es dann Abend geworden, als sie den Rückweg antraten, so blieb wohl Jesus mit Seinen Jüngern am Bergabhang im Freien über Nacht, weil es allen Bedürfnis war, nicht so schnell wieder in das traurige Chaos der Menschen hineinzukommen und durch Ruhe den Einfluß der Verklärung, die jedenfalls stark auf die Jünger eingewirkt hatte, sich verlaufen zu lassen. Kaum waren sie unten am Berge, so ging gleich alles Volk Jesu entgegen; und Jesus sah, wie Schriftgelehrte sich mit den Jüngern, die unten geblieben waren, befragten. Die Leute, die so plötzlich Jesum sahen, entsetzten sich und liefen zu und grüßeten Ihn. Etwas Besonderes mögen sie diesmal doch an Jesu wahrgenommen haben, als sie Seiner ansichtig wurden. Der Herr aber wendet sich zu den Schriftgelehrten, da diese wohl auch Seine Jünger auf Schrauben zu setzen bemüht waren, namentlich weil sie den Kranken, der gleich vortrat, nicht zu heilen vermochten. Deswegen redet Er sie gleich an mit den Worten: „Was befraget ihr euch mit ihnen“, sich erbietend, über das Antwort zu geben, was sie wissen wollten. Es wurde Ihm aber nicht viel Zeit gelassen, mit den Schriftgelehrten sich abzugeben. Wir lesen:

Matth. 17, 14: – „trat zu Ihm ein Mensch und fiel Ihm zu Füßen“ – V. 15: „und sprach: Herr erbarme dich über meinen Sohn. Denn er ist mondsüchtig und hat ein schweres Leiden. Er fällt oft ins Feuer und oft ins Wasser.“ – V. 16: „Und ich habe ihn zu deinen Jüngern gebracht; und sie konnten ihm nicht helfen.“

Mark. 9, 17 heißt es: „Einer aber aus dem Volk antwortete und sprach: Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist.“ – V. 18: „Und wo er ihn erwischet, so reißet er ihn, und schäumt und knirschet mit den Zähnen und verdorret. Ich habe mit deinen Jüngern geredt, daß sie ihn austrieben, und sie können's nicht.“

Lukas 9, 38 sagt noch, wie der Mann rief: „Meister, ich bitte dich, besieh doch meinen Sohn; denn er ist mein einiger Sohn.“ – V. 39: „Siehe, der Geist ergreift ihn, so schreiet er alsbald, und reißet ihn, daß er schäumt; und mit Not weicht er von ihm, wenn er ihn gerissen hat usw.“



Wir sehen, daß der Mann die Absicht hatte, seinen Sohn Jesu zu bringen. Weil aber Jesus nicht da war, hatte er sich an Seine Jünger gewandt. Es muß doch sehr gewöhnlich gewesen sein, daß die Leute in Abwesenheit Jesu mit ihren Kranken sich an Seine Jünger wandten, sich vorstellend, daß diese durch ihre Gemeinschaft mit Jesu etwas von den Kräften, die Jesus hatte, überkommen hätten und in Seinem Namen heilen dürften. Wir haben hier ein Stück Einfalt, wie sie leicht das Volk hat, daß es auch auf andere ein Vertrauen setzt, die sie als Mitverbundene dessen kennen, den sie eigentlich meinen. Nur die Einfalt konnte die Leute so stellen; und man kann sagen, daß sie auf diese Weise richtiger mit ihrem Glauben standen, indem sie dann offenbar, was ihnen wurde, als von oben kommend annahmen. Sonst aber wissen wir, daß den Jüngern Macht gegeben war, namentlich auch Besessene zu heilen. Diesmal aber konnten die Jünger nicht Hilfe schaffen. Vielleicht war allmählich eine Art Verdrießlichkeit an sie gekommen, weil Jesus mit den dreien so lange ausblieb; und das war denn freilich ein großes Hindernis für ihren Glauben. Doch davon später.

Der Mensch nennt den Kranken seinen einzigen Sohn, weswegen er mit besonderem Interesse dessen Heilung begehrte. Der Kranke wird mondsüchtig genannt, wie das häufig vorkommt, daß der Einfluß des Mondes in seinen verschiedenen Phasen auf gewisse Kranke bemerklich wird. Nach der Schrift sind solche Mondsüchtigen immer auch Besessene. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß hier ein Kranker geschildert wird, den wir unter die Fallsüchtigen (Epileptischen) rechnen würden. Wenigstens paßt auf solche Kranke sehr vieles in der Schilderung der Anfälle, die beschrieben werden. Der Geist, der den Menschen überfiel, wird ein sprachloser Geist genannt, der also keine deutliche Sprache, wenn auch arges Schreien mit durchdringenden Tönen, vernehmen ließ, wie das auch bei den meisten unserer Fallsüchtigen ist. Der Kranke wurde auch, wie an dem Ausdruck zu erkennen: „Wo der Geist ihn erwischt“ oder „ergreift“, plötzlich überfallen, gerissen, am ganzen Leib gezerrt, schrie dann heftig, schäumete und wurde zuletzt wie tot, was im Texte mit „er verdorret“ ausgedrückt ist. Allmählich erholte der Kranke sich wieder oder, wie es im Tex-

te heißt, „wird der Geist wieder von ihm“. Das alles sind gewöhnliche Erscheinungen bei den Epileptischen. Dabei wird bemerkt, daß der Kranke oft ins Feuer und ins Wasser gefallen sei oder eigentlich wie durch eine fremde Macht hineingeworfen, deren Tendenz darauf bemerklich wurde. Es gibt auch bei uns Epileptische, die gewöhnlich auf eine ihr Leben bedrohende Weise ihre Anfälle bekommen, namentlich ins Feuer hinein, selbst mit dem Gesicht. Diese Kranken sind daher oft auch vorher recht waghalsig, wie wenn's darauf angelegt würde, ihr Leben zu zerstören, wenn ein Anfall käme. Mir wurde einmal von einer Fallsüchtigen aus Ungarn berichtet, die unter ein Rudel halbwilder Schweine in die Miste fiel; und diese machten Miene, sie anzufallen und zu zerreißen, wurden aber durch die heftigen Bewegungen, die die Kranke liegend machte, immer wieder zurückgehalten. Mit Entsetzen sah man es an; und Hilfe war keine möglich. Zuletzt wurde sie wie durch ein Wunder gerettet und konnte [...], erwachend, ohne verletzt zu werden, aus der grausen Gesellschaft kommen. Es ist überhaupt leicht erkenntlich, daß ein gewisser Gottesschutz bei den Kranken in den ärgsten Lagen stattfindet. Wir haben an diesen Kranken ein Beispiel des größten Jammers, mit welchem die Menschheit heimgesucht ist. Wie not täte wieder ein Heiland, der aufträte gegen diese allen Mitteln spottende Krankheit! Man kann nicht anders denn sehnsüchtig eine Zeit gnädiger Heimsuchung erwarten, da solchem und anderem unsäglich vielem Jammer gesteuert werden könnte durch die Kraft des Namens Jesu. – Doch lesen wir weiter:

Matth. 17, 17: „Jesus antwortete und sprach: O du ungläubige und verkehrte Art (Markus: „Geschlecht“), wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch dulden? (Markus: „Wie lange soll ich mich mit euch leiden?“). Bringet mir ihn her.“

Die erregte Unzufriedenheit, die der Herr, wie übernommen, hier äußert, ist eine Anzeige, daß auch Ihm der ungeheure Abstand fühlbar wurde zwischen der Herrlichkeit, die Er auf dem Berge gehabt hatte, und der Armseligkeit, die Er unter den Menschen fand. Es ist Ihm nahezu unerträglich, als einer dazustehen, der mit allem, was er gewirkt hatte, so gut [wie] nichts zustande brachte, indem sich die Leute nicht zu etwas Höherem

und Göttlichem heraufbringen ließen, auch wenn sie schon den Anlauf dazu nahmen. Es wird Ihm freilich auch um so bewußter, wie nötig es ist, daß Er zu dem großen Opfer sich hergab, das jetzt bei Ihm beschlossen war, indem nur durch dieses Sein weites Liebeshertz einmal befriedigt zu werden hoffen konnte. Es wird Ihm, als ob es je eher, je lieber mit Ihm fertig werden sollte, weil's Ihm allmählich wie entleidet ist, wie bisher fortzumachen.

Jesus tut einen Ausruf über die ungläubige und verkehrte Art oder über das ungläubige Geschlecht, das Er vor sich sah. Er sah nämlich durch alles tiefer als wir und hatte schmerzlichere Empfindungen von dem Mangel, der Ihm entgegentrat, als wir sie bei minder völligen Menschen haben würden. Veranlaßt wurde Sein Unglücksgefühl durch alles um Ihn her. Das Volk, das zahlreich da war, Ihm entgegengehend, Ihn grüßte, hatte doch nicht die rechte Art; denn Er merkte, wie wenig tief alles ging, was Er ihm zuliebe tat. Es war dem Volk nur um die Heilung des Kranken zu tun. Oder war's ihm interessant, zu sehen, ob Ihm möglich sei, was den Jüngern nicht; und es hatte vielleicht über diese bereits seine Glossen gemacht. Daß es nicht auf ihr Gemüt wirken würde, sah Er voraus. Da war denn auch der Vater des Kranken da, der, wie nachher sich ergab, auch gar wenig reif war für die Auffassung Jesu. Er glaubte an eine etwaige Heilung, aber nicht an den, der heilte. Der stand ihm nicht hoch genug. Daneben standen Schriftgelehrte mit ihren klugen und klügelnden Gesichtern, die Jesu mehr entgegen waren und wirkten, als daß bei ihnen nach dem Verlangen Jesu etwas zu erwarten war. Endlich wurde bezüglich der Jünger so dürr herausgesagt: „Ich habe ihn zu deinen Jüngern gebracht, und sie konnten ihm nicht helfen“, oder wie Markus es ausdrückt: „Aber sie können's nicht.“ Da fiel Jesu auch das schwer aufs Herz, daß die Jünger noch so wenig waren und daß sie bei den Leuten etwas dadurch verloren. Sie hatten Versuche gemacht, vielleicht lange, oder bald dieser, bald jener, und es gelang nicht. Der Kranke blieb, was er war; und die Jünger standen beschämt da. Wie es für sie peinlich war, so nun schmerzlich auch für Jesum. Er mag wohl auch gesehen haben, daß es ihnen am nötigen inneren Ernst gefehlt hatte, daß sie sich nicht genug zusammengenommen hatten,

etwas empfindlich geworden über die Entfernung Jesu und Sein langes Ausbleiben und ihr unsicheres Warten. Sie waren innerlich schlaff geworden und [darum] weniger fähig, das große Wunder zu verrichten. So wirkte alles zusammen, Jesum zu der Äußerung zu treiben: „Wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich mich mit euch leiden?“, was man aber nicht auf die Jünger, sondern auf das Volk beziehen muß, wie aus der nachfolgenden Unterweisung der Jünger zu ersehen ist. Unter der Haltung des Volks konnte auch der Jammer unter ihm sich nicht vermindern. Dies sah man an den gräßlichen Auftritten, die es mit dem Kranken gab. Man denke sich, nach so vielen Taten, die der Herr getan, zur Letzte noch Szenen, wie Jesus sie eigentlich bisher noch nie gehabt hatte. Dem Geschlecht wirft Jesus seinen Unglauben und seine Verkehrtheit vor, woraus es nicht herauszubringen war. Ihr Unglaube war, daß sie Jesum nicht als den erfaßten, der Er war, und ihre Verkehrtheit, daß sie darum allem, was Er tat, nicht den rechten Wert beizulegen verstanden, wohl auch leicht zu kritischen Bemerkungen bereit waren, wie diesmal um der Jünger willen. Ach, was wäre es, wenn der Herr heute wieder zu uns käme! Wieviel würde Ihm aufgebürdet, sich mit uns zu leiden! Indessen hoffen wir auf die bereitgehaltenen neuen Gnadenkräfte. Zuletzt wird doch alles anders werden und der zur Rechten Erhöheten auch über die Herzen es gewinnen!

## § 141 Heilung des Mondsüchtigen

(Fortsetzung statt Schluß)

Kap. 17, 14-21

vgl. Mark. 9, 14-29; Luk. 9, 37-43

Nachdem der Heiland gesagt hatte: „Bringet mir ihn her“, nämlich den mondsüchtigen Sohn, lesen wir bei Markus ein Umständliches, wie es die anderen nicht haben.

Mark. 9, 20: „Und sie brachten ihn her zu Ihm. Und als bald, da Ihn der Geist sah, riß er ihn, und fiel auf die Erde und wälzete sich und schäumete.“ – V. 21: „Und Er fragte seinen

Vater: Wie lange ist's, daß ihm dieses widerfahren ist? Er sprach: Von Kind auf.“ – V. 22: „Und oft hat er ihn ins Feuer und Wasser geworfen, daß er ihn umbrächte. Kannst du aber was, so erbarme dich unser und hilf uns.“ – V. 23: „Jesus aber sprach zu ihm: Wenn du könntest glauben; alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet.“ – V. 24: „Und alsbald schrie des Kindes Vater mit Tränen und sprach: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben.“

Auch Lukas (9, 42) sagt: „Und da er zu Ihm kam, riß ihn der Teufel und zerrete ihn.“

Hier wird erzählt, wie plötzlich an den Kranken der Anfall kam, als er Jesu sich näherte. Markus drückt's aus: „Als der Geist Jesum sah.“ Ein Ähnliches erfahren wir bei Kranken oft, daß sie in ihre gewohnten Konvulsionen geraten, sobald man etwas Geistliches spricht oder nur des Namens Jesu gedenkt. Man kann in solchen Fällen doch des Eindrucks sich nicht erwehren, daß wirklich eine fremde Macht da ist, welche ein Grauen erfaßt beim Heiligen. Denn es kommt bei Personen vor, die für sich selbst nichts weniger als dem Worte Gottes abhold sind, die vielmehr es bitter empfinden, daß etwas Feindseliges in ihnen sich regt, wenn Heiliges ihnen entgegenkommt. Manche Unglücklichen dieser Art können in keine Kirche gelassen werden, weil es da regelmäßig an sie kommt, besonders wenn mit Nachdruck von Jesu als dem Heil der Welt gesprochen wird. Es gab also in der Gegenwart des Herrn eine grauenvolle Szene, indem der Kranke sich auf dem Boden wälzte und innerlich so gerissen und gezerzt wurde, wie man das auch äußerlich vernehmen kann, daß Schaum aus dem Munde floß.

Der Herr sieht eine Weile mit Bewegung zu und fragte den Vater, seit wie langer Zeit der Sohn das Übel an sich habe. „Von Kind auf“, hieß es. Kranke, welche dergleichen Anfälle schon von Kind auf haben, werden, wenn mit ihnen ins reifere Alter gekommen, gewöhnlich für die unheilbarsten gehalten. Ein Großes wird also hier vom Heiland verlangt; und daß die Jünger mit diesem Kranken nicht fertig werden konnten, wird uns begreiflicher. Der Vater schildert's nun, wie der Geist unter den Anfällen alles versuche, daß er den Sohn umbrächte. Wie das unter der Voraussetzung einer Besetzung zu nehmen ist, läßt sich

von uns kaum recht denken, weil wir keinerlei Einsicht in diese unheimlichen Dinge haben. Vielleicht suchten die Dämonen für sich eine Befreiung als solche, denen es nicht freistund, sich zu entfernen, und die sich selbst gebunden fühlten, indem sie in Gebundenheit versetzten. Übrigens ist's hier auch wieder so erzählt (Markus V. 18), als ob von außen her ein mordsüchtiger Dämon den Menschen überfallen habe. Allerlei Gedanken kann man sich da machen, wie traurig es auch im Unsichtbaren aussehe; und einen Heiland nun zu wissen, der zuletzt überall, im Sichtbaren und Unsichtbaren, Frieden schaffen werde, wie wohlthuend und beruhigend kann das auf uns wirken! Denn derselbe Heiland weiß auch vor Angriffen aus der Unsichtbarkeit die zu [be]wahren, die mit kindlichem Glauben sich an Ihn halten, wie wir gleich hören werden. Aber auch das wird uns hier bemerklich, wie das Vornehmen der Finsternis, umzubringen, nicht so leicht gelingen darf; denn der Kranke stand bei allen Angriffen doch von Kind auf unter einem göttlichen Schutze, daß sein Leben ungefährdet blieb.

Der Vater sagte endlich in seines Herzens Angst: „Kannst du was, so erbarme dich unser.“ In diesen Worten lag kein völliger Glaube; denn es ist unbestimmt gelassen, ob wirklich der Heiland es vermöge. Wir können es ihm aber nicht verargen. Denn es gehörte viel dazu, eine Hoffnung auf Jesum, der doch auch wieder nur als Mensch sich darstellte, zu setzen, daß Ihm das möglich sei, was schon seit vielen Jahren als unbezwinglich und unheilbar erschienen war. Der Herr aber sagt: „Wenn du könntest glauben“, [wo] wir uns hinzudenken müssen, „dann könnte ich dir helfen.“ Denken wir's so, so werden uns die weiteren Worte Jesu verständlich: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Diese Worte sind nicht so zu verstehen, daß es jedem Menschen, also auch hier dem Vater, ohne weiteres möglich wäre, in allen Dingen Hilfe zu schaffen, wenn er nur glaubte. Dem nur, der's Jesu zutraut, daß Er alles vermöge, werden auch alle Dinge eben durch Jesum möglich. Solches galt damals in vollem Sinn, da Jesus nichts versagte, sondern durch Ihn jeder, der kam, [das,] was er begehrte, nach seinem Begehren bei Jesu finden konnte, daß also dem, der glaubte, mit Jesu alle Dinge möglich waren. Hierin ist es, seit Jesus nicht mehr persönlich

auf Erden ist, nicht so ganz dasselbe geblieben; und wie wenig wir jetzt auf die Worte Jesu im gewöhnlichen uns berufen können, um uns alles durch den Glauben möglich zu denken, das erfahren wir ja zur Genüge. Indessen, können wir sagen, hätte es doch so fortgehen sollen, wie der Herr gleich nachher es Seinen Jüngern zu verstehen gibt. Aber der Stand der Gläubigen änderte sich; und nach der Zeit der Apostel wurde derselbe immer niedriger, daß mit der Wegnahme des persönlichen Heiligen Geistes auch der Herr selbst mit den Erweisungen Seiner Macht ferntrat, so daß wir Ihn nicht mehr mit Seinen Allmachtskräften uns gegenwärtig haben. Wie kann da dem, der glaubt, noch alles möglich sein! Mit den späteren Jahrhunderten wurde es immer weniger; und wie es jetzt ist, das können wir ja mit Augen sehen. Aber die Sehnsucht kann an uns kommen, daß der Herr doch wieder näherkommen möchte. Wird's denn? Wenige glauben's; aber hoffen dürfen wir's doch.

Auf die Rede Jesu hin schrie des Kindes Vater mit Tränen: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ Er fühlte selbst, daß sein Glaube nicht tief gehe und daß ihn mehr nur die Not hergetrieben habe als der Glaube. Sein Glaube ist nur ein Anerkennen des Gerüchts, in welchem Jesus stand, keine Erkenntnis des Großen, das mit Jesu gekommen war im Namen des Gottes Israels. So glaubt er an Jesum und doch auch wieder nicht, möchte aber völliger glauben und bittet daher wider seinen Unglauben. Seine Rede entfuhr ihm, ohne daß er recht wußte, was er sagte, nur allein nach der Hilfe begierig, die er erwartete. Denn dazu gehört doch auch viel, daß Jesus ihm wider den Unglauben, der in ihm war, helfen soll. Uns ist seine Rede schon verständlich. Denn auf unser Geschlecht, auch wenn es glaubt, paßt sie vollkommen. Wir haben wohl Glauben; aber von wie vielen Adern des Unglaubens ist derselbe durchzogen, jetzt freilich um so mehr, weil es schwer, fast unmöglich ist, in einer Zeit, da keine Wunder geschehen, Wunder zu erwarten. Begriffe von der Hoheit und Größe Jesu und der Bedeutung Seiner Person zum Heil der Welt wären schon da; aber zu glauben, daß Jesus vorkommendenfalls nach der Größe Seiner Person sich erweisen werde, das ist nicht leicht. Im ganzen wohl rechnet der Herr diesen Unglauben uns nicht an, wie Er es auch dem Vater

des Kranken nicht anrechnet, da Er seine Bitte erhört. Aber es gibt auch einen minder verzeihlichen Unglauben, der sich unserem Glauben beimischen kann, wenn wir es nämlich gar nicht an uns kommen lassen wollen, daß auch wieder eine Zeit der Wunder, auch der großen, ja der größten Wunder kommen könnte, nach dem Wohlgefallen Gottes. Dieser Unglaube, mit welchem man doch eigentlich Jesu zu nahe tritt, hat auch den Nachteil, daß man nicht mehr nach Besserem sich sehnt, auch nicht darum bittet und daß man kalten Bluts die ganze Menschheit lieber einem unwiederbringlichen Untergang entgegengehen sieht, als daß man von Jesu, dem zur Rechten Gottes erhöhten Herrn und Heiland, noch Hilfe erwartete. O des leidigen Unglaubens unseres Glaubens! – Lesen wir die Heilung:

Matth. 17, 18: „Und Jesus bedräuete ihn (Lukas: „den unsauberen Geist“); und der Teufel fuhr aus ihm; und der Knabe ward gesund zu derselbigen Stunde.“

Mark. 9, 25 umständlicher: „Da nun Jesus sah, daß das Volk zulief, bedräuete Er den unsauberen Geist und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir, daß du von ihm ausfahrest und fahrest hinfort nicht in ihn.“ – V. 26: „Da schrie er und riß ihn sehr und fuhr aus. Und er ward, als wäre er tot, daß auch viele sagten: Er ist tot.“ – V. 27: „Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf, und er stund auf.“

Luk. 9, 42: – „und gab ihn seinem Vater wieder.“ – V. 43: „Und sie entsetzten sich alle über der Herrlichkeit Gottes.“

Unter dem Gespräche Jesu mit dem Vater wurde wohl der Knabe, der auf dem Boden sich wälzte, immer unruhiger und tobender, so daß alles Volk herzulief, das Gräuliche mit anzusehen, auch begierig, zu sehen, wo es noch hinauswolle. Da eilte Jesus, Sein Drohwort gegen den Dämon auszusprechen. Er nennt diesen einen sprachlosen und tauben Geist, wohl auch, um vor dem Volk zu erkennen zu geben, daß Er es mit einem finsternen Wesen zu tun habe, das aus besonderen, in seiner Persönlichkeit liegenden Gründen sich stumm verhielt, ohne wie andere Dämonen mit allerlei Reden herauszuplatzen. Auffallend ist die sonst nicht vorkommende Weisung, die der Geist erhielt, hinfort nicht in den Knaben zu fahren. Wurde derselbe etwa nicht wie die anderen Dämonen in die Tiefe zu fahren genötigt,

weswegen eine Rückkehr in den Knaben ihm verboten werden mußte? Oder wollte der Herr nur den Anwesenden, insbesondere dem Vater, den bestimmten Eindruck geben, daß fernere Anfälle nicht mehr zu fürchten seien? Oder sollte es bei dieser Art, die jedenfalls eine besondere war (V. 21), möglich gewesen sein, daß sie auch aus der Tiefe herauf wieder zum Vorschein kommen konnte? Begreiflich können wir da nur Fragen stellen; und ich tue es, um es merken zu lassen, wieviel Grauenhaftes im Verborgenen liegt, dessen Angriffen die Menschheit ausgesetzt war, ehe Christus Seinen Sieg vollbracht hatte. Wenn früher (Matth. 12, 43ff.) von unsauberen Geistern die Rede war, die, wenn ausgefahren, dürre Stätten durchwandeln, Ruhe suchen und nicht finden und darum verstärkt zu dem Menschen zurückkehren, aus dem sie ausgefahren sind, so redet da der Herr nicht von Seinen Teufelsaustreibungen, sondern von solchen, welche Gauklern mit Hilfe der Finsternis selbst gelingen. – Wenn aus dem mondsüchtigen Knaben der Dämon unter Mißhandlungen des Knaben ausfuhr, konnte es Trotz oder Grimm oder Verzweiflung sein. Der Knabe war wie tot; aber Jesus richtete ihn auf und stellte ihn als gesund seinem Vater zu. Es konnte jedermann leicht den Eindruck bekommen, daß jetzt ganz geholfen, also die Rückkehr der Anfälle nicht mehr zu fürchten war. Bei unseren Epileptischen oder anderen ähnlichen Kranken kann eine völlige Heilung erst durch die Länge der Zeit sich erproben; denn selbst nach Jahren kann die Krankheit plötzlich wieder auftreten, was mit zu ihrem Peinlichsten gehört. O Jesu, daß da eine Hilfe wieder kommen dürfte!

Diesmal entsetzten sich doch alle über der Heilung des Knaben als über der Herrlichkeit Gottes, die sich da geoffenbart hatte.

## § 142 Heilung des Mondsüchtigen

(Schluß)

Kap. 17, 14-21

vgl. Mark. 9, 14-29; Luk. 9, 37-43

Wir konnten die Geschichte der Heilung des Mondsüchtigen das letzte Mal nicht, wie wir beabsichtigten, zu Ende bringen, weil noch etliche wichtige Worte Jesu vorkamen, die einer umständlicheren Besprechung bedürfen. Wir lesen:

Matth. 17, 19: „Da traten zu Ihm (Markus: „Und da Er heimkam“) Seine Jünger besonders und sprachen: Warum konnten wir ihn nicht austreiben?“ – (Ebenso Markus; bei Lukas steht alles Weitere nicht).

Den Jüngern ist es hiernach auffallend gewesen, daß ihnen die Heilung des Mondsüchtigen nicht gelang. Sie müssen sich viele Mühe gegeben haben, weil auch viel Volks um sie war und sie beobachtete; und ein leichtes war's nicht für sie, nun als die dazustehen, die nichts vermochten. Eben daraufhin gab es auch ein Gerede mit den Schriftgelehrten. Indessen hatten die Jünger nicht das Gefühl, daß es an ihnen gefehlt hätte; und sie dachten sich den Grund sonst in etwas, weswegen sie, als sie zu Hause in Kapernaum waren, den Heiland um eine Erklärung baten. Es heißt dann:

V. 20: „Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Um eures Unglaubens willen. Denn ich sage euch: Wahrlich, so ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Heb' dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein.“ (Bei Markus und Lukas fehlen diese Worte).

Wie nun die Sachen stehen mochten, so erkannten eben auch die Jünger nicht ihren Unglauben neben ihrem Glauben. Denn der Grund, warum sie nichts vermocht hatten, war und blieb eben doch ihr Unglaube. Der Heiland will nicht zu ihnen sagen: „Das wäre für euch zuviel gewesen; und für das mußte ich persönlich dabeisein.“ Sie sollen's gleich haben wie Er, wenn Er nicht da ist; und nur dieses konnte ermunternd und aufrichtend für sie sein, während sie sonst immer hätten in Zweifel

kommen können, wieweit sie etwas vermöchten und wieweit nicht. Alles soll ihnen möglich sein. Diesmal aber haben sie's wahrscheinlich zu bald aufgegeben; oder sie wollten es in einer Hast erzwingen und vorschnell Gewalt gebrauchen, was in diesem Falle nicht anging, weil es da eines Betens und Fastens bedurfte. Wie das freilich zu nehmen sei, werden wir später sehen. Der Herr sagt ihnen übrigens nur den Grund, warum es bei ihnen nicht ging, ohne einen Vorwurf machen zu wollen. Sie hatten einfach hier mehr Glauben nötig als sonst, weil sie's mit einer eigentümlichen Art von Dämonen zu tun hatten. Daß sie das nicht wußten, entschuldigte sie. Sonst hatten sie selbst oft das Gefühl, daß es mit ihrem Glauben noch schwach bestellt sei, weswegen sie einmal (Lukas 17, 5) den Heiland mit der Bitte angingen: „Herr, stärke uns den Glauben.“ Wir müssen nämlich wohl bedenken, daß sie eigentlich einen doppelten Glauben nötig hatten, nämlich erstlich den Glauben, daß Jesus alles vermöge, dann auch zweitens, daß sie durch den Glauben an Ihn dasselbe vermöchten. Für letzteren Glauben waren sie noch nicht reif und gefördert genug, wohl auch aus Bescheidenheit nicht mutig genug. So konnte es kommen, daß sie vorkommendenfalls an ihrem Vermögen verzagten, während sie es, wenn sie freier und mutiger gewesen wären, schon vermocht hätten, auch Schweres zu vollbringen. Der Heiland belehrt sie jetzt auch ausdrücklich, wieweil sie, eben sie, die Jünger, wagen dürften und durch den Glauben an Ihn auszurichten imstande sein würden. Waren sie ja dazu bestimmt, später die Stellvertreter Jesu zu sein. Wie konnte es da anders sein, als daß ihnen das Gleiche in Seinem Namen möglich war, was Ihm selber. So hatte denn der Herr schon zu dem Vater des Mondsüchtigen vornehmlich mit Bezug auf Seine Jünger gesagt: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Daß ihnen damit etwas gesagt war, konnte ihnen schon bemerklich werden.

Weil hier dem Glauben so viel eingeräumt wird und jeder-mann zu glauben angewiesen ist, so ist es nicht unwichtig, es richtig zu verstehen, wie es mit diesem Glauben und seinen Wirkungen gemeint sei. Zunächst ist's Christus, dem alles möglich ist und der auch [das], was man im Glauben an Ihn tut, vermöge der Macht, die Ihm gegeben ist im Himmel und auf Erden, aus-

richtet. Der Mensch, der glaubt, vermag für sich nichts. Er hat ja nur zu glauben, daß Christus es tue und daß diesem alles möglich sei. Nun aber kann es nicht so gemeint sein, daß jeder Christ, wer er auch sei, für sich schon es ansprechen könne, daß allein um seines Glaubens willen der Heiland alles, auch das Größeste, tue. Es muß das wieder durch solche laufen, die nach Beruf die Stellvertreter Jesu auf Erden sein können, wie die Jünger. Andere Jünger oder Gläubige als die Apostel oder [die], denen der Herr ausdrücklich Vollmacht gab, wie jenen 70, konnten nicht erwarten, daß ihnen für sich das nämliche möglich wäre, was den Berufenen oder den besonders vom Herrn bevollmächtigten Jüngern möglich war. An diese vielmehr hatten sich die anderen zu halten; und sie hatten neben dem Glauben an Jesum selber auch den Glauben an Seine Bevollmächtigten nötig, gleichwie die Apostel den Glauben an ihre Vollmacht neben dem Glauben an Jesum nötig hatten. Deswegen wandte sich alles gleich von Anfang an immer nur an die Apostel oder die, welche Gaben empfangen hatten. Als zu Joppe die Jüngerin Tabea starb, vermochten die Jünger, die da waren, nicht, sie wieder vom Tode zu erwecken; sondern sie schickten, immerhin im vollen Glauben an Jesum stehend, zu Petrus, daß er es tue (Apg. 9, 36ff.). Es ist also ganz unrichtig, wenn in unserer Zeit nur gleich jeder Glaubende für sich meint, an anderen etwas ausrichten oder gar es so weit bringen zu können, daß ihm das Größeste möglich sein sollte. Diese Vorstellung, die in unserer Zeit bei vielen, die sich gläubig nennen, sehr gewachsen ist, ist völlig unberechtigt und dient nur dazu, alles, was in das Gebiet des Glaubens gehört, zu verwirren. Der Heiland sagt nur zu den Aposteln: „Euch wird nichts unmöglich sein.“ Den anderen freilich auch, wenn sie sich an deren Vollmacht halten. Wir bedürfen allezeit Bevollmächtigter Jesu, die wenigstens das persönliche Recht dazu haben, wie sie nur bei berufenen Dienern des Evangeliums sich finden können; und wer sonst alles durch den Glauben für möglich hält, mag zusehen, ob er sich nicht mit seinem Glauben vor allem an den Glauben Berufener anzulehnen habe, wenn er sich nicht etwas herausnehmen will, was ihm nun einmal nicht gegeben ist. Daß freilich [der, der] für sich in Not und Bedrängnis ist in Ermanglung eines Berufenen, wenn er glaubt,

viel vom Herrn erlangen könne, ist damit nicht ausgeschlossen. Auch kann in Einzelfällen jeder glaubende Christ für einen anderen eine wirksame Glaubensbitte tun, nur daß er dann nicht gleich von sich meine, er sei nun etwas. Denn sonst sich aufwerfen, daß man für andere durch Glaubensmacht viel sein könne, ja gar von anderen verlangen, daß sie an ihren Glauben sich anlehnen sollen, wie sie einst an den Glauben der Apostel sich anlehnten, ist und bleibt eine gewagte Sache. Für jetzt fehlt's freilich im höchsten Grade an Berufenen, die im Glauben etwas wagten; und da liegt anderen die Versuchung nahe, das, was von jenen versäumt werde, für sich zu versuchen. Aber ob's dem Herrn so gefalle, dürften sie sich ernstlicher fragen. Die rechte Hand des Höchsten kann aber in kurzem alles ändern. Wir kehren zur Rede des Herrn zurück.

Der Herr sagt: „So ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Heb' dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben usw.“ Unter einem Glauben, wenn auch nur so groß wie ein Senfkorn, wird doch immer etwas Völliges verstanden; und der Heiland will mit dieser Vergleichung mehr nur sagen, daß die Apostel keine so gar außerordentlichen Menschen zu sein brauchten, um mittelst ihres Glaubens das Größte zu vollbringen. Um einen Berg versetzen zu können, möchte man glauben, was muß doch da einer etwas ganz Besonderes sein! – etwas so Großes, daß ein gewöhnlicher Mensch, der Glauben hat, nicht entfernt von sich denken dürfe, daß ihm das solle möglich sein. Der Heiland deutet aber an, jeder Glauben eines jeden, auch des unscheinbarsten Jüngers, wenn er nur ein völliger, ein ganzer ist, wie das beim Senfkorn zu denken, wäre alles zu tun imstande. Eben damit ist auch gesagt, daß der, der Großes durch den Glauben verrichtet, [darum] nicht im mindesten mehr ist als jeder, der sonst den Glauben hat. Daher auch die Rede Pauli (1. Kor. 13, 2): „Wenn ich allen Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Ebenso verweist Jakobus (5, 16-18) auf Elias – der, obwohl ein Mensch gleichwie wir, doch beten konnte, daß es vierthab Jahre lang nicht regnete, und dann abermals betete, daß Regen käme –, um zu zeigen, wie des Gerechten, des lauterer Jüngers Jesu Gebet viel vermöge, wenn es ernstlich sei. Weiter

will der Heiland sagen, daß eigentlich zu jedem Wunder gleich viel gehöre. Einen Berg versetzen kostet den Herrn, in dessen Namen geglaubt wird, nicht mehr als die Heilung eines Mondsüchtigen. In beiden Fällen ist es die Allmacht Gottes, die's tut; und für diese gibt es nichts Großes und nichts Kleines. Der Heiland aber erwähnt der Versetzung eines Bergs darum, weil eben an ihr es plastisch dargestellt ist, wie groß überhaupt jedes Wunder, das der Glaube verrichtet, anzusehen ist. Wir brauchen uns also an dem Auffallenden, das der Herr da spricht, gar nicht aufzuhalten. Denn wenn wir an und für sich das Bergeversetzen für unmöglicher halten als etwa ein Heilungswunder, so verstehen wir gar nicht, was ein Wunder ist. Nur in der Erscheinung ist das eine größer als das andere, aber nicht der Wirklichkeit nach. Daß aber der Gläubige mit dem Bergeversetzen nur ein Schauspiel spielen könne und dürfe, wird niemand denken. Alle Wunder, die geschehen, müssen durch zwingende Umstände, wie die nun seien, auch nach Gottes Willen, geboten sein, sei's, daß ein Meer zu vertrocknen wäre oder Manna vom Himmel regnen oder Wasser aus dem Felsen kommen oder Feuer vom Himmel fallen sollte. Ob auch ein Bergeversetzen je durch Umstände einmal geboten [sein] werde, wenn die Wunderkräfte auf die kommende große Entscheidungszeit wiedergekehrt sind, mag sich in dieser Zeit offenbaren, welche als die letzte der Wunder viele bringen kann, von welchen kein Mensch eine Ahnung hat. – Die Schlußworte Jesu sind:

V. 21: „Aber diese Art fährt nicht aus (Markus: „kann mitnichten ausfahren“), denn durch Beten und Fasten.“

Hier gibt der Herr den Jüngern wieder einige Beruhigung bezüglich ihrer selbst. Es war etwas Besonderes mit den Dämonen, welche in dem Mondsüchtigen waren, was die Austreibung durch die Jünger erschwerte. Wenn Beten und Fasten erforderlich war, so ist damit angezeigt, daß die Austreibung einige Zeit erforderte und, wo diese Art sonst etwa vorkommt, nicht mit einem Male durch ein einiges Kommando geschehen kann. Denn Beten und Fasten ist nicht etwas, das in einigen Minuten fertig ist. Gefastet wird ja nur, wenn man längere Zeit sich der Speisen enthält; und so ist es denkbar, daß die Jünger selbst etliche Tage mit dem Kranken sich hätten beschäftigen sollen. Wir müssen

aber annehmen, daß der Herr da etwas sagt, das mehr für die Zukunft den Jüngern zur Belehrung dienen sollte. Wenn ihnen etwa wieder ein Fall vorkäme, daß es nicht schnell ginge, so sollten sie daran denken, daß sie fortzumachen hätten und einen Zeitaufwand mit Beten und Fasten sich nicht verdrießen lassen dürften. Liegenlassen sollten sie's nicht und den Mut wegwerfen, wenn sie auch auf eine lange Geduldsprobe gefaßt sein müssen. Wenn die Jünger in dem Fall, den sie gehabt hatten, nur mit stiller innerlicher Arbeit fortgemacht und ernstlich den Vater im Himmel in Jesu Namen angerufen hätten, wären sie wenigstens im Glauben geblieben und hätten [...] wohl auch noch die Freude eines Erfolges gehabt, ehe Jesus kam. Aber sie waren zu schnell entschieden, zu sagen: „Wir können's nicht“, statt zu sagen: „Laßt uns Geduld haben und mit Andacht vor Gott stehen; die Hilfe kommt gewiß, wenn sie auch verzieht.“ Statt dessen hatten sie den Glauben, daß sie helfen könnten, aufgegeben; und an das Volk kam so auch ein Stück Unglaube. Natürlich werden sie auf Jesum verwiesen haben, bis Er käme. Aber ihr Glaube hätte weitergehen sollen, daß sie nicht als die Schwachen dagestanden wären oder als die, denen ihr Meister das Genügende nicht zu geben vermöge oder willens sei. – Daß das Fasten nicht streng gesetzlich zu nehmen ist, mag man begreifen, dient es ja ohnehin nur dazu, das Gebet innerlicher zu machen. Den Grund aber, warum bei jener Art von Dämonen ein Zuwarten nötig sein mochte, können wir hier nicht ausführen. Aber ungemein tröstlich und ermunternd kann selbst in unserer Zeit die Rede des Herrn sein, wenn man an ihr das geduldige Fortglauben und Fortwirken mit Beten und Fasten, auch wenn's sehr lange Zeit erforderte, lernen mag. Große Erfahrungen können darunter gemacht werden und sind gemacht worden.

## § 143 Zweite Leidensverkündigung

Kap. 17, 22-23

vgl. Mark. 9, 30-32; Luk. 9, 43-45

Die erste förmliche Leidensverkündigung Jesu haben wir schon früher nach Matth. 16, 21ff. (§ 135) besprochen. Damals hatte der Herr im Lehrton den Jüngern Sein kommendes Schicksal angekündigt, wie dort auch Markus (8, 32) sagte: „Und Er redete das Wort frei und offenbar.“ Sonst hat der Herr gelegentlich, wo Er konnte, Winke daraufhin gegeben. Nachdrücklicher hatte Er's bei der Herabkunft vom Berge der Verklärung wiederholt. Jetzt gibt Er abermals eine ernste und bestimmte Belehrung über Sein Leiden und Sterben und Auferstehen. Man nennt das die zweite Leidensverkündigung. Solche Wiederholungen waren um so nötiger, weil die Jünger ihre Gedanken gar nicht darauf fallen ließen und immer wieder sich stellten, als meinten sie, es werde nicht geschehen, was Er sage, oder das Leiden werde wieder von Ihm abgewendet werden. Wir lesen:

Matth. 17, 22: „Da sie aber ihr Wesen hatten in Galiläa, sprach Jesus zu ihnen: Es ist zukünftig, daß des Menschen Sohn überantwortet werde in der Menschen Hände.“ – V. 23: „Und sie werden Ihn töten, und (Markus: „Wenn Er getötet ist“,) am dritten Tage wird Er auferstehen.“

Markus (9, 30) leitet es so ein: „Und sie gingen von dannen hinweg und wandelten durch Galiläam; und Er wollte nicht, daß es jemand wissen sollte. Er lehrete aber Seine Jünger und sprach zu ihnen usw.“

Lukas (9, 43-44) wieder anders: „Da sie sich aber alle verwunderten über allem, das Er tat, sprach Er zu Seinen Jüngern: Fasset ihr zu euren Ohren diese Rede. Denn des Menschen Sohn usw.“

Diese zweite Leidensverkündigung schließt sich nicht an die Heilung des Mondsüchtigen an. Denn sie gingen von da weg, wandelten durch Galiläa, hatten ihr Wesen daselbst, nach allen Seiten umhergehend, jedoch so, daß Jesus Seine Anwesenheit nicht wissen lassen wollte. Es sollte aus dieser kein Wesen



gemacht werden; denn ganz verborgen konnte ja Jesus mit zwölf Jüngern nicht bleiben. Es macht einen wehmütigen Eindruck, daß Er allmählich unbeachtet von einem Ort zum anderen gehen konnte. Er war dem Volke schon eine gewohnte Erscheinung, und ein Zusammenlaufen der Leute kam nicht leicht zustande, auch wenn einzelne ein besonderes Anliegen hatten. Freilich wollte der Herr auch nicht mehr wie bisher vor großen Haufen sich zeigen und auftreten. Denn Er hatte wie genug daran, weil so wenig Frucht von allem erblickt wurde. Aber leicht war es Ihm, das ist das Schmerzliche, unbeachtet umherzuziehen, weil man Ihn eben so hingehen ließ, ohne Verlangen nach Seinem Wort zu haben. Mitunter sah man schon eine Verwunderung der Leute, ja aller, welche das Große sahen, das Er tat, wie Lukas sagt; aber über die Verwunderung ging's nicht hinaus. Die Jünger nun sahen die Verwunderung der Leute; und um so ferner kamen ihnen die Gedanken an Sein Leiden und Sterben. Deswegen fing der Herr wieder an, sie förmlich zu belehren mit den Worten: „Fasset ihr zu euren Ohren diese Rede.“ Lasset's einmal, will Er sagen, an euch kommen, behaltet's und nehmet's als etwas Gewisses und Unabänderliches, daß ihr es nicht immer wieder in Vergessenheit kommen lasset.

Der Herr sagt, Er müsse in der Menschen Hände überantwortet werden, daß diese mit Ihm machen dürften, was sie wollten, ohne daß es Sein Vater ihnen wehrte. Das war nichts Leichtes, war vielmehr das Härteste, das Ihn treffen konnte. Schon David, da ihm Gott die Wahl ließ zwischen dreierlei Strafen, sagte zu dem Propheten Gad, der ihm das ankündigte (2. Sam. 24, 14): „Es ist mir angst. Aber laß uns in die Hand des Herrn fallen; denn Seine Barmherzigkeit ist groß. Ich will nicht in der Menschen Hand fallen.“ Bei den Menschen, meint David, sei keine Barmherzigkeit. So ist es aber auch. Wenn einmal Menschen erbost sind, namentlich auch Gewalt haben, dann können sie schlimmer werden als Tiger und Hyänen. Schon im gewöhnlichen Leben kann man es sehen, wie unerbittlich der Mensch ist. In allen Verhältnissen tut sich das kund. In den Familien kann man es sehen, wie unerbittlich selbst Ehegatten sind, wenn sie's gegeneinander haben. Wie unerbittlich können Eltern, selbst die zartfühlende Mutter, gegen ihre Kinder

werden! Mit welcher Härte und Unnachsichtigkeit können sie Kinder züchtigen, die sie sonst liebhaben! Wie hart können Herren und Frauen gegen die Dienstboten werden! Wie machen's oft Lehrer und Lehrmeister gegen ihre Anbefohlenen! Wie können sich Machthaber gebärden! In der Regel sind's auch geringfügige Dinge, übereilte Worte, Unvorsichtigkeiten, oft nur Unschick, ob dem die Menschen in eine unbezwingliche Wut ausbrechen! Man kann sich des Eindrucks oft nicht erwehren, daß eine fremde Macht die Menschen beherrscht; denn sie sind sich oft gar nicht gleich und erscheinen anderen ein Rätsel. So ist's namentlich, wenn religiöser Starrsinn die Menschen gepackt hat, wie es bei den Feinden Jesu war, die dazu noch meinten, Gott einen Dienst zu tun. Es war, als ob die ganze Hölle auf die Feinde eingefallen wäre, da bei diesen von keinem Erbarmen mehr die Rede sein konnte. In solcher Menschen Hände sollte Jesus kommen, ohne den Schutz Seines Vaters zu haben. Wen schaudert's nicht bei diesem Gedanken? Die Feinde wollten fromm sein! Aber man macht auch bei uns die Erfahrung, daß es eine Frömmigkeit gibt, die härter als alles macht und über alle Maßen unnachsichtig und unnachgiebig. Fromme Züchtigungen, daß ich so sage, die dazu noch mit dem kältesten Blute, weil auf dem starren Gefühl des Rechts ruhend, geschehen, können für Kinder und Lehrjungen die unerträglichsten, selbst gefährlichsten werden. Was ließe sich da noch alles sagen? Aber nicht mit Unrecht sagt der Heiland: „Hütet euch vor den Menschen!“ (Matth. 10, 17) Denn Ihm ist's bewußt, was von Menschen noch auf Ihn wartete. Wir können hier ein bekanntes Wort unseres Dichters Schiller nicht zurückhalten. Er sagt:

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,  
Verderblich ist des Tigers Zahn.  
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,  
Das ist der Mensch in seinem Wahn.“\*

Hören wir noch den Eindruck, den das Wort Jesu auf die Jünger machte:

Matth. 17, 23: – „und sie wurden sehr betrübt.“

Mark. 9, 32: „Sie aber vernahmen das Wort nicht und fürchteten sich, Ihn zu fragen.“

\* [Aus „Das Lied von der Glocke“ (1799).]

Luk. 9, 45: „Aber das Wort vernahmen sie nicht; und es war vor ihnen verborgen, daß sie es nicht begriffen; und sie fürchten sich, Ihn zu fragen um dasselbige Wort.“

Daß es zu einer großen Betrübniß bei den Jüngern kam, ist ein Beweis, daß das Wort doch jetzt tiefer sie erfaßte. Indessen ging's immer noch über ihr Begreifen hinaus. Das Tiefere des Opfertodes war ihnen noch nicht aufgeschlossen. Nach Lukas bekommt man den Eindruck, daß sie innerlich gehalten waren, es hinzunehmen, eben weil ihnen der tiefere Sinn abging. Es wäre nämlich so zuviel für sie gewesen, daß sie es nicht hätten ertragen können. Sie fürchteten sich auch, den Herrn weiter auszufragen, weil sie auch fürchteten, Er bekräftige nur Sein Wort. So wollen sie lieber nicht weiter darüber gesprochen wissen, wie auch wir von dem, was wir fürchten, ungerne eingehend reden hören. Etwas gedrückt mögen sie doch fernerhin mit Jesu gegangen sein, weil sie an die Auferstehung, „wenn Er getötet wäre“, wie es bei Lukas heißt, vollends gar nicht hinkommen konnten. Aber sie verließen den Herrn nicht. Sie harreten bei Ihm aus, obgleich ihnen jetzt das Schwerste in Aussicht stand, bei dem sie auch für sich fürchten mußten. Das aber wurde ihnen hoch angerechnet; und sie sind dadurch rechte Lieblinge Gottes, des Vaters Jesu, geworden (Joh. 14, 21).

## § 144 Die Tempelsteuer

Kap. 17, 24-27

Die nun folgende Geschichte von dem Stater im Munde des Fisches, der zur Abtragung des Zinses für den Tempel dienen sollte, hat Matthäus allein. Nach der zweiten Leidensverkündigung kam Jesus heim gen Kapernaum, was auch Markus (9, 33) noch sagt mit den Worten: „Und Er kam gen Kapernaum.“ Bei Matthäus lesen wir:

V. 24: „Da sie nun gen Kapernaum kamen, gingen zu Petro, die den Zinsgroschen einnahmen, und sprachen: Pfl eget euer Meister nicht den Zinsgroschen zu geben?“ – V. 25: „Er sprach: Ja.“

Sowohl das Umherwandeln Jesu in Galiläa als auch jetzt Seine Einkehr in Kapernaum war sehr verschieden von Seinem früheren Tun in dieser Stadt und Gegend. Früher stellte der Herr sich öffentlich wirkend dar, in Schulen und auf Märkten, aber jetzt nur wie ein Privatmann, der nicht in die Öffentlichkeit tritt. Wir haben schon das letzte Mal davon gesprochen, da wir an die Worte kamen, daß Jesus nicht wollte, daß jemand an dem Orte, wo Er war, von Seiner Anwesenheit etwas wissen sollte. Der Herr will nichts mehr öffentlich tun, will, ehe Sein Leiden kam, sich still verhalten, wenigstens außerhalb Jerusalems. Es geschah das wohl auch darum, daß die Feinde weniger Ursache haben sollten, Ihn als einen Mann zu verklagen, der überall durch Sein Auftreten das Volk errege, wie es die Feinde auch wirklich vor Pilatus vorbrachten. Hatte Er denn auch früher Tausende um sich, wo Er hinkam, so konnte man das keine gefährliche Erregung nennen, wenn Er zuletzt, zufrieden damit, das Seine gesagt zu haben, sich ruhig verhielt. An dem sah man, daß Er keine Absichten gegen die Landesordnung hatte, wie sonst Aufwiegler. Denn diese werden mit der Zeit nicht stiller, sondern immer aufgeregter und stürmischer, wenn sie Anklang finden, um recht großen Anhang sich zu verschaffen, mit dem sie dann imponieren könnten. Bei Jesu lief, nachdem Er das Seine getan hatte, nämlich Gedanken der Buße und des Glaubens an das kommende Himmelreich im Volke zu wecken, alles in Ruhe und Stille aus, ohne daß Er Weiteres erzwingen wollte, was Ihm beim Volke nicht gelungen war. Die Feinde hatten demnach, wenn sie gerecht sein wollten, nicht im mindesten das Recht, Sein Wirken in Galiläa als ein gefährliches vor den römischen Landvogt zu bringen, wie sie vor ihm auftraten, eigentlich bereits gleichsam zu spät, wenn es heißt (Luk. 23, 5): „Sie aber hielten an und sprachen: Er hat das Volk erregt damit, daß Er gelehret hat hin und her im ganzen jüdischen Lande und hat in Galiläa angefangen bis hierher.“ So wußte der Herr nach allen Seiten sich zu halten, daß den Feinden kein Recht an Ihm verblieb. Auch Pilatus hat die Nichtigkeit der Klage erkannt; denn obwohl Galiläa unter Herodis Obrigkeit gehörte, wird er doch allezeit auf Jesum ein wachsames Auge gehabt haben, da der Herr Jesus nicht auf die Lande Herodis sich beschränkt hatte.

Ein Eigentümliches aber lesen wir diesmal, das schon viel zu denken, auch Anlaß zum Unglauben gegeben hat. Wir werden aber eine ganz besondere göttliche Feinheit darin finden. Den Petrus nämlich hatten Zinseinnehmer gefragt, ob der Herr den Zins gebe wie andere Leute. Dieser Zins hier ist keine bürgerliche oder römische Abgabe, sondern eine Abgabe für den Tempel, eine Tempelsteuer. Man kann schon darum nicht an eine kaiserliche Steuer denken, weil Er sich dann im Nachfolgenden in die Klasse von kaiserlichen Prinzen gesetzt hätte, was doch unmöglich sein kann. Denn Er fragt: „Von wem nehmen die Könige auf Erden den Zoll oder Zinse? Von ihren Kindern oder von Fremden?“ Wenn also Jesus den Gedanken anregen wollte, daß Er eigentlich frei sei vom Zinse, so müßte Er sich irdischen Prinzen gleichstellen, falls sich's um einen Zins an Könige handelte. Man kann also nur an die Tempelsteuer denken, die dem Herrn galt, dem Gott Israels, dessen Sohn Jesus ist, daß also dieser als Sohn Gottes frei von der Tempelsteuer sein sollte. Man denke sich, wieviel dem Herrn daran lag, daß Seine Jünger, was sie vor kurzem bei der Verklärung gehört hatten, im Gedächtnis bewahrten.

Die Tempelsteuer nun mußten vom 20. Jahre an alle männlichen Israeliten jährlich bezahlen. Sie bestand in zwei attischen Drachmen, deren eine etwa den Wert von einer Mark hatte und die miteinander einen halben Seckel ausmachten. Der nachher erwähnte Stater war ein Vier-Drachmenstück. Die Steuer diente zur Bestreitung des Gottesdienstes im Tempel (2. Mose 30, 13ff.). Sie wurde im Monat Adar, der ins Frühjahr fällt, eingenommen, während die Kaisersteuer in den Monat Nisan im Sommer fiel. Die Frage der Steuereinnehmer zeigt, daß die Zahlungszeit da war, Jesus aber noch nicht bezahlt hatte. Sie konnte auch eine unfeine Mahnung sein, je nachdem die Worte betont wurden, daß der Herr Seine Schuldigkeit tun solle. Deswegen wollte der Herr Seine Jünger wenigstens im Geist erkennen lassen, daß Er eigentlich nicht zur Steuer angehalten werden sollte. Daß der Einnehmer Petrus fragte und nicht den Herrn selbst, läßt sich schon erklären, weil er sich denken konnte, daß der Herr solche zeitlichen Besorgungen weniger selbst vornehme, als durch Seine Jünger geschehen lasse. Wenn der Einneh-

mer zweifelnd fragte, ob Jesus zu bezahlen gewohnt sei, so „mochte er den Anspruch auf Gleichstellung mit Priestern und Leviten voraussetzen oder vermuten, da ihm Jesu besonders heiliger, ja selbst messianischer Ruf gewiß nicht unbekannt war“ (so nach Meyers Kommentar\*). Petrus nun antwortete, daß der Herr die Steuer zu geben gewohnt sei, wollte aber sie nicht gleich entrichten, ehe er [nicht] mit Jesu gesprochen hatte. Jedenfalls trug ja Judas den Beutel. Wir lesen weiter:

V. 25: – „Und als er heim kam, kam ihm Jesus zuvor und sprach: Was dünket dich, Simon? Von wem nehmen die Könige auf Erden den Zoll oder Zinse? Von ihren Kindern oder von Fremden?“ – V. 26: „Da sprach zu Ihm Petrus: Von den Fremden. – Jesus sprach zu ihm: So sind die Kinder frei.“

Jesus war also nicht dabei, als der Einnehmer den Petrus fragte, weil erst, als sie in Kapernaum waren, davon die Rede wurde. Da „kam ihm Jesus zuvor“, heißt es. Jesu Würde erlaubte es nicht, den Petrus merken zu lassen, daß Er [...] wisse, was er mit Ihm reden wollte. Der Herr war mit Seinem Geiste immer so sehr bei den Jüngern, daß Ihm nichts entging, was in deren Seele vorging. Ehe also Petrus zum Worte kam, macht Jesus Seine Frage: „Was dünket dich, Simon?“ Wenn Er nach dem fragt, was Könige auf Erden tun, so will Er, damit verglichen, wissen, was Gott, der König im Himmel, tut oder fordert. Das Wort „auf Erden“ ist offenbar betont und verlangt den Gegensatz: „im Himmel“. Irdische Könige nun besteuern ihre Kinder nicht, sondern nur Fremde, welche nicht im Kindesverhältnisse zu ihnen stehen. So, will der Herr sagen, sei Er als der Sohn Gottes frei von einer Steuer, die Seinem Vater gegeben werde, wie dieses überhaupt bei der Tempelsteuer gedacht wurde. Wenn Er also, nachdem Er vom Himmel her, wie Petrus jüngst bei der Verklärung mit eigenen Ohren gehört hatte (V. 5), für den Sohn Gottes erklärt worden war, fortan keine Tempelsteuer mehr zahlen würde, sollten das die Jünger begreiflich finden, wie auch, wenn Er um der Jünger willen, die sogar an Seiner ferneren Bezahlung sich stoßen durften, bisher mit der Entrichtung der Tempelsteuer gezögert hatte. Freilich konnte Er das nur

\* [Heinrich August Wilhelm Meyer (1800-1873), *Matthäus-Kommentar*. 5. Aufl., 1864, S. 375.]

einstweilen mit Rücksicht auf die Jünger tun, welche Rücksicht Ihm über alles ging, nicht mit Rücksicht auf die Steuereinnehmer, die ja soweit nicht waren, Jesum als den Sohn Gottes zu nehmen, wiewohl es, genaugenommen, auch von ihnen erwartet werden konnte, wie es ihnen auch zweifelhaft war, ob Er überhaupt eine Tempelsteuer entrichtete. Wir haben hier einen Wink, wie fest und entschieden der Glaube an die Person Jesu als des Sohnes Gottes bei uns sein sollte, wenn derselbe auch eine praktische Bedeutung erhielt, freilich hier nur vorbildlich in etwas sehr Geringfügigem. Ach, was wollte es auch mit uns werden, wenn Jesus nicht [das] wäre, was Er ist! Einen besonderen Zug, um das auch noch zu berühren, mochte der Herr sonst überhaupt nicht zur Tempelsteuer gehabt haben, da Er wohl wußte, welch ein Ende es in Zukunft mit dem Tempel nehmen werde. Auch war ja die Zeit gekommen, da man weder auf diesem noch auf jenem Berge Gott anbeten würde, sondern im Geist und in der Wahrheit ohne einen Tempel in bisheriger Weise. – Wie [...] die Rede Jesu, so hat auch das nachfolgende Wunder eine besondere Feinheit. Wir lesen weiter:

V. 27: „Auf daß aber wir sie nicht ärgern, so gehe hin an das Meer und wirf den Angel; und der erste Fisch, der aufherfähret, den nimm. Und wenn du seinen Mund auftust, wirst du einen Stater finden; denselben nimm und gib ihn für mich und dich.“

„Daß wir sie nicht ärgern“, sagt der Herr. Die Steuereinnehmer konnten auch aus der Nichtbezahlung der Tempelsteuer auf den Gedanken kommen, Er frage nichts nach dem Tempel. Diesen Eindruck aber wollte der Heiland nicht geben. Indessen will Er in Seinen Jüngern, wenn nun doch bezahlt werden sollte, den Eindruck von dem, was Er gesagt hatte, nicht verwischen. Es war Ihm ernst damit, daß Er als der Sohn Gottes zur Entrichtung nicht anzuhalten sei, wobei es Ihm freilich nur um die Anerkennung Seiner Person von seiten der Jünger zu tun war. Wenn es nachher heißt: „Gib ihn für mich und dich“, so ist dieses im Grundtext so ausgedrückt, daß es eine Beziehung auf die ursprüngliche Gesetzbestimmung (2. Mose 30, 12ff.) bekam, wo die vorgeschriebene Münze als Versöhnung für die Seele galt. Einer solchen Versöhnung bedurfte denn der Herr als Sohn Gottes auch nicht. So war die Tempelsteuer auch nach dieser

Seite unpassend für den Herrn. Deswegen hat jetzt der Herr nicht ohne weiteres, daß ich so sage, in die Tasche gegriffen oder greifen lassen, um von Seinem Gelde die Steuer zu bezahlen. Der erforderliche Stater sollte auf eine andere Weise herbeigeschafft werden, daß der Heiland eigentlich doch nicht der Bezahlende war. Das Geld muß Ihm nebenbei zufallen; und weil das durch ein Wunder, das Gott tat, geschieht, so erscheint's als vom Vater dem Sohne gegeben und so, daß das Recht, unbesteuert zu sein, dem Sohne gleichsam verblieb. Der Sohn gibt dem Steuereinnehmer, was Ihm der Vater zu dem genannten Zweck wie zufällig in die Hände spielte; und so blieb Jesus als Kind des Vaters von der Steuer frei. Es gehörte eine feinere Betrachtung dazu, solches zu verstehen. Wenn sich manche Ausleger besser dareinfinden könnten, würden sie nicht so bedenklich zu diesem Wunder hinsehen, [wie] sie tun. Ein frommer Ausleger (Olshausen\*) hat einmal geradezu gesagt, alle Wunder könne er glauben, nur dieses nicht, weil er keinen Zweck in demselben finden könne. Wir aber wollen's eben auch glauben; und nach dem Obigen, denke ich, werde uns das nicht schwer. Dasselbe hat vielmehr etwas recht Befriedigendes für uns. Verwundern müssen wir uns über die Einfalt des Petrus, dem freilich wohl ein Licht aufgegangen ist, daß er, wenn auch nicht augenblicklich, mit der Angel ans Meer geht. Der Fisch mit dem Stater im Munde hing wohl bald an der Angel. Das Geld aber reichte nun für ihn und den Herrn aus. Wir können zugleich daran sehen, wie wir, wenn innerlich richtig stehend, fürs Äußere so wenig zu sorgen nötig haben.\*\*

\* [Hermann Olshausen (1796-1893), *Biblischer Kommentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments*, I, Königsberg 1830, S. 541.]

\*\* Man sehe hierzu auch 2. Timotheus, 2, 3ff: „Wer [als Apostel] in Kriegsdienst geht, der verpflichtet sich nicht in Geschäfte der Nahrung.“

Man tut sicher gut daran, dieses Wunder Jesu als gegeben zu nehmen, und von hier aus das Verständnis zu suchen, wie Blumhardt es macht. Anders als Olshausen hat der eine oder andere Kommentator der Schrift das Wunder zwar geglaubt, es aber Jesus als unzulässiges „Kunststück“ angekreidet, seiner nicht würdig. – Leser, die zu diesen und ähnlichen Stellen der Schriften Blumhardts Kommentare/ Beiträge einsenden möchten, wenden sich bitte an den Herausgeber; wir können diese dann unter [www.blumhardt.com](http://www.blumhardt.com) allgemein zugänglich machen. [Der Hrsg.]

## 18. Kapitel Matthäi

### § 145 Der Größeste

Kap. 18, 1-5

vgl. Mark. 9, 33-37; Luk. 9, 46-48

Zunächst war zu Petrus gesagt worden, er solle ans Meer gehen, um einen Fisch zu angeln, in dessen Mund ein Stater sein werde. Es steht aber nicht dabei, daß Petrus gleich fortgegangen sei, den Auftrag zu vollziehen. Vorerst blieben die Jünger beieinander und entfernte sich auch Petrus nicht, der ja nach V. 21 eine Frage tut, die anzeigt, daß er bei der weiteren Unterredung gewesen war. Das mit dem Fisch hat er denn gelegentlich getan. Jetzt aber „zu derselbigen Stunde“, wie Matthäus sagt, kam außer der Angelegenheit der Tempelsteuer noch allerlei zur Sprache, während die Jünger daheim in Kapernaum um Jesum versammelt waren. Wir lesen:

Matth. 18, 1: „Zu derselbigen Stunde traten die Jünger zu Jesu und sprachen: Wer ist doch der Größeste im Himmelreich?“

Mark. 9, 33: „Und da Er daheim war, fragte Er sie: Was handeltet ihr miteinander auf dem Wege?“ – V. 34: „Sie aber schwiegen; denn sie hatten miteinander auf dem Wege gehandelt, welcher der Größeste wäre.“

Luk. 9, 46: „Es kam auch ein Gedanke unter sie, welcher unter ihnen der Größeste wäre.“ – V. 47: „Da aber Jesus den Gedanken ihres Herzens sah usw.“

Die Berichte sind etwas verschieden voneinander; doch lassen sie sich vereinigen. Zuerst, als sie daheim waren, machte der Herr die Sache mit dem Zinsgroschen fertig. Doch mag vorher schon der Herr um das gefragt haben, was die Jünger unterwegs miteinander verhandelt hätten; und als sie, etwas beschämt, schwiegen, dringt der Heiland nicht weiter in sie. Aber nachher

traten einige Jünger selbst mit der Frage vor, indem sie sie an Jesum richteten. Wenn Lukas von Gedanken redet, die unter sie gekommen seien und die Jesus gesehen oder erkannt habe, so gab das Jesu Anlaß zu Seiner Frage, bei der die Jünger schwiegen, bis sie selbst wieder fragten. So reimt sich alles gut zusammen. Das, daß die Jünger den Herrn fragten, also von Ihm belehrt sein wollten, zeigt an, daß sie in unschuldiger Weise über den Größesten untereinander gesprochen hatten, nämlich ohne Sucht, groß sein zu wollen, und ohne Neid und Eifersucht gegeneinander. Es war einfach eine Frage, über die sie ins klare kommen wollten. Nach Matthäus und Markus lautet die Frage allgemeiner, als wollten sie wissen, wer überhaupt im Himmelreich der Größeste sei. Nach Lukas lag ihnen das nahe, zu wissen, wer in ihrem, der Jünger, Kreise der Größeste sei, d. h. der Vertreter aller einmal werden solle. Beide Fragen spielen ineinander; und wenn von der Gesinnung die Rede sein will, welche dazu berechtige, der Größeste zu sein, so ist sie dieselbe fürs Himmelreich wie für den Jüngerkreis. Der Herr konnte so antworten, daß sie für beides die Antwort hatten. Deswegen läßt Matthäus den Herrn Seine Antwort mit den Worten schließen (V. 4), wer der Größeste sei im Himmelreich, und Lukas (V. 48), wer es unter ihnen allen sein werde. Sonst war's für die Jünger nicht unwichtig, zu wissen, wer, wenn Jesus nicht mehr unter ihnen wäre, der Vertreter aller, also der Erste oder Größeste, sein solle. Unter Zwölfen muß einer dasein, der das Wort führt und für alle handelt, wenn's auch kein Herrschen über die anderen sein soll. Ein Persönliches für einen mochten sie wohl gerne gehört haben; aber sie scheuen sich, bestimmter sich auszudrücken. So kam's heraus, als fragten sie nur nach der Gesinnung, die zur Bevorzugung [sich] eignen könne. Der Herr läßt's dabei und gibt hierauf Seine Antwort. Wir lesen weiter, zuerst in Markus.

Mark. 9, 35: „Und Er setzte sich und rief den Zwölfen und sprach zu ihnen: ‚So jemand will der Erste sein, der soll der Letzte sein vor allen und aller Knecht.‘“

Hier wird den Jüngern zunächst auf die Frage geantwortet, wer unter ihnen der Größeste sein sollte oder eigentlich der Erste. Die Jünger erwarteten wohl, daß Jesus eine Entscheidung geben würde, welchen von den Zwölfen Er vor den anderen

bevorzugt wissen wollte. Er solle, meinten sie, den nennen, von dem Er wünsche, daß er der Erste und der Vertreter aller sein solle. Sie wollten darin eine Gewißheit haben, weil denn doch jetzt schon die Befürchtung an sie kam, sie würden den Herrn verlieren und ohne Ihn sich forthelfen müssen. Da kam es ihnen schwer vor, richtiggestellt zu werden, wenn nicht vorher einer ausdrücklich ernannt wäre. Das aber wollte der Herr nicht durch einen Machtspruch werden lassen. Er hatte ein gleiches Herz für alle; und wenn einer fortan gleichsam mehr sein sollte als die anderen, so wäre doch ein unrechter Ton in ihren Kreis gekommen, sowenig sie auch im Augenblick ehrsüchtig sein wollten. Das Recht, der Erste zu sein, hatten im Grunde alle; und wenn jetzt der Herr einen vor den anderen hervorgehoben hätte, so wäre doch damit auch Sein Urteil ausgesprochen, daß Er den für den Besten halte. Wie konnte das der Herr tun? Dazu war ein Judas noch in ihrer Mitte, den's wohl vor allen gelüstete, der Erste zu sein, und der um des Beutels willen, den er trug, schon meinte mehr zu sein, den es also auch unangenehm berührt hätte, wenn ein anderer statt seiner genannt würde. Damit hätte der Herr auch einigen Anlaß gegeben, daß Judas verbittert und zuletzt Verräter wurde. Die Frage der Jünger konnte also unmöglich nach ihrem Sinn beantwortet werden.

Wie schön aber lautet die Antwort Jesu: „So jemand will der Erste sein, der soll der Letzte sein vor allen und aller Knecht.“ Damit ist gesagt, daß sich's mit der Bevorzugung eigentlich von selbst machen werde; und jedem wird der Rat gegeben, wie er sich Geltung vor allen verschaffen könnte. Es braucht nicht einer ein für allemal der Erste zu heißen; denn es kann an jeden kommen, je nachdem er weiß, der Letzte von allen und aller Knecht zu sein. Überall macht man sich gerne an den, der der Letzte ist in Ansprüchen, der sich leicht für alle hergibt, an den alle mit allem sich wenden dürfen, ohne zu fürchten, abgewiesen zu werden, der sich auch zu gefährlicher Vertretung hergibt und vorschieben läßt, ohne die Gefahr und das Schwere auf andere verlegen zu wollen. So braucht's keiner besonderen Berufung; denn die dienstfertige Gesinnung, bei welcher einer zum Niedrigsten und Geringsten sich hergibt, macht ihn ganz von selbst zum Ersten. Haben sie alle diese Gesinnung,

so sind alle zugleich die Letzten und die Ersten. Wenn man jemand zum voraus zum Ersten macht, so wird dieser bald in vielem weniger dienstfertig oder Knecht sein, daß er als Erster andere tun heißt, was er selbst als Letzter tun sollte. Anderen aber sagen: „Tu du das!“, das ist der erste Schritt zu einer herrscherischen Art. Bald kommt das Streben dazu, sich nichts vergeben zu wollen, wobei man sich schon in einiger Würde fühlt. Kommt aber das Gefühl der Würde in jemand auf, so geht's immer rascher auf ein Herrschen hinaus, wie es nur weltliche Herren und Könige haben und Jünger Jesu nicht haben sollten. Anderen befehlen, Vorschriften machen, Forderungen auflegen soll nicht Sache der Jünger sein, auch derer nicht, welche die Vertreter aller sind. Wie wichtig und tief geht doch da das Wort Jesu, daß der der Erste sein werde, der sich als Letzten stelle und als den Knecht aller! Keine Herren übereinander, sondern Knechte untereinander sollen die Jünger sein und sollten auch die sein, die einmal als Älteste, Vorsteher, Bischöfe angestellt sein würden, wie denn auch eine Klasse von Dienern bestand, für die sich's doch nicht schickte, den Herrn zu machen. Hierin aber sind in der Folge die Christen nicht weit gekommen. Bei den Zwölfen wurde es so – aber auch wohl bei ihnen allein; und wieviel hat das verderbt, daß es bei der Nachwelt nicht angenommen wurde, da immer jeder nur Herr über den anderen, nicht leicht Knecht unter den anderen sein wollte.

Wie Markus mit diesem Teil der Rede Jesu angefangen hat, so schließt mit demselben Lukas, bei dem der Herr sagt:

Luk. 9, 48: „Welcher aber der Kleinste ist unter euch allen, der wird groß sein.“

Jetzt erst will der Herr an einem Kinde das veranschaulichen, was Er den Jüngern sagte. Es heißt:

Matth. 18, 2: „Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie.“ – (Mark. 9, 36: „Und Er nahm ein Kindlein und stellte es mitten unter sie und herzete dasselbige.“ – (Luk. 9, 47: „– ergriff Er ein Kind und stellte es neben sich.“)

Es ist rührend zu lesen, wie Jesus das Kind oder Kindlein mitten unter die Jünger und neben sich stellte, auch herzete, um es zufriedenzustellen oder um ihm einen segnenden Einfluß zukommen zu lassen. Kinder und Kindlein, wenn ihnen die Lie-

be fühlbar wird, sind überaus glücklich und selig, sich geliebt und geherzt zu sehen. Schnell hängen sie sich so an, daß es ihnen wehe tut, selbst Tränen verursacht, wenn sie wieder weg müssen. Was verlor auch ein Kindlein, wenn es wieder vom Heiland weg mußte; und die Kindlein hatten eine tiefere Empfindung von Ihm, als wir uns denken mögen. Wo hat aber der Herr das Kind so schnell herbekommen? Er war daheim. Waren denn da auch Kinder? Ich denke mir, es haben sich immer an den offenen Türen Mütter mit Kindern hergemacht, die etwas erlauschen wollten und die Kinder gerne mitnahmen, weil wahrscheinlich auch sonst viel Zug unter den Kindern bis Kindlein zum Heiland wahrgenommen wurde. Da hat denn also der Herr ein Kind zu sich hergerufen oder hat [...] es ergriffen, bei der Hand genommen und zu sich hergestellt, während die Jünger auf dem Boden lagen, wie das im Morgenlande war. Auch der Herr saß nicht auf einem Stuhl, sondern war liegend, auf den Arm gestützt. Angesichts des Kindes nun, das allen in Sicht war, gibt der Herr Seine Lektion. Es heißt:

Matth. 18, 3: „Und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ – V. 4: „Wer sich nun selbst erniedriget wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreich.“

Diese Lektion ist von Markus und Lukas nicht hervorgehoben worden und findet sich nur bei Matthäus. Später hat der Herr bei einer anderen Gelegenheit Ähnliches gesagt (Mark. 10, 15; Matth. 19, 14). In unserer Stelle ist es bestimmter an die Jünger gerichtet, daß sie umkehren und werden sollten wie die Kinder, wohl mit Beziehung darauf, daß sie mit der Frage über den Größten sich nicht so viel beschäftigen sollten, weil schon das gegen den Kindersinn ist, den sie also noch besser lernen müssen. Werden sie nicht ganz Kind sein, so kann selbst der Eingang ins Himmelreich ihnen fehlen. Der Heiland nimmt da Seine Jünger stets wie andere Menschen, die nie sicher werden dürfen, als ob ihr Anteil am Himmelreich selbstverständlich wäre. Fehlt aber der Kindersinn, so gibt's noch vieles, was wider den Glauben ist, und fehlt namentlich Buße und Selbsterkenntnis. Vom Kindersinn aber wird hier nur das hervorgehoben, daß

[der], [der] ihn hat, sich selbst erniedrigt, wie ein Kind sich immer unter andere stellt und nicht für sich etwas sein will. Kinder, wenn noch Kindlein, machen auch keinen Unterschied zwischen hoch und niedrig; und mit dem niedrigsten, schlechtest gekleideten Kindern können sie so gut Freundschaft schließen [wie] mit ebenbürtigen, vornehmen und feingekleideten Kindern. Ihre Einfalt sieht über alles hinweg und läßt andere nicht geringer sein als sich. So sollte den Jüngern nicht einmal der Gedanke kommen von einem Hoch oder Niedrig unter ihresgleichen. – Der Herr setzt noch weiter hinzu:

Matth. 18, 5: „Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“

Mark. 9, 37: „ – und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.“ – So auch Lukas.

Der Anblick des Kindes und dessen zutrauliche Art hat das Gemüt des Heilandes angeregt, der es ja im Geiste sieht, wie vielem solche Kinder in der Welt ausgesetzt sind. Sie aufnehmen, d. h. sich ihrer annehmen, schon im täglichen Verkehr ihnen gute Eindrücke zu geben suchen und sonst ihnen Gutes tun und Hilfe bieten, wird hoch angeschlagen vom Herrn, der zugleich an Seinen Vater erinnert, welcher es ansieht, als ob Er selbst aufgenommen würde. Denn die Kinder sind des Herrn, wie eine Person mit dem Herrn, gleichwie bei uns Kinder gleichsam eine Person mit den Eltern sind. Ach, wie dürften wir das oft im Auge haben, daß wir dem Vater im Himmel selbst wohl- oder wehe tun, je nachdem [wie] wir uns zu den Kindern halten!

Übrigens wollen wir die Worte noch näher ansehen. Der Herr redet von der Aufnahme eines Kindes in Seinem Namen, d. h. statt Seiner, daß der Aufnehmende dem Kinde das nämliche sein will, was ihm wie allen Menschen der Heiland sein würde, wenn Er gegenwärtig wäre. Wer eines Kindes ansichtig wird, sollte nur gleich dran denken, daß er Heilandsstelle an ihm zu vertreten habe. Das tut er, indem er das Kind als ein Heilandskind ansieht und behandelt, das er in den Bereich des Reiches Gottes zu bringen hat und an dem er nichts versäumen darf, ihm das Reich Gottes zu sichern. Er weidet das Lamm an Jesu Statt. Ist's so, so nimmt er mit dem Kinde Jesum auf und mit Jesu den

Vater, zu dessen Ehre alles geschieht. Von einer anderen Aufnahme, wie man bei uns oft Kinder ganz aufnimmt, kann hier nicht die Rede sein, da der künftige Beruf der Apostel dieses nicht zuließe. Solche Aufnahme geschieht nicht immer in Jesu Namen und hat daher mitunter nicht den gehofften Segen.

## § 146 Vom Ärgernis

Kap. 18, 6-9

vgl. Mark. 9, 38-50; Luk. 9, 49-50

Der Herr ist noch daheim in Kapernaum; und diesmal werden von den Evangelisten, namentlich von Matthäus, mehr als sonst allerlei Einzelheiten aus der Unterredung Jesu mit Seinen Jüngern angeführt. Sie kamen von einem zum anderen. Zuerst war's die Tempelsteuer, dann die Frage, wer der Größte sei, worüber verhandelt wurde. Noch stand das Kind in der Mitte des Kreises, das Jesu Veranlassung zu allerlei Reden gab, die durchs ganze Kapitel des Matthäus sich fortsetzen. Zuerst sprach Er von der Aufnahme eines solchen Kindes, nachher von den Ärgernissen, mit welchen Kinder so oft geärgert werden, dann noch von allerlei anderem. Von dem Ärgernis redet jetzt gleich Matthäus. Dazwischenhinein aber setzen Markus und Lukas eine Frage, welche Johannes im Namen der anderen an den Herrn tut; und diese wollen wir nun doch auch hereinziehen. Wir lesen:

Mark. 9, 38: „Johannes aber antwortete Ihm und sprach: Meister, wir sahen einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgte; und wir verboten's ihm, darum daß er uns nicht nachfolgte.“ – V. 39: „Jesus aber sprach: Ihr sollt's ihm nicht verbieten, denn es ist niemand, der eine Tat tue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden.“ – V. 40: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ (Lukas 9, 49. 50 dasselbe, nur kürzer.)

Die Frage des Johannes will nicht recht in den Zusammenhang der Unterredung passen. Indessen kann doch die Wei-

sung Jesu, sich selbst zu erniedrigen, dem Johannes und anderen etwas ausgemacht haben. Wenn sie nämlich einem Menschen, der in Jesu Namen Teufel austrieb, solches verboten, weil er nicht unter den Nachfolgern Jesu war, so mag dabei doch eine minder gute Ader in ihrem Inneren mit dagewesen sein, eine Art Scheel-sehen, daß ein anderer sich das herausnehmen sollte, was Jesus ihnen gegeben hatte, nachdem sie sich ganz für Jesum hergegeben hatten. Soll's nun, dachten sie, einer so leicht nachmachen können und dürfen, ohne sonst sich zum Herrn mit Verleugnung seiner selbst zu halten? Jetzt wird's ihnen wohl fühlbar, daß sie unrechte Empfindungen gehabt hatten, als stellten sie sich über andere, und sollten sich doch unter sie stellen. Auch das Wort Jesu: „Wer aufnimmt in meinem Namen“ konnte Anlaß zur Frage des Johannes geben, weil er von einem Menschen redete, der auch im Namen Jesu handelte und doch nicht richtig zu stehen schien. Kurz, die Frage kommt quer herein; und Jesus beantwortet sie, ohne den Faden des Gesprächs, das Er nachher fortsetzte, fallenzulassen.

Es ist wohl nicht anzunehmen, daß der Mensch, der in Jesu Namen Teufel austrieb, gleichsam ein Handwerk daraus gemacht habe. Der Erfolg rechtfertigte ihn, daß er mit einer gewissen Einfalt und jedenfalls auch mit einem starken Glauben an Jesum den Dämonen gebot. Er mag es auch aus Mitleiden getan haben, wenn er Besessene wahrnahm und Jesus und Seine Jünger nicht in der Nähe waren. Da wagte er's, und es gelang ihm. Wäre der Mensch innerlich unrecht gestanden, so würden die Dämonen ihm schwerlich Folge geleistet haben; und in die Länge wäre es keineswegs so fortgegangen. Fast erforderte es auch die Ehre des Namens Jesu, daß es gelingen sollte. Möglich ist es ferner, daß die Dämonen eine solche Furcht vor dem Namen Jesu hatten, daß sie augenblicklich wichen, wenn ihnen in diesem Namen geboten wurde. Nur ist es dann eine Frage, ob es hintennach dasselbe war, wie wenn Jesus oder die Apostel austrieben. Wenn diese es taten, war sicher geholfen, wie es nun sein mochte. Tat's einer, der keinen Auftrag dazu hatte, so konnte es etwa geschehen, daß die Dämonen ausfuhren, hintennach aber verstärkt wiederkamen, wie der Herr es einmal auslegte (Matth. 12, 43ff.). Je lauterer indessen sonst der Mensch war, desto eher konnte



es auch eine bleibende Hilfe sein, wenn er gebot. Jedenfalls verbietet's jetzt der Heiland, dem Menschen es zu verwehren, und zwar, weil derselbe in keinem Fall als Feind gegen Jesum aufzutreten geneigt sein würde, wenn er selbst doch in Jesu Namen Taten zu tun vermöge. Er zeigte sich als einen, der nicht wider den Herrn und die Seinen war und darum für sie; und so konnte es ihm auch wehe tun, wenn es ihm von den Aposteln verwehrt wurde. Damals aber machte es dem Gemüte des Heilands viel aus, daß man Ihm nur nicht auf den Tod feind war. Für uns mag das auch eine wichtige Lehre sein, daß wir nicht so schnell jemandem etwas wehren, das er unberechtigt im Geistlichen tut, wenn es nur nicht wider den Herrn ist. Ob's recht oder nicht recht ist, müssen wir dem zu richten überlassen, der Herzen und Nieren prüft. Wir müssen daher vieles laufenlassen, ob es wohl uns treiben möchte, dagegen aufzutreten. Wenn aber Unberechtigte sich auf unsere Stelle berufen wollen, so müssen sie wohl bedenken, daß ihnen nicht wehren noch nicht eine Billigung ihres Tuns ist.

Nachdem diese Zwischenrede vorüber war, kehrt Jesus zu dem zurück, was Er noch weiter bezüglich der Kinder den Jüngern ans Herz legen wollte, zuerst anknüpfend an die Aufnahme in Seinem Namen nach Markus, bei dem es heißt:

Mark. 9, 41: „Wer aber euch tränket mit einem Becher Wassers in meinem Namen, darum daß ihr Christo angehört, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unvergolten bleiben.“

Matthäus, der diese Rede Jesu schon früher angeführt hatte (10, 42), übergeht sie hier; und nur Markus setzt sie her. Sie macht es deutlich, von welcher Aufnahme der Heiland redete, da Er vom Aufnehmen der Kinder sprach. Kinder in Seinem Namen aufnehmen heißt es, wenn man ihnen an Seiner Statt Gutes tut, aushilft und sie versorgt, besonders in Zeit der Not und Bedrängnis. Der Herr redet übrigens jetzt nicht von Kindern allein, redet ja vielmehr Seine Jünger an, denen oft mit einem Becher Wassers eine große Wohltat geschah; und wer diese Wohltat ihnen zukommen ließ, zeigte sich auch wenigstens nicht wider sie, sondern für sie, wenn er auch sonst nicht mit ihnen ging, wie der Mensch, der in Jesu Namen Teufel austrieb. Handelte er also mit der Darreichung des Wassers in Jesu Namen oder darum, weil sie Christo

angehörten, so galt er dem Herrn als ein Freund, der für Ihn war; und so konnte Er's ihm nicht unvergolten lassen. Die Jünger sind ohnehin gleichsam eine Person mit ihrem Meister; und somit geschieht, was man an ihnen tut, Jesu selber. Auch der Vater im Himmel sieht's als Ihm zuliebe getan an. Worin wird aber die Vergeltung bestehen? Sie kann keine andere sein, als daß der Herr die Tat als eine Glaubenstat nimmt, um derentwillen Er dem, der sie tut, das ewige Leben gibt, wenn derselbe auch sonst weniger sich zu den Gläubigen hielt. Wie vielen, die sonst gleichgültig, kalt, ungeistlich, außer Zusammenhang mit Jesu und den Seinen hingehen, wird so einmal Barmherzigkeit widerfahren, die sie sich selbst nicht versprechen. Wollen wir Systemleute scheel da zusehen? Wie werden jene sich einmal erholen von ihrer Angst, wenn es heißen wird (Matth. 25, 40): „Was ihr einem dieser geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ – Nun aber kommt der Herr auch ans Ärgernis. Bei Matthäus heißt es:

V. 6: „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.“ (Markus dasselbe; nur sagt er: „der Kleinen einen.“)

Jesus hat offenbar das Kind noch vor sich. Dieses hat sich zutraulich gegen Ihn gestellt, hat etwas empfunden für Ihn, wie wir's auch bei Kleinen oft finden können, daß sie Gefühle und Anregungen zeigen, die wir wohl Glauben nennen können. Jenem Kinde stand Jesus hoch da, höher als alle, die es kannte. Ein ausgebildeter Glaube ist's freilich nicht, aber ein Glaube, vermöge dessen es dem Herrn Göttliches zutraut, Ihn als nahe bei Gott und eins mit Gott nimmt. Aus dem Herzen des Kleinen auch nur diesen Glauben nehmen, heißt dasselbe auf eine Weise ärgern, die dem Heilande Herzweh macht. Indessen geht der Herr doch von dem Kinde aus weiter, auf größere Kinder, ja auf alle, die an Jesum gläubig geworden sind, aber doch noch so stehen wie die Jugend, daß ein Schwätzer und Verführer sie leicht umstimmen kann. Wie oft kommt das vor! Ältere Leute sind sicherer im Glauben, wenn sie den einmal erfaßt haben. Hier aber ist von beweglichen, noch nicht zur vollen Reife gekommenen Menschen die Rede, die so lange Kinder sind, [wie] sie noch nicht zum vollen Mannesalter gekommen sind und dar-

um noch der Verführung ausgesetzt sind. Von den Verführern sagt der Herr, es wäre ihnen zuträglicher, ins Meer versenkt zu werden, da es am tiefsten wäre, womit Er hervorheben will, wie gar weit solche Menschen entfernt gestellt werden sollten, um ihre höllische Verführung nicht anbringen zu können. Sollte es ihnen gleichsam möglich sein, aus der Tiefe wieder hervorkommen, so soll sie daran der auf sie gelegte Mühlstein hindern. – Der Herr sagt weiter:

V. 7: „Wehe der Welt der Ärgernis halber! Es muß ja Ärgernis kommen. Doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!“

In diesen Worten spricht sich der Heilandssinn aus, den Jesus für die Welt, die ganze Welt, empfunden hat. Durch was ist die Welt geworden, was sie ist? Durch lauter Ärgernisse, denen sie von Verführern ausgesetzt ist. Das erste Ärgernis gab die Schlange. Sie brauchte nur einmal persönlich den Anfang zu machen; dann lief schon alles von selbst. Schon das Weib gab dem Manne ein Ärgernis, daß er aß, wie sie aß; und so ist's durch die ganze Menschengeschichte fortgegangen, daß alle Ärgernisse, durch welche sich die Menschheit verderbte, von Menschen ausgegangen sind. Wohl sind Mächte der Finsternis hinter allem im Versteck; aber vor Augen sind's immer und überall und in allem Menschen, die einander ärgern und verderben. Wie oft wächst die Jugend so lieblich heran, daß man meinen könnte, es sei kein Äderlein Böses an ihr. Aber Menschen sind's, die sie verderben, oft schon Eltern und Geschwister, dann Altersgenossen, Gespielen, Freunde, wieviel mehr Fremde aller Art. Wie schnell ist ihre Unschuld dahin und kehrt ein Laster ums andere ein und wird die Seele so vergiftet, daß sie mehr ins Böse hinein denkt und redet und handelt als ins Gute. Daher das Wort Jesu: „Wehe der Welt der Ärgernis halber!“ Es ist das ein Ausruf des Mitleids, nicht des Fluchs, wie wir's etwa zu nehmen geneigt sein möchten. Denn Er sieht so klar in das Wehe hinein, unter welchem alles, was Mensch heißt, seufzt, ohne irgend sich aus sich selbst helfen zu können.

Der Herr sagt weiter: „Es muß ja Ärgernis kommen!“ Nachdem einmal die Welt geworden ist, was sie ist, wird's zur Notwendigkeit, daß Ärgernisse kommen. Es ist nicht nur

unvermeidlich, sondern eigentlich notwendig, nicht, daß Ärgernisse wirklich verfangen, sondern daß sie gegeben werden, weil eine Heilung und endliche Erlösung nur dadurch möglich ist, daß der Kampf wider das Böse, das von allen Seiten auf den Menschen einstürmt, bei allen in einen Schwung kommt, der endlich aus allem Übel heraushebt. Aber freilich dazu mußte ein Helfer kommen, der mit der Vergebung der Sünden, die der Glaube erlangt, dem Menschen innerliche Stärke gibt, den Ärgernissen zu widerstehen, und nicht nur das, sondern auch die ins Ärgernis hineintreibenden finsternen Mächte zu überwältigen und unter seine Füße zu bringen. Solches ist nur möglich, wenn den Ärgernissen freier Lauf gelassen wird, weil sie dann der rettenden Hand des Herrn einen Anlaß geben, durch alles hindurch Siege zu erkämpfen. So geht's denn in der Menschheit durch Siegen und Unterliegen dem endlichen großen Triumph zu, da alle Zungen bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes, des Vaters. Aber Wehe, viel Elend, Jammer und Herzeleid hat's gebracht, und namentlich denen, durch welche Ärgernisse kommen, wie der Herr sagt. Vielerlei ernste und wichtige Gedanken könnten hier noch ausgesprochen werden; aber das Wichtigste ist verdeckt vor unseren Augen, daß man's nicht fassen und begreifen kann. Aber gottlob, daß wir einen Heiland kennen, der alles zu einer großen Erlösung herrlich hinausführen wird, weil Ihm nichts unmöglich ist. Die Erfahrung zeigt's hinlänglich, wie dem Wehe wird, der Ärgernisse gibt. Da sollte doch ein jedes, in welchem noch ein Gutes mahnt, sich wohl hüten, verderbenden, vergiftenden und tötenden Einfluß auf andere auszuüben. Denn was sie verderben, fällt wieder auf ihren eigenen Kopf zurück! Der Herr will aber im weiteren den Menschen auf sich selbst zurückführen, daß er sich vor dem ihm am nächsten liegenden Ärgernisse bewahren lerne. Davon das nächste Mal.

## § 147 Vom Ärger

(Schluß)

Kap. 18, 6-9

vgl. Mark. 9, 42-50

Der Herr will, wie bereits im Obigen bemerkt, den Menschen noch auf sich selbst zurückführen, daß er sich vor dem ihm am nächsten liegenden Ärger, das er sich selbst gibt, bewahren lerne. Er fährt daher fort:

Matth. 18, 8: „So aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so hau ihn ab und wirf ihn von dir. Es ist dir besser, daß du zum Leben lahm oder ein Krüppel eingehest, denn daß du zwei Hände und zwei Füße habest und werdest in das ewige Feuer geworfen.“ – V. 9: „Und so dich dein Auge ärgert, reiße es aus und wirf es von dir; es ist dir besser, daß du einäugig zum Leben eingehest, denn daß du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen.“ (Markus gibt's umständlicher und macht die Rede dreiteilig, indem er zuerst von der Hand allein, dann vom Fuß und endlich vom Auge redet, dreimal das erste wiederholend. Auch setzt er jedesmal zum ewigen Feuer hinzu: „da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht“.)

In der Hand, in dem Fuß, in den Augen hat der Mensch leicht etwas unwillkürlich Treibendes. Die Hand greift, der Mensch weiß es nicht, denkt nichts dabei, aber Gelüste treibt ihn. Ebenso geht der Fuß, und der Mensch kann nicht anders. Das Auge sieht und fällt unwillkürlich auf Verführerisches, erschrickt wohl, bleibt aber doch darauf ruhen, wie von einer finsternen Macht gezogen. Wie oft wäre es gut, jemandem Fesseln an die Hand legen zu können, wie man's Mordlustigen tut, ebenso an den Fuß, auch sein Auge zu verhüllen. Denn Unzählige sind nichts gefährlicher, als eine freie Hand, einen freien Fuß, ein freies Auge zu haben. Es ist, wie wenn diese ihre Glieder von einer Macht der Finsternis in Beschlag genommen wären. Da kommt alles darauf an, daß ein Mensch diese bindende Macht unter sich bringt, also sein Auge, seine Hand, seinen Fuß seinem Willen und seiner Vernunft untertan zu machen weiß. Meist aber kostet ihn das so viel, daß es ihm ist, als hiebe

er sich Hand oder Fuß ab oder risse sich ein Auge aus. So peinlich und schmerzlich ist es ihm, wenn er die Glieder von dem zurückhalten will, wozu sie ihn mit Gewalt treiben wollen. Der Heiland will dabei aber auch andeuten, daß der Mensch das eigentlich gar nicht fertigbringe, solange er die Glieder noch habe. Denn er nimmt's mit allem so leicht und denkt, es habe keine Gefahr. Er meint, das und das dürfe er wohl sehen, so und so weit, dahin oder dorthin dürfe er ohne Gefahr gehen; und die Hand könne auch gar zu vorsichtig und ängstlich sein. Ein Entschuldigendes, ein Schönmachendes, ein Unschuldig-Darstellendes ist in ihm, das jeder Zurückhaltung entgegenspricht oder sie übertrieben, ja närrisch findet. „Was soll auch das zu sagen haben?“ bekommt ein Warnender leicht zur Antwort; und wie gerne möchte der oft an ihm tun, was der Heiland sagt, daß dieser an sich selbst tun solle. Deswegen sieht's bei vielen wirklich so aus, daß sie nur bewahrt blieben, wenn sie die Glieder gar nicht mehr hätten. O lieber Mensch, du weißt's wohl; denn es ist gewiß keiner, der das liest, dem nicht sein Auge oder seine Hand oder sein Fuß arge Possen schon gespielt hat, während er meinte, vor allem Argen gesichert zu sein.

Weil es so steht, redete der Herr von wirklichem Abtun der Glieder, um recht ernst zu sagen, was Er sagen will und wie man sich's alles kosten lassen sollte, um dem Ärger, zu dem Hand und Fuß und Auge treiben, nicht anheimzufallen. Das Abtun stellt Er dem gleich, wenn jemand sich selbst wider die Neigung zum Bösen Zwang antut, weil letzteres ihm so schmerzlich und peinlich ist [wie] ersteres. Wie Fuß und Hand und Auge den ersten Eltern das Ärger war zum Sündenfall, das ist ja doch bekannt; und doch hätte es bei ihnen keine Not gehabt, wenn nur nicht Ungehorsam gegen das Verbot ihren Gliedern Empfänglichkeit für die einnehmende finstere Macht gegeben hätte. Der Baum im Paradies war ihnen verboten. Aber ihr Fuß ging hin, weil sie das Hingehen zum Baum unschuldig nahmen. Das Weib rührte die Frucht an; und doch war ihr das, wie sie selber sagt, verboten. Sie schauete ferner an, daß vom Baum gut zu essen wäre und lieblich anzusehen; – und schnell hat die Hand die Frucht zum Munde geführt. Eine geheime Macht wirkte schon von der Schlange auf sie. Bei uns handelt

sich's um ein Ertönen der in uns liegenden Lust, die schon nicht nur im Herzen, sondern auch in den Gliedern sitzt; und wer da nicht abhaut, ausreißt, d. h. mit festestem Willen widersteht, daß er das Auge nicht sehen, den Fuß nicht gehen, die Hand nicht greifen läßt, der fällt dem Ärgernis anheim, das ihm seine eigenen Glieder geben. Dem natürlichen Menschen ist's oft nicht möglich, zu widerstehen; und wenn ein geistlicher Mensch nicht auf der Hut ist, namentlich unausgesetzt nicht sich selbst fürchtet, wird's mit ihm nicht besser gehen. Aber der Herr läßt's den Aufrichtigen gelingen.

Der Mensch soll also, um des ewigen Lebens nicht verlustig zu gehen, in dieser Welt lahm oder ein Krüppel oder einäugig werden. Wie wird er das, ohne in der Wirklichkeit es zu werden? Er wird's, indem er sich der Welt gegenüber, die mit ungebundenster Freiheit ihre Glieder sich bewegen läßt, als einen Lahmen oder Krüppel oder Einäugigen benimmt, dem also eine Hand oder ein Fuß oder ein Auge fehle. In Unzähligem nämlich muß er zurückbleiben. Er darf gar vieles, was alle tun, nicht tun, weil er das Ärgernis scheut, das die anderen nicht scheuen. So kann er den anderen als ein Sonderling erscheinen, den sie einem Lahmen, einem Krüppel, einem Einäugigen gleichstellen. Sei's nun, daß er unter den Leuten als ein solcher einhergeht und gilt und weder Hand noch Fuß, noch Auge regieren läßt, wo andere diesen Gliedern vollauf zu tun geben, wenn ihm dann nur dort das ewige Leben verbleibt. Die anderen machen alles mit, wie's ihnen kommt, und legen ihren Gliedern keine Schranken an; und ihr Ende kann werden die Hölle, das ewige Feuer. Wer hatte nun das beste Teil erwählt? Wir müssen bedenken, daß der Heiland in einer Zeit redet, da es wirklich noch so war und der Mensch sich kaum vor dem ewigen Feuer schützen konnte, wenn ihm der freie Gebrauch aller seiner Glieder verblieb. Durch Ihn, den Heiland der Welt, der Sein Leben für uns gelassen, damit wir stark würden wider die Sünde, auch den Geist von oben empfangen, der uns tüchtig machte zum Überwinden des Bösen, ist es erst möglich geworden, seine Glieder im Zaum zu halten. Und doch, wie wenige von denen, die an Ihn glauben, achten darauf. Denn sie fahren fort, Hand und Fuß und Auge spielen zu lassen nach der Macht der Finsternis, die in diesen

Gliedern Herr sein will. Was wird's dann sein? Ach, wie kommt der Mensch trotz eines Heilandes immer wieder ins Gedränge vor Hölle und ewigem Feuer! Aber den Lauteren läßt's der Herr gelingen.

Der Herr redet nun von einem höllischen Feuer, in welches geworfen zu werden die Gefahr laufen, die sich durch Ärgernisse von Gott und Seinem Wort abbringen lassen, insbesondere den Lebensweg nicht ergreifen, der durch Jesum Christum eröffnet worden ist. Sie können von den Sünden nicht lassen, zu denen ihre Glieder als verführerische Helfershelfer ihnen einen Hang geben. Als Krüppel und Einäugige, d. h. als solche, die in diesem Leben sich vielfältig stellten, als hätten sie ihre Glieder gar nicht, um nicht durch diese, wenn sie sie ganz frei handeln ließen, ins Netz des Verderbens gezogen zu werden, könnten sie eher zum ewigen Leben kommen. Was hilft's, in dieser Welt alles mitgemacht zu haben, gewissenlos den Sünden dienend, wie sich Gelegenheit dazu bot, wenn solches das Verderben im Feuer einbringt? Umgekehrt, wie finden sich die, die in Verleugnung ihrer selbst sich geübt haben, so herrlich belohnt, nun das ewige Leben zu besitzen!

Es fragt sich nun, von welchem höllischen Feuer da die Rede ist, in welches die Sicherer hineingeworfen zu werden Gefahr laufen. Wir dürfen doch nicht zu schnell an den Großen Gerichtstag denken, mit Bezug auf welchen der Herr da rede, vielmehr müssen wir als vom Herrn erwähnt das nehmen, was die nächste Folge der Sünde ist in dem anderen Leben. Die, welche ungescheut mit Mißbrauchung ihrer Glieder, deren Besitz sie dazu benützten, allerlei Frevel und Sünden begehen, haben die Strafe dafür, wenn sie nicht noch durch Buße anders geworden sind, unmittelbar nach diesem Leben schon zu tragen. Ins ewige Leben können sie nicht eingehen, weil sie zu fern von Gott stehen; und so kann es gar nicht anders sein, als daß sie in Peinorte versetzt werden. Von diesen nennt der Herr den härtesten, den es gibt, nämlich den des Feuers, von welchem Er auch beim reichen Manne (Luk. 16, 22f.) redet, von dem es heißt, daß er, als er gestorben und begraben war, in der Hölle und in der Qual war und daß er Pein litt in der Flamme. Unmittelbar nach seinem Tode ging's dem reichen Manne also; und so geht's allen

denen, die des ewigen Lebens nicht gewürdigt werden, daß sie alsbald an einen unseligen Ort oder in einen Ort der Qual kommen. Daß dieser etwa nicht immer ein höllisches Feuer sein werde, daß es überhaupt Grade der Pein und Trübsal des unseligen Lebens nach dem Tode gebe, mögen wir uns denken. Aber die Feuerspein mag doch nicht gerade eine seltene sein, obgleich im Neuen Testamente durch den Kreuzestod Christi auch bei schwachem Glauben allerlei Milderungen mögen eingetreten sein für die Zeit des Wartens bis auf den Jüngsten Tag, da sich's erst entscheiden wird, ob über die, die bis dahin in der Pein gewesen sind, die wirkliche Verdammnis noch werde verhängt werden.

Auch bei Jesaja, aus welchem der Herr den Spruch nimmt (66, 24), ist es sehr erkennbar, daß noch nicht vom Großen Gerichtstag, sondern nur von einer einstweiligen Verdammnis der Gottlosen die Rede ist, da offenbar die monatliche Erinnerung an die Qual der Verworfenen, als ob diese mit Augen angeschaut werden könnte, ein warnendes Beispiel für die noch lebenden Menschen sein soll. Jedenfalls ist es nicht zu denken, daß, wenn einmal das Gericht vorüber und die Seligkeit der Seligen vollendet sein wird, diese Seligkeit durch den Anblick der Verdammten alle Monate unterbrochen werden sollte, indem die Verdammten „allem Fleisch werden ein Greuel sein“ als etwas, das einen Schauer einflößen wird. Das Große Gericht ist also bei Jesaja noch nicht vorüber. Wenn es aber doch heißt: „Da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht“ und wenn mit Bezug hierauf das Feuer in unserer Stelle ein ewiges Feuer genannt wird, so ist das so zu nehmen, daß der Zustand der Gerichteten, solange sie darin sind, immer derselbe bleiben werde und daß keinerlei Veränderung ihrer Leiden vorgehen werde, sie also nicht nach und nach ins Bessere werden versetzt werden, wenn nicht ins Ganze eine Veränderung kommt. Gleichmäßig dauert ihre Pein fort, sowohl des Feuers als [auch] des Wurms, bis auf den Tag des eigentlichen Großen Gerichts. Dann werden gewiß ihrer viele befreit werden, da der Herr zuletzt viel Erbarmen noch wird walten lassen. Aber eine sehr ernste Lehre ist uns doch damit gegeben, daß es mit dem, was unmittelbar nach dem Tode über den Menschen verfügt wird, keine Veränderung geben kann, bis die Zeit des Großen Gerichts oder, so[weit] möglich,

einer allgemeinen Erlösung eintreten wird. Auch die Geschichte des reichen Mannes lehrt uns dasselbe.

## § 148 Wider Verachtung der Kleinen

Kap. 18, 10-14

Der Herr sitzt immer noch daheim in Kapernaum (siehe § 146) traulich bei Seinen Jüngern und fährt fort, Weiteres diesen zu Gemüte zu führen. Das Kind, das Er unter sie gestellt hatte, mag immer noch dagestanden sein – denn Er redet „von diesen Kleinen“ –; und das nächste hat wieder Bezug auf die Kinder. Er warnt vor der Verachtung der Kleinen und verstärkt Seine Warnung damit, daß Er auseinandersetzt, welche Sorge ein verlorenes und welche Freude ein wiedergefundenes Schaf mache. Wir lesen in Matthäus, der das Weitere alles allein hat:

V. 10: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.“ – V. 11: „Denn des Menschen Sohn ist kommen, selig zu machen, was verloren ist.“

Unter der Verachtung der Kleinen versteht jetzt der Herr das, wenn man keinen Eifer und Fleiß anwenden will, die Kleinen dem Heilande zuzuführen oder Ihm zu sichern. Leicht kommt es an den Menschen, daß er die Kleinen, worunter auch größere Jugend mit gedacht werden muß, über die Achsel ansieht und nicht viele Lust hat, ihretwegen sich zusammenzunehmen, um ihnen nützlich und förderlich im Glauben zu werden. Manche tun, als ob es den Wert gar nicht habe, sich viel mit Kleinen im Geistlichen abzugeben, meinend, sie behalten's doch nicht oder verstehen's nicht oder wissen's nicht zu würdigen. Schon das gehört zur Verachtung der Kleinen, wenn man ihrem Verständnis und ihrer Fassungskraft zuwenig zutraut, ihrem Geist nichts geben zu können glaubt, während man umgekehrt leicht merken könnte, daß Kinder in vielem, namentlich wenn's zu einer persönlichen Beziehung zum Herrn gehört, sogar empfänglicher, ja verständiger sind als selbst große Leute.

Denn diese sind häufig gewohnt, alles nur oberflächlich anzuhören; und die Kleinen achten auch aufs Kleinste und Geringste. Das ist wahr, daß man ein wenig heruntersteigen muß von einer gewissen Verstandeshöhe, in der man sich leicht gefällt. Man muß einfach sein, sich besinnen, wie man's den Kleinen begreiflich machen kann. Man muß selbst wieder Kind werden; und das will manchem zuviel sein. O wie sollte man sich hingeben lernen für die Kleinen! Denn andererseits ist nichts lohnender als die Mühe, die man sich mit Kindern nimmt, weil sie häufig außerordentlich anfaßbar sind für Höheres, wenn man's nur recht anzufassen weiß. Freilich bleibt, was man den Kindern tut und was diese gewinnen, mehr in der Stille; und viele möchten immer nur glänzen in der Welt mit ihrem Wirken.

Der Herr führt etwas an, was uns anspornen könnte, auf die Kleinen soviel als nur immer möglich zu verwenden. „Ihre Engel im Himmel“, sagt Er, „sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.“ Kindern sind immer Wächter beigegeben von dem Vater im Himmel. Sie stehen nicht allein, nicht verlassen da, auch wenn Menschen nicht viel nach ihnen fragen. Oft haben die Kinder vor dem Herrn schon etwas persönlich Wertvolles. Sonst aber ist, je nachdem Eltern und Angehörige ihre Kinder dem Schutz des Herrn anbefehlen, um so gewisser und umfangreicher und sicherer die Hut, unter welche der Vater im Himmel die Kinder stellt. Wenn Eltern hierin treuer und gläubiger wären, könnten sie vieles verhüten, was oft über ihre Kleinen nur darum ergeht, weil dieselben nicht genug in den Schutz Gottes befohlen sind oder nicht genug persönliche Fürsorge von den Ihrigen erfahren. Wenn aber der Heiland sagt: „Ihre Engel im Himmel“, so haben wir da nicht an besondere Schutzengel zu denken, die jedes Kind habe. Man kann die Vorstellung von Schutzengeln so ausspinnen, daß sie nahezu abgötterisch wird, wie wenn die Engel die Götter der Kinder wären, während sie nur Vollstrecker des Willens Gottes sind, ohne im geringsten etwas für sich tun zu dürfen. Man muß daher unter den Engeln des Vaters auch wieder den Vater im Himmel selbst verstehen und tut oft wohl daran, wenn man mehr an den Herrn als an die Engel denkt. Andererseits aber erleichtert die Vorstellung der Engel den Glauben an die himmlische Fürsorge und

Obhut, welche wir und die Kinder haben. Wenn in unserem Spruch gesagt wird, die den Kindern zum Schutz beigegebenen Engel „sehen allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel“, so ist damit angezeigt, daß sie gleichsam fortgehenden Bericht dem Vater bringen über ihre Pflegebefohlenen, wie es ihnen gehe, wie sie behandelt werden, wer ihnen wohltue, wer ihrer sich annehme, ebenso auch wer sie geringschätze, verachte, nichts nach ihnen frage oder gar sie mißhandle und ärgere. Von dem allem wenigstens nimmt der Vater im Himmel, daß wir so sagen, Notiz; und wir mögen daraus ersehen, wie der Vater im Himmel uns ob dem ansieht, wie wir die Kinder behandeln.

In allem, was man an den Kindern tut, Gutes oder Böses, kommt's immer darauf hinaus, ob sie zum Seligwerden kommen oder davon abgeführt werden. So reiht sich das Wort des Herrn an: „Denn des Menschen Sohn ist kommen, selig zu machen, was verloren ist.“ Zunächst sind Kinder, wie alle Menschen, Verlorene, die nicht ohne weiteres der Gnade Gottes gewiß sind. So war's wenigstens damals noch, ehe Christus durch Seinen Tod sich ein Recht an den Kindern erworben hatte. Größer werdende Kinder, die nichts vom Heiland erfahren, bekommen in der Regel auch schon sehr den Charakter von Verlorenen an sich; denn wieviel Böses wuchert in ihnen, und das je länger, je mehr. Daß sie aber aus dem Zustand des Verlorenseins herausgehoben werden möchten, dazu ist des Menschen Sohn gekommen. Den Menschen aber ist es anvertraut, daß sie das tun sollen, dem Menschensohne die Kleinen, die Kinder, die Jugend überhaupt, durch den Glauben so zuzuführen, daß sie nicht mehr zu den Verlorenen gehören, sondern des Seligwerdens gewiß sind. Mit einer Wertschätzung der Kinder nun kann man das zustande bringen. Verachtet man sie aber, so heißt das oft geradezu, ihnen den Weg der Seligkeit verschließen. Was haben doch solche Leute auf sich [geladen], und namentlich Lehrer wie in unseren Tagen, welche sich alle Mühe geben, den Kindern auch das letzte Glaubensfünkeln aus dem Herzen zu reißen? Es gibt solche Jugenderzieher, die dennoch geehrt und hochgestellt sind in der Gesellschaft und sogar mit ihrer Weisheit, die allen Glauben totschießt, sich recht breit machen dürfen vor der Welt. Aber auch bloße Gleichgültigkeit, ob die Jugend vom Evangelium

etwas erfahre oder nicht, gute oder üble Eindrücke empfangen, Liebe zu Gott und dem Heiland bekomme oder nicht, heißt den Herrn Jesum bitter betrüben, der doch eben dazu gekommen ist und Sein Leben hingegeben hat, daß alles selig werden sollte, was ohne Ihn verloren ist, den es daher schmerzlich anregen muß, wenn man so gar wenig Sorge dafür tragen will, daß schon von Kind auf zum seligmachenden Glauben die Jugend möchte angeleitet werden. Zu zeigen, wie wenig solche Geringschätzung und Verachtung der Jugend zu Seinen Bestrebungen passe, führt der Herr noch das Gleichnis vom verlorenen Schafe an. Er sagt:

V. 12: „Was dünket euch? Wenn irgendein Mensch hundert Schafe hätte und eines unter denselbigen sich verirrete, lässet er nicht die 99 auf den Bergen, gehet hin und suchet das verirrete?“ – V. 13: „Und so sich's begibt, daß er's findet, wahrlich, ich sage euch: Er freuet sich darüber mehr denn über die 99, die nicht verirret sind.“ – V. 14: „Also auch ist's vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verloren werde.“

Das Gleichnis von den 100 Schafen steht hier in einem anderen Zusammenhang als bei Lukas (15, 4-7), der noch das Gleichnis vom verlorenen Groschen und das vom verlorenen Sohne anhängt. Bei Lukas war's gegen die Pharisäer gerichtet, welche Jesu den Vorwurf machten, daß Er mit Zöllnern und Sündern aße. Der Heiland stellt dann vor, wie gerade die Sorge für das Verlorene oder für die etwa Verkommenen Seine Aufgabe sei, wie Er also es nicht besser machen könne, als wenn Er so vertraulich als möglich zu den Zöllnern und Sündern sich hielte. In unserer Stelle steht's im Zusammenhang mit dem, daß wir die Kleinen nicht verachten sollen. Da wird uns durch das Gleichnis nahegelegt, wie wir's mit keiner Seele, die etwa ferne vom Heiland stünde, gleichgültig nehmen dürften, sei's, daß sie erst Ihm zugeführt oder wieder für Ihn gesucht werden muß, wenn sie schon Sein geworden war. Kein Hirte, stellt der Herr vor, nimmt es gleichgültig mit einem verlorenen Schafe. Wenn er deren auch hundert hat, so ist's ihm unerträglich, eines davon zu verlieren. Wenn er merkt, daß ein Schaf sich verirrt hat, kann er sich's nicht nehmen lassen, dasselbe zu suchen, wenn er auch darob muß die 99 allein auf den Bergen umherlaufen lassen,

[wo] ihnen ja alles mögliche zustoßen könnte. Sein Verlangen nach dem Verlorenen ist so groß, daß er von gar nichts anderem mehr weiß und alles vergessen kann darüber, daß ihm ein Schaf fehlt, welches zu suchen seine Schuldigkeit sei. So wenig verachtet er eins von den Schafen. Wieviel mehr sollten wir's uns angelegen sein lassen, Kleinen, die etwa der Verirrung ausgesetzt sind, nachzugehen, daß sie für den Heiland gewonnen werden!

Wieviel dem Menschen ein einziges Schaf schon wert sei, zeigt der Herr im Gleichnis auch damit, daß Er die Freude des Menschen schildert über das Wiedergefundene. Diese ist im Augenblick größer als die über die 99, die ihm unterdessen auch eine Sorge geworden waren. Bei Lukas wird's noch stärker ausgedrückt, um die Pharisäer, die der Herr belehren will, für ihr Murren zu beschämen. Da heißt's, der Mensch lege das gefundene Schaf auf seine Achseln mit Freuden; und wenn er heimkomme, rufe er seinen Freunden und Nachbarn, daß sie sich mit ihm freuen sollten, daß er das verlorene Schaf wiedergefunden hätte. Noch weiter sagt der Herr dort, wie ebenso im Himmel Freude sein werde über einen Sünder, der Buße tue, vor 99 Gerechten, die der Buße nicht bedürfen, da es wieder ein Wink war für die Pharisäer, daß sie nicht ohne weiteres die Geliebten Gottes sein würden mit ihrer vermeintlichen Gerechtigkeit. Bei Matthäus dagegen wird das noch erwähnt, wie es vor unserem Vater im Himmel nicht der Wille sei, daß jemand von diesen Kleinen verloren werde. Ein köstliches Wort! Wie können wir uns doch so geborgen wissen, wenn wir von dem Vater im Himmel hören, der nicht will, daß jemand verlorengelange. Sollte es Ihm unmöglich sein, es mit uns durchzubringen zur ewigen Seligkeit? Aber nachdenklich sollte das Wort uns wieder machen, was es vor diesem Vater ist, wenn wir uns den Schein geben, je nachdem wir uns zu den Kleinen stellen, als glaubten wir, es komme nicht soviel darauf an, ob eines verlorengelange oder nicht!

## § 149 Weisungen an die Jünger

Kap. 18, 15-20

Wir haben es schon berührt, wie der Heiland damals im Kreise Seiner Jünger an verschiedene Punkte zu reden kam. Es werden uns nun von Matthäus noch einige Äußerungen mitgeteilt, die den Jüngern für die Zukunft zu einer Belehrung dienen sollten. Noch dreierlei kommt zur Sprache: 1. das Verhalten bei Beleidigungen von Brüdern – 2. das Binden und Lösen – 3. die Bedeutung der Gebetsgemeinschaft der Jünger untereinander.

1.) Wie sich die Jünger bei vorkommenden Beleidigungen, die von Brüdern aus ihrem Kreise ausgehen, zu verhalten haben, um alles möglichst wieder zu berichtigen. Wir lesen:

V. 15: „Sündiget aber dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm alleine. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen.“ – V. 16: „Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zweien zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde.“ – V. 17: „Höret er die nicht, so sage es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden oder Zöllner.“

Wir dürfen diese Rede des Herrn nicht auf alle und jede Beleidigung beziehen, die zwischen Brüdern vorkommen. Da geschieht manches in der Übereilung, in der Unachtsamkeit, auch ohne daß es eine nachhaltige Bedeutung hätte. Bei allem nun, [wo] man nicht gerade auf eine verkehrte Herzensstellung eines Bruders, wenn er kränkt, schließen kann, [wo] es auch für die Gemeinde bedeutungslos ist, [wo] ferner die Kränkung nur eine vorübergehende ist, bei der es wünschenswert wäre, daß sie von dem, der gekränkt worden ist, wieder vergessen würde, ohne dem Bruder Vorhalt zu machen, sollten's Brüder untereinander auf sich beruhen lassen. Der Herr hat offenbar nur Fälle im Auge, bei denen es nötig ist, daß sie bereinigt werden, sei's, daß man auch riskieren muß, daß der beleidigende Bruder aus der Gemeine hinausgedrängt werde. Sonst lehrt die Erfahrung, daß mit einer Art Gerichtsverfahren der Brüder gegeneinander, auch wenn es mit einer Förmlichkeit unter vier Augen geschieht, gerade nicht viel Gutes ausgerichtet wird. Leicht führt's zu allen

möglichen unnötigen Auseinandersetzungen, wenn der Beleidigte in seinem Rechte schroff sich zeigt und nun mit seinem Rechte noch ärger beleidigt als der andere mit seinem Unrechte. Leicht bleibt viel Bitterkeit sitzen und wird aus etwas Unbedeutendem ein Prozeß, wie ihn der Heiland schildert, hervorgerufen, während derselbe nur bei Tiefergehendem zur Notwendigkeit werden sollte. Schon damit fordert der Bruder zuviel, wenn er's so sehr darauf abhebt, daß der andere ihn um Verzeihung bitte. In unzähligen Fällen hat man nach dem sich zu verhalten, was der Herr nachher zu Petrus sagt, daß einer seinem Bruder, der an ihm sündigt, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal vergeben soll. Hier kann der Heiland nicht meinen, daß die Vergebung immer erst nach einer Verhandlung eintreten soll, da sie dem anderen als eine gnädige erscheinen muß, die bei uns nichts Göttliches an sich hat. Die wirkliche Vergebung ist meist die, daß man im Nu vergißt und sich über alle Kränkung und Beleidigung leichten Muts hinübersetzt. Eine Vergebung, bei der man doch gleichsam Genugtuung haben will durch Selbstdemütigung des Bruders, ist in den meisten Fällen so gut als keine; und in der Ewigkeit kann's einmal heißen: „Du hast über alles deinen Bruder scharf hergenommen; nun sollst du auch über deine Sachen hergenommen werden. Gib Rede und Antwort usw.“ So lehrt's uns Matth. 7, 1.

In unserer Stelle nun handelt sich's um Verschuldungen eines Bruders, welche ohne großen Schaden für die Gemeine nicht unausgelöscht bleiben dürfen. Wenn es heißt: „Sündigt dein Bruder an dir“, so ist hier nicht an ein Persönliches zu denken, das nur den betreffenden Bruder angehe, ohne weiteren üblen Einfluß zu haben. Der Heiland redet mit Jüngern oder Aposteln; und was an diesen ein Bruder sündigt, können sie nicht immer ohne weiteres liegenlassen, weil ihre ganze Stellung zum Reiche Gottes darunter Not litte. Man denke an Verleumdungen, die ausgesagt und ausgesprengt werden und doch grundlos sind. Auch sonst konnte damals einer gegen Apostel, Älteste, Diener des Worts auf eine Weise sich auslassen, daß es zu bleibendem Ärgernisse wurde, wenn man's nur so hingehen ließ. Da konnte es Pflicht werden, mit dem Bruder zu reden, nicht nur um anderer willen, die er geärgert hat, sondern auch um seiner selbst



willen, daß er an seiner Seele nicht Schaden litt. Daß letzteres vorzüglich gemeint ist, zeigt die Rede: „so hast du deinen Bruder gewonnen“, ihn also von einer Irrung abgebracht und wieder in ein rechtes Verhältnis zur Gemeinde und zu Christo gesetzt, ohne welches er verlorengelassen müßte. Daß der Heiland an sehr schwere Versündigungen denkt, ist an dem ersichtlich, daß Er's zweifelhaft nimmt, ob die Ermahnungen Gehör finden werden.

Ist es nun nötig, daß, was ein Bruder an mir gesündigt hat, nicht liegenbleibe, sondern zur Besprechung komme, so ist die erste Regel, die der Herr gibt, daß der beleidigte Bruder mit dem anderen unter vier Augen redet. Auf diese Weise bleibt alles im stillen. In der Unterredung wird auch leichter der rechte Ton gefunden, wenn nicht andere dabei sind. Auch zufällig soll nicht jemand dabeisein oder hören und sehen können, was zwischen den beiden vorgeht. Häufig wird darin gefehlt, daß man vor anderen Vorhalt macht; und nichts wird von empfindlichen Personen, die zugleich ein böses Gewissen haben, übler genommen als das. Mitunter aber sind die Leute gar zu empfindlich; und daß sie vor anderen Unrechtes tun oder reden, soll ihnen erlaubt sein. Aber daß sie darob vor anderen, ja vor denselben Personen gerügt werden sollen, nehmen sie höchst übel; und doch weiß man sich ihrer oft gar nicht zu erwehren, als daß man laut sagt, was an ihnen unrecht ist. Indessen behalten wir lieber die Weisung des Herrn als eine unter allen Umständen gute und richtige, daß wir vor anderen möglichst nicht rügen. Wenn der Herr sagt: „Strafe ihn“, so bedeutet das Wort nicht, heftige Vorwürfe machen, sondern zurechtweisen, den Bruder zu überzeugen suchen, daß er unrecht habe und darum auch, wenn er nicht anders werde, seiner Seligkeit verlustig gehen könne. Nimmt, sagt der Herr, der Bruder die Unterweisung an oder höret er und lässet sich sagen, „so ist er gewonnen“ und hat man also auch nicht nötig, weiter gegen ihn vorzugehen.

Der Herr denkt auch an den Fall, daß der Bruder nicht höre, sich nicht überzeugen lasse, wie er verkehrtestehe und namentlich auch seine Stellung zum Christentum eine unrichtige sei. In diesem Fall ist es wichtig, noch einige Brüder beizuziehen, wie auch nach dem Gesetz, wenn man nicht einig wird, zwei oder drei Zeugen zu einer Rechtssache gehören (5. Mose

19, 15). Diesen Brüdern soll die Sache vorgelegt werden, daß sie auch ihr Urteil abgeben. Ein einzelnes kann ja auch parteiisch oder argwöhnisch oder übeldenkend sein. Da sollen denn auch andere sagen, was sie denken. Sind die Brüder einig in der Auffassung der Sache, um die sich's handelt, und der Bruder, der zur Rede gestellt wird, läßt sich auch von diesen Brüdern nichts sagen, so kann die Sache nicht liegenbleiben und muß weitergebracht werden. Dies geschieht, indem man sie vor die Versammlung der Gemeinde bringt. Wird diese gleichfalls nicht gehört, so schließt sich der Bruder selbst von ihr aus und kann als ein Heide, den man sich selbst überlassen muß, angesehen werden oder als ein Zöllner, wie damals die Zöllner von den Ältesten exkommuniziert wurden. Es ist begreiflich, daß diese Gerichtsart nicht in gleicher Weise in unserer Zeit angewendet werden kann, wiewohl sie beachtenswerte Fingerzeige gibt. Bei uns, wenn man eine Sache nicht auf sich beruhen lassen will, welches letztere wohl in sehr vielen Fällen ratsam wäre, bekommt alles den Charakter von einem Gerichtsverfahren, wie es die Obrigkeit in allen, auch weltlichen Dingen hat.

2.) Der Herr kommt noch an das Binden und Lösen zu sprechen, wozu das Vorhergehende führen konnte, da die Ausschließung aus der Gemeinde eben das ist, was unter Binden vornehmlich verstanden ist. Wir lesen:

V. 18: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein.“

Die Macht zu binden und zu lösen hatte früher (Matth. 16, 19) der Herr vornehmlich dem Petrus gegeben; aber es war doch so, daß zugleich alle Jünger sich als diejenigen ansehen durften, die es gleich wie Petrus hätten. Dieses wird denn auch in unserer Stelle geradezu vorausgesetzt. Sie hatten alle die Schlüssel des Himmelreichs empfangen, daß, was sie auf Erden banden, auch im Himmel gebunden, unvergeben blieb, und was sie auf Erden lösten, auch im Himmel los war. Was diese Worte bedeuten, haben wir umständlich früher besprochen (§ 133 und 134). Der Herr aber will jetzt damit andeuten, wie sehr jener Bruder, der sich an den Jüngern versündigte, der Gefahr, auch jenseits unter die Verlorenen gezählt zu werden, sich aussetze.

3.) Der Herr spricht noch von der Bedeutung der Gebetsgemeinschaft der Brüder untereinander. Wir lesen:

V. 19: „Weiter sage ich euch: Wo zween unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, das sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“ – V. 20: „Denn wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Nach dem Zusammenhang zeigt hiermit der Herr zunächst, wie wichtig es sei, daß Streitereien und Mißhelligkeiten bei den Brüdern unterbleiben sollten. Denn wo Streit und Zank ist oder Mißstimmungen obwalten, ist die Gebetskraft gelähmt. Denn diese ist doch vornehmlich nur da vorhanden, wo die innigste brüderliche Gemeinschaft besteht. Der Spruch des Herrn, nach welchem die Bitte zweier besondere Erhörung sich versprechen darf, hat eine große Bedeutung. Isoliertbleibendes Bitten, namentlich wenn es absichtlich ist, kann sich nicht viel vom Heiland versprechen. Wer immer nur allein mit seinen Bitten vor Gott treten will, ausdrücklich gegen die Bedeutung der Fürbitte sich erklärend, der sehe zu, wie er mit unserem Spruche zurechtkomme. Wenn übrigens die Verheißung hier gegeben ist, daß alle Bitte, w[o]rum es auch sei, Erhörung finden könne, so erinnere ich an das früher oft Gesagte, daß die Verheißung an die Gabe des Heiligen Geistes geknüpft ist, deren Rückkehr wir erst zu erwarten haben, um volle Erfüllung der Verheißung hoffen zu können, so günstige Erfahrungen man auch jetzt schon machen kann.

Zum Schlusse erwähnt der Herr das noch, wie gerne Er persönlich, wenn auch unsichtbar, da sei, wo mehrere miteinander, wenn's auch nur zwei oder drei wären, in Seinem Namen sich versammelten. Man soll Ihn fühlen, einen Eindruck von Seiner Gegenwart bekommen. Aber nur, wenn Sein Name und Seine Person und Seine Hingabe für uns uns vornehmlich beschäftigt, zieht es Ihn herbei, weswegen Er ausdrücklich von einem Beisammensein in Seinem Namen redet. Es gibt daher Erbauungsversuche, bei welchen der Herr nicht ist, wenn man die Andacht außer Seiner Person und dem, was Er für uns geworden ist, sucht. Auch wo zwei miteinander sich erbauen wollen, sollen sie lernen, vom Heiland [zu]reden, wenn sie Ihn

dabeihaben wollen. Ach, wie macht man das so oft anders in unseren Tagen!

## § 150 Der unbarmherzige Knecht

Kap. 18, 21-35

Den Petrus hat das in ein stilles Nachdenken versetzt, was der Herr bezüglich des Bruders, der sich an einem anderen versündigen würde, vorgetragen hatte. Jetzt tritt er im Kreise der Jünger vor und wünscht über das, was ihn innerlich beschäftigt, Auskunft. Wir lesen:

V. 21: „Da trat Petrus zu Ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal?“ – V. 22: „Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.“

Wir sehen, daß Petrus die Worte Jesu (V. 15): „Sündigt aber dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein“ im Auge hat und nicht so nimmt, daß jedesmal, wenn ein Bruder sündige, das geschehen müsse, was der Herr sage. Er denkt sich das etwa, erst wenn man an der Grenze des Vergebens angekommen sei und möglicherweise die Verpflichtung zu vergeben aufhören dürfe. Denn das eigentliche Vergeben ist in vielen Fällen doch das, wenn man die Versündigung des Bruders unbesprochen läßt. Solange ich noch darauf aus bin, Vorhalt zu machen und ernstliche Unterredungen zu haben, ist leicht etwas in mir, das noch nicht vergeben kann. Denn wer vergeben hat, straft nicht mehr. So will nun Petrus wissen, wann etwa man nicht mehr verpflichtet sei, dem Bruder es hingehen zu lassen, oder wie oft man den Bruder an sich sündigen lassen solle, ehe man strafend gegen ihn vorgeht. Petrus geht dabei von einem rechten Gefühl aus, daß mit einem Vorhalt leicht eine Erbitterung, eine aufgeregte, unversöhnte Gesinnung verbunden sein könne, weswegen es meist besser sei, sich schweigend zu verhalten und, ohne Szenen zu machen, zu vergeben. Andererseits aber muß man das doch auch lernen, mit dem Bruder in der Liebe und mit versöhnlichem Ton zu reden,

da es besser ist, wenn gegenseitig alles wieder ausgeglichen wird. Auch sonst kann das Vorhalten und Bestrafen eine Bedeutung haben, ohne ein Akt einer unversöhnten Stimmung zu sein. Jedenfalls ist es ein Erziehungsmittel und darum oft nötig, daß ein sündigender Bruder gewarnt wird, wenn er, etwa unbewußt, dieses und jenes Wehtuende sich angewöhnt hat, das auch anderen ärgerlich werden könnte. Das aber bleibt immer wichtig, daß man so lange als möglich mit dem Vorhalt wartet, wenn man fühlt, man könne ihn nicht mit dem rechten, liebenden und versöhnlichen Ton machen. Das um so mehr, wenn man merkt, der Bruder sei nicht zugänglich genug für eine Ermahnung oder Bestrafung. Denn höret ein sündigender Bruder nicht und gibt er nicht nach, so ist das ein bedeutendes Reizmittel zum Zorn und zur Aufregung; und dann kann's mit Verschulden von seiten dessen, der vorhält und straft, den üblen Ausgang nehmen, von dem die Rede gewesen war, daß der sündigende Bruder nicht nur den einen Bruder, sondern auch die Zeugen, zuletzt die ganze Gemeinde nicht mehr hört, also für einen Heiden und Zöllner angesehen werden muß. Da hat's eben oft am zeitigen Vergeben gefehlt.

Übrigens kann hier nachträglich noch bemerkt werden, daß die Weisung des Herrn (V. 15-17), einen sündigenden Bruder allein zu strafen und nötigenfalls Zeugen dazuzunehmen, auch die ganze Gemeinde gegen ihn in Anspruch zu nehmen, mehr auf solche Fälle gegeben sein mag, [wo] gewöhnlich die Gerichte in Anspruch genommen werden. Eigentliche Gerichte, wie die Obrigkeit sie hat, sollten – wenigstens im Anfang war das wohl zu machen – nicht auch in der Gemeinde bestehen; und Brüder, die etwas gegeneinander hatten, sollten auch nicht vor den weltlichen Richtern gegeneinander auftreten (1. Kor. 6, 1-8). Wurde nun eine Rechtssache unter den Brüdern selbst verhandelt, so sagt der Herr, wie sie das machen sollten. Der gekränkte Bruder soll zuerst für sich allein den Bruder strafen und nötigenfalls auch um Entschädigung ansprechen, wenn er am Eigentum beeinträchtigt worden ist. Nimmt der Bruder nichts an, so soll's nicht ruhenbleiben, sondern auch vor etlichen Zeugen verhandelt werden, zuletzt vor die Gemeinde kommen. Diese sollte anders nicht bestrafen, als daß sie den Sünder aus der Gemeinde

ausschloß, indem sie ihn als Heiden oder Zöllner ansah. Das nun, was Petrus vorerst meint, hat mehr nun Bezug auf solche Fälle, die sich nicht dazu eignen, vor ein Gericht gebracht zu werden, so kränkend und wehtuend sie sonst auch sein mögen.

Der Herr nun gibt dem Petrus nicht gerade Antwort mit Bezug auf Seine vorige Rede. Diese steht für sich und bleibt dieselbe, auch wenn Vergebung die allein rechte Gesinnung ist, selbst gegen einen Bruder, den man seiner Sünde wegen aus der Gemeine [aus]schließen muß. Ob man also dem sündigenden Bruder Vorhalt zu machen oder ihn zu strafen genötigt sei oder nicht, soll die Gesinnung der Vergebung stets dieselbe bleiben. Bei den Juden nun war es damals gewöhnlich, und später kam es auch in den Talmud, daß man einmal, auch zweimal, selbst dreimal vergab, aber viermal nicht mehr vergab. So mag es auch eine häufige Frage unter den Schriftgelehrten gewesen sein, wie oft man zu vergeben verpflichtet sei oder wie oft man vergeben solle, um von dem Ruf der Frömmigkeit nichts einzubüßen. Da meinten sie nun, viel und genug zu tun, wenn sie drei- oder viermal zu vergeben geneigt wären. Petrus aber geht bis zu sieben hinauf. Nach der damaligen Anschauung war das sehr viel; er aber scheint doch zu merken, daß es immer noch nicht genug sein könnte, und sagt daher: „Ist's genug siebenmal?“ Es gibt nämlich auch Leute, die meinen, es sei nicht recht, gar zu oft zu vergeben und Unart und Unbill immer wieder sich gefallen lassen zu müssen, wie spitzige Reden, Geringschätzung, Verachtung, Mißhandlung, Härte, Stolz, Mißliebe, Eigennutz, Eifersucht, Empfindlichkeit u. dgl. Da, heißt es, werde doch dem Bruder zuviel zugemutet, von einem Bruder oder einer Schwester dergleichen immer nur so hinnehmen und stets wieder vergessen zu müssen. Schon die Gerechtigkeit, denkt man, erfordere es, sich den Charakter des Beleidigten zu geben, auch der Anstand und die Ehre. Wie dem nun sei, probier's und halte vor und strafe; und vielleicht merkst du bald, daß du am besten wegkommest, wenn du vergibst, am Ende auch stillebleibst. Wie aber soll's dann werden, wenn man sich ein Maß setzt, wie weit und oft man vergeben soll? Hast du etwa siebenmal vergeben und der Bruder sündigt wider dich das achte, neunte Mal, was dann? Wenn du nicht mehr vergeben willst, so bleibt dir nichts

übrig, als ganz zu brechen mit dem Bruder; und von nun an bekommt er den Rang eines Feindes. Er ist dein Feind, und du bist sein Feind! Da hatten die Pharisäer damals auch schon vorgesorgt mit einer Vorschrift, was nun das Rechte sei. In der Bergpredigt nämlich (Matth. 5, 43) sagt der Herr: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist (nämlich von den Ältesten her): du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.“ Soweit bringt man's also mit dem, daß man nicht vergibt oder nur nach einem gewissen Maß vergeben will!

Der Heiland aber sagt: „Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.“ Eigentlich heißt es nur: „siebenzigmal sieben“, daß also nicht gerade gesagt ist: „Siebenzig, siebenmal genommen“ und es also gehen müßte, bis die Zahl 490 erreicht sei. Vielmehr heißt es bloß: „Bis 77 mal“; und der Heiland sagt: „Nicht siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal.“ Offenbar redet der Herr mit Bezug auf die Worte, welche einst Lamech zu seinen beiden Weibern sagte (1. Mose 4, 23): „Ich habe einen Mann erschlagen mir zur Wunden und einen Jüngling mir zur Beulen; Kain soll siebenmal gerochen werden, aber Lamech siebenundsiebzigmal.“ Damit will Lamech sagen: „Wollte jemand sich unterstehen, den Bluträcher an mir zu machen für einen Mord, den ich begangen habe, so soll mein Blut nicht nur siebenmal, wie es dem Kain verheißen worden war, sondern siebenundsiebzigmal gerochen werden.“ Wie Lamech in der Rachsucht hier redet, so benützt der Heiland seine Worte, [um] anzudeuten, daß Jünger Jesu so oft vergeben sollen, [wie] ein Lamech gerochen sein will. Begreiflich will der Heiland da nicht sagen, daß man es zählen soll und daß man, wenn 77 mal vergeben worden sei, alles Recht habe, nicht mehr zu vergeben. Das Vergeben soll vielmehr ganz unbegrenzt sein. Dazwischenhinein darf ja wohl auch ein Vorhalt gemacht und gestraft werden; aber das kann auch mit einem Vergebungssinn geschehen.

In unzähligen Fällen muß man's geradezu gehenlassen; und namentlich bleibt Untergebenen keine Wahl, ob sie Vorhalt machen oder stille sein wollten. Indessen sollen sie nicht nur schweigen, sondern wirklich auch vergeben, alle von Oberen erfahrene Unbill rein vergessen. Aber auch sonst soll's so sein,

und zwar um so mehr, wenn der andere durch zuvorkommende Freundlichkeit und Gefälligkeit gleichsam seinen Fehler ohne Worte wiedergutmachen will. Das ist in der Regel nicht recht, daß man mit Bestimmtheit erwartet, der Sünder müsse kommen und um Verzeihung bitten, und eher dürfe man ihm nicht wieder gut sein. Man muß auch die geflissentliche Annäherung, die er wieder sucht, nehmen, als ob er damit um Verzeihung bitten wolle. Da müssen wir doch nicht unbedingt Weiteres fordern, um vergeben zu können. Es mag wohl Fälle geben, da es nötig ist, sich gegeneinander auszusprechen, wenn nichts sitzenbleiben soll. Aber hüten wir uns vor dem harten Sinn, der nur immer die tiefste Demütigung vom Bruder fordert, wenn er gefehlt hat. Ist er von selbst wieder gut, so sei du's auch. Wenigstens für die, die zusammenleben, da der Feind nur immer Zwietracht stiften will, weiß ich keine festere Regel, als Unzähliges nur ganz unbesprochen zu lassen und doch einander gut zu sein.

Ehe ich weitergehe, will ich doch noch andere Worte Jesu, welche Lukas berichtet, mit dem bei Matthäus vergleichen. Es heißt:

Luk. 17, 3: „Hütet euch. So dein Bruder an dir sündigt, so strafe ihn; und so er sich bessert, vergib ihm.“ – V. 4: „Und wenn er siebenmal des Tages an dir sündigen würde und siebenmal des Tages wiederkäme zu dir und spräche: Es reuet mich, so sollst du ihm vergeben.“

Da heißt der Herr den Bruder, der an mir sündigt, strafen und ihm vergeben, wenn er sich bessere. Vergeben heißt hier, das gute Verhältnis, das bisher bestand, fortsetzen, was ja nicht sein kann, wenn der andere ungebessert bleibt. Familiengenossen freilich müssen im Vergeben noch viel weitergehen, dürfen nie eigentlich das Verhältnis gestört sein lassen. Ferner ist von siebenmaligem Vergeben bei Lukas „an einem Tage“ die Rede, und der Sünder wird als der genommen, der selbst wiederkehrt und sagt: „Es reuet mich“. Wenn der Herr hinzusetzt: „So sollst du ihm vergeben“, so ist der Sinn wieder: „So sollst du ihn kein verändertes Verhältnis zu ihm von deiner Seite fühlen lassen.“ Vergabung des Herzens kann auch bei verändertem Verhältnis im Äußeren sein. Wenn wir über alles, was das tägliche Leben im Verkehr darbietet, hier reden wollten, so wäre viel zu sagen.

Aber achten wir doch auf die Stimme des Geistes Gottes in uns, die immer zur Versöhnung mahnt, auch wenn äußere Mißverhältnisse nicht immer ganz zu vermeiden sind.

Wir kommen nun erst das nächste Mal an den unbarmherzigen Knecht.

## § 151 Der unbarmherzige Knecht

(Schluß)

Kap. 18, 23-35

Der Herr hatte gesagt, daß die Schuldigkeit zu vergeben eine unbegrenzte sei. Um zu zeigen, welche Folgen es habe, wenn man's am Vergeben fehlen lasse, führt Er das Gleichnis an von dem unbarmherzigen Knecht. Er sagt:

V. 23: „Darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte.“ – V. 24: „Und als er anfang zu rechnen, kam ihm einer vor, der war ihm zehntausend Pfund schuldig.“ – V. 25: „Da er's nun nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn und sein Weib und seine Kinder und alles, was er hatte, und bezahlen.“ – V. 26: „Da fiel der Knecht nieder und betete ihn an und sprach: Herr habe Geduld mit mir; ich will dir's alles bezahlen.“ – V. 27: „Da jammerte den Herrn desselbigen Knechts und ließ ihn los; und die Schuld erließ er ihm auch.“

Wenn es heißt: „Darum ist das Himmelreich gleich einem Könige“, so will der Herr damit sagen: „Das, wie es im Himmelreich mit Sündern gehalten wird, ist [mit] dem zu vergleichen, wie ein König mit seinen Knechten verfährt, die ihm schuldig geworden sind.“ Derselbe fordert diese Knechte vor und untersucht, ob sie ihre Schuldigkeit tun oder nicht. Unter der Untersuchung stellt sich heraus, daß sie dem Könige mehr oder weniger schuldig geworden sind, durch Versäumnisse, müssen wir hinzudenken, aller Art, vermittelt deren Einbußen gemacht worden sind, die, jetzt auf den Knechten liegen[d], von diesen ersetzt werden sollten. Da wird nun vorgestellt, daß es einer so bunt gemacht habe, daß er an den König 10.000 Pfund schuldig geworden war. Unter Pfund ist hier eine griechische Geldsumme,

Talent genannt, verstanden, welche 60 Minen enthielt und etwa 4.000 Mark betrug. Dieses, 10.000mal genommen, soll eine sehr große unbezahlbare Schuld bezeichnen. Das Gleichnis wird nach der begonnenen Haltung fortgesponnen. Der König will nach dem Recht der damaligen Zeit den Knecht in den Schuldturm werfen mit Weib und Kind und darinnen so lange schmachten lassen, bis sich einer seiner Bekannten oder Verwandten seiner erbarmte und die Schuld für ihn bezahlte. So war's damals; aber bei einer so großen Schuld war die Bezahlung aussichtslos. Da legt sich der Knecht aufs Bitten und bittet namentlich um Geduld, da er doch noch alles bezahlen wolle. Letzteres konnte wenigstens als ein guter Wille angesehen werden, der den Herrn rührte. Andererseits freilich kann man auch sagen, er sei nicht gebeugt genug gewesen, indem er sich noch nicht für zahlungsunfähig erkannte. Der König aber, der ja wohl sah, daß von einer Heimzahlung gar nicht die Rede sein könne, ist auch darüber bewegt und will den Knecht lieber, indem er ihn losließ, ganz freistellen, erläßt ihm also die ganze Schuld. Beachten wir, wie im Gleichnis selbst schon der Übergang von der Geldschuld in die Sündenschuld liegt. Denn der Knecht hatte nur durch Verschuldungen und Gewissenlosigkeiten jeder Art eine in so hohem Grade angewachsene Geldschuld machen können. Auch das ist nicht zu übersehen, daß es sich bei den meisten Versündigungen der Menschen untereinander um das gegenseitige mein und dein handelt und daß also zur Vergebung namentlich auch ein Nachlaß von Verbindlichkeiten der einen gegen die anderen gehört. Denn hierin hart und unnachsichtig sich bezeigen heißt auch geradezu unversöhnlich sein. Doch dies sei hier nur im Vorbeigehen gesagt.

Um die Bedeutung des Gleichnisses richtig aufzufassen, müssen wir gleich seine nächste Haltung verlassen und in das umsetzen, wie der König, der Herr des Himmelreichs, mit Sündern, die sich aufs äußerste gegen ihn vergangen haben, verfähre oder zu verfahren [das] Recht habe. Unter den Knechten sind alle Reichsuntertanen verstanden, ja auch wieder alle Menschen, die Gott Rechenschaft schuldig sind. Jeder einzelne ist im Grunde der arg verschuldete, wie der Knecht des Gleichnisses. Nimmt Gott ihn vor, so ist er ein verlorener Mensch, der kein

anderes Urteil zu erwarten hat, als wie es der König über jenen Knecht fällt. Rechnung gehalten wird mit jedem Menschen, wenn sich's darum handelt, ob er ins Himmelreich kommen soll. Wird er innerlich erfaßt durch die Boten des Evangeliums, so sind ihm diese die vor das Gericht fordernden Knechte des Königs. Das ganze Gewicht seiner Sünden fällt auf ihn; und er hört gleichsam den König so mit [ihm] reden, wie der Knecht, welchen der König mit Weib und Kindern und aller seiner Habe verkaufen hieß, um zu bezahlen, d. h. Strafe zu leiden für seine Sünden, wie es in der Auslegung zu nehmen ist.

Indessen darf der Mensch, der sich gerichtet fühlt, sich noch ermutigen, um Gnade zu bitten, wie jener Knecht bittet: „Herr, habe Geduld mit mir; ich will dir alles bezahlen“, worin für die Auslegung der gute Vorsatz liegt, den er nimmt, sich zu bessern und hinfort durch gutes Verhalten sein Bisheriges wiedergutmachen, wie jeder, der sich bekehrt und um Gnade bittet, bei sich es [sich] vornimmt. Begreiflich haben wir nun hier das volle Evangelium, wie es der Herr im Gleichnisse selbst noch nicht geben konnte, hereinzunehmen. Das Evangelium nämlich heißt uns Buße tun und an eine Gottesgnade glauben, durch welche uns Vergebung der Sünden um des Opfertodes Jesu Christi willen zugesichert wird. Wer nun sich beugt und demütigt, dem kann volle Vergebung zukommen wie dem Knechte. Wer etwa bei aller Schuld, die er auf sich geladen hat, trotzen wollte, für den wäre keine Rettung da. Sonst aber lehrt das Gleichnis, wie zuvorkommend der Herr ist mit der Erteilung der Sündenvergebung, was uns, die wir oft so zaghaft sind, sehr ermutigen kann. Wer demütig und zerknirscht vor Ihm niederfällt, sich ganz in die Arme des Herrn wirft, auch wenn er noch einiges Vertrauen auf sich selbst hat, wie der Knecht, der meint, noch alles bezahlen zu können, [der] wird hereingenommen unter die Zahl der Erlösten, die im Reiche Gottes nichts mehr um ihrer Sünden willen fürchten, sondern volle Gnade und Vergebung der Sünden genießen dürfen, wenn sie's im ferneren nicht fehlen lassen.

Wir können es also uns so denken, als sei mit dem, daß der Knecht vor dem Könige steht und zuletzt von diesem Erlaß aller seiner Schulden bekommt, der Vorgang angezeigt mit einem Menschen, der sich aus der Welt heraus bekehrt und zur

Aufnahme ins Himmelreich gelangt. Wer zur Gemeinde Christi gehört, ist ein solcher, dem aus großer Sündennot herausgeholfen worden ist, da er sich ansehen darf als einen, dem alle Sünden um Jesu Christi willen aus lauter Gnade und Barmherzigkeit vergeben worden sind. Was hier von einem einigen Knecht gesagt wird, ist mit allen geschehen, die in einem Knechtsverhältnis zum Könige stehen, der sie in seine Dienste genommen hat. Alle haben fortan nur das als ihre Schuldigkeit anzusehen, daß sie sich nach dem Willen des Königs halten und dessen eingedenk bleiben, daß ihnen aus dem trostlosen Zustande heraus Barmherzigkeit widerfahren ist. Hierin aber ließ es der Knecht fehlen. Wir lesen:

V. 28: „Da ging derselbige Knecht hinaus und fand einen seiner Mitknechte, der war ihm hundert Groschen schuldig. Und er griff ihn an und würgete ihn und sprach: Bezahle mir, was du mir schuldig bist.“ – V. 29: „Da fiel sein Mitknecht nieder und sprach: Habe Geduld mit mir; ich will dir's alles bezahlen.“ – V. 30: „Er wollte aber nicht, sondern ging hin und warf ihn ins Gefängnis, bis daß er bezahlte, was er schuldig war.“

Wer sollte es glauben, daß ein Mensch so unbarmherzig sein konnte, [wie] der Knecht hier sich zeigte. Aber so ist der Mensch, und so kann auch der Christ sein, der sich der Gnade Gottes rühmt! Der Mitknecht war ihm nur 100 Groschen schuldig (100 Denare, welche ungefähr 40 Gulden betragen); und die will der Knecht augenblicklich haben, als er des Schuldners ansichtig wurde. Ist etwa eine Art Hochgefühl an ihn gekommen, daß er sich jetzt schuldenfrei fühlte? Es gibt auch einen geistlichen Stolz auf die erlangte Gnade hin, der hart macht. Wenn es heißt: „Er würgete ihn“, so kann man an das denken, daß nach römischem Rechte es erlaubt war, daß die Gläubiger ihre Schuldner, am Hals gepackt, vor Gericht schleppten. Der Mitknecht nun mag bitten, soviel er will, sein Gläubiger fährt fort, unnachsichtig zu sein. Den Knecht jammert nicht des Mitknechts, wie den König seiner gejammert hatte. Man denke, wie schrecklich das ist von einem Menschen, dem eben noch aus so großer Schuld geholfen worden war. Unter der Schuld übrigens haben wir hier mehr Beleidigungen und Kränkungen zu verstehen, die der Knecht von seinem Mitknecht erfahren hatte und

die er diesem, so gering sie waren gegenüber dem, was er wider Gott gesündigt hatte, nicht vergeben konnte. Er will sich rächen, will Genugtuung haben und den Mitknecht vor Gericht gestraft wissen und nicht ruhen, bis diesem genügend heimgezahlt wäre. Besonders schwer vergibt es der Mensch, mitunter auch der Christ, wenn er sich von anderen beeinträchtigt glaubt an Geld oder Ehre oder Vorteil oder sonst; und Feindschaften, welche auf dergleichen sich gründen, werden von Gott besonders als Unversöhnlichkeiten angesehen, die im stärksten Widerspruch zu dem stehen, was der Christ an Barmherzigkeit erfahren hat. Daher die Entrüstung aller, die das innerwerden, und besonders des Königs im Gleichnis. Wir lesen:

V. 31: „Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt und kamen und brachten vor ihren Herrn alles, was sich begeben hatte.“ – V. 32: „Da forderte ihn sein Herr vor sich und sprach zu ihm: du Schalksknecht! Alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest.“ – V. 33: „Solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe?“ – V. 34: „Und sein Herr ward zornig und überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahle alle, was er ihm schuldig war.“ – V. 35: „Also wird euch mein himmlischer Vater auch tun, so ihr nicht vergebet von eurem Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehle.“

Die Teilnahme, welche die anderen Mitknechte zeigten, ist etwas, das in christlichen Kreisen immer sein sollte. Eine Betrübniß sollte an alle kommen, die von solcher Härte eines Bruders gegen einen Bruder vernehmen. Diese Betrübniß allein schon ist eine starke Anklage vor dem Herrn; und oft mag sie Anlaß werden, daß der Vater im Himmel Seinen Ernst zeigt. Die eigentliche Vorforderung aber mag denn doch das Abrufen aus dieser Zeit sein. Wir erfahren's, daß Gott lange Geduld hat; aber endlich legt sich Gott darein, mitunter durch einen unerwarteten oder frühzeitigen oder ergreifenden Todesfall. Aber auch jeder, der aufs Sterbebett zu liegen kommt, darf sich besinnen, ob alles bei ihm richtig steht, nicht nur, ob er nicht einen Bruder habe, dem er nicht vergeben könne, sondern ob er nicht in seinem Leben je und je harte Unversöhnlichkeit gezeigt und ihr gemäß dem Beleidiger viel Böses getan habe, darüber er noch in Schuld

vor Gott stehen könnte. Die Rede des Königs an den Knecht bekommt jedenfalls ihre Hauptbedeutung erst drüben, und zwar gleich nach dem Tode. Da kann es manchen Christen geben, welcher der festesten Zuversicht ist, daß ihm drüben um seines Glaubens willen ein Gutes zukommen werde. Aber siehe da, der König redet ihn als Schalksknecht an, wenn er die in diesem Leben bewiesene Härte und Unbarmherzigkeit nicht bereut hat. Sind diese Sünden nicht vergeben, so wird er drüben nicht als Kind Gottes begrüßt, so fromm er sich gestellt hatte, sondern als Schalksknecht angeredet, weil die einmal erlangte Sündenvergebung um eines unversöhnlichen Wesens willen wieder zurückgenommen worden ist; und statt sein Los unter den Heiligen und Auserwählten zu haben, wird er den Peinigern übergeben, d. h. er kommt in Peinzustände, bei denen es verbleibt bis zum jüngsten Tag. Die erlangte Vergebung der Sünden hat ihm also nichts genützt, wenn sie ihm nicht etwa doch noch am Tage des Gerichts zugute kommen darf (siehe 1. Kor. 5, 5), daß der Heiland dann seine Schuld als bezahlt gelten läßt durch Seine Barmherzigkeit und Gnade, nicht als abverdient durch die Pein, weil der Heiland doch den, den Er einmal begnadigt hatte, nicht leicht gar im Stich lassen wird am Tage des Gerichts. Wie Ernstes sagt uns doch da das Gleichnis; und wenn der Herr noch hinzusetzt, wie wir von unsrem Herzen vergeben sollten, wenn uns nicht Ähnliches widerfahren soll wie jenem Knechte, und zwar ein jeglicher seinem Bruder seine Fehle, so gehört diese Gleichnisrede des Herrn zu den ernstesten Worten, welche wir in der Schrift lesen. Wer sollte da nicht gerne auch 77mal vergeben? Wer sollte namentlich nicht lieber immer und immer wieder sich beeinträchtigen lassen, als den Unnachsichtigen zu spielen?

## 19. Kapitel Matthäi

### § 152 Frage über Ehescheidung

Kap. 19, 1-11

vgl. Mark. 10, 1-12

Das Bisherige von Kap. 17, 24 an war zu Kapernaum gesprochen worden, als Jesus heimgekommen war; und wenn es dort heißt (17, 22), daß sie ihr Wesen gehabt hätten in Galiläa, so wird jetzt gesagt, wie Jesus, nachdem Er Seine Rede vollendet hatte, aufgebrochen sei aus Galiläa. Es heißt:

V. 1: „Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, erhob Er sich aus Galiläa und kam in die Grenze des jüdischen Landes jenseits des Jordans.“ (Mark. 10, 1: „In die Örter des jüdischen Landes jenseits des Jordans“; – Joh. 10, 40: „an den Ort, da Johannes vorhin getauft hatte, und blieb allda.“) – V. 2: „Und es folgte Ihm viel Volks nach, und Er heilte sie daselbst.“ (Mark. „Und das Volk ging abermals mit Haufen zu Ihm, und wie Seine Gewohnheit war, lehrte Er sie abermals.“)

Hiernach kam der Herr zunächst nicht völlig nach Judäa herein, sondern nur an die Grenze, und zwar jenseits des Jordans; und gerade da, wo Johannes früher getauft hatte, blieb Er. Hierher hatte auch das Volk noch einen Zug von Johannes her; und so kamen sie abermals mit Haufen herbei, was in Galiläa nicht mehr recht gewesen war. Da war's denn, wie wenn alles wieder von vorne anfangen sollte; denn der Herr, da Er die Haufen sah, lag wieder ganz Seinem Berufe ob. Er heilte, was von Kranken kam, lehrte aber auch, wie es Seine Gewohnheit war. Es mag Ihm fast wohl gewesen sein, dem Volke wie im Anfang noch einmal mit Wort und Tat zu dienen, ehe Er litt. Es

dauerte nur kurze Zeit, da alles miteinander ganz aufhörte. Die aber, die es auf Ihn hielten, kamen mehr und mehr, wie Bengel\* sich ausdrückt, nachdem Er ihre Einreden vollkommen beseitigt hatte, mit freien Fragen an Ihn, zu welchen sie nicht gerade einen Anlaß hatten. Sie legten Ihm, wie das bei Lehrern gewöhnlich war, allerlei Fragen vor, die Er beantworten sollte und die man Schulfragen nennen kann. Nur hatten die Fragen den bei Jesu immer auch eine Nebenabsicht, wenn es auch nur war, daß sie sehen wollten, ob Er auch auf alle Fragen gefaßt wäre und ob Er sich nicht irgendwie Blößen gäbe. So kamen die Pharisäer jetzt mit einer Frage über die Ehescheidung.

V. 3: „Da traten zu Ihm die Pharisäer, versuchten Ihn und sprachen zu Ihm: Ist's auch recht, daß sich ein Mann scheidet von seinem Weibe, um irgendeiner Ursache?“

Eigentlich lautet die Frage, ob es einem Manne erlaubt sei, um allerlei Ursache sein Weib zu entlassen oder fortzuschicken als eine solche, mit der er nicht mehr leben wolle. Obrigkeitliche Ehescheidungen gab es keine. Nur konnte das strenge Verbot des Ehebruchs Einfluß darauf haben, daß der Mann, nicht ohne sich irgendwie rechtfertigen zu können, sein Weib fortschickte. Im ganzen hatte ein Israelite eine Scheue davor, sein Weib zu entlassen; und die fragenden Pharisäer fühlten es selbst, daß es im Grunde nicht sein sollte und daß ein böses Gewissen den verfolge, der es tue. Die Schriftgelehrten müssen immer viel Fragens darüber gehabt haben, welche Scheidungsgründe etwa annehmbar wären und welche nicht. Vielen kam es nicht darauf an, um jeden Grund sich vom Weibe freizumachen, wenn sie nur diesem den geforderten Entlassungsschein geben würden. Ob das angehe, wurde denn wieder gefragt. Wieweit auch ein Weib sich nach Belieben freimachen konnte, ist nicht zu ersehen. Sie wird wenigstens keinen Schein hinterlassen haben an ihren Mann, wenn sie ging. Es war da ein Mißverhältnis, daß es nicht der eine Teil hatte wie der andere. Der Mann konnte den Tyrannen spielen, das Weib war dann gleichsam die Sklavin. Wenn sie ging („sich trennte“, hieß es da, d. h. einfach fortging, siehe

\* [J. A. Bengel, *Richtige Harmonie der vier Evangelisten*, Tübingen 1736, S. 260; siehe auch Paul Ernst in Blumhardt: *GW II*, 1974, BBB 5. Bd., S. 81 (zu 169 b 13).]



1. Kor. 7, 10 usw.), wurde es ihr von jedermann verdacht; und ihr guter Ruf war dahin. Das war's freilich in beiden Fällen, ob sie selbst ging oder fortgeschickt wurde. Aus dieser ungleichen Stellung aber, [wo] der Mann immer den Stolzen spielen konnte, geht hervor, wie naturwidrig Ehetrennungen sind, [in]sofern [als] sie immer ein Unrecht des einen Teils gegen den anderen sind und eigentlich keine Eheauflösungen. Letztere können bei einer Trennung nur da angenommen werden, wo die Ehe um des Benehmens des einen Teils willen zur Unmöglichkeit gemacht ist, was unsere Gesetzgebung, nach welcher nur obrigkeitliche Ehescheidungen gelten, vorzüglich im Auge hat. Ein frommer Israelite hat sich gewiß immer nach dem Grundgesetze gehalten, daß Mann und Weib eins geworden, also nicht mehr zu trennen seien. Freilich dem Weibe eine Nebenbuhlerin ins Haus zu bringen, konnte wenigstens in älteren Zeiten manchem einfallen; und die Frau mußte sich das gefallen lassen. Hieraus ergab sich das weitere Mißverhältnis, daß der Mann damals nie Ehebrecher hieß, außer wenn er's mit einem verheirateten Weibe zu tun hatte. So war eben die Ehe nach vielen Seiten auch in Israel nicht, was sie nach Gottes ursprünglicher Ordnung sein sollte. Doch lesen wir weiter:

V. 4: „Er antwortete aber und sprach zu ihnen: Habt ihr nicht gelesen, daß, der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und Weib sein sollte“, – V. 5: „und sprach: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und werden die zwei ein Fleisch sein.“ – V. 6: „So sind sie nun nicht zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“

Der Herr bezieht sich auf den Spruch in der Schöpfungsgeschichte, da es heißt:

1. Mose 1, 27: „Und Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf Er ihn, und schuf sie ein Männlein und Fräulein.“

Sonst erwähnt auch der Herr des Spruchs 1. Mose 2, 24, und zwar ganz wörtlich. Mann und Weib, heißt's da, werde sein ein Fleisch, d. h. eine Person, sind zusammen eine Person, und als eine Person auch unzertrennlich. Eheleute, wenn einmal durch das Beisammensein zu einer Person geworden, stehen

auch in einem engeren Verhältnis zueinander als beide zu ihren Eltern. Denn beide verlassen ihre beiderseitigen Eltern und leben für sich ohne diese. Manche Eltern bedenken es nicht genug, daß sie an ihre verheirateten Kinder nicht mehr dieselben Ansprüche in Anhänglichkeit machen dürfen wie vorher, wie auch Kinder es oft übersehen, daß sie ihre[m] Gatten sich mehr schuldig sind als ihren Eltern. Beides kann Verwirrungen in den Ehen zur Folge haben. Wie wichtig, daß man durchs Wort Gottes sich weisen lasse! Die Ehe ferner als solche macht beide Teile zu einer Person; und indem Gott solches in die Ehe legte, in ihr den Charakter eines Zusammengehens zweier Personen in eine sein läßt, gilt es für jede Ehe, daß die beiden von Gott zusammengefügt sind, wie es nun auch mit dem endgültigen Eheschluß sein mag. Ja, Paulus sagt sogar:

1. Kor. 6, 16: „Wisset ihr nicht, daß, wer an der Hure hanget, der ist ein Leib mit ihr? Denn sie werden (spricht Er, 1. Mose 2, 24) zwei in einem Fleische sein.“

Paulus wendet also den Spruch in Mose auch auf unrechten Umgang an. Hieraus ergibt sich wieder manches Wichtige, was freilich die leichtfertige Welt nie in Überlegung nimmt. Lesen wir weiter:

V. 7: „Da sprachen sie: Warum hat denn Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben und sich von ihr zu scheiden?“ – V. 8: „Er sprach zu ihnen: Moses hat euch erlaubt zu scheiden von euren Weibern, von eures Herzens Härte wegen; von Anbeginn aber ist's nicht also gewesen.“

Dem Weibe zur Rechtfertigung hat Moses (5. Mose 24, 1) dem, der sie entließ, befohlen, daß er ihr einen Scheidebrief in die Hand geben soll, ehe er sie aus seinem Hause ließ. Damit war sie überall gerechtfertigt, daß sie nicht mehr bei ihrem Manne war, da man sie sonst als eine Entlaufene hätte ansehen können. Solches war alles, was in jener Zeit die Obrigkeit in Ehestreitigkeiten tat. Später aber, namentlich zur Zeit Christi, nahmen die Leute das Gebot, dem Weibe einen Scheidebrief zu geben, so, als ob damit Mose die Entlassungen der Frauen gutgeheißen, wenigstens nicht mißbilligt habe, wenn nur irgendein Grund angegeben würde, so daß sie's leicht mit den Entlassungen nahmen. Hierauf entgegnet der Herr, daß Mose nur notge-

drungen das Gebot gegeben habe, da er über die harten Herzen doch keine Macht gehabt hätte, sie zu bestimmen, sich mit ihren Weibern zu gedulden. Aber das konnte er ihnen befehlen, daß sie der Ordnung wegen einen Scheidebrief schrieben, mit welchem der Mann eigentlich sich mehr an den Pranger stellte als die entlassene Frau, namentlich wenn sich durchschauen ließ, daß ein anderes Gelüste ihn umtrieb. Hat nun Mose von Gott keine Erlaubnis bekommen, Ehescheidungen zu verhindern, so kann man's unserer Obrigkeit auch nicht verargen, wenn sie um der Herzenshärte der Leute willen nach ernstern Erwägungen Ehescheidungen vornimmt. Geht's eben mit zweien nicht mehr, warum mit Gewalt sie an der Scheidung hindern? Vor Gott aber haben nur sie es zu verantworten. Das bleibt gewiß, daß von Anbeginn an jede Ehe hat eine unauflöbliche sein sollen, wie der Heiland sagt. Er sagt aber noch Weiteres:

V. 9: „Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um der Hurerei willen, und freiet eine andere, der bricht die Ehe. Und wer die abgescheidete freiet, der bricht auch die Ehe.“

Der Herr geht von dem aus, daß damit eine Ehe noch nicht gelöst sei, wenn der Mann die Frau fortschicke oder die Frau den Mann verlasse. So leicht kann Gottes Ordnung nicht aufgehoben und Unauflöbliches nicht gelöst werden. Wer da gleich andere Verbindungen eingeht oder eine Entlassene heiratet, kann nur als Ehebrecher sich fühlen und ist es auch vor Gott, weil jedenfalls eine Geringschätzung der Ordnung Gottes darin liegt. Wir sehen, wie der Herr auch den Mann richtet, der eine zweite Frau zur ersten nimmt, was es auch ist, wenn er sich von der vorigen Frau frei dünkt, ohne es in Wahrheit zu sein. Wieweit auf unsere Zeiten Jesu ernste Rede anzuwenden sei, kann gefragt werden. Ganz dasselbe ist es nicht wie damals, weil langsam und mit viel Bedacht und zuletzt förmlich durch die Obrigkeit Ehen geschieden werden, und zwar meist solche, deren Fortbestand nach vorliegenden Umständen als unmöglich angesehen werden kann; und Wiederverheiratungen ohne weiteres zu verwerfen wäre zuviel. Aber etwas Ernstes behalten die Worte Jesu auch für uns; und geschiedene Personen tun wohl daran, vor dem Herrn es ernstlich zu überlegen, wieweit es ihnen möglich werde, mit

gutem Gewissen eine neue Ehe einzugehen. Aber der Umstand, daß die Rückkehr zur vorigen Ehe nicht mehr tunlich ist, macht jedenfalls neue und andere Verbindungen zulässig. – Wenn der Herr Hurerei oder Ehebruch einen Scheidungsgrund sein läßt, folgt daraus nicht, daß die Scheidung notwendig sein müsse. Nimm dich in acht, daß du nicht mit dem Pochen auf dein Recht eine größere Schuld dir zuziehst als der Teil, der an dir zum Sünder geworden ist. Hören wir das Weitere der Rede Jesu:

V. 10: „Da sprachen die Jünger zu Ihm: Stehet die Sache eines Mannes mit seinem Weibe also, so ist's nicht gut, ehelich werden.“ – V. 11: „Er aber sprach zu ihnen: Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist usw.“

Die Jünger erschrecken weniger für sich als für andere, wohl wissend, welche Übungen für viele in der Ehe liegen, daß ihnen Scheidungen wünschenswert vorkommen möchten. Aber nach der Rede des Herrn fallen sie von einem Übel ins andere oder eigentlich in die schwere Sünde des Ehebruchs, während sie nur einem Übel entgehen wollen. Der Herr aber redet wieder beschwichtigend, wenn Er sagt, das Wort fasse nicht jedermann, sondern wem es gegeben sei, womit Er sagen will, daß nicht jedem es klar vor der Seele liege, wie er mit neuen Verbindungen ein Verbrecher werde, daß also göttliche Nachsicht eintreten könne. Der Herr gibt außerdem zu verstehen, wie mancher um des Himmelreiches willen, dieses zu fördern, sich viel gefallen lassen müsse, was von ihm gefordert werde, von anderen nicht in demselben Grade. Auch das Weitere, das der Herr redet von solchen, die sich strenge Enthaltensamkeit zur Aufgabe setzen müssen, führt darauf. Denn auch da schließt Er mit den Worten: „Wer es fassen mag, der fasse es.“ Zuletzt freilich muß vieles, was im Gedränge Übles getan worden ist, durch die Gnade Gottes gutgemacht werden. Ach, daß doch bald die Erquickung von Gottes Angesicht käme!

## § 153 Die Kindlein

Kap. 19, 13-15

vgl. Mark. 10, 13-16; Luk. 18, 15-17

Noch mancherlei begab sich an dem Orte, da Jesus jenseits des Jordans geblieben war (V. 1 u. 2). Wie Er diesen Ort verließ, lesen wir erst Kap. 20, 17. Zunächst kommen Mütter mit Kindern.

V. 13: „Da wurden Kindlein zu Ihm gebracht, daß Er die Hand auf sie legte (die anderen: „sie anrührete“) und betete. Die Jünger aber fuhren sie an.“ (Markus: „Die Jünger aber fuhren die an, die sie trugen“; Lukas: „Da es aber die Jünger sahen, bedräueten sie die.“)

Weil es heißt: „Kindlein“, bei Lukas auch: „junge Kindlein“, und weil vornehmlich verlangt wurde, daß Jesus die Kindlein anrührete und über ihnen betete, so liegt nahe, zu denken, daß es kränkliche Kinder gewesen seien, welche von bekümmerten Müttern dem Heiland gebracht wurden, daß Er sie heilen möchte, wie Er überhaupt daselbst die kommenden Kranken heilte (V. 2). Solche Kinder waren denn wohl auch sehr unruhig und schreiend; und das mag's gewesen sein, was den Jüngern unangenehm war, indem sie dachten, die Mütter sollten mit ihren schreienden Kindern die Unterredungen mit dem Herrn nicht stören, mehr Rücksicht auch für den Herrn haben, den sie im Eifer der Rede sahen. Deswegen fuhren sie die Mütter an und bedräueten sie oder machten böse, zornige Gesichter gegen sie. Aber Mütter, die Aussichten haben, daß ihren leidenden Kindern geholfen werde, kennen keine Rücksichten mehr und denken, man sollte diese von ihnen in solchem Falle gar nicht verlangen. Sie drängen sich gerne dreist vor, obwohl sie sich anderen dadurch noch unangenehmer machen. Aber wie sollte man doch da mehr Mitleiden haben und bedenken, was für ein Schmerz es für die Mütter ist, ihre armen Kinder empfindlich leiden zu sehen und jämmerlich schreien zu hören. An den Jüngern aber sehen wir, wie auch fromme Leute in Versuchung kommen können, hart und unbarmherzig gegen Kinder zu sein. Der Heiland hat's den Jüngern auch übelgenommen, wenn wir lesen:

V. 14: „Aber Jesus sprach (Markus: „Da es aber Jesus sahe, ward Er unwillig und sprach zu ihnen“; Lukas: „Aber Jesus rief sie zu sich usw.“): „Lasset die Kindlein (Markus und Lukas: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“) und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen; denn solcher ist das Himmelreich.““ (Markus und Lukas setzen hinzu: „Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.“ Diese Worte hat Matthäus schon oben (Kap. 18, 3) bei einer anderen Gelegenheit beigesetzt.

Der Heiland also ließ die Jünger einen Unwillen fühlen, daß sie so unfreundlich gegen Mütter und Kindlein sich bezeigten; und es muß das in Gegenwart vieler Leute sehr beschämend für sie gewesen sein. Wie sollten doch auch wir, insbesondere die Seelsorger, uns gegen die Leute stellen, daß sie zu uns, daß ich so sage, so gerne kämen [wie] zum Heiland, da wir denn auch Seine liebende Art haben müßten. In etwas, wie wir schon gesehen haben, war's bei den Jüngern so, daß die Leute mit fast gleichem Zutrauen zu ihnen kamen; aber wie lassen sie es andererseits wieder darin fehlen! – Der Heiland rief die Kinder oder die Mütter mit ihnen zu sich, heißt sie frei[zu]lassen (nach Matthäus), wie wenn die Jünger sie festgehalten hätten, und verbietet, ihnen den Zutritt zu Ihm zu wehren. Er setzt noch hinzu: „Denn solcher ist das Himmelreich.“ So, will Er sagen, und nicht anders als diese jungen Kindlein sind die Bürger des Himmelreichs. Er denkt dabei an die arglose, hingebende, anspruchslose, den Ihrigen unbedingt vertrauende Art der Kinder.

Der Heiland will den Jüngern den Wert der Kinder nahelegen, warum sie ihnen nicht entgegentreten dürften, zu Ihm zu kommen. Sie sind dem Himmelreich und darum dem Heilande, dem Könige desselben, am nächsten. Kinder des Himmelreichs aber sollten doch mit der größten Rücksicht behandelt werden; und über sie sollten wir, wenn sie leiden, nur um so mehr Geduld haben, weil sie als Teilhaber des Himmelreichs alles Recht an den Heiland und Seine Gaben und Gnaden haben. Wir können daher aus der Rede Jesu allerlei entnehmen. Vor allem tritt uns das Tröstliche entgegen, daß Kinder, wem sie auch angehören mögen, auf das gewisseste sich versprechen dürfen, zum Heiland zu kommen, wenn sie noch als Kinder abgerufen wer-

den. Wir dürfen über ihnen nicht in Sorgen sein; Seine Heilands-treue läßt sie nicht verlorengehen. – Wir ersehen ferner aus der Rede des Herrn, wie begreiflich es ist, daß so oft gerade Kinder eines besonderen Schutzes vom Herrn sich erfreuen dürfen; denn unzählige Male erfahren wir es, wie an den Kindern wunderbare Errettungen und Bewahrungen geschehen. Immer fällt mir da jenes dreijährige Kind ein, das vor einigen Jahren unter einen Wagen kam. Dieser war schwer beladen und fuhr rasch an einer Anhöhe hinunter. Da ging er dem Kinde gerade über den Hals, angesichts der jammernden und die Hände nach oben ringenden Mutter. Das Kind aber wurde unversehrt unter dem Wagen hervorgezogen; und als es später wieder zum vollen Bewußtsein kam, sagte es: „Mutter, der Heiland hat den Wagen gelüpft.“ (in die Höhe gehoben) Das Kind sah offenbar etwas, das den Wagen emporhob, so daß das Kind hohl unter ihm lag und unberührt blieb; und das Etwas, das es sah, nannte es den Heiland. Solche Errettungen durch des Engels Schutz und Hilfe sind ganz begreiflich, wenn vom Herrn die Kinder als des Himmelreichs angesehen werden. Wenn dennoch auch viel Unfall an Kindern geschieht, ist wohl zu beherzigen, ob nicht oft auch eine Fahrlässigkeit der Angehörigen die Schuld trägt, welche den Heiland eben um deswillen, daß Kinder des Himmelreichs keiner Hut und Pflege gewürdigt werden, hoch betrübt. Wenn wir Engel über unseren Kindern wünschen, müssen wir selbst auch Engel über ihnen sein, nachdem wir's verstehen.

Die Rede des Herrn: „solcher ist das Himmelreich“ muß uns auch ganz besonders ermutigen, in Nöten und Krankheiten der Kinder mit gläubigem Vertrauen zum Heiland zu gehen. Wie oft ist's bei kleinen Kindern gerade so, daß man wohl sieht, nur der Heiland könne ihnen helfen. Wer das versteht und danach tut, daß er kindlich betet und beten läßt, wieviel kann der Hilfe erfahren! Wie leicht lassen sich auch Kinder anleiten, zum Heiland zu beten; und tun sie's, wie ist ihnen der Heiland so nahe! Wie gerne erzählte ich da manches! Aber, ihr Mütter, ihr habt bald selbst etwas erfahren, wenn ihr das hier Gesagte beachtet, eure Kinder auch zu segnen wagt auf den Heiland mit dem Gedanken: „Solcher ist das Himmelreich.“ Dieses Wort legt auch Eltern und Lehrern die Verpflichtung auf, die Kinder recht

nachdrücklich zum Heiland zu weisen; und mit nichts können sie den Kindern größere Freude machen, als wenn sie sie, wie in unserem Texte, zum Heiland führen. Da gibt's nun freilich auch Widersprecher, die wehren wollen und allerlei Überkluges zu sagen wissen. Aber höret nicht auf diese, sondern denket dran, daß der Heiland sagt: „Wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen“, und daß Er unwillig wird über die, welche es wehren wollen. Welche Verantwortung aber ziehen sich Lehrer zu, welche den Kindern den Glauben an Jesum mit Gewalt aus dem Herzen zu reißen suchen! Ich weiß von Gouvernanten, die das gleiche getan haben; und eine Tochter von 18-20 Jahren kam einmal zu mir, die von ihrer Kindheit an durch eine Gouvernante, die alles vom Heiland ins Lächerliche zog, zur völligen Heidin und raffiniert ungläubig geworden war. Ich brauchte lange, bis die bösen Eindrücke verdrängt waren; aber der Herr hat herrlich geholfen. Auch sonst weiß ich manches, das mich Mütter warnen heißt, ja vorsichtig zu sein, wem sie ihre Kinder von klein auf anvertrauen dürfen. Am Schluß lesen wir:

V. 15: „Und legte die Hände auf sie und zog von dannen.“ (Markus: „Und Er herzte sie und legte die Hände auf sie und segnete sie.“)

Es ist, als ob es den Herrn verbarmt hätte, daß die Kindlein so schnöde zurückgewiesen werden [s]ollten. Darum herzte Er sie liebevoll. Er wollte sie auch beruhigen, wenn sie unter ihren Wehen und Schmerzen ängstlich wimmerten und stöhnten. Wie wird's auch dem lieben Heiland gelungen sein! Denn das Streicheln mit Seiner Hand, wie wird's den Kindern wohlgetan haben! Er tat aber noch mehr. Er legte die Hände auf sie mit einem Aufblick zu Seinem Vater und gab ihnen einen Segen, gewiß einen Segen, der nachhaltig war und den Kindern ein Schutz blieb ihr Leben lang, im Augenblick aber sie heilte. O daß wir's auch besser verstünden, Kinder zu segnen, wie's uns der Heiland erlaubt, Ihm nach! Hielten wir mehr drauf, so wirkte es auch mehr, wenn wir's tun! Tun wir's doch dem Heiland zulieb!

Die ganze Stelle, die wir jetzt betrachtet haben, ist von jeher dafür angesehen worden, daß sie die Kindertaufe begünstige, wenn der Herr sagt, man solle die Kinder zu Ihm kommen

lassen und solle es ihnen nicht wehren, und wenn Er sie so nachdrücklich mit Händeauflegung segnet. Von der Taufe ist freilich da nicht die Rede; aber man kann doch sagen, wenn man die Kinder so, wie die Mütter taten, zum Segnen bringen soll und darf, so schließe das in sich, daß man sie, wenn die Eltern es wünschen, auch zur Taufe vor den Herrn bringen soll und darf. Man denke sich nur, wie es lautet, wenn die Gegner der Kindertaufe so eifrig [wie] die Jünger Mütter anfahren oder gar bedrängen, als ob sie etwas Sündliches begingen, und dabei ausrufen: „Ihr dürft sie nicht zum Heiland zur Taufe bringen.“ Man stelle sich das vor, wie es doch so grell den Worten Jesu widerspricht, der unbedingt sagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Jedenfalls müssen Eltern, wenn sie den Heiland so reden hören, immer eine Unruhe in sich fühlen, anderen Gehör zu schenken, die sagen, man solle die Kinder nicht bringen. Der Heiland hätte nicht so verfänglich reden können, daß Seine Rede der Taufe günstig lautete, wenn diese eine unrechte wäre. – Wenn ferner der Herr die Kinder segnete, was ist denn das? Ich meine, wen der Heiland segnen kann, der müsse seiner Art nach nicht unfähig sein, Segen oder geistlichen Einfluß zu empfangen. Alte Leute kann man nicht segnen, wenn sie nicht glauben. Wenn aber der Heiland Kinder ohne Unterschied segnet, so muß man die Kinder segnen können, ob sie in der Art glauben wie Erwachsene oder nicht. Sie müssen wenigstens etwas in sich haben, das die Stelle des Glaubens vertritt. Denn sonst kann sie unmöglich der Heiland segnen. Ich gehe noch weiter. In diesem Falle hatte der Segen des Herrn, von dem wir lesen, gewiß auch die Folge, daß die Kinder angenommen wurden vom Heiland, angenommen an Kindes Statt, ganz wie auch bei der Taufe geschieht. Läßt es sich denken, daß der Herr anders gesegnet habe, als daß Er mit dem Segnen an Kindes Statt annimmt? Konnte Er etwa später sagen: „Ja nein, so war's nicht gemeint!“? Der Segen hatte also die Wirkung der Taufe. Warum soll man denn nicht auch die Kinder taufen dürfen, wenn man sie segnen darf? Kurz, der Heiland wurde über die Jünger unwillig, daß sie wehrten, kann Er es nun mit Wohlgefallen ansehen, wenn man den Kindern die Taufe wehrt? Oder kann ein Segnen der Kinder eine Bedeutung haben, wenn man sie doch der Taufe nicht

glaubt würdigen zu können? Muß man es jetzt umkehren und über Mütter unwillig werden, daß sie die Taufe begehren? Und muß man jetzt zu denen, die es wehren, sagen: „Ihr tut ganz recht daran, ist es doch gar zu unvernünftig und frech, daß die Mütter die Kinder getauft wissen wollen!“? Ich meine, wir machen, ermutigt durch das Benehmen des Heilandes gegen die Kinder, getrost fort, diese zu taufen, überzeugt, der Heiland werde einmal nicht darob Sein Angesicht gegen uns verhüllen.

## § 154 Der reiche Jüngling

Kap. 19, 16-22

vgl. Mark. 10, 17-22; Luk. 18, 18-23

Lesen wir, wie es weiter in Matthäus heißt, verglichen mit Markus und Lukas.

V. 16: „Und siehe, einer trat zu Ihm (Mark. 10, 17: „Und da Er hinausgegangen war auf den Weg, lief einer vorne vor, kniete vor Ihn und fragte Ihn“; – Luk. 18, 18: „Und es fragete Ihn ein Oberster“) und sprach: (Guter) Meister, was soll ich Gutes tun, daß ich das ewige Leben möge haben.“ (Bei Matthäus ist's zweifelhaft, ob er nicht einfach schrieb: „Meister“. Um so entschiedener heißt's bei Markus und Lukas: „Guter Meister“. Dagegen schreibt Matthäus: „Was soll ich Gutes tun?“, während es bei den anderen nur heißt: „Was soll ich tun?“)

V. 17: „Er aber sprach zu ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott.“ (So steht's auch bei Markus und Lukas. Bei Matthäus aber lautet's nach einer anderen Lesart, die man für die richtigere hält, anders. Da sagt Jesus: „Was fragest du mich über das Gute? Einer ist der Gute.“ Das letztere, wie es Luther nach Matthäus übersetzt, dem entsprechend, wie es bei Markus und Lukas steht, lautet bei diesen wörtlich: „Warum nennst du mich gut? Niemand als nur ein Einiger, Gott, ist gut.“)

Was der Herr über die Ehescheidung (§ 152) mit den Jüngern besonders sprach, geschah nicht mehr im Freien. Denn

bei Markus (10, 10) heißt es: „Und daheim frageten Ihn Seine Jünger abermal um dasselbige.“ Dorthin, wo Er zu Hause war in jener Gegend an den Grenzen Judäas (Matth. 19, 1), kamen auch die Mütter mit ihren Kindern. Als Er diese verabschiedet hatte, ging Er, nach Markus, aus dem Hause, um Seine Reise nach Jerusalem (Mark. 10, 32) fortzusetzen. Kaum war Er aus dem Hause herausgegangen, lief einer, sagt Markus, vorne vor und kniete vor Ihm nieder. Dieser Mensch – nach Matthäus (19, 22) war's ein Jüngling, nach Lukas (18, 18) doch schon ein Oberster, d. h. ein Synagogenvorsteher, zu welchem Rang er wohl durch Geburt und durch Vermögen kam – hatte also ein heißes Verlangen und war sehr begierig darauf, eine Antwort auf die Frage, die er auf dem Herzen hatte, zu vernehmen. Es war ganz so, als hätte er eine innere Mahnung bekommen, daß es ihm noch fehle und er nicht so ohne weiteres, wenn er auch tugendsam war und der Haltung der Gebote Gottes sich befleißigte, des ewigen Lebens versichert sein dürfe. Es war ein Klopfen des Geistes Gottes an sein Herz gekommen; und dieses Klopfen ist immer darauf gerichtet, eine Demütigung und eine Sehnsucht nach Weiterem und Besserem zu wecken. Derselbe Geist, der bei ihm anklopfte, wies ihn innerlich zum Herrn Jesu; und weil dieser jetzt abzureisen im Begriff war, so eilte er, auf das Verlangen seines Herzens eine Antwort zu bekommen, ehe der Herr weggezogen wäre. Er fühlt etwas Besonderes an sich, als er des Herrn ansichtig wurde, und warf sich daher vor Ihm nieder, ohne sich durch seinen Rang zurückhalten zu lassen, kniete und bat, wohl die Hände emporhebend, ihm zu antworten.

Ob der Jüngling nun den Herrn anredete nach Markus und Lukas mit den Worten: „Guter Meister, was soll ich tun?“ oder nach Matthäus (berichtigt): „Meister, was soll ich Gutes tun?“, so konnte man in beiden Fällen in sein Inneres hineinsehen, daß er nämlich unter dem Guten, das zum Erlangen des ewigen Lebens nötig wäre, ein für den Menschen Erreichbares sich dachte. Sagte er daher: „Guter Meister“, so wollte der Herr an dieser Anrede, wenn sie auch nach der Umgangssprache eine gewöhnliche war, ihn zu ernsterem Nachdenken bringen, indem Er ihm nahelegte, einen Guten gebe es außer Gott nicht; Gott sei der einzige, den man den Guten nennen könne. Damit sagte der Heiland

nichts gegen Seine persönliche Sündlosigkeit. Denn Er wollte und konnte schon darum nicht sich gut nennen und nennen lassen, weil Er, wenn Er auch für sich sündlos war, doch wie andere „in der Gestalt des sündlichen Fleisches“ (Röm. 8, 3) auf Erden pilgerte.\* Den Jüngling aber sollte es frappieren und zu richtigerer Erkenntnis seiner selbst führen, wenn er nicht einmal Jesum den Guten nennen darf. Sagte aber der Jüngling: „Meister, was soll ich Gutes tun?“, so dachte er sich ein absolut Gutes, das ihm noch unbekannt wäre, mit dem er unfehlbar das ewige Leben erlangen könnte. Solch absolut Gutes aber hat er nicht bei einem Menschen, auch wenn dieser ein sündloser ist, zu erfragen; denn „einer“, sagt der Herr, „ist der Gute“. Hiermit leitet der Herr auf das Weitere Seiner Rede über, nach welcher der Jüngling nur Gott, den allein Guten, als Gesetzgeber und Lehrer des Guten zu nehmen habe; und aus demselben Grunde, aus welchem er Jesum nicht den Guten nennen darf, hat er Ihn auch nicht über das Gute zu fragen, wenn's etwas anderes sein soll, als was Gott, der allein Gute, gesagt und befohlen hat. Wie sollten doch nicht auch wir uns in acht nehmen, Menschen in irgendeiner Weise als Gesetzgeber für das ewige Leben zu nehmen oder auch uns selbst zu Gesetzgebern zu machen. Der Heiland will nicht den Ältesten der Juden gleichen, die so viele Aufsätze gemacht haben, [um] das Wohlgefallen Gottes sich zu erwerben.

Nicht unberührt wollen wir es lassen, daß es dem Jüngling um das ewige Leben zu tun ist. Man sieht daraus, wie weit der Geist des Volks von der alten Zeit her vorgeschritten ist, wie von selbst, ohne göttliche Weisung und Offenbarung. In der alten Zeit nämlich wurde nie nach dem ewigen Leben gefragt;

\* Schön und richtig spricht sich darüber Dr. Meyer von [Hannover] in seinem Kommentar aus: „Der Ausspruch Jesu zeugt nicht gegen die Sündlosigkeit Jesu, ist vielmehr der wahre Ausdruck des notwendigen ethischen Abstandes, welchen das menschliche Bewußtsein, auch das sündlose als menschliches, zwischen sich und der absoluten Vollkommenheit Gottes weiß. Denn die menschliche Sündlosigkeit ist notwendig relativ und war auch bei Jesu durch die ins Werden eingetretene gottmenschliche Entwicklung (Luk. 2, 52) bedingt; das schlechthinige, alles Gewordensein und Werden ausschließende Gutsein kommt nur Gott zu.“ [Paul Ernst in Blumhardt: GW II, BBB 1974, 5. Bd., S. 82 verweist diesbezüglich auf H. A. W. Meyers *Markus-Kommentar* zu 10, 19, 5. Aufl. 1867, S. 142f.]

und aller Segen, den der Israelite von der Befolgung der Gebote hatte, wurde dem Worte nach nur aufs irdische Leben beschränkt. Ein langes Leben in dieser Zeit, aber nicht ein ewiges Leben nach dieser Zeit wurde verheißen. Für die Ewigkeit war kein Hoffnungslicht gegeben. Jetzt und schon in der Makkabäerzeit, wie wir lesen, sind die Gedanken der Juden nach dem Jenseits gerichtet, mit Hoffnungen für dasselbe. Es ist damit ein Dämmerlicht Jesu vorausgegangen, durch den für das ewige Leben gesorgt werden sollte. Jesus konnte frei vom ewigen Leben reden und fand Eingang damit, wenn Er (Joh. 6, 47) sagte: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben“ und wiederum (Joh. 8, 24): „Wer nicht glaubt, der wird in seinen Sünden sterben.“ Wie sich doch alles so schön angebahnt hat auf die Zeiten des Evangeliums! Der Heiland aber ist nun auch der, der vom Halten der Gebote Gottes nicht nur ein langes, sondern auch das ewige Leben verspricht, wie wir lesen:

V. 17: – „Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ (Markus und Lukas sagen nur: „Du weißt ja die Gebote wohl.“) – V. 18: „Da sprach er zu Ihm: Welche? Jesus aber sprach: Du sollst nicht töten. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsch Gezeugnis geben.“ (Markus setzt noch herein: „Du sollst niemand täuschen“, d. h. niemand berauben, was wohl Beziehung auf das 9. und 10. Gebot hat, welche von einer Beraubung unter dem Schein des Rechts handeln.) – V. 19: „Ehre Vater und Mutter. Und du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ (Letzteres hat nur Matthäus; und es soll wohl auch an das 9. und 10. Gebot erinnern.)

Der Herr verspricht also hier vom Halten der Gebote Gottes das ewige Leben. Dies kann auffallen und ist schon oft aufgefallen, weil wir andererseits belehrt werden, daß wir allein durch den Glauben ohne Verdienst der Werke gerecht und selig werden. Der Herr macht auch sonst das ewige Leben vom Glauben an Ihn abhängig, wie wir Ihn sagen hören (Joh. 5, 24): „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tod zum Leben hindurchgedrungen.“ Wir müssen aber da immer wohl überlegen, daß der Herr, wenn Er das ewige Leben vom Glauben an Ihn abhängig sein läßt, das

nicht tut mit Ausschluß der Gebote Gottes, als ob die nicht mehr zu halten wären. Der Glaube an Ihn ist ja nur darum notwendig, weil die Gebote nicht gehalten worden sind und Vergebung für das Nichthalten der Gebote nur durch Ihn erlangt werden kann. Die Gebote Gottes behalten also ihr volles Recht; und wenn, wer an Jesum glaubt, vermittelt der hierzu erforderlichen Buße dem Geiste nach wieder ein Beobachter der Gebote Gottes wird, aufs strengste diese anerkennend, so versteht sich's von selbst, daß er nach erlangter Vergebung nicht gleichgültig gegen die Gebote Gottes werden darf und daß es ihm, wenn er das ist, doch noch fehlen kann. So wird es auch beim gerechtfertigten Menschen immer wieder, „wenn er zum Leben eingehen will“, wie Jesus sagt, an dem hängen, daß er die Gebote halte. Gerade bei ihm behalten die Gebote ihre volle Bedeutung. So hängt also immer wieder das ewige Leben vom Halten der Gebote ab; und Mörder und Ehebrecher und Dieb und Meineidiger zu bleiben, darf sich einer nicht einfallen lassen, der zum Leben eingehen will. So sagt auch Paulus (1. Kor. 6, 9): „Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben usw.“ Wir sehen aber deutlich, daß der Herr dem Jüngling, der ein Gutes wissen will, das er zu tun habe, um unfehlbar das ewige Leben zu haben, nicht sagen kann: „Glaube an mich, so wird dir's nicht fehlen.“ Damit würde Er doch den Geboten Gottes zu nahe getreten sein, vermittelt deren das von Gott gewollte Gute geschehen soll. Vielmehr muß Er den Jüngling erinnern, daß ihm das, was Gott in den Geboten sage, genügen solle. So sagt Er: „Halte die Gebote.“ Vieles ließe sich noch hierbei sagen, welch großen Wert doch das vor Gott hat, wenn jemand ein ernstes Bestreben hat, Seine Gebote zu halten. Wir, die wir mehr von Jesu wissen als damals der Jüngling, dürfen wohl hinzudenken, daß der Herr Jesus aus Seiner Heilandstreue und Sünderliebe heraus dem Jüngling, wenn er treu den Geboten nachzukommen suche, gar wohl das ewige Leben versprechen, sich ihm auch ohne Worte als Bürgen dar bieten konnte.

## § 154 Der reiche Jüngling

(Fortsetzung)

Kap. 19, 16-22

Der Herr hatte dem um das Gute fragenden Jüngling die Zehn Gebote vorgehalten, die er zu halten hätte, um zum Leben einzugehen, und wollte ihm damit sagen, daß Er sonst nichts Besonderes wisse, nichts, das zu einem besseren Guten, daß ich so sage, führe, als was Gott, der allein Gute, im Gesetz vorgeschrieben habe. Der Herr hatte nur die zweite Gesetzestafel angeführt, voraussetzend, daß der Jüngling an der ersten sich nicht verfehlen werde, da auch wenig Versuchungen dazu da waren, wenn er nämlich kein Götzendiener sein soll, wenn er ferner den Namen Gottes nicht vergeblich führen soll und wenn er den Feiertag (Sabbat) heiligen soll. Das vierte Gebot der ersten Tafel, welches die Ehrerbietung gegen Vater und Mutter anbefiehlt, nannte der Herr am Schlusse noch nachträglich. Der Jüngling hatte wohl noch Vater und Mutter; und Söhne und Töchter, wenn sie ein höheres Streben haben, namentlich wenn dieses aufs Gesetzliche sich wirft, wie es beim reichen Jüngling der Fall war, lassen es oft in ihrem Streben an der Ehrerbietung gegen die Eltern fehlen, wenn diese nicht in allem einig sind, da sie gerne auf den Gedanken kommen, man dürfe auch nach Vater und Mutter nichts fragen, wenn man um des Herrn willen etwas zu tun bei sich vorhabe (vgl. Matth. 15, 3-6). Damit verderben sie sich alles von vornherein, so daß der liebe Gott ihnen keinen Dank weiß für das, [worin] sie in besonderer Weise fromm sein wollen. Denn Gott will vor allem in Seinen Repräsentanten für Kinder, nämlich den Eltern, geehrt sein. So hat wohl Jesus mit besonderem Bedacht zuletzt auch das vierte Gebot angeführt. Gelegentlich könnte man auch in der Art, wie Jesus die Gebote anführt, den Beweis finden, daß das vierte Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren“ zur ersten Tafel noch gehörte, weil Jesus, wenn es das erste Gebot der zweiten Tafel gewesen wäre, es nicht zuletzt als nachträglich gesagt, sondern zuerst genannt hätte. – Sonst nennt der Herr die vier ersten Gebote der zweiten Tafel, wie sie lauten. Das 5. und 6. Gebot,

d. h. das 9. und 10. des Gesetzes überhaupt – welche fordern, daß man sich nicht gelüsten lassen soll des Nächsten Hauses und Weibes und sonstigen Eigentums, d. h. sich's nicht mit List zu seinem Eigentum machen, wodurch man unter dem Schein des Rechts ein Ehebrecher und Dieb wird, wie ein falscher Zeuge vor Gericht ein Mörder – kann man in dem finden, wie früher schon bemerkt, was Markus sagt: „Du sollst niemanden täuschen“, oder in dem, was Matthäus am Schluß sagt: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“, daß du dem das Seine lässest, da du ja sonst dich selbst lieber hättest als den Nächsten. So hat der Herr mit dem Jüngling geredet. Lesen wir nun weiter:

V. 20: „Da sprach der Jüngling zu Ihm („Meister!“ nach Markus): das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf; was fehlet mir noch?“

Die Worte des Jünglings kommen aus einem redlichen Herzen; und wir dürfen da nicht an Selbsttäuschung oder Selbsterhebung denken, davon er befangen gewesen wäre. Es war so, daß er sich nichts vorzuwerfen hatte, wenn er an die Zehn Gebote hinsah. Man sieht es auch, daß er nicht bloß zufällig in keine der schwereren Sünden und Übertretungen der Gebote gekommen ist, sondern daß er darauf bedacht war, mit frommem, nach Gott gerichtetem Sinn die Gebote zu halten. Der Heiland gibt ihm auch nachher keinen Verweis, daß er etwa nur oberflächlich sich ansehe oder daß er in Beurteilung seiner zu sehr nur den Wortlaut der Gebote im Auge habe und bezüglich einer tieferen Beobachtung der Gebote nicht so frischweg sagen könne: „Das habe ich alles von Jugend auf gehalten.“ Auch wir müssen uns in acht nehmen, Leute, die ein gutes Gewissen haben, nicht hofmeisterlich und schulgerecht zu behandeln und damit zu betrüben oder abzustoßen, während sie's ganz lauter und redlich meinen, wenn sie sich rein von Missetat nennen. Man muß es gelten lassen und sich freuen, wenn sie in der Furcht Gottes wenigstens des Groben sich enthalten. Ist überhaupt Furcht Gottes Ursache, daß Menschen nicht in Schwereres hineinkommen, so darf man bei ihnen voraussetzen, daß sie auch im feineren Halten der Gebote nicht so weit zurück seien.

Eigentümlich ist aber doch auch das, daß der Jüngling kei-



ne völlige Ruhe hat. Er kann nicht auf das pochen, daß er alles von Jugend auf gehalten habe, kann nicht sein Haupt stolz erheben wie jener Pharisäer, der auf andere herabsieht, weil er kein Räuber, Ungerechter, Ehebrecher oder nur wie ein Zöllner wäre. Der Jüngling fühlt vielmehr noch eine Unruhe in sich, die ihm sagt, daß es ihm eigentlich doch noch fehle und er nicht so sicher darauf bauen könne, das ewige Leben zu erhalten, weil er die Gebote gehalten habe. Die rechte Würdigkeit vor Gott fühlt er nicht in sich; wenn er nur auch an die bösen Gedanken denkt, von denen er sowenig frei war wie andere Menschen. Er denkt sich wohl auch das ewige Leben als etwas zu Großes, als daß es sich durch bloße Unterlassung von groben Sünden, welche allein das Gesetz vorschreibt, erlangen lasse. Da dachte er sich etwa ein Gutes, das, wenn man es täte, durchschlagen könne. Aber erwägen wir nebenbei, wie wunderbar freundlich doch Gott ist, daß Er eigentlich, nachdem es mit uns geworden ist, wie es ist, schon zufrieden wäre, wenn wir nur keine Sünder und Verbrecher wären, ohne gerade große Meister zu sein im Guten. So hat Er einst dem Volke Israel alles Gute und allen Segen versprochen, wenn es sich nur nicht in den Sünden finden lasse, welche Sein Gesetz verbietet. Daß es freilich allein zum ewigen Leben nicht ausreicht, ist schon an dem ersichtlich, daß im Alten Testament solches nie auf das Halten der Gebote hin verheißen ist, aber nur weil für die Befreiung von den Banden der Finsternis, in welche die ganze Menschheit geschlagen ist, noch nicht vorgesorgt war. Wir wissen es daher zur Genüge, wieviel Unrechtes und Verkehrtes immer noch in uns zurückbleibt, auch wenn wir keine Mörder oder Ehebrecher oder Diebe oder Meineidige oder nach Fremdem lüsterne Menschen sind. Darum war ein Heiland nötig, und weil Er da ist, kann Er redlichen Menschen wie dem Jüngling das Halten der Gebote nach Umständen allein schon gelten lassen, um das ewige Leben daraufhin zu verheißen.

Der Jüngling nun hatte ein Gefühl davon, daß bei ihm noch nicht alles richtig sei, suchte aber den Fehler in dem, daß er meinte, das Rechte noch nicht zu haben und zu wissen, das zu tun es eben ausmache für das ewige Leben. Er suchte das Fehlende nicht in dem, daß ihm ein gnädiger und barmherziger

Gott entgegenkommen muß, um ihn aus den Schlingen der Finsternis herauszureißen, und daß er dazu eines Helfers und Mittlers bedarf, wie der ist, zu dem's ihn jetzt von innen heraus treibt. Von Jesu aber erwartet er nur die Vorschrift eines Guten, das unfehlbar genüge, wenn die 10 Gebote nicht genügen. Ach, wie oft haben auch edle Menschen, die aber den Heiland noch nicht kennen, eine Unruhe über sich selbst in sich, ohne sich diese erklären zu können, weil sie ja sich nichts Rechtes vorzuwerfen haben. Aber wer den Mittler und das Lamm Gottes nicht erkennt und hat, der die nun einmal Gefangenen und Gebundenen aus den Schlingen der Finsternis erlöst und freimacht, kommt zu keiner Ruhe. Der Glaube an den Gekreuzigten errettet von der Obrigkeit der Finsternis und macht auch das Halten der Gebote durchschlagend zum ewigen Leben. Hören wir aber die Antwort Jesu:

V. 21: „Jesus sprach zu ihm (Markus: „Und Jesus sah ihn an und liebete ihn und sprach zu ihm: Eines fehlt dir noch: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach.“ (Markus setzt hinzu: „und nimm das Kreuz auf dich“.)

Wenn der Herr den Jüngling liebete, d. h. mit Liebe, Freundlichkeit und Wohlgefallen ansah, so sieht man deutlich, wie Er ihn als lauter und redlich nahm und von ihm es glaubte, daß er noch ein unschuldiger Mensch war, der noch keine besondere Schuld auf sich geladen hatte. Auch erkannte der Herr, daß es ihm ernstlich ums ewige Leben zu tun war und er wirklich begehrte, zu etwas Sicherem zu kommen. Verwundern wir uns aber nicht über die scheinbar abschreckende Antwort, die ihm der Herr gibt. Denn genaugenommen konnte Er ihm keine andere Antwort geben, wenn der Jüngling über das Einfache und Gewöhnliche, wie es die meisten Menschen haben, die doch auch selig werden wollen, hinauswollte. Hätte der Herr zu ihm sagen sollen: „Ich weiß dir wirklich nichts anderes; mache so fort und halte die Gebote Gottes, so wird dir's nicht fehlen.“? Da hätte aber wirklich die Rede unevangelisch gelautet; und das ewige Leben wäre dem Jüngling nicht gesichert worden. Denn wie schwer es hält, bei völligem Halten der Gebote zu bleiben,

das wußte der Herr wohl; und wenn der Jüngling etwa in der Folge doch in allerlei schwerere Sünden durch den Betrug des Reichtums hineingekommen wäre, was der Hoffnung des ewigen Lebens Eintrag getan hätte, so hätte er auch sich getäuscht fühlen oder denken können, der Heiland habe ihm doch nicht, wie es nötig war, geraten und bei seinem großen Verlangen, das ewige Leben nicht zu verfehlen, ihn nur mit etwas Gewöhnlichem abgespeist. Der Jüngling will einmal etwas, das ihm das ewige Leben sichere; und wenn er auch ungeschickt sich ausgedrückt hatte, so muß der Heiland ihm auf eine Sicherheit hin raten, um so mehr, da der Heiland sagen konnte, wie wir nachher hören: „Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen usw.“ Ob's nun dem Jüngling gefiel oder nicht gefiel, ob er's befolgte oder nicht befolgte, so war's das einzige, was der Jüngling tun konnte, des ewigen Lebens gewiß zu werden, wenn er's machte wie die Apostel Jesu, welche alles verließen, um desto ungehinderter Jesu nachfolgen zu können, um durch Jesum das ewige Leben zu finden.

## § 156 Der reiche Jüngling

(Schluß)

Kap. 19, 16-22

Wir haben noch Weiteres über die auffallende Antwort Jesu an den Jüngling zu sagen. Diese, um sie hier wieder vorzusetzen, lautet:

V. 21: „Willst du vollkommen sein (Markus: „Eines fehlet dir“), so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach.“ (Markus: „und nimm das Kreuz auf dich.“)

Wir werden leicht sehen, wie gar wenig wir Ursache haben, zu denken, der Herr habe den Jüngling zu schroff, zu rücksichtslos behandelt, habe ihn fast abgestoßen, während Er ihn, zumal Er ihn als einen redlichen Menschen liebte, hätte anziehen und mit Liebe und Rücksicht schonen sollen. Wir müssen aber wohl bedenken, daß es eine üble Rücksicht ist, wenn wir in

der Seelsorge unter dem bleiben, was das Richtige ist, um nicht anzustoßen oder abzustoßen. Feingebildete Leute meint man oft etwas schonen zu müssen, wie wenn man ihnen gegenüber nicht so ganz mit der Wahrheit herausollte. Aber schont man und bleibt man recht subtil, so kommt nur nichts dabei heraus. Was wär's auch bei dem Jüngling geworden, wenn er etwa mit einem höflichen Knicks wieder hätte fortgehen dürfen, ohne das Ernste zu hören. Mit dem Seligwerden geht's eben nicht so leicht, wie man meinen mag, auch [nicht] mit der Sicherheit und gewissen Hoffnung eines augenblicklichen Seligseins nach dem Abscheiden von dieser Zeit. Im Anfang namentlich, da das Reich Gottes erst anfang, wurde im Grunde niemand gleich des ewigen Lebens ganz sicher, wenn er nicht in der Gemeinschaft und im Verkehr mit Jesu blieb, da ja auch die große Versöhnung noch nicht geschehen war. Denn jeder andere, wenn er auch die besten Eindrücke vom Heiland bekommen hatte, konnte leicht durch das gewöhnliche Leben in der Welt wieder abgezogen [werden] oder geistliche Einbußen erleiden, auch in Verwicklungen kommen, die das innere Glaubensleben verdunkelten. Der Jüngling nun wollte ganz sichergehen. Da mag man nun sagen, was man will, so war kein anderer Rat möglich als der, den Jesus gab; und die erste Antwort war's, welche die gewünschte Schonung enthielt. Der Herr hatte geschont. Aber der Jüngling will nicht weiter geschont sein; und so mußte er's hören, wie es kam. Er will vollkommen sein, d. h. seiner Sache ganz gewiß werden, daß er unfehlbar das ewige Leben erreiche. Das war aber durchaus nicht anders möglich, als daß er in nächster und beständiger Gemeinschaft mit Jesu verblieb. Dem Heiland aber, weil Er den Jüngling liebte, muß es fast lieb gewesen sein, ihm das eine, das ihm wirklich noch fehlte, zu sagen, weswegen Er auch sagte: „Eines fehlet dir noch.“ Wir wissen auch nicht, wieviel die Antwort dem Jüngling doch nachher gedient hat, wenn er den Rat auch nicht, wie er lautete, befolgte.

Wir müssen es noch deutlicher machen. In der Zeit Jesu hat es zweierlei Gläubige gegeben. Die einen, die an Jesum gläubig wurden, wie die meisten Seiner Zuhörer, folgten Ihm nicht nach und gingen nur als Gläubige in ihre Heimat zurück; die anderen blieben bei Jesu als Seine Jünger und bekamen den Beruf,

Arbeiter am Reiche Gottes zu sein. Von den letzteren forderte oder erwartete der Herr stets dasselbe wie jetzt vom Jüngling. Denken wir nur an den, der zuerst bei den Seinen Abschied machen wollte und zu dem dann der Herr (Luk. 9, 62) sagt: „Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes“, soll also lieber daheim bleiben und da etwas Rechtes sein, wie es jetzt der Jüngling machen sollte. Die Gläubigen nun, welche in ihrem Heimwesen blieben, sollten nur dem nachkommen, was der Glaube an Jesum erforderte, [wo]bei es hauptsächlich auf das treue Halten der Gebote Gottes ankam, ohne welches der Glaube an Jesum keiner war. Wie wenig aber damals dabei herauskam, zeigen die Klagen Jesu, daß die Städte, darin Er so viel getan und gelehrt hatte, so wenig sich besserten. Es war eben noch nicht genug Sieg wider die Finsternis erkämpft; und unter dem Alltagsleben, wieviel verlor sich da bei allen. Dem aber war auch der Jüngling ausgesetzt; und so ist das eine begreiflich, das ihm noch fehlte, um des ewigen Lebens gewiß zu sein, weil es mit dem Halten der Gebote stets etwas Unsicheres war.

Zu allen Zeiten aber war das die Aufgabe der Christen, was der Herr zunächst dem Jüngling gesagt hatte. Waren sie erfaßt von einem lebendigen Glauben an Christum, so blieben sie in ihrem äußeren Beruf, wie das Leben und ihre Persönlichkeiten denselben ihnen darbot, ohne in direkte Beziehung zum Herrn zu kommen, wie wenn sie den Beruf gehabt hätten, das Reich Gottes zu fördern, teils in ihm die zu erhalten, die schon drin waren, teils andere in dasselbe hereinzubringen. Nach dem Sinne Jesu sollten die letzteren in einer besonderen persönlichen Gemeinschaft mit Jesu verbleiben, dem entsprechend, wie's damals die Jünger hatten. Die meisten aber hatten nur als Gläubige ihr Christentum zu beweisen mit rechtschaffenem und unbeflecktem Wandel. Heute noch sollten alle Gläubigen, nicht wie sie meinen, daß es das Gläubigsein ausmache, es auf Schönreden und geistliches Wirken, wie das sei, abheben, sondern darauf, daß auf ihrer Seite ein immer vollständigeres und immer lautereres Halten der Gebote Gottes und Bewahren des Gewissens eintrete. Der Fromme ist's damit, daß er treu ist im Halten des Gesetzes. O wie oft machen sie's ganz anders in unseren

Tagen! Da heißt man eben den fromm, der in alles Geistliche sich mischt, der die Versammlungen besucht, alles ausläuft, wo's etwas zu hören gibt, eifert über sogenannte Ungläubige und sich in die Brust wirft, über alles richten zu dürfen, ja wohl selbst auch nach eigenen Fündlein ein Besonderes anzufangen, weil man denn immer lieber predigt, als die Gebote Gottes hält. Sollte aber der Jüngling predigen, d. h. ein Jünger werden wie die Apostel, so mußte er zuerst alles verlassen; und wenn nicht, so soll er daheim wenigstens die Gebote halten. Das Evangelium will gesetzestreue Leute in den Gläubigen haben, ganz so, wie es der Heiland dem reichen Jüngling anbefohlen hatte. Den nimmt Jesus als an sich gläubig, weil er ja mit so viel Ehrerbietung Ihm entgegenkam; und als einem gläubigen Menschen sagt Er ihm, wie er's nun um so ernster mit dem Halten der Gebote nehmen soll. Denn wengleich ihn etwa der Glaube an Jesum, soweit er ihn hat, selig macht, an Jesum, der die Sünden tilgt und die Bande der Finsternis zerreißt, überhaupt das Wohlgefallen Gottes vermittelt – der Anfang eines solchen Glaubens war wenigstens auch beim Jüngling schon gemacht –, so gibt's doch für keinen Christen oder Gläubigen eine sichere Hoffnung des ewigen Lebens, wenn er nicht mit Willen und Vorsatz die Gebote zu halten sich bemüht. „Willst du zum Leben eingehen“, müssen wir zu jedermann sagen, auch zu dem, der an Jesum gläubig geworden ist, „so halte die Gebote.“

Der Jüngling nun will vollkommen sein; und da weiß der Heiland nichts anderes für ihn, als daß er einer von denen werde, die Ihm als Jünger nachfolgen, oder daß er einer der Gläubigen der zweiten Art werde. Ein solcher geht den sichersten Weg, wenn er nichts behält, was in dieser Welt ihn verderben könnte, wenn er Jesu nachfolgt, ein treuer Jünger Jesu wird, der auch das Kreuz auf sich nimmt, mit Leib und Seele und allem, was er ist, an Jesu hängend bis in den Tod. Wer so steht, hat's vollkommen. Es ist, wie wenn der Heiland zu dem Jüngling sagte: „Siehst du hier diese meine Jünger, die mir auf Schritt und Tritt folgen und die nicht von mir weichen? Die haben alles verlassen und sind mir nachgefolgt. Die haben den besten Weg eingeschlagen und am vollkommensten das erfaßt, was zum ewigen Leben führt. Mach's auch so!“ Daß wir's uns so denken dürfen, zeigt

besonders Petrus, der, offenbar durch das, was Jesus dem Jüngling anriet, veranlaßt, nachher zum Heiland sagte: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür?“, weil wir's, will er sagen, so gemacht haben, wie du's vom Jüngling fordertest, und weil wir damit es so vollkommen gemacht haben wie andere nicht. Kurz, erwägen wir es recht, so blieb dem Heiland, auch Seinen Jüngern gegenüber, die alles mit anhörten und deren Verhalten zu Ihm Er rechtfertigen mußte, da sie ja auch nach dem ewigen Leben trachteten, gar nichts anderes übrig, als so mit dem Jüngling zu reden, wie Er redet. Er heißt ihn jetzt, was Er vorher nicht getan hatte, aus Schonung, können wir sagen, und weil dem Jüngling das von selbst hätte kommen müssen, alles verkaufen, was er habe. Denn ein Jesu nachfolgender Jünger kann der nicht sein, der eine halbe Welt auf seinem Rücken liegen hat. Viel muß er hergeben, mehr, als die Jünger hingegeben haben; aber warum hat er's so weit getrieben, wenn's ihm nicht gefiel. „Was schadet's?“, muß er auch noch hören; „Gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben“, [in]sofern's ihm nämlich die Armen noch im Himmel danken werden. Lesen wir aber, wie's der Jüngling aufnimmt:

V. 22: „Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von Ihm; denn er hatte viele Güter.“ (Markus: „Er aber ward Unmuts über der Rede und ging traurig davon.“)

Selig werden will jedermann. Aber viel, gar alles aufopfern, das wollen nicht viele. Der Beste, der Vollkommenste, der Seligste will der Jüngling sein, aber nicht der, der alles verleugnen und hingeben kann. Er wird unmuts, wird betrübt und traurig, weil er auf ein solches Opfer nicht gefaßt war und dieses Gute, das ihm angeraten wurde, nicht erwartet hatte. „Was soll ich Gutes tun?“ hatte er gefragt; und nun bekommt er die Antwort: „Laß alles fahren, um mich zu haben und bei mir zu sein.“ Auch bei uns kann mancher betrübt und traurig, selbst unmuts werden, wenn er zu sich sagen muß: „Ich kann das und das nicht lassen, kann den und den Demütigungsweg nicht gehen.“ Wie konnten aber die Güter, an denen nun schon einmal der Jüngling hing, ihn zu Fall bringen? Sie hatten ihn umgarnt, daß er nicht herauskam; und mit tausend Fäden hatten sie ihn

umschlungen. Das Irdische ging ihm noch weit über das Himmlische. Freilich, wer will einen Stein auf ihn werfen? Wie hält's bei vielen so schwer, nur auch etwas um des Herrn willen zu opfern? Aber – da hält's eben auch schwer mit dem Seligwerden; und wenn wir nicht auf eine übrige Gnade vom Heiland rechnen dürften, wer könnte selig werden? Davon später.

## § 157 Die Gefahr des Reichtums

Kap. 19, 23-26

Vgl. § 203; Mark. 10, 23-27; Luk. 6, 24-28, 18, 24-27

Als der reiche Jüngling weggegangen war, konnte der Herr sich nicht enthalten, ihm wehmütig nachzublicken und an Seine Jünger ernste Worte über die Gefahr des Reichtums zu richten; und diese ernsten Worte haben auch ihr besonders Auffallendes.

Matth. 19, 23: „Jesus aber sprach zu Seinen Jüngern (Markus: „Und Jesus sah um sich und sprach usw.“ – Lukas: „Da aber Jesus sah, daß der Jüngling traurig war worden, sprach Er“): Wahrlich, ich sage euch: Ein Reicher wird schwerlich (Markus und Lukas: „Wie schwerlich werden die Reichen“) ins Himmelreich (ins Reich Gottes) kommen.“

Wenn es nach Markus heißt: „Jesus sah um sich“, so war's, daß Er Seine Augen über die Jünger hinlaufen ließ, vielleicht, als wollte Er sagen: „Ihr habt's besser gemacht. Aber ihr hattet's auch leichter; denn aus Reichen hätte ich diese Apostelschar nicht zuwege gebracht.“ Die jetzigen Worte nämlich galten nach Matthäus und Markus den Jüngern; denn andere Zuhörer hatten auch kein Verständnis dafür. Den Jüngern war es vielleicht auch schon aufgefallen, daß der Heiland aus so geringen, armen Leuten Seine Apostel sich erwählte und nicht nach reicheren, höhergestellten Personen sich umsah. Jetzt erhielten sie eigentlich darauf eine Antwort. Mit Reichen nämlich ließ sich eben nichts nach der Seite machen, wie es besonders im Anfang nötig war, auch wenn ihre Gesinnung vielversprechend erschien. Denn wenn ihr Reichtum in Gefahr kommen wollte, liefen sie weg;

und sie verloren plötzlich wieder den Eifer, den sie gehabt hatten. Wenn es übrigens heißt: „Wie schwerlich werden die Reichen ins Himmelreich kommen!“, so müssen wir's mehr in dem Sinne nehmen: „Wie schwer geht es, bis Reiche sich brauchbar machen zum Himmelreich!“

Das Wort: „Ins Himmelreich oder ins Reich Gottes kommen“ (Matthäus sagt immer Himmelreich, Markus und Lukas Reich Gottes) ist im Munde des Heilands immer mehr als das Wort glauben. So will Er hier nicht sagen: „Wie schwer hält's, bis Reiche glauben“, sondern der Sinn ist: „Wie schwer hält's, bis sie ins Himmelreich kommen, auch wenn sie glauben.“ Glauben konnten viele, auch ohne daß sie ins Himmelreich kamen, ohne als wirkliche Bürger des Himmelreichs aufgenommen zu sein. Der Glaube muß nämlich eine Tat oder ein Akt werden zu einem förmlichen Hereinkommen ins Himmelreich. Bei allen denen, welche damals an Jesum gläubig wurden, ohne eigentliche Jünger Jesu zu werden, war's noch kein Eintritt ins Himmelreich; vielmehr war es nur ein Eingehen in den Vorhof desselben. Sie gaben nichts dafür her. Sie wagten nichts daran. Sie blieben, wer sie waren; und es war ihnen auch der wirkliche Anteil am Himmelreich nicht gesichert. Um das wirkliche Bürgerrecht im Himmelreich wagen doch häufig Arme mehr als Reiche. Bis letztere mit Leib und Seele und Geist sich hergeben für die Sache Jesu, wieviel mehr muß sich da in ihrem Inneren als gewöhnlich machen. Macht sich's auch bei uns in der Christenheit nach dem Beginn des Neuen Bundes besser als damals, ehe alles für eine förmliche Aufnahme ins Reich Gottes fertig geworden war, so bleibt es doch jederzeit wohl zu überlegen, ob man mit seinem Glauben auch wirklich ins Himmelreich komme oder Bürger desselben geworden sei. Eine Neugeburt aus Wasser und Geist muß der Glaube sein, vermittelt dessen wir ins Reich Gottes zu kommen haben. Wo es ein untätiger, unwirksamer, fauler Glaube ist, bei dem man dem Erforderlichen sich entzieht, wie der Jüngling dem eben damals Erforderlichgewesenen sich entzog, ist es noch kein Kommen ins Himmelreich. Der reiche Jüngling konnte wie viele andere an den Herrn Jesum glauben, war aber damit noch nicht Bürger des Himmelreichs, zumal er sich jetzt zurückzog, als der König des

Himmelreichs eine Forderung an ihn stellte, wie sie für damals unerlässlich war. Es bedurfte einer Hingabe an den Heiland, bei welcher der Mensch alles für Ihn zu opfern imstande war; und eine solche Hingabe war vorerst einem Reichen damals geradezu unmöglich. – Indessen wollte doch der Heiland Seine Rede etwas mildern, damit es nicht den Anschein gewann, als wolle Er überhaupt für jeden Reichen die Hoffnung aufgeben oder immer verlangen, daß er seinen Reichtum hingebe. Bei Markus nämlich lesen wir folgende Worte Jesu:

Mark. 10, 24: „Die Jünger aber entsetzten sich über Seiner Rede. Aber Jesus antwortete wiederum und sprach zu ihnen: Liebe Kinder, wie schwerlich ist es, daß die, so ihr Vertrauen auf den Reichtum setzen, ins Reich Gottes kommen.“

Das Entsetzen der Jünger war darum so groß, weil es den Anschein hatte, als sei es wirklich für jeden, der ins Reich Gottes kommen wolle, nötig, daß er allen seinen Reichtum aufgabe und arm werde in dieser Welt. Die Jünger nehmen hier, wie wir nachher sehen, ins Himmelreich kommen gleichbedeutend mit selig werden oder errettet werden. Gerettet ist wirklich auch nur ein Genosse des Himmelreichs, und wenn wir vorhin sagten, daß glauben und ins Himmelreich kommen nicht immer zusammentreffe, so ist eben damit gesagt, daß glauben und gerettet oder selig werden auch nicht immer zusammentreffe. Glauben und selig werden fällt darum nicht immer zusammen, weil so viel vom Halten der Gebote, nachdem man gläubig geworden ist, abhängt. Wenn neben dem Glauben nicht auch die Gebote gehalten werden, kein Eifer im Halten der Gebote Gottes eintritt, wie letzteres gar leicht vernachlässigt wird, wenn man gar in irdische Händel verwickelt ist, so bleibt die Hoffnung des ewigen Lebens ungewiß, obwohl sie in unserer Zeit, wie zur Zeit Jesu noch nicht, immer wieder gestärkt werden kann.

In Beziehung auf die Reichen gibt aber der Herr noch einen besonderen Grund an, warum bei ihnen glauben und ins Himmelreich kommen oder selig werden leicht auseinanderstehe. Nicht der Besitz des Reichtums macht's aus – und eben in unserer Stelle sieht man's deutlich, daß der Heiland sonst das Reichsein nicht verbieten will, auch nicht bei Genossen des Himmelreichs ausgeschlossen haben will, wemgleich Er von

Dienern im Reiche Gottes, die in alle Welt auszugehen Beruf bekommen sollen, es anders fordern kann. Das, was bei den Reichen das Kommen ins Reich Gottes oder das Seligwerden erschwert, ist das, daß sie gerne, wie der Herr sagt, ihr Vertrauen auf Reichtum setzen, wie wenn dieser ein Gut wäre, das an und für sich einen Wert habe oder mit dem man auch etwas habe zum Seligwerden. Wer den Reichtum, wenn es sein muß, nicht hergeben kann, namentlich nicht für das Reich Gottes hergeben kann, setzt ein falsches Vertrauen auf ihn, wie wenn er ohne diesen nicht leben könnte auf Erden oder wie wenn er zu einem glücklichen, vielleicht auch seligen Leben notwendig wäre, mit einem Worte: einen reellen, gar bleibenden Wert hätte. Was aber der Mensch an Vertrauen auf Reichtum hat, [das] geht ihm am Vertrauen auf den Heiland ab. Der Heiland wird ihm um das weniger wichtig, was ihm der Reichtum wichtig ist. So kann's geschehen, daß ein Reicher weder einen völligen Glauben an Gott noch einen völligen Glauben an Jesum hat. Das Vertrauen auf den Reichtum zehrt sein Vertrauen auf Gott auf, und damit ist der Weg zum Seligwerden aufs Schlüpfrige gestellt. Daher [kommt es], daß ein Mensch wie jener Jüngling immer sucht und sucht und doch nicht zur Ruhe kommt, weil sein Vertrauen auf den Reichtum ihm den Glauben an Gott und eben damit auch die Zuversicht zum Heiland nimmt. Der Jüngling kann nicht zur Ruhe, nicht zum Frieden kommen und meint, nur immer noch mehr Gutes tun zu müssen, das er wohl gar auch, wenn's möglich gewesen wäre, vermitteltst seines Reichtums tun zu können hoffte, das aber ein reines Nichts ist, eben weil es außer Gott nichts Gutes geben kann, besonders wenn man sich's mit Geld erwerben will. Sonst kann der Reichtum dem Menschen auch ein Sicherheitsgefühl geben, als fehle ihm's nie, wie hienieden so auch jenseits; und man mag es verstehen, wie das hinderlich ist, wenn sich's um eine völlige Hingabe an Jesum handelt, indem man sich viel zuviel zufrieden auch ohne Jesum fühlt. Erwägen wir das, so mag uns die weitere Rede Jesu begreiflich werden. Er sagt:

Matth. 19, 24: „Und weiter sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.“ – V. 25: „Da das Seine Jünger hörten,

entsetzten sie sich sehr und sprachen: „Ja, wer kann denn selig werden?“ (Markus und Lukas ebenso.)

Mit dieser sprichwörtlichen Vergleichung wird die höchste Schwierigkeit einer Sache veranschaulicht. Sie kommt auch sonst im Morgenlande vor; und wenn wir den Elefanten oft zu Vergleichungen nehmen, so kann man sich an dem Kamele, das im Morgenlande zu allen möglichen Vergleichungen herhalten muß, nicht stoßen. Wir wissen ja auch, wie der Heiland von Leuten redet (Matth. 23, 24), „welche Mücken seigen und Kamele verschlucken“. Viele Ausleger\* haben aus dem Kamele ein Ankertau machen wollen, welches auch Kamel heißen soll. Es ist aber kleinlich, wenn man meint, die Vergleichung sollte etwas dem Faden, den man durch Öhre zieht, Entsprechendes sein. Andere wollen wissen, daß man an den Mauern Jerusalems ein kleines Tor, das einen heimlichen Zweck hatte, das Nadelöhr genannt habe; und vor kurzem hat gar einer aus Jerusalem geschrieben, daß er es gesehen habe, wie ein Kamel, auf den Füßen liegend, durch ein solches Tor durchgeschlüpft sei. Wenn aber der Heiland mit Seiner Vergleichung eine Unmöglichkeit (siehe V. 26) ausdrücken wollte, so darf's nicht wahr werden, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr komme. Wir lassen's beim Wortlaut und wollen uns lieber auch daran entsetzen wie die Jünger, weil es uns antreiben soll, zu schaffen, daß wir „selig werden mit Furcht und Zittern“ (Phil. 2, 12). Den Jüngern, wenn sie fragen: „Ja, wer kann denn selig werden?“ (Matth. 19, 25), wird's auf einmal bange um alles Seligwerden. Doch lesen wir weiter:

Matth. 19, 26: „Jesus aber sahe sie an und sprach zu ihnen: Bei den Menschen ist's unmöglich, (Markus setzt hinzu: „aber nicht bei Gott“) aber bei Gott sind alle Dinge möglich.“

Wir sehen, daß der Heiland, wenn auf das wirkliche Seligwerden Seine Rede gewendet wird, während Er eigentlich nur vom Kommen ins Reich Gottes gesprochen hatte, alles allgemeiner nimmt und nicht mehr von den Reichen allein, sondern von allen Menschen sagt, daß es bei ihnen unmöglich sei, es zum Seligwerden zu bringen, wenn sie's durch sich zu machen hätten.

\* [Siehe H. A. W. Meyer, *Matthäus-Kommentar*, 1864<sup>3</sup>, S. 406f. mit Angaben über andere Ausleger; sowie Johann Albrecht Bengel (1697-1752), *Gnomon Novi Testamenti* Bd. I, 1835, S. 135.]

Für sie ist es unmöglich, sich tüchtig zu machen zur Seligkeit. Wie es Reichen unmöglich ist, ihr Vertrauen nicht mehr auf Reichtum zu setzen, so ist es in Unzähligem dem Menschen überhaupt unmöglich, das von sich wegzubringen, was ihm ein unübersteigliches Hindernis zur Seligkeit ist. Wenn's Gott nicht gibt und macht, ist es unmöglich, daß es dem Menschen gelingen werde, sei er, wer er wolle. Gott muß neue Herzen machen; Er muß die steinernen Herzen in fleischerne umwandeln; Er muß es geben, zu glauben und Gott und Christum zu erkennen; Er muß auch von Kräften der Finsternis, die alles in Beschlag genommen haben, befreien – oder alles Seligwerden ist für alle Menschen unmöglich. O daß das in unserer Zeit besser gefaßt würde, auch von denen, die im Glauben stehen! Denn sie würden eifriger sein, dafür zu sorgen, daß Gott neue Menschen aus ihnen mache und die Wiedergeburt zur Seligkeit in ihnen vollende. Aber welch großer Trost, daß Gott nicht nur Unmögliches möglich machen kann, sondern auch bereits möglich gemacht hat durch Christi Opfertod und durch die Mitteilung des Heiligen Geistes. So ist denn fortan dem lieben Gott alles möglich für alle Menschen, so auch für die Reichen, daß es diesen nun offensteht wie irgend anderen Menschen. Welche Kämpfe es aber noch erfordern mag, bis der Ratschluß Gottes erfüllt sein wird, das sehen wir vor Augen.

## § 158 Die Jünger auf 12 Stühlen

Kap 19, 27-30

vgl. Mark. 10, 28-31 und Luk. 18, 28-30

Die Rede Jesu über die Schwierigkeit, die es für Reiche habe, ins Himmelreich zu kommen und selig zu werden, weckte weitere Gedanken in den Jüngern bezüglich der Frage, wie es denn wohl um sie stünde. Petrus führt das Wort, wie wir lesen.

V. 27: „Da antwortete Petrus und sprach zu Ihm: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolget; was wird uns dafür?“

Reich sind die Jünger wohl nicht gewesen. Aber verlassen

haben sie alles, was sie hatten; und mehr konnten sie nicht tun. Dazu haben sie alles nur darum verlassen, weil sie Jesu nachfolgen wollten. Da ging es nicht anders. Beides war nicht möglich für sie: Ihr Eigentum behalten und Jesu nachfolgen. Eines mußten sie fürs andere aufgeben, ihr Eigentum für Jesum oder Jesum für ihr Eigentum. So war's damals. Ein Israelite hatte Jesum nicht, wenn er Ihm nicht nachfolgte, war also auch dessen nicht gewiß, was man bei Jesu haben konnte, zumal der Heilige Geist noch nicht ausgegossen war, der als der andere Tröster Jesum in jedem Gläubigen persönlich nahemachte. Deswegen ist es jetzt eher möglich, ein Eigentum zu haben und doch auch ganz in Jesu Gemeinschaft zu stehen, als damals, weil wir durch den Heiligen Geist Jesum innerlich so nahe haben oder haben könnten oder sollten, wie die Jünger einst äußerlich. Wenn aber die Jünger, um äußerlich in der Gemeinschaft mit Jesu zu stehen, weil es innerlich noch nicht recht möglich war, alles verließen, was sie hatten, so können wir, wenn wir uns in ihre Lage versetzen, nicht genug erstaunen, wieviel doch Liebe Gottes und wieviel Sehnsucht nach dem verheißenen Heil in ihnen gewesen ist. Je und je konnte sie aber doch auch die Furcht anwandeln, weil alles noch so wenig vollendet war, ob es auch sie viel nützen werde, daß sie alles verlassen hatten, namentlich ob es, wenn es so schwer sei, selig zu werden, bei ihnen ausreiche zu dem ewigen Leben, daß sie dessen gewiß sein dürften. Daher die Frage Petri: „Was wird uns dafür?“ Dies ist keine Frage einer gemeinen Lohnsucht. Sie entspringt vielmehr aus der Befürchtung, ob sie mit der Verleugnung allen ihres Eigentums wirklich zum rechten Ziele kommen werden oder nicht. Denn immer noch war's bei ihnen ein Glauben, ohne zu sehen, ein Glauben ohne völlige innere Gemeinschaft mit Jesu, weil diese nicht befestigt war durch das Zeugnis des Heiligen Geistes. Wir dürfen daher um die Frage Petri die Jünger nicht ansehen, müssen vielmehr Teilnahme für sie empfinden, daß sie sich so sehr im Glauben ins Ungewisse und Unsichere nach außen gestellt hatten. Die Antwort Jesu zeugt auch genug davon, wie Er Teilnahme für die Jünger empfand. Wir lesen:

V. 28: „Jesus aber sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch, daß ihr, die ihr mir seid nachgefolget, in der Wiedergeburt, da

des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhl Seiner Herrlichkeit, werdet auch sitzen auf 12 Stühlen und richten die 12 Geschlechter Israel.“ (Bis hierher hat's Matthäus allein.)

Wir sehen, wie hoch es der Herr den Jüngern anrechnet, daß sie Ihm zuliebe alles verlassen hatten. Er ist auch ganz und gar nicht unzufrieden mit der Frage Petri, findet sie dagegen so natürlich, daß Er ganz klar sagt, wieviel es den Jüngern eintrage, daß sie so viel für Ihn gewagt hätten und Ihm so treu gewesen wären. Ihren Lohn verheißt Er ihnen in der Wiedergeburt. Darunter ist die Zeit verstanden, in welcher alles neu werden wird, Himmel und Erde eine Umgestaltung zur ursprünglichen vor dem Sündenfall gewesenen Vollkommenheit erfahren würden. Wenn einst das Gericht gehalten wird, hat die Erneuerung bereits begonnen und ist in der Entwicklung begriffen. Von dieser Zeit redet auch Petrus bald nach dem ersten Pfingsttage (Apg. 3, 19ff.), da er sagt, daß nun alle Welt Buße zu tun hätte, damit ihre Sünden getilgt würden, „auf daß da komme die Zeit der Erquickung vor dem Angesichte des Herrn, wenn Er senden wird den, der jetzt zuvor gepredigt wird, Jesum Christ, welcher muß den Himmel einnehmen bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werde alles, was Gott geredet hat durch den Mund der Propheten“. Das wäre denn die Wiedergeburt, von welcher der Herr redet. Sie ist eine Wiedergeburt der ganzen Welt; und in dieser Zeit, da alles zur Verherrlichung Gottes und Christi sich vollenden wird, dürfen die Jünger, welche die erste Handreichung dem Herrn durch Verkündigung des Evangeliums in aller Welt werden dargebracht haben, mit zur Vollendung helfen, sitzend auf 12 Stühlen, die 12 Geschlechter Israels zu richten, während der Herr selbst auf dem Stuhle der Herrlichkeit sitzt, da Ihm alles huldigen muß.

Die nächste Frage nun wäre, was denn das Richten sei, zu welchem die Jünger, auf Richtersthühlen sitzend, gewürdigt werden würden. Hierbei müssen wir gleich an das denken, daß zuletzt nach Pauli Lehre ganz Israel selig werden soll (Röm. 11, 26), wie denn Gott alle beschlossen hat unter den Unglauben, auf daß Er sich aller erbarme (Röm. 11, 32). Das Richten also, zu welchem die Apostel auf Stühlen sitzen werden, ist kein Richten zur Verdammnis, sondern, um es so auszudrücken, ein Herrichten zur

Unterwerfung und zur Aufnahme in die Seligkeit. Es würde wohl in den Jüngern keine freudige Empfindung hervorgerufen haben, wenn ihr Lohn für ihre Verleugnung darin bestehen sollte, alle die, welche hienieden nicht an Jesum glaubten, zu verdammen. Auch im Alten Testament kommt das Wort richten mehr mit dem Sinn des „Zurechtmachens“ vor, wie [etwa] wenn es heißt: „Zion muß durch Recht und Gerechtigkeit gerichtet werden“, da es etwas Tröstliches, nicht etwas Erschreckendes sein soll. Unter dem Richten kann man sonach verstehen: darauf wirken, daß die Stimmungen Israels, wenn sie am Jüngsten Tage noch widrig sein sollten, sich änderten und ins Richtige kämen, kurz daß Israel zur Unterwerfung und zum Glauben an Jesum gelange, um, wenn das würde, [gleichsam] am Torschlusse noch durch das Blut Christi Vergebung der Sünden zu empfangen. Das Richten soll zur Wiederbringung soviel möglich führen. Es sollen ja zuletzt noch aller Knie sich beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei (Phil. 2, 10f.); und daß das werde, gibt's Gerichtsarbeit die Menge. Näheres können wir freilich darüber nichts sagen und uns vorstellen; aber die Verheißung des Vorzugs, den da am Jüngsten Tage die Apostel haben sollten, muß das Höchste in sich schließen, das man sich denken mag. Wenn Paulus zu den Korinthern sagt (1. Kor. 6, 2-3): „Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden?“, ferner: „Wisset ihr nicht, daß wir über die Engel richten werden?“, so ist damit angedeutet, daß auch andere Christen, soweit sie sich als Heilige hienieden ausgezeichnet haben, in ähnlicher Weise, wie es den Aposteln verheißt ist, am Gerichte teilnehmen werden, und zwar nicht nur über Israel, sondern auch über die Welt, d. h. über alle Nationen der Erde, sogar über die Engel, d. h. über außerirdische abgefallene Wesen, [werden] richten helfen, doch so, daß die Apostel in erster Linie die sein werden, welche Gerichtsstühle innehaben, andere in einer gewissen Abhängigkeit von den Aposteln. Der Heiland läßt das schließliche Erlösungswerk, wie Er's durch Menschen verkündigen läßt, auch durch Menschen unter Seiner Leitung und Machtmitteilung zur Vollendung bringen. Ein Größeres kann der Heiland den Aposteln nicht verheißt auf deren Frage: „Was wird uns dafür?“ Wie herrlich für sie, wenn es mit dem Richten so gemeint sein soll, daß die 12 Geschlechter Israel, um nach dem Text von



diesen allein zu reden, ihr endliches Einkommen ins Reich Gottes und in die Seligkeit nach einer gewissen Rücksicht den Aposteln sollen zu verdanken haben. – Der Heiland hängt noch ein Allgemeineres an Seine Rede mit den Worten:

V. 29: „Und wer verlässet Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen (Markus: „Um meinet- und um des Evangelii willen“; Lukas: „Um des Reichs Gottes willen“), der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ (Markus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es ist niemand, so er verlässet Haus oder Brüder usw., der nicht hundertfältig empfahe jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mutter und Kinder und Äcker mit Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.“)

Der Heiland will mit diesen Worten auch anderen, die Ihm im Glauben anhängen würden und die dem Evangelium dienten und dem Reiche Gottes, große Verheißungen geben, weil überhaupt alle, die etwas aufopfern, das Recht haben zu fragen: „Was wird uns dafür?“ Keiner, sagt der Herr, der etwas von dem, was ihm am schwersten wird zu missen, woran sein Herz hängt und nach einem angeborenen Triebe hängen darf, aufopfert oder verleugnet, wird sein, der nicht das Verleugnete und Aufgeopferte oder Verlassene hundertfältig wiederfinden wird in dieser Zeit, d. h. dieweil er auf Erden pilgert, und schließlich das ewige Leben in der zukünftigen Welt. Der nämlich, der seine Heimat um des Evangeliums willen verläßt, wird sozusagen überall, wo er hinkommt, Häuser, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Kinder, Äcker finden, d. h. Personen, die ihm das nämliche sind, was die zu Hause ihm wären, überall auch Äcker und Häuser, weil er überall ins Haus aufgenommen wird, als wäre es sein eigenes, er auch von den Erzeugnissen der Äcker und Güter so überschüttet wird, daß er als Besitzer vieler Äcker sich fühlen kann. Alles hat er zu Hause nur einfach, geht er aber in die Welt aus wie die Apostel, so hat er's mehr als hundertfältig, weil er's überall antrifft und hat. „Mit Verfolgungen“, sagt Markus, d. h. trotz der Verfolgungen oder mitten unter denselben. Über Verfolgungen scheint immer alles wieder genommen zu werden und wird's auch; und doch fehlt's ihm nie. Denn wird

er aus einem Hause vertrieben, so findet er gleich alles in einem anderen wieder.

Übersehen wir diese Verheißungen, so wird am Schlusse nur gesagt, daß solche Christen oder Heiligen zu allem hin auch das ewige Leben erlangen werden. Von einem Sitzen auf Stühlen und einem Richten ist da nicht die Rede. Daraus geht hervor, daß das Richten drüben in Gemeinschaft mit dem Herrn ein besonderer Vorzug bleibt, den die Apostel gewiß und andere Heilige nur teilweise erlangen werden. Hiernach sind auch die Worte Pauli, daß die Heiligen die Welt, ja die Engel richten werden, nicht allgemein auf alle Christen zu beziehen, daß man also nicht denken darf, als würden einmal alle Heiligen, selbst wenn sie [nicht] nach Art der Apostel Opfer gebracht haben, das gleiche nach jener Seite erlangen. Nach dieser Zeit ist anderen als Aposteln nur das ewige Leben verheißen, [wo]bei auch zwischen den Zeilen zu lesen ist, daß man das hoch anzuschlagen habe, das ewige Leben, das sonst unmöglich zu erlangen war, als ein gewisses vor sich zu haben. Wer, wenn er's hat, wird auch weitere Wünsche nur sich denken mögen? Ein Ernstes aber setzt der Herr noch hinzu mit den Worten:

V. 30: „Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein.“ (So auch Markus).

Ein Ernstes setzt der Herr immer gerne nach, wenn Er große Verheißungen gegeben hatte, weil bei allem, was das Evangelium verheißt, nie außer acht zu lassen ist, daß es nur bei fortgesetzter, genügender und ganzer Treue gilt. Unter den Ersten nun sind die verstanden, die zu Anfang im Kampfe waren, und unter den Letzten die, welche zur Letztzeit im Kampfe stehen werden. Beide sollten an innerem Werte gleichstehen, wie es denn auch zum Teil sein wird. Denn nicht alle, sagt der Herr, sondern nur viele unter den Ersten werden die Letzten sein, und umgekehrt. Wenn die Ersten den Letzten nachstehen müssen, kann's eigene Schuld bei ihnen sein, daß sie's an Treue haben fehlen lassen. Damit will der Heiland alle warnen, selbst die Apostel, unter welchen ja jedenfalls ein Judas sein Bistum einem anderen überlassen muß (Apg. 1, 20). Doch gilt die Rede mehr den anderen Jüngern, von denen Er auch gesprochen hatte. Große Aufgabe aber ist jedenfalls denen, die das

Letzte noch ausfechten sollen, aufbehalten. Ach, daß der Treuen viele wären! Denn jetzt ist die Zeit, da man sich gerne nach den Treuen, wie sie in der Letztzeit dasein sollen, umsehen möchte.

## 20. Kapitel Matthäi

### § 159 Die Arbeiter im Weinberg

Kap. 20, 1-16

Der Herr hatte mit den Worten geschlossen: „Viele Letzte werden die Ersten und viele Erste werden die Letzten sein“; und weil es nicht gleich mochte verständlich sein, wie Er das meinte, hängt Er noch das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg an, bei welchen es Erste und Letzte gab, und so, daß Letzte die Ersten wurden. Dieses Gleichnis hat nur Matthäus. Nach ihm sagt der Herr:

V. 20, 1: „Denn das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter zu mieten in seinen Weinberg.“ – V. 2: „Und da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Taglohn, sandte er sie in seinen Weinberg.“

Wenn es heißt: „Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater usw.“, so will das sagen: „Im Himmelreich oder bezüglich der Begründung, Förderung und Vollendung desselben geht es so zu wie bei einem Hausvater, der morgens anfängt, Arbeiter in seinen Weinberg zu berufen, dann immer neue den Tag über beruft und am Abend, wenn die Arbeit fertig ist, den Lohn ausbezahlt. Dabei gibt er den Zuletztgekommenen zuerst den Lohn, und zwar den gleichen, welchen alle, auch die Ersten, denen er versprochen war, bekommen.“ Die ganze Geschichte des Himmelreichs, von ihrem Beginne an bis zum Schlusse, wird hiernach mit einer Tagesarbeit verglichen. Wie diese anfängt und schließt, so fängt das Himmelreich an und wird [...] vollendet, wie an einem einzigen Tage in seinem Verlauf. Mag es mit dem Weinberg sein, wie es will – mit dem Himmelreich ist's fertig, wie aus der eigentümlichen Ausbezahlung zu ersehen ist.

Hiernach haben wir unter dem Hausvater, der am Morgen

ausging, Arbeiter zu mieten, den Herrn Jesum selbst zu verstehen. Er kam „am Morgen“, da es hieß: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Die Arbeiter, die Er beruft, sind die Apostel. Der Weinberg, in den sie gesandt werden, ist die Welt, wie es heißt: „Gehet hin in alle Welt.“ „Der Acker ist die Welt“, hat ja sonst auch der Herr Jesus in der Auslegung eines Gleichnisses gesagt. Wenn Er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen Taglohn, so ist an die Frage Petri zu denken, da er sagt: „Was wird uns dafür?“ So etwa fragen auch Arbeiter, die man dingt. Den Jüngern wurde der Lohn, den sie empfangen würden, angezeigt. Bei diesem Lohn aber haben wir nicht so [sehr] an das zu denken, daß sie auf 12 Stühlen, wenn der Abend gekommen oder die Arbeit fertig wäre, Israel richten würden; denn damit haben sie ja eigentlich noch nichts für sich. Vielmehr müssen wir an das zweite hinsehen, das mit Bezug auf andere Jünger gesagt ist, daß sie nämlich alles, was sie verlassen würden, hundertfältig nehmen sollten in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt – da käme eigentlich erst der Lohn – das ewige Leben. An diesen Lohn, der aus dem ewigen Leben besteht, hatten auch die Apostel hinzusehen. Denn der Herr hat mit Bezug darauf nichts Besonderes den Jüngern gesagt. Das ewige Leben ist's und weiter nichts – denn das andere mit dem Richten ist vorübergehend und macht's ihnen nur gewiß, daß ihnen das ewige Leben nicht fehle –, was den Aposteln wie allen nachfolgenden Arbeitern verheißen ist. Die Schrift macht überhaupt innerhalb des ewigen Lebens nie Unterschiede. Wenn in der Offenbarung vom Lohn der Überwinder die Rede ist, so, meint man, müsse besonders für sie vorgesorgt sein. Aber was lesen wir? Einmal (Offb. 2, 11): „Dem soll kein Leid geschehen von dem andern Tode“; dann wieder (Offb. 3, 5): „Ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens.“ Merke dir: Was geht doch über das ewige Leben? Da sollten alle weiteren Wünsche aufhören. Wir sehen also, daß in der Auslegung der Groschen nichts anderes ist als das ewige Leben, das alle gleichmäßig bekommen. Lesen wir weiter:

V. 3: „Und ging aus um die dritte Stunde und sahe andere an dem Markte müßig stehen“ – V. 4: „und sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg. Ich will euch geben, was

recht ist.“ – V. 5: „Und sie gingen hin. Abermal ging er auch aus um die neunte Stunde und tat gleich also.“

Für gewöhnlich wird ein Hausvater nicht so oft den Tag über eine Bestellung mit Arbeitern machen. Weil aber der Herr in der Auslegung unter dem Tag die ganze Entwicklungsgeschichte des Himmelreichs von Anfang bis zum Ende versteht, läßt Er den Hausvater recht eifrig in der Bestellung der Arbeiter sein, wie der Herr, zur Rechten Gottes sitzend, sich's auch angelegen sein lässet, immer wieder Arbeiter zu senden oder Männer zu berufen; und wir wissen ja, wie oft bedeutende Männer erstanden sind, mit denen auch neue Perioden begannen. Wenn der Hausvater Arbeiter müßig an dem Markte stehen sieht, so sind das solche, die einen inneren Trieb zur Arbeit haben, aber einer Berufung dazu noch bedürfen; denn nur so ohne weiteres in den Weinberg hinauslaufen und sich als Arbeiter darin benehmen, ohne vom Hausvater berufen zu sein, geht nicht an. Müßig fühlen sich aber in jeder Zeit viele, die ein Verlangen hätten, zur Förderung des Reiches Gottes etwas beizutragen; aber sie müssen Geduld haben, bis der Ruf an sie kommt, wie der nun kommen mag. Im Gleichnis ist nur von der dritten und von der neunten Stunde die Rede, in welcher der Herr ausging, d. h. er machte, weil der Tag mit morgens 6 Uhr begann, morgens 9 Uhr und abends 3 Uhr seinen Gang. Man könnte das wichtig nehmen, daß von morgens 9 Uhr bis abends 3 Uhr niemand berufen wurde. Ein Jahrtausend lang, vom vierten oder fünften Jahrhundert an bis zur Reformation, war's so. Ob das im Gleichnis angedeutet werden wolle, könnte man fragen; und ob man nicht unter den in der neunten Stunde, d. h. abends 3 Uhr berufenen Arbeitern die Reformatoren sich denken dürfte. – Wir lesen weiter:

V. 6: „Um die elfte Stunde aber (d. h. abends 5 Uhr) ging er aus und fand andere müßig stehen und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ – V. 7: „Sie sprachen zu ihm: Es hat uns niemand gedinget. Er sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg; und was recht sein wird, soll euch werden.“

Dem Hausvater ist es ein Anliegen, daß sein Weinberg recht besorgt werde; und das Gleichnis ist so gestellt, als ob es gerade an diesem Tage zu etwas Besonderem mit dem Weinberg kom-

men sollte. Wir müssen daher in der Auslegung an den Eifer denken, welchen der Herr am Ende der Tage, da es zu großen Entscheidungen kommen soll, kundtun wird, daß es an arbeitenden Kräften nicht fehle für die Menschheit, deren Erlösung Er ja im Auge hat. Wir wissen auch, wie Er noch Propheten, Schriftgelehrte und Weise senden wird, so übel sie auch werden empfangen werden; denn der Heiland, der treue Hausvater, tut alles, um den Weinberg oder den Acker der Welt in Ordnung zu bringen, ehe die Nacht der Gerichte einbricht. So wissen wir ja auch von zwei Propheten oder Zeugen, die in der letzten Zeit eine große Bedeutung haben werden.

Diesmal scheint der Hausvater es den Arbeitern zum Vorwurf zu machen, daß sie den ganzen Tag so müßig dagestanden seien. Wenngleich sie mit der Entschuldigung, daß niemand sie gedinet habe, guten Grund haben, so können doch gegen das Ende hin viele gar zu müßig dastehen, auch solche, die eigentlich berufen wären. Auch Berufene können müßig stehen, indem sie nicht in der Art, wie's der Herr will, ihre Schuldigkeit tun, am Himmelreich fortzubauen. Mitunter sehen sie mehr auf ihre Bequemlichkeit oder ihr zeitliches Bedürfnis als auf das Bedürfnis des Reiches Gottes; und da stehen sie auch gleichsam müßig da. Wird aber um die elfte Stunde die Zeit ernster, so bekommen manche einen Schlag aufs Gewissen, daß sie emsiger und eifriger und angemessener sich hergeben sollten; und da ist's, wie wenn sie jetzt erst in den Weinberg berufen würden, und zwar mit dem Vorwurf: „Was stehet ihr den ganzen Tag müßig?“ Wieder andere hätten schon Berufene werden können, sind aber durch eigene Schuld es nicht geworden. Wieviel ließe sich da sagen, wie es komme, daß viele, mit denen es hätte einen anderen Weg gehen sollen, zu einer Ausreifung für den Dienst des Evangeliums nicht gekommen sind. Nun ist nichts aus ihnen geworden, kann auch nichts aus ihnen werden, weil ihnen nach dem, wie es einmal ist, die Eigenschaften zur Berufung fehlen, so daß sie nicht gedinet werden können. Solchen aber kann doch ein verborgenes Gefühl bleiben, daß sie in des Herrn Dienste stehen sollten, sind aber jetzt gleichsam müßig an dem Markte. Hat nun die unmittelbare Berufung von dem Herrn bald nach der Apostel Zeit aufgehört, so sind andere Arten der Berufung aufge-

kommen, die wohl nach Gottes Willen gelten, aber so sind, daß die besten Kräfte brachliegen. Daher kommt es, daß auch viele sich unberufen herzudrängen und unter den Berufenen im Weinberg des Herrn eigenmächtige Rollen zu spielen wagen, woran wir ja Beispiele genug haben. Aber im Gleichnis sagt der Hausvater nicht zu denen, die müßig am Markt standen: „Was stehet ihr denn da so müßig; ihr hättet ja selbst in den Weinberg gehen können, ohne auf eine Werbung von mir zu warten.“ So spricht der Hausvater nicht, und die Arbeiter hatten auch so viele Ehrerbietung vor ihm, daß sie nicht hätten in seinen Weinberg eindringen mögen oder gar, ihm zuleid, in Konflikt kommen wollen mit wirklich berufenen Arbeitern. Wir dürfen versichert sein, daß zuletzt – und gewiß spricht nicht umsonst der Herr von Berufungen um die elfte Stunde, was ja doch in der Wirklichkeit, wenn sich's um einen irdischen Weinberg handelt, kaum vorkommen kann – wieder unmittelbare Berufungen vom Herrn stattfinden werden, wenn die Gaben des Geistes wieder ausgegossen sein werden, welche im Gleichnis jedenfalls als noch vorhanden vorausgesetzt sind, wie wir später sehen werden.

Was die später berufenen Arbeiter bekommen würden als Lohn für ihre Arbeit, sagt der Hausvater nicht mehr bestimmt. Sie müssen's ihm zutrauen, daß er nach Billigkeit und Humanität sie behandeln werde. Daß alle Arbeiter ihren Groschen bekommen würden, also nach der Auslegung ohne weiteres das ewige Leben, weil sie noch Arbeiter gewesen sind, kann der Hausvater nicht gleich sagen. Denn es gibt auch böse Arbeiter (Phil. 3, 2) und trügliche Arbeiter (2. Kor. 11, 13). Da muß es der Hausvater darauf ankommen lassen, ob er ihnen [das] geben könne, was den Anfängern. Für die Auslegung ist schon das wichtig, daß jeder Lohn, wenn er wirklich ein Lohn ist, bereits das ewige Leben ist, woraus von selbst sich ergibt, daß der Hausvater, wenn er überhaupt belohnt, gar nicht anders konnte als es allen gleich geben. Ein Groschen ließe sich wohl teilen, aber das ewige Leben nicht.

## § 160 Die Arbeiter im Weinberg

(Schluß)

Kap. 20, 1-16

Von den verschiedenen Einladungen in den Weinberg von seiten des Hausvaters haben wir das letzte Mal gesprochen. Jetzt haben wir noch vom Abend und von der Ausbezahlung der Arbeiter zu reden. Es heißt weiter im Gleichnisse:

V. 8: „Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe den Arbeitern und gib ihnen den Lohn und heb' an an den Letzten bis zu den Ersten.“

Es war gewöhnlich, sogar vom Gesetz geboten, daß Tagelöhnern und Arbeitern der Taglohn noch vor Sonnenuntergang ausbezahlt werden sollte. Es ist der Mühe wert, daß wir die Gesetzesstelle hersetzen, da ihr Inhalt auch etwas für uns Beherzigenswertes enthält. Mose sagt:

5. Mose 24, 14: „Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorbehalten, er sei von deinen Brüdern oder Fremdlingen, der in deinem Land und in deinem Tor ist“; – V. 15: „sondern sollst ihm seinen Lohn des Tages geben, daß die Sonne nicht drüber untergeht; denn er ist dürftig und erhält seine Seele damit, auf daß er nicht wider dich den Herrn anrufe und sei dir Sünde.“

Hiernach also wollte der Hausvater auch noch vor Sonnenuntergang den in den Weinberg bestellten Arbeitern ihren Lohn geben. Daß sie des Lohns bedürftig waren, ist ja an dem zu sehen, daß sie auf den Markt gekommen waren und zum Teil den ganzen Tag auf Bestellung gewartet hatten. Wenn sogar noch um die elfte Stunde, d. h. abends 5 Uhr, Arbeiter warteten, so ist vorauszusetzen, daß diese besonders bedürftig gewesen sind. Erwünscht war es ihnen, auch nur ein Kleines noch verdienen zu können. Solche Erwägungen setzt der Herr, der das Gleichnis gibt, offenbar in dem Hausvater voraus, weswegen dieser gerade die Letzten aus Teilnahme zuerst befriedigt wissen will. Diese warteten wohl mit einiger Ängstlichkeit auf den Lohn, [dessen] man sie noch für wert halten werde. Darum wollte sie der Hausvater gleich guten Muts machen. Von ihnen ist wohl auch

dem Hausvater berichtet worden, daß sie sich noch tüchtig hergegeben hatten für die Arbeit, um desto eher noch eines ordentlichen Lohnes gewürdigt zu werden. Wenn das der Hausvater erfuhr, so war's bei ihm gleich fertig, daß er sie als Arbeiter nahm, die den ganzen Tag gearbeitet und den vollen Lohn verdient hätten. Wir dürfen gar wohl eine Lehre daraus ziehen, daß wir nicht so akkurat mit Arbeitern rechnen möchten, sondern ihnen gerne ein übriges gönnen, wenn wir merken, wie wohl angelegt es bei ihnen ist und wie emsig sie sich auch in einer kurzen Zeit benehmen. Nichts ist dem Herrn mißfälliger, als wenn man immer bis auf den Pfennig mit Leuten rechnet, die wohl auch mehr bedürften. Das Benehmen des Hausvaters, weil denn doch dieses auch in einem Gleichnis durchaus ein richtiges sein muß, werden wir hiernach angemessen finden, wenn er nämlich nicht nur die Letzten zuerst ausbezahlen heißt, sondern ihnen auch das gleiche gibt, was den anderen.

In der Auslegung nun haben wir an den großen Abend zu denken, der das Ende des Kampfes bezeichnet, in welchem das Himmelreich von Anfang an gestanden ist. Das Himmelreich ist am Abend als vollendet zu denken, wenn es im Eingang des Gleichnisses heißt, daß dieses seine Beziehung auf das Himmelreich habe. Alles wird als an einem Tage geschehend vorgestellt. Verschiedene ähnliche Tage wie der beschriebene, mit einem Morgen und Abend, kann es wohl bei einem Weinberg, aber nicht beim Himmelreich geben; und wenn der Groschen das ewige Leben bedeutet, wie wir gesehen haben, und wenn nachher auch von denen die Rede ist, die als Berufene, aber nicht als Auserwählte sich herausstellen, so gibt sich die gegebene Erklärung und Auffassung des Gleichnisses ganz von selbst. Denkt man an das, so bekommt das Benehmen des Hausvaters, wenn dieser Christum vorstellt, noch eine besondere Bedeutung, nämlich die, daß der Herr den letzten Arbeitern besonders vielen Dank wissen wird, weil durch ihre schließliche und ernstliche Mitwirkung der Abschluß des Himmelreichs gelungen ist. Denn in jeder Sache sind die immer besonders wert, welche das Glück haben, sie fertig- oder zur Vollendung zu bringen. Haben solche Arbeiter im Reiche Gottes auch nicht lange gearbeitet und nicht so viel Hartes ausgestanden wie andere unter des

Tages Last und Hitze, so hat der Herr doch eine besondere Freude an ihnen, namentlich wenn Er weiß, wie ernstlich sie noch ans Werk gegangen sind. Das hätten die Arbeiter auch fühlen sollen, daß sie um das nicht verkürzt sind, wenn den Letzten die Freude des Gleichen wird. Diese Betrachtungen können nicht direkt ihren Grund im Gleichnis haben, schon weil zuviel Weissagendes drin läge. Wir aber können, was wir ja sonst vom Ende des Reiches Gottes wissen, schon mit hereinziehen, um einen Zug im Gleichnisse um so natürlicher zu machen. Andere Betrachtungen schließen wir an das Nächstfolgende an.

V. 9: „Da kamen, die um die elfte Stunde gedinget waren, und empfing ein jeglicher seinen Groschen.“ – V. 10: „Da aber die Ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen, und sie empfingen auch ein jeglicher seinen Groschen.“ – V. 11: „Und da sie den empfingen, murreten sie wider den Hausvater“ – V. 12: „und sprachen: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet; und du hast sie uns gleichgemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben.“

Wir wollen nun gleich daran, das Wichtigste, das zum Verständnis des ganzen Gleichnisses dienen soll, zu besprechen. Nach dem, wie wir es lesen, sind die ersten Arbeiter im Weinberg geblieben von Anfang bis zum Ende. Alle nach ihnen Gekommenen sind zu ihnen gestoßen; und so sind auch die Letzten mit den Ersten im Weinberge zusammengetroffen. Die späteren Arbeiter wurden nicht darum in den Weinberg geschickt, weil die früheren etwa durch Tod in Abgang gekommen waren. Wenn auch, indem wir an die Auslegung denken, manche der ersten Arbeiter im Himmelreich durch den Märtyrertod ausgefallen sind, so konnten doch die meisten – da nicht nur Apostel, sondern viele andere, die gleichzeitig mit diesen wirkten, [als] unter den ersten Arbeitern [erwählte] gelten – noch am Leben sein, als der Abend kam. Das Gleichnis wenigstens setzt es so voraus. Solches hat nun eine scheinbare Schwierigkeit für die Auslegung, weil der Abend eigentlich bis heute noch nicht gekommen ist, also die ersten Arbeiter längst nicht mehr am Leben sind und so es schwer zu verstehen ist, wie die später eingetretenen Arbeiter von den ersten, weil sie Gleiches mit diesen bekamen, beneidet werden konnten. Unter den sogenann-

ten Letzten werden einmal viele sein, die auch sagen können, sie hätten des Tages Last und Hitze getragen, so gut, wie die am Morgen gedingten nach dem Gleichnis sagen. Über dieses alles bedarf's noch weiterer Erklärung.

Der Heiland geht nie von dem aus, daß es mit der Vollendung des Himmelreichs so lange anstehen werde, [wie] es der Geschichte zufolge geworden ist. Vielmehr nimmt Er's so, als ob immer alles in einem Menschenalter sich vollenden könnte, und da ist die Vergleichung mit einer Tagesarbeit ganz verständlich. Wir wissen ja, wie Er einmal sagt (Matth. 16, 28): „Wahrlich, ich sage euch: Es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in Seinem Reich.“ Auch das gehört hierher, was Jesus mit Bezug auf die, „die nicht wollten“, sagt (Matth. 23, 39): „Denn ich sage euch: Ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen, bis ihr sprecht: Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn.“ Sogar zu Seinen Richtern sagt Er (Matth. 26, 64): „Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels.“ Diese Redeweise des Herrn ist eine von Seinem Standpunkte aus notwendige. Möglich war eine so schnelle Entwicklung, und diese Möglichkeit durch den Zusatz, daß die Wirklichkeit eine andere sein werde, zu schwächen, ging durchaus nicht an. Wie kann Er, wenn doch die Möglichkeit der schnellen Entwicklung gegeben war, von Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden reden, die es kosten werde, bis endlich Seine Sache zum Sieg komme? Denn damit würde Er Sein Werk sehr heruntergesetzt haben. Jedermann hätte dabei denken müssen, daß Er Seine Aufgabe nur sehr unvollkommen vollbracht habe oder daß Er kein so zuverlässiger Heiland wäre, [wie] Er doch sonst zu sein verspricht. Der Glaube überhaupt an Ihn hätte Not leiden müssen, wenn Er etwas zu vollbringen versprach, dessen Ende gar nicht zu erwarten wäre. Wenn Er der große Heiland ist, durch den alles versöhnt werden soll, das im Himmel und auf Erden ist, also daß Sein Opfer das alleinige ist, durch welches diese Versöhnung geschieht, so mußte Er mit Seinem Scheiden das so fertiggebracht haben, daß Er mindestens in einem Menschenalter mit allem sollte zum Ziele kommen können. Wenn's nicht wur-

de, so lag nicht die Schuld an Ihm, auch nicht an dem, daß es schon von Anfang an so bestimmt gewesen sein sollte; vielmehr muß die Schuld an Untreuen solcher liegen, durch deren Dienste das Ganze in seinem Gange erhalten werden sollte, wie ja überhaupt auch die Ausbreitung des Evangeliums in der Menschen Hände gelegt war. Ließen's dann von den Berufenen viele fehlen, nachdem die Apostel meist den Märtyrertod gestorben waren, so konnte ein Verzug kommen. Aber der Herr, solange Er im Fleische wandelte, weiß und will nichts anderes, als daß alles schon in einem Geschlechte vollendet werden sollte. So konnte der Herr das vorliegende Gleichnis nicht anders geben, als Er's gab, da es von einer Tagesarbeit spricht, deren das Himmelreich bedürfe, mit dem Sinn, daß die Arbeit eines Menschenalters damit verglichen werden soll. Wie aber denn die Weisung sich gestalte, die der Herr mit dem Gleichnis geben will, das hätten wir näher zu erwägen. Wir geben vorher den Schluß des Gleichnisses, der so lautet:

V. 13: „Er antwortete aber und sagte zu einem unter ihnen: Mein Freund, ich tue dir nicht unrecht. Bist du nicht mit mir eins worden um einen Groschen?“ – V. 14: „Nimm, was dein ist, und gehe hin. Ich will aber diesem letzten geben gleichwie dir.“ – V. 15: „Oder habe ich nicht Macht, zu tun, was ich will, mit dem Meinen? Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?“ – V. 16: „Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein. Denn viele sind berufen; aber wenige sind auserwählt.“

Um nun die Warnung zu verstehen, die der Herr mit dem Gleichnis geben will, werden wir wieder auf die Frage Petri zurückgehen müssen: „Was wird uns dafür?“ (Matth. 19, 27). Petrus und die Apostel haben in unschuldiger Weise so gefragt. Darum bekommen sie auch eine befriedigende Antwort, und so, daß überhaupt alle, auch nach ihnen, die etwas um Jesu willen opfern würden, ihren Lohn dafür haben sollten, in dieser Welt schon, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben. Indem aber dann der Herr von Ersten redet, die die Letzten werden würden, und umgekehrt (19, 30), fängt Er an, einen Wink zu geben, wie die Frage um den Lohn auch eine gefährliche werden könne, namentlich wenn man auf seine Priorität pochen würde. Schon

das ist mißlich, wenn Arbeiter, die lange im Dienst des Herrn gestanden sind, auf die herabsehen, die erst seit kurzem eingetreten sind. Hierbei kann eine Art Selbstgefühl an sie hinkommen, als seien sie mehr als diese und hätten [...] Vorzüge vor diesen. Wenn sie aber merken, daß den letzteren dieselben Gaben zukommen, dieselbe Gewißheit des ewigen Lebens durch den Heiligen Geist, kann's ihnen auffallen, daß sie ganz ihnen gleichgestellt sein, an Frische sogar ihnen nachstehen sollten. Solches kann sie auch nachlässig in ihrem Berufe machen. Dann gibt's allerlei Unlauterkeiten, wie [die] des Neids gegen Mitarbeiter und der Unzufriedenheit mit dem Herrn. Gesetzt, es scheiden dann die, die so innerlich gestellt sind, von dieser Erde, so nehmen sie ihre Gesinnungen mit, und was in dieser Welt nicht durch Buße abgestreift wird, streift sich drüben nicht von selbst ab. So kann es Szenen und Verhandlungen geben, die aber erst am Abend des Tages, oder wenn das Himmelreich vollendet wird, zum Vorschein kommen, Szenen, die dem ähnlich sind, was wir im Gleichnis lesen. Da kostet's Mühe, bis die Unlauteren gereinigt sein werden, wenn sie selbst dort noch eine Unzufriedenheit gegen den Herrn äußern wollen, daß sie nicht mehr bekommen sollten als andere. Daß diese Gesinnungen des Neids und der Eigenliebe große Bedeutung haben, liegt in dem, [was] der Herr zuletzt sagt: „Denn viele sind berufen, aber wenige sind ausgewählt.“ Jene murrenden Arbeiter sind damit als Berufene wohl, aber nicht als Auserwählte angesehen. Berufene, die nicht auserwählt sind, bleiben drüben nach dem Tode in einem üblen Zustand, der sogar bis zu einer Pein sich gestalten kann, die bleibt, bis am Jüngsten Tag etwa, wenn möglich, Unlauterkeiten noch wegfallen dürfen. Unser Gleichnis lehrt uns mancherlei: Man sehe nicht auf andere hin; man gönne [das] anderen, was sich selbst; man überschätze sich nicht und begnüge sich mit seinem Groschen oder dem ewigen Leben, ohne etwas Weiteres zu begehren. Arbeiter, die dem entgegen sind, können trotz ihres Fleißes und Eifers doch unter die kommen, die nur als Berufene zu nehmen sind, ohne der Auserwählung zur Seligkeit gleich gewiß zu sein. Ach, was ist's doch: anderen predigen und selbst verwerflich sein!

## § 161 Dritte Leidensverkündigung

Kap. 20, 17-19

vgl. Mark. 10, 32-34; Luk. 18, 31-34

Wie der Herr aus Galiläa sich erhob und in die Grenze des jüdischen Landes jenseits des Jordans kam, haben wir oben (Matth. 19, 1) gesehen. Dort hatte Er noch viel Volks um sich, das Er lehrte und heilte. Aber auch Pharisäer machten sich an Ihn mit mancherlei Fragen. Schon war der Herr auf den Weg herausgegangen (Mark. 10, 17), um von dannen zu ziehen (Matth. 19, 15), als der Jüngling vor Ihm niederkniete mit der Frage: „Was soll ich Gutes tun, daß ich das ewige Leben möge haben?“ Darüber gab es viele Reden, zuerst mit dem Jüngling selbst, dann mit den Jüngern; und zuletzt gab der Herr auch das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge. Dann setzte Er Seine Reise fort, immer bestimmter Jerusalem zu. Da geschah es, daß Er noch einmal, jetzt zum dritten Male, und zwar ganz bestimmt und feierlich, den Jüngern Sein Leiden verkündigte. Das erste Mal hatte Er das getan, als Seine Jünger auf Seine Frage, wofür sie Ihn hielten, bekannt hatten, daß Er der Sohn Gottes sei. Das andere Mal tat es der Herr nach Seiner Verklärung. Jetzt tut Er's aus freien Stücken, weil's der Hauptstadt immer bestimmter zuzuging. Wir lesen:

V. 17: „Und Er zog hinauf gen Jerusalem und nahm zu sich die zwölf Jünger auf dem Weg und sprach zu ihnen.“ (Mark. 10, 32 umständlicher: „Sie waren aber auf dem Wege und gingen hinauf gen Jerusalem. Und Jesus ging vor ihnen; und sie entsetzten sich und folgten Ihm nach und fürchteten sich. Und Jesus nahm abermal zu sich die Zwölfe und sagte ihnen, was Ihm widerfahren würde.“)

Auf dem Wege war's hiernach, daß Jesus Seine zwölf Jünger besonders nahm. Es gingen immer viel andere Jünger mit, die sich zu Jesu so nahe machten, als sie immer konnten. Ihrer mußte sich der Herr erwehren, wenn Er mit den Zwölfen etwas Besonderes zu verhandeln hatte. So mußten auch diesmal alle anderen ferne von Jesu treten, weil Er die Zwölfe allein haben wollte. Was Er diesen von Seinem Leiden sagte, war etwas Ver-

trauliches; und daß alles Volk das hörte oder auch nur andere, als die zum eigensten Kreise Jesu gehörten, konnte nicht sein. Die Sache war zu ernst und zu heilig, als daß sie ein Volksgerede werden durfte, hätte von vielen auch dem Herrn Jesu übel ausgelegt werden können, als sehe Er zu schwarz an die Hohenpriester hin. Je mehr aber der Herr von dem gesprochen hatte, was ihm begegnen würde, desto mehr verwunderten sich, ja entsetzten sich, wie Markus sagt, Seine Jünger, daß Er es wagte, nach Jerusalem hinaufzugehen. Seine Festigkeit, Seinen Mut und tapferen Sinn mußten sie bewundern. Zugleich wurde es ihnen um so banger, je bestimmter und dreister Er Seine Richtung nahm. Besonders das war ihnen auffallend, daß Er, wie Markus erzählt, vor ihnen ging. Dreist und ohne alle Scheu zog Er vorwärts, auch dadurch andeutend, wie fest und gewiß Er in dem war, was Er vorausgesagt hatte; und Seine Jünger sollten's erkennen, wie bedeutungsvoll eben Sein Letztes sei, das Ihm widerfahren würde. Wie groß war doch das Wagnis, das Jesus machte, und wie fest entschlossen war Er, sich's alles kosten zu lassen, um mit der Erlösung der Welt aus der Gewalt der Finsternis ans Ziel zu kommen! Hören wir, wie Er sich ausdrückt:

V. 18: „Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem.“ (Lukas: „Und es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn.“) „Und des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden; und sie werden Ihn verdammen zum Tode“ – V. 19: „und werden Ihn überantworten den Heiden, zu verspotten und zu geißeln und zu kreuzigen; und am dritten Tage wird Er wieder auferstehen.“

Der Herr betont es, daß Er würde den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden und daß diese Ihn zum Tode verurteilen würden. Jedermann sah es vor sich, daß Jesus von keiner Seite her Gefahr hatte, weder von einem Herodes noch von einem Pilatus. Die weltliche Obrigkeit, die doch gewiß sehr aufmerksam gewesen ist bei den großen Volkszusammenläufen, die vorkamen, hatte nie Miene gemacht, gegen die Wirksamkeit Jesu unter Tausenden gewaltsam einzuschreiten. Sie sahen nirgends eine Unordnung; denn stets waren die Massen innerlich angeregt, schon wenn sie Jesu nur zueilten,



noch mehr, wenn sie wieder von Ihm gingen. Wahrscheinlich hatte in der ganzen Zeit auch die Obrigkeit weniger Mühe mit dem Volke, und war dieses geordneter, untertäniger, zufriedener, weniger zu Aufruhr geneigt. Solches fühlt die Obrigkeit bald heraus. Der Heiland hätte also ohne alle Gefahr lange Sein Wirken fortsetzen können, wenn die Pharisäer oder die heuchlerisch Frommen des Landes nicht gewesen wären und wenn die Hohenpriester und Ältesten nicht so neidisch und mißtrauisch auf Jesum hingesehen und wenn sie überhaupt besser verstanden oder angenommen hätten, was sie in der Schrift vom kommenden Heilande fanden.

Die kirchliche Obrigkeit des Landes also, die waren die Feinde Jesu; und die gingen mit allen Mitteln darauf aus, Jesum nur einmal zu greifen, um Gericht über Ihn halten zu können. Aber seltsam, daß sie es doch auch wieder nicht recht auf sich nehmen wollten, Jesum aus dem Weg zu räumen. Deswegen war es ihnen immer darum zu tun, etwas bei Jesu werden zu sehen, um dessentwillen die Obrigkeit von sich aus dreingreifen sollte, daß Er etwa mißliebige politische Äußerungen getan hätte. So versuchten sie Ihn mit dem Zinsgroschen, erwartend, Er äußere sich so, daß die Obrigkeit gegen Ihn vortreten würde. Die Hohenpriester wollten nicht die sein, welche gegen einen Mann, der als Wundermann so großes Ansehen hatte, feindselig sich zeigten. Aber es ging anders; und wollten sie Jesum weghaben, so mußten sie Ihn den Heiden überantworten, sowenig Ihn die Heiden strafbar fanden. Seine Unbescholtenheit und Ungefährlichkeit war so groß, daß nie ein Pilatus etwas gegen Ihn unternehmen konnte; und selbst als die Juden Jesum überlieferten, war's Pilatus, der nach seinem Gerechtigkeitsgefühl alles versuchte, um Jesum freizumachen. So wenig hatte sich Jesus der Obrigkeit gegenüber verdächtig finden lassen. Was Pilatus nicht entfernt gedacht hatte, mußten erst die Juden ihm sagen (Joh. 19, 12): „Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht“; und auch da noch wusch er seine Hände und sagte (Matth. 27, 24): „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten.“

Aber was war es doch, daß Jesus den Heiden überliefert wurde? Der, welchen Gott zum Retter Israels gesandt hatte, wird von diesem ausgestoßen und der Rohheit der Götzendiener

preisgegeben; und diese sind's, die nun auch an dem Lamme, das die Sünde der Welt trägt, würgen. Sie verspotten, schmähen, verspeien, geißeln und kreuzigen Ihn. Den grausamen Tod der Kreuzigung hätten die Juden, wenn sie hätten selbst richten wollen, Jesu nicht angetan; aber da Er den Heiden überliefert wurde, hatte Er das Härteste zu erwarten. Wozu führte aber das alles? Dazu, daß nun Jesus ein Recht [be]kam, auch der Heiden sich anzunehmen. Auf ihre Mißhandlung hin seufzte vornehmlich der Herr am Kreuze (Luk. 23, 34): „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Nun haben auch die Heiden an Ihn und Seine Gnade ein Recht. Sonderbar freilich, daß sie nun zu Ihm sagen dürfen: „Wir haben dir Übles getan; darum hoffen wir auf dein Erbarmen.“ Wie [das], was sie Jesu zufügten, allen Heiden zur Last gelegt werden konnte, so hat auch die Bitte Jesu für sie Ursache zur Rettung aller Heiden werden müssen. „O Welch eine Tiefe des Reichtums“, müssen wir da mit Paulus (Röm. 11, 33) ausrufen, „beide der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind Seine Gerichte und unerforschlich Seine Wege!“

Wenn der Herr so bestimmt sagt, daß Er am dritten Tage wieder auferstehen werde, so ist klar, daß Er hierüber eine besondere Offenbarung von Seinem Vater bekommen haben muß. Es muß Ihm durch eine Erscheinung vom Himmel zugesichert worden sein, daß Er schon am dritten Tage wieder auferstehen werde. Er selbst konnte wohl eine solche Hoffnung an die Geschichte des Propheten Jonas anknüpfen; aber um innerlich ganz fest zu werden, bedurfte es bei Ihm doch noch ein Weiteres. Bedenken wir wohl, wieviel Jesus auf sich nahm, sich kreuzigen zu lassen! Wie nötig war es da für Ihn, da Er in der Niedrigkeit des Fleisches stand, daß Ihm ein besonderer Halt von Seinem Vater gegeben wurde, um mit voller Freudigkeit es bei sich zu haben, daß nichts verloren sei, wenn Er auch sterbe, indem schon am dritten Tage alles wieder in Ordnung kommen und Er fähig werden würde, mit aller Macht auf die Erlösung der Menschen zu wirken. – Seine Jünger aber lassen immer noch nichts recht an sich kommen, wie wir lesen:

Luk. 18, 34: „Sie aber vernahmen der keines; und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was das Gesagt war.“

Wenn sie nichts vernahmen, so ist's das, daß nichts in sie einging, sie darum auch nichts wichtig nahmen. Wenn ferner die Rede ihnen verborgen war, war's immer, als hätten sie's im Augenblick wieder vergessen. Sie besprachen's auch nicht untereinander, freilich nur aus Furcht; denn was man fürchtet, läßt man in der Regel unbesprochen, je [be]gründeter die Furcht ist. Sie ließen's denn auf sich beruhen, weil „sie nicht wußten, was das Gesagt war“. Offenbar aber taten sie sich einen Zwang an, nichts zu verstehen; und eine gewisse Empfindung hatten sie doch davon, weswegen sie sich auch fürchteten, als sie sahen, wie Jesus so dreist voranging, Jerusalem zu, wie Markus es berührt. Es war übrigens auch gut für die Jünger, daß sie's nicht recht annahmen. Denn wir können es uns kaum denken, wie Jesus hätte ins fernere mit ihnen fortkommen sollen. Die Last hätte sie zu Boden gedrückt; und so war's auch von oben, daß sie alles nur durch einen Nebel sahen, um die gleichen bei Jesu sein zu können. Wie hier die Hand des Herrn über ihnen war, so später, als das Verkündigte geschah. Der Herr weiß die Seinen, die Ihm vertrauen, zu bewahren und die Versuchung nicht über Vermögen kommen zu lassen.

## § 162 Die Söhne Zebedäi

Kap. 20, 20-28

vgl. Mark. 10, 35-45

Kaum hatte der Herr Seinen Jüngern Sein letztes Schicksal angekündigt, so trat die Mutter der Kinder Zebedäi vor mit einer eigentümlichen Bitte an den Herrn. Wir lesen:

V. 20: „Da trat zu Ihm die Mutter der Kinder Zebedäi mit ihren Söhnen, fiel vor Ihm nieder und bat etwas von Ihm.“ – (Nach Markus ging die Frage von den Jüngern selbst aus, welche fragen: „Meister, wir wollen, daß du uns tuest, was wir dich bitten werden.“) – V. 21: „Und Er sprach zu ihr: Was willst du? Sie sprach zu Ihm: Laß diese meine zween Söhne sitzen in deinem Reich, einen zu deiner Rechten und den anderen zu deiner Linken.“ (Markus sagt: „In deiner Herrlichkeit.“)

Die Kinder Zebedäi sind Jakobus der Ältere und Johannes, der Evangelist. Ihr Vater, ein Fischer, hieß Zebedäus und ihre Mutter Salome. Die letztere war also von Galiläa mit Jesu und den Jüngern gegangen. Wie ihre Söhne, so will sie auch den Herrn bedienen. Sie war besonders stark im Glauben an Jesum, daß Er der Messias sei, wie wir aus allem ersehen. Die besondere Rede Jesu an Seine Jünger von Seinem Leiden hat sie wohl nicht gehört, wiewohl es denkbar ist, daß gerade ihr die Söhne davon sagten.

Es fragt sich nun, wie wir ihre Bitte für ihre Söhne anzusehen haben, ob aus irdischen Gedanken bezüglich des Reichs Gottes fließend oder nicht. Ich kann es mir kaum denken, daß die gute Salome im Geiste so niedrig stand und aus mütterlicher Eitelkeit, ihre Kinder auf Erden groß zu wissen, ihre Bitte getan habe. Soviel hat sie ja längst wohl sehen können, daß es äußerlich auf nichts Glänzendes vor den Menschen auszugehen schien; und wenn man sah, wie gering Seine Verhältnisse blieben und wie unansehnlich Seine äußere Stellung sich gemacht hatte, erscheint die Bitte der Salome, wenn wirklich auf äußeren irdischen Vorzug zielend, ganz unangemessen, ja im gegenwärtigen Augenblick ungereimt. Nach Matthäus sollen die Söhne in Seinem Reiche neben Ihm sitzen, nach Markus in Seiner Herrlichkeit. Von einem Reiche nun nach irdischer Art war keine Spur zu sehen; daß aber eine Gottesherrlichkeit sich in Jesu noch offenbaren werde, das konnte eine Salome schon glauben. Hiernach waren ihre Gedanken auf ein Höheres, Göttliches gerichtet und mehr nur darauf, daß die Söhne möchten in Seiner nächsten Nähe sein dürfen, wenn Seine Herrlichkeit angehe, um Ihn ganz mit aller Seiner Gnade und Freundlichkeit zu haben, nicht um vor der Welt zu glänzen. Daß es so genommen werden darf, zeigt auch die Antwort des Herrn, der die Bitte der Salome als eine angemessene und richtige gelten läßt, nur daß sie da etwas vom Heiland verlangt, was eigentlich der Vater im Himmel zu tun sich vorbehalten hat. Hat sie etwa durch Johannes, den Liebling Jesu, von der Leidensverkündigung etwas gehört, so mag sie allein es gewesen sein, welche die Worte: „Am dritten Tag wird Er wieder auferstehen“ tiefer aufgefaßt hat. Hat sie das, so stand ihr, wenn auch das Leiden kam, doch das Höchste

vor der Seele, das es mit Jesu werden würde. Vielleicht will sie eilen, ihre Bitte anzubringen, ehe es zu spät wäre, damit drüben einmal den Söhnen das Gewünschte sicher würde. Ich erinnere an den Schächer am Kreuz, der zum Heiland sagt (Luk. 23, 42): „Gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.“ So denkt Salome, auf die Zeit, wenn der Herr nach Seiner Auferstehung in Sein Reich kommen würde, den Heiland auch zu bitten: „Gedenke an meine Söhne, wenn du in dein Reich kommst“, nur mit dem Zusatz, „daß du sie rechts und links neben dir sitzen lassest“. – Wenn Markus die Jünger selbst die Bitte tun läßt, nicht die Mutter, so zeigt das an, daß die Söhne mit der Bitte der Mutter einverstanden waren und wohl auch im stillen Tieferes als die anderen Jünger fühlten. Markus aber will die Mutter als eine Frau nicht eine Rolle dabei spielen lassen. Alle bringen die Bitte mit einigem Zögern vor; denn nach Markus sagen sie: „Meister, wir wollen, daß du uns tuest, was wir dich bitten werden.“ – Hören wir die Antwort Jesu:

V. 26: „Aber Jesus antwortete und sprach: Ihr wisset nicht, was ihr bittet. Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, und euch taufen lassen mit der Taufe, da ich mit getauft werde? – Sie sprachen zu Ihm: Jawohl.“ (nach Markus: „Ja, wir können es wohl.“)

Der Mensch denkt sich häufig das Größte, das er sich wünscht, ohne besonderen Kampf ihm zukommend. Der Heiland soll wie aus Gefälligkeit jemand bevorzugen in Seiner Herrlichkeit. So suchen ihrer viele ein Besonderes mit der sogenannten ersten Auferstehung, ohne daran zu denken, daß eigentlich den Seelen der Enthaupteten, die sich lieber enthaupten ließen, als daß sie das Malzeichen annahmen, dieser Vorzug werden soll vor den anderen Toten, die zunächst nicht wieder lebendig werden (Offb. 20, 4-5). Daher deutet der Herr an, daß die beiden Jünger bei ihrer Bitte daran denken sollten, daß sie ohne ein Märtyrertum nicht zu ihrer Erfüllung kommen können. Den Kelch des Todes müssen sie trinken, wie ihn Jesus trank, und mit Todesmartern als mit einer Taufe sich überschütten lassen wie Er. Wenn die Jünger auf die Frage, ob sie das auf sich zu nehmen imstande wären, antworten: „Jawohl, wir können es“, so sieht man, daß sie mit ihrer Bitte nichts für diese Zeit sich erbit-

ten wollten. Es geht ja durch den Tod hindurch, wie es bei Jesu durch den Tod geht. Aber was ist es doch ein Großes, den bittersten Tod auf sich nehmen können, hoffend, daß dann der Anteil an der großen Gottesherrlichkeit angehe! Beim Heiland aber dann in Seiner nächsten Nähe zu sein, das lag der Mutter und den Söhnen an. Der Herr fährt fort:

V. 23: „Und Er sprach zu ihnen: Meinen Kelch sollt ihr zwar trinken; und mit der Taufe, da ich mit getauft werde, sollt ihr getauft werden. Aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben stehet mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater.“

Ein Märtyrertod ist also den beiden angekündigt. Sie werden den Kelch, den Jesus trinkt, trinken und mit der Taufe, mit welcher Jesus getauft wird, getauft werden müssen. Übrigens können auch mit diesen Bildern große, bis an den Tod führende Trübsale gemeint sein. Von Jakobus nun weiß man's bestimmt (Apg. 12, 2), daß er von dem Könige Herodes bald enthauptet wurde. Von Johannes sagt man, daß man ihn in siedendes Öl geworfen habe, ohne daß es ihm schadete. So wurde er oft mit dem Tode bedroht, daß er als ein Märtyrer gelten kann. Sonst aber glaubt man, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei, wenn er nicht ohne Tod zum Herrn entrückt wurde, wie auch viele glauben. Der Herr aber will nun sagen, der Märtyrertod, wenn er auch erfordert werde zu einer Stellung neben Jesum, den Gekreuzigten, sichere doch nicht gerade den Platz neben Ihm. Der Märtyrertod an und für sich darf das nicht ansprechen. Wie viele Tausende sind doch martervoll hingerichtet worden; aber diese alle können doch nicht zur Rechten und Linken Jesu sitzen, wenigstens nicht unmittelbar neben Ihm. Letzteres zu bestimmen ist in des Vaters Händen. Der Sohn will nichts gleichsam geben oder verschenken, was eigentlich dem Vater gehört. Denn des Vaters Thron hat Jesus inne; und so will Er es den Vater bestimmen lassen, wer mit Ihm den Thron teilen soll als Nebensitzer von Ihm. Wenn es heißt, daß es der Vater bereite, so müssen wir an gewisse bedeutende Rollen denken, die übernommen werden müssen unter außerordentlichen Glaubensproben, wonach der Vater es bereitet. Vom Himmel herab konnte übrigens der Sohn schon anders reden, wenn Er am Schluß

des letzten Sendschreibens sagt (Offb. 3, 21): „Wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Stuhl zu sitzen, wie ich überwunden habe und bin gesessen mit meinem Vater auf Seinem Stuhl.“

Bis hierher ging die Unterredung Jesu mit Salome und ihren Söhnen vertraulich und lieblich fort. Aber jetzt wird's anders, indem etliche der Jünger nicht mit rechten Augen an die geschehene Bitte hinsahen. Wir lesen:

V. 24: „Da das die Zehen höreten, wurden sie unwillig über die zween Brüder.“

Die Jünger finden ein Unrecht darin, daß die Kinder Zebedäi etwas begeherten, das eigentlich jeder von ihnen ebenso gut erlangen könnte; und daß sie's nun vorweg haben wollten, während der Vater es anderen bereiten könnte, verdrießt sie. So werden sie unwillig und haben wohl auch teilweise ihrem Unwillen mit Reden Luft gemacht. Ein Judas war ja dabei; und wenn dem der Unwille kam, dann galt's, und machten leicht andere mit. Die Einfalt und Unbefangenheit der Bittenden wurde damit sehr gekränkt, da sie es keinesfalls lieblos und eigennützig gemeint hatten. Der Herr beschwichtigt wieder die Stimmungen, die Jünger auf die Verleugnung hinweisend, ohne welche ja alle ihre Sache nichts wäre. Wir lesen:

V. 25: „Aber Jesus rief ihnen zu sich und sprach: Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt.“ – V. 26: „So soll es nicht sein unter euch; sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener.“ – V. 27: „Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht.“

Gedanken, gewaltig oder vornehm zu sein, hatten die bittenden Jünger nicht gehabt; und es ist, als ob der Herr sie rechtfertigte, daß sie nicht die Stufe von weltlichen Fürsten und Oberherren gesucht hätten, wie es jetzt mehr die Zehne im Kopf hatten. In der Welt sind Herrschende und Gewalthabende unvermeidlich, weil es viele gibt, welche nur die Furcht zähmt. Bei Jüngern Jesu soll gar nichts von Gewalt zu sehen sein, auch wenn sie eine Stelle einnehmen. Ein Herrschen findet gar keinen Platz bei ihnen; und wenn in der Folge die Oberen der Kirche herrschten und Gewalt ausübten, so waren sie eigentlich keine

Jünger Jesu. Jeder, der ein geistliches Amt hat, möge doch ja darin sich üben, daß er nicht den Ton und Charakter eines Herrschers oder Gebieters bekomme. Den bekommt er nicht, wenn er dem Rate Jesu folgt, da Er sagt: „Wer gewaltig oder der Vornehmste sein will, der sei euer Diener oder euer Knecht“, schäme sich nicht, jedem den geringsten Dienst, wenn nötig, zu tun und für jeden bereit zu sein, mit allem, was er ist und hat, zu dienen. Darin besteht die Herrlichkeit und Seligkeit des geistlichen Amtes. – Der Heiland weist nun auch auf sich hin mit den Worten:

V. 28: „Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß Er Ihm dienen lasse, sondern daß Er diene und gebe Sein Leben zu einer Erlösung für viele.“

Der Heiland erinnert an den größten Dienst, den Er den Menschen tut, über welchen kein anderer geht, nämlich daß Er Sein Leben gebe zu einer Erlösung für viele. Hat Er das vor, so schließt's auch das ein, daß Er sich nicht dienen lässet. Was fragt Er nach persönlichen Diensten, die man Ihm tut, als ob Er ihrer bedürfte. Nur der Liebe will Er Raum lassen, auch für sich. Aber eigentlich bedarf Er keiner Dienste. Wie bedürfnisvoll aber sind wir oft! Er gibt Sein Leben hin zu einer Erlösung für viele. So sagt Er mit einer gewissen Bescheidenheit. Wir wissen aber, wie umfangreich Sein hingegebenes Leben dienen soll, wenn die ganze Schöpfung durch Ihn versöhnt und erneuert werden soll. Der Heiland erwähnt's, damit uns das Herrschen vergehen möchte, da Er für uns das Äußerste tun muß. Aber auch wir sollen unser Leben nicht füreinander schonen lernen. Geschieht uns ein Dienst auch sauer, daß wir meinen, wir verzehren unsere Kräfte damit, so sollen wir wohl bedenken, mit welchem Opfer Jesus uns gedient hat. Ach, lernten wir's, in der Liebe alles füreinander zu tun!

## § 163 Die Blinden bei Jericho

Kap. 20, 29-34

vgl. Mark. 10, 46-52; Luk. 18, 35-43

Der Herr kommt immer näher nach Jerusalem. Aber ehe Er Seinen Einzug hält, begibt sich noch mancherlei. In Jericho, schon nahe an der Stadt, werden zwei Blinde geheilt. Lukas (19, 1-10) erzählt auch von der Einkehr Jesu bei Zachäus in Jericho. Dort wird auch das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden gegeben. Nach Johannes (11, 54) hält sich Jesus auch noch einige Zeit in Ephrem [Ephraim] auf, der Grenze am Stamme Benjamin, zu dem Jericho gehörte, und Er machte noch eine Reise nach Bethanien (Joh. 12, 1), welches beides Matthäus nicht erzählt. Gehen wir an die Heilung der Blinden.

Matth. 20, 29: „Und da sie von Jericho auszogen, folgte Ihm viel Volks nach.“ – V. 30: „Und siehe, zweien Blinde saßen am Wege; und da sie es hörten, daß Jesus vorüberging, schrien sie und sprachen: Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich unser.“

Mark. 10, 46: „Und da Er aus Jericho ging usw., da saß ein Blinder, Bartimäus, Timäi Sohn, am Wege und bettelte.“ – V. 47: „Und da er hörte, daß es Jesus von Nazareth war, fing er an zu schreien usw.“

Luk. 18, 35: „Es geschah aber, da Er nahe zu Jericho kam, saß ein Blinder am Wege und bettelte.“ – V. 36: „Da er aber hörte das Volk, das durchging, forschete er, was das wäre.“ – V. 37: „Da verkündigten sie ihm, Jesus von Nazareth ginge vorüber.“ – V. 38: „Und er rief und sprach: Jesu usw.“

Die Berichte der Evangelisten haben, wie wir sehen, einige Verschiedenheiten. Erstlich heißt es bei Matthäus und Markus, daß erst, als Jesus wieder aus Jericho herausging, die Blinden erschienen oder der Blinde am Weg saß und bettelte, während Lukas erzählt, daß ein Blinder am Wege saß und bettelte, da Jesus erst nahe zu Jericho kam. Zweitens redet Matthäus von zwei Blinden, Markus und Lukas nur von einem Blinden. Markus gibt auch den Namen des Blinden an, der Bartimäus, d. h. Sohn des Timäus, hieß. Es liegt nun der

Gedanke nahe, weil nach Matthäus und Markus die Heilung nach dem Aufenthalt in Jericho geschah und nach Lukas vor dem Eingang nach Jericho, daß zweierlei Heilungen möchten stattgefunden haben, die eine vor, die andere nach Jericho, und daß Matthäus beide zusammennahm, statt sie auseinanderzustellen, während Markus nur von der zweiten, Lukas nur von der ersten Heilung berichtet. Der Wunder geschahen so viele und so schnell aufeinander, daß beim Wiedererzählen derselben leicht bezüglich des äußeren Vorganges Ungenauigkeiten mitgehen konnten. Wenn denn auch der Hergang der Heilung, namentlich das Betragen des Volks, beide Male, nämlich bei Lukas und den anderen, gleichgenommen wird, so beruht das auf einer Verwechslung der einen mit der anderen Heilung. Denn daß beide Male das Volk gleich sich benommen habe, braucht man nicht anzunehmen; und wahrscheinlich betrug sich das Volk nur das erste Mal, also vor Jericho, so, wie berichtet wird; und der Eindruck hiervon blieb allen dreien, weswegen ihn alle wiedergeben. Wie es nun mit den Blinden sich verhalten mag, so gibt die Erzählung manches und bei allen dasselbe, das auffallen kann. Wir nehmen aber hier den Hergang der Heilung so, als ob nur von einem Blinden die Rede wäre.

Der Blinde saß also an dem Wege und bettelte. Als er merkte, daß viel Volks durchging, fragte er nach, was das wäre. Er bekam die Antwort, Jesus von Nazareth gehe vorüber. Als bald fing der Blinde an, laut zu schreien: „Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein!“ Der Blinde – denn wir können's nur auf einen beziehen, und zwar auf den, welchen Markus Bartimäus heißt, der also den Jüngern nachher bekannt wurde – hat offenbar früher schon viel von Jesu gehört und sich sehr gesehnt, Ihm nahezukommen, weil er von Ihm das Augenlicht hoffte. Wenn die Leute sagen, Jesus von Nazareth gehe vorüber, so sagen sie eigentlich nicht viel über die Person Jesu; und wie man das Wort: „Jesus von Nazareth geht vorüber“ in unserer Zeit schon hat mit so großer Bedeutung anwenden wollen, verstehe ich nicht. Denn uns sollte dieser Ausdruck nicht genügen, den auch hier Halbgläubige oder wenigstens unartig Gläubige, wie wir sehen werden, gebrauchten. Der Blinde weiß oder sagt mehr, wenn er schreit: „Jesu, du Sohn Davids!“ Damit nimmt er

Jesum als den vom Himmel Gekommenen, nicht als den von Nazareth Abstammenden. Denn der Davidssohn bedeutet den Verheißenen; und der Verheißene, wenn Er gleich als Davidssohn erscheint, ist zugleich der vom Himmel Gekommene. Der Blinde hatte Zeit, in seiner äußeren Nacht über Jesum nachzudenken; und in der Einsamkeit, in die er durch die Blindheit versetzt war, bekam er die rechte Erkenntnis vom Heilande nach der Schrift. Er schreit: „Erbarme dich mein!“ (Matth. 8, 2; Mark. 1, 40), hat also die feste Zuversicht, daß Jesus ihn sehend machen könnte. Wenn er sagt: „Erbarme dich mein!“, so ist's das nämliche, was jener Aussätzige sagte mit den Worten: „Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen.“ So sagt der Blinde: „Herr, so du willst, kannst du mich wohl sehend machen“, d. h. „nur dein Erbarmen braucht angeregt zu sein; am Vermögen fehlt's dir nicht.“ So können die geringsten Personen, denen man gar nichts Besonderes zutraut und um welche auch andere sich nicht sonderlich bekümmern, eine tiefe Einsicht gewinnen, welche bessergestellten Menschen oft ihr ganzes Leben lang abgeht. Übrigens wird dem Blinden sein freimütiges Bekennen und Glauben sauer gemacht. Es heißt:

V. 31: „Aber das Volk“ (Markus: „Viele“, Lukas: „Die vornean gingen“) „bedräuete sie (ihn), daß sie schweigen sollten. Aber sie schrien viel mehr und sprachen: Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich unser.“

Mit Jesu wandelte diesmal besonders viel Volks; und im Weitergehen wuchs der Haufe an, weil die Erwartung aufgekommen war, daß Er sich jetzt in Jerusalem offenbaren werde. Man hoffte jedenfalls etwas Großes und Auffallendes. Was das aber mitunter für Leute waren, sehen wir aus ihrem Betragen gegen den Blinden. Man sollte es nicht glauben, daß sie so wenig Gefühl für Leidende und Gebrechliche haben konnten, wenn sie doch wußten, daß Jesus zu helfen imstande war. Vielleicht ärgerten sie sich an der freimütigen Anrede: „Jesu, du Sohn Davids“; denn viele, wenn sie auch mit Jesu gingen, waren noch nicht soweit, daß sie geradezu den Messias in Ihm erkennen wollten. Es müssen viele gewesen sein, die sich so betrogen, wie es ja auch bei Markus heißt; und Matthäus sagt geradezu: „das Volk“. Nach Lukas aber sind es solche, die vornean gingen, die

gleichsam als Eiferer für Jesum vorangingen, aber so eiferten, daß gerade die Elenden nichts von Jesu haben sollten.

So ist es aber zu allen Zeiten gewesen, daß man mitunter recht sich zum Heiland halten will; aber eine Heilandsart, die eine Freude hat, Elenden zu helfen, will man sich nicht angewöhnen. Auch dem Heiland Freude zu machen, indem man Ihm Elende zuführt, daß Er ein Heiland über ihnen sei, läßt man sich gar nicht angelegen sein. Oft ist's auch so, daß man's denen übelnimmt, welche Hilfe beim Heiland suchen durch jemand, der mit ihnen betet. Man findet's je und je übertrieben und unrecht und fährt wohl auch solche Hilfesuchenden an, indem man ihnen sagt, sie sollen zum Arzt gehen und keine Wunder wollen. So sagt man, auch wenn die Elenden schon alle Wege gegangen sind, selbst etwa unrechte, welche man dann ihnen schon erlaubt. Der arme Blinde schreit sich fast den Hals heraus, um zu Jesu zu kommen, und da bedrohen sie ihn, machen eine Faust gegen ihn – nur gut, daß er die nicht sah –, er solle schweigen, als ob's ihm einerlei sein müßte, ob er wieder zum Gesicht komme oder nicht. Wie mag's doch dem Heilande wehe getan haben, daß man um Seiner Wunder willen wohl etwas auf Ihn als einen Mann, der viel vermöge, hielt, aber daß Er Retter und Heiland damit sein will, unwichtig nahm, sich dem sogar entgegen betrug. Der Blinde aber läßt sich nicht abweisen. Nur um so lauter erhebt er seine Stimme; denn er erkannte wohl, daß nur ein unfreundlicher und harter Sinn ihn von Jesu abhalten konnte. – Lesen wir weiter:

V. 32: „Jesus aber stund stille und rief ihnen und sprach:“ (Mark. 10, 49: „– und ließ ihm rufen. Und sie riefen dem Blinden und sprachen zu ihm: Sei getrost, steh auf, Er ruft dir.“ – V. 50: „Und er warf sein Kleid von sich, stund auf und kam zu Jesu.“ – V. 51: „Und Jesus antwortete und sprach zu ihm“, usw.): „Was wollt ihr, daß ich euch tun soll?“ (Markus: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“) – V. 33: „Sie sprachen zu Ihm (der Blinde sprach zu Ihm): Herr, daß unsere Augen aufgetan werden.“ („Rabbuni, daß ich sehend werde.“)

Jesus kann einen Ruf nach Ihm nicht überhören. Er blieb stehen und heißt den Blinden zu sich führen. Markus versöhnt uns wieder in etwas mit dem Volke, indem er zu erkennen gibt,

daß auch andere da waren, welche eine freudige Teilnahme bezeigten, daß dem Blinden geholfen werden sollte. Sie gehen zu ihm hin und sagen: „Sei getrost, steh auf, Er rufet dir.“ Ja, wem Jesus einmal ruft, wie sollte der nicht Mut gewinnen und am ganzen Menschen aufgerichtet werden. Wenn der Blinde sein Kleid von sich warf, so wollte er ungehindert gehen können, weil es kein anliegendes Kleid war, wie wir's tragen, sondern ein langes Tuch, mit dem man sich umwickelte. Sagen muß denn doch noch der Blinde, warum er Jesu rief. Möglicherweise hätte er ja auch nur ein Almosen oder sonst eine Hilfe begehren können, weil denn doch etwas dazu gehörte, nur so geschwind im Vorbeigehen Befreiung von der Blindheit zu verlangen. Der Blinde sagte denn geradeaus: „Herr, daß ich sehend werde.“ Das sagt er vor allem Volk; und wie konnte der Herr seinem Wunsche nicht willfahren!

V. 34: „Und es jammerte Jesum und rührte ihre Augen an.“ (Markus: „Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.“) „Und alsbald wurden ihre Augen wieder sehend; und sie folgten Ihm nach (auf dem Wege).“

„Und es jammerte Jesum“, heißt es. Ohne ein Wehgefühl für die Gebrechlichen und Leidenden zu empfinden, konnte Jesus nicht heilen. Der Blinde mag sich auch so gebärdet haben, daß es herzbeweglich war. Der Herr rührt seine Augen an, was bei einem Blinden, der nichts sah, nötiger erschien als bei anderen Kranken. Weil er Jesum nicht sah, soll er Seine Hand fühlen. Er wurde sehend und reihte sich nun auch an die anderen an, die mit Jesu auf dem Wege gingen. Ach, wie bedürfteten wir eines Heilandes, so vielen Unglücklichen zu helfen!

## 21. Kapitel Matthäi

### § 164 Einzug in Jerusalem

Kap. 21, 1-11

vgl. Mark. 11, 1-10; Luk. 19, 29-40; Joh. 12, 12-19

Wir kommen nun an den Einzug Jesu in Jerusalem. Nach Johannes (12, 1-11) kam der Herr von Jericho aus zunächst nach Bethanien, wo das Mahl war, bei dem Maria Jesum salbete, und da auch der auferweckte Lazarus anwesend war. Viele Juden kamen aus der Stadt, da sie hörten, daß Er da war, aber mehr, um Lazarum zu sehen, den Jesus auferweckt hatte. Der Zulauf dahin erschreckte die Hohenpriester so sehr, daß sie nun auch den Lazarus zu töten trachteten. In Bethanien blieb Jesus über Nacht; und am folgenden Tage kam Er zuerst nach Bethphage am Ölberg, nicht wirklich in den Flecken hinein, sondern nur dicht dran hin, so daß der Flecken hart vor ihnen lag, da sie denn auch das nahe Bethanien zur Seite hatten. Von hier aus schickte der Herr nach der Eselin, wie wir lesen:

V. 1: „Da sie nun nahe bei Jerusalem kamen gen Bethphage an den Ölberg, sandte Jesus Seiner Jünger zween“ – V. 2: „und sprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt (Bethphage), und bald (Markus und Lukas: „alsobald, wenn ihr hineinkommt“) werdet ihr eine Eselin finden angebunden und ein Füllen bei ihr“ (Markus und Lukas erwähnen nur des Füllens, nicht auch des Muttertiers, und sagen vom Füllen: „auf welchem nie kein Mensch gesessen ist“); „löset sie auf und führet sie zu mir.“ – V. 3: „Und so euch jemand wird etwas sagen“ (Markus und Lukas: „zu euch sagen wird: Warum tut ihr das?“), „so sprecht: Der Herr bedarf ihr (sein); sobald wird er sie euch lassen.“

Der Herr will diesmal reitend in die Stadt eingehen, nicht auf einem Rosse, sondern auf einer Eselin. Sonst war Er immer

gewohnt, zu Fuß zu gehen. Denn das Reiten auch auf Eseln galt als vornehm; und sich als hervorragend vor anderen Menschen zu zeigen lag Jesu nie im Sinn. Diesmal aber will Er auffällig sein. Er weiß es, daß es das letzte Mal ist, da Er zum Fest nach Jerusalem kommt, und daß Seine irdische Laufbahn jetzt ein Ende nimmt. Bisher hatte Er nun über Seine Person ziemlich stille geschwiegen; und offen vor vielen kam's nicht aus Seinem Munde, daß Er der Messias, der Verheißene, sei, der in den Propheten als Sohn Gottes und König Israels geschildert ist. Alles aber hing davon ab, ob Er nun lebe oder sterbe, daß jedermann wußte, wer Er wäre, und zu bekennen das Recht bekäme, daß Er der Messias sei. Denn als solcher ist Er ja auch das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug, also aller Kreatur Heil und Seligkeit geben kann allen, die an Ihn glauben würden. Wie konnte aber kühn und mutig die Nachwelt von Ihm sagen, daß Er wirklich der Messias gewesen sei und als solcher auch im Unsichtbaren noch wirke, wenn von Ihm aus nichts geschehen war, mit dem Er's klar und deutlich, wenn auch nicht heroldsartig mit Worten, doch mit der Tat vor jedermanns Augen bezeugte. Mindestens sollte das Vorbild von etwas Königlichem, auch von einer Huldigung, wie sie einem Könige gebührt, gegeben werden, daß jeder, der Ihn ansah, denken und sagen mußte (Luk. 7, 27): „Der ist's, von dem geschrieben steht.“ Er gab's zu erkennen, wenigstens in dem, daß Er ohne alles Widerstreben sich als dem Messias huldigen läßt und wohlwollend alles annimmt, was das Volk ausruft und über Ihn Gott preist. Jetzt, da Er am Ziel ist, braucht Er auch nichts weiter zu fürchten. Sein Tod war von Seinen Gegnern schon beschlossen, daß man nicht sagen konnte, irgend etwas, das Er noch tue, mache es erst, daß Er zum Tode verurteilt werde. Im Gegenteil war's um so wichtiger, daß Er angesichts eines sicheren Todes vor jedermann, dieweil Er noch frei war, Sein Bekenntnis ablegte. Er kann jetzt nicht mehr schweigen, muß alles tun, um sich, wenn auch mit aller Bescheidenheit, zu erkennen zu geben, damit hintennach [der], der wollte, in Seinem Benehmen selbst die Stütze für seinen Glauben haben möchte.

Der Herr aber tut nichts als von sich aus; sondern alles muß im Einklang mit dem Willen Seines Vaters und mit der Verhei-

ßung und Weissagung sein. Nun ist in dem Propheten Sacharja (9, 9) der künftige Einzug des Messias in Jerusalem geschildert, wie Er als König kommen werde, auf einem Esel reitend. Diese kurze und bestimmt gehaltene Weissagung sollte buchstäblich erfüllt werden. Wie der Prophet es sagt, soll man's an Jesu sehen, damit jedermann sagen und denken könnte: „Sehet ihr den Mann, der daherkommt, gerade wie es Sacharja vorausgesagt hat, daß es auch nicht an einem Punkte fehlt.“ Je wichtiger die ganze Erscheinung Christi war, desto nötiger war's, daß man an Ihm wörtliche Erfüllungen der Verheißungen sah. Deswegen haben auch die Evangelisten so oft darauf hingewiesen, wie immer nur Verheißenes mit Jesu vorgegangen sei.

War's nun so, daß wirklich die angeführte Weissagung an Jesu jetzt sich erfüllen sollte nach dem Willen Gottes, so mußte der Herr, daß ich so sage, für sich und für die Jünger ein Zeichen haben, daß sie recht daran seien. Dieses Zeichen nun liegt in dem, wie Er zu der Eselin kam, auf der Er in die Stadt einreiten sollte. Er heißt nicht die Jünger fortgehen und sehen, wie sie irgendwo für Ihn eine Eselin auftreiben könnten. Denn dann wäre es schon Eigenwerk gewesen; und den Jüngern wäre die Sache nicht ernst, wichtig und heilig genug erschienen. Vielmehr sagt der Herr, von Seinem Vater unterwiesen, wie sie nur ein, ohne daß es jemand wußte, schon für Ihn bereitgehaltenes und angebundenes Tier Ihm holen sollten. Sie brauchen gar nicht zu suchen. Es ist, wie wenn alles bestellt gewesen wäre. In den nächsten Flecken, der gerade vor ihnen lag, nämlich in Bethphage, sollten sie hineingehen; und kaum hineingekommen, würden sie eine Eselin angebunden finden, die sie ohne weiteres abbinden und zu Ihm führen sollen. Auch wenn jemand Einrede machen wollte, hätten sie nicht zu bitten, man solle ihnen doch die Eselin überlassen, sondern nur zu sagen: „Der Herr bedarf's“, und damit würden die Leute sich begnügen. Anders denn so würde die Weissagung nicht auf eine würdige Weise erfüllt worden sein. Denn zur Erfüllung gehört, daß alles bei ihr sich von selbst macht und eine Zutat von seiten eines Menschen nicht dabeisein darf. Man kann daraus ersehen, wie verkehrt es ist, wenn man in unseren Tagen Erfüllungen und Weissagungen machen will, z. B. über einen Tempelbau in



Jerusalem oder bezüglich der sogenannten Flucht in die Wüste und anderes mehr. Auch mit magischen Formeln geistlichen Segen, Beruhigungen, selbst Geistestaufer erzwingen zu wollen, läßt man sich je und je einfallen. Dem Herrn aber, wenn eine Weissagung von und an Ihm erfüllt werden soll, richtet Sein Vater alles so zu, daß Er's nur greifen darf, wie's vor Ihm liegt. – Die Weissagung in Sacharja führt Matthäus also an (vgl. Joh. 12, 15):

V. 4: „Das geschah aber alles, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten, der da spricht (Sach. 9, 9)“ – V. 5: „Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin.“

Die Weissagung steht bei Sacharja ganz eigentümlich da. Sie hat keinen rechten Zusammenhang mit dem, was vorangeht, und dem, was nachfolgt. Sie ist mehr hereingelegt als in das sonst Gesagte hereingefügt, obwohl im nächsten Vers von der Friedenherrschaft des Kommenden bis an der Welt Ende die Rede ist. Sie gibt damit zu erkennen, wie sie eine besondere Bedeutung habe und nach dem Wortlaut zu nehmen sei. Das Volk (siehe Sach. 9, 9) wird aufgefordert, sich zu freuen und zu jauchzen, wie es denn auch in der Erfüllung vorkam. „Dein König kommt zu dir“, heißt es, aber nicht so, will gesagt werden, wie man sonst Könige kommen oder im Triumph einziehen sieht, gerade wie es bei Jesu wurde. Wohl kommt Er als ein Gerechter und als ein Helfer, aber arm, was Matthäus mit „sanftmütig“ übersetzt, und „reitend auf einem Esel und auf einem jungen Füllen der Eselin“. Der Prophet konnte nicht voller und wahrer die Szene zeichnen, wie sie jetzt in der Erfüllung vorkommt. Eben das, was jetzt geschah, hat vorausgesagt werden sollen; denn der König, mochte mit ihm auch noch vorgehen, was wollte, hat eben doch seinen Einzug gehalten und ist König geblieben, wie Er auch zu Pilatus sagt. Lesen wir weiter:

V. 6: „Die Jünger gingen hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte“, (umständlicher Markus 11, 4.5: „Sie gingen hin und fanden das Füllen, gebunden an der Türe hausen auf der Wegscheide, und löseten es ab.“ – „Und etliche (Lukas: „seine Herren“), die da stunden, sprachen zu ihnen: Was macht ihr, daß

ihr das Füllen ablöset?“ – „Sie sagten aber zu ihnen, wie ihnen Jesus geboten hatte; und die ließen es zu.“)

V. 7: „und brachten die Eselin und das Füllen und legten ihre Kleider darauf (nämlich auf die Tiere) und setzten Ihn darauf (nämlich auf die Kleider des einen Tiers).“ – (Johannes 12, 14-16 sagt: „Jesus aber überkam eine Eselin und ritt darauf, wie denn geschrieben stehet: Fürchte dich nicht, du Tochter Zion; siehe, dein König kommt, reitend auf einem Eselsfüllen.“ – „Solches aber verstunden Seine Jünger zuvor nicht; sondern da Jesus verklärt war, da dachten sie daran, daß solches war von Ihm geschrieben und sie solches Ihm getan hatten.“)

Die Einfalt der Jünger, die, obwohl sie nicht gleich eine volle Einsicht in das, was voring, hatten, ohne Sorge zu haben und ohne anders zu handeln und zu reden als gerade so, wie es Jesus sie geheißt hatte, ausgingen und die Tiere brachten, müssen wir wie oft bewundern. Wir sehen, wie ganz sie dem Herrn angehörten. Matthäus läßt es genau geschehen, wie die Weissagung es sagt, und redet von einem Füllen und dem Muttertier desselben. Beide führten die ausgesandten zwei Jünger her. Die anderen Evangelisten reden nur vom Füllen. Man hat sich's nun so zu denken, daß beide Tiere gerichtet und mit Kleidern (diese bestanden aus ungenähten Tüchern) belegt wurden, der Herr aber das Füllen bestieg, auf welchem noch niemand gesessen war. Es war denn auch ganz angemessen und sah würdiger aus, wenn das zweite Tier, hergerichtet wie zur Aushilfe, wenn diese nötig würde, nebenherging, ohne daß jemand darauf ritt. Alles, auch das Kleinste, bekommt bei dieser Geschichte eine Bedeutung. Lesen wir nun, was das Volk tat.

V. 8: „Aber viel Volks breitete die Kleider (große Tuchumhänge) auf den Weg. Die anderen hieben Zweige von den Bäumen und streueten sie auf den Weg.“ (Johannes 12, 17 bemerkt: „Das Volk aber, das mit Ihm war, da Er Lazarum aus dem Grabe rief und von den Toten auferweckte, rühmete die Tat.“ – V. 18: „Darum ging Ihm auch das Volk entgegen, da sie hörten, Er hätte solches Zeichen getan.“)

V. 9: „Das Volk aber, das voring und nachfolgete, schrie und sprach: Hosianna dem Sohne Davids! Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn! (Ps. 118, 26) Hosianna in der Höhe!“ (Markus

setzt hinzu: „Gelobet sei das Reich unsres Vaters Davids, das da kommt im Namen des Herrn! “ Lukas läßt zum Schluß das Volk noch rufen: „Frieden sei im Himmel und Ehre in der Höhe!“)

Man sieht es, wie das Volk ganz besonders erregt war; und das läßt sich nicht anders denken, als daß unsichtbare Mächte, „die Menge der himmlischen Heerscharen“ (Luk. 2, 13), die bei der Geburt Jesu Gott lobeten, mitwirkten, weil denn doch jetzt mit Sicherheit, obwohl es mit Jesu noch zunächst in die Tiefe ging, ja in den Tod, das Himmelreich anging, Jesus als wirklicher König einzog. Wie sollte da nicht Himmel und Erde in einen Jubelgesang kommen? An viele kam freilich eine unwillkürliche Begeisterung, deren sie sich nachher zu schämen schienen, weswegen sie um so ärgerlicher schrien (Joh. 19, 15): „Kreuzige Ihn“. Aber der Wahrheit nach darf doch jetzt schon das ganze Weltall jauchzen! – Ohne Mißtöne ging es jedoch nicht ab, wie wir lesen:

Luk. 19, 39: „Und etliche der Pharisäer im Volk sprachen zu Ihm: Meister, strafe doch deine Jünger.“ – V. 40: „Er antwortete und sprach zu ihnen: Ich sage euch, wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien.“

Joh. 12, 19: „Die Pharisäer aber sprachen untereinander: Ihr sehet, daß ihr nichts ausrichtet. Siehe, alle Welt läuft Ihm nach.“

Wir sehen, wie alles ganz nach dem Willen Jesu geschah, der so wenig dem Jubelgeschrei Einhalt zu tun willens war, daß Er sagte, wenn jetzt Seine Jünger schwiegen, so müßten die Steine schreien zum Beweis, wie wirklich ein verborgener Triumph gefeiert wurde. Der Herr kam immer näher zur Stadt; und da kamen dem gepriesenen Könige Tränen in die Augen. „Er weinte, als Er die Stadt ansah“, wie Lukas (19, 41-44) erzählt, weil Er es im Geiste vor sich sah, welch schauerliches Ende Jerusalem nehmen werde. Je weiter aber der Herr kam, desto größer wurde die Erregung, auch in der Stadt:

Matth. 21, 10: „Und als Er zu Jerusalem einzog, erregte sich die ganze Stadt und sprach: Wer ist der?“ – V. 11: „Das Volk aber sprach: Das ist der Jesus, der Prophet von Nazareth aus Galiläa.“

Es war, wie wenn die Engel Gottes durch die ganze Stadt geschwebt wären und niemandem Ruhe gelassen, vielmehr alle

in eine Art Begeisterung gebracht hätten. Ein weiteres Bekenntnis aber, als daß der Herr der Prophet von Nazareth aus Galiläa wäre, wagte man nicht zu sagen. Wie wird's aber einmal sein, wenn wir Ihn als König aller Könige und als Herrn aller Herren werden vom Himmel kommen sehen! Wie wird da alles nach dem ersten Schreck jauchzen! [

## § 165 Die Reinigung des Tempels

Kap. 21, 12-17

vgl. Mark. 11, 11-18; Luk. 19, 45-48

Wie lange Jesus Seinen Ritt in die Stadt hinein fortgesetzt habe, ist nicht gesagt; aber es scheint, man hat anzunehmen, daß Er auf der Eselin sitzen blieb bis dahin, wo es den Tempelberg hinaufging. Ebendarum, weil auch die Huldigung bis dahin fort-dauerte, konnte es geschehen, daß die ganze Stadt sich erregte und fragte: „Wer ist der?“ Nun aber stieg Er den Tempelberg hinauf und kam durch die Vorhöfe, selbst unter dem Geleite von jubelnden Kindern (V. 15). Da wird denn erzählt, wie Jesus den Tempel gereinigt habe. Nach Markus übrigens geschah dieses erst am folgenden Tage. Wir lesen bei Matthäus:

V. 12: „Und Jesus ging zum Tempel Gottes hinein und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel und stieß um der Wechsler Tische und die Stühle der Taubenkrämer“ – V. 13: „und sprach zu ihnen: Es steht geschrieben (Jes. 56, 7) : Mein Haus soll ein Bethaus heißen. Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“ – (Markus 11, 11: „Und der Herr ging ein zu Jerusalem und in den Tempel, und er besah alles. Und am Abend ging Er hinaus usw.“ Vgl. V. 12 und 15.)

Es findet sich hier wieder, wie schon bemerkt, eine Verschiedenheit zwischen Matthäus und den beiden anderen Evangelisten, Markus und Lukas, vor. Nach Matthäus, wenn er's auch nicht so meinte, nahm Jesus noch am nämlichen Tage, da Er zur Stadt einritt und dann in den Tempel ging, die Reinigung des Tempels vor. Nach Markus aber ging wohl Jesus in den

Tempel, „besah sich aber nur alles“, was jedermann auffällig wurde; und erst am folgenden Tage, da der Herr abermals nach Jerusalem kam und in den Tempel ging (Mark. 11, 15), wurde die Reinigung vollzogen (V. 15-17). Markus ist immer hinsichtlich der Angaben der äußeren Umstände genauer als die anderen Evangelisten, welchen über die Hauptsache die Nebenumstände unwichtig waren; und so mag er auch hier es richtiger gegeben haben, während dem Matthäus und Lukas eben nur die Reinigung, nicht der Tag derselben, wichtig war. Wohl mag am ersten Tage schon der Herr seine Absicht zu erkennen gegeben und einen Wink gegeben haben, den die betreffenden Personen hätten beachten sollen, daß ein Eifer wieder wie vor zwei Jahren an Ihn kommen werde (vgl. Joh. 2, 17). Bereits mag auch ein Schrecken in die Leute gefahren sein, daß sie zu weichen anfangen, was fast einer Austreibung glich, weswegen Matthäus und Lukas gleich die eigentliche Reinigung erzählen, die nach Markus erst am anderen Tag erfolgte.

Bengel sagt: „An dem Tage des Eintritts ist der Heiland in die Stadt und stracks in den Tempel gekommen, hat alles genau umher besehen, einen heiligen Eifer wider alle darin vorgehende Ungebühr gefasset und den unartigen Leuten mit Seinen hellblitzenden Augen ausgeboten, weswegen Matthäus und Lukas schon mit den Geschichten dieses Tages das Austreiben der Verkäufer und Käufer verbinden. Doch hat Er an solchem heiteren Gnaden- und Freudentage die völlige Execution Seines gerechten Zorns über Nacht aufgeschoben und, als die Leute auf den Wink nichts gegeben, ihnen folgenden Morgen den Ernst noch weiter gezeigt, wie bei Marko zu ersehen, als welcher diese Tage am deutlichsten unterschieden hat.“\*

Wir sehen, wie auch Differenzen in der Schrift zu wichtigen Wahrnehmungen führen können. Denken wir uns am ersten Tage mehr nur im Gesicht des Herrn einen Ernst wider das Treiben im Vorhof und zugleich, daß dieser Ernst eine starke Wirkung auf die Leute hatte, daß es war, als ob bereits eine Reinigung vorgenommen werde, so müssen wir uns unwillkürlich

\* [Johann Albrecht Bengel (1687-1752): *Gnomon oder Zeiger des Neuen Testaments*, übers. von C. F. Werner, Stuttgart 1853-4, S. 149 (Matth. 21, 12) und S. 241 (Mark. 11, 11).]

an die erste Reinigung erinnern, welche zwei Jahre vorher nach Johannes (2, 13ff.) vom Herrn beim Beginne Seines öffentlichen Auftretens vollzogen wurde; und wir merken, daß das Andenken an diese Reinigung auf seiten der Händler noch nicht vergessen war. Es ist daher denkbar, daß längere Zeit viel Unfug abgeschafft geblieben und keineswegs gleich in der nächsten Zeit wieder alles ins alte zurückgekehrt war. Die Majestät, mit welcher Jesus aufgetreten war, da die Jünger des Spruchs dabei gedachten: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen“ (Ps. 69, 10), hat einen erschütternden Eindruck auf die Händler gemacht, so daß sie auch jetzt alsbald, da sie den Ernst Jesu erblickten, erschrakten. Es war ohnehin wieder Ostern; und eben an Ostern mag für gewöhnlich der Unfug am stärksten gewesen sein. Jetzt war's erst die zweite Wiederkehr der Osterzeit seit der ersten Reinigung, da Jesus selbst eine Geißel gemacht hatte, mit der Er alle zum Tempel heraustrieb; und wie sehr kann das in der Erinnerung des Volks geblieben sein! Zu solchen Gedanken kann die Verschiedenheit der Erzählung in den Evangelien führen, wenn wir durch sie, um nicht zwei Reinigungen an zwei aufeinanderfolgenden Tagen anzunehmen, zu der Annahme gedrängt werden, daß am ersten Tage wenigstens der Ernst Jesu, zumal dieser diesmal so feierlich in die Stadt gekommen war, bereits gefühlt wurde. Ungemein überwältigend muß man sich überhaupt die Persönlichkeit Jesu bei dieser Reinigung denken, gegen welche nicht einmal die Hohenpriester, in deren Amt Jesus einzugreifen schien, gerichtlich einzuschreiten den Mut hatten, so erbittert und ergrimmt sie auch wurden.

Zum Verständnis der Reinigung des Tempels mögen sich die Leser merken, daß sie im Vorhof der Heiden geschah, dem vordersten Vorhof, in welchen man beim Heraufsteigen in den Tempel zuerst eintrat. Hier waren Tische und Ständer angebracht, wie man's auf den Märkten hat, wo allerlei, das man zur Anbetung im Tempel brauchte, feilgehalten wurde. Opfertiere, Weihrauch, Öl, Wein und andere Opferbedürfnisse konnte man da bequem einkaufen; und man brauchte sich da nicht mit dem Herbeibringen solcher Gegenstände zu beschweren. Aber man mag es verstehen, wie an und für sich schon diese Bequemlichkeiten der tieferen Bedeutung der Opfer nicht entsprachen. Daß jeder

seine Opferbedürfnisse selbst bringe und persönlich sich als den zeige, wandelnd durch die Stadt bis her zum Tempel, der Gaben daherbringe, ist jedenfalls würdiger und dem Charakter eines Opfers angemessener, als wenn man eben nur so geschwind am Orte selbst Geld hinlegte und dann wohl auch durch fremde dienende Personen bis zur Opferstelle herbringen ließ, da alles zusammen keinem Opfer mehr gleichsah. In den ältesten Zeiten kam man ohnehin nicht leicht anders in den Tempel, als daß man Gaben trug, auf dem Kopf, oder wie sich's machte. Wer opferte, führte sein Tier selbst herbei oder ließ [es] durch Leute seiner Familie herführen. Da hatte alles den wirklichen Charakter eines Opfers, der völlig verlorenging, wenn man Fremdes erst in dem Tempelraum mit Geld erhandelte, also im Grunde nichts Eigenes brachte, nicht, wie es sein sollte, sich selbst vorbildlich. Man bedenke auch, wieviel Streitens und Zankens und Fluchens und Geizens und Betrügens bei diesen Marktverhandlungen es gab, was eben das Bethaus zur Mördergrube machte, wie Jesus sagte.

In jenem Vorhofe waren denn auch Geldwechsler, welche mit Agio\* gewöhnliches Geld gegen gemünzte Doppeldrachmen einwechselten, welche zu Tempelabgaben gebraucht wurden. Auch sonst liefen allerlei Wechselgeschäfte mitunter. Daß es nun hierbei in der Regel, besonders wenn der Zudrang zum Tempel groß war wie an Ostern, viel Unfug gab, wer kann sich das nicht schon aus dem vorstellen, wie es auf unseren Märkten zugeht? Aber noch schlimmer war alles, weil der Vorhof eigentlich für Heiden bestimmt war, welche hier dem Gott Israels mit Gebeten zu dienen das Recht hatten, als Anhänger des Gottes der Juden oder als Proselyten, die nicht weiter vorgehen oder dahin kommen durften, wo die durch Abstammung geadelten Juden waren. Diesen Heiden war nun, eben an den Hauptfesten am meisten, geradezu alle Andacht genommen; und doch hatte Israel die Bestimmung, auch den Heiden ein Segen zu sein.

Der Herr nun trieb die Verkäufer und Käufer ohne weiteres aus dem Tempel, stieß die Tische der Wechsler um, auch die Stühle der Taubenkrämer, und ließ nach Markus es nicht zu,

\* [Aufgeld]

daß jemand etwas durch den Tempel trüge, nämlich etwas Fremdes, das er nicht für sich als Opfer brachte, sondern nur hier verkaufen wollte. Es mag sein, daß für gewöhnlich doch noch etwas von der guten alten Sitte geblieben war, daß die Leute ihre Bedürfnisse selbst brachten; und nur an Ostern und anderen großen Festen wurde der Unfug so groß. Freilich vornehme und stolze Leute hielten sich lieber an das Bequeme als an das göttlich Anständige. Deswegen verstand auch jedermann gleich das Recht, das ein Eiferer für den Gottesdienst hatte, und fügte sich oder mußte sich fügen, wenn der Eiferer eine höhere Autorität erkennen ließ. Bei dem Herrn nun hatten die Reinigungen eine besondere Bedeutung. Als Er beim Beginne Seines öffentlichen Lebens den Tempel reinigte, machte Er alles auf sich als einen Gesandten Gottes aufmerksam; und jetzt am Schlusse Seines Wirkens war Er als erklärter Messias in den Tempel gekommen. Beide Male wäre es eher auffällig gewesen, wenn Er vor dem Tempelunfug die Augen zugeedrückt hätte; und daß Er die Reinigung mit Macht vollbrachte, war denn auch wieder ein Zeichen, daß Er eine göttliche Berechtigung hatte. Durch die Reinigungen bekam Jesus den eigentlichen Charakter eines Propheten, wie ihn die strafenden Propheten der alten Zeit gehabt hatten. Zugleich zeigte der Herr so Seine innere Stellung zu den mosaïschen und prophetischen Offenbarungen. Er bewies mit der Tat, was Er lehrte (Matth. 5, 17), daß Er nicht gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern sie zu erfüllen.

Matthäus sagt noch einiges, was bei dem ersten Heraufkommen in den Tempel vorkam:

V. 14: „Und es gingen zu Ihm Blinde und Lahme im Tempel, und Er heilte sie.“ – V. 15: „Da aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten sahen die Wunder, die Er tat, und die Kinder im Tempel schreien und sagen: ‚Hosianna dem Sohne Davids!‘, wurden sie entrüstet“ – V. 16: „und sprachen zu Ihm: Hörest du auch, was diese sagen? Jesus sprach zu ihnen: Ja, habt ihr nie gelesen (Ps. 8, 3): Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet?“ – V. 17: „Und Er ließ sie da und ging zur Stadt hinaus gen Bethanien und blieb daselbst.“

Man sieht es, daß Matthäus die Tempelreinigung zu frühe berichtet hat. Denn gerade nach ihm hatte Jesus beim ersten

Kommen in den Tempel anderes zu tun, das zur Tempelreinigung sich nicht recht eignete. Es gingen zu Ihm Blinde und Lahme hin, die Er heilte. Gerade diese Heilungen bewiesen Seinen messianischen Beruf (vgl. Jes. 35, 4-6). Auch waren die Huldigungsgesänge noch nicht verklungen, als Jesus schon im Tempel war, wozu wieder die Reinigung des Tempels nicht paßte. Es waren Kinder, [wo]runter solche über 12 Jahre zu denken sind, weil jüngere nicht in den Tempel gehen durften, die mit Jesu heraufgekommen waren und immer noch riefen: „Hosianna dem Sohne Davids!“ Die Gegner Jesu zeigen sich auch nur hierüber erzürnt, nicht über die Reinigung. Wie verstockt sie aber doch waren, so große Wunder, wie sie Jesus gerade jetzt vor ihren Augen tat, für nichts zu halten! Denn diese Wunder berechtigten eigentlich die Kinder zu ihrem Hosiannaruf. Die Hohenpriester und Pharisäer meinen, der Herr sollte solchen Lobgesang sich nicht gefallen lassen. Er aber gibt ihnen zu verstehen, daß die Kinder das Recht dazu hätten, und will ihnen mit der Psalmstelle (8, 3) sagen, daß die Kinder tun, was eigentlich sie selber tun sollten; aber die Weissagung zeige es ja so an, daß das Lob Gottes aus dem Munde noch geringerer Kinder, nämlich der Unmündigen und Säuglinge, kommen werde, weil die Älteren nicht loben wollten. Ja, Kinder, mitunter die Kleinsten, wenn sie kaum erst lallen, sind's, aus deren Mund oft die lauterste, wahrste Lobpreisung Gottes und des Heilandes kommt. Solch Lob ist auch eine Macht, wie es im Psalme heißt, eine Macht, die auch den Feind und Rachgierigen zum Schweigen zu bringen imstande ist. Damit wich der Herr von den widrigestimmten Feinden. Er verließ wieder den Tempel und zog sich nach Bethanien zurück, mit den Jüngern also in gewöhnlicher Weise aus der Stadt gehend.

Markus, der die Reinigung des Tempels auf den nächsten Tag verlegt, sagt auch (11, 11), wie Jesus am Abend des ersten Tages hinausgegangen sei gen Bethanien mit den Zwölfen. Er erwähnt es auch (11, 12), wie sie des anderen Tages wieder nach Bethanien gegangen und von da nach Jerusalem in den Tempel gekommen seien (V. 15). Hierher verlegt er denn die Reinigung. Er sagt dann etwas von dem Eindruck, den eben sie machte:

Mark. 11, 18: „Und es kam vor die Schriftgelehrten und

Hohenpriester; und sie trachteten, wie sie Ihn umbrächten. Sie fürchten sich aber vor Ihm; denn alles Volk wunderte sich Seiner Lehre.“

Die Gegner wagten nicht einmal, direkt dem Herrn einen Vorhalt über die Reinigung zu machen; aber um so fester waren sie entschlossen, Ihn zum Tode zu bringen. Einen Mann wie Jesum töten wollen, daß Er nicht mehr wäre, ist doch das Ärgste, das man sich denken kann. Er aber wandelte um den Opferaltar herum, da, weil es Abend war, bereits Lämmer geopfert wurden, als das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trug.

## § 166 Der verdorrte Feigenbaum

Kap. 21, 18-22

vgl. Mark. 11, 12-14; 19-26

Wir haben noch gehört, wie Jesus die Hohenpriester und Schriftgelehrten im Tempel ließ, d. h. sie stehenließ, ohne weiter viel sich um sie zu kümmern, und wie Er dann, vom Tempel herabsteigend, zur Stadt hinausging nach Bethanien und daselbst blieb. So sagen's Matthäus (21, 17) und Markus (11, 11). Bei Matthäus heißt es nun weiter:

V. 18: „Als Er aber des Morgens wieder in die Stadt ging, hungerte Ihn.“ (Markus: „Des anderen Tages, da sie von Bethanien gingen usw.“) – V. 19: „Und Er sah einen Feigenbaum an dem Wege und ging hinzu und fand nichts daran denn allein Blätter“ (Markus: „und sah einen Feigenbaum von ferne, der Blätter hatte. Da trat Er hinzu, ob Er etwas drauf fände. Und da Er hinzukam, fand Er nichts denn nur Blätter; denn es war noch nicht Zeit, daß Feigen sein sollten.“) – „und sprach zu ihm: Nun wachse auf dir nimmermehr keine Frucht. Und der Feigenbaum verdorrete alsbald.“ (Markus: „Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Nun esse von dir niemand keine Frucht ewiglich. Und Seine Jünger höreten das. Und des Abends ging Er hinaus vor die Stadt.“)

Wenn der Herr nach Bethanien gegangen war, um daselbst

zu bleiben, ist nicht notwendig anzunehmen, daß Er bei den Freunden übernachtete. Er hat sich, wie wir wissen, stets ein wenig verbergen müssen, um nicht den lauernden Feinden in die Hände zu fallen. Sein Aufenthalt blieb auch meist verborgen, weswegen Ihn nur ein Verräter den Feinden anzeigen konnte. Wenn Er im Freien blieb oder heimlich irgendwo war, so erklärt sich's, wie Ihn hat auf Seinem Gang in die Stadt hungern können. Er hatte noch nichts zu sich genommen, als Er von Bethanien wegging, kann also nicht bei Freunden gewesen sein, die Ihm ein Morgenbrot nicht vorenthalten hätten.

Am Morgen nun, während Er zur Stadt ging, sah Er einen Feigenbaum. Dieser stand, weil ihn der Herr auch von ferne sah, über dem Wege, etwa auf einer Erhöhung am Wege; oder war der Weg ein Hohlweg. Man pflanzte Feigenbäume gerne am Wege, weil man den Staub für zuträglich hielt zum Gedeihen der Frucht. Der Feigenbaum nun setzt, wie bekannt, erst Früchte und treibt dann die Blätter. Darum konnte Jesus, weil der Baum belaubt war, Früchte erwarten, wenigstens eine gereifte frühreife Art von Früchten, deren regelmäßige Reife erst im Juni eintritt. Daß der Herr nun nichts fand denn nur Blätter, war nicht das Gewöhnliche, wiewohl die eigentliche Zeit der Feigen noch nicht war. Der Feigenbaum täuschte also jeden, der an ihm vorüberging. Daß er nun auch den Heiland täuschte, will etwa viele Leser befremden. Wenn Jesus allerdings vorher Seinen Geist darauf gerichtet hätte, dessen gewiß zu sein, daß Er Früchte finden werde, so wäre's Ihm nicht verborgen geblieben, daß der Baum keine Früchte trug. Sein Geist aber war mit anderem und Wichtigerem beschäftigt; und für Seinen Hunger läßt Er sich ganz natürlich leiten. Er sieht Blätter und geht auf den Baum zu, weil, wo Blätter sind, immer auch etwas von Früchten sein muß. Daß die Zeit zu eigentlichen Früchten nicht war, hat Er sich nicht gedacht, oder Er wäre mit der frühreifen Frucht zufrieden gewesen. So ging's bei der Täuschung ganz menschlich zu, ohne daß Er in dieser unwichtigen Sache etwa wie sonst eine Fühlung fürs Wirkliche von oben bekam, was auch darum nicht geschah, weil etwas Wichtiges den Jüngern vorgebildet werden sollte. Warum nun das? Jesus war eben Mensch; und um über Menschliches sich zu erheben, mußte sich Sein Geist ausdrücklich darüber-

stellen. Daß Er aber in allem Seinen Geist über das Menschliche zu stellen hatte, konnte von Ihm nicht erwartet werden. Es ging Ihm hier wie uns in vielem. Wenn wir an etwas nicht besonders denken, so können wir durch ein Äußeres getäuscht werden. Bei Jesu war freilich die getäuschte Erwartung ein wenig begrifflich, weil eben doch für gewöhnlich, wo Blätter sind, auch Feigen sein sollten. Bengel\* sagt, der Herr sei gewohnt gewesen, die größten Beweise Seiner Menschheit und Gottheit zu gleicher Zeit zu geben, wie es hier war, da Er dem Feigenbaum gegenüber ganz als Mensch sich zeigte, an dem Spruch über denselben ganz als Sohn Gottes.

Der Herr war also in etwas überrascht und sagte dann um der Jünger willen, die bei Ihm waren, die kurzen, aber bedeutsamen Worte: „Nun wachse auf dir nimmermehr keine Frucht“ oder nach Markus: „Nun esse von dir niemand keine Frucht ewiglich.“ Damit wird dem Baume das Leben genommen, welches auch sogleich stillestand; und möglich war's schon, daß alsbald ein Welken der Blätter bemerklich wurde. Bengel sagt dazu: „Es geziemte sich nicht, daß ein Baum, der dem Sohne Gottes hier Früchte versagte, den Segen behalten sollte, für andere Leute etwas zu tragen.“ Der Grund, warum der Herr dem Baume seine Lebenskraft nahm, ist einfach der, daß Seinen Jüngern gezeigt werden sollte, wie der nicht ungestraft bleibt, bei dem Er Früchte erwartet und nicht findet. Schöne Blätter haben viele, die sich herauszuputzen wissen, als stünde es herrlich bei ihnen. Aber ein schönes Aussehen sind noch keine Früchte. Wer sich auf ein schönes Aussehen legt, das jedermann zu täuschen imstande ist, als wäre er etwas Rechtes, und wer damit gleichsam auch den Herrn täuschen zu wollen scheint, zu dem kann der Herr unerwartet kommen, um Forderungen an ihn zu stellen, zu welchen sein Aussehen berechtigt; aber siehe da, er vermag nichts, ist nichts, ist für den Herrn völlig unbrauchbar. Der Herr aber gibt ihm Seine Geringschätzung zu erkennen, nimmt ihm, was er hat, daß er verdorret. Die Jünger sollten das mit Augen sehen, daß keiner ungestraft fruchteleer ist, wenn Früchte von ihm erwartet werden. Auch unter den Jüngern war ein Baum, der blätterreich war und Früchte

\* [J. A. Bengel, *Richtige Harmonie der vier Evangelisten*, 1736, S. 281f.]

zu haben schien; aber er wurde ein Verräter und verdorrete [wie] eine Rebe, die man ins Feuer wirft. Wir haben uns immer zu hüten, daß wir nicht im feinen Aussehen die Frucht uns denken. Lieber blätterleer mit Früchten als fruchteleer mit Blättern, wie beides beim Feigenbaum sein kann.

Fürs weitere sagt nun Matthäus: „Und der Feigenbaum verdorrete alsobald“, was an dem sichtbar sein konnte, daß alsbald die Blätter sich senkten. Markus aber sagt nur zunächst: „Und Seine Jünger hörten das.“ Hier haben wir nun wieder eine kleine Verschiedenheit zwischen Matthäus und Markus. Jener erzählt gleich alles, was den Feigenbaum betraf, und die Reden Jesu dabei; Markus aber verlegt's auf den folgenden Tag. Die Verschiedenheit ist der Art nach derjenigen ähnlich, die wir auch bei der Reinigung des Tempels gefunden haben. – Hören wir, wie Matthäus und Markus weitererzählen.

Matth. 21, 20: „Und da das die Jünger sahen, verwunderten sie sich und sprachen: Wie ist der Feigenbaum so bald verdorret?“

Anders Markus (11, 20 und 21): „Und am Morgen (also des anderen Tages) gingen sie vorüber und sahen den Feigenbaum, daß er verdorret war bis auf die Wurzel.“ – V. 21: „Und Petrus gedachte daran und sprach zu Ihm: Rabbi, siehe, der Feigenbaum, den du verflucht hast, ist verdorret.“

Nach Matthäus erfolgte also die Verdorrung des Baumes sogleich, was nach dem Obigen in etwas schon sichtbar sein konnte; aber Markus läßt die Jünger erst am anderen Morgen die völlige Verdorrung wahrnehmen und darüber reden. Auf dem Rückweg von Jerusalem am gleichen Tage haben die Jünger den Baum nicht gesehen, entweder weil es schon Abend war oder weil sie einen anderen Weg gingen. Der Baum scheint mehr gegen die Stadt als gegen Bethanien gestanden zu sein. Denn der Herr war „des Abends nur vor die Stadt hinausgegangen“ (Mark. 11, 19), hatte also anderswo als in Bethanien übernachtet. Am Morgen nun sahen sie den Baum wieder, der recht auffallend verdorrt gewesen sein muß, was im Morgenlande an einem heißen Tage leicht geschieht, wenn ein Baum keinen Zuschuß von Säften mehr bekommt; und dieses war hier der Fall, da der Baum bis auf die Wurzel verdorrt erschien. Petrus war beson-

ders verwundert, daß der Baum verdorrt war auf das einfache Wort des Herrn hin. Der Herr bespricht nun den eigentlichen Grund, warum Er den Feigenbaum verflucht habe, nicht – da dieser von selbst wie nach einem Gleichnis erkennbar war; sondern Er bezieht sich in Seiner Antwort nur auf das Wunder der Verdorrung. Wir lesen nach Matthäus:

V. 21: „Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: So ihr Glauben habt und nicht zweifelt, so werdet ihr nicht allein solches mit dem Feigenbaum tun; sondern, so ihr werdet sagen zu diesem Berge: Heb' dich auf und wirf dich ins Meer, so wird's geschehen.“ (Nach Markus sagt zuerst der Herr: „Habt Glauben an Gott.“ Dann heißt es: „Wer spräche zu diesem Berge usw. und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt, so wird's ihm geschehen, was er sagt.“)

V. 22: „Und alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr's empfangen.“ (Markus: – „glaubet nur, daß ihr's empfangen werdet, so wird's euch werden.“)

Der Herr will den erstaunten Jüngern nahelegen, wie auch sie durch den Glauben alles vermöchten, namentlich auch Macht über die Natur, über leblose Gegenstände wie über Berge haben würden. Ein Großes wird da ihnen zugesagt. Man denke sich einen Berg, der doch an seinem Fuß einen großen Umfang hat, wie er geradezu sich ins Meer wirft, welche Allmacht dazu gehört, das zu vollbringen. Wir nehmen an, Jesus als der Sohn Gottes habe schon etwa solches vermocht; aber eben diese Seine Allmachtskraft sollen auch Seine Jünger haben, die im Glauben an Ihn und durch Ihn im Glauben an Gott stehen, der mächtig mache durch Seinen Namen. Denn wenn die Jünger sich wunderten über dem, was Er mit dem Feigenbaum getan hätte, so sagt Er ihnen von dem Berge, den sie, die Jünger, im Glauben würden ins Meer werfen können. Es ist wunderbar, wie Jesus in nichts, auch nicht in der Erweisung von Allmachtskraft, mehr sein will als Seine Jünger. Er redet mit ganz besonderer Bestimmtheit. Wenn im Herzen kein Zweifel ist an der Möglichkeit, daß das Gesagte geschehen werde, so geschieht's. Bringen wir's mit dem Feigenbaum in einige Verbindung, so kann eine solche Bergversetzung auch als Strafe verhängt werden, wenn

jemand etwa auf einen Berg pochete, auf dem er steht, und darauf er Gott trotzen wollte, wie der Feigenbaum gleichsam auf seine Blätter pochete. Eine Bergversetzung kann auch zum Schutz in schweren Verfolgungszeiten dienen, indem Verfolgte durch sie von feindlichen Überfällen bewahrt werden als plötzlich mit dem Berge ins Meer versetzt und eben damit in eine Sicherheit. Der Herr macht's aber auch noch allgemeiner und sagt, alles, was es auch sei, das man bitte, wenn man es nur glaube, daß man's empfahen werde, so werde man's empfangen. Damit wird selbst jede Bitte zu einer Allmachtstat.

Bei dergleichen Verheißungen müssen wir nicht vergessen, daß ihre Erfüllung nur möglich ist, wenn der Heilige Geist in Seiner Vollkraft ausgegossen ist, der dann eine göttliche Erlaubnis gibt, dieses oder jenes zu glauben, das man wünscht. Ferner ist nicht zu vergessen, daß ohne Not und ohne einen besonderen höheren Zweck solch Außerordentliches nicht geglaubt werden darf und darum auch, wenn es dennoch geglaubt wird, nicht geschehen wird. Endlich aber liegt doch auch das in etwas in der Rede Jesu, daß der Glaube in Zeiten, da ihm durch den Heiligen Geist eine große Macht gegeben ist, auch manches wider den Willen Gottes machen kann, [wo] es ihm aber nur zu einer großen Verantwortung dienen muß. Daher kann Paulus (1. Kor. 13, 2) von Menschen reden, die allen Glauben haben, also daß sie auch Berge versetzen, aber ohne Liebe zu haben, da[ß] sie selbst dabei nichts wären. Auch wenn an jenem Tage viele sagen werden: „Haben wir nicht in deinem Namen viele Taten getan?“ (Matth. 7, 22), können sie solche sein, die als Übeltäter nicht vom Herrn anerkannt sind. So kann es auch geschehen, daß einmal gegebene Kräfte auch im Dienst der Finsternis verwendet werden. Was Wunderbares es um einen felsenfesten Glauben ist, haben wohl nur wenige erkannt, weswegen es auch sogenannte Gläubige geben kann, die im Glauben gar nichts vermögen, weil sie ihrem Glauben nichts zutrauen.

Markus gibt noch Reden Jesu an, die sagen, daß wir nicht mit unversöhnter Gesinnung beten sollten. Wir lesen:

Mark. 11, 25: „Und wenn ihr stehet und betet, so vergebet, wo ihr etwas wider jemand habt, auf daß auch euer Vater im Himmel euch vergebe eure Fehle.“ – V. 26: „Wenn ihr aber

nicht vergeben werdet, so wird euch euer Vater, der im Himmel ist, eure Fehle nicht vergeben.“

Diese Worte stehen auch in der Bergpredigt (Matth. 6, 14-15)\* als Anhang zum Vaterunser, das der Herr gelehrt hat. Ohne daß jemand innerlich jedermann völlig vergeben hat, was dieser auch ihm mag angetan haben, sollten Jünger Jesu keine Bitte an Gott tun. Sie riskieren's, daß Gott Sein Angesicht ganz von ihnen abwende, weil sie als Sünder mit unvergebenen Sünden vor Ihm stehen. O wie sollten sich das alle merken, welche Bitten zu Gott tun wollen!

## § 167 Die Vollmacht Jesu

Kap. 21, 23-32

vgl. Mark. 11, 27-12,1; Luk. 20, 1-8

Wir stehen in der Geschichte Jesu bereits in der letzten Woche Seines Lebens, wie die heißt, welche mit dem feierlichen Einzug nach Jerusalem begann. Der Herr kam nun alle Tage nach Jerusalem in den Tempel; und abends zog Er sich allemal irgendwohin zurück, bald dahin, bald dorthin, so auch in den Garten Gethsemane, [wo] Er ja, wie Johannes berichtet (18, 2), oft mit seinen Jüngern sich versammelte. Der Herr predigte vor dem Volk, das begierig zuhörete, das Evangelium (Luk. 20, 1) vom Anbruch des Himmelreichs; und sonst hatte Er viele Fragen der Pharisäer und Schriftgelehrten zu beantworten. Drunter hinein gibt Er auch viele sehr bedeutsame Gleichnisse. Wir wollen von nun an nicht bei Matthäus allein bleiben, sondern auch das, was die anderen Evangelisten haben und er nicht, mit beiziehen, und so in der Folge namentlich in der Leidensgeschichte Jesu. Das nächste, was berichtet wird, ist eine Frage an Jesum über Seine Vollmacht. Wir lesen:

Matth. 21, 23: „Und als Er in den Tempel kam“, (Markus: „Und sie kamen abermal gen Jerusalem; und da Er in den Tempel ging usw.“ – Lukas: „Und es begab sich der Tage

\* [Siehe § 36]



einer, da Er das Volk lehrete im Tempel und predigte das Evangelium“, – „traten zu Ihm, als Er lehrete, die Hohenpriester und die Ältesten im Volk und sprachen: Aus waser (d. h. was für) Macht tust du das? Und wer hat dir die Macht gegeben?“ (Markus: „daß du solches tuest“)

Die Gegner Jesu fragten hiernach den Herrn nach der Berechtigung, die Er zu allem, was Er tue und lehre, habe. Er solle sagen, wer Ihm das Recht, die Macht oder Vollmacht gegeben habe. Man kann nun fragen, auf was die Gegner das hauptsächlich bezogen. Die meisten Ausleger denken an die Tempelreinigung und an die Wunder, die Christus tat, worüber sich Jesus verantworten sollte, wie Er dazu komme, solches zu tun. Indessen heißt es bei Matthäus und Lukas, daß sie zu Jesu traten, während Er lehrte, nicht während Er den Tempel reinigte oder Wunder tat, mit der Frage: „Aus waser Macht tust du das?“, wobei naheliegt, daß sie wegen Seines Lehrens Ihn ausfragen wollten. Die Art der Lehre Jesu war eine besondere. „Er predigte das Evangelium“, sagt Lukas, d. h. Er sagte, das Reich Gottes sei nahe herbeigekommen; darum sollten die Leute Buße tun und glauben. Es lag also in der Rede Jesu eine Aufforderung an das Volk, zu Seiner Lehre sich zu wenden und dem, was Er sage bezüglich der Erfüllung der Weissagung, Glauben zu schenken, da denn auch Seine Person den Leuten wichtig gemacht wurde. Das war nun etwas anderes, als was die Schriftgelehrten sonst lehrten; und je widriger eben der Inhalt der Reden Jesu an das Volk den Gegnern war, desto mehr wollten sie auf Ihn eindringen, zu sagen, wie Er dazu komme, also zu reden, wer Ihm den Auftrag und die Vollmacht dazu gegeben habe. Sie sehen's dabei darauf ab, Ihm Sein Lehren vor dem Volk zu verbieten.

Daß es so zu nehmen sei, zeigt die nachherige Gegenfrage über die Taufe Johannis oder eigentlich über die Lehre und das Auftreten Johannis. Die Gegner hofften, aus dem Munde Jesu die Behauptung göttlicher Vollmacht zu vernehmen, um darauf ein gerichtliches Verfahren zu gründen. Die Fragenden scheinen eine förmliche Deputation von seiten des Hohen Rats gewesen zu sein. Es ist ungefähr die nämliche Frage, welche früher Abgeordnete aus Jerusalem an Johannes den Täufer richteten, da sie fragten, wer

er sei, da sie wissen wollten, für wen er sich ausbebe, und dann, wie er dazu komme, zu taufen, ohne Christus oder Elias zu sein. Deswegen ergab sich die Gegenfrage Jesu leicht. Sie wollten es von Ihm und aus Seinem Munde vernehmen, ob Er sich für einen Propheten halte, dem man, weil Er von Gott Macht bekommen habe, Gehör zu schenken habe. Wenn Er Ja dazu gesagt hätte, so würden sie es als eine unberechtigte Anmaßung genommen haben, wie sie später, da Er auf ihre Frage, ob Er Christus sei, bejahend antwortete, Ihn darüber zum Tode verurteilten. Der Glaube an einen Propheten, den Gott wieder senden werde, war den hohen Gelehrten, den Hohenpriestern und Ältesten ganz abhanden gekommen, so daß sie jeden, der es etwa sein wollte, ohne weiteres verurteilten. Hören wir nun Jesu Gegenfrage:

Matth. 21, 24: „Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Ich will euch auch ein Wort fragen. So ihr mir das saget, will ich euch auch sagen, aus waser Macht ich das tue.“ – V. 25: „Woher war die Taufe Johannis? War sie vom Himmel oder von den Menschen?“ (Markus und Lukas erzählen's ebenso auch im Folgenden).

Wir sehen aus dieser Frage, um was es sich eigentlich handelte. Die Gegner wollten nicht wissen, welche menschliche Berechtigung Jesus zu Seinem Lehren habe, woher Er gleichsam Sein Diplom habe. Es handelte sich allein um die Frage, ob der Herr eine göttliche Berufung habe oder nicht. Deswegen will Jesus von den Fragenden wissen, was sie von der Taufe Johannis denken, ob als vom Himmel oder von den Menschen, d. h. ob er eigenmächtig oder von anderen Menschen beauftragt getauft habe. Die Fragenden waren damit in Verlegenheit gesetzt, weil sie nur ein verneinendes Urteil über Johannes hatten, aber ohne sich und anderen Rechenschaft darüber geben zu können. Die Taufe galt ihnen nicht als vom Himmel, weil sie überhaupt nichts mehr als vom Himmel kommend anzunehmen gesonnen waren. Indem es so stand, konnte der Herr nicht direkt zu ihnen sagen, aus waser Macht Er lehre und wirke. Denn hätte Er sich offen erklärt, würden sie Ihm alles niedergelegt haben; und dazu war's noch nicht Zeit. Darum mußte der Herr mit weiser Vorsicht reden. Wir lesen weiter:

V. 25: – „Da gedachten sie bei sich selbst und sprachen:

Sagen wir, sie sei vom Himmel gewesen, so wird Er zu uns sagen: Warum glaubet ihr ihm dann nicht?“ – V. 26: „Sagen wir aber, sie sei von Menschen gewesen, so müssen wir uns vor dem Volk fürchten: Denn sie hielten alle Johannes für einen Propheten.“ – V. 27: „Und sie antworteten Jesu und sprachen: Wir wissen's nicht. Da sprach Er zu ihnen: So sage ich euch auch nicht, aus waser Macht ich das tue.“ (Ähnlich auch die anderen. Markus schließt 12, 1: „Und Er fing an, zu ihnen durch Gleichnisse zu reden.“)

Ein göttliches Gewissen hatten die Ältesten und Hohenpriester und Schriftgelehrten nicht. Vor Gott überlegten sie auch geistliche und göttliche Dinge nicht. Nur nach menschlicher Klugheit berechnend, sprachen sie sich über sie aus; und um die Wahrheit kümmerten sie sich nicht. Ob die Taufe Johannis vom Himmel sei, ist ihnen einerlei. Unter sich verwerfen sie dieselbe; und sonst verhielten sie sich still oder benahmen [...] sich, als glaubten sie auch an die Taufe, aber nur weil Klugheit das erforderte. Jetzt beraten sie sich miteinander, aber nicht darüber, was sie von der Taufe zu halten hätten, sondern darüber, was sie jetzt von ihr sagen sollten. Ein böses Gewissen hatten sie immerhin, weil sie ferne von der Taufe geblieben waren. Warum blieben sie weg? Sie hielten nichts drauf. Sagen sie jetzt, es sei etwas Rechtes mit ihr gewesen, so stehen sie als die da, die nichts nach Gott fragen, wenn Er sich kundgibt. Daß sie nichts auf die Taufe hielten, durften sie nicht sagen; denn das Volk war noch begeistert für Johannes. So ist ihre Antwort: „Wir wissen's nicht“ eine armselige Antwort für die geistlichen Oberen des Volks. Wie konnten sie erwarten, daß jetzt Jesus von sich sage, wer Er sei, wenn sie im Grunde doch als Lügner vor Ihm stehen? Denn sie wissen wohl, daß sie nichts auf die Taufe hielten. Der Herr sagt ihnen also rund heraus, daß Er auf ihre Frage nun auch nicht antworte. Aber sonst redet Er noch ernste Worte mit ihnen, zunächst durch ein Gleichnis. Bei Matthäus lesen wir:

V. 28: „Was dünket euch aber? Es hatte ein Mann zween Söhne und ging zu dem ersten und sprach: Mein Sohn, gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberg.“ – V. 29: „Er antwortete aber und sprach: Ich will's nicht tun. Danach reuete es ihn, und ging hin.“ – V. 30: „Und er ging zum anderen und sprach gleich also.

Er antwortete aber und sprach: Herr, ja; und ging nicht hin.“ – V. 31: „Welcher unter den zween hat des Vaters Willen getan? Sie sprachen zu Ihm: Der erste. Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen denn ihr.“ – V. 32: „Johannes kam zu euch und lehrete euch den rechten Weg; und ihr glaubtet ihm nicht, aber die Zöllner und Huren glaubten ihm. Und ob ihr's wohl sahet, tatet ihr dennoch nicht Buße, daß ihr ihm danach auch geglaubet hättet.“ (Dieses alles kommt nicht bei Markus und Lukas, nur daß Markus sagt, Jesus habe angefangen, durch Gleichnisse zu ihnen zu reden, übergeht aber Obiges.)

Jesus hat durch die feige und armselige Antwort Seiner hohen Gegner ein Recht bekommen, nun angriffsweise gegen sie vorzugehen; und um das am leichtesten zu tun, ohne gleichsam mit der Türe ins Haus zu fallen, leitet Er, was Er sagen will, durch ein Gleichnis ein von zwei Söhnen, mit deren einem sie gemeint sind. Einer der Söhne wies den Vater unfreundlich ab, als dieser ihn aufforderte, in seinen Weinberg zu gehen und darin zu arbeiten, bereute aber hintennach die abweisende Antwort und ging doch in den Weinberg. Der andere, an den der Vater die gleiche Aufforderung richtete, sagte sogleich, als wäre er der Gehorsam selber, zu, ging aber nicht hin, betrog also den Vater, der sich auf ihn verlassen hatte. Die Hohenpriester und Ältesten merkten wohl nicht gleich, daß das Gleichnis auf sie gemünzt sei, und antworteten, als Jesus sie fragte, welcher von den beiden Söhnen des Vaters Willen getan habe, ganz unbefangen: „Der erste.“ Nun aber rückte der Herr gleich mit der Auslegung heraus, nach welcher der erste Sohn, der zuerst nein, dann ja sagte, die Zöllner und Huren vorstellt, der zweite Sohn, der aus seinem Ja ein Nein machte, die Ältesten und Hohenpriester, und zwar so, daß die Zöllner und Huren, die man zu den niedrigsten und verworfensten Menschen rechnete, eher ins Himmelreich kommen würden denn sie. Die Zöllner und Huren nämlich sind als die zu nehmen, die vor der Erscheinung des Johannes Gott den Gehorsam verweigert hatten. Zu allem, was Moses und die Propheten von ihnen forderten, sagten sie der Tat nach: „Ich will nicht.“ Sie dienten der Sünde und nicht dem Herrn. Aber als Johannes auftrat, schenkten

sie diesem Glauben; und auf seine Predigt hin änderten sie ihren Sinn und widmeten sich dem Dienste Gottes. Die Ältesten aber und die hohen Geistlichen des Volks nahmen immer den Schein an, dem Befehle Gottes im Alten Testamente sich zu unterwerfen; und mit ihrem scheinbar unterwürfigen Verhalten sagten sie immer: „Herr, ja“, verachteten aber die Propheten in dem, worin sie ihnen hätten folgen sollen. Sie ließen sich weder durch die Erscheinung des Johannes noch durch das Beispiel der Zöllner und Huren zur nachfolgenden Bekehrung bewegen. So mußten sich's denn die Ältesten und die anderen gefallen lassen, als die hingestellt zu werden, welche vor Gott weit hinter den Zöllnern und Huren zurückstehen müßten. O wie oft sind die, welche den Schein der Frömmigkeit sich geben, denen nachzusetzen, welche eine schlechte Vergangenheit hinter sich haben, aber zuletzt mit Buße und Demut zum Herrn und Seinem Worte sich halten! Diesen ist das Himmelreich gewiß, jene wollen sich zu nichts hergeben, was den Anteil am Himmelreich sichern könnte, so gleißnerisch sie sich auch zu stellen wissen.

## § 168 Gleichnis von den Weingärtnern

Kap. 21, 33-46

vgl. Mark. 12, 1-12; Luk. 20, 9-19

Der Heiland hatte schon ein Ernstes zu den Hohenpriestern und Schriftgelehrten und Ältesten, also zu den vornehmsten Leitern des Volks, wie sie im Tempel viel zu sehen waren, gesagt, weil sie nicht gesonnen waren, den Rat Gottes zu verstehen oder nach ihm zu fragen. Sie hatten sich so wenig um einen Johannes bekümmert, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, über ihn nachzudenken oder zu forschen, ob seine Sache nicht von Gott wäre. Sie verachteten ihn und wußten darum nicht, wie ihn zu nehmen, weil sie eben nichts als von oben kommend anerkennen wollten. In ähnlicher Weise verfahren sie jetzt auch mit Jesu, den sie so wenig anerkannten, daß sie Ihn schon dem Kriminalgericht zu übergeben beschlossen hatten, ohne Ihn eines

ernsten Nachdenkens gewürdigt zu haben. Jetzt bekommen sie ein tiefer gehendes Gleichnis zu hören, das auf eine lichtvolle Weise ihr Verhalten schildert und die Verantwortung, die sie sich zuziehen. Wir lesen:

V. 33: „Höret ein ander Gleichnis.“ (Lukas: „Er fing aber an, zu sagen dem Volk dieses Gleichnis“, ähnlich Mark. 12, 1.) „Es war ein Hausvater, der pflanzte einen Weinberg und führte einen Zaun darum und grub eine Kelter drinnen und bauete einen Turm und tat ihn den Weingärtnern aus und zog über Land.“ (Lukas setzt hinzu „eine lange Zeit“.)

Der Herr geht bei diesem Gleichnis offenbar von einer Stelle bei Jesaja aus, der auch (Kap. 5) von einem Weinberge redet, den Gott gepflanzt und mit allem Nötigen reichlich ausgestattet habe, der aber, statt Trauben zu bringen, Herlinge brachte. Dies kam, wird dort angedeutet (Jes. 5, 2-4), davon her, daß die, welchen der Weinberg übergeben war, ihn nicht nach der Ordnung besorgten. Der Besitzer des Weinbergs, heißt's, „wartete auf Recht, siehe, so ist's Schinderei, auf Gerechtigkeit, siehe, so ist's Klage“. Da fehlte es doch offenbar an den Weingärtnern. In unserem Gleichnis wird das ausgeführt, daß die Weingärtner den Weinberg als ihnen zugehörig ansahen, für sich den Nutzen, die Ehre und den Vorteil des durch Gottes Gnade herrlichst angelegten Staates haben wollten, sie auch alles nach ihrem Kopf und Sinn leiten und in nichts den Herrn dreinreden lassen wollten.

Der Weinberg, welcher Israel mit seinen von Gott erhaltenen Ordnungen vorstellt, ist nach der Zeit der Ausführung aus Ägypten angelegt und gepflanzt worden, wie auch David in dem Psalm (80, 9) sagt: „Du hast einen Weinstock aus Ägypten geholet und hast vertrieben die Heiden und denselben gepflanzt; du hast vor ihm die Bahn gemacht und hast ihn lassen einwurzeln, daß er das Land erfüllet hat usw.“ – Nach unserem Gleichnis führte der Hausvater einen Zaun um den Weinberg, [um] den Schutz anzuzeigen, welchen der Herr allezeit Seinem Volke angedeihen ließ, daß fremde Völker, wenn feindselig herkommend, nichts über Israel vermochten, wenn dieses richtig zu seinem Herrn stand. Wenn es heißt: „Er grub eine Kelter darin“, so ist darunter ein Keltertrog gemeint, in welchen durch eine vergitterte Öffnung der Most aus der darüber stehenden

Kufe floß, in welcher die Trauben zertreten wurden. Das Gleichnis will damit sagen, daß vorgesorgt war für die Erhaltung und Besorgung der Früchte, die der Weinberg trug. Der Turm, der gebaut wurde, diente zur Bewachung; denn zu solchem Zweck wurden turmartige Gebäude gemacht.

Diesen Weinberg nun, heißt es, „tat der Hausvater den Weingärtnern aus“; oder verdingte ihn an sie zur Bearbeitung. „Da“, sagt ein Ausleger\*, „der Herr selbst die Früchte bezieht (siehe V. 34 und 41), so ist an ein Verdingen für Geld, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, für einen Anteil der Früchte zu denken. Denn von einem nur teilweisen Naturalbezug von seiten des Herrn sagt der Text nichts.“ Indessen heißt es bei Markus, „daß er nähme von der Frucht des Weinbergs“, und bei Lukas, „daß sie ihm geben von der Frucht des Weinbergs“. Hier muß man aber hinzudenken: von der Frucht, die dem Herrn aufbewahrt sein sollte. Denn der Herr ist als einziger Eigentümer des Ertrags vorausgesetzt, wenigstens für die Auslegung. Denn für diese ist es nicht denkbar, daß die Früchte nur teilweise dem Herrn zukommen sollten, da es ja Seelen sind, die mit ihrem ganzen Sinn und Wandel dem Herrn dienen. Denn Früchte trug der Weinberg, wenn die einzelnen Glieder des Volkes Gottes richtig zu Gott standen, weil sorgfältig von den Oberen, den Weingärtnern, zu Ihm hingeleitet. Wollten die Weingärtner die Früchte für sich nehmen, so ist's das, daß sie von den Seelen verlangten, sie sollten ihnen unterworfen sein und unbedingt nach ihren eigenen Winken und Befehlen sich richten. So gehörten die Seelen den Oberen und nicht dem Herrn an.

Wenn der Hausvater „über Land zog“, so ist damit angedeutet, daß der Herr, der Gott Israels, nicht immer persönlich mit der Besorgung des Weinbergs sich befaßte, d. h. oft, zuletzt ganz, sich schweigend verhielt, als wäre Er gar nimmer da. So war's seit dem Bestehen des Volks in Kanaan oft der Fall, wie schon unter dem Priester Eli es hieß, daß das Wort des Herrn zu seiner Zeit teuer und wenig Weissagung gewesen sei (1. Sam. 3, 1). So war's namentlich fortdauernd nach der Rückkehr aus Babylon. Da ließ sich der Herr nicht mehr hören; und da war's

\* [H. A. W. Meyer, *Kritisch-exegetischer Kommentar, Matthäus-Kommentar*, 1853<sup>3</sup>, S. 345, 1864<sup>2</sup>, S. 436.]

vornehmlich, daß man sagen konnte, der Herr sei gleichsam über Land gegangen, und zwar nach Lukas „eine gute Zeit“. Den Weingärtnern, d. h. den Oberen des Volks, war alles überlassen; aber eingedenk hätten sie sein sollen, daß sie mit völliger Unterwürfigkeit dem Gott Israels zu dienen und auf diesen allein das Volk hinzuweisen hätten, damit bei einer Rückkehr des Herrn, wenn Sein Schweigen aufhörte und neue Kundgebungen Gottes kämen, alles durchs ganze Volk gleich ins rechte Geleise käme und der Herr alles zu Seinem Empfang bereit fände. Daher lesen wir:

V. 34: „Da nun herbeikam die Zeit der Früchte, sandte er seine Knechte zu den Weingärtnern, daß sie seine Früchte empfangen.“ (Markus: „Daß er nähme von der Frucht des Weinbergs“, Lukas: „Daß sie ihm gäben von der Frucht usw.“) – V. 35: „Da nahmen die Weingärtner seine Knechte, einen stäupeten sie“ (Markus: „und ließen ihn leer von sich“), „den anderen töteten sie, den dritten steinigten sie.“ – V. 36: „Abermals sandte er andere Knechte, mehr denn der ersten waren; und sie taten ihnen gleich also.“ (Markus und Lukas schildern male- risch die Mißhandlungen.)

Es ist hier so vorgestellt, als ob von jeher die Weingärtner nach ihrem Gelüste mit dem Volke verfahren hätten, dieses nur an sich ketten wollten, ohne viel nach dem zu fragen, wie das Volk zum Herrn zu stehen habe, daß sie darum alle die, welche im Namen des Herrn mit dem Volke zu reden und ihm Weisung nach Gottes Rat zu geben hatten, als ihre Feinde ansahen und behandelten. Die Knechte des Herrn oder Seine Propheten waren den Oberen auch darum zuwider, weil sie nicht im Namen der Oberen auftraten, nicht deren besondere Sache vertraten, sondern im Namen des Herrn dastanden, der, wenn Er einen Propheten schickte, diesen nicht im mindesten von den Oberen abhängig sein ließ. So kam's schon vor der ersten Zerstörung Jerusalems zu allerlei Mißhandlungen der Propheten, deren viele auch getötet wurden, weswegen im Gleichnis von wiederholten Sendungen von Knechten, welche die Früchte des Weinbergs fordern sollten, die Rede ist. Wenn Gott Früchte forderte, ohne selbst zu kommen, so waren diese Früchte da oder nicht, je nachdem die Knechte Eingang beim Volke fanden und

zu neuer Belegung für seinen Gott und dessen Gebote es bringen konnten oder nicht. Wären die Oberen mit den Knechten oder Propheten einig gewesen, so wäre es das Rechte gewesen, das Gott forderte. Durften aber die Knechte nicht auftreten, ohne geschmäht oder mit Steinen beworfen oder gestäupt oder gar getötet zu werden, so war's das Vorenthalten der Früchte von seiten der Oberen, wie es namentlich jetzt, zur Zeit Christi, hervortrat. Daher heißt es weiter:

V. 37: „Danach sandte er (der Hausvater) seinen Sohn zu ihnen“ (Markus: „Da hatte er noch einen einigen Sohn, der war ihm lieb; den sandte er zum letzten auch zu ihnen“ – Lukas: „Da sprach der Herr des Weinbergs: Was soll ich tun? Ich will meinen lieben Sohn senden, vielleicht, wenn sie den sehen usw.“) „und sprach: Sie werden sich vor meinem Sohne scheuen.“ – V. 38: „Da aber die Weingärtner den Sohn sahen, sprachen sie untereinander: Das ist der Erbe; kommt, laßt uns ihn töten und sein Erbgut an uns bringen.“ – V. 39: „Und sie nahmen ihn und stießen ihn zum Weinberge hinaus und töteten ihn.“

Der Herr, in der Auslegung der Gott Israels, tat Sein Letztes, um endlich die Früchte an sich zu bringen, d. h. das Volk in rechter Art sich untertan zu machen und alles in die rechte Ordnung zu bringen, indem Er Seinen Sohn sandte. Jesus hebt's ausdrücklich hervor, wie lieb den Sohn sein Vater habe als den einigen Sohn, den er hatte, und will damit Seine Gegner auch darauf hinweisen, wie viele Freundlichkeit, Zeichen und Wunder der Vater durch den Sohn tun ließ, um auch die Obersten zu überzeugen, daß sie's mit dem wirklichen Gott zu tun hätten [bei] allem, was sie dem lieben Sohn antäten. Es konnte auch erwartet werden, daß die Weingärtner vor diesem Sohne sich scheuen würden; und es ist deswegen auch so gestellt, als ob der Herr des Weinbergs selbst hoffte, sie werden sich vor dem Sohne scheuen. Aber nur um so schlimmer machten's die Weingärtner. Diese hätten sich etwa einen Propheten schon gefallen lassen, wie sie auch gegen Johannes nicht gerade mörderische Gedanken hatten, weil sie noch bleiben zu können hofften, was sie waren. Den Sohn aber oder den Messias können sie nicht ertragen, weil sie denken mußten, durch den werde eine ganz neue Umgestaltung der Dinge erfolgen, bei welcher die bisherigen Oberen,

weil sie waren, wie sie waren, nicht mehr ihre Rechnung finden würden. Recht anschaulich macht ihnen Jesus mit solch einem Gleichnis ihre Verblendung; und sie mußten's selbst zugestehen, daß Weingärtner wie die geschilderten die härteste Strafe zu erwarten hätten. Jesus fragt sie:

V. 40: „Wenn nun der Herr des Weinbergs kommen wird, was wird er diesen Weingärtlern tun?“ – V. 41: „Sie sprachen zu Ihm: Er wird die Bösewichte übel umbringen und seinen Weinberg anderen Weingärtlern austun, die ihm die Früchte zu rechter Zeit geben.“ (Nach Markus und Lukas beantwortet der Herr selbst die Frage mit den Worten: „Er wird kommen und die Weingärtner umbringen und den Weinberg anderen geben.“ – Lukas setzt noch hinzu: „Da sie das hörten, sprachen sie: ‚Das sei ferne!‘“)

Den Hohenpriestern und Ältesten wird so doch deutlich zu verstehen gegeben, daß nach der Ermordung des Sohnes eine ganz andere Ökonomie eintreten und ganz andere Weingärtner als die bisherigen hergerichtet werden würden. Die Ältesten der christlichen Gemeinden waren doch etwas ganz anderes als die Ältesten der Juden. Überhaupt die Apostel und deren Nachfolger, die Evangelisten, Lehrer, Bischöfe und Ältesten standen später sozusagen in dem Berufe, den die jüdischen Ältesten gehabt hatten. Diese sind gänzlich abgeschafft und jene die anderen Weingärtner, denen nach der Rede Jesu der Weinberg ausgetan war. Etliche der Zuhörer fühlten, welche große Veränderung dem ganzen Volke bevorstehe, und sagten daher ängstlich: „Das sei ferne!“ Aber der Herr redet noch offener:

V. 42: „Jesus sprach zu ihnen: Habt ihr nie gelesen in der Schrift (Ps. 118, 22): Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein worden. Von dem Herrn ist das geschehen, und es ist wunderbarlich vor unsern Augen.“ – V. 43: „Darum sage ich euch: Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben, die seine Früchte bringen werden.“ – V. 44: „Und wer auf diesen Stein fället, der wird zerschellen; auf welchen er aber fället, den wird er zermalmen.“

Der Spruch von dem Eckstein wird öfters in der Schrift angeführt (Apg. 4, 11; Röm. 9, 33; 1. Petr. 2, 6). Wie der Eckstein das ganze Haus trägt und vor dem Fall verwahrt, so trägt

der Herr Jesus den Bau der Gemeine Gottes oder des Himmelreichs. Beachten wir's, wie kühn im Gleichnis der Herr Jesus von Seiner Person redet, wie Er sich wichtig macht als den Sohn Gottes, wichtig als den Eckstein, der Er, auch nach der Verwerfung von seiten der Juden, werden und bleiben wird. Wenn den jetzigen Oberen der Juden das Reich genommen wird, das sie in alttestamentlichem Sinne bisher hatten, und den Heiden gegeben, so ist damit weiter gesagt, daß Israel seine Bevorzugung vor anderen Völkern verlieren, die Heiden als Inhaber des Reichs an seine Stelle treten werden. Sie aber werden dem Herrn Seine Früchte bringen zur Zeit, eher Leute gewinnen und zurichten zum Himmelreich, als die bisherigen Oberen es getan hatten. Wer im Trotz gegen den Eckstein anrennt, wird zerschellen; und wenn sie in Massen sich aufwerfen wider den Gesalbten, wird Er, wie von oben herab auf sie fallend, sie zermalmen. Wir sehen, wie nervig jedes Wort ist, das der Herr redet, weswegen Seine Feinde ganz verblüfft vor Ihm standen. Aber im stillen hegen sie ihre Mordplane. Wir lesen schließlich:

V. 45: „Und da die Hohenpriester und Pharisäer Seine Gleichnisse hörten, vernahmen sie, daß Er von ihnen redete.“ – V. 46: „Und sie trachteten danach, wie sie Ihn griffen; aber sie fürchteten sich vor dem Volk. Denn es hielt Ihn für einen Propheten.“

Nach Markus und Lukas trachteten sie, zu derselbigen Stunde ihre Hände an Ihn zu legen; aber vor dem Volke konnten sie nichts tun. Wie groß doch die Bewegung der Gemüter in jenen Tagen gewesen sein muß, und wie geschäftig dabei auch der Feind sein mochte, die Gegner Jesu ganz blind und sinnlos zu machen! Aber es sollte so sein; denn an Jesu Tod hing das Heil der ganzen Welt.

## 22. Kapitel Matthäi

### § 169 Die königliche Hochzeit

Kap. 22, 1-14

Obgleich der Herr es wahrnehmen konnte, wie zu derselbigen Stunde (nach Lukas) die Hohenpriester und Pharisäer, auf welche das vorige Gleichnis gerichtet war, Ihn festzunehmen trachteten, blieb Er doch ganz unerschrocken stehen, fuhr sogar fort, noch weitere Gleichnisse zu geben, aus welchen jene wieder etwas entnehmen konnten. Zunächst gibt Er das Gleichnis von der königlichen Hochzeit, welches aber nur Matthäus erzählt. Ein ähnliches Gleichnis hat zwar Lukas (14, 16ff.) von dem großen Abendmahl, welches aber verschieden ist nach Zeit, Veranlassung und Inhalt. Unser Gleichnis bestätigt auf der einen Seite die kommende gänzliche Verwerfung Jerusalems, das sogar im Brand aufgehen werde, und sagt auf der anderen Seite, wie andere als die Juden, nämlich Heiden, einmal die Hochzeitstische besetzen würden; und wenn auch unter diesen der König seinen Ernst gegen Unwürdige zeigt, so konnte das noch weiter die erschrecken, welche die Hochzeit so verachteten, daß sie nicht einmal die Einladung dazu annehmen wollten. Wir lesen:

V. 1: „Und Jesus antwortete und redete abermals durch Gleichnisse zu ihnen und sprach:“ – V. 2: „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohn Hochzeit machte.“ – V. 3: „Und sandte seine Knechte aus, daß sie den Gästen zur Hochzeit rufeten; und sie wollten nicht kommen.“

Der Herr redete immer lieber durch Gleichnisse als durch direkte Rede, um, was Er sagen wollte, bestimmter und abgerundeter, auch eindrucksvoller zu geben. Diesmal beginnt Er mit den Worten: „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der

seinem Sohne Hochzeit machte.“ In diesen Worten allein schon liegt die ganze Heilsgeschichte. Der König ist Gott, der Vater Jesu Christi. Er will, nachdem lange fremde Mächte in der Schöpfung, namentlich in der Menschenwelt, gehaust hatten, endlich alles unter Seinen Willen, unter Seine Oberhoheit bringen, mit Beseitigung der fremden Herrscher, daß es ein Reich des Himmels oder des Gottes werde, der im Himmel thront und vom Himmel her herrscht. Solches zu bewerkstelligen, dazu ist der Sohn da, das fleischgewordene Wort Gottes, das eben jetzt unter Israel wohnte. Die Hochzeit beginnt schon damit, daß der Sohn vom Himmelreich predigte und sich als den Herrn desselben ankündigte oder zu verstehen gab. Wer an Ihn glaubte, setzte sich eben damit an den Hochzeitstisch, dem Sohn huldigend, der hinfort sein Herr sein soll. Es paßt hierzu gut der Ausdruck später, da der König sagt: „Meine Mahlzeit habe ich bereitet“, da Mahlzeit nach dem hier gegebenen Ausdrucke das Frühstück bedeutet, mit welchem die Reihe der Hochzeits-Mahlzeiten anheben sollte. Wenn die Tische alle voll sind, so steht die Hochzeitsfeier in ihrem schönsten Glanze; denn dann kommt der König selbst, die Gäste zu besehen. Diese Auffassung schicke ich hier voraus, weil sie das einzelne sehr gut beleuchtet.

Die ersten Knechte, die der König aussendete, waren Johannes der Täufer und Jesus selbst. Diese kamen, als die Zeit erfüllet war. Vor einer bestimmten Zeit, ehe die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, konnte nicht zum Himmelreich, also auch nicht zur Hochzeit, eingeladen werden. Johannes aber bekam die Aufgabe, dem Volk zu sagen, das Himmelreich sei nahe herbeigekommen. So predigte auch Jesus; und beide haben mit dieser Predigt zur Hochzeit gerufen. Die Gäste aber sind Israel, welchem durch die Propheten die Zukunft des Himmelreichs angekündigt war als eine Gnadenzeit, die dem Volke Israel zukommen sollte. So sind die Kinder Israel die vorausgeladenen Gäste, wie auch unter ihnen allein die Hoffnung eines Messias war. Diese Gäste waren im Grunde auch die Braut des Bräutigams, des Sohnes Gottes. Er selbst nennt sich ja den Bräutigam (Matth. 9, 15). Gar schön sagt auch Johannes der Täufer, bezeugend, daß er nicht Christus sei: „Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam“ (Joh. 3, 29), und versteht dabei unter der

Braut das Volk und unter dem Bräutigam Jesum, mit dem es in die innigste persönliche Vereinigung kommen sollte. Israel wurde schon im Alten Testamente die Verlobte des Herrn genannt, und solch eheliches Verbündnis sollte jetzt gleichsam verwirklicht werden. Dies geschieht, indem alles sich mit Leib und Leben Jesu verschreibt, Ihm anhangt und Treue gelobt bis in den Tod. Die kommenden Gäste also bilden zusammen auch die Braut des Sohns. Wer an Jesum glaubt, soll in ein so inniges Verhältnis zu Jesu kommen, wie die Braut zum Bräutigam.

Nun heißt es aber: „Die Gäste wollten nicht kommen.“ Soviel in Israel von dem zukünftigen Messias die Rede war und namentlich Schriftgelehrte und Pharisäer sich wichtig mit dieser Lehre machten, so wenig war's, als es endlich ernst damit wurde. Sie erkannten ihre Heimsuchung nicht und wollten daher nicht kommen oder als Gäste sich einfinden, indem sie sich zum Glauben an den Sohn Gottes hergaben, der unter ihnen war. Sie erkannten in Ihm nicht den Verheißenen und fragten daher nichts nach Seinen Einladungen. Sie liefen zwar scharenweise zu Johannes und Jesu und hielten viel auf beide, aber doch meist nur vorübergehend; und die Oberen wollten ja ohnehin nichts von Jesu wissen, hielten Ihn sogar für einen Mann, welcher der Ruin Israels werden könnte. Jesus war jetzt am Ziel Seines Lebens; und selbst der feierliche Empfang in Jerusalem war schon wieder vergessen. Er konnte, wenn auch mit Wehmut, bestimmt sagen: „Sie wollten nicht kommen.“ Er sagt nun weiter:

V. 4: „Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Gästen: Siehe, meine Mahlzeit habe ich bereitet; meine Ochsen und mein Mastvieh ist geschlachtet und alles bereit. Kommt zur Hochzeit.“ – V. 5: „Aber sie verachteten das und gingen hin, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Hantierung.“ – V. 6: „Etliche aber griffen seine Knechte, höhneten und töteten sie.“ – V. 7: „Da das der König hörte, ward er zornig und schickte seine Heere aus und brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an.“

Hier ist schon auf die Apostel und deren Mitarbeiter und Nachfolger hingewiesen, welchen die Einladung der Gäste anvertraut wurde. Wenn es heißt: „Meine Mahlzeit ist bereitet“,

so ist damit gesagt, daß sie gleich kommen und essen dürften. Denn unter Mahlzeit ist zunächst hier nach dem Grundtext eine Art Frühstück gemeint, gleichsam der Anfang von den Hauptmahlzeiten, die noch nachfolgen würden, der auch zu der letzten großen Mahlzeit Berechtigung gab. Wer an Jesum gläubig wird, darf gleich essen und trinken bis zur Sättigung, wie der Heiland sagt (Joh. 10, 10): „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volles Genüge haben.“ Er nennt sich das Brot des Lebens, das nicht mehr umkommen lasse, nennt sich auch das Lebenswasser (Joh. 6, 48; 4, 14), das den Durst für immer stille. Wir hören Ihn sogar sagen (Joh. 6, 55): „Mein Leib ist die rechte Speise und mein Blut der rechte Trank“, womit zunächst auf den Glauben an den Opfertod Jesu hingewiesen ist, der gleichsam essend den ganzen Menschen erquickt. Auf diese Weise ist jeder, der an Christum gläubig wird, ein bereits essender Hochzeitsgast, hält auch gleichsam für sich als ein Glied der Braut die Vermählung mit Jesu, seinem Heilande. – Wenn es heißt: „Meine Ochsen und mein Mastvieh ist geschlachtet und alles bereit. Kommt zur Hochzeit“, so hat man an das alles zu denken, was unterdessen mit Jesu geschehen war und den Tag der eigentlichen Hochzeit nahebrachte, da Er als das Opferlamm sich hatte schlachten lassen, da Er auferstanden war, da Er zur Rechten Gottes sich gesetzt hatte und von daher den Heiligen Geist auf die Jünger herniedersandte. An das alles ist zu denken, wenn es heißt: „Alles ist bereit.“

Wie sich aber zu den Einladungen durch die Apostel die Oberen und vielfach auch das Volk überhaupt stellten, das wissen wir. Der Herr redet teils von ihrer Gleichgültigkeit, teils von ihrem Hasse. Ihre Gleichgültigkeit bewiesen sie damit, daß sie einfach bei ihrem irdischen Treiben und Wesen blieben, ohne nach etwas Höherem zu fragen. Außer ihren Äckern und ihrer Hantierung wollten sie von nichts wissen. Das Irdische war's, auf das sie etwas hielten; und in dem, was die neue Predigt bot, fanden sie nichts Profitables, wie es bis auf den heutigen Tag nun auch in der Christenheit vielfältig zugeht. Ihren Haß zeigten sie damit, daß sie die Knechte griffen, höhnten und töteten. Wie es Johanni und Jesu [er]gangen war, so versuchten sie's auch mit den Aposteln, wie wir an Stephanus und an Jakobus sehen und den Angriffen, die Paulus erfuhr. Gift und Galle

spießen sie auf alle aus, die sich mit der Verbreitung des Evangeliums als einladende Knechte befaßten. Da kündigt denn Jesus noch die bald angehende Zerstörung an. Der erzürnte König sandte seine Heere aus, die römischen Adler; und noch nicht waren die Apostel alle gestorben, als schon Jerusalem zerstört und das ganze Volk auseinandergestöbert war und seine selbständige Existenz verloren hatte. Das war's, was die Hohenpriester und Pharisäer jetzt noch hören sollten. Aber sollte nun aus dem Himmelreich, aus dem Hochzeitsfest nichts werden, weil die Gäste nichts davon wollten? Der König weiß Rat, nachdem alles zugerichtet war, daß das nicht umsonst sein sollte. Er holte sich seine Gäste aus den Heiden. Der Herr fährt fort:

V. 8: „Da sprach er zu seinen Knechten: Die Hochzeit ist zwar bereit, aber die Gäste waren's nicht wert.“ – V. 9: „Darum gehet hin auf die Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet.“ – V. 10: „Und die Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten zusammen, wen sie funden, Böse und Gute; und die Tische wurden alle voll.“

Der König, wie wir sehen, läßt sich durch den Undank und den Ungehorsam der bisher geladenen Gäste nicht abhalten von der einmal bestimmten Hochzeitsfeierlichkeit. Es handelt sich um Gäste, die er haben muß; und wir wissen schon, daß diese Gäste in ihrer Gesamtheit zugleich auch in der Eigenschaft der Braut zur Hochzeit kommen. Der König läßt jetzt andere laden, die nicht vorher geladen waren. Das sind nicht wieder Juden, sondern Heiden, im Gegensatz von den Juden. Die Heiden galten dem Gott Israels sonst nichts, namentlich nicht als solche, die sich mit Ihm verbinden oder gar vermählen könnten. Jetzt ist's aber anders geworden. Der Sohn, der die Hochzeit feiern soll, hat's mit Seiner Selbstopferung auf alle Völker der Erde abgesehen; und genaugenommen sollten ja von Israel aus, auch wenn dieses den Segen von sich stieße, alle Geschlechter der Erde gesegnet werden eben durch den Sohn, den Stellvertreter Israels. Die jetzt ausgesandten Knechte sollten an die Ausgänge der Straßen sich stellen, weil diese am besuchtesten zu sein pflegen. Es sind das aber nicht die Ausgänge der Straßen der Stadt, weil ja diese verbrannt und zerstört ist, auch nicht zu Nichtjuden geführt hätte, sondern die Ausgänge der Landstra-



ßen eben in die Heidenwelt hinein. Da sollten sie zusammenbringen, wen sie fänden. Wer den Ruf zur Hochzeit vernahm, soll kommen dürfen, Welch ein Prädikat er auch vorher gehabt haben mag. Böse und Gute sollen kommen, d. h. solche, die vorher im Rufe der Bosheit und Verkommenheit gestanden sind, und solche, die einige Bildung und Anständigkeit gezeigt hatten. Das Evangelium macht keinen Unterschied unter den Menschen. Wie es auch mit ihnen sei, so sollen sie eingeladen werden. Bei Heiden kann man es ohnehin nicht auf Unterschiede abheben. Um wieviel werden denn die einen schlimmer sein vor den anderen? Die Gnade aber nimmt alle an; und so, heißt es, „wurden auch die Tische alle voll“. So wird's bis zum Ende der Tage werden, wenn die Vollendung des Himmelreichs zu ihrem Abschluß kommen wird. Da hängt der Herr aber noch ein Ernstes an mit den Worten:

V. 11: „Da ging der König hinein, die Gäste zu besehen, und sah allda einen Menschen, der hatte kein hochzeitlich Kleid an“, – V. 12: „und sprach zu ihm: Freund, wie bist du hereinkommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? Er aber verstummte.“ – V. 13: „Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerste Finsternis hinaus. Da wird sein Heulen und Zähneklappen.“ – V. 14: „Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“

Bei solchen Stellen dürfen wir nie vergessen, daß der Heiland immer redet, als mache sich die Vollendung des Himmelreichs im Verlauf eines Menschenalters. So kann denn der König kommen, die Gäste zu besehen, während sie noch am Leben sind, um dann die Verkehrten auszuscheiden. Statt dessen aber ist es so geworden, daß viele Geschlechter hingegangen sind und das Ende noch nicht da ist. Da kann sich das Besehen der Gäste nicht verziehen, bis das Ende kommt, weil schon für die Zwischenzeit eine Entscheidung zu treffen ist. Die einstweilige Verwerfung der Verkehrten wird daher gleich nach dem Tode schon erfolgen und bleiben bis ans Ende der Tage, da es abermals zu einer Besichtigung aller kommen wird. Man bedenke aber, was das ist, nur bis dahin mit gebundenen Händen und Füßen in der äußersten Finsternis liegen müssen! Wir sehen aber, daß mit diesem Ausdruck noch nicht die eigentliche Verdammnis ausgespro-

chen ist. Wir sollten uns den Gedanken nicht so ferne stellen, daß Unlautere schon nach ihrem Tode ihre Hölle, die einen so, die anderen anders, finden werden, dazu noch mit Zittern harrend, wie es am Jüngsten Gerichte ausfallen werde. Hierauf bezieht sich auch das Wort: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Viele haben den Ruf des Evangeliums wohl angenommen, sich aber nicht so gestellt und gehalten, daß sie von Gerichten nach dem Tode frei bleiben können. Der, [der] lebt, obgleich er stirbt, ist der Auserwählte, nicht der, welcher, wenn er stirbt, im Tode bleibt. Die Besichtigung aber aller zumal durch den König haben wir nicht wirklich, sondern nur als Gleichnis zur Veranschaulichung zu nehmen.

Nun aber das hochzeitliche Kleid – was wird es sein? Sehen wir unsere Kirchen an, wenn sie gefüllt sind. Welche unter ihnen werden's sein, die kein hochzeitlich Kleid haben, obwohl sie als gerufene und geladene Gäste bei der geistlichen Mahlzeit sitzen? Ich denke, die haben es an, bei welchen der Glaube Herzenssache ist, die in der Lauterkeit stehen und in der Furcht des Herrn, die, erfreut über die erlangte Gnade, zur Hochzeit zu dürfen, zur Demut, Kindlichkeit und Einfalt, fern von dem unflätigen Kleid der Selbstgerechtigkeit, getrieben worden sind und, überwältigt von der Barmherzigkeit Gottes, alles getan haben, um ein säuberliches Ansehen vor dem Könige zu haben. Aber wie viele laufen nur so mit, sitzen hin, ohne im mindesten mit dem Gemüte bei dem Herrn zu sein! Sie bleiben unbekehrte Leute, die vor keinem Bösen sich scheuen, obgleich sie als Gäste kommen. So kann ihnen auch nicht das Blut Christi zugute kommen. Der Sohn, wenn der König erzürnt ist, kann nicht für sie eintreten. Wenn am Ende der Tage nicht eine besondere Gnadentüre für die, welche bis dahin in der Hölle und Qual gelegen sind, aufgehen wird, was mag aus den vielen werden, die sich als berufene und geladene Gäste außer aller Gefahr wähnen! Wir hoffen auf Gottes Erbarmen.

## § 170 Vom Zinsgroschen

Kap. 22, 15-22

vgl. Mark. 12, 13-17; Luk. 20, 20-26

Wir haben bereits gehört (Matth. 21, 46), wie die Hohenpriester und Pharisäer danach trachteten, Jesum zu greifen, aber vor dem Volk nichts machen konnten, weil dieses Ihn für einen Propheten hielt. Sie selbst wollten's mit dem Volke nicht verderben, dachten aber nun, es etwa dahin zu bringen, daß Er auf eine der römischen Obrigkeit auffällige Weise sich äußere. Wenn diese sodann gegen Ihn auftreten würde, waren sie vor dem Volk außer Schuld; und gegen den Landpfleger mußte das Volk sich ruhig verhalten. Aber der Herr Jesus, so frei Er den Hohenpriestern und Pharisäern die Wahrheit ins Gesicht sagte, vergab sich doch nie etwas in Seiner Rede; und die weltliche Obrigkeit konnte in nichts an Ihm stutzig werden. Jetzt versuchten's Seine Feinde, Ihn etwa mit einer Frage zu fangen, wenn Er unumwunden auf sie antworten würde. So kamen sie jetzt auf den Zinsgroschen, der für den Kaiser vom Volk gefordert wurde. Wir lesen:

V. 15: „Da gingen die Pharisäer hin und hielten einen Rat, wie sie Ihn fingen in Seiner Rede.“ – (Mark. 12, 13: „Und sie sandten zu Ihm etliche von den Pharisäern und Herodis Dienern, daß sie Ihn fingen in Worten.“ – Luk. 20, 20: „Und sie hielten auf Ihn und sandten Laurer aus, die sich stellen sollten, als wären sie fromm, auf daß sie Ihn in der Rede fingen, damit sie Ihn überantworten könnten der Obrigkeit und Gewalt des Landpflegers.“)

Die Pharisäer hielten also einen besonderen Rat, wie sie es angreifen könnten, um Jesum in Seiner Rede zu fangen. Eine verfängliche Frage suchten sie, deren Beantwortung Jesum vor den Römern verdächtig machen sollte. Sie nahmen auch Diener Herodis dazu, welche vornehmlich darauf sahen, ob man's gegen die Regierung Herodis hätte. Nach Lukas hatten sie wirklich die Absicht, etwas zu erzielen, auf welches hin sie Jesum könnten „der Obrigkeit und Gewalt des Landpflegers überantworten“. Es ist auffallend, daß wir in der ganzen Geschichte nie

etwas lesen von einem argwöhnischen Verhalten von seiten des Landpflegers. Es war, als ob dieser Jesum ganz ignoriert hätte. Er ließ Ihn unangefochten umherziehen, große Haufen um sich versammeln und diesen nach Belieben tagelang und so, daß sie auch die Nacht über blieben, predigen; und wenn's noch so viele wurden – man denke an die 5000, welche, Weiber und Kinder ausgenommen, vom Herrn gespeist wurden –, so sehen wir nirgends den Landpfleger vortreten, der doch gewohnt war, ein wachsames Auge auf das Volk zu haben. Ich denke mir, daß er wohl werde je und je Erkundigungen eingezogen haben; aber wer ihm als Augenzeuge etwas von Jesu hinterbrachte, konnte nichts anderes melden, als daß Jesus nicht nur ungefährlich, sondern sogar heilsam für das Volk sei. Auch die Heiden fühlten etwas von der göttlichen Hoheit Jesu, welche anzugreifen sie Bedenken trugen. Der gute Einfluß, den Jesus auf das Volk hatte, konnte den Römern nicht verborgen bleiben, [in]sofern [als] sie es leichter hatten, mit dem Volke fertig zu werden, als sonst. Daher auch das freundliche Benehmen des Pilatus gegen Jesum, als dieser ihm überantwortet war.

In dem Rat, welchen die Feinde Jesu jetzt hielten, wie sie den Landpfleger aufstacheln könnten, wurde es ausdrücklich ausgesprochen, daß die, welche sich als Laurer brauchen ließen, sich fromm stellen sollten gegen Jesum. Wie sich fromm stellen, wußten sie schon, wenn sie es auch nicht lernten, fromm zu sein. Soviel wußten sie alle, daß man bei Jesu fromm sein müsse, um etwas zu erreichen, daß Er namentlich frei von Herzen und rückhaltlos sich ausspräche. In dem liegt auch das Zeugnis, daß sie Jesum selbst für fromm hielten. Man bedenke aber doch, was das ist, jemand für fromm halten und doch ihn auf den Tod anzuklagen suchen! Fromm sollten aber die Laurer sich damit stellen, daß sie sich als eifrige Zuhörer und Anhänger Jesu vor Ihn hinstellten, als solche, die Ihn gerne hörten, weil alles, was Er sage, ihren frommen Gefühlen entspreche. Hören wir, wie sie es angreifen:

V. 16: „Und sandten zu Ihm ihre Jünger samt Herodis Dienern; und sprachen: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht; und du fragest nach niemand, denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen.“ – V. 17: „Darum sage uns, was dünket dich? Ist's recht, daß man dem

Kaiser Zins gebe, oder nicht?“ (Markus setzt hinzu: „Sollen wir ihn geben oder nicht geben?“)

Wir müssen es wohl im Auge behalten, daß die Juden keine Steuer so ungern zahlten als die an den Kaiser. Sie hatten die hohe Meinung von sich, daß sie eigentlich keiner heidnischen Obrigkeit untertan oder zinsbar sein sollten, weil ihr Gott, der Herr, ihr König sei, wie dieses allerdings vor alters war, aber jetzt nicht mehr in derselben Weise gelten konnte, da ja auch die persönlichen Bezeugungen Gottes längst aufgehört hatten. Die Juden achteten es als eine besondere Schmach, die ihnen nicht gebührte und gegen die sie sich wohl auch aufs äußerste zu wehren hätten, in der Art dem römischen Kaiser untertan zu sein, daß sie ihm einen Kopfzins zahlen mußten. Viele Patrioten eiferten beständig dagegen; und man hielt den gar nicht für einen frommen Israeliten, der sich nicht mit Entrüstung dagegen äußerte. Daher gab es oft gefährliche Aufstände unter dem Volk, wenn dieses von frechen Menschen oder falschen Propheten aufgestachelt wurde. Da handelte sich's immer darum, ob sie frei vom Kaiser stehen sollten oder nicht. Sie erwarteten auch von dem kommenden Messias, daß sein Erstes sein werde, sie vom Druck heidnischer Obrigkeit freizumachen; und so nahm man auch von ihm an, daß er namentlich gegen den Kaiserszins auftreten werde. Weil nun von Jesu schon die Sage ausgegangen war, daß Er der Messias sei, und man auch dachte, Er halte sich dafür, so glaubten Seine Gegner, Er werde bei sich selbst über die Frage betreffs des Zinsgroschens entschieden sein; und wenn Er nun, wie sie von Seiner Freimütigkeit hoffen zu können glaubten, unumwunden eine an Ihn gerichtete Frage beantworten würde, so hätten sie etwas Sicheres in den Händen, es dem Landpfleger zu überbringen; und dann hätten sie gewonnenes Spiel gehabt. Denn nur der leiseste Verdacht, daß Jesus verbiete, dem Kaiser Schoß\* zu geben, brachte Jesum in die äußerste Gefahr. Obgleich Er jetzt eine nicht anzufechtende Antwort gab, wagten's doch nur wenige Tage später Seine Gegner, weil sie nichts Namhaftes vor dem Pilatus zu sagen wußten, vor Gericht zu sagen, Er verbiete, dem Kaiser Schoß zu geben. Pilatus aber,

\* [Zins]

welcher der Art nichts bisher vernommen hatte, achtete gar nicht auf diese Anklage; denn, heißt es (Matth. 27, 18), „er wußte wohl, daß sie Ihn aus Neid überantwortet hatten“.

Jetzt aber wollten die Pharisäer und Herodianer es fein angreifen. Sie stellten sich als Leute, die Jesu unbedingt Glauben schenkten als einem Manne, der den Weg Gottes recht lehre, der auch wahr und lauter sei und sich nicht durch Rücksicht auf Menschen, wer diese auch seien, bestimmen lasse, etwas wider Seine Überzeugung zu sagen oder mit etwas Wichtigem zurückzuhalten. Sie stellten sich also ganz eins mit dem Herrn, um Ihm, wie sie meinten, Vertrauen einzufloßen, daß Er offen sich gegen sie aussprechen würde. Die Frage ist eine doppelte. Erstlich fragen sie nach Matthäus: „Was dünket dich, ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht?“ Hierauf konnte man möglicherweise auch mit Nein antworten, ohne ein Aufrührer zu sein. Denn neben der theologischen Überzeugung konnte ja Jesus immer noch lehren, man solle den Zins zahlen, weil er einmal gefordert werde. Aber nach Markus machen sie noch die zweite Frage: „Sollen wir den Zins geben oder nicht geben?“ Wenn da Jesus sagte: „Ihr sollet ihn nicht geben“, so wäre es das gewesen, was sie später vor Gericht sagten: „Er verbeut, dem Kaiser den Schoß zu geben.“ Aber Jesus weiß sich zu helfen. Wir lesen:

V. 18: „Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit (Markus: „Heuchelei“, Lukas: „List“), sprach Er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich?“ – V. 19: „Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten Ihm einen Groschen dar.“ – V. 20: „Und Er sprach zu ihnen: Wes ist das Bild und die Überschrift?“ – V. 21: „Sie sprachen zu Ihm: Des Kaisers. Da sprach Er zu ihnen: So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.“

Matthäus nennt das Benehmen der Gegner Jesu Schalkheit, Markus Heuchelei und Lukas List. Es war auch so schlimm, daß man ihm kaum den rechten Namen geben konnte. Heuchler nennt sie der Herr selbst ins Gesicht hinein, womit ihre frommen Mienen mögen sehr niedergeschlagen worden sein. Rundheraus sagt Er zu ihnen: „Was versucht ihr mich?“, ihnen erklärend, wie Er wohl merke, daß sie nur böse Absichten hätten. Weil Er darin so recht hatte, konnten sie Ihm keinen

Namen übelnehmen, den Er ihnen gab. Er ließ sich aber nun eine Zinsmünze vorweisen, die ausdrücklich für die Kaisersteuer geprägt war und darum des Kaisers Bildnis hatte. Da hören wir denn die merkwürdigen, viel bewunderten Worte Jesu: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.“ Damit will Er sagen, die Pflichten gegen den Kaiser und gegen Gott stören sich gegenseitig gar nicht. Ist einmal der Kaiser die Obrigkeit, so kann und soll man ihm alle Untertänigkeit beweisen, auch ihn in allen seinen gesetzlich bestimmten Forderungen befriedigen, ohne im mindesten in dem gestört zu sein, was Gott gebühre. Ja, die Ordnung fordere es, daß man den einen Pflichten genüge wie den anderen und daß man es gar nie in Frage stellen sollte, ob man dem Kaiser Zins geben solle oder nicht, solange er die von Gott gesetzte Obrigkeit ist. Der Herr gibt denn auch Seinen eigenen Standpunkt zu erkennen, nach welchem Er mit den weltlichen Dingen in Seiner Lehre sich gar nicht zu befassen habe. Er lasse da alles gehen, wie es gehe, und fordere nur Gehorsam unter Gesetz und Obrigkeit wie auch Furcht Gottes in weitestem Umfang. Auch denen, die als fromm gelten wollen, gibt Er die Lektion, daß sie die politischen Verhältnisse gar nicht wichtig nehmen sollen für ihre Stellung zu Gott. Denn es ist leicht geschehen, daß man Geistliches und Politisches so miteinander vermischt, daß man glaubt, recht fromm nur dann zu sein oder Gott das Seine nur dann geben zu können, wenn sich die politischen Verhältnisse so gestalten, wie man sie nach eigenem Ermessen für wünschenswert findet. Im Neuen Bunde muß sich's ohnehin unter allen Verhältnissen so machen, daß man den geistlichen wie den bürgerlichen Obliegenheiten nachkommen kann. Es ist auch merkwürdig, wie im ganzen Neuen Testamente auch nicht eine Spur von einem politischen Eifer zu finden ist, wie man ihn in unserer Zeit oft glaubt haben zu müssen, um als ein guter Christ sich zu zeigen. Schweigend und ohne in politische Diskussionen sich einzulassen, haben die ersten Christen dem Kaiser gegeben, was des Kaisers war, und Gotte, was Gottes. – Wir lesen noch, welchen Eindruck Jesu Wort machte.

V. 22: „Da sie das hörten, verwunderten sie sich und ließen Ihn und gingen davon.“ – (Markus einfach: „Und sie verwun-

derten sich Sein.“ – Lukas: „Und sie konnten Sein Wort nicht tadeln vor dem Volk und verwunderten sich Seiner Antwort und schwiegen stille.“)

Stumm machen konnte der Herr schon Seine Gegner, aber sie überzeugen und umstimmen, daß sie von ihren bösen Anschlägen ließen, das vermochte Er nicht. Denken wir nur an die Frechheit, mit welcher sie, nur wenige Tage später, mit der Anklage vor Pilatus treten konnten (Luk. 23, 2): „Diesen finden wir, daß Er das Volk abwendet und verbeut, den Schoß dem Kaiser zu geben, und spricht, Er sei Christus, ein König.“ Man sollte es nicht für möglich halten; aber was kann doch aus dem Menschen werden, selbst wenn er vor Augen noch ein Diener Gottes sein will?

## § 171 Über die Auferstehung

Kap. 22, 23-33

vgl. Mark. 12, 18-27; Luk. 20, 27-39

Der Herr war von verschiedenen Fragenden angegangen worden, zuerst von Hohenpriestern und Ältesten (Matth. 21, 23), die wissen wollten, wer Ihm die Macht zu Seinem Auftreten gegeben habe, dann von den Pharisäern (22, 15) wegen des Zinsgrochens. Jetzt kommen auch noch die Sadduzäer, die wegen der Auferstehung eine Frage machten.

Die Sadduzäer, von einem gewissen Rabbi Zadok um 250 v. Chr. so genannt, waren eine jüdische Sekte, welche eine freisinnige Richtung vertrat, namentlich mit der Zeit die Behauptung feststellte, es gebe gar keine Belohnung, keine zukünftige Welt, keine Engel und keine Auferstehung (siehe Apg. 23, 8). Sie hielten in gewissem Sinne, wiewohl ohne geistliche Art und genaue Auslegung, strenger als die Pharisäer an dem geschriebenen Wort und wollten nichts von den Aufsätzen wissen, nur dem ein Recht gebend, was in der Schrift stehe. Daß sie nur den Schriften Mosis einen Wert beigelegt hätten, scheint nicht richtig zu sein; und eine Verwechslung mit den Samaritern, bei denen es so war, mag schuld an diesem Vorwurf sein, den man den Saddu-

zäern machte. Später befreundeten sie sich mit der griechischen Philosophie und wurden dadurch immer weltlicher, ungläubiger und freigeistiger. Fromm indessen wollten sie doch auch sein, wie man an dem sieht, daß sie zu Johannes kamen, sich taufen zu lassen (Matth. 3, 7). Beim Volk fanden sie wenig Anklang; aber desto mehr neigten sich die Reichen und Mächtigen dieser Sekte zu. Nach Christus bildeten sie eine starke Partei im Hohen Rate. Da hatten sie auch die hohepriesterliche Gewalt in den Händen, weswegen sie gegen die Apostel und gegen die Predigt von dem Auferstandenen besonders feindselig auftraten. Sie fanden aber Widerstand von seiten der Pharisäer, die in ihrem frommen Eifer ganz leidenschaftlich gegen sie werden konnten (vgl. Apg. 5, 33ff.; 23, 6ff.). Nach der Zerstörung Jerusalems verschwanden sie unter den Juden.

Solche Sadduzäer nun traten jetzt mit einer Frage vor Jesum; und weil Jesus in mancherlei Punkten eine freiere Stellung einnahm als die Pharisäer, so dachten sie sich vielleicht einen Freund an Ihm, der nicht so schroff ihnen widersprechen werde, als es die Pharisäer gewohnt waren. Wir lesen:

V. 23: „An demselben Tage traten zu Ihm die Sadduzäer, die da halten, es sei keine Auferstehung, und fragten Ihn und sprachen:“ – V. 24: „Meister, Moses hat gesagt: So einer stirbt und hat nicht Kinder, so soll sein Bruder sein Weib freien und seinem Bruder Samen erwecken.“ – V. 25: „Nun sind bei uns gewesen sieben Brüder. Der erste freiete und starb; und dieweil er nicht Samen hatte, ließ er sein Weib seinem Bruder.“ – V. 26: „Desselbigen gleichen der andere und der dritte bis an den siebenten.“ – V. 27: „Zuletzt nach allen starb auch das Weib.“ – V. 28: „Nun in der Auferstehung (Markus: „Wenn sie auferstehen“), welches Weib wird sie sein unter den sieben? Sie haben sie ja alle (zum Weibe) gehabt?“

Ein Seltsames bringen die Sadduzäer hier vor. Was sie damit bezwecken, ist leicht zu sehen. Sie wollen dartun, daß es mit der Auferstehung schon darum nichts sein könne, weil sie in viele Verlegenheiten führen würde, die nicht aufzulösen wären. Unter anderem, meinen sie, sei die Schwierigkeit gar groß, wenn ein Weib verschiedene Männer gehabt habe in dieser Welt, wem sie doch nach der Auferstehung zugeteilt werden solle. Daß

eigentlich hier lauter ungereimtes Zeug gedacht wird, liegt für uns so klar da, daß wir versucht sein könnten, zu glauben, die Sadduzäer hätten den Heiland wie zum Gespött gehabt mit ihrer albernen Frage; und der Heiland hätte das Recht gehabt, zu ihnen zu sagen: „Geht mir weg mit solchem dummem Zeug! Was machet ihr aus mir, wenn ihr mit solchen Fragen kommt?“ Der Heiland aber, wie wir sehen werden, bleibt ernst, tut nicht, wie wenn die Frage auch als eine Beleidigung gegen Seine Person hätte aufgefaßt werden können, nimmt's vielmehr, als ob es den Fragenden ganz ernst gewesen wäre, und hat wohl damit am schlagendsten sie zurechtgewiesen.

Was uns als albern in der Frage auffällt, ist das, daß sie meinen, nach der Auferstehung, wenn sie sei, müsse das Leben zwischen Mann und Weib wieder gleichsam von vorne anfangen, daß sie also eine grob sinnliche Wiederherstellung des Menschen sich vorstellen, ferner, daß sie überhaupt eine Schwierigkeit in dem finden, wem das Weib zugehören solle. Die Rabbiner sagen, ein Weib, das in diesem Leben zweimal verheiratet gewesen sei, werde in der anderen Welt dem ersten Manne wieder zugestellt. Wenn die Sadduzäer übrigens von einer so grobsinnlichen Anschauung ausgingen, so waren da die Pharisäer schuld daran; denn diese dachten sich's in jener Welt geradeso, wie die Sadduzäer in ihrer Geschichte es erkennen lassen; und man sieht es, wie man in allen Lehren und Glaubenspunkten den Gegnern in die Hände arbeitet mit verkehrten, ungereimten und übertriebenen Vorstellungen, die man mit sonst richtigen Lehr- und Glaubenspunkten verbindet. Unter allen Umständen war es von seiten der Sadduzäer die größte Torheit, eine so wichtige Hoffnung, wie [es] die der Auferstehung ist, für null und nichtig zu erklären, weil sie selbst in vermeintlichen Verlegenheiten, in die der liebe Gott käme, nicht zurechtzukommen wissen.

Das Gebot, auf welches die Sadduzäer sich beziehen, ist das der sogenannten Leviratshe, von welchem bei Mose (5. Mose 25) die Rede ist. Wenn nämlich ein Ehemann ohne männliche Leibeserben starb, so mußte sein Bruder die Witwe heiraten und den erstgeborenen Sohn dieser Ehe als Sohn des Verstorbenen in die Geschlechtsregister einzeichnen lassen, „damit der Name des Verstorbenen nicht vertilget werde aus Israel“ (5. Mose 25, 6). Auf

Grund nun des geschichtlichen Hergangs mit den sieben Brüdern, welcher aber wahrscheinlich erdichtet war, wollen die Sadduzäer die Hoffnung der Auferstehung ins Lächerliche ziehen, Jesum selbst aber mit ihrem vermeintlichen Scharfsinn listig in Versuchung führen, ob Er sich zu helfen wisse und nicht genötigt sei, auf eine Art sich auszusprechen, daß sie Ihn mehr auf ihrer als der Pharisäer Seite sich denken dürften. Jesus antwortet nun zuerst auf die Frage, dann gibt Er eine Belehrung, wie die Hoffnung der Auferstehung in der Schrift begründet liege.

V. 29: „Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: (Markus „Ist's nicht also?“) „Ihr irret und wisset die Schrift nicht noch die Kraft Gottes.“ – V. 30: „In der Auferstehung (Markus: „Wann sie von den Toten auferstehen werden“,) werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel im Himmel.“

Lukas gibt's also, V. 34: „Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien.“ – V. 35: „Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen und die Auferweckung von den Toten, die werden weder freien noch sich freien lassen.“ – V. 36: „Denn sie können hinfort nicht sterben; denn sie sind den Engeln gleich, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung.“

Der Herr redet mit den Sadduzäern wie ein Lehrer, der unwissende Schüler vor sich hat, die Er zu unterrichten und von Irrtümern zu befreien hat; und wenn Er sagt: „Ihr kennet weder die Schrift noch die Kraft Gottes“, so will Er sagen, daß sie weder erkennen, wie die Hoffnung der Auferstehung wirklich in der Schrift enthalten sei, und daß sie nicht erkennen, wie die Kraft und Macht Gottes alles bei der Auferstehung gar anders machen werde, als sie sich jetzt vorstellen. Das letztere erklärt Er zuerst, um gleich den Sadduzäern es nahezulegen, wie jenes Weib mit den sieben Männern sie nicht anfechten dürfe. Denn das Ehelichsein werde nach der Auferstehung ganz aufhören. Solches gelte nur für diese, nicht aber auch für jene Welt. Daneben gibt der Herr zu verstehen, daß eigentlich auch der Geschlechtsunterschied aufhören werde, wenn Er sagt, die Auferstandenen werden den Engeln gleich sein. Wie bei diesen kein Geschlechtsunterschied wahrnehmbar ist, so bei den auferstandenen Menschen. Nur so wenigstens wird man's nehmen müssen,

wenn so stark betont ist, daß sie den Engeln gleich und Gottes Kinder sein werden als Kinder der Auferstehung. Es liegt übrigens in diesem nicht auch das, daß die persönliche Vereinigung der Eheleute, welche in dieser Zeit wird, dort aufhören werde. Aber die Gemeinschaft wird eine andere sein.

Bei Lukas wird das nicht außer acht gelassen, daß es nicht mit allen Menschen gleich gehen werde. Heißen die einen würdig, jene Welt zu erlangen und die Auferstehung, so gibt es also auch solche, die dessen nicht würdig sein werden. Wie dieses zu nehmen sei, ist bei der Kürze der Rede des Herrn nicht recht klar. Das aber wird man sagen können, nur die Auferstehung zum Leben ist eine eigentliche Auferstehung. Ist's eine Auferstehung zum Gericht, so kann man an den zweiten Tod denken; denn dann ist keine Würdigkeit da, jene Welt zu erlangen, wie es Lukas ausdrückt. Der Herr will immer ernst bleiben und darum nicht sagen, daß ohne weiteres alle Menschen zu der Auferstehung kommen, durch welche sie den Engeln Gottes gleich werden und Gottes Kinder als Kinder der Auferstehung. Wenn auch die Barmherzigkeit Gottes einmal groß sein wird zur Erlösung der Menschen, so wird stets mit Ernst vom Herrn das Doppelte angeführt, das zur Seligkeit und das zur Unseligkeit. Wer's aber alles erlangen wird, wie es sein sollte, der wird's keineswegs wieder haben wie in dieser Welt. Eine Sorge um jenes Weib also, welches sieben Männer gehabt hat, brauchen die Sadduzäer sich nicht zu machen.

So hat der Herr ausgeführt, wie die Sadduzäer die Kraft oder Macht Gottes nicht wußten, wenn sie nichts Weiteres bei der Auferstehung sich denken, als daß die Menschen geradeso werden wieder zum Leben gerufen werden, wie sie auf der Erde gewesen sind. Die Kraft Gottes nämlich wird zugleich auch eine höhere und verklärte Leiblichkeit schaffen, durch welche die Menschen den Engeln Gottes gleich werden. Dieses letztere hat der Herr zuerst darlegen wollen, um den Gedanken an ein abermaliges eheliches Leben gleich abzuschneiden. Jetzt aber legt Er noch dar, wie aus der Schrift die Hoffnung der Auferstehung entnommen werden könne. Er sagt:

V. 31: „Habt ihr aber nicht gelesen von der Toten Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott“, (Markus: „Aber von den

Toten, daß sie auferstehen werden, habt ihr nicht gelesen im Buch Mosis, bei dem Busch, wie Gott zu ihm sagt“ – Lukas: „Daß aber die Toten auferstehen, hat auch Moses gedeutet bei dem Busche, da er den Herrn heißet usw.“) da Er spricht V. 32: „Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.“

Der Herr will also jetzt einen Schriftbeweis geben für die Auferstehung der Toten; und wie die Sadduzäer eine Stelle aus dem Gesetz angeführt hatten, so verweist Er auch auf eine Stelle in Mose, da der Herr aus dem Busche dem Mose, den Er nach Ägypten berief, Seinen Namen sagte, da Er sich den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs hieß (2. Mose 3, 6). Der Schluß, den der Herr da macht, ist folgender: Da sich Gott als den Gott der Erzväter bezeichnet, nicht aber zu Toten in einem Verhältnis stehen kann als ihr Gott, sondern nur zu Lebenden, so folgt, daß die gestorbenen Erzväter lebend sein und, weil sie's jetzt noch nicht vollkommen sind, zum vollen Leben wieder kommen müssen. Menschen nämlich, die ohne Leib sind, gelten als tot; und wenn Gott ihr Gott ist und sein will, so muß Er ihnen den Leib wiedergeben, d. h. sie auferwecken, weil Er anders nie ihr Gott wäre. Sie können also in der Totenwelt, in der sie ohne Leib sind, nicht anders sein denn als solche, die zu der Auferstehung bestimmt sind, wenn sich Gott ihren Gott nennt. Ja, Gott will sich eben damit als ihren Gott zeigen, daß Er sie aus dem unvollkommenen Todeszustand erlöst und zur Freiheit eines vollkommenen Lebens mit Leib und Seele wieder führt. Ließe Gott sie ohne Leib in der Totenwelt, so würde Er sich mit Unrecht ihren Gott nennen. Wenn Er sich aber ihren Gott nennt, so muß Er es dahin bringen, daß sie ganz wieder sind, was sie waren, ja das in verkürzter Weise; oder Er muß sie von den Toten auferwecken. Wie schön doch diese Auslegung ist, gegen die auch keinerlei Einwendung erhoben werden kann. Darum lesen wir zum Schluß:

V. 33: „Und da solches das Volk hörte, entsetzten sie sich über Seiner Lehre.“ – (Lukas: „Da antworteten etliche der Schriftgelehrten und sprachen: Meister, du hast recht gesagt.“)

Den Schriftgelehrten war's besonders lieb, daß der Herr den

Sadduzäern, wie es nachher heißt, das Maul gestopft hatte; und so feindselig sie auch gegen Jesum waren, so konnten sich doch etliche nicht enthalten, eine beifällige Bemerkung zu machen, daß Er recht geredet habe. Wie werden sie sich einmal verwundern, wie recht der Herr Jesus in allem, was Er sagte, gesprochen hat!

## § 172 Das vornehmste Gebot

Kap. 22, 34-40

vgl. Mark. 12, 28-34

Die Pharisäer hatten eine Freude daran, daß den Sadduzäern eine nachdrückliche Antwort gegeben worden war, auf die sie nichts mehr zu antworten wußten, und namentlich daß die Sadduzäer bezüglich der Auferstehung der Toten, für welche der Herr einen unwiderlegbaren Schriftbeweis vorgebracht hatte, zum Schweigen gebracht worden waren. Indem aber die Sadduzäer nun sozusagen beschämt abtreten mußten, wollten doch die Pharisäer, denen auch schon beschämende Antworten zugekommen waren, nicht auf gleiche Weise, wie mit Unehren, weggekommen sein; und so kommen sie auf eine andere Frage, die mehr nur eine theologische war, die der Herr beantworten sollte. Wir lesen:

V. 34: „Da aber die Pharisäer hörten, daß Er den Sadduzäern das Maul gestopft hatte, versammelten sie sich.“ – V. 35: „Und einer unter ihnen, ein Schriftgelehrter, versuchte ihn und sprach (Markus drückt's so aus: „Und es trat zu Ihm ein Schriftgelehrter, der ihnen zugehört hatte, wie sie sich miteinander befragten, und sah, daß Er ihnen fein geantwortet hatte, und fragte Ihn“) V. 36: „Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz?“

Was eigentlich die Pharisäer wollten, indem sie sich versammelten, ist nicht ausgedrückt. Doch machten sie sich gerne zusammen, sich gegeneinander darüber freudig zu äußern, daß den Sadduzäern „das Maul gestopft worden war“, weil sie gar viel mit ihnen im Streit lagen, besonders wegen der Auferstehung. Unter ihnen war auch ein Schriftgelehrter, der in anderer

Weise als die Sadduzäer Jesum versuchen wollte. Derselbe hatte im stillen den Sadduzäern zugehört, als sie sich vorher miteinander befragten, ehe sie die Sache mit dem Weibe und den sieben Brüdern vorbrachten; und nun war er über die Antwort befriedigt, die er eine feine nannte (nach Markus). Nun will er Jesum für sich versuchen, ob Er etwas Wichtiges vorzubringen wisse, wenn Er nach dem vornehmsten Gebot gefragt würde. Die Gelehrsamkeit jener Zeit machte sich mit dieser Frage viel zu schaffen. Dieselbe hatte ihren Grund im Streben nach Eigengerechtigkeit, welches jene Zeit charakterisierte. Nicht nur fromm wollten sie etwa sein, sondern hochfromm, indem sie des größten Gebots sich befließigten, wenn sie nur wüßten, welches es wäre. Sonst, kann man sagen, ist jedes Gebot, das aus dem Munde Gottes kam, namentlich wenn es allgemeine Bedeutung hatte, gleich groß wie die anderen. Wenn man's genau erwägt, kann man sogar herausbringen, wie jedes Gebot für sich die anderen alle mit berührt, so daß der, der es übertritt, eben damit gleichzeitig den anderen allen nahetritt. Deswegen steht unter dem Fluch, wer nur eines dieser Gebote übertritt; und Jakobus (2, 10) sagt: „So jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ist's ganz schuldig.“ Hören wir nun die Antwort Jesu:

V. 37: „Jesus aber sprach zu ihm“ (nach Markus: „Jesus aber antwortete ihm: Das vornehmste Gebot vor allen Geboten ist das: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott; und“): „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe.“ (Markus: „und von allen deinen Kräften“.) - V. 38: „Das ist das vornehmste und größte Gebot.“ - V. 39: „Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ (Markus: „Es ist kein ander größeres Gebot denn diese.“) - V. 40: „In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“

Der Herr führt hier zwei Sprüche an aus Mose. Der von der Liebe Gottes steht 5. Mose 6, 4 und 5 und lautet so, wie Markus [...] ihn anführen läßt, beginnend mit den Worten: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott.“ Der andere Spruch steht 3. Mose 19, 18. Diese Sprüche waren den

Schriftgelehrten wohlbekannt und wurden von ihnen hochgestellt, auch bereits miteinander verbunden. Als einmal (Luk. 10, 25ff.) ein Schriftgelehrter Jesum versuchte mit den Worten: „Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ fragte ihn der Herr: „Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du?“ Da führte der Schriftgelehrte die nämlichen Sprüche von selbst an, welche Jesus hier angibt; und der Herr gibt ihm zur Antwort: „Du hast recht geantwortet; tue das, so wirst du leben.“ Hiernach war den Schriftgelehrten bereits auch das bewußt, daß diese beiden Sprüche alle Gebote in sich schließen. Dennoch scheint dem, der jetzt den Herrn fragt, das nicht das größte Gebot zu sein; und er und seine Genossen meinten wohl, es müsse noch ein größeres und vornehmlicheres Gebot in der Schrift sich finden. Freilich, wenn einer eben nicht tötet, nicht die Ehe bricht, nicht stiehlt etc., so stellt er noch nichts Sonderliches vor den Menschen dar. Es sollte daher etwas sein, das ihn, wenn er's täte, groß machte vor dem Volk. Auch bei uns meinen sie oft, und wohl aus demselben Grunde, es müsse noch etwas Absonderliches geben außer den Zehn Geboten. Wenn aber ein Mensch Weiteres zu suchen geneigt ist, so ist es ein Beweis, wie verderbt er von Natur ist, wenn er in der Liebe noch nicht das Höchste finden kann, wie er dann auch es leichtnimmt mit der Übertretung mancher Gebote. Für Liebe hat er von Natur wenig Interesse; deswegen kann er wohl denken, es könne auch ohne die Liebe, wenigstens ohne die umfassende Liebe, gehen. Nur sollte noch ein anderes Gebot dasein, das als größtes und vornehmstes, wenn man es halte, am sichersten ins Wohlgefallen Gottes hereinführen könne. So seltsam konnten die Schriftgelehrten damals denken.

Wenn nun der Heiland die beiden Sprüche zusammen als das vornehmste Gebot erklärt, so nennt er das Gemeinsame, welches alle Gebote haben, nämlich die Liebe, welche sie nicht übertreten läßt, die also sowohl des darin Verbotenen sich enthält als auch das durch sie angezeigte Gebotene bereitwillig tut. Wer gemäß dem ersten Gebot keinen anderen Gott anbeten kann, tut's, weil er Gott liebt, dem [er]'s nicht zuleide tun will, daß er einem anderen anhinge. Weil er Gott liebt, wird er auch nach dem zweiten Gebot Seinen Namen nicht vergeblich führen und



so auch nach dem dritten Gebot den Feiertag heiligen, ferner nach dem vierten Gebot Vater und Mutter als Repräsentanten Gottes für die Kinder ehren. Ebenso ist's mit den übrigen Geboten, bei welchen Luther in seinem Katechismus, wenn er sie erklärt, ganz schriftgemäß anfängt: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir etc.“

Wenn jemand, um auch von dem anderen Gebot der zweiten Tafel umständlicher zu reden, den Nächsten liebt, kann er ihn nicht nur nicht töten, sondern wird er auch sein möglichstes tun, ihn beim Leben zu erhalten. Die Liebe läßt ihn nicht Ehebrecher sein; die Liebe läßt ihn nicht stehlen und betrügen; die Liebe läßt ihn nicht falsches Zeugnis geben; die Liebe läßt ihn auch nicht Gelüste nach dem haben, was des Nächsten ist. So ist also die Liebe das Gemeinsame, welches allen Geboten zugrunde liegt. Daher kommt es, daß der Heiland Seinen Jüngern gegenüber eigentlich nur das Gebot der Liebe kennt. Diese wird dem Menschen durchs Evangelium eingepflanzt; – und hat er sie, so braucht's für ihn keines weiteren Gesetzes, weil er die Gebote alle, die von der Liebe geboten sind, von selbst halten wird. Wenn also der Heiland sagt (Joh. 13, 35): „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt“, so ist es das nämliche, als wenn er sagte: „So ihr euch gegeneinander nicht versündigt mit Neid und Zorn und Geiz und Stolz und Haß und Eigennutz etc.“ Auch die Welt weiß gar wohl, daß sie von einem echten Christen nichts Böses zu fürchten hat, und kann daher das ungemessenste Zutrauen zu ihm haben. Sie sieht die Liebe an ihm und hat darin die Gewißheit, daß sie an ihm nie einen Mörder, einen Ehebrecher, einen Dieb, einen Meineidigen haben wird. Solches macht es uns auch klar, wie Paulus, wenn er (1. Tim. 1, 5) gesagt hatte: „Die Hauptsumma des Gebotes ist Liebe von reinem Herzen und von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben“, sagen konnte (1. Tim. 1, 9): „Dem Gerechten (offenbar dem, der die Liebe hat) ist kein Gesetz gegeben, sondern den Ungerechten und Ungehorsamen, den Gottlosen und Sündern, den Unheiligen und Ungeistlichen, den Hurern, den Lügern, den Meineidigen etc.“ Wer in seinem Herzen die Liebe zum Befehlshaber hat, der braucht nichts Weiteres, das man ihm zu befehlen hätte. Wer aber diese Liebe nicht hat, ohne sie hingeht,

dem muß man den Stab des Gesetzes vorhalten, um etwa durch Furcht etwas über ihn zu vermögen. – Wenn der Herr sagt: „In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten“, so ist damit gesagt, alles, was die Heilige Schrift an den Menschen fordert, sei darin ausgedrückt. Denn die Heilige Schrift wird oft in die zwei Teile, Gesetz und Propheten, eingeteilt, [wo] man unter den Propheten zwischen den älteren, d. h. geschichtlichen Büchern und den eigentlichen Propheten unterscheidet.

Der Herr sagt: „Das andere ist dem gleich.“ Dieses andere, nämlich [das] von der Liebe des Nächsten, ist also nicht ein zweites und dann geringeres Gebot; sondern es hat denselben Wert mit dem ersten. Dieses andere, kann man sagen, ist insofern dem ersten gleich, als dieses dadurch einen sichtbaren Gegenstand der Liebe bekommt. Gott, den man nicht siehet, kann man persönlich nur lieben, indem man den Nächsten, den man siehet, liebt. Die Nächstenliebe ist also die Probe oder die äußere Darstellung der Gottesliebe. Denn weil Gott alle Menschen liebt und die Liebe es erfordert, daß man den, den der Geliebte liebt, mit gleicher Liebe liebt, so kann das Gebot der Nächstenliebe nicht geringer sein als das der Gottesliebe. Übrigens gibt es eine Gottesliebe insofern auch für sich, als sie tätig sich erweisen kann und soll durch Festhalten an Ihm mit Verwerfung jedes falschen Gottes, ferner durch Wertschätzung Seines Namens und endlich durch Heiligung Seines Sabbats.

Sonst ergeben sich aus der Rede Jesu etwa folgende Sätze: 1. Wer Gott liebt, kann nicht anders denn auch den Nächsten lieben. – 2. Wer Gott nicht liebt, liebt auch den Nächsten nicht. – 3. Wer den Nächsten liebt, muß auch als Liebhaber Gottes angesehen werden. – 4. Die Liebe kann verschiedene Grade haben. Sie kann von Herzen sein, aber nicht von ganzem Herzen, von der Seele, aber nicht von der ganzen Seele, von dem Gemüte, aber nicht von ganzem Gemüte; und sie kann tätig sich beweisen, aber nicht aus allen Kräften. – 5. Eine Liebe, zu der nicht der ganze Mensch steht, sein eigenstes Ich, welches in Herz, Seele und Gemüt liegt, ist nicht richtig, hält auch nicht stand, sondern ist das eine Mal da, das andere Mal nicht. – 6.) Die Liebe, wenn sie ganz ist, lebt für die Haltung

aller Gebote, die mit ihr in eins zusammengefaßt sind, und läßt nicht mehr sündigen. Daher das Wort Johannis (1. Joh. 3, 9): „Wer aus Gott geboren ist, der kann nicht sündigen.“ So weit freilich werden wir's vorerst nicht bringen. Aber wenn oft Leute über ihre geistliche Armut klagen, so sollen sie nur nachsehen, wie's bei ihnen in der Liebe steht; denn wo diese nicht ist, fehlt's im Geistlichen überall, obwohl die wenigsten Christen ein rechtes Augenmerk darauf haben, ob's nicht da bei ihnen fehle. Aber wie sollten wir uns doch zusammenehmen, immer völliger zu lieben, wenn der Heiland hierin das größte und vornehmste Gebot findet!

Hören wir noch, was nach Markus der Schriftgelehrte dem Herrn Jesu antwortet. Wir lesen:

Mark. 12, 32: „Und der Schriftgelehrte sprach zu Ihm: Meister, du hast wahrlich recht geredet; denn es ist ein Gott und ist kein anderer außer Ihm.“ – V. 33: „Und denselbigen lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte, von ganzer Seele und von allen Kräften und lieben seinen Nächsten als sich selbst, das ist mehr denn Brandopfer und alle Opfer.“

Man sieht es, daß der Schriftgelehrte durch die Antwort Jesu angefaßt wurde. Obwohl ihm nichts Neues gesagt wurde, bekam er doch einen Eindruck, als wäre es ihm neu. Deswegen lobt er auch den Herrn Seiner richtigen Antwort wegen. So kann's oft gehen, daß uns auch über Bekanntem, wenn wir's zur rechten Stunde hören, ein neues Licht aufgeht, als hörten wir's zum ersten Male. Der Schriftgelehrte ist so ergriffen, daß er sagt, es könne kein höheres Gebot geben als das jetzt zur Sprache gekommene; und Brandopfer und alle Opfer hätten nicht den Wert der Liebe Gottes, welcher die Liebe des Nächsten gleich ist. Er fühlt also auch jetzt, wohl zum ersten Male, wie verkehrt jedes weitere Forschen nach dem vornehmsten Gebot im Gesetze sei. – Wir lesen zum Schluß:

Mark. 12, 34: „Da Jesus aber sah, daß er vernünftiglich antwortete, sprach Er zu ihm: du bist nicht ferne von dem Reiche Gottes. – Und es durfte Ihn niemand weiter fragen.“

Vernünftiglich redete der Schriftgelehrte, weil alles, was er da sagte, ihm wirklich vom Herzen kam und nicht bloß etwas Gelerntes war. Wenn aber jemanden auch nur in etwas das Herz

aufgeht, so ist er nicht ferne vom Reich Gottes, wie es der Herr auch hier sagt. Gemacht ist es freilich damit noch nicht. Wie oft ist jemand nahe daran und kommt doch nicht dazu! –

Wenn jetzt niemand Jesum mehr fragen durfte, so war's, daß Sein Geist über alle übermächtig geworden war. Ihrer bisherigen versuchlichen Fragen mußten sie sich jetzt enthalten, um mehr Zuhörer zu sein. Jesu aber war nun der Weg zu freierer Rede eröffnet, weil Er nicht mehr auf unfreundliche Art unterbrochen wurde. Wie ernst wurde Er gleich nachher gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, die auch da schweigen mußten!

## § 173 Christus, Davids Herr

Kap. 22, 41-46

vgl. Mark. 12, 35-37; Luk. 20, 40-44

Ehe der Schriftgelehrte mit seiner Frage, welches das vornehmste Gebot sei, kam, heißt es von den Pharisäern (Matth. 22, 34), daß sie sich, nachdem Jesus den Sadduzäern das Maul gestopft hatte, versammelt hätten. Während sie nun noch beieinander waren (V. 41), machte Jesus selbst eine Frage an sie, nachdem Er dem Schriftgelehrten geantwortet hatte. Bisher hatten sie Ihn versucht. Jetzt versucht Er sie auch, ob sie einen rechten Begriff von dem Messias hätten und die Winke der Schrift über den verheißenen Christus zu beachten verstünden. Wir mögen es uns denken, daß es etwas Wichtiges und Großes sein werde, was Er vorbringe, wenn Er von selbst nun, ohne eigentlich veranlaßt zu sein, angriffsweise Seine Gegner anredet. Seine Rede kann auch jeden, der Jesum Seiner Person nach nicht recht zu würdigen weiß, nachdenklich machen. Denn nicht leicht wird man eine andere Stelle finden, in der so bestimmt die Intention läge, auf die höhere Abkunft Jesu hinzuweisen. Wir lesen:

V. 41: „Da nun die Pharisäer beieinander waren (Markus: „Da Er lehrete im Tempel“), fragte sie Jesus“ – V. 42: „und sprach: Wie dünket euch um Christo? Wes Sohn ist Er? Sie sprachen: Davids.“

Weil die Gegner Jesu mit ihren Angriffen und Versuchungen immer gegen die Messiaswürde Jesu gerichtet waren, die sie unter keinen Umständen anerkennen wollten, so will Jesus ihnen jetzt zu fühlen geben, wie sie nicht einmal wüßten, welches Wesens der Christus, der kommen sollte, wäre, obgleich sie die Schrift, wie namentlich der 110. Psalm, darauf führen konnte. Wohl mag es Ihm auch darum zu tun gewesen sein, sie zu warnen, daß sie nicht so frech gegen Ihn vordringen möchten, wie sie es im Sinne hatten. Denn schon der Gedanke an die Möglichkeit, daß sie sich an dem Seinem Wesen nach von Gott Gekommenen vergreifen würden, konnte ernst genug für sie sein, zumal so vieles bei Jesu direkt an den Gott des Himmels und der Erde erinnerte.

Der Herr fragt also: „Wie dünket euch um Christo?“, d. h. wie stellt ihr euch denn Christum, den Messias, vor, wer und was wäre Er, wenn Er kommt? „Wes Sohn ist Er?“ Schon diese Frage hätte die Pharisäer nachdenklich machen sollen. Denn daß der Messias Davids Sohn sein werde, war ganz allgemein angenommen; und von Jesu war vorauszusetzen, daß Er das wissen werde. Die Pharisäer hätten also gleich denken sollen, Er meine etwas Besonderes mit Seiner Frage. Deswegen kann ihre rasche Antwort: „Davids“ auffallen; denn wie konnte diese dem Herrn genügen? Es kann auch ein gewisser Trotz drin liegen, als wollten sie Ihm zu verstehen geben: „Was hast denn du für Gedanken? Seien die, wie sie wollen, dabei bleibt's, Christus ist Davids Sohn.“ Jedenfalls zeigt ihre Antwort, daß ihnen der Gedanke ganz fernstand, als könnte und werde Christus göttlicher Abkunft sein. Wenn letzteres je vor ihrer Seele gestanden wäre, hätten sie ein wenig nachdenklicher es geben sollen. Sonst aber wissen wir, daß, wenn jemand Jesum mit Davids Sohn anredete, wie je und je Kranke unumwunden es taten, mit diesem Namen an den Messias gedacht wurde, von welchem ja so besonders dem David verheißen war, daß Er von seinen Lenden kommen werde. Deswegen war es gewiß den Pharisäern immer ärgerlich, Jesum mit Davidssohn angeredet zu hören. Wenn sie daher so schnell jetzt antworten, kann auch ein Vorwurf gegen Jesum darin liegen, daß Er, ohne es den Leuten zu verwehren, so oft sich den Davidssohn nennen lasse und

damit den Schein gebe, als gefalle es Ihm, wenn man Ihn für den Messias halte. Denn die Gedanken der Pharisäer gingen dem Heilande gegenüber nie auf ein Höheres, sondern stets auf ein Niedriges, was sie auch Großes Jesum tun sahen. Ohne aber von dem Ärger der Pharisäer Notiz zu nehmen, da schon die Frage aus dem Munde Jesu ihnen ärgerlich sein konnte, weil Er offenbar so redete, als habe sie eine Beziehung auf Ihn, belehrt sie jetzt der Heiland über das Wesen des Messias; oder Er gibt ihnen Anleitung, sich's besser zu überlegen, wie sie vollständiger von dem kommenden Welterlöser zu denken hätten. Es heißt weiter:

V. 43: „Er sprach zu ihnen: Wie nennet Ihn denn David im Geist einen Herrn, da Er saget:“ – V. 44: „Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße.“ – V. 45: „So nun David Ihn einen Herrn nennet, wie ist Er denn sein Sohn?“

Jesus bezieht sich hier auf den 110. Psalm, der als Psalm Davids mit den Worten anfängt: „Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn.“ Wenn David so redet, so will er sagen, daß ihm vom Herrn, Jehova, geoffenbart worden sei, sein zukünftiger Sohn, der als Messias kommen werde – den er deswegen auch nicht Sohn, sondern seinen Herrn nennt, auch mit Bezug auf die höhere Abstammung, die dabei mit unterlaufen werde –, werde zur Rechten Gottes gesetzt werden. So faßt's Jesus auf in Seiner Rede an die Pharisäer; und man sieht es, daß Er noch anderes dabei im Auge hat, das Er den Pharisäern zu Gemüte führen möchte. Wenn der Messias nämlich zur Rechten Gottes gesetzt wird, so kann das nur nach Seiner Entrückung aus dieser Zeit geschehen. Gesetzt nun, Jesus wäre Christus und Seine Gegner würden Ihn töten, so würden sie Ihm nur zu Seiner Entrückung helfen, bei der Er in den Stand gesetzt werde, alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße zu legen. Die Gegner können's dadurch nicht über Ihn gewinnen, daß sie Ihn töten; denn als zur Rechten Gottes wird Er alle Völker sich unterwürfig machen. Wieviel war doch damit den Pharisäern gesagt, das sie Jesu gegenüber hätte in Schrecken versetzen sollen, wenn sie fortfahren würden, so gegen Jesum vorzugehen, [wie] sie im Sinn hatten. Daß mit dem Tode Jesu Sein Reich erst recht angehe, hat

selbst der Schwächer am Kreuz erkannt, der flehte (Luk. 23, 42): „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!“

Um das Tiefere der angesagten Weissagung zu verstehen, müssen wir an das denken, was sonst Jesus sagt, daß Ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben sei. Bezüglich der Erlösung und Befreiung derer, die gerettet werden sollen von sichtbaren und unsichtbaren Feinden, wird der verklärte Menschensohn der Handelnde sein im Namen Seines Vaters, welcher als der durch die Abgefallenen Gekränkte alles den Repräsentanten der Menschen, Jesum Christum, tun läßt. Deswegen sitzt Jesus sozusagen dem Vater zur Rechten, [wo]bei Seine eigene Rechte frei bleibt, sie nach Erfordernis gleichsam auszustrecken zu Kampf und Sieg. Vom Vater heißt es ferner (Joh. 5, 22), Er richte niemand, sondern habe alles Gerichte dem Sohn übergeben. Zu diesem Gerichte aber gehört zweierlei, erstlich die Unterwerfung der Feinde, welche Davids zukünftiger Herr zum Schemel Seiner Füße legen wird, und zweitens die priesterliche Wiederbringung der Verlorenen, soweit es geht. Deswegen wird Davids Sohn oder Herr nicht nur König, sondern auch Priester sein und heißt er ein König und Priester nach der Weise Melchisedeks (siehe Ps. 110, 4), wie es im Psalm heißt mit Bezug auf diesen König zur Zeit Abrahams, der auch König und Priester zugleich war (1. Mose 14, 18-20). Der Hebräerbrief (Kap. 7) zieht aus dieser Stelle den Schluß, daß in ihr die Abschaffung des levitischen Priestertums und die Einsetzung Jesu zu einem ewigen Versöhnungspriester für die ganze Welt, weil Er ja, als zur Rechten Gottes sitzend, nicht mehr aufhören werde, angezeigt sei.

Wir sehen daraus, welchen einen entschiedenen messianischen Charakter der angeführte Psalm hat; und die Schriftgelehrten der Zeit Jesu sahen in ihm eine der vornehmsten Prophetien auf Christum. Erst die späteren Juden stritten dagegen um der Christen willen, welche so viel aus dem Psalm den Juden vorhalten konnten. Die neueren christlichen Ausleger nehmen dem Psalm auch seine prophetische Wahrheit. Einer der ersten Ausleger\*

\* [Siehe H. A. W. Meyer, *Matthäus-Kommentar*, 1853, S. 365 sowie Georg H. A. Ewald und Ludwig Diestel.]

nimmt es als bestimmt und ausgemacht an, daß der Psalm nicht von David herrühre, sondern „wahrscheinlich an David gerichtet sei“, da denn angenommen wird, daß „Jesus von dem damaligen allgemeinen Zugeständnisse ausgegangen sei, daß David Verfasser des Psalmes sei, obgleich derselbe nicht von ihm herrühre“. Der Psalm trägt aber die Überschrift: „ein Psalm Davids“. Die Rede des angeführten Auslegers, der übrigens zu den besten Auslegern gehört, ist da doch eine seltsame. Mit Bestimmtheit wird gesagt, der Psalm rühre nicht von David her, aber nur weil er wahrscheinlich von jemand anderem an David gerichtet sei. Diese angegebene Wahrscheinlichkeit also soll ausreichen, um die Auslegung Jesu und die sonstige Auffassung im Neuen Testament auf ein Nichts zu stellen. Die ganze Rede Jesu hätte keinen Grund mehr, auf dem sie ruhte. Jesus tut so, wie wenn David von seinem zukünftigen Nachkommen redete; und eigentlich soll etwa ein Prophet oder Dichter ein schmeichelndes Gedicht an David gerichtet haben, als sage der Herr durch ihn von ihm, seinem Herrn, dem David, daß er zur Rechten Gottes gestellt sei. David selbst stünde also zur Rechten Gottes, wäre der große König und auch der Priester, von dem der Psalm redet. Die ganze Prophetie auf Christum kommt so auf nichts hinaus. Wie – wenn die Haltung des Psalmes die angegebene wäre – der Heiland eine Auslegung geben konnte, wie Er sie gibt, ist nicht zu erkennen. Man sieht aber, wie ganz heimlich die wichtigsten Lehren des Evangeliums, wie hier von der höheren Abstammung Jesu, ferner vom Sitzen Jesu zur Rechten Gottes, so auch von dem Priestertum Jesu, nichts gelten sollen, indem man sie nur auf einer falschen Auffassung einer Schriftstelle sich stützen lassen will. Soll es mit dem Beweise Jesu, den Er mit so großem Ernst gegen die Pharisäer führt, und soll es mit Seinem Sitzen zur Rechten Gottes, soll es mit Seinem Sieg über alle Seine Feinde und soll es endlich mit Seinem versöhnenden Priestertum etwas sein, so muß David Verfasser des Psalmes, wie in der Überschrift angegeben, sein und von seinem zukünftigen Sohne reden, den er aber sich scheut seinen Sohn zu nennen und darum Herr[n] heißt, und darf Jesus nicht auf eine Weise reden, daß etwa ein unterrichteter Schriftgelehrter Ihm hätte den Vorhalt machen können, Er stehe auf einer falschen

Auffassung der Schriftstelle, auf die Er baue. Wollen wir doch lieber das von Jesu Gesagte als eine felsenfeste Wahrheit beherrzigen, um uns davon zur Hoffnung unserer und aller Welt Erlösung zu erheben. – Zum Schluß heißt es:

V. 46: „Und niemand konnte Ihm ein Wort antworten; und durfte auch niemand von dem Tage an hinfort Ihn fragen.“ (Markus hatte das vorher schon 12, 34 gesagt; und nun hängt er nur noch an: „Und viel Volks hörte Ihn gerne.“)

Nur gut, daß obige Theologen damals nicht auf dem Plan waren; denn die hätten gemeint, Jesu ein Wort antworten zu können. Damals mußte alles schweigen; und Jesus behielt das Wort. Jetzt ist's fast umgekehrt. Wie oft muß die Wahrheit schweigen. Aber Geduld – warten wir nur, bis der Herr wieder reden wird!

## 23. Kapitel Matthäi

### § 174 Jesu Strafpredigt

Erster Abschnitt

Kap. 23, 1-12

Wir haben gehört, daß Jesum, als Er die Sadduzäer, auch die Pharisäer, zuletzt die Schriftgelehrten zum Schweigen gebracht hatte, niemand ferner fragen durfte. Sie hatten keine weitere innere Freiheit, eine Frage, insbesondere eine versuchliche Frage, an Ihn zu richten. Sie waren geschlagen und mußten nun Jesum ganz frei reden lassen, ohne Ihm, so scharf Seine Rede jetzt wurde, Einreden machen zu können. Wir lesen:

V. 1: „Da redete Jesus zu dem Volk und zu Seinen Jüngern und sprach:“ (Markus 12, 37f. sagt: „Und viel Volks hörte Ihn gerne, und Er lehrte sie und sprach zu ihnen“; Lukas 20, 45: „Da aber alles Volk zuhörete, sprach Er zu Seinen Jüngern.“ Markus und Lukas lassen dann den Herrn sagen: „Sehet euch vor, hütet euch vor den Schriftgelehrten“, mit einer kurzen Zeichnung derselben, und geben von der eigentlichen Strafrede Jesu nur sehr wenig, fast nichts.)

Hiernach war Jesus von vielem Volk umgeben, das mit Begierde Ihm zuhörete. Vergessen wir nicht, daß es alles im Vorhof des Tempels war; denn alle noch weiteren öffentlichen Reden Jesu, die erzählt werden, wurden im Tempel gehalten. Es waren die letzten vor Seinem Leiden. Er machte es wie bisher immer, daß Er zunächst Seine Jünger lehrte oder die, die sich als solche vor Ihn hinstellten, deren es viel mehr waren als die Zwölf. Mit ihnen redete Er, aber mit der Absicht, daß es die vom Volke, welche es aufnehmen und verstehen konnten, auch mit anhören sollten. Deswegen heißt es: „Da redete Jesus zu dem Volke und zu Seinen Jüngern.“ Von den Pharisäern und Schriftgelehrten wandte Er sich jetzt eher ab, nur daß Er gerade über sie das

Volk belehren wollte. Er hatte bisher große Geduld mit ihnen gehabt, sie auch sichtbar viel geschont, so daß es wohl nur wenigen offenbar war, wie wenig Er auf ihre Frömmigkeit hielt. So war es Ihm zum Bedürfnis geworden, Seine innere Stellung zu ihnen recht klar und laut vor jedermann, auch vor ihnen selbst, auszusprechen, damit niemand in der Täuschung blieb, als halte Er auf ihre Art doch noch etwas. Jesus redete jetzt mit der Macht und Freiheit der alten Propheten, welche ohne Scheu nicht nur das Volk überhaupt, sondern auch Könige und hochgestellte Personen mit den stärksten Ausdrücken im Auftrage Gottes strafte, während die Mächtigen meist innerlich gehalten waren, mit Gewalt einzuschreiten, weil sie es schon vor dem Volke nicht wagen konnten. So redet auch Jesus jetzt zu dem Volke und zu Seinen Jüngern mit rückhaltlosem Ernst über die verkehrte und gottwidrige Frömmigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten. Diese mögen wie zerschmettert dagestanden sein, da sie in gar nichts widersprechen konnten und zu widersprechen den Mut hatten. Die Rede war, wie ein Ausleger\* sagt, ein feierlicher Bruch mit ihnen vor dem Volke und steht an der Schwelle Seines Todes als ein messianisches Zeichen Jesu zum Zeugnis wider sie da; und es von Jesu zu erwarten, daß er glimpflicher hätte reden sollen, verrät auch eine gänzliche Verkenning der niederträchtigen Art, mit welcher die frommen Häupter des Volks an Jesu bisher alle wahre Gottesfurcht hinter sich geworfen und dem Ratschluß Gottes zu geistlicher Erhebung des Volks im Weg gestanden waren.

Weil die Rede etwas lang ist, so haben manche Ausleger angenommen, sie bestehe aus vielleicht ursprünglich in sehr verschiedenen Zeiten gesagten Teilen, welche Matthäus hier zusammengestellt habe. Aber die Rede steht nach Inhalt und Ordnung so großartig da, mit einem lebendig einheitlichen Guss, daß man an der Ursprünglichkeit der Rede, wie sie ist, nicht zweifeln kann. Wir finden auch in den Evangelien keine ähnlichen Strafreden, wenn auch da und dort bei einzelnen Gelegenheiten scharfe Rügen über herrschende Grundsätze und Lehren vorkommen. Nur Lukas (11, 37-54) berichtet von einer Straf-

\* [H. A. W. Meyer, *Matthäus-Kommentar*, 1853, S. 368.]

rede, die einmal der Herr in dem Hause eines Pharisäers, der Ihn zu einem Mittagsmahl eingeladen hatte, an lauernde mitanwesende Pharisäer hielt. In dieser Rede kommt manches vor, das jetzt auch Matthäus anführt. Aber dem Herrn kam es nicht darauf an, bei verschiedenen Gelegenheiten Gleiches bis aufs Wort hinaus wiederzugeben, was man auch bei den alten Propheten finden kann. Hören wir nun den Anfang der Strafpredigt.

V. 2: „Auf Mosis Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer.“ – V. 3: „Alles nun, was sie euch sagen, das ihr halten sollet, das haltet und tut's. Aber nach ihren Werken sollt ihr nicht tun. Sie sagen's wohl, aber tun's nicht.“ – V. 4: „Sie binden aber schwere und unträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals; aber sie wollen dieselben nicht mit einem Finger regen.“

Auf Mosis Stuhl sitzen, auf dem Stuhle gleichsam, welchen Mose als Gesetzgeber eingenommen hatte, heißt als öffentlicher Lehrer des mosaischen Gesetzes tätig sein, in welcher Tätigkeit Mosis Amt soll fortgesetzt werden als von seinen Nachfolgern. Die Schriftgelehrten und Pharisäer nun, will Jesus sagen, haben sich auf den Stuhl gesetzt, als hätten sie eine Art Recht, wie Mose Gesetze zu geben. Es war ihnen nicht nur darum zu tun, genau, was von Mose kam, zu erörtern und zur Nachachtung anzubefehlen, sondern auch gesetzlich zu bestimmen, wie und in welchem Umfang alles zu nehmen sei, also eigenmächtige Auslegungen und Zusätze zu geben, welche dieselbe Wichtigkeit und Bedeutung haben sollten wie [das], was von Mose direkt herkam. Wie man vielerlei zu schweren Lasten zusammenbindet, so banden sie in jedes Gesetz viele Vorschriften und Forderungen hinein, deren Gesamtheit schwere und unträgliche Bürden wurden für die, welche sie in der Furcht Gottes halten wollten. Übrigens haben die Schriftgelehrten und Pharisäer gar oft sich nur mit allerlei, was sie vorbrachten und festsetzten, wichtig gemacht; aber sie wollten's nicht mit einem Finger regen, eigentlich in Bewegung setzen; oder sie gaben sich weiter keine Mühe, ihre Forderungen und Vorschriften in Gang zu bringen, am wenigsten bei sich selber. Es lag ihnen nicht viel an der Erfüllung, wenn nur nicht widersprochen wurde. Aber gewissenhafte Leute konnten ins Gedränge dadurch kommen, weil sie's so, wie verlangt wurde, fast nicht fortzubringen wußten. Wie oft werden auch in unseren Vor-

trügen Übertreibungen, Steigerungen der Gebote, die gegeben sind, vorgebracht, wodurch ängstliche Gemüter in die Enge kommen; aber es ist nur, daß davon gesprochen wird, sei's auf den Kanzeln oder in Versammlungen. Man läßt's dabei bewenden, daß man sich auf dem Stuhl Mosis fühlt, ohne viel danach zu sehen, ob und wie weit ein Gesagtes wirklich verwirklicht werde, nur daß man es etwa je und je wiederholt vorbringt. So macht man gerne viel aus, ohne daß etwas draus wird. „Sie sagen's wohl, aber sie tun's nicht.“

Das Wort: „Alles nun, was sie euch sagen, das ihr halten sollt, das haltet und tut's“ kann etwas befremden, weil doch nicht alles lauter war, was gelehrt wurde. Aber der Heiland will hier nur den Gegensatz zwischen Lehre und Wandel hervorheben und läßt, was durchs Amt Mißbräuchliches vorkam, außer Betracht. Er konnte hier nicht auf das sich einlassen, daß die Leute, das Volk, dem kein zureichendes Urteil, was rechte Lehre sei oder nicht, zukam, alles prüfen und nur das Gute behalten und annehmen sollten. Allgemeine Regel, bei welcher hier Jesus bleibt, ist, daß man Lehrer, namentlich wenn sie ordnungsmäßig berufen sind, nach dem, was sie lehren, ansehen soll, nicht nach ihren Werken. Ob die Lehrer, was sie sagen, halten oder nicht halten, kann dem Volke nichts ausmachen. Jeder soll mit seinem Gewissen zu Rat gehen, um zu halten, was vor Gott recht ist. Das Ungeeignete, das Lehrer vorbringen, kommt bei redlichen Leuten in der Regel von selbst in Abgang, ohne daß sie viel daran herumdenken oder sich in Gegensatz dazu stellen. Der Heiland will darum nicht den Rat geben, daß das Volk immer und immer alles, was die Lehrer sagen, auf die Waagschale legen solle, weil das unkindlich macht. Aber dabei bleibt Er auch fest, daß man nicht auf die Werke der Lehrer, wenn sie nicht tun, was sie sagen, sehen und dadurch vom Tun des Rechten sich ablenken lassen soll. Es heißt weiter:

V. 5: „Alle ihre Werke aber tun sie, daß sie von den Leuten gesehen werden. Sie machen ihre Denkkästchen breit und die Säume an ihren Kleidern groß.“ – V. 6: „Sie sitzen gerne obenan über Tisch und in den Schulen“ – V. 7: „und haben's gerne, daß sie begrüßet werden auf dem Markt und von den Menschen Rabbi genannt werden.“

Hier wird allerlei von den Schriftgelehrten und Pharisäern gesagt, was an ihre Heuchelei erinnert und an ihr Streben, mit ihrer Frömmigkeit großzutun vor den Leuten. In der Bergpredigt (Matth. 6, 1-18) steht Ähnliches, wiewohl da nur von Heuchlern die Rede ist, während aber doch schon vorher (Matth. 5, 20) gesagt worden war, daß die Gerechtigkeit eine bessere sein müsse als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. In allem wollten die letzteren nur gesehen werden. So sollte auch, was von den Denkkästchen und Kleidersäumen vorgeschrieben war, bei ihnen vor den Leuten recht ins Auge fallen. Es mag viele Juden gegeben haben, welche um beide sich nicht sehr bekümmerten. Um so bemerklicher machten sich damit die Schriftgelehrten und Pharisäer, um vor den Leuten als die zu erscheinen, denen das Gesetz recht hoch stehe, weil sie die Erinnerungszeichen daran so groß machten.

Die Denkkästchen, bestehend aus Pergamentzettel, die mit Gesetzesstellen (besonders mit 5. Mose 11, 13-22; 6, 14-20; 2. Mose 13, 11-17) beschrieben waren, wurden, in ein Kästchen gelegt nach der Vorschrift Mosis (5. Mose 6, 8; 11, 18), beim Gebete teils vor die Stirne, teils am linken Arme, dem Herzen gegenüber, mit Riemen festgebunden, wie es heute noch bei den Juden, wenn sie beten, gewöhnlich ist. Sie galten als eine Erinnerung zur Erfüllung des Gesetzes mit Kopf und Herz; und in späteren Zeiten nahm man sie auch, freilich gegen den Sinn Gottes, als Verwahrungsmittel gegen böse Geister. Die Schriftgelehrten und Pharisäer nun machten sich breitere Denkkästchen mit breiteren Riemen als andere, um damit recht bemerklich zu werden als solche, die beten. – Unter Säumen an den Kleidern sind die Quasten verstanden, welche der Jude nach dem Gesetz (4. Mose 15, 38ff.) zum Andenken an das Gesetz des Herrn an jedem der vier Zipfel des Oberkleides trug. Es war das ein einfaches Ordenszeichen der Gemeinde Gottes. Wenn jenes Weib „Seines Kleides Saum anrührte“ (Matth. 9, 20), so war es auch eine Quaste am Kleide Jesu, welche sie anfaßte.

Von den Schriftgelehrten und Pharisäern wird auch gesagt, daß sie gerne obenan sitzen über Tisch und in den Schulen, d. h. beide Male die oberste Stelle, die nur eine war, einnahmen. Bei Tische war das erste Lager die oberste Stelle, wie auch bei

den Griechen, während Perser und Römer den mittleren Platz für die Ehrenstelle hielten. Von solchen ersten Stellen aus konnte der, der sie innehatte, das große Wort führen und die ganze Gesellschaft beherrschen, [worum] es eben den Schriftgelehrten und Pharisäern zu tun war. Ferner wird auch deren Liebe zu den Begrüßungen auf dem Markte erwähnt und zu der Anrede mit Rabbi, was ein besonderer Ehrentitel war. Rabbi bedeutet sonst einfach Lehrer. Gewöhnlich wurde das Wort doppelt gebraucht, weswegen auch in unserer Stelle es im Grundtext heißt: „Rabbi, Rabbi“. Der Schüler pflegte den Lehrer nicht bei seinem Namen zu nennen. Wir müssen bedenken, daß von Titeln, wie sie Angestellte etwa haben und Berufene, nicht die Rede ist. Jesus aber schließt noch Weiteres an:

V. 8: „Aber ihr solltet euch nicht Rabbi nennen lassen. Denn einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder.“ – V. 9: „Und sollt niemand Vater heißen auf Erden; denn einer ist euer Vater, der im Himmel ist.“ – V. 10: „Und ihr sollt euch nicht lassen Meister (hier eigtl. Anführer) nennen; denn einer ist euer Meister (Anführer), Christus.“ – V. 11: „Der Größte unter euch soll euer Diener sein.“ – V. 12: „Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedriget; und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöht.“

Im Gegensatz zu den Schriftgelehrten und Pharisäern sollte keiner der Jünger den Vorzug einer Lehrerwürde haben, die ihn über das Bruderverhältnis stellte. Deswegen sagt der Herr: „Einer nur, Christus, ist euer Meister oder Lehrer, ihr aber seid Brüder.“ Wenn im Neuen Bunde alle sollten von Gott gelehrt sein und kein Bruder den anderen lehren (Hebr. 8, 11), so sollten wenigstens die Jünger unter sich und gegeneinander sich nicht Rabbi oder Lehrherren nennen. In der Folge übrigens wurden Älteste, Bischöfe, Lehrer erwählt von der Gemeinde; und diesen kamen rechtmäßig die Titel zu, mit welchen ihre Verpflichtung gegen die Gemeinde ausgedrückt werden sollte, nicht ihre Bevorzugung. Unberufen sich Lehrer nennen und nennen lassen, kann unter Umständen sehr wider den Sinn des Herrn sein. Der Titel Vater ferner, als Lehrentitel, soll auch nicht unter den Jüngern eine Geltung haben. Es gehört aber hierher das nicht, wenn jemand wirklich in einem väterlichen Verhältnis [wie] zu Kindern im Geistlichen steht, wie Paulus zu den

Korinthern (1. Kor. 4, 15). Wenn sie sich aber (V. 10) nicht Meister nennen lassen sollen, so heißt es hier eigentlich Anführer. Es ist ein großer Übelstand, auch in unseren Zeiten, wenn sich so viele nur gleich zu Anführern aufwerfen, denen die anderen eben nachtraben sollen. Der höhere Rang unter den Brüdern soll sich damit kundgeben, daß der Größere, der an Rang und Würde höher steht als die anderen, der Diener sein wird. Seine Größe wird diese seine dienende Niedrigkeit sein. – Die Erniedrigung und Erhöhung, die einmal eintreten wird, ist mit Bezug auf die Errichtung des Reiches Christi gesagt, die zu erwarten ist. Da wird am höchsten angesehen werden, der sich hat erniedrigen können; und wer nicht, der wird durch allerlei Demütigungen laufen müssen, bis ihn der Herr wird ansehen und annehmen können.

## § 175 Jesu Strafpredigt

Zweiter Abschnitt

Kap. 23, 13-15

Es beginnen nun die sieben Wehe, welche der Heiland über die Schriftgelehrten und Pharisäer ausspricht, wobei aber das zweite Wehe bei Matthäus (V. 14) als unecht und aus Markus eingeschoben nicht gerechnet ist. Diese Weherufe dürfen wir nicht so nehmen, als habe sie Jesus anwünschend oder androhend ausgesprochen oder als einer, der damit die Sünder habe binden und die Sünden ihnen habe behalten wollen, wie man sich's bei der Anwendung der Schlüsselgewalt, aber auch unrichtig, denkt, als lege Er die Wehe auf. Diesen Charakter haben in der ganzen Heiligen Schrift nie die Weherufe. Mit ihnen ist nur gesagt, wie die Sünden von selbst ein unabwendlich Wehe mit sich bringen, wenn solches die Vergebung nicht aufhebt; und wer daher die Weherufe ausspricht, tut's mit Mitleiden und einem Schmerzgeföhle. Selbst die Flüche, welche über die Verächter der Gebote Gottes ausgesprochen sind, sind mehr Weheklagen über die Folgen der Sünden, die der arme, betörte Missetäter sich zuzieht. So sagt der Heiland nur, wenn auch Erregungen wie eines heiligen Zorns mit unterlau-



fen, welches Wehe in diesem und jenem Leben die Schriftgelehrten und Pharisäer, die doch so fromm sein wollten, sich zuziehen. Das erste Wehe lautet:

V. 13: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen! Ihr kommt nicht hinein; und die hinein wollen, lasset ihr nicht hineingehen.“

Sie werden Heuchler genannt, weil sie als die Frommen die Leute von Jesu abwendig machen, nicht als solche, die, weil ungläubig und gottlos, überhaupt das Göttliche nicht leiden mochten, sondern als solche, die aus vermeintlicher höchster Frömmigkeit sich selbst von Jesu fernhielten und andere von Ihm ablenkten. Sie spielten also die Frommen, ohne es zu sein, und heißen darum Heuchler.

Das Himmelreich wird hier mit einem Hause oder Palast verglichen, dessen Tore geöffnet sind, damit die Menschen hineingehen. Die Schriftgelehrten und Pharisäer aber hatten eine Frömmigkeit an sich, welche das Verlangen nach einem Messias fürs Herz geradezu ausschloß. Ihre ganze Art machte, daß die Menschen, wenn sie auf sie hinsahen, nicht an den erschienenen Messias glauben konnten und die zur Teilnahme am Reiche Gottes erforderliche Gerechtigkeit nicht verlangten, mithin nicht in das Messiasreich, welches doch sonst das Ziel ihres nun irreführten Strebens war, hineinkommen. „Die Hineingehenden“, heißt es, nämlich die damit umgehen, damit beschäftigt sind, hinzuzugelangen, „lasset ihr nicht hineingehen“, weil sie auch überall mit ihren Einreden dastanden. So schlossen sie das Himmelreich vor den Menschen, d. h. vor ihren Augen, zu; denn es war, als stünden diese schon davor. Wie erfüllt sich doch da von selbst das Wehe, welches der Herr ausspricht. Denn ein Wehe, ein schreckliches Wehe, ist es allein schon für jeden, der nicht ins Himmelreich hineinkommt. – Wenn wir nun weiter lesen:

V. 14: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor; darum werdet ihr desto mehr Verdammnis empfangen“ – (vgl. Mark. 12, 40 und Luk. 20, 47), so ist angenommen, daß dieses Wehe nicht ursprünglich in Matthäus war, sondern aus Markus und Lukas hereingenommen ist. Zu dieser Annahme führen die

Manuskripte; auch will die Stelle nicht recht hier in den Zusammenhang passen. Indessen besprechen wir sie doch, weil sie in Markus und Lukas, welche die Wehe sonst nicht beschreiben, stehen. Abermals heißen die Schriftgelehrten und Pharisäer Heuchler, weil sie die Rolle von Frommen spielten, die recht viel und lange beteten und doch eigentlich nur nach Geld trachteten. Arme, bedrängte Witwen wollten sich durch ihre Frömmigkeit helfen. Solche Witwen waren meist sehr übel daran, besonders wenn sie noch einiges Vermögen hatten; denn da gab's viele, die an ihnen profitieren wollten, Forderungen an sie machten, in Prozesse sie verwickelten usw. Vor Gericht fanden die Witwen auch nicht immer, wohl nur selten Recht, weil das schwache Weib leicht weggedrückt werden konnte. So wollten sie nun an den Herrn, den Gott Israels, den Vater der Witwen und Waisen, sich halten, hoffend, der werde ihnen helfen, wenn Er ernstlich angerufen würde. Da dachten sie aber, nicht würdig und tüchtig genug zu sein, um mit eigenem Gebet allein es zu vollbringen, daß Gott ihnen helfe. So wandten sie sich an fromme Leute, die sich als rechte Beter immer bezeigten, daß sie für sie beten sollten. Diese frommen Beter gaben sich aber nur gegen gute Bezahlung her; und je länger sie beten sollten, desto mehr forderten sie. Das war ein Schweres für die armen Witwen; denn zuletzt ging all ihre Habe an die frommen Beter verloren, von denen der Herr sagt: „Sie fressen der Witwen Häuser und wenden lange Gebete vor.“ Wenn der Herr hierüber die Pharisäer geradezu anreden konnte, ist's ein Beweis, daß dieses Beten für andere um Geld etwas sehr Gewöhnliches gewesen sein muß. Denn Einwendungen konnten von ihnen nicht gemacht werden. Der Herr aber sagt zu ihnen: „Darum werdet ihr desto mehr Verdammnis empfangen.“ Zu dem Wehe, das im Jenseits die Verächter des Himmelreichs trifft, kommt noch ein Besonderes an sie, das ihre nächste Verdammnis drüben um so peinlicher macht. – Dieses Wehe nun ist aus Markus und Lukas in den Matthäus herübergetragen worden; und das eigentliche zweite Wehe bei Matthäus lautet also:

V. 15: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Judengenossen machet, und wenn er es worden ist, machet ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid.“

Hier erfahren wir das Eigentümliche, daß die Schriftgelehrten und Pharisäer der damaligen Zeit sich viele Mühe gaben, unter den Heiden Anhänger des Judentums, sogenannte Judengenossen oder, wie wir sagen, Proselyten für den jüdischen Glauben, zu gewinnen. Nach der Rede Jesu machten sie große Missionsreisen; und wenn sie nur einen fanden, den sie als gewonnen betrachteten konnten, so waren sie übergücklich und rühmten sich wohl auch dessen im Heimatlande, wenn sie ihn etwa mitbrachten. Sie zogen zu diesem Zwecke lieber in die Weite, weil in der Nähe, [wo] die Juden mit ihrem Gottesdienst bekannt waren, Judengenossen zu gewinnen weniger verdienstlich schien, als wenn den Heiden, die sie an sich lockten, nichts bekannt war.

Zu dieser Missionsarbeit kamen die Schriftgelehrten und Pharisäer wohl dadurch, daß sie die Verheißung wichtig nahmen, wie Abrahams Same ein Segen werden sollte für alle Geschlechter der Erde, daß überhaupt in den Propheten oft gesagt wird, wie Israel als auserwählt von allen Völkern die Bestimmung haben sollte, der Bote Gottes zu sein, der Knecht des Herrn, der als ein Licht unter den Heiden leuchtete. Häufig sind die Stellen vom Knecht des Herrn so, daß das Volk gemeint ist, während in anderen der zukünftige Repräsentant des Volks, der Messias, bestimmter angekündigt ist. Da wollten nun, wie es scheint, die Juden, denen die Zukunft des Messias in einer Person immer weniger gewiß war, die Messiasidee selbst verwirklichen und für sich mit Bekehrungsversuchen ein Licht der Heiden sein, wobei sie's freilich ganz verkehrt angriffen, indem sie mehr die Gesetzlichkeiten und Äußerlichkeiten ihrer Frömmigkeit den Heiden anpriesen, von einem Gott aber, der einen Retter senden werde zum Heil der Welt, nichts vorzutragen wußten, weil sie ja selbst nicht mehr recht daran glaubten. Überhaupt kam's den Pharisäern auf eine Erneuerung des Sinnes, die sie unter den Heiden schaffen wollten, nicht sonderlich an. – Positives, was die Heiden lernten, war der Glaube an den einigen Gott, gegenüber von der Vielgötterei des heidnischen Götzendienstes, wobei sie also vom Götzendienst abließen. Weil aber kein eigentliches Gottvertrauen in den Heiden, die bekehrt wurden, geweckt wurde, war der ganze Mensch solcher Judengenossen um nichts besser als [der] der Heiden; ja er wurde durch die ihnen beige-

brachten Äußerlichkeiten und Heucheleien nur abgestumpfter gegen die eigentliche göttliche Wahrheit.

Die Bekehrungen der Heiden durch die Pharisäer hatten hiernach gar keine Bedeutung. Denn statt daß die Heiden durch ihren Glauben an den einigen Gott, den Gott Israels, von Tod und Hölle befreit werden sollten, wurden sie nur noch mehr und unheilbarer verstrickt in die Bande der Hölle, wie der Heiland sagt: „Ihr machet aus ihnen Kinder der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid.“ Wir müssen aber unter der Hölle nicht die Verdammnis verstehen, die über gottwidrige Menschen am Jüngsten Tag ausgesprochen werden soll; sondern unter der Hölle ist die Totenwelt, die im Jenseits verschiedenen Peinzuständen unterliegt, von denen Jesus hätte befreien können, verstanden. Jene Judengenossen gewannen also für sich gar nichts durch ihre sogenannte Bekehrung, weil sie nach wie vor Kinder der unseligen Totenwelt blieben, und das um so mehr, weil sie ebenso und noch mehr unzugänglich für den Glauben an den in die Welt gekommenen Heiland blieben als die Juden selbst, wie Jesus sagt. Ja, der Heiland sagt, die bekehrenden Pharisäer machen aus den Heiden, wenn sie nach ihrer Weise sie zu Judengenossen machen, Kinder der Hölle, die es zwiefältig mehr wären denn sie selber, d. h. sie werden nicht nur Zugehörige der Totenwelt bleiben, an diese verfallen, sondern werden es sogar in doppelt höherem Grade.

Wie dieses zugehe, ist nicht recht klar. Aber wir müssen es dem Heiland glauben, der es sieht und weiß, wie Heiden, deren innerer Mensch falsch geleitet wird und unter fortgesetzter Einwirkung und Bearbeitung unechter Lehrer steht, noch viel mehr für die jenseitige Welt verlieren. Ihre vorherige heidnische Verstrickung an Mächte der Finsternis ist durch solch eine falsche Bekehrung nicht behoben worden; und nun kommen neue Verstrickungen durch Heuchelei, Hochmut, Sicherheit, Überschätzung ihrer selbst neben den niedrigen Leidenschaften, die nicht abgetan sind, dazu. Wieviel tiefer versinken sie da in Verstrickungen, die alle in der jenseitigen Welt eine finstere Vertretung haben. So macht sich alles bei dem unrecht Bekehrten schlimmer als bei dem, der ihn also bekehrt hat; und ist dieser ein Kind des Todes fürs Jenseits, d. h. ein Kind der Hölle, geblieben, so ist's bei dem, den er an sich gekettet hat, doppelt mehr, wie der Heiland sagt.

Immerhin könnten wir denken, wenn's der Heiland nicht sagte, es wäre zuviel gesagt. Soll's denn bei einem Heiden nicht besser sein, von der Vielgötterei zu dem Glauben an den einigen Gott zu kommen, als wenn er der einfältige Götzendiener bleibt? Was hilft ihm aber, müssen wir sagen, sein neuer Glaube, wenn dieser ihn nicht von den Banden der Finsternis, des Todes und der Totenwelt löst? Wohl ist er zu bedauern; aber der Irreführte bleibt er eben und hat den Schaden davon hier und dort, wenn der Heiland ihm nicht noch hienieden zugute kommt. Deswegen ist's nicht einerlei, ob man recht oder unrecht bekehrt wird. Bei uns herrscht wohl die Meinung, jede sogenannte Bekehrung oder besser Umwendung zu besserer Erkenntnis, wenn sie auch schiefege und falsch geleitet werde und den Menschen unrichtig, hart, widersprecherisch, rechthaberisch, sogar herrisch und händelsüchtig stellt zu seiner Mitwelt, sei eben doch eine Bekehrung und besser als keine. Damit versöhnt man sich mit allen Sekten und Parteien, auch mit solchen, die des Ungöttlichen gar zuviel an sich haben. Aber das Wort Jesu in unserer Stelle oder Sein zweites Wehe sagt's uns anders; und nach ihm kann's in unzähligen Fällen viel besser sein, die Leute blieben, was sie waren, als daß sie eine geistlich scheinende Übertünchung bekommen. Denn sie kommen nicht aus den Banden des Todes und der Hölle heraus und können gar durch ihre Einbildung, als wären sie wer weiß wieviel, die sie unempfindlich macht gegen das wahre Licht, doppelt härter und strammer gebunden werden, als sie vorher waren. Wer mit einem unrechten Geist „Land und Wasser umziehet“ – und recht kann er nicht stehen, wenn er, sich selbst berufend, seine Bekehrungsversuche nicht in seiner Nähe anstellt, sondern meint, dazu weit weggehen zu müssen, gar über den Ozean herüber –, um Seelen zu gewinnen, kann sich nicht beschweren, wenn Nachdenkende an die Worte Jesu sich erinnern, welche wir eben betrachtet haben, da der Heiland zu den Pharisäern sagt: „Ihr machet aus dem, den ihr zum Judengenossen machet, ein Kind der Hölle zwiefältig mehr, denn ihr seid.“ Es kam damals bei denen, die sie an sich zogen, keine Erlösung zustande. Sie blieben der Totenwelt zugehörig, an sie verfallen, ohne sich durch den angeblichen neuen Glauben, wie es sein sollte, vom Tod zum

Leben zu erheben. Wie mag's doch so oft bei uns ein Ähnliches sein? Vergessen wir aber nicht, daß der Herr hier nicht von der ewigen Verdammnis redet, sondern nur davon, daß unrecht Bekehrte, wie der Herr auch einmal sagt (Joh. 8, 24), „in ihren Sünden sterben werden“ und tot sind wie andere, bis zur Entscheidung am Jüngsten Tag.

## § 176 Jesu Strafpredigt

Dritter Abschnitt

Kap. 23, 16-26

Bis jetzt haben wir zwei von den sieben Wehe betrachtet, welche der Herr nach Matthäus über die Schriftgelehrten und Pharisäer ausgesprochen hat. Wie es mit denselbigen zu nehmen sei, haben wir im vorigen Blatte vernommen. Wir kommen nun zum dritten Wehe, indem wir das in V. 14, welches von den anderen Evangelisten hereingetragen ist, nicht unter den sieben rechnen. Es lautet:

V. 16: „Wehe euch, verblendete Leiter, die ihr saget: Wer da schwöret bei dem Tempel, das ist nichts; wer aber schwöret bei dem Golde am Tempel, der ist schuldig.“ – V. 17: „Ihr Narren und Blinden! Was ist größer, das Gold oder der Tempel, der das Gold heiligt?“ – V. 18: „Wer da schwöret bei dem Altar, das ist nichts; wer aber schwöret bei dem Opfer, das droben ist, der ist schuldig.“ – V. 19: „Ihr Narren und Blinden! Was ist größer, das Opfer oder der Altar, der das Opfer heiligt?“ – V. 20: „Darum, wer da schwöret bei dem Altar, der schwöret bei demselbigen und bei allem, das droben ist.“ – V. 21: „Und wer da schwöret bei dem Tempel, der schwöret bei demselbigen und bei dem, der darinnen wohnt.“ – V. 22: „Und wer da schwöret bei dem Himmel, der schwöret bei dem Stuhl Gottes und bei dem, der darauf sitzt.“

Es ist auffallend, daß den Schriftgelehrten und Pharisäern vom Herrn so viel Vorhalt gemacht wird über ein vieles, leichtes Schwören, da man es nicht erwartet, daß Leute, die sonst so fromm sein wollten, so viel mit dem Schwören sich befassen sollten. Bei uns wenigstens gilt es als sehr unförmlich, wenn man im

täglichen Verkehr allerlei Schwurformeln im Munde hat, nicht nur, wenn der Name Gottes darin vorkommt, wie man oft sagt: „Bei Gott“, sondern auch, wenn anderes als Schwur genannt wird. Vielleicht aber wollten die Schriftgelehrten und Pharisäer mit Eidesformeln ihre Reden würzen, gleichsam ernst und wichtig machen, als sprächen sie vor dem Angesichte Gottes, da es denn gerade ein Ausfluß ihrer Heuchelei war, die nur immer und in allem den Schein besonderer Frömmigkeit geben wollte. Übrigens haben sie bei ihrem Schwören immer bei anderem geschworen als bei Gott, so daß nicht gerade ein Mißbrauch des Namens Gottes damit verbunden war. Denn von gerichtlichem Schwören ist hier nicht die Rede. Auch bei uns scheuen sich viele, die stets eine schwörende Bekräftigung ihrer Rede zu allem geben, den Namen Gottes und des Heilandes auszusprechen; und so sind allerlei Redensarten und Schwurformeln im Gebrauch, die aber immer hinter ein Heiliges sich verstecken und darum zärteren Gewissen einen sehr unangenehmen Eindruck geben.

Übrigens ist es mit diesem Schwören im täglichen Leben eine eigene Sache. Viele haben die Gewohnheit, nur etwas Kräftiges ihren Versicherungen beizufügen, ohne gerade damit schwören zu wollen. Wir sollten uns aber dergleichen abgewöhnen, da es dem, der es tut, jedenfalls den Charakter der Leichtfertigkeit gibt, der sich für Jünger Jesu nicht schickt. Von solchem Schwören, bei dem man in der Regel keine besondere Absicht hat, redet der Herr in unserer Stelle nicht. Er denkt vielmehr an ein Schwören, mit welchem etwas erreicht werden will, das man mit einfachen Versicherungen nicht erreichen kann. Ferner denkt Er an ein Schwören, das dem Schwörenden eine Verantwortung zuziehen kann, wenn er dabei falsch schwört. Denn wenn sich die Schriftgelehrten und Pharisäer das eine Mal vorstellen, daß es nichts sei, das andere Mal, daß man daran schuldig werden könne, so handelt sich's um einen förmlichen Eid, nicht vor Gericht, aber gegen den Nächsten, wenn dieser zum Vertrauen auf ein Gesagtes ermuntert werden soll. Da waren sie gewohnt, Unterschiede unter den Schwüren zu machen, indem sie festsetzten, welcherlei Schwüre vor Gott, wenn sie unrecht wären, eine Bedeutung haben und welche nicht. Es gibt Leute, die jeden Eid, den sie hören, wichtig nehmen, die man also leicht fangen und

verführen und in großen Schaden bringen kann, wenn der Schwörende sich eine Schwurformel wählt, von der er glaubt, daß er mit ihr auch falsch schwören könne, ohne daß es ihm Gott als Meineid anrechne. Gesetzt nun, die Schriftgelehrten und Pharisäer haben das Volk in dem belehrt, welche Eide gelten und welche nicht, so nannte sie eben mit Bezug hierauf der Heiland verblendete Leiter, eigentlich blinde Wegweiser. Der Heiland redet noch glimpflich, indem Er nicht annimmt, daß sie aus Bosheit solche Unterschiede machen, sondern nur weil sie selber blind sind. Aber wie können Blinde Wegweiser werden! Vor dem Volke wurden sie denn da sehr bloßgestellt, indem ihnen der Heiland alle Eigenschaft, Wegweiser oder Anleiter für das Volk zu sein, abspricht. Er warnt mit jenem Ausdruck das Volk geradezu vor ihnen, weil sie durch sie als Blinde nur in Gruben geführt werden können.

Die Blindheit jener Volksführer stellt der Herr recht klar dem Volke vor, wenn Er sagt, wie sie den Schwur beim Tempel für geringer halten als den beim Gold am Tempel, worunter der Goldschmuck, Goldgefäße, vielleicht das Gold des Tempelschatzes verstanden wird. Von größerem Belang und als Verpflichtungsgrund des Eides bindender sollte denn doch der Tempel sein, der das Gold heiligt, wobei das heiligende Verhältnis als ein vom Tempel fortwährend auf das Gold übergehendes gedacht wird. Was wäre denn auch sonst das Gold? Ebenso einfältig ist's, wenn sie den Schwur beim Altar für unwichtig nehmen, dagegen den beim Opfer, das drauf liegt, für gültig. Hier ist wieder der Altar als der, der das Opfer heiligt, das Größere, so daß, wer beim Altar schwört, nicht nur bei diesem, sondern auch bei allem, was auf ihm ist, schwört, wie, wer beim Tempel schwört, eben damit nicht nur bei diesem, sondern auch bei dem, der drinnen wohnt, also bei Gott, dem Höchsten, schwört. So nahmen sie auch den Schwur beim Himmel unwichtig, während doch eben damit auch beim Stuhl Gottes, selbst bei dem, der drauf sitzt, also wieder bei Gott, geschworen wird. Über all der Unvernunft nennt sie der Heiland Narren und Blinde. Man denke nicht, daß der Heiland da etwas tue, was Er in der Bergpredigt uns verbietet, wenn es dort heißt (Matth. 5, 22): „Wer zu seinem Bruder sagt: du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig.“ Der Herr nennt jene

in heiligem Ernst das, was sie wirklich sind, ohne lieblos und ungerecht zu werden, während in der Bergpredigt der Herr von einem Scheltwort redet, mit welchem man lieblos und mit gemeinen Absichten seinem Nächsten den Verstand abspricht, da es einem Totschlag gleichkommt. – Das vierte Wehe, das der Herr ausspricht, lautet:

V. 23: „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Minze, Till und Kümmel und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Dieses sollte man tun und jenes nicht lassen.“ – V. 24: „Ihr verblendete Leiter, die ihr Mücken seihet und Kamele verschlucket!“

Das Gesetz verlangte, daß die Israeliten zur Unterhaltung der Leviten und Priester „alle Zehnten im Lande [von Samen des Landes] und von den Früchten der Bäume dem Herrn, dem sie heilig seien, geben sollen, ebenso von Rindern und Schafen usw.“ (3. Mose 27, 30ff.). Diese und andere Zehntvorschriften wurden von den Pharisäern nach herkömmlichen Satzungen auch auf die unbedeutendsten Erzeugnisse wie Minze, Till und Kümmel ausgedehnt. Sie konnten sich auf den Ausdruck des Gesetzes „alle Zehnten im Lande“ berufen; und mit großer Ängstlichkeit wollten sie das Gesetz beobachten als rechte Heuchler, die sich mit solchen Zehnteneinlieferungen recht wichtig machten, als wären sie damit dem Wohlgefallen Gottes unendlich nähergerückt als [die], die darin gleichgültiger waren. Gefordert konnten die Zehnten allerdings von allem werden, was auf dem Feld wuchs; aber in der Regel waren's mit den Kleinigkeiten freiwillige Zehnten, mit denen sie den Leviten eher lästig wurden. Während sie aber nicht ängstlich genug mit dem Zehnten sein konnten, fragten sie nach dem Schwersten im Gesetz nichts. Darunter sind nicht die schwerer zu erfüllenden, sondern die wichtigeren Bestandteile des Gesetzes verstanden. Denn was der Herr anführt, kann dem, der den Herrn fürchtet, nicht schwerer zu tun sein als Zehntengeben.

Das Wichtigere nämlich wäre das Gericht, die Barmherzigkeit und der Glauben, sagt der Herr. Unter Gericht ist die Entscheidung des Rechts und Unrechts verstanden, die Tätigkeit der Gerechtigkeit. Denn aus Schriftgelehrten und Pharisäern

bestanden die Richter; und eben solche Richter waren's, die Jesu immer auf den Fersen waren und auch jetzt in Seiner nächsten Nähe. Ob sie in allem nach dem Recht richteten, an dem lag ihnen nicht soviel [wie] an dem, das ja am Zehnten es in nichts fehlte. Die Barmherzigkeit darf vor Gericht auch nicht fehlen; und wie oft mögen sie hart gegen Unschuldige gewesen sein, wie gegen die Jünger des Herrn, wenn sie nicht strenge Beobachter der Aufsätze waren. Unter Glauben ist hier Treue verstanden, und zwar Treue gegen Gott und den Menschen. Das nämliche Wort, das Glauben heißt, bedeutet im Hebräischen und Griechischen auch Treue. Daher das Wort von Gott: „Der Glauben hält ewiglich.“ (Ps. 146, 6). Wenn der Herr hinzusetzt: „dieses sollte man tun und jenes nicht lassen“, so will Er damit nicht die übertriebenen Auslegungen des Gesetzes stehenlassen, obwohl Er, wenn es sich ums Tun handelt, nie ohne weiteres sagt: „Ihr seid einfältig, daß ihr dieses oder jenes tut.“ Ein Untersagen kann immer weit führen. Vielmehr will in Seiner Weise der Herr sagen: „Was ihr unterlasset (Gericht, Barmherzigkeit und Treue), solltet ihr tun; und zugleich was ihr tut (nämlich das Zehntgeben), solltet ihr nicht unterlassen.“ Jenes ist die Hauptsache; und das Untergeordnete, nämlich die Zehntbeobachtung, wird damit nicht aufgehoben, sondern nur in seine richtige Stellung gebracht.

Der Heiland schließt dieses Wehe mit den Worten: „Ihr verblendete Leiter, die ihr Mücken seihet und Kamele verschlucket.“ Die Juden pflegten den Wein, ehe sie ihn tranken, durchzuseihen, um nicht etwa ein unreines Tierchen mitzutrinken. Um nun keine Mücken verschlucken zu müssen, sind die Pharisäer aufs sorgfältigste mit Seihen bedacht; aber Kamele hinunterschlucken macht ihnen nichts aus. Es ist dies eine sprichwörtliche Redensart, welche besagen will: „In unbedeutenden, nichtssagenden Dingen seid ihr sehr gewissenhaft; aber in dem, was eigentlich Bedeutung hat und an dem alles liegt, könnet ihr alles hingehen lassen.“ – Das fünfte Wehe lautet:

V. 25: „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist's voll Raubes und Fraßes.“ – V. 26: „Du blinder Pharisäer, reinige zum ersten das Inwendige am Becher und Schüssel, auf daß auch das Auswendige rein werde.“

Wie sehr die Schriftgelehrten und Pharisäer darauf aus waren, Becher und Schüssel auswendig reinlich zu halten, ist aus manchen Stellen ersichtlich. Wie können die Gefäße aber rein erhalten werden, wenn ihr Inhalt unrein ist? Das nämlich, wovon sie voll sind, der Wein und das Essen, rührt her aus Raub und Unenthaltbarkeit. So ist das Wort Fraß zu nehmen. Raubgier und Unmäßigkeit hat sie angefüllt. Wenn das, so hat alles äußere Reinhalten keinen Wert, am wenigsten vor Gott. Wo Gott Raubgier und Unmäßigkeit sieht, ist Ihm alles schmutzig, daß Er's auch von außen nicht ansehen mag. Es ist auch merkwürdig, wie das sorgfältigste Reinigen ein Äußeres nie sauber macht, wenn das Inwendige unsauber ist. An Kleidern, in Wohnungen usw. kann man das oft sehr auffallend sehen, wie immer noch etwas an der Sauberkeit fehlt. Daher sagt der Herr: „Reiniget zum ersten das Inwendige an Becher und Schüsseln“, d. h. machet zuerst, daß der Wein im Becher nicht mehr aus Raub und Unenthaltbarkeit herührt oder daß nicht mehr Raubgier und Unmäßigkeit sie anfüllt. Denn dann kann, will der Herr den Pharisäern sagen, das eintreten, was ihr beabsichtigt, nämlich die Reinheit auch des Äußeren. So wird das Äußere nicht bloß rein erscheinen durch Putzen, sondern rein werden, indem es die Unreinigkeit verliert, welche es durch den Inhalt bei allem Putzen an sich hat, gleichsam aus dem Inhalt angezogen hat. Der Sinn ist: Solange Herz und Sitten unrein sind, kann es der Mensch mit keiner äußeren Reinigkeit zu einer Reinheit bringen. Der Heiland läßt bei jedem Wehe es durchblicken, wie es sich immer von selbst durch natürliche Folge macht.

## § 177 Jesu Strafpredigt

Vierter Abschnitt

Kap. 23, 27-34

Wir fahren fort, die Wehe zu betrachten, welche der Herr über die Schriftgelehrten und Pharisäer aussprach. Das sechste Wehe lautet:

V. 27: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr

Heuchler, die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen; aber inwendig sind sie voller Totenbeine und alles Unflats.“ – V. 28: „Also auch ihr. Von außen scheint ihr vor den Menschen fromm; aber inwendig seid ihr voller Heuchelei und Untugend.“

Hatte der Herr im vorigen Wehe von der Unreinigkeit von Becher und Schüsseln gesprochen, wie sie bei den Pharisäern trotz alles Reinigens und Putzens war, weil die Geschirre inwendig voll Raubs und Fraßes seien, so spricht der Herr jetzt von der Person selbst der Schriftgelehrten und Pharisäer, mit welcher es ebenso wie mit ihren Geschirren sei. Sie sehen sich wohl von außen geputzt und fromm an, sind aber inwendig voller Heuchelei und Untugend. Solches sagt ihnen der Herr unter einem Bilde. Er nennt sie übertünchte Gräber, „die auswendig hübsch scheinen, aber inwendig voller Totenbeine und alles Unflats“ seien. Die Juden waren nämlich gewohnt, jährlich an einem bestimmten Tage die Gräber mit Kalktünche zu weißen, nicht des Schmuckes wegen, sondern um diese Orte, deren Berührung verunreinigte, kenntlich zu machen. Indessen bekamen die Gräber doch dadurch ein anmutiges Äußeres. Den Gebrauch mit dieser Übertünchung der Gräber leiten die Rabbinen von der Stelle in Ez. 39, 14-15 ab, wo gesagt wird, daß Leute angestellt worden seien, welche im Lande umhergehen und, wo sie Menschenbeine sahen, dabei ein Mal aufrichten mußten, „bis die Gräber in Gogs Haufental begraben wurden“. Daß aber die Berührung von Toten unrein macht, ist bekannt (4. Mose 19, 16), wohl weniger, daß schon das Gehen über Totengräber unrein machte. Die Schriftgelehrten und Pharisäer nun taten alles, um von außen fromm und rein zu erscheinen, daß man schon von ferne sie erkennen sollte – wie die Gräber durch die Tünche – als heilige Leute, auch unnahbar um ihrer Heiligkeit willen, aber umgekehrt, daß man mit seiner Person sie zu verunreinigen schien, nicht sich an ihnen wie an den Gräbern. Je mehr sie aber das Bestreben hatten, sich vor der Mitwelt als schön und fromm herauszuputzen, desto unreiner wurde ihr Inwendiges, weil das voller Heuchelei wurde und dann auch, wie immer, wo Heuchelei ist, voller Untugend, die nicht nur inwendig schlummerte wie bei anderen Menschen, die sie nur nicht herauslassen

(Matth. 15, 19-20), sondern als Neid, Stolz, Geringschätzung anderer, Geiz und Härte usw. hervortrat, so daß ihr Inwendiges einen Gestank von sich gab wie aus Gräbern heraus, wenn der Modergeruch aus denselben einen Ausgang findet. Bis zum Ekel häßlich konnte anderen ihre Heuchelei werden.

In der Strafpredigt, die bei Lukas (Kap. 11) vorkommt, wird in V. 44 das Bild von den Gräbern anders genommen. Dort sagt der Herr, sie seien wie verdeckte Totengräber, darüber die Leute laufen und kennen sie nicht, an denen sie also unversehens sich verunreinigen, weil eine heuchlerische Art etwas ungemein Ansteckendes hat. – Wir kommen zum siebenten und letzten Wehe, welches heißt:

V. 29: „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Propheten Gräber bauet und schmücket der Gerechten Gräber“ – V. 30: „und sprecht: Wären wir zu unsrer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht teilhaftig sein mit ihnen an der Propheten Blut.“ – V. 31: „So gebet ihr zwar über euch selbst Zeugnis, daß ihr Kinder seid derer, die die Propheten getötet haben.“ – V. 32: „Wohlan, erfüllet auch ihr das Maß eurer Väter.“ – V. 33: „Ihr Schlangen, ihr Ottergezücht, wie wollet ihr der höllischen Verdammnis entrinnen?“

Unter dem Bauen der Gräber ist das verschönernde, befestigende und erweiternde Reparieren und Ausbauen der Grabstätten der Propheten verstanden, welches also etwas anderes ist als das Übertünchen der Gräber, von welchem vorhin die Rede war. Die alten Gräber bei Jerusalem, die jetzt so genannten „Gräber der Propheten“, waren sehr merkwürdig und wurden vielfältig angestaunt. Um so schmerzlicher war's, die Ausschmückung durch solche Leute bewerkstelligt zu sehen, die im Grunde dasselbe sind, was die, welche die Propheten getötet haben. Wenn der Herr sagt: „Ihr sprecht“, so geschieht das eben mit der Herstellung der Gräber, da es war, als sagten sie: „Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen usw.“ Eigentlich ist der Sinn der Worte „Wenn unsere Lebenszeit die unserer Väter wäre, so würden wir des Bluts unserer Väter nicht teilhaftig, würden wir uns nicht an dem Töten der Propheten beteiligen.“

Der Heiland findet nun das bezeichnend, daß sie sich selbst das Zeugnis geben, sie seien Kinder jener Prophetenmörder,

weil sie diese ihre Väter heißen. Die Pharisäer sagen's freilich nur mit Bezug auf ihre leibliche Abstammung; aber der Heiland folgert daraus auch ihre geistige Abstammung von den Vätern. In ernstem und einschneidendem Tone will Er sagen: „Wenn ihr so von euren Vätern redet, so leget ihr damit das Selbstzeugnis ab, daß ihr zum Geschlecht der Prophetenmörder gehöret.“ „So erfüllet denn auch ihr“, fährt Er fort, „das Maß eurer Väter, indem ihr ein mit dem Tun eurer Väter gleiches Tun euch zuschulden kommen lasset. Füllet auch ihr das Maß, mit dessen Auffüllung eure Väter beschäftigt waren.“ Solches Füllen des Sündenmaßes der Väter geschah damit, daß sie Jesum und Seine Diener zum Tode brachten. Der Herr gibt ihnen zu verstehen, wie Er auf alles gefaßt sei, was sie gegen Ihn schmiedeten, daß Er nichts anderes eben von ihnen, die so gar anders als ihre Väter zu sein meinten, erwarte, als was den Propheten widerfahren sei. Man sollte denken, solche Reden werden Eindruck auf Seine Gegner gemacht haben. Diese aber waren härter als Stein und wurden immer unempfindlicher und widriger gegen den Herrn gestimmt, je mehr sie an ihr Vorhaben von Ihm erinnert wurden. Es war, als ob sie es Ihm übelnahmen, daß Er von ihnen das denke, was sie vorhatten. Man soll sie nur als fromm, ja nicht als Mörder erkennen!

Schlangen und Ottergezüchte nennt denn der Herr sie auch, weil sie durch alles eine Schlangenlist zeigten, das zu verdecken, was sie waren, und weil sie dann auch ihr tödliches Otterngift heimlich auswarfen. Mit einem Jammergeföhle spricht es der Herr noch aus, daß sie der höllischen Verdammnis, welcher sie zu entreißen Er doch da war, nicht entfliehen würden. Statt „höllische Verdammnis“ heißt es genauer: „Das Gericht der Gehenna“, d. h. der Hölle, in welcher die Totenwelt seufzt, leidet und Pein hat. Die Pharisäer können nach dem Tode nicht, um es so auszudrücken, wie Lazarus in Abrahams Schoß, sondern nur wie der reiche Mann in die Hölle und Qual kommen, aus welcher vorerst kein Entkommen möglich ist, darin auch die Pein nicht einmal erleichtert werden kann. Die ewige Verdammnis, die wohl noch zu fürchten ist für solche Menschen am Jüngsten Tage, ist noch nicht gemeint. Der Herr denkt immer an das Nächste, was den Menschen erwartet. Er sieht und

kennt auch die Hölle der unselig Verstorbenen, die der Bedeutung nach mitunter die Qual des zukünftigen Feuers nach dem großen Gericht haben kann. O wie schrecklich, die Qual und Pein gleich nach dem Tode beginnend sich denken zu müssen, wie es ja bei dem reichen Manne gewesen ist! Wer aber, wenn er die frommen und heiligen Schriftgelehrten und Pharisäer sah, hätte denken können, daß sie vornehmlich diese schreckliche Aussicht für sich hätten?

Hören wir, wie der Herr noch weiter aus bewegter Seele redet, die traurige Zukunft des Volks schildernd, die zunächst kommen werde, ehe es würde sprechen können: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn.“ Zuerst redet Er mehr mit Bezug auf die Oberen Israels, nachher mehr mit Bezug auf die Stadt und das Volk überhaupt. Zuerst heißt es:

V. 34: „Darum siehe! Ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte. Und derselbigen werdet ihr etliche töten und kreuzigen; und etliche werdet ihr geißeln in euren Schulen und werdet sie verfolgen von einer Stadt zu der anderen.“

„Darum siehe!“ beginnt der Herr. Es steht das in Verbindung mit dem, daß sie der höllischen Verdammnis nicht entrinnen werden. Nur um so gewisser geht das an den Schriftgelehrten und Pharisäern in Erfüllung. Denn kommen die Propheten usw., so wird ihnen Anlaß gegeben, an diesen Mörder zu werden. Diese Folge der Sendung der Propheten ist so gewiß, daß man sagen könnte, die Propheten werden ebendarum gesandt, daß die Gegner erst recht das Maß ihrer Sünden erfüllen könnten. Es ist dies eine gewöhnliche prophetische und biblische Ausdrucksweise, als ob in dem, was Gott tut, eine Absicht liege, die Gegner oder Seine Feinde daran zu Fall zu bringen. Wenigstens nimmt Gott in Seinem Handeln keine Rücksicht darauf, daß es für viele eine üble Folge hat, wie wenn Er darum es nicht tun wollte. Nein, gerade darum tut Er's, damit Seinen Feinden Anlaß gegeben werde, vollends ganz herauszugeben, was sie sind.

Der Herr redet von Propheten, Weisen und Schriftgelehrten, die Er senden werde, und hebt's mit großem Nachdruck hervor, daß Er es sei, der sie sende. Wenn auch zunächst die Apostel es sind, die der Herr ausschickte und mit welchen

die Propheten und Weisen und Schriftgelehrten würden repräsentiert sein, so können's doch die jetzt nicht sein, die der Heiland meint, zumal sie gegenwärtig waren, da eine Rede dieser Art mit Bezug auf sie kaum passend war. Vielmehr denkt der Herr an die spätere Zukunft, in welcher Er die geeigneten Personen schicken werde, um womöglich durch sie noch auf die Bekehrung des Volks zu wirken. Den Aposteln freilich widerfuhr auch schon das, was der Herr hier sagt. Sie wurden zum Teil getötet, auch gekreuzigt; aber auch die später Ausgesandten hatten stets dasselbe Schicksal und das bis über die Zeit hinaus, da Israel kein Staat mehr war. Das wichtigste dabei für Seine Zuhörer war, daß diese nicht denken durften, mit dem Tode Jesu werde Sein Wirken aufhören. Er wird vielmehr in einer Lage sein, in der Er noch viel mehr Befähigung hat, tätig zu sein, als jetzt. Aus der Unsichtbarkeit heraus wird Er wirken, was andeutet, welchen Rang Er auch bei Gott einnehmen werde. Obwohl Er nicht mehr auf Erden ist, ist Er es doch, der die Propheten sendet, und zwar nicht nur die, die Er hienieden noch aufstellt, sondern die, welche bis zu Seiner Wiederkunft noch werden nachgesendet werden, bis auf die Zeit hin, da alles rufen wird: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ (23, 39). Wir dürfen also wohl das Wort: „Ich sende“ in umfassenderem Sinne nehmen, daß Er fortgehend bis ans Ende der Tage senden werde, ja gegen das Ende hin ganz besonders viele, wenn es noch auf ein Resultat einer allgemeinen Anerkennung Jesu hinauslaufen soll.

Propheten ganz in der Art, wie sie vor alters waren, die als solche Glaubensforderungen an das Volk sollten stellen können, sind nicht gemeint und können auch nicht gemeint sein, weil ja im Neuen Bunde eigentlich alle von Gott gelehret sein, also etwas von dem Charakter eines Propheten haben sollten, denen der Geist auch selbst vieles sagen konnte, was einst nur durch die Propheten ans Volk gebracht werden mußte. Wieviel mehr die, welche der Herr Jesus sendet, Propheten sein werden, zeigen die Beisätze an: „und Weise und Schriftgelehrte“, Worte, welche eigentlich nur eine Umschreibung des Worts „Propheten“ sind. Sie bekommen und haben besondere Aufschlüsse über die Schrift, und zwar so, daß jeder selbst imstande ist, sie zu prüfen



und wertzuschätzen als solche, wie sie wirklich in der Schrift liegen. Neue Offenbarungen, die nicht an die Schrift sich anlehnten, sind also nicht mehr durch solche Propheten zu erwarten, was wir besonders gegen das Ende der Tage festzuhalten haben, da viele falsche Propheten auftreten werden, die eben mit Neuem sich hervortun wollen. Deswegen heißen auch die beiden in der Offenbarung zunächst nur Zeugen, obwohl sie auch weissagen werden. Wenn der Herr von Seinen Propheten sagt, daß sie würden gekreuzigt werden, so wissen wir ja, wie Petrus gekreuzigt wurde, auch Simeon, der Bruder Jesu. Von anderen weiß man nur darum nicht, weil überhaupt wenig Nachrichten aus der ersten Zeit übriggeblieben sind. Sonst redet der Herr von der Hinrichtungsart, welche die Römer an Nichtrömern im Gebrauch hatten. Übrigens läßt die Offenbarung ziemlich durchblicken, daß die beiden Zeugen, die noch kommen sollen, auch würden einmal gekreuzigt werden, wenn „die große Stadt (d. h. Jerusalem), die da heißt geistlich: die Sodoma und Ägypten, da unser Herr gekreuzigt ist“, genannt wird (Offb. 11, 8).

## § 178 Jesu Strafpredigt

Schluß

Kap. 23, 35-39

Wir haben das letzte Mal abbrechen müssen und schließen heute die Betrachtung der Strafpredigt Jesu. Der Heiland hatte gesagt: „Ihr, die Oberen und das Volk miteinander, werdet die Propheten, Weise und Schriftgelehrte, die ich sende, töten, kreuzigen, geißeln und verfolgen von einer Stadt zu der anderen.“ Das, was der Herr hierauf als Nachsatz sagt, ist es, an dem wir stehengeblieben sind. Es heißt:

V. 35: „Auf daß über euch komme alle das gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden, von dem Blute an des gerechten Abel bis aufs Blut Zacharias, Barachiä Sohn, welchen ihr getötet habt zwischen dem Tempel und Altar.“ – V. 36: „Wahrlich, ich sage euch, daß solches alles wird über dies Geschlecht kommen.“

Hiermit wird weiter gesagt, daß die Behandlung der Propheten, Weisen und Schriftgelehrten, die der Herr senden werde, von seiten des Volks die Folge haben werde, daß alles gerechte Blut, welches von Abel an bis auf Zacharias vergossen worden sei, nun würde am jetzigen Geschlechte gerochen werden. Gott hatte lange mit einiger Geduld zugesehen, wie Gerechte und Propheten einer nach dem anderen hingewürgt wurden. Jetzt wird das Maß voll. Denn wie die höchste Gottlosigkeit sich in dem kundtat, daß sie auch den Sohn Gottes dem Kreuzestode hingaben, so wird jetzt zumal alles Blut gefordert an Israel, daß endlich einmal ein Beispiel statuiert werde, wie über alle Maßen himmelschreiend solches Morden der Gerechten und Propheten vor Gott ist. Mit einem Mal zeigt sich jetzt der ganze Grimm Gottes über solche Prophetenmörder, die ohnehin Anlaß genug gehabt hätten, nicht mehr in die Fußstapfen der früheren Mörder zu treten, sondern in sich zu gehen und andere Pfade einzuschlagen. Aber gerecht ist Gott; und wenn die Sünde unerkant und ungerochen bleibt und keine Buße erfolgt, so muß sie gestraft werden, und jetzt, gleichsam alle Sünden zusammen über einen Haufen, mit der Zerstörung Jerusalems, der schrecklichsten, die nur die Geschichte der Menschheit kennt.

Der Herr erwähnt des Propheten Zacharia, Barachiä Sohn, der zwischen dem Tempel und Altar getötet worden sei, als des letzten, von welchem die Geschichte des Alten Testaments so etwas erzählt. Es bezieht sich das auf die Geschichte, da der König Joas den Sacharja, den Sohn Jojadas, im Hofe am Hause des Herrn hinrichten ließ (2. Chr. 24, 20-21). Dieser starb mit den Worten: „Der Herr wird es sehen und suchen“, Worte, welche besonders zu dem passen, wie der Herr von diesem Morde redet, daß an Juda alles Blut von Abel an bis zu Sacharja gesucht werden würde. Wenn dieser Sacharja in unserer Stelle der Sohn Barachiä genannt wird, so ist's nur eine Verwechslung mit dem anderen Propheten Sacharja, von dem wir noch Schriften haben und welcher der Sohn Barachiä war (Sach. 1, 1). Jesus selbst hat wohl den väterlichen Namen gar nicht genannt, wie in Luk. 11, 51; und derselbe kam erst aus dem Munde der urevangelischen Überlieferung herein, und zwar

irrig, wie denn auch das verlorengegangene Hebräerevangelium, aus welchem unser Matthäus ein Auszug ist, den väterlichen Namen richtig hatte, wie man weiß. Der Heiland aber hat Abel und Zacharja genannt, weil dieser Zacharja der letzte Prophet war, der nach den geschichtlichen Büchern des Alten Testaments als Prophet getötet wurde. Sonst ist der Prophet Uria (Jer. 26, 23) erst später hingerichtet worden. Mit großer Bestimmtheit sagt nun der Herr (V. 36), wie diese Blutschulden alle auf das jetzige Geschlecht kommen würden. In das jetzige Geschlecht nämlich, welches des Blutes am Sohne Gottes schuldig wurde, des unverzeihlichsten von allem, ist gleichsam aller prophetenmörderischer Geist, der sich von Abel an kundgegeben hatte, hereingefallen, daß es ist, als hätte das Geschlecht einen Anteil an allen früheren Blutschulden mit seiner Tat empfangen.

Der Heiland sieht am Schlusse von den Schriftgelehrten und Pharisäern ab und redet mit Bezug auf die Stadt und das Volk überhaupt. Er fährt fort:

V. 37: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Kichlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt.“ – V. 38: „Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden.“ (Jer. 22, 5; Ps. 69, 26). – V. 39: „Denn ich sage euch: Ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen, bis ihr sprecht: Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn.“

Indem der Herr noch von Jerusalem und seiner schrecklichen Zukunft redet, ist Sein Herz weich bewegt, wie wir's fühlen können. Schon das zweimalige Ausrufen des Namens Jerusalem zeigt's an. Wenn Er die Stadt aber die nennt, welche die Propheten töte und steinige, die zu ihr gesandt sind, so könnte man zu denken versucht sein, als sei's ja nicht sie, sondern seien's die Oberen, die es tun. Wie leicht aber der Sinn einer ganzen Stadt sich in das hereinflindet, was die Oberen tun, hat sich gerade bei Jesu gezeigt. Keine Stimme erhebt sich für Jesum; und als das Volk das Recht erhielt, einen Gefangenen sich herauszubitten, läßt es sich beschwatzen; und es bittet um den Mörder. So fällt auf alles Volk die Schuld; und beim Heiland sagen sie sogar noch (Matth. 27, 25): „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“

Wenn der Heiland sagt: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen“, so hat's den Anschein, als sei Er viel öfter in Jerusalem gewesen, als die Geschichte erzählt. Doch kann man sagen, auch weniger Besuche hatten bei Jesu die Bedeutung von vielen. Denken wir nur, wie gleich beim ersten Besuche nach Johannes alles Volk angeregt wurde durch die Tempelreinigung und durch viele Zeichen, die Er tat, welche auch einen Nikodemus antrieben, bei Nacht Jesum zu besuchen. Jedenfalls hat ganz Jerusalem oft hören können Seine einladende Stimme zum Reiche Gottes, das mit Ihm eröffnet wurde. Aber sie blieben ferne von Ihm, machten [sich] nichts aus Ihm, ließen's immer beim alten, ohne zu neuen Gesinnungen und Bestrebungen sich anleiten zu lassen. Der Herr hat der Stadt Schutz geben wollen gegen die Angriffe der Finsternis und alles angeboten, was sie hätte aus dem Tode herausreißen können. Das nennt Er das Locken einer Henne, die ihre Kichlein gerne unter ihre Flügel nimmt, wenn der Adler über ihnen schwebt. O wie gerne nähme unser Heiland uns unter Seinen Schirm und Schutz! Aber sie wollten nicht, wie man das auch bei der Henne anschaulich hat, deren Locken von ihren Kichlein oft gar nicht beachtet wird.

Jetzt aber soll ihr Haus ihnen wüste gelassen werden. Israel bildet gleichsam ein Haus, welches alle umfaßt und [wo]rin alle ihre Heimat haben. Haus bezeichnet hier den ganzen Staat. Dieses Haus wird ihnen als ein wüstes überlassen werden, d. h. sie werden sich selbst überlassen werden, ohne ferner den geringsten Schutz von oben zu haben. Der Heiland wäre gerne selbst ihr Schutz gewesen und war's auch bisher, mehr als offenbar war, daß in der Zeit Seines Wirkens in Palästina eine überaus ruhige Zeit gewesen war, wie weder vorher noch nachher. Wäre Er geblieben, so hätte die Stadt einen Schutz gehabt, unter dem ihr niemand hätte widerstehen können. Aber wie schmerzt's Ihn, kein Schutz mehr ihr sein zu können, weil sie Ihn ja selbst verwarf. Es bleibt bedeutsam, daß der Heiland nur von einem Verbleiben der Wüste redet und nichts davon erwähnt, daß das Haus Israel wieder einmal etwas werden würde. Das Gute, das noch kommt, ist allein die Wiederkunft Jesu zu Israels Heil. Kein Wiederaufbau der Stadt und keine Wiederherstellung des jüdischen Staats.

Sehen, sagt Er zuletzt, werden sie Ihn von nun an nicht mehr bis zur Zeit Seines Wiederkommens. Nicht nur Ihn [nicht], sondern überhaupt keinen Messias werden sie ferner sehen. Indessen sagt der Herr hier ein wunderbares Wort, welches darauf hindeutet, wie Israel zuletzt noch bekehrt sein wird zum Herrn, entweder kurz vor Seinem Kommen oder unter Seinem Kommen überzeugt werden wird, daß Er's sei, auf den gewartet worden war. Wieviel muß doch vorausgegangen sein, und wie versöhnt mit Seinem Volke muß der Heiland erscheinen, wenn sie getrost rufen können: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Einen tiefen Eindruck mußten jetzt schon die Worte Jesu auf die, die sie hörten, machen. Sie sahen, wie Er nicht an Seinem Sieg [...] zweifelte, nicht an der Rettung Israels, so auch nicht an der Rettung der ganzen Welt, wenn sie Ihn auch aus der Welt schaffen. Der Rat Gottes zur Erlösung aller Welt geht doch durch Ihn in Erfüllung, Er bleibt ihr Heiland und Seligmacher, bis zuletzt auch die große Schar, die niemand zählen kann, schreien wird (Offb. 7, 10): „Heil sei dem, der auf dem Stuhl sitzt, unsrem Gott und dem Lamm!“

### § 179 Der Witwe Scherflein

Mark. 12, 41-44 und Luk. 21, 1-4

Wir haben früher schon gesagt, daß wir ferner nicht bei Matthäus allein stehenbleiben, sondern auch anderes hereinnehmen wollten, was die anderen Evangelisten erzählen und Matthäus nicht, sofern es in den Zusammenhang gehört. So wollen wir jetzt die kleine Geschichte von den Scherflein, welche die Witwe opferte, nicht übergehen, die nach dem Zusammenhang in den anderen Evangelien hierhergehört. Man sieht es an ihr, wie unbefangen der Herr Jesus in Seiner Strafpredigt an die Pharisäer und Schriftgelehrten gewesen ist, da Er nun gleich darauf [sich] ruhig und still hins[e]tzen konnte, ohne weiter zu reden oder tätig zu sein, wie um ein wenig auszurufen. Es ist das um so bemerkenswerter, als Er das ruhige Viertelstündchen nicht an einem einsamen Orte aufsuchte, fern

von denen, die Er so ernstlich gestraft hatte, sondern gerade da, wo Ihn die Gestraften ganz in Sicht hatten, die jetzt zum Teil noch einmal etwas ihnen Unliebsames hören mußten. Wir lesen:

Mark. 12, 41: „Und Jesus setzte sich gegen den Gotteskasten und schauete, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten; und viel Reiche legten viel ein.“ – V. 42: „Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein, die machen einen Heller.“

Es ist wohl schwerlich zufällig gewesen, daß jetzt gerade viele Beisteuern in den Gotteskasten fielen; vielmehr mag es eine Stunde eines bestimmten Tags gewesen sein, in welcher die Besteuernden herkamen nach einer von den Oberen getroffenen Anordnung. Denn die Gebenden haben's gerne, in Gemeinschaft miteinander zu kommen, daß das Geben eine gewisse Feierlichkeit haben soll; und die Reichen fanden so mehr Gelegenheit, mit ihren ansehnlichen Gaben zu glänzen. Der Gotteskasten, eigentlich Schatzverwahrung, Schatzkasten, aber mit Recht von Luther als Gotteskasten angesehen, weil nach Lukas (21, 4) die Einlage ein Opfer Gottes hieß, war zur Aufnahme milder Beiträge sowie der Tempelsteuern bestimmt. Er stand im Vorhof der Frauen und soll, wie die Rabbinen angeben, aus dreizehn trompetenförmigen ehernen Kästen bestanden haben. Das Geld, das sie einlegten, war meist Kupfergeld, worauf auch das hier gebrauchte griechische Wort hinweist. Der Herr nun setzte sich so, daß Er gegen die Opferkästen hinsehen konnte. Es war aber ein Sitzen auf dem Boden, wie das immer im Morgenlande war und bis heute noch üblich ist, da von Stühlen und Bänken im ganzen Vorhof nichts zu sehen war. Seine Jünger bewegten sich im Augenblicke etwas freier, doch immerhin in Seiner Nähe.

Es kamen nun viele Reiche, welche viel einlegten. Man konnte es sehen, daß es viel war, wohl auch hören, indem bei großen Kupfergaben ein Klirren und Hinunterrollen bis auf den Grund vernehmlich wurde. Die Gebenden wußten auch langsam Stück für Stück einfallen zu lassen, daß man ordentlich, wenn man wollte, nachzählen konnte. Die Sucht, vor den Leuten zu glänzen, verstand es, auf allerlei Weise es bemerklich zu machen, wohl auch die Augen ein wenig umherlaufen zu lassen, ob man ihre Einlage bemerkt hätte. Vielleicht sahen sie es denn auch nicht ungern, daß Jesus in der Nähe war und hersah, indem sie

dachten, Er werde wohl wieder einen besseren Begriff von der Frömmigkeit der Pharisäer usw., deren jedenfalls viele da waren, bekommen, wenn Er bemerke, wieviel sie ihrem Gotte für den Tempel darzureichen willens waren.

Unter den vielen und Reichen kam auch eine arme Witwe, eine einzige, wie es im Texte heißt; denn Personen, dazu Witwen, die so arm waren, stellten sich wohl selten beim Gotteskasten ein, schon weil sie sich schämten, ihre kleinen Einlagen, die sie doch nicht größer machen konnten, sehen zu lassen. Gerade deswegen, weil sie die einzige Arme war, wurde die Witwe wohl auch sonst bemerklich mit ihrer geringen Gabe, die ihr sogar von stolzen Reichen übelgenommen werden konnte. Man sah sie zwei Scherflein einlegen, die so dünn waren, daß sie sie [gleichsam] von ihren Fingern wegstreichen mußte, weswegen man es deutlich sah, wie sie die Scherflein gab. Sie gab deren zwei, die miteinander nicht über den Wert unseres Pfennigs gingen. Als arme Witwe hätte sie es auch bei einem einzigen Scherflein bewenden lassen können; aber sie gibt beide hin, vielleicht weil es so gewöhnlich war, daß man im Verkehr immer zwei solcher Scherflein zusammennahm, weil eins zuwenig ausgereicht hätte und für alles zu gering war. Jedenfalls hat die Witwe mit dem Doppelten es besser bezeugen können, daß sie willig gab und gerne so gab, daß es einigermaßen noch einen Wert sollte haben. Hören wir nun, was Jesus dazu sagt:

V. 43: „Und Er rief Seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch, diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt denn alle, die eingelegt haben.“ – V. 44: „Denn sie haben alle von ihrem Übrigen (Lukas: Überfluß) eingelegt (Lukas: Zu dem Opfer Gottes); diese aber hat von ihrer Armut alles, was sie hat, ihre ganze Nahrung, eingelegt.“

Der Herr war so bewegt, daß Er gleich Seine Jünger zu sich berief, um über das, was Er gesehen, mit ihnen zu sprechen. Es ließen sich wohl viele, die es auch bemerkten, mit spöttelnden Mienen sehen, und Leute, die meinten, die Witwe hätte mit ihren Scherflein daheim bleiben können. Vielleicht lächelte auch [der] eine oder der andere Jünger dazu. Der Heiland aber will gerade hier Seinen Jüngern eine Belehrung geben, wie sie auch Geringes zu schätzen und hochzuhalten hätten, was Arme tun,

und wie die edelste Gesinnung gerade hinter dem Unscheinbaren versteckt sein könne, so daß namentlich Gebende nicht nach dem äußeren Wert ihrer Gabe zu beurteilen seien. Er vergleicht denn die Einlage der Witwe mit der der anderen und sagt, sie hätte mehr eingelegt als die anderen alle. Denn eine Gabe ist groß, wenn jemand mit ihr nahezu sein alles oder gar alles hingibt. Das Auge des Herrn hat tiefer gesehen als andere Menschen, namentlich daß die Witwe mit ihren Scherflein alles gab, was sie an Barschaft besaß, „ihre ganze Nahrung“, d. h. alle ihre gegenwärtigen Mittel zum Lebensunterhalt. Ein Mensch nun, der es über sich bringen kann, alles hinzugeben, was er hat, der gilt beim Heilande besonders viel. Wir wissen ja, wie hoch es den Jüngern angerechnet wurde, daß sie alles verließen, um Jesu nachzufolgen; und wenn jener Jüngling, der fragte, was er Gutes tun solle, um das ewige Leben zu erlangen, wirklich, wie ihm zuletzt der Heiland anriet, alles, was er hatte, verkauft hätte, wieviel hätte er in den Augen des Herrn gegolten?

Mehr als sein alles kann ja ein Mensch nicht geben; und wer's tut, steht immer über dem, der, wenn er noch soviel gibt, noch etwas übrigbehält. Es wird darunter der vollkommene Glaube vorgebildet, der sich auf nichts gestellt sieht und ohne Sorgen und Grämen sich auch auf nichts stellen kann. Wie schwer das ist, auch sein Letztes hinzugeben, das muß man erfahren haben. Da erst muß der Mensch ganz auf Gott vertrauen; und kann er sich oft nur noch an wenig halten, das er hat, so nimmt ihm oft das viel oder alles von seinem Gottvertrauen. Sein übriges ist gleichsam sein Gott. Denken wir an Ananias und Sapphira (Apg. 5, 1ff.). Die verkauften ihre Güter, um alles in die Hände der Apostel zum Gemeingut zu legen. Plötzlich besinnen sie sich. „Alles? Da setzen wir uns“, dachten sie, „gar zu sehr aufs Trockene; etwas wenigstens sollten wir doch davon zurücklegen, um einen Notpfennig zu haben.“ Daneben aber wollten sie doch die sein, die alles gegeben hätten. Daß der natürliche Mensch so redet und denkt, das begreifen wir; daß aber der, der auch sein Letztes, wenn's nun einmal die Umstände erfordern, geben kann, allein der rechte Mann des Glaubens ist, werden wir auch begreifen. Sonst fordert's der Herr gerade nicht. Auch jene Eheleute hätten's nur sagen dürfen, sie hätten etwas für sich behalten; und niemand hätte

etwas dagegen gesagt. Aber doch dürfte uns unzählige Male die Witwe mit ihren Scherflein einfallen, da wir so gerne mit allerlei Entschuldigungen dem Geize und der Unbarmherzigkeit zu dienen versucht sind, weil wir ein übriges glauben absolut nötig haben zu müssen.

Allerlei Betrachtungen können wir noch an die einfache Geschichte der Witwe anschließen: 1.) Ganz zurückbleiben unter dem Vorwand, wir hätten's nicht, ist wenigstens keine göttliche Handlungsweise. Mit dem Geringsten, das wir tun, können wir wenigstens Interesse, Teilnahme und Gottesfurcht zu erkennen geben. – 2.) Bei allen Kollekten für Arme, für Mission, für sonstige Anstalten sind die Gaben der Armen und Unvermögenden, wenn sie auch nicht durchschlagend sind, doch immer die größten, die gegeben werden, weil das übrige bei ihnen verhältnismäßig nicht viel ist und weil, was sie geben, oft nahezu ihr Äußerstes ist, neben dem schon Mangel und eigene Not anfängt sich geltend zu machen. – 3.) Große Gaben Reicher und Vermögender dürfen um das, daß den Gebern viel übrigbleibt, nicht geringe angeschlagen werden; und die Geber verdienen für ihre Opfer und ihr gutes Herz darunter alle Anerkennung. Sie sind auch die, welche überall imstande sein müssen, einzutreten; und für sie ist es daher nicht nur Bedürfnis, sondern auch geboten, für gewöhnlich einen Maßstab zu haben, nach welchem sie sich zu geben innerlich berufen fühlen, ob ihnen noch soviel übrigbleibe. – 4.) Große Verantwortung ziehen sich Vermögende zu, wenn sie geradezu hinter den Unvermögenden mit ihren Gaben zurückbleiben, daß sie nicht nur dem Wert nach weniger, sondern gar nichts geben, was nur zu oft der Fall ist. – 5.) Vermögende dürfen auf das nicht eigenliebig hinsehen, was sie tun, weil sie immer denken müssen, sie geben nach Verhältnis wenig. Aber der Herr wird es ihnen doch zu Gutem anrechnen, wenn sie Herz und Hand offen finden lassen, wo nur Anlaß ihnen gegeben ist. – Endlich – 6.) wollen wir es nicht vergessen, daß der Heiland dem Gotteskasten gegenüber sich setzte und schauete, was gegeben ward. Es geschieht also ganz unter Seinen Augen, was wir geben oder nicht geben, namentlich wenn wir Hungrige sättigen, Nackte bekleiden, Kranke und Gefangene besuchen usw. oder wenn wir das alles nicht tun.

## 24. Kapitel Matthäi

### § 180 Die Weissagungen Jesu

(Matth. 24, Mark. 13 und Luk. 21)

Erster Abschnitt

Matth. 24, 1-3

Wir kommen nun an das wichtige Kapitel der Weissagungen Jesu über Jerusalem und Jesu eigene Zukunft. Dieselben finden sich auch in Markus und Lukas, mit kleinen Verschiedenheiten, die aber auch zum Verständnis des Ganzen helfen. Wir lesen:

V. 1: „Und Jesus ging hinweg von dem Tempel; und Seine Jünger traten zu Ihm, daß sie Ihm zeigten des Tempels Gebäu.“ (Markus: – „sprach zu Ihm Seiner Jünger einer: Meister, siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das!“ – Lukas: „Und da etliche sagten von dem Tempel, daß er geschmückt wäre von feinen Steinen und Kleinodien, sprach Er:“)

War der Herr bereits von dem Orte, da Er gewöhnlich lehrte, abgetreten, um gegen den Gotteskasten sich zu setzen, so geht Er jetzt ganz vom Tempel hinweg, entfernte sich von demselben. Es war begreiflich, daß Er nach der scharfen Strafpredigt am gleichen Tage, der wohl auch vorgerückt war, nicht wieder lehrend auftrat. Er hatte genug gesprochen; und so entfernte Er sich jetzt. Unter dem Hinausgehen oder Weggehen vom Tempel besehen sich die Jünger noch einmal „den Tempel und des Tempels Gebäu“. Unter dem letzteren sind sämtliche Gebäude des Tempelplatzes mit Hallen und Höfen verstanden, deren es viele gab. Die Pracht der Gebäude war groß, und das Ganze galt als ein Wunderwerk der Welt. Je fremder den Heiden der ganze Charakter des jüdischen Tempels und aller seiner Nebengebäude war, da die heidnischen Heiligtümer sich ganz anders ausnah-

men, desto mehr wurde der Tempel bewundert; denn an seiner Symbolik konnte die Kunst in eigentümlicher Weise sich ergehen in Errichtung von staunenswerten Gebäuden. Es war alles geschehen, was nur Kunst und Interesse, auch frommer Sinn und tieferes Studium der Schrift auszufinden imstande war. Ungeachtet man nicht langsam baute und arbeitete, wie man bei uns manchmal schon an kleinen Kirchengebäuden es fast nicht erleben kann, bis sie fertig sind, so hatte man doch schon 46 Jahre lang am Tempel fortgebaut, wie die Juden zu Jesu sagten (Joh. 2, 20). Man riß nämlich von Zeit zu Zeit Altes ein, um es nach dem Plan des Ganzen wieder aufzuführen. Herodes der Große war's, der diesen Umbau ins Neue begann, indem er dadurch das Volk, das ihn immer haßte, für sich einnehmen wollte. Lieb war dem Volke der Bau denn schon; aber weil im Grunde doch alles, was zum Bau erforderlich war und verwendet wurde, durch Beisteuern vom Volk zusammenkam, so dankten sie es dem Herodes für seine Person nicht sehr; und er erreichte seinen Zweck nicht. Der Tempel übrigens war damals, da Herodes schon 30 Jahre lang gestorben war, noch lange nicht ausgebaut, soviel man fortbaute. Erst vier Jahre vor Ausbruch des letzten Kriegs mit den Römern, also über 40 Jahre nach Jesu, wurde der Tempel fertig; und wir wissen es, wie alles wieder zerstört wurde, und so, wie der Heiland sagte, daß auch nicht ein Stein auf dem anderen blieb. Wie groß aber die Pracht und die Verschwendung, die auf den Tempel verwendet wurde, gewesen war, kann man an dem sehen, daß nach der Zerstörung des Tempels in Syrien Gold und Silber ein wertloses Metall war, weil es in übermäßiger Menge durchs ganze Land versprengt wurde.

Weil der Herr eben vorher (Matth. 23, 38) gesagt hatte: „Siehe, euer Haus wird euch wüste gelassen werden“, welche Verkündigung zwar nicht ausschließlich den Tempel meinte, aber notwendig auch des Tempels Geschick mit einschloß, was den Jüngern nicht entgehen konnte, so besahen sie sich jetzt noch einmal die herrlichen Bauten, um dann Jesum zu einer weiteren Erklärung zu veranlassen. Nach Markus war's einer der Jünger, der verwundert zu Jesu sagte: „Meister, siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das!“ Es war, als ob er sagen wollte: „Soll es denn auch möglich sein, daß diese herrlichen Gebäude ein sol-

ches Ende nehmen, wie du gesagt hast?“ Andere Jünger rühmten's nach Lukas, wie doch der Tempel geschmückt wäre von feinen Steinen und Kleinodien. So sagt auch Matthäus, daß die Jünger zu Jesu getreten seien und des Tempels Gebäu, d. h. sämtliche Bauten, die zum Tempel gehörten, Jesu gezeigt hätten.

Der Herr aber kann nicht in ähnlicher Weise von Verwunderung hingerissen werden. Denn schon an und für sich war Ihm solche Pracht eines Tempels, in der Er nur Ungöttliches sehen konnte, mehr mißfällig als wohlgefällig. Eine bescheidene Schönheit an einem Tempelgebäude kann viel eher zu Gott erheben, also dem Zweck des Tempels viel entsprechender sein, als übertriebene Verzierungen und Kostbarkeiten, die angewendet werden. Denn unvermerkt betet man die Kunst an statt den lebendigen Gott. So kann auch ein Tempel ohne Götzen der Abgott eines Volkes werden; und bei uns kann eine Stadt oder ein Land viel auf seine Geistlichkeit halten, wenn es nur ein viel bewundertes Tempelgebäude in seinem Besitze weiß. Mitten in der Kunstpracht betend sitzen, meinen viele, sei das Höchste, was sie wünschen könnten. Es kann aber sehr in Frage bleiben, ob gerade die hochkünstlichen und prachtvollen Kirchen wirklich viel zur Erzeugung eines lauterer christlichen Sinnes beigetragen haben, wie viele meinen. An dem Tempel zu Jerusalem aber sieht man's klar, wie wenigstens Gott, wenn Er züchtigen will, nicht im mindesten die Kunst und ihre Erzeugnisse schont, wohl auch darum, weil für viele damit die vom Christentum abgeschaffte Abgötterei in eigentümlicher Weise wieder eingeschmuggelt worden ist. Hören wir, was zunächst Jesus sagt:

V. 2: „Jesus aber sprach zu ihnen: Sehet ihr nicht das alles? Wahrlich, ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.“

Wir haben uns diese Antwort Jesu noch unter dem Weggehen Jesu vom Tempel erfolgt zu denken. Der Heiland will nur ganz kurz, was Er früher (Matth. 23, 38) vom Haus Israel überhaupt gesagt hatte, da Volk und Staat darunter verstanden war, besonders auch auf den Tempel beziehen. Er sagt's mit einer großen Bestimmtheit. Wenn Er sagt: „Sehet ihr nicht das alles?“ oder nach Markus zu dem, der Ihn besonders angeredet

hatte: „Siehst du wohl allen diesen großen Bau?“, so ist's, als ob Er sagen wollte: „Sehet's nur recht an und denket euch dabei, wie alles bis auf den Grund werde zerstört werden. Wie ihr es sehet, wird's nicht bleiben. Plötzlich wird's mit aller dieser Herrlichkeit ein Ende haben.“ Es ist auch merkwürdig, daß man wirklich nicht einmal von Ruinen des Tempels und der Stadt später viel sah, wie man solche von anderen zerstörten Städten selbst der alten Zeit heute noch sieht. Was sieht man nicht noch in Ägypten, ferner in Babylon, da der 200 Fuß hohe Belusturm noch steht? Was sieht man nicht alles in Griechenland und in Italien, besonders in den Städten Athen und Rom? Wieviel findet man nicht auch wieder in unseren Tagen von Ninive in Assyrien, in Olympia in Griechenland, mitunter Unzerbrochenes, da es nur darauf ankommt, daß man es mit Geschick aus der Erde gräbt? Aber von Jerusalem ist so gut [wie] nichts mehr zu sehen, nicht einmal de[r] reine Boden der alten Zeit, da alles mit tiefem Schutt von den Zerstörungen her bedeckt ist. An die Herrlichkeit des Tempels zu Jesu Zeiten erinnert kaum mehr etwas. Nur vom alten salomonischen Tempel kann man, etwa 50 Fuß tief unter der Erde, übereinandergelegte Quadersteine von ungeheurer Größe finden, die einst zu den Grundlagen des Tempels gehört hatten. Vieles wäre vom salomonischen noch zu finden, wenn nur die türkische Herrschaft das Nachgraben duldet. Aber von dem Jerusalem aus der Zeit Jesu ist nahezu alles so verschwunden, daß man ganz buchstäblich das Wort erfüllt sieht, es werde kein Stein auf dem anderen bleiben. Man sieht es, wie die Pracht des Tempels alle, welche dazu ein um den Gott Israels wenig bekümmertes König wie Herodes der Große aufwendete, etwas Verächtliches vor Gott hatte, was beim salomonischen Tempel nicht gewesen war, welcher nach besonderer Anleitung Gottes erbaut worden ist.

Unterdessen war der Herr mit Seinen Jüngern außerhalb des Tempels auf den Ölberg gekommen, wo Er sich gegenüber vom Tempel setzte, um ein Weiteres mit Seinen Jüngern zu reden. Wir lesen:

V. 3: „Und als Er auf dem Ölberge saß“ (Markus: „gegen dem Tempel“), „traten zu Ihm Seine Jünger besonders“ (Markus: „fragten Ihn besonders Petrus und Jakobus und Johan-

nes und Andreas“) „und sprachen: Sage uns, wann das geschehen wird? Und welches wird das Zeichen sein deiner Zukunft und der Welt Ende?“ (Markus: „Sage uns, wann wird das alles geschehen? Und was wird das Zeichen sein, wenn das alles soll vollendet werden?“ Ebenso Lukas.)

Wenn es heißt: „Es traten zu Ihm Seine Jünger besonders“, so will das sagen, die Jünger oder die Apostel seien hergetreten ohne die Begleitung anderer, die nicht zu den Zwölfen gehörten; denn es handelte sich um eine geheimnisvolle Enthüllung. Nach Markus traten vier Jünger besonders vor, nämlich die beiden Brüder Petrus und Andreas, ferner Jakobus und Johannes; und es hat den Anschein, als ob sie für sich ohne die anderen von den Zwölfen hergetreten wären. Doch ist das weniger denkbar, weil sie ja nicht sich absondern konnten und durften. Die Viere waren's nur, die ihr besonderes Interesse zu erkennen gaben. Wenn aber die Zwölfe jetzt besonders waren, so werden wir wohl annehmen dürfen, daß andere, die in weiterem Sinne auch Jünger hießen, allmählich in bescheidener Ferne blieben, wenn sie merkten, daß ihre Anwesenheit in engerem Kreise unangemessen sei. Sie mögen überhaupt bereits weniger häufig sich zu Jesu hergedrängt haben, weil sie sahen, daß Jesus gerne Sein Besonderes mit den Zwölfen hatte. Sie mögen um so mehr zurückgestanden sein, da sie sahen, daß es jetzt ernster mit Jesu zu werden anfang und sie mit ihrer beständigen Gegenwart Jesu eher schaden als nützen konnten. Waren doch die Zwölfe allein schon den Gegnern Jesu auffallend genug. So war es auch jetzt leichter für die Jünger, allein mit Jesu sich zu besprechen, ohne gerade andere abweisen zu müssen.

Nach Matthäus fragen die Jünger dreierlei: 1.) Wann das alles, was nämlich auf die Zerstörung Jerusalems sich bezieht, geschehen werde, – 2.) welches das Zeichen der Zukunft Jesu sein werde – und 3.) welches das Zeichen von dem Ende der Welt oder von der Vollendung der jetzigen Weltzeit wäre. Die beiden letzteren Punkte berühren Markus und Lukas nicht. Nach ihnen wurde nur gefragt, wann das Vorausgesagte geschehen werde und welches das Zeichen sein werde, daß es komme. Nach dem Wann wurde also damals schon gefragt, wie es noch heute geschieht. Aber eine bestimmte Antwort wird hierauf in

der Schrift nie gegeben. Nur das eine ist's immer, daß es nie in eine ferne Zukunft gerückt erscheint. Immer soll man's so vor sich haben, daß es bald komme, ja daß man's noch erleben könne. Weil aber doch ein Verzug eingetreten ist, so hat man das Recht, manches mit Bezug auf damals sich deutlich zu machen, ohne daß man denken darf, es werde ganz so nun auch noch werden, nachdem der Verzug so lange geworden ist. So namentlich, wenn von falschen Messiasen die Rede ist, die doch nicht mehr ähnlich, sondern in anderer Weise auftreten werden, als wie sie damals aufgetreten sind. Auch ist das Bild der Verfolgungen in der Jetztzeit nach der damaligen Zeit gegeben, ohne daß man es ganz auch jetzt noch so in der Zukunft kommend sich denken muß, während alles immerhin wörtlich in Erfüllung gegangen ist. Im Verlauf werden wir über alles näher zu sprechen Gelegenheit haben.

Wenn die Jünger nach der Zukunft des Herrn und nach dem Zeichen derselben fragen, so geht daraus doch hervor, daß sie bereits eine vorübergehende Entfernung Jesu sich dachten, ob durch den Tod, den sie ja bisher nicht recht glauben wollten, oder durch eine Art Himmelfahrt, wie sie Elias gehabt hat. Auf beides, auf das zweite besonders seit der Verklärung, konnten ihre Augen gerichtet sein. Ist Er aber nicht mehr da, so wünschten sie Vorzeichen zu wissen von Seiner Wiederkehr. Mit der Wiederkehr ihres Meisters dachten sie sich auch die Vollendung der jetzigen Weltzeit, weswegen sie nach dieser gleichfalls fragen. Über ein der Vollendung der Weltzeit vorausgehendes Tausendjähriges Reich, bemerkt ein Ausleger\*, waren die Jünger noch nicht unterrichtet, wie überhaupt von diesem in den Evangelien und Briefen nirgends die Rede ist. So dachten sich die Jünger die Vollendung ohne die jetzt allgemein angenommene Zwischenzeit von tausend Jahren.

So hätten wir bis jetzt nur von der Einleitung zu den Weissagungen Jesu gesprochen. Das nächste Mal gehen wir zu diesen selbst über.

\* [H. A. W. Meyer, *Matthäus-Kommentar*, 1853<sup>3</sup>, S. 386; 1864<sup>3</sup>, S. 481.]

## § 181 Die Weissagungen Jesu

(Matth. 24, Mark. 13, Luk. 21)

Zweiter Abschnitt

Matth. 24, 4-8

Wir kommen nun an die Weissagungen selbst, welche der Herr Jesus im Kreise Seiner Jünger aussprach und [die] von den drei Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas mit ziemlicher Übereinstimmung berichtet werden. Lesen wir nun den Anfang der Antwort Jesu:

V. 4: „Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Sehet zu, daß euch nicht jemand verführe.“ – V. 5: „Denn es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin Christus, und werden viele verführen.“ (Markus ebenso; bei Lukas aber heißt es: – „und sagen: Ich sei es, und die Zeit ist herbeikommen. Folget ihnen nicht nach.“)

Die Jünger hatten nach Matthäus gefragt, in welcher Zeit bereits Angedeutetes geschehen werde, und dann nach den Zeichen, an denen man die Nähe der Zukunft Christi und des Endes der Welt erkennen könne. Nach Matthäus hatten die Jünger nicht nach Zeichen gefragt, wann Jerusalem zerstört werden würde, was eher in der Angabe nach Markus und Lukas liegen könnte, weil sie der Zukunft Christi und des Endes der Welt nicht mit Worten gedenken. Wenn nun Jesus, wie wir sehen, zuerst die zweite Frage nach Zeichen beantwortet, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn Er dabei mehr mit Beziehung auf Seine Zukunft redet als auf Jerusalem. Der Abschnitt von V. 4-15 ist daher so aufzufassen, daß der Herr in fortschreitender Entwicklung zu erkennen gibt, was Seiner Zukunft erst noch nacheinander vorangehen werde, bis Er, nachdem Er (V. 15-28) von Jerusalem besonders gesprochen hatte, von Seiner Zukunft selbst redet (V. 29). Der Abschnitt von V. 4-28 enthält also zwei Teile, von welchen der erste (V. 4-14) nur von Zeichen redet, die bis ans Ende reichen, der andere (V. 15-28) bestimmter die Zerstörung Jerusalems heraushebt. Die Zeichen aber, die der erste Teil angibt, sind teilweise der Zeit der Apostel entnommen und geben, nachdem so ein großer



Verzug eingetreten ist, für uns jetzt mehr nur die Grundzüge von dem, was auch jetzt wieder der wirklichen Zukunft Jesu vorangehen wird, als daß wir erwarten dürfen, es werde ganz buchstäblich ebenso wieder geschehen wie damals. Vieles bekommt jetzt eine andere Gestalt als [die, die] es damals gehabt hatte, zeigt aber doch Bestimmtes an, das wir uns als Zeichen zu merken haben.

Zuerst warnt nun der Herr Jesus vor Verführern, die unter Seinem Namen auftreten und sagen würden, sie seien Christus. Wenn diese Verführer in Jesu Namen auftreten, so redet der Herr hier nicht von solchen, die statt Seiner Messiasse sein wollten, sondern von solchen, die sich dafür ausgeben, als seien sie Er, Seiner Person nach. So ist's besonders deutlich nach Lukas, der angibt, sie werden sagen: „Ich sei es“, d. h. sie seien ich; „und die Zeit meiner Zukunft sei gekommen.“ Vor der Zerstörung Jerusalems nun hat es manche gegeben, die wenigstens so sich zu stellen wußten, daß man in ihnen glaubte den Messias, der ja immer auch nach Christus noch von vielen erwartet wurde, zu erkennen. Im ganzen aber weiß man geschichtlich nur von wenigen, die wirklich sich für den Messias ausgaben, weil wir überhaupt nur wenig wissen aus jener Zeit. Es war aber für den Herrn wichtig, auch davor zu warnen, daß man nicht gleich in jemandem ein Abbild Jesu erkenne. Denn der Wahnglaube macht's aus, jemandem nachzulaufen, als sei Er's, was so großen Schaden bringt und ganz besonders in dämonische Finsternisse einwiegt. Ob nun in den ersten Jahrhunderten wirklich jemand war, dem man nachlief, als sei Jesus Christus in ihm zu erkennen, ist nicht bekannt; und es scheint daher hier ein Punkt der Weissagung zu sein, der ganz besondere Beachtung verdient für die Letztzeit. Je schmerzlicher das Ausbleiben Jesu gefühlt wird, desto größer die Versuchung für einzelne, geradezu ihre Person wichtig zu machen, als sei in ihr und mit ihr Jesus selbst gekommen, und für viele, als dürfte man's glauben, wenn das Gerücht ausgeht, es sei da und dort einer, an dem man den Heiland habe und sehe. Dergleichen Versuchungen sind schon in der Reformationszeit und später vorgekommen; und wie sehr in der neuesten Zeit, davon wäre auch zu reden. Aber des Herrn Warnung: „Folget ihnen nicht nach“ sollte doch uns noch

etwas gelten! Viele fürchten sich so sehr vor den Versuchungen der Letztzeit; und wie leicht wären diese zu vermeiden, wenn man nur da wegbleiben wollte, wo etwas von einem Schein-Jesus bekannt wird. Merken wir denn auch das noch, daß es als ein Zeichen der Nähe der Zukunft des Herrn von Ihm angegeben wird, man also sehr ernst gestimmt werden muß, wenn von einem wandelnden und herumziehenden Jesus in irgendeiner Weise die Rede wird. – Hören wir von weiteren Zeichen:

V. 6: „Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen. Sehet zu und erschrecket nicht. Das muß zum ersten alles geschehen; aber es ist noch nicht das Ende da.“ – V. 7: „Denn es wird sich empören ein Volk über das andere und ein Königreich über das andere; und werden sein Pestilenz und teure Zeit und Erdbeben hin und wieder.“ (Lukas setzt hinzu: „Auch werden Schrecknisse und große Zeichen vom Himmel geschehen.“) – V. 8: „Da wird sich allererst die Not anheben.“ (Wörtlich: „Alles dieses ist der Anfang der Wehen“, wie sie nämlich Gebärende haben.)

Zuerst wird da von Kriegen, die gehört würden, und von Geschrei von Kriegen gesprochen. Jene sind Kriege in der Nähe, wo man ihr Geräusch und Getümmel selbst vernimmt; dagegen sind Geschrei von Kriegen mehr Kriege in der Ferne, deren Gerüchte nur vernommen werden. Beim Ausbruch solcher Kriege sollen die Jünger sich nicht in Angst bringen lassen. Denn, heißt es: „Das muß zum ersten alles geschehen.“ Im Texte heißt es nur: „Das muß alles geschehen.“ Doch heißt es bei Lukas (21, 9) „zuerst“. Das Wort alles steht aber allgemein, daß es nicht bloß auf die Kriege sich bezieht, sondern auf alles, was dann geschieht, auf alle Schrecknisse, die vorkommen werden. Die Erwägung der Notwendigkeit nach einem göttlichen Rate soll besonnen und getrost die Betroffenen erhalten. Mißmut und Verdrießlichkeit, wohl auch Anklage gegen den Herrn, daß Er so Arges zulasse, kann leicht eintreten, namentlich wenn man auch glaubt, keine Erhörung gegen schreckliche Erlebnisse zu erfahren. Wie sonst oft, so hat man in der letzten Zeit hauptsächlich mit dem sich zu trösten: „Es muß also sein“, wenn man auch keinen Grund finden kann, warum es gerade so

sein müsse. Weil's aber so sein muß, so haben wir's uns auch ohne Murren und ohne Verzagtheit gefallen zu lassen. Schwere Erlebnisse der Letztzeit dürfen auch nicht auf den Gedanken bringen, als ob wir bei Gott in Ungnaden wären. Wer geduldig trägt und getrost dabei im Glauben bleibt, kann nicht in Ungnade kommen, gehört immer zu den Lieblingen Gottes; und erst wenn er anfängt, ungeduldig und verzagt zu werden, kann's ihm übel angerechnet werden. Indessen ist damit, daß alles geschehen muß, nicht ausgeschlossen, daß nicht vieles durch ernstliches Gebet abgewendet werden kann. Es ist möglich, weil in fast 2000 Jahren doch des Kriegsjammers, der zuerst kommen sollte, genug vorgekommen ist, also alles wohl hundertfach schon erfüllt ist, daß man bittend zum Herrn auch sagen darf: „Herr, es ist genug geschehen“, daß auch im Großen manches abgewendet wird und jedenfalls daß [das], was man mit gläubigem Bitten versucht, Gott unmöglich mißfällig sein kann. Denn wenn zuletzt die Erlösung der Kreatur ohne die Wiederholung der argen Greuel möglich ist, so kann auch das Muß aufhören, das mehr nur für die ersten Zeiten gegolten hatte. Aber immerhin müssen wir, was kommt, mit Geduld hinzunehmen bereit sein, und müssen wir in dem, was nicht abgewendet wird, ein göttliches Muß voraussetzen.

Mit der Erwähnung der Kriege und des Kriegsgeschreis ist auch ein Wink auf die schrecklichen Kriege gegeben, welche in naher Zeit auf das Volk Israels warteten. Aber doch stehen hier die angeführten Kriege auch für sich da, ohne Beziehung auf Israel, namentlich wenn auch von Empörungen der Völker widereinander und der Königreiche widereinander die Rede ist. Diese Völkererregungen widereinander waren eigentlich lange Zeit gar nicht möglich in der Welt, solange die Römer alles unter sich hatten. Da konnten nur geringere Empörungen vorkommen, und eigentlich nur gegen die Römer, nicht der Völker wider Völker. Ernstliche und für die Ruhe der Welt gefährliche Kriege hat es lange Zeit nicht mehr gegeben; und was vorkam, wie die Parthischen Kriege und andere, war vorübergehend und nicht von weitergehender Bedeutung. Auch gab es in jener Zeit keine Königreiche mehr, die in der römi-

schen Welt eine große Bedeutung um ihrer Unabhängigkeit willen gehabt hätten. Israel stand fast einzig da als ein Königreich in der römischen Welt; und auch der grause Krieg, in den es mit den Römern kam, hat sich auf andere Völker nicht ausgelehnt. Wir können also wohl sagen, daß der Herr einen Ausblick tut in eine ferne Zeit, wo die Gestalt der Erde eine andere sein würde und da Königreiche auf Königreiche wieder entstanden sein würden, unter welchen dann zuletzt oder in der Letztzeit die großen Umwälzungen vorkommen würden, deren der Herr gedenkt.

Eigentümlich ist der Stand der Dinge gerade in gegenwärtiger Zeit. Wir wissen, welche Erregung den ganzen Orient erfüllt und wie schrecklich es da unter Christen und Türken hergeht, die untereinander vermischt leben, doch so, daß die Türken die Herren spielen, die nun, weil manche Christen Miene gemacht haben, ihrem Joch sich zu entziehen, an vielen Orten die Christen ganz nach Belieben wegschlachten, was nun auch die Kurden bis über den Tigris hinüber im ehemaligen Assyrien an den wenigen alten syrisch-chaldäischen Christen, Nestorianer genannt, verüben. Durch den ganzen Orient brennt die Kriegsfackel; und wie die Dinge weitergehen werden, da nun auch europäische Mächte sich dreinlegen, wer mag das wissen? Wie wunderbar aber, daß gerade die Gegenden, welche die erste Christenheit ausmachten, so gegen das Ende der Tage dran sein müssen, daß nirgends so viel Krieg und Geschrei von Kriegen ist und Umwälzungen der schauerhaftesten Art zu fürchten sind. Wie, wenn ebendort die apokalyptischen Kriege, die wir so sehr fürchten, sich vollenden müssen? Dennoch mag auch hier noch eine schützende Hand Gottes walten, daß das Schrecklichste durch Gebet und Fürbitte verhütet werden kann, weil ja jene Gegenden bereits schon Jammerzeiten genug hinter sich haben, bis die Zeit einer Erregung vom Himmel her dasein wird oder [die] der großen Zeichen vom Himmel, deren der Heiland erwähnt, die mit einem Male eine Besinnung unter alle Völker der Erde bringen können.

Auf die Worte Jesu: „Das muß zum ersten (letzteres nach Lukas, obwohl es im Deutschen auch in Matthäus ist) alles

geschehen“, setzt der Herr hinzu: „Aber es ist noch nicht das Ende da.“ Damit ist fast angedeutet, daß viele Kriege von jener Zeit bis in die unsere bereits eine apokalyptische Bedeutung gehabt haben, also nicht mehr mit so übermäßiger Schärfe in der Letztzeit selbst zu erwarten sein dürften. Das Ende wird erst dasein, wenn in aller Welt das Evangelium verkündet sein wird (V. 14). Es ist also unter Ende beide Male nicht das Ende Jerusalems gemeint, wie manche Ausleger denken, sondern das Ende als die Letztzeit. Im ganzen Abschnitt vom 4. bis zum 14. Verse ist nirgends direkt von Jerusalem die Rede; vielmehr weist da alles darauf hin, daß der Heiland von Zeichen, die der Zukunft des Herrn vorangehen, reden will. Ebendarum muß auch das Wort Ende auf diese Zukunft Bezug haben. Wenn also Kriege und Geschrei von Kriegen eintreffen, darf man nicht gleich meinen, jetzt sei die letzte Zeit da, in welcher die Zukunft Christi zu erwarten wäre. Es müssen noch andere Zeichen dazukommen. So redet der Herr auch von anderen Schreckenszeichen wie Pestilenz, teure Zeit, Erdbeben, nach Lukas auch „Schrecknisse und große Zeichen vom Himmel“. „Da“, heißt es dann, „wird sich allererst die Not anheben“, oder dann erst kommen die zum Ende führenden Wehen, die Geburtswehen zu der großen Entwicklung des Reiches Gottes durch das Kommen Jesu. Indessen wird bis zu V. 14 noch einmal von Verfolgungen, von falschen Propheten, von der Ungerechtigkeit der Menschen, von der Erkaltung der Liebe gesprochen, bis der Herr an die Verkündigung des Evangeliums unter alle Völker kommt, auf welche das Ende kommen wird oder der Ausgang der bisherigen Weltzeit. Gerade auf diese Zeit nun sind also Kriege, Pestilenz, teure Zeit, Erdbeben nicht in übermäßiger Weise zu erwarten, da sie alle mehr vorausgegangen sind; und nur allgemein einreißende Ungerechtigkeit, Abnahme der Liebe, dann auch Missionstätigkeit bleiben völliger der Letztzeit vorbehalten, ganz besonders die Zeichen am Himmel, durch deren Eintreten sich auch vieles wieder vor dem eigentlichen Ende bessern kann.

Indem also, um es noch deutlicher zu sagen, der Herr die vielen Zeichen in V. 7 anführt, nämlich Empörungen der Völker und Königreiche, Pestilenz, teure Zeit, Erdbeben, endlich (nach

Lukas 21, 11) Schrecknisse und große Zeichen vom Himmel, ist nicht zu vergessen, daß viele Jahrhunderte verschwunden sind, seit Jesus solches sprach, und wie viele Staatenumwälzungen, Pestseuchen, teure Zeiten, Erdbeben, und alles in grauenvollster Weise, auch nicht nur einmal, sondern oft, vorgekommen sind, daß es schon zu denken ist, wie wir für die Letztzeit nicht gerade an diese Zeichen werden so viel hinsehen müssen. Allerdings möchte das ganz anders gewesen sein, wenn so bald, als es noch in Aussicht war, alles hätte geschehen sollen. Der Verzug ferner hat ohnehin gemacht, daß diese Zeichen alle, die so oft vorkommen, ihre volle Bedeutung verloren haben und von ihnen aus allein noch keine Schlüsse auf die Letztzeit gemacht werden können. Da vergessen wir aber nicht, was Lukas dazusetzt, der von Schrecknissen und großen Zeichen am Himmel redet. Auf diese haben wir in der letzten Zeit vornehmlich zu sehen. Wenn diese Zeichen eintreffen, bekommen auch die anderen Zeichen erst wieder ihre volle Bedeutung; und von ihnen ist zu erwarten, daß sie, wenn sie auf das Bitten der Auserwählten hin gegen die Widersacher (Luk. 18, 7) zeitig kommen, so tiefen Eindruck auf die Menschenwelt machen werden in Verbindung mit dem, daß auch apostolische Zeichen und Kräfte (Mark. 16, 17) wiederkehren dürfen, daß wohl auch von den anderen schrecklichen Dingen, deren der Herr erwähnt, durch kommende Männer Gottes vieles weggebetet werden kann. Jedenfalls geben die Reden Jesu von der Letztzeit lange nicht das schreckliche Bild, das man sich gewöhnlich davon macht. Deswegen kann auch der Herr sagen: „Sehet zu und erschrecket nicht“; und nach Luk. 21, 28 sagt der Herr: „Wenn aber dieses anfahet zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum daß sich eure Erlösung naht.“

## § 182 Die Weissagungen Jesu

(Matth. 24 und Mark. 13 und Luk. 21)

Dritter Abschnitt

Kap. 24, 9-14

Zum Verständnis des Ganzen wollen wir das im Auge behalten, daß der Herr bis V. 14 zunächst nur von den Zeichen redet, die Seiner Zukunft vorausgehen sollen, wie sie nacheinander kommen werden. [Zum] ersten soll man Kriege und Geschrei von Kriegen hören („zuvor“ nach Luk. 21, 9, wonach auch das „zum ersten“ im Deutschen des Matthäus zu nehmen ist, obgleich es im Grundtext da fehlt). Nach der Anführung der Kriege (V. 6) heißt es ausdrücklich: „Aber es ist noch nicht das Ende da.“ Hiernach braucht man solche Kriege nicht als unmittelbar vor dem Ende oder als besonders hart vor diesem vorkommend zu nehmen. Sie sind immer gewesen und werden immer sein, solange nicht der große Gottesfrieden durchgeschlagen hat. Weil sie aber hier angeführt werden, sind alle Kriege von Anfang an bis jetzt gewissermaßen apokalyptischer Art gewesen, weil sie auf etwas für die letzte Zeit hinzielten, wenn auch nur, daß der politische Stand der Völker derjenige werde, der er vor der Zukunft des Herrn nach Gottes Rat sein soll. Dahin sind denn auch die Empörungen der Völker und Königreiche widereinander zu nehmen, deren so viele vorgekommen sind, bis das römische Reich vernichtet war und die Staaten, insbesondere Europas, das wurden, was sie jetzt sind. Das alles ist ein Voraus, bereits als Erfüllung der Weissagung, von dem wir nicht zu denken haben, daß es erst in der letzten Zeit so besonders greulich werden würde, weil das Geweissagte bis dahin alles schon erfüllt ist, wenn auch immerhin Kriege und Geschrei von Kriegen bleiben werden.

Dasselbe ist es mit den schon in V. 7 angegebenen Zeichen, nämlich Pestilenz, teure Zeit und Erdbeben. Auch diese mußten auf den Geist der Völker für die Letztzeit wirken und sind unzählig häufig vorgekommen, da man sie immer wohl als an den Ernst der Letztzeit erinnernd zu nehmen hatte, weil sie der Heiland als Zeichen nimmt, aber nicht so, als müßten sie

gegen das Ende besonders geschärft vorkommen, weil viel davon bereits erfüllt ist. Wenn nach Anführung dieser Zeichen Matthäus sagt: „Da wird sich allererst die Not anheben“, d. h. werden die Geburtswehen für die Zukunft des Herrn beginnen, und wenn Markus mit demselben Sinn sagt: „Das ist der Not Anfang“, so haben wir in Matthäus und Markus auch das hereinzunehmen, was Lukas von Schrecknissen und großen Zeichen vom Himmel sagt, weil wir eben mit diesen bis nahe an das Ende kommen. Der Herr aber geht im weiteren wieder ein wenig rückwärts, indem Er von den Verfolgungen redet, welche die Jünger erfahren werden und von denen Lukas ausdrücklich sagt, daß sie „vor diesem allem“, nämlich vor den angeführten Zeichen, eintreten werden. War also der Herr in Seiner Rede in V. 8 bis nahe an das wirkliche Ende gekommen, so beginnt Er wieder von weiteren vorausgehenden Zeichen zu reden, bis Er sagt (V. 14): „Und dann wird das Ende kommen.“ Zwischen dem Anfang und dem Ende, aber so, daß der Anfang schon zu den Zeiten der Apostel war, fällt also [das], was Matthäus (24, 9-14), Markus (13, 9-13) und Lukas (21, 12-18) sagen. Das Ende aber bleibt der Zeit nach immer ein unbestimmtes. Es kann nach unseren Begriffen sehr nahe sein, aber auch lange auf sich warten lassen; und demgemäß machen sich die Zeichen jetzt in der Erscheinung immer etwas anders, als man auf den ersten Blick sie glaubt nehmen zu müssen. Doch wir lesen:

Matth. 24, 9: „Alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal und werden euch töten; und ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern.“ – Bei Markus 13, 9: „Ihr aber sehet euch vor; denn sie werden euch überantworten vor die Rathäuser und Schulen; und ihr müsset gestäupet werden; und vor Fürsten und Könige müsset ihr geführt werden um meinetwillen, zu einem Zeugnis über sie.“ – Ähnlich Lukas.

Wir sehen hier deutlich, daß zunächst von den ersten Verfolgungen die Rede ist, welche die Apostel um ihrer neuen Predigt willen von Juden und Heiden auszustehen hatten. Da war schon der Name des Herrn Jesu allen Völkern, die nicht gläubig wurden, ein Greuel. Markus und Lukas weisen auf Verfolgungen von seiten der Juden hin, wenn sie von Rathäusern und

Schulen reden, und auf Verfolgungen der Heiden, wenn sie von Königen und Fürsten, d. h. von Kaisern und Landpflegern, reden, dahin die Apostel würden geführt werden. Diese Verfolgungen von seiten der Nichtchristen hörten in der Folge auf, wenigstens in Europa und in Vorderasien, bis die Mohammedaner kamen, deren Mordlust bekanntlich noch heute fort dauert. Sonst erneuerten sich später auch unter den Christen die Verfolgungen, wie wir wissen, besonders in der Reformationszeit und später, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Diese Verfolgungen alle haben insofern auch einen apokalyptischen Charakter, d. h. eine Bedeutung auf die Letztzeit gehabt, als in ihnen der Herr ein Zeichen Seiner Zukunft sieht, das zuvor geschehen mußte. Das aber liegt nicht gerade in der Rede Jesu, daß die blutigen Verfolgungen in der Letztzeit eine außerordentliche Höhe erreichen werden. In der Rede Jesu liegt es nicht; und wir werden daher auch das, was in Offb. 13 steht, mit einiger Beschränktheit auffassen müssen. Daß das Bekenntnis Jesu allein schon noch einmal von den Regierungen als Verbrechen zum Tod genommen werden sollte, ist überhaupt gar nicht mehr denkbar; und nur das Bekenntnis zum Tier daneben mag gefordert werden. Von großer Bedeutung wäre es, wenn die große Angst vor den Verfolgungen der Letztzeit in der Christenheit sich minderte. – Ganz in die apostolische Zeit herein passen auch die Tröstungen, die der Herr nach Markus und Lukas (Matthäus übergeht sie) gibt. Markus schreibt:

Mark. 13, 11: „Wenn sie euch nun führen und überantworten werden, so sorget nicht, was ihr reden sollt, und bedenket euch nicht zuvor; sondern was euch zu derselbigen Stunde gegeben wird, das redet. Denn ihr seid's nicht, die da reden, sondern der Heilige Geist.“ (Letzteres ist in Luk. 21, 15 so ausgedrückt: „Denn ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher nicht sollen widersprechen mögen noch widerstehen alle eure Widerwärtigen.“)

Wir können es uns wohl so vorstellen, daß die Apostel, wenn sie so strenge ausgefragt wurden, gleichsam in einer Entzückung gewesen sind, [wo] sie selbst nicht recht wußten, was sie sagten, weil sie eigentlich nicht die Redenden waren, sondern der Geist in ihnen. Deswegen war ein vorheriges Bedenken, wie

sie sich verantworten sollten, für sie eher hinderlich als förderlich, weil mit der Eingebung dann leicht Menschliches sich verband. Verstehen können wir solches freilich nicht, ehe wir [nicht] den vollen Heiligen Geist wiederbekommen haben. Deshalb dürfen wir auch die Weisung Jesu an die Apostel nicht so völlig auf uns anwenden. Uns bleibt immerhin vorheriges Überlegen dessen, was wir zu sagen haben, dienlich und nötig, wenn es gleich an einer höheren Unterstützung der Lauteren und Aufrichtigen nie fehlen wird und also des vorherigen Sorgens nicht zuviel sein darf. Jene Widerwärtigen aber konnten zuletzt nur noch verdammen, nicht widersprechen.

Im weiteren sagt Matthäus noch etwas, das bereits auf Verhältnisse der Christen untereinander und auf deren Uneinigkeit bezogen werden kann. Dementsprechend steht's auch bei Markus und Lukas, wiewohl es bei diesen auch auf Zeiten, da die Entscheidungen zur Bekehrung noch nicht völlig waren, bezogen werden kann. Wir lesen:

Matth. V. 10: „Dann werden sich viele ärgern und werden sich untereinander verraten und werden sich untereinander hassen.“ – Mark. 13, 12: „Es wird aber überantworten ein Bruder den anderen zum Tode, und der Vater den Sohn; und die Kinder werden sich empören wider die Eltern und werden sie helfen töten; und werdet gehasset sein von jedermann um meines Namens willen.“ – Lukas ähnlich, schließt aber mit den Worten (21, 18): „Und ein Haar von eurem Haupte soll nicht umkommen. Fasset eure Seelen mit Geduld.“

Nach Matthäus können sich die Uneinigkeiten bereits auf Christen untereinander beziehen. Nach Markus und Lukas ist wieder der Name Jesu der Anstoß, der Familienglieder zu Haß und Verfolgung gegeneinander treibt. Jedenfalls hat man nach der Geschichte beides anzunehmen. Solange Heiden und Juden mächtig waren und Bekenner mit dem Tode bedrohten, wurden sie auch Ursache des Zwists unter den Familien. Später wurde es oft unter Christen so, daß Sonderbekenntnisse denen, die sie hatten, gefährlich wurden, also Christen untereinander und Familienglieder auch widereinander auftraten, um sich selbst sicherzustellen. Daß in der Letztzeit nach dieser Seite, namentlich wenn sich's um die Anbetung des Tiers

handelt, Ähnliches vorkommen kann, ist schon denkbar. Aber jedenfalls braucht man von all dem nicht zuviel gerade auf die letzte Zeit fallen zu lassen. Wo aber Haß und Verfolgung ist, darf der Gehäßte und Verfolgte sich nicht ohne weiteres den Hassern und Verfolgern preisgeben denken. Seine Haare sind gezählt!

Wir nehmen nun das Weitere in Matthäus (V. 11-14), welches meist nur er hat, vollends zusammen. Es heißt:

V. 11: „Und es werden sich viele falsche Propheten erheben und werden viele verführen.“ – V. 12: „Und dieweil die Ungerechtigkeit überhand nehmen, wird die Liebe in vielen erkalten.“ – V. 13: „Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig.“ – V. 14: „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker. Und dann wird das Ende kommen.“ (Markus setzt das letzte früher mit den Worten: „Und das Evangelium muß zuvor gepredigt werden unter alle Völker.“)

Hier ist klar, wie der Herr gewisse Vorgänge noch erzählt, die dem Ende vorausgehen werden, und zwar nicht dem Ende Jerusalems, obwohl von diesem eben jetzt sogleich die Rede wird (von V. 15 an), sondern dem Ende der Welt, weil bis zur Zerstörung Jerusalems das Evangelium noch nicht aller Welt verkündigt sein konnte. Wenn schon in V. 10 bei Matthäus Ärgernisse, Verrat und Haß unter bereits gewordenen Christen gemeint ist, so sind in V. 11 unter den falschen Propheten solche verstanden, die unter den Christen aufstehen und deren viele in Netze der Verführung hineinbringen. Dieser falschen Propheten und Lehrer wird's denn auch immer neue geben, bis das Ende kommt; und dann vorzüglich. Wenn ferner die Ungerechtigkeit überhandnehmen wird und die Liebe in vieler Herzen erkalten wird, so geht das wieder unter bereits gewordenen Christen vor; denn wie kann unter Nichtchristen Gerechtigkeit und Liebe durchschlagend sein! Unter solchen also, bei denen Gerechtigkeit und Liebe emporgekommen war durch Annahme des Evangeliums vom Frieden, wird zuletzt die Gerechtigkeit wieder abnehmen und infolgedessen die Bruderliebe erkalten. Wie wahr wird da die Zeit vor dem Ende geschildert, ganz der ähnlich, wie wir sie jetzt haben, indem man kaum

zwei Christen nebeneinander sieht, von denen nicht der eine herrschen will über den anderen; und wie kann, wenn die Gleichheit so gestört ist, noch warme Liebe, wie sie Jesus meint, bestehen? Mit dem gibt's aber noch viel Anfechtung, die auch dem redlichen Christen seinen Stand in Christo sauer macht, daß er in Gefahr ist, alles einzubüßen. Diese Gefahr ist viel größer vor dem Beginne der Letztzeit als [dann], wenn diese vor jedermanns Augen schon angebrochen ist. Daher das Wort Jesu: „Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig.“ Dieses Ende kann aber nicht völlig dasein, ehe [nicht] mindestens das Evangelium vom Reiche allen Völkern bekannt ist. Wir können sagen, daß seit der Apostel Zeit nie so weit das Evangelium [her]ausgekommen war als gegenwärtig; und wenn auch noch viel fehlt, so ist doch so viel vorbereitet, daß die wiederkehrenden Geisteskräfte, die vornehmlich auf die Bekehrung der Völker sich werfen, mit überraschender Schnelligkeit [...] durch die ganze Welt die Erkenntnis des Heils gebracht und die Herzen in der Christenheit wie in der Heidenwelt Jesu zugewandt haben. Dann wird auch Gerechtigkeit und Liebe wiederkehren und nun auch das Ende, die Zukunft Christi mit dem, was dran hängt, kommen können.

Dies mag wohl die schlichteste und einfachste Auffassung und Auslegung des ersten Abschnitts der Weissagungen Jesu vom 4. bis 14. Verse sein! Möchte sich bald der Durchbruch zum Ende erkennbar machen!

## § 183 Die Weissagungen Jesu

(Matth. 24, Mark. 13, Luk. 21)

Vierter Abschnitt

Matth. 24, 15-21

Wenn der Herr am Schluß des bis jetzt Besprochenen (V. 14) gesagt hatte: „Und dann wird das Ende kommen“, so haben wir das auf das Ende der Weltzeit bezogen, das mit der Zukunft Christi kommen wird. Dieses Ende wird (nach V. 14) eintreten, wenn das Evangelium in der ganzen Welt verkündigt sein wird. Man sieht also, wie es nicht angehen will, das Wort Ende auf die Zerstörung Jerusalems zu beziehen, von der jetzt die Rede wird. Wenn Ende sich nicht aufs Letzte bezieht, müßte hinzugesetzt werden, von was es das Ende sein soll. Wird nun das Evangelium in aller Welt verkündigt, so hat der Herr keinen Grund mehr, zu verziehen. Das Gericht wird als durch Christum aufgehalten angenommen. Wäre Er nicht gekommen oder in Aussicht gewesen, so wäre alles schon reif gewesen zum Abschluß der Dinge auf Erden. Mit Christo sollte ein Verzug eintreten, unter dem die Menschheit noch zu etwas Besserem gebracht werden konnte, das sie vom Gericht befreite. Gott gab ja Seinen Sohn hin, auf daß alle, die an Ihn glaubten, nicht verlorengingen, sondern gerettet würden. Ist nun das Evangelium verkündigt, so kann jeder seine Seele erretten durch Christum, und ist also kein Grund vorhanden, warum die Vollendung der Dinge sich noch verziehen sollte. Ein Verzug verschlimmert nach der Erfahrung das Bessere wieder, wie wir auch sagen können, daß durch den Verzug, der eben nicht mehr abgewendet werden konnte, die Sache des Evangeliums auf Erden sich nicht gebessert habe. Denn Christ sein, wie es jetzt die meisten sind, und glauben, wie jetzt die meisten glauben, errettet noch nicht vom ewigen Verderben, während ohnehin unzählige wieder ganz zurückgefallen sind. Die seligmachende Frische des Glaubens ging der Christenheit bald verloren und ist nur je und je an einzelnen noch wahrzunehmen. Wenn daher alle Völker das Zeugnis des Evangeliums haben, läßt der Herr das Ende nahe sein, welches letztere also nur auf die Letztzeit sich beziehen kann.

Es ist merkwürdig, daß es mit der Verbreitung des Evangeliums in dem letzten Jahrhundert so bedeutend vorwärts gegangen ist; und man kann daraus den Schluß ziehen, daß der Herr Eile hat, wenn Er mit unserer Schwachheit noch so viel hat ausrichten mögen, aber auch, daß Er zuletzt durch Erneuerung des Heiligen Geistes dafür sorgen werde, daß die Völker nicht bloß ein Wissen vom Evangelium haben sollten, sondern dann auch in Wahrheit sich bekehren.

Aber wie geht's nun mit Jerusalem und der Weissagung über die Zerstörung des Gelobten Landes, davon der Herr bis jetzt geschwiegen hatte? Im Nachfolgenden (V. 36) sagt der Herr: „Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, sondern allein mein Vater“; Markus (13, 32) setzt hinzu: „auch der Sohn nicht“. Solches meint der Herr durchs Ganze. Weder von Seiner Zukunft ist die Stunde bekannt noch von der Zerstörung Jerusalems; ebenso weiß niemand, wie beides der Zeit nach sich zueinander verhält. Deswegen nimmt der Herr für die Weissagung beides ein wenig zusammen. Er trennt's nicht zu sehr voneinander, obwohl Er's nicht ganz zusammenfallen läßt, wenn Er nachher (V. 29) sagt: „Bald aber nach dem Trübsal derselben Zeit“, nämlich Israels, wo Markus (13, 24) sagt: „aber zu der Zeit, nach diesem Trübsal“, und Lukas geradezu fortmacht: „und es werden Zeichen geschehen“. Wir sehen, wie bezüglich der Zeit gar nichts Bestimmtes vorliegt, vom Herrn auch nichts gesagt werden will. So wird beides, die Zerstörung Jerusalems und Seine Zukunft, einfach nebeneinander erzählt; und das Wort bald nach jener ist das einzige, was der Herr bemerklich macht. Wie das prophetische Bald auch Jahrtausende in sich schließen kann, ist ja bekannt.

Nach dieser Einleitung gehen wir nun an den Text, der von dem Gericht handelt, das über Judäa kommt. Wir lesen:

Matth. 24, 15: „Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung, davon gesagt ist durch den Propheten Daniel (9, 27), daß er stehe an der heiligen Stätte (wer das liest, der merke drauf!),“ – (Markus hat's ebenso; aber nach Lukas (21, 20) lautet der ganze Vers: „Wenn ihr aber sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heer, so merket, daß herbeikommen ist ihre

Verwüstung.“) – V. 16: „alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist.“ – V. 17: „Und wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder, etwas aus seinem Hause zu holen.“ – V. 18: „Und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht um, seine Kleider zu holen.“ – (Lukas setzt hinzu: „Denn das sind die Tage der Rache, daß erfüllet werde alles, was geschrieben ist.“)

Über dem Ausdruck: „Greuel der Verwüstung“ haben sich die Ausleger viel zu schaffen gemacht, weil im Grundtext des Alten und Neuen Testaments ein eigentümliches Wort steht. Wir können uns nicht dabei aufhalten. Für uns mag es genügen, das ins Auge zu fassen, wie es statt dessen Lukas ausdrückt, der von dem Anrücken eines Belagerungsheers spricht. Ein solches Heer mit 60.000 Mann nach der Geschichte, das sengend und brennend vorschreitet und Dörfer und Städte verwüstet, kann man wohl einen Greuel der Verwüstung nennen; und wenn der Greuel nach Matthäus und Markus an der heiligen Stätte stehet, da er nicht soll, so ist mehr die Absicht des Belagerungsheeres gemeint, dahin zu kommen und Verwüstung anzurichten, als daß dasselbe schon dort wäre, ehe die Flucht begänne. Der Greuel der Verwüstung auf dem Tempelplatze überhaupt, welche geschichtlich durch die Römer bei und nach der Eroberung des Tempels eintrat, wurde über die Maßen scheußlich. Der Ausdruck „auf heiligem Platze“, d. h. auf der Tempelstätte, ist schon bei Daniel; und es konnte also jeder Hörer daran denken. Man kann sich's also auch so denken: „Wenn der prophetisch angezeigte Greuel der Verwüstung, wie er auf der Tempelstätte eintreten wird, im Anzug ist, dann ist's ein Zeichen, daß alles aus Stadt und Land fliehen soll.“ Denn bis die Verwüstung wirklich an den Tempel käme, konnte man mit der Flucht nicht warten.

Von der Flucht wird nun folgendes gesagt: Man soll von Judäa weg auf die Berge fliehen, welche im ehemaligen Ephraim lagen und weiter nördlich, weil die Römer auf dem jüdischen Land während der Belagerung sich konzentrierten. Die Römer waren gewohnt, unaufhaltsam vorzurücken, und überraschten damit oft ihre Feinde, welche meinten, es bleibe immer noch Zeit übrig, bis ein so großes Heer an Ort und Stelle sein würde. Sind die Römer einmal in Sicht, wenn auch an aufsteigenden Rauch- und Feuersäulen in der Ferne, so ist, will der

Heiland sagen, kein Augenblick mehr zu verlieren. Wer auf dem Dach oder Söller ist, hat keine Zeit mehr, ins Innere des Hauses hinabzusteigen, um noch ein und anderes zu holen und mitzunehmen. Er soll sogar, wird angedeutet, über die Dächer hinfliehen, d. h. über die niedrigen Scheidewände zwischen den einzelnen Häusern bis zur Stadtmauer, weil man hierbei viel weniger gehindert war im schnellen Vorwärtskommen als in den Straßen der Stadt, wo alles durcheinanderlief. Wer auf dem Feld ist, wo er wegen der Arbeit kein Oberkleid bei sich hat, soll's nicht mehr, wenn er sein Leben erhalten will, wagen, in die Stadt zu gehen, um sich Kleider zu holen. Man weiß auch aus der Geschichte, wie viele, die nur noch einen kurzen Besuch in der Stadt machen wollten, plötzlich eingeschlossen waren, nun allem Jammer und Verderben preisgegeben. Das sind nach Lukas die Tage der Rache, welche nämlich das an sich haben, daß das Verderben an ihnen über alle Beschreibung rücksichtslos vor sich geht, als ob von Gott auch nicht eine Spur übriggeblieben wäre. – Es heißt nun weiter:

V. 19: „Wehe aber den Schwängern und Säugern zu der Zeit.“ – V. 20: „Bittet aber, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbate“ (letzteres hat nur Matthäus). – V. 21: „Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, als nicht gewesen ist von Anfang der Welt bisher (Markus: „von Anfang der Kreaturen, die Gott geschaffen hat“) und als auch nicht werden wird.“ Lukas sagt statt dessen (21, 23 u. 24): „Denn es wird eine große Not auf Erden sein und ein Zorn über dies Volk. Und sie werden fallen durch des Schwertes Schärfe und gefangen geführt unter alle Völker; und Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird.“

Der Herr fühlt für die zarten Flüchtlinge, die teils durch Leibesbeschwerung, teils durch die Sorge für säugende Kinder an der schnellen Flucht gehindert werden. Wenn der Herr sagt: „Wehe ihnen“, so will das sagen, ihnen werde es übel ergehen. Sonst ist über die Zeit auch hier nichts Gewisses vorauszusagen, namentlich ob's im Winter oder am Sabbate geschehe. Die kalten Nächte im Winter des Gelobten Landes auf freiem Felde zuzubringen, war ohne Lebensgefahr nicht möglich. Wenn es ein Übelstand war, daß die Flucht am Sabbat geschehe, so denkt sich



der Heiland in die ängstliche Schwachheit der Juden hinein, die es gerade verdienstlich nahmen, eher das Leben einzubüßen, als das Sabbatsgebot, auch wenn dieses nach den Aufsätzen der Ältesten war, zur Erhaltung seines Lebens zu übertreten. Daß aber Christen, welchen der Herr Räte geben will, so ängstlich noch sein würden, daß sie sich über Sabbatsbestimmungen nicht zu erheben imstande wären, konnte den Jüngern, die Jesum hörten, als etwas sehr Tragisches vorkommen. Bemerkten wir aber, wieviel durch Gebet ausgerichtet werden kann, wenn durch dasselbige selbst das Anrücken eines großen Heeres zu ungelegener Zeit abgewendet werden kann.

Der Herr nennt dann noch die Trübsal, die alsdann über Israel komme, die größte, die je über ein Volk gekommen sei. Wie wenig man aber berechtigt ist, dieses Wort auf die Letztzeit zu beziehen, in welcher viele sich alle Greuel zusammenkommend denken, zeigen die Worte, die der Herr beisetzt: „und als auch nicht werden wird“. Wenn hiernach der Herr sagt, Ähnliches werde nachher nie mehr vorkommen, so gibt es also noch eine Zeit nachher und ist die Letztzeit hiermit nicht geschildert; und außerdem ist hiermit gesagt, daß es in der Letztzeit nicht mehr so hart zugehen werde.

Lukas führt es noch besonders an, wie durchs Schwert viele fallen und wie andere als Gefangene unter alle Völker kommen und Sklaven werden würden. Jerusalem aber, fährt er fort, werde zertreten bleiben, „bis der Heiden Zeit erfüllet wird“, womit gesagt sein kann, entweder bis auf die Zeit, [wo] die Heiden auch werden gerichtet werden oder [wo] sie mit Israel werden aufgerichtet werden zu der Erwartung des wiederkommenden Heilandes und zur Erlösung. Eine Wiederaufrichtung Israels als eines Staates vor der Endzeit ist nicht im mindesten angedeutet.

## § 184 Die Weissagungen Jesu

(Matth. 24; Mark. 13; Luk. 21)

Fünfter Abschnitt

Matth. 24, 22-28

Wir fahren fort, den Abschnitt (V. 15-28), welcher ausschließlicher von der Zerstörung Jerusalems handelt, zu besprechen, wo wir stehengeblieben sind. Wir lesen in Matthäus:

V. 22: „Und wo diese Tage nicht würden verkürzt, so würde kein Mensch selig (eigtl. gerettet); aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt.“ (Markus: „So der Herr nicht verkürzt hätte“, ferner: „aber um der Auserwählten willen, die Er auserwählet hat, hat Er diese Tage verkürzt.“)

Nach dem Zusammenhang können sich diese Worte nur auf die Not beziehen, die unter der Belagerung Jerusalems durch die Römer war. Da schien es so angelegt zu sein, daß auch nicht eine Menschenseele in der Stadt hätte am Leben bleiben sollen. Aber eben diese Jammertage hat der Herr verkürzt, und zwar um der Auserwählten willen, d. h. um der Christen willen, deren es doch viele in der sonst so verderbten Stadt gegeben hat. Nach Markus, der sagt, um der Auserwählten willen, die Er auserwählt hat, kann man's auch so nehmen: „Um derer willen, die einmal Gott nicht umkommen lassen wollte und insofern von den anderen auserwählt, ausgenommen hat, hat der Herr diese Tage verkürzt“, daß also die Auserwählung nicht direkt auf die Auserwählung zum ewigen Leben sich bezöge. Eine gewisse Stadt namens Pella wird in der Kirchengeschichte als Zufluchtsort für die Christen angegeben oder überhaupt für die, die sich retten sollten. Ich bemerke hier nur noch, daß der Ausdruck: „selig werden“ in der Bibel immer eigentlich „errettet werden“ bedeutet.

Wir müssen dabei denken, daß diese sogenannten Auserwählten viel gebetet haben werden und die Verkürzung der Tage eine Erhörung der Gebete von dem Herrn war. Übrigens wurden nicht die Tage selbst verkürzt, wie viele auslegen, als hätten die Tage weniger lang gedauert; sondern die Zahl der Tage wurde eine geringere, wiewohl der Herr auch darin sich groß zeigen

kann, daß Er gleichsam einen Tag schneller vergehen läßt, d. h. an ihm vieles, zu dem die Zeit nicht mehr reicht, wie sonst erwartet werden konnte, nicht geschehen läßt. Wir sehen aber hier wieder, was das Gebet vermag, wieviel erbeten werden kann. Wie der Herr aufgefordert hatte, zu bitten, daß die Flucht nicht im Winter oder am Sabbat geschehe, so ist hier angezeigt, daß auch um die Verkürzung der Zeit gebetet werden dürfe. Wer weiß, wie vieles in der Letztzeit, wenn auch mehr Gebetskraft durch den Heiligen Geist wieder gegeben sein wird, wird herausgebetet werden können?

Wenn man die Worte von der Verkürzung der Jammerzeit vorbildlich wenigstens auf die Letztzeit beziehen will, so ist man dazu insofern nicht berechtigt, als der Herr die Letztzeit überhaupt nicht so übermäßig schrecklich geschildert hat; und so ist es nicht denkbar, wie auf einmal der Herr von einer Notwendigkeit der Verkürzung schwerer Tage in der Letztzeit reden kann. Noch willkürlicher ist es, wenn man's vollends so auslegen will, als ob vieler wirkliche Seligkeit auf dem Spiele stünde, wenn Gott nicht die Zeit verkürzte. Wie viele Willkürlichkeiten oder auch Unbesonnenheiten man sich doch immer erlaubt hat in der Auslegung der Schrift bezüglich der Letztzeit! Im weiteren kommt jetzt die Rede Jesu auch gegen die Letztzeit hin. Wir lesen nämlich:

V. 23: „So alsdann jemand zu euch sagen wird: Siehe, hier ist Christus oder da; so sollt ihr's nicht glauben.“ – V. 24: „Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder tun, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.“ (Markus ebenso, bei Lukas fehlt es, wie das im vorigen Verse.) – V. 25: „Siehe, ich hab's euch zuvor gesagt.“ (Markus: „Ihr aber sehet euch vor; siehe, ich hab's euch alles zuvor gesagt.“)

Die Ungewißheit der Zeit bezüglich des Letzten und der Zukunft des Herrn, namentlich ihr Verhältnis zu der großen Veränderung, die es mit Israel geben werde, das sozusagen ganz aufhören sollte, macht, daß der Herr in Seiner Rede immer wieder in die Nähe der Letztzeit sich versetzt und darauf hin Betrachtungen gibt. So kommt Er wieder an die falschen Christi und Propheten, die gegen das Ende hin auftreten würden. Übrigens ist

nicht zu übersehen, daß in der großen Jammerzeit viele aufgestanden sind, die vorgaben, sie seien etwas, und die ganz den Charakter von falschen Christussen und Propheten gehabt haben, die auch Ursache wurden, daß die Trübsal so groß wurde. Denn sie versprachen dem Volke immer wieder große Wunder, die geschehen würden zur Rettung der Stadt, namentlich des Tempels, was den Trotz gegen die Römer steigerte. Da war es leicht geschehen, daß auch Auserwählte, die nicht umkommen sollten, zu Irrigem sich verführen ließen, das ihnen Verderben brachte. Deswegen warnt der Herr abermals, daß man doch ja keiner Angabe glauben sollte, als wäre ein Christus da, entweder Er selbst oder ein anderer im Namen Christi. Sie sollten sich vorsehen; denn nicht umsonst sagte es der Herr voraus. Er fährt fort nach Matthäus (Markus und Lukas haben das Weitere nicht):

V. 26: „Darum, wenn sie zu euch sagen werden: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus. Siehe, er ist in der Kammer, so glaubet's nicht.“ – V. 27: „Denn gleichwie der Blitz ausgehet vom Aufgang und scheint bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohns.“

Eben unter den argen Drangsalen, die kamen, konnten Christen, die immer an die Wiederkunft ihres Heilands dachten, leicht betört werden, wenn eine Sage ausging, Er sei da, daß sie es glaubten. Ihnen war's, als könnte unmöglich ihr Heiland in solcher Not sie lassen, ohne selbst zu erscheinen. Namentlich konnte es laut werden, Er sei in der Wüste, weil in den sogenannten Wüsten des Johannes und Seine eigene Tätigkeit sehr viel gewesen war. Auch konnten wieder andere mit Seinem vermeintlichen Dasein geheimtun, als lasse Er sich nicht vor jedermann sehen; und wer Ihm nahestehe, der könnte Ihn da oder dort in einer Kammer finden und hören. Von solchem allem sollten die Jünger sich nicht einnehmen lassen; und vielmehr sollten sie nirgends hingehen, als könnten sie Seiner ansichtig werden. Das Hingehen mit solcher Absicht allein schon, als wollte man etwa nur prüfen, ob es wahr sei, konnte gefährlich werden, weil da immer im verborgenen ein falscher Geist mitspielt, der die Fürwitzigen einnimmt und betört. Solches wird auch bei uns gar nicht genug beachtet, wie man, wo man so Großes zu finden sich versprechen will, von einem überwältigenden falschen Geist

eingonnen werden kann. – Wenn daher in unserer Stelle der Heiland mit Bezug auf die Trübsalszeit Israels so redet, so tut Er's bei Lukas mit Bezug auf Seine Zukunft. Zu jeder Zeit, in der man in der Erwartung des Menschensohns ist, bleibt's wichtig, nirgends hinzugehen, wenn es heißt: „Siehe hie, siehe da.“ (Luk. 17, 22-24)

Die Art, wie die Zukunft des Herrn einmal sein werde, beschreibt der Herr mit einem durch den ganzen Horizont zukenden Blitze. Mit einem Mal „leuchtet der Blitz“, heißt's bei Lukas (17, 24), „über alles, das unter dem Himmel ist“. Es ist also immer verkehrt, sich etwa sagen zu lassen, da und dort könne man den Heiland sehen. Denn ist Er da, so hat's jedermann gesehen, wie der Blitz keinem Auge entgeht. Das Kommen vom Himmel soll jedermann sehen. Wenn ein Blitz ebenso schnell wieder verschwindet, [wie] er kommt, so will darauf hin nicht das Gleichnis zielen. Der Herr wird so kommen, daß man Sein Zeichen am Himmel (V. 30) mit Ruhe sehen kann, aber so, daß es mit einem Mal vor jedermann erkennbar wird wie ein durch den Himmel fahrender Blitz. Da hört dann jede Täuschung und jede Verführung auf. Überhaupt werden in der Letztzeit die Zeichen am bedeutendsten sein, zu deren Kenntnisnahme man keine Erzählungen von anderen nötig hat, denen man in der Regel frech entgegenhält: „Ich glaub's nicht.“ Das Nichtglauben wird zuletzt aufhören, weil's jedermann mit Augen sieht und mit Ohren hört. – Der Heiland schließt den Abschnitt mit den Worten:

V. 28: „Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.“

Dieser Spruch hat zunächst Beziehung auf die Zerstörung Jerusalems. Andere, die ihn auch auf die letzte Zeit beziehen, übersehen es, daß das Kommen des Herrn im vorhergehenden Verse keineswegs als tod- und verderbenbringend geschildert wird, sondern als etwas, das zum Trost gesagt ist für die, welche nach Ihm verlangen, daß sie ganz sicher und ohne sich zu irren, ihren Wunsch einmal werden erfüllt sehen. Daß aber der Heiland nun vom Himmel herabkommen soll, um wie ein Adler auf ein Aas herzufallen, kann hier nicht wohl angenommen werden. Wir müssen denken, daß der Herr in Seinen Gedanken immer das eine wie das andere, die Zerstörung Jerusalems und Seine

Zukunft, im Auge hat, ferner, daß Er in einer Unterhaltung mit den Jüngern redet, in der nicht ein strenger Zusammenhang im Gesagten sein muß, auch oft Pausen entstehen. Unter einer solchen Pause kann unser Spruch gesprochen sein als Schluß über die Rede von Jerusalem. Jerusalem, einem Aas vergleichbar, wird dem Verderber preisgegeben. Man hat es nicht gerade auf die Feldzeichen der Römer, die in Adlern bestanden, zu beziehen.

Lukas führt den Spruch als zu anderer Zeit vorgetragen auch an (17, 37), und da allerdings nach Reden über Seine Zukunft, auf die man sich bereitzuhalten habe. Indessen kommen auch da Worte vor, die wieder unverkennbar auf die Trübsalszeit Jerusalems gehen. Zuletzt hatte der Herr gesagt, wie von zweien werde je eins angenommen, das andere verlassen werden. „Herr, wo da?“ fragten da die Jünger; und die Antwort des Herrn war unser Spruch: „Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler.“ Immerhin ist es gewiß, daß einmal der Herr denen, die im Streit wider Ihn stehen, zuerst als Richter erscheinen werde (vgl. 2. Thess. 2, 8).

## § 185 Die Weissagungen Jesu

(Matth. 24, Mark. 13, Luk. 21)

Sechster Abschnitt

Matth. 24, 29-31

Nachdem der Herr von der Zerstörung Jerusalems gesprochen, gab Er noch einige Warnungen, die mehr auf Seine Zukunft sich bezogen (V. 23-27). Dann sagte Er noch mit Beziehung auf die Zerstörung Jerusalems das Schlußwort: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.“ Unmittelbar hieran schließt Er nun an, was Er über Seine Zukunft sagen wollte. Wir lesen:

V. 29: „Bald aber nach dem Trübsal derselbigen Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren; und die Sterne werden vom Himmel fallen; und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen.“ – (Mark. 13, 24-25 ebenso. – Bei Lukas 21, 25 aber heißt es: „Und es werden Zeichen geschehen an der Sonne und

Mond und Sternen; und auf Erden wird den Leuten bange sein, und werden zagen; und das Meer und die Wasserwogen werden brausen.“) – Matth. 24, 30 heißt es weiter: „Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes im Himmel; und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden.“ (Luk. 21, 26: „Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die kommen sollen auf Erden.“)

Jetzt kommt der Herr auf die zweite Frage der Jünger zu sprechen, welche lautete: „Welches wird das Zeichen deiner Zukunft sein und der Welt Ende?“ Im Anfang hatte der Herr wohl dieses Zweite berücksichtigt, indem von V. 4 bis V. 14 mehr von den Zeichen vor Seiner Zukunft die Rede war. Dann aber hat Er von Jerusalems Fall besonders gesprochen, von V. 15 an, wie Er jetzt von Seiner Zukunft redet von V. 29 an. Eigentlich hatten die Jünger bei beiden auch nach der Zeit gefragt; Er aber sagt nur von dem, was geschehen werde, nicht, wann es geschehen werde. So stellt Er jetzt auch beides unmittelbar aneinander, nur durch ein Bald es scheidend, welches immer steht, wenn wenigstens die Möglichkeit gegeben ist, daß etwas bald geschehen könnte, aus dem aber, wie wir sehen, Zwischenräume von Jahrtausenden werden können. Wenn etwas rein nur vom Willen Gottes abhängt, kann Er ein Verheißenes nicht so sehr in die Länge ziehen, sondern prompt geschehen lassen. Ist es aber gleichzeitig auch von dem abhängig, wie Menschen ihrer Aufgabe nachkommen, so dehnt sich das Bald, wie das den Menschen Aufgegebene sich verzieht. Menschlich genommen ist letzteres nicht zu berechnen; und Sein göttliches Wissen macht Gott da nicht offenbar, wo es Menschen fehlen lassen. Gott verfährt mit uns gradeso, wie wenn Er die Zeit selbst nicht wüßte, in der es uns beliebte, unsere Schuldigkeit zu tun, um das von seiten der Menschen Geforderte desto wichtiger vor uns zu machen.

Es ist der Mühe wert, etwas eingehendere Betrachtungen über das Vorliegende anzustellen, weil es ja nie an Leuten fehlt, die sich daran aufhalten, wenn Verheißenes der Zeit nach so gar nicht eintreffen zu wollen scheint. Man kann, um mit der Betrachtung zu beginnen, sagen, daß dämonisches Wahrsagen, wenn's nicht förmlicher Betrug ist, in der Zeit sicherer eintrifft als das göttliche Weissagen, obwohl letzteres der Zeitangaben

sich meist enthält, während Wahrsager mit Zeitangaben gerne frech sind. Der Arge nämlich, der das Wahrsagen eingibt, kann sich der Menschen, die er unter seiner Gewalt zu haben sich brüstet, leichter versichern, daß sie ganz nach seinem Willen tun, weswegen er mit dem, was er vorhat, oft spielend rechnen kann. Ein gläubiges Beten freilich vermag ihm sein Spiel leicht zu verderben. Gott aber ist des Menschen oder gar vieler Menschen gar nicht versichert, daß sie in allem nach Seinem Willen vorgehen werden. So bleibt für den Herrn gleichsam alles unsicher, nicht, als ob Er's nicht nach Seiner verborgenen Allwissenheit wissen könnte, sondern uns gegenüber, denen Er in solchem Falle Sein tieferes Wissen nicht kundtun will. Wenn aber etwas fertig ist, daß es bald geschehen könnte, [in]sofern [als] alle Menschen, auf die dabei gerechnet werden muß, ihre Schuldigkeit tun, so bleibt Gott bei Seinem Bald, [um] anzuzeigen, daß es nicht an Ihm, sondern nur an uns hänge und daß Er für sich bei Seinen Beschlüssen bleibe. Es hätte also nach dem Fall Jerusalems alles Weitere kommen können, wenn nicht Versäumnisse auf seiten der Menschen eingetreten wären, welche bezüglich der Zeit einen bis heute störenden Einfluß gehabt haben. Erwähnen wir nur das eine, daß der Herr gesagt hatte: „Das Evangelium muß zuvor gepredigt werden unter allen Völkern; und dann wird das Ende kommen“ – und daß die Predigt durch Menschen geschehen sollte, das wissen wir –, so kann das Ende nicht kommen, ehe [nicht] das Evangelium wenigstens auf eine dem Herrn fürs weitere genügende Art gepredigt worden ist. So wäre bis daher das Kommen des Herrn gar nicht möglich gewesen, weil bis vor hundert Jahren die Christen fast alle Heiden haben guten Mutes ohne Kenntnis des Evangeliums hingehen lassen. Aber noch viel anderes mag bezüglich der Zeit störend eingewirkt haben, und große Bedeutung hat in dem allen das Wort Petri (2. Petr. 3, 9): „Er hat Geduld mit uns und will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre.“ Ein konsequentes Einhalten jenes Bald war hiernach nicht möglich ohne große Verluste fürs Reich Gottes. Wir sehen überhaupt, daß wir uns damit zufriedenzustellen haben, daß so wenig Zeitangaben für die Zukunft uns gegeben sind.

Wir haben noch anderes hier zu bemerken. Weil nämlich

die Länge oder Kürze des „Bald nach jener Trübsal“ fraglich blieb, so erklärt sich daraus, warum der Heiland manches nicht berührt, das nach einigen anderen Stellen der Schrift Seiner Zukunft vorausgehend gedacht wird, das wohl auch eine andere Gestalt bekommen hätte, wenn kein so großer Verzug stattgefunden hätte. So sagt der Herr namentlich nichts von dem sogenannten Antichristen, der in der letzten Zeit bis zu der Erscheinung Christi auftreten werde. Er läßt das diesen Betreffende zusammengehen mit den falschen Christussen und den falschen Propheten, von denen Er gesprochen hatte, daß sie große Zeichen und Wunder tun würden (V. 24), betont es aber nicht, daß die Tyrannei und satanische Macht eines Mannes, der in vorzüglichem Sinne nicht bloß als falscher Christus, sondern als Antichrist wider den Glauben an Christus auftrete, kommen werde. Immerhin ist die völlige Schweigsamkeit Jesu hierüber bedeutsam; und wir müssen doch etwas vorsichtig sein, daß wir nicht zuviel aus einem solchen Manne, vor dem die ganze Christenheit zu zittern habe, machen. Wenn derselbe das werden müßte, wie man sich's in jetziger Zeit unter ihm vorstellt, so hätte es der Heiland unmöglich in Seiner Rede ganz unberührt lassen können.

Umgekehrt kann man sich vorstellen, daß der Stand der Christenheit, wenn das Kommen des Herrn sich verzog, in fast 2000 Jahren doch ein ganz anderer sein werde, als er damals gewesen ist, namentlich wenn sich's ergab, daß die Gaben und Kräfte des Heiligen Geistes fernegegangen sind und der Besitz des Heiligen Geistes jedenfalls nicht mehr derselbe ist, der er im Anfang gewesen war. Der Heiland würde also, wenn Er nicht etwas Neues schaffte, ehe Er käme, jetzt eine ganz andere Christenheit antreffen, als sie damals gewesen wäre. Es ist gar nicht anders denkbar, als daß in so langer Zeit, da auch wenig unmittelbares Begegnen von seiten Christi stattgefunden hat, große Schäden eingetreten sind. Wir wissen ja auch, wieviel Unglaube, wieviel Unwissenheit, wieviel Vergessen dessen, was Jesus ist und wollte, gekommen ist und wie insbesondere die Hoffnungen auf Ihn zur Erneuerung der Schöpfung fast aufgegeben sind. Das alles aber macht gegen die letzte Zeit hin etwas Besonderes von seiten Christi notwendig, um die Christenheit wieder zu heben,

damit die Freundlichkeit des Herrn, wenn Er käme, einen Boden fände auf Erden, auf dem sie sich beseligend und erlösend ausbreiten könnte, ohne alles zumal verdammen zu müssen.

Überdenken wir's recht, so muß vor Seinem Kommen das erste wiederhergestellt und der Heilige Geist zurückgekehrt sein; es müssen die Gaben und Kräfte des Heiligen Geistes, die Repräsentanten des abwesenden Christus, wiedergekehrt sein; es muß das Evangelium wieder in Kredit gekommen sein; es muß eine Gottesmacht zur Verbreitung des Evangeliums und zu schneller Vollendung der bereits begonnenen Mission eingetreten sein, ehe der Herr erscheinen kann. Von dem allem aber konnte der Herr jetzt mit Seinen Jüngern nicht reden, weil Er nicht von der Voraussetzung ausgehen durfte, als werde es so lange anstehen, daß vor Seiner Ankunft eigentlich eine Erneuerung der Christenheit nötig werden würde. Er kann in Seiner Rede nur von der Voraussetzung ausgehen, daß die Mittel zur Gründung und Beförderung des Reiches Gottes auf Erden, die Er mitwirkend darbietet, dasein würden, wie denn auch ihr Zurücktreten, das geschichtlich geworden ist, nirgends in der Schrift angezeigt wurde. Indem wir nun aber auf die Wiedererneuerung des Verlorenen hoffen, dürfen wir uns nicht wundern, daß der Herr von ihr nicht redet, daß sie vor Seiner Zukunft werden würde. Ebenso wenig aber können wir von dieser Hoffnung lassen, weil es nicht denkbar ist, daß der Herr Seine Gemeinde, der Er so viel verheißen, vor Seiner Zukunft so arm und des Verheißenen bar lassen würde, wie sie es jetzt ist.

Der Herr erwähnt nur des Allerletzten, das Seiner Zukunft vorhergehen werde, nämlich, daß Sonne und Mond ihren Schein verlieren, Sterne vom Himmel fallen, die Kräfte der Himmel sich bewegen werden. Die Kräfte, will mit letzterem gesagt sein, welche die Himmel zusammenhalten, ausspannen, ihre Erscheinungen bewirken etc., werden erschüttert werden. Dann erst wird das Zeichen des Menschensohns kommen, d. h. diejenige Erscheinung, die dem kommenden Messias unmittelbar vorhergeht und den nun geschehenden Eintritt des Kommens Jesu anzeigt, das Signal derselben gibt. Das sind freilich Erscheinungen, an welche in unserer Zeit mit Ernst niemand denkt, daß sie kommen werden. Lukas nennt auch noch das brausende Meer

mit seinen Wasserwogen. Um so mehr wird der Schrecken der Menschen sein, wenn solches eintrifft, wie Matthäus sagt, daß „alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden“, weil da niemand mehr Rat weiß, sondern jeder allein in den Händen des Allmächtigen sich fühlt, den nach seinem inneren Stande fürchtend. Lukas sagt: „Und auf Erden wird den Leuten bange sein, und werden zagen“, ferner: „Die Menschen werden verschmachten vor Furcht und Warten der Dinge, die kommen sollen auf Erden.“ Endlich redet der Herr vom Kommen selbst:

V. 30: – „und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit.“ (So auch Markus und Lukas; aber Matthäus und Markus fahren fort:) – V. 31: „Und Er wird senden Seine Engel mit hellen Posaunen; und sie werden sammeln Seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem anderen.“

Es mag ein über alle Maßen imponierender, zugleich auch beruhigender Eindruck sein, den der Anblick des schließlich kommenden Heilandes auf die Menschen machen wird. Er kommt in den Wolken des Himmels, d. h. wohl in den Wolken, die sich in ungewöhnlicher Weise bilden werden, ohne Wasserwolken zu sein, wie bei der Verklärung eine Wolke kam und Jesum überschattete und wie bei der Himmelfahrt eine Wolke kam und Ihn aufnahm. So werden Wolken es sein, auf welchen das ganze Heer der Kommenden wie auf Schiffen stehend zu sehen sein wird. Denn wenn es heißt: „mit großer Kraft und Herrlichkeit“, so liegt dies insbesondere in der Begleitung der Engel und Heiligen, die in unabsehbarer Menge mitkommen. Schreckhaft wird dieses Letzte gewiß nicht mehr sein, weil es auch unter Jubel und Lobgesängen geschieht. Der Herr wird mit voller Leutseligkeit leuchten; und Seine Begleitung wird lauter Freude und Wonne sehen lassen darüber, daß es endlich soweit gekommen ist und unser Heiland als der Sieger dasteht, dem alles sich unterworfen hat, das Er nun dem Vater als Gabe übergeben wird. Der betäubende Schrecken, der auf die Menschen fällt, wird vorher sein, wenn nur schreckhafte Naturerscheinungen gesehen werden, aber nicht der Herr selbst. Der Anblick des Heilandes wird jeden Schrecken versöhnen und jeden Schmerz aufheben.

Wenn der Herr sodann Seine Engel mit hellen Posaunen aussenden wird, so ist das hier auch kein Gerichtsakt, sondern eine Sammlung derer, die Jesu verklärt in der Luft entgegengehen dürfen, nachdem auch die Toten in Christo werden auferstanden sein (1. Thess. 4, 16). Wenn Matthäus sonst (13, 41) sagt: „Des Menschen Sohn wird (am Ende dieser Welt) Seine Engel senden, und sie werden sammeln aus Seinem Reiche alle Ärgernisse und die da Unrecht tun, und werden sie in den Feuerofen werfen“, so ist das nicht bei der Ankunft Christi geschehend zu denken, sondern unter den Gerichtsschrecknissen vorher. Die eigentlichen Feinde Jesu werden, wenn Er sich sehen läßt, bereits aus der Menschheit ausgeschieden sein, so daß alle, die Ihn sehen, mit Mut und Vertrauen Ihn sehen dürfen. Nur um das werden die Menschen verschieden gestellt sein, daß die einen verklärt zu Jesu kommen werden, die anderen einstweilen auf Erden zurückbleiben und die letzteren dann es sind, die etwa in das sogenannte Tausendjährige Reich kommen, das nur ein gnädiger Aufschub des eigentlichen Gerichtstags sein möchte. Wie das Gleichnis von dem Weltgerichte sich zu solchem verhalte, werden wir später sehen.

## § 186 Die Weissagungen Jesu

(Matth. 24, Mark. 13, Luk. 21)

Siebenter Abschnitt

Luk. 21, 28; Matth. 24, 32-33

Der Heiland ist mit dem, was Er voraussagen wollte, fertig. Was Er weiter sagt, sind deswegen nur Tröstungen, Warnungen, Belehrungen, Weisungen verschiedener Art. Wir nehmen das Wort des Herrn bei Lukas voraus, welches er in das, was Matthäus und Markus geben, eingeschoben hat.

Luk. 21, 28: „Wenn aber dieses anfähet zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung naht.“

Die Worte: „Wenn dieses anfähet zu geschehen“ wollen sagen: „Wenn der Anfang von dem, was mit dem wirklichen

Kommen des Herrn in Seiner Herrlichkeit schließt, geschehen wird, so sehet auf etc.“ Der Anfang nun ist ein gedoppelter, erstlich das Letzte vor dem Kommen, welches in dem besteht, daß Sonne und Mond den Schein verlieren werden etc. Während da die Menschen verschmachten werden vor Furcht und vor Warten der Dinge, die kommen sollen auf Erden, und während, wenn vollends das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheint, heulen werden alle Geschlechter der Erde, dürfen die Jünger und wer sich zu ihnen mit lauterem Glauben hält, frohlocken, weil ihre Erlösung kommt. Man kann aber zweitens in weiterem Sinn den Anfang auf das beziehen, was überhaupt die Letztzeit ankündigt, die Zeichen mit schrecklichen Naturereignissen, auch mit großen Zeichen am Himmel (Luk. 21, 11). Wenn man daher überhaupt merkt und alle Welt das Gefühl davon bekommt, daß die Letztzeit beginne, soll's eine Freudenbotschaft für die Gläubigen sein, wie für die gewöhnliche Welt ein Schrecken. Man sieht auch daraus, daß der Herr die Ereignisse vor Seiner Zukunft nicht so schauerlich sich denkt, [wie] wir gewohnt sind, sie uns vorzustellen, wie wenn jetzt jeder, der glaube, nichts anderes als Galgen und Rad, Kreuze und Folterkammern zu fürchten habe. Die Trübsal nach dieser Seite – so hat's den Anschein nach der Rede des Herrn – wird nicht groß sein, wird ja auch gar nicht erwähnt; denn das in Mark. 13, 11-13 Erwähnte geht auf den Anfang der Kirchengeschichte überhaupt. Nur bezüglich der Schrecknisse, die direkt von Gott kommen, hat man Bangigkeit, welche aber die, welche im Glauben stehen, überwinden und sich in Freude verkehren sollen. Deswegen ermahnt der Herr so tröstlich mit den Worten: „So sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung naht.“

Diese Erlösung, wenngleich sie die meisten noch nicht dafür erkennen, wird nicht etwa nur wenigen zuteil, sicher und ungefährdet freilich immer der kleinen Herde, die eigentlich im Kampf stand, aber schließlich in weitestem Umfang allen Geschlechtern der Erde. Denn diese Erlösung ist das von den Propheten verheißene wirkliche Gnadenjahr oder Erlösungsjahr, das gnädige Jahr des Herrn (Jes. 61, 2), das mehr nur grundlegend mit dem Tode des Herrn angebrochen war und im Glauben

erfaßt werden konnte, aber endlich doch auch nach allen Seiten verwirklicht kommen muß. Dasselbe dehnt sich über alle Völker aus, ja über die ganze Schöpfung. Die kommende Erlösung heißt aber insofern zunächst Erlösung der Jünger („eure Erlösung“), als diese, seien's nun die ersten Jünger oder deren Nachfolger, jetzt erst aus all dem großen und schweren Kampf kommen, in welchem sie gestanden sind, um als Vorkämpfer für das Erlösungsjahr dazustehen, [wo] sie des Leidens Christi viel hatten (2. Kor. 1, 5). Ihre Trübsal und ihr Kampf um Christi willen nähert sich jetzt dem Ende; und das ist ihre Erlösung. Aber auch die ganze Kreatur (Röm. 8, 19 ff.) kommt aus ihrer Not heraus und wird erlöst von allem Übel, weil dann das Reich Gottes eröffnet wird, mit welchem alles neu wird.

Daß der Herr schon den Anfang der Letztzeit, wenn, daß ich so sage, der erste Schreck vorüber ist, freundlich sich gestalten läßt, geht aus dem Gleichnis hervor, das Er noch gibt, von dem blühenden Feigenbaum. Er sagt, wie die drei Evangelisten übereinstimmend es geben:

Matth. 24, 32: „An dem Feigenbaum“ (Luk. 21, 29 – „und an allen Bäumen“) „lernet ein Gleichnis. Wenn sein Zweig jetzt saftig wird und Blätter gewinnet“ (Lukas: – „Wenn sie jetzt ausschlagen“), „so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist.“ (Lukas: „so sehet ihr's an ihnen und merket, daß jetzt der Sommer nahe ist.“) – V. 33: „Also auch, wenn ihr dies alles sehet“ (Luk. „sehet angehen“), „so wisset, daß es“ (Lukas: „das Reich Gottes“) „nahe vor der Türe ist.“

Das Gleichnis, das der Herr hier gibt, von den blühenden Feigenbäumen hat etwas ungemein Liebliches; und man sieht es, wie Sein Herz nur Liebliches darbieten möchte auf die Zeit, da Er als Erlöser oder als Vollender der durch Ihn angebahnten Erlösung wiederkommen wird. Einerseits sieht der Herr immer von der Zeit ab, weil Er selbst über diese nichts sagen kann (Mark. 13, 32); und andererseits redet Er doch auch wieder so, daß man im stillen schon den Verzug sich denken kann. Was Er redet, redet Er ja auch als von Gott, Seinem Vater, Ihm gegeben; und da konnte der Vater – wenn auch nicht offenbar, doch unvermerkt und so, daß es uns bei eingetretenem Verzug besonders aufrichten kann und soll – etwas von Seiner tieferen

Allwissenheit, die auch die Zufälligkeiten der menschlichen Freiheit durchblickt, mitfließen lassen, also auch von dem, wie sich's um des Verzugs willen gegen das Ende gestalten werde.

Gehen wir von diesem Gesichtspunkt aus, so ist's bis zur Letztzeit in der Christenheit und in der Menschheit überhaupt, dem Gleichnis zufolge, Winter. Wie im Winter die Natur erstorben und fruchtlos ist, erstarrt, ohne jegliches Leben auf dem Felde, so ist ein geistlicher Tod überall eingetreten, bei dem es kein rechtes, wenigstens kein durchschlagendes Vorwärts im Reiche Gottes mehr gibt. Ein Stück von diesem Tod und Winterfrost hat der Herr schon vorher (V. 12) genannt, wenn Er sagte: „Und weil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vieler Herzen erkalten.“ Ungerechtigkeit der Menschen untereinander und infolge derselben Kälte und Lieblosigkeit der Menschen gegeneinander macht alles geistliche Leben tot. Es fehlt die geistliche Gemeinschaft; und ohne diese geht auch das Interesse an den geistlichen und namentlich an den charakteristisch christlichen Wahrheiten verloren. Man fragt zuletzt weder nach der Tiefe des Worts noch nach der Erkenntnis der christlichen Hoffnungen, weswegen einmal der Herr auf die letzte Zeit hin fragt (Luk. 18, 8): „Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß Er auch werde Glauben finden auf Erden?“ So wird es hiernach sein, daß bei allem Glauben, den viele haben und der noch gilt, doch eigentlich kein Glaube mehr vorhanden sein wird. Alles stagniert in einem toten Buchstabendienst und in der Starrheit unbeweglich und streng gehaltener Lehrsysteme. Die Bäume sind wohl alle da, aber erfroren und starr vor Kälte, ohne Blätter und Früchte. Daneben geht Ungerechtigkeit und Zuchtlosigkeit her; und hat man auch etwa noch den Namen Gottes und Christi im Munde, so schlägt das Herz für seinen Heiland nicht mehr. Alles geistliche Leben liegt darnieder.

Ein solcher Winter, wohl Jahrhunderte lang dauernd, wird dem Beginne der Letztzeit vorangehen, wie deutlich das Gleichnis anzeigt, das der Herr gibt von dem Feigenbaum, der, wenn der Winter vorbei ist, saftig wird und Früchte gewinnt. Wenn wir einen Blick auf unsere jetzige Zeit werfen und etwa fragen, in welcher Jahreszeit wir etwa, geistlich genommen, stehen, ob im Frühling oder im Sommer oder im Herbst oder im Winter,

so brauchen wir uns nicht lange zu besinnen; sondern notgedrungen müssen wir antworten: „Es ist Winter; und es ist dazu noch ein strenger Winter, in welchem alles, auch das Edelste und was am längsten etwas aushalten kann, unter einer schaurigen Kälte zu erfrieren droht.“ Solange dieser Winter unverändert bleibt, ist nichts von einer Zukunft Christi zu hoffen und darf man mit Recht denken, die Zeit sei noch nicht vorhanden. Im Geistlichen aber geht es nicht wie in der Natur. In letzterer kommt regelmäßig nach dem Winter der Frühling, und zwar jedes Jahr, weil's schon in der Natur so liegt, wiewohl auch hierin die schaffende Hand Gottes nicht untätig bleibt. Im Geistlichen ist ein regelmäßiger Wechsel zwischen Winter und Sommer nicht vorhanden. Ist's Winter, so muß Gott dreingreifen, um Sommer werden zu lassen; und sowenig ein Ackersmann, wenn er im Winter die Aussaat bestellen wollte, eben damit auch den Frühling machen kann, ebensowenig kann ein Diener des Herrn unter seiner Arbeit im Weinberg des Herrn den Frühling machen, wenn Gott nicht besonders mitwirkt. Daß Arbeiter mit allem Eifer wohl einzelnes wenig bis zum Grünen bringen, aber aus dem Winter keinen Frühling machen können, das steht zu offenbar da. Da geht's nach dem Wort in der Offenbarung, nach welchem Geschlossenes niemand auf tun und Offenes niemand zuschließen kann (Offb. 3, 7-8). Beides muß der Herr geben. Solange also der Winter bleibt, steht alles, was die Zukunft des Herrn betrifft, noch in der Ferne; und weicht der Winter, so ist das das sicherste Kennzeichen von dem, wie wir in der Zeit stehen. Indessen wenn der Winter gefühlt wird und wenn die Sehnsucht nach einem Frühlingswind erwacht und auch zum Gebet treibt, so sind das allein schon Frühlingswinde, welche ahnen lassen, daß wenigstens bald der Winter vorübergehen werde. Der Gedanke daran ist bereits in der christlichen Gemeinde so lebendig geworden und zum Ausdruck gebracht, daß seine Verwirklichung gewiß nicht mehr lange auf sich warten lassen kann. Hoffnungen, die als wehende Frühlingswinde gelten können, gehen, möchten wir sagen, in jetziger Zeit durch die ganze Welt, wenn auch von der Mehrzahl noch nicht bedeutsam genug genommen. Es ist also geraten, das Wort des Herrn (Luk. 12, 35) wichtig zu nehmen: „Seid denen gleich, die auf ihren Herrn warten.“



Nun aber verheißt der Herr, daß endlich Feigenbäume und alle Bäume ausschlagen werden, daß die Zweige werden saftig werden und Blätter gewinnen; und dann sei der Sommer nahe, der die Früchte alle zur Reife bringe oder, wie Markus sagt, der verkündige, daß das Reich Gottes, d. h. seine Vollendung oder eigentliche Verwirklichung, nahe sei.

Wie wird nun dieser Frühling? Ich denke mir, derselbe werde herbeigeführt schon durch die ersten Zeichen, welche sich als unmittelbar von Gott kommend mit Bestimmtheit kundgeben. Nicht gerade Kriege, Erdbeben, teure Zeit, Pestilenz, wovon die Rede war (24, 7), da diese ja oft vorkommen und meist natürlich erklärt werden, sondern besondere Zeichen, Schrecknisse, namentlich große Zeichen vom Himmel werden es sein, welche einen erschütternden Eindruck auf die Menschen machen. Diese Schrecknisse allein schon können einen Anstoß zu einem neu erwachenden Leben geben, wenn sie nämlich so sind, daß sie von jedermann als direkt von oben kommend anerkannt werden müssen. Dann sind und erscheinen sie als eine Annäherung Gottes und des Heilandes, als ein Hereinwirken Gottes in die menschlichen Verhältnisse, das nicht mehr geleugnet werden kann. Das Wunder, welches so wenig Anerkennung mehr findet, muß dann wieder geglaubt werden, was mächtig auf die Stimmung der Menschen wirken wird. Hierbei kommt ferner mit der erstorbenen Menschheit des Herrn Hand, Kraft und Gewalt, auch Seine Gnade, Barmherzigkeit und Zucht durch den Heiligen Geist in eine heilsame Berührung. Jede persönliche, d. h. wunderbare Annäherung des Herrn aber ist ein Licht, ein Feuer, eine wohlthuende Erregung der Geister, eine Bewegung der Gemüter; und so ist es um so begreiflicher, daß die Bäume sozusagen auszuschlagen anfangen oder überall ein göttliches Licht zu erwachen anfängt.

Weil denn auch mit einer winterlich erstorbenen Menschheit der Heiland nichts anfangen könnte, wenn Er käme, so tut Er noch ein Besonderes, um einen Frühling herbeizuführen, mit Erwärmen und Beleben. Wie denn zum Erwachen der Natur und der Bäume, wozu Menschen gar nichts machen können, warme Lüfte, erquickende Regen, freundlicher Sonnenschein, alles vom Herrn, erforderlich sind, so läßt, weil auch einen geistlichen

Frühling Menschen nicht machen können, der Herr den Heiligen Geist mit Seinen Gaben und Kräften wiederkommen, und zwar nacheinander über alles Fleisch. Ein Frühling kann in der erstorbenen Menschheit nicht werden ohne den Heiligen Geist, den der Herr als Vorläufer Seiner Person wieder sendet, wie derselbe ja als der Repräsentant Seiner Person hätte immer dasein sollen. Ist Er da, so werden die Zweige saftig werden und Blätter gewinnen; oder eine allgemeine Erweckung wird je länger, je mehr sich machen. Eben damit aber haben wir auch das sicherste Kennzeichen, wie der Herr sagt, daß der Sommer nahe sei oder die Zeit der Zukunft des Herrn. Ein sichereres Kennzeichen der Nähe des Endes aller Dinge gibt es nicht, als wenn ein großes Erwachen aller Völker entsteht durch neugesendete Kräfte des Heiligen Geistes.

Indem daher der Herr von einem vor Seiner Zukunft eintretenden Frühling, der die Bäume grünend und fruchtbar mache, redet, liegt darin die Zusage entweder des Verbleibens oder Zunehmens des Heiligen Geistes in der Christenheit oder Seiner Wiederkehr, wenn Er zur Zeit zurückgetreten sein sollte, damit alles wieder in Gang komme wie im Anfang. Hiermit wäre auch eine Antwort auf die Frage gesagt, warum denn nichts von einer Wiederkehr oder erneuerten Ausgießung des Heiligen Geistes in der Schrift stehe. Man kann dieselbe, wenn man die Augen auf-tun will, in dem Gleichnis vom grünend und saftig werdenden Feigenbaum zwischen den Zeilen mit Sicherheit finden.

## § 187 Die Weissagungen Jesu

(Matth. 24, Mark. 13, Luk. 21)

Achter Abschnitt

Kap. 24, 34-39

Zu dem, was der Herr vorhergesagt hatte bezüglich der Zerstörung Jerusalems und Seiner Zukunft, macht Er verschiedene Bemerkungen, mit deren Betrachtung wir uns jetzt beschäftigen. Der Herr fährt fort:

V. 34: „Wahrlich, ich sage euch: Dies Geschlecht wird

nicht vergehen, bis daß dieses alles geschehe.“ – V. 35: „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen.“ – V. 36: „Von dem (jenem) Tage aber und von der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel“ (Markus setzt hinzu: „auch der Sohn nicht“), „sondern allein mein Vater.“ (V. 34 u. 35 haben auch Markus und Lukas; V. 36 fehlt bei Lukas.)

Der Herr hatte zwei Hauptpunkte vorhergesagt, erstlich die Zerstörung Jerusalems und zweitens Seine Zukunft, wie Er auch nach diesem beiden gefragt worden war. Wenn wir dabei das ins Auge fassen, daß der Herr, besonders bezüglich des einen Punktes, nämlich Seiner Zukunft, von jeder Angabe der Zeit fernebleibt, so liegt es an und für sich schon nahe, daß Er, wenn Er von dem Geschlecht redet, das noch nicht vergangen sein werde, vom zweiten nicht dasselbe sagen konnte, was vom ersten, wie Er auch bei Erwähnung der Kriege, die kommen würden, hinzusetzte (24, 6): „Aber es ist noch nicht das Ende da.“ Wenn Er ferner sagte (24, 14), es müsse das Evangelium zuvor in aller Welt gepredigt werden, und hinzusetzte, dann werde das Ende kommen; wenn Er endlich sagte (24, 29), „bald nach der Trübsal derselbigen Zeit“, nämlich der Zerstörung Jerusalems, so sieht man es deutlich, daß Er auf Seine Zukunft das nicht bezogen wissen will, daß jenes Geschlecht nicht vergehen werde, bis sie erfolge. Beide Tatsachen stehen jedenfalls so auseinander, daß ihr beiderseitiges Eintreffen nicht von demselben Geschlecht erwartet werden konnte. Wir können also das, was der Herr jenes Geschlecht noch erleben läßt, nur auf die Zerstörung Jerusalems beziehen. Diese konnte der Zeit nach nicht so unbestimmt gelassen werden wie die Zukunft Christi, weil es schon die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes erforderte, daß die Bestrafung der Sünde des Volks, die es an dem Heiligen Geist sich zuzog, nicht so lange ausbleiben konnte, bis die Erinnerungen daran nahezu erloschen waren, während die Wiederkunft Jesu, wenn sie etwa zur Rechtfertigung Jesu dienen sollte, schon einen Verzug erleiden konnte.

Wenn nach dem Zusammenhang das Wort Jesu auf beides bezogen werden kann, so ist zu bedenken, daß der Herr in einer Unterhaltung redet und keine zusammenhängende Rede hält, daß

es während der Unterhaltung Pausen gab, auf welche der Herr etwas Kurzes, auf ein Bestimmtes gerichtet, aussprechen konnte, daß endlich die Jünger mehr nur Einzelheiten in unzusammenhängenden Sprüchen als eine fließende Rede geben, so daß man Freiheit hat, nach dem Erfolg die Sachen auszulegen. Steht nun der Ausdruck: „bis daß dieses alles geschehe“ so da, daß man es auch auf die Zukunft Christi beziehen könnte, so darf man sich nicht daran stoßen oder gar von einer Irrung reden, die da geherrscht habe, weil jeder, wenn er dabei gewesen wäre, gemerkt hätte, daß es nur auf die Zerstörung Jerusalems gehen solle. Fein sagt der fromme und gelehrte Bengel\*: „Der Gegensatz, V. 34 u. 36, gibt eine gründliche Entscheidung: Dies Geschlecht oder Mannesalter (wozu etwa 40 Jahre gehörten) wird nicht vergehen, bis dieses alles geschehe (was Jerusalem betrifft); aber von jenem Tage und Stunde (da des Menschen Sohn zum Gericht kommen wird) weiß niemand etc. So unterscheidet auch Lukas (21, 28. 34) dieses oder diese Dinge und jenen Tag.“ Statt „von dem Tage“ nämlich in V. 36 und Luk. 21, 34 sollte es heißen: „von jenem Tage“.

Wenn der Herr weiter sagt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“, so kann's wohl auch darauf sich beziehen, daß unfehlbar die Zerstörung Jerusalems noch zur Zeit des jetzigen Geschlechts geschehen werde, aber auch darauf, daß man sich nicht irremachen lassen soll, wenn Seine Zukunft, deren Tag und Stunde verborgen sei, lange auf sich warten lasse. An uns kann wohl die Versuchung kommen, als werde nichts mehr aus der Wiederkehr Jesu, wenn sie selbst nach 1800 Jahren noch nicht erfolgt sei, wie schon Petrus (2. Petr. 3, 4) von Leuten redet, die sagen werden: „Wo ist die Verheißung Seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist.“ Wie weit ist auch unser Geschlecht von dem Glauben an die Zukunft Christi [ab]gekommen, obwohl man's im System noch aufführt? Wie tröstlich ist doch da das Wort Jesu für solche, die für diesen Glauben eintreten möchten, daß eher Himmel und Erde untergehen werden, als daß Jesu Wort

\* [J. A. Bengel, *Richtige Harmonie der vier Evangelisten*, 1736, S. 302 sowie *Gnomon Novi Testamenti* (zu Matth. 24, 33).]

täusche! Wie groß steht auch unser Heiland da, der mit so großer Bestimmtheit so ein kühnes Wort aussprechen konnte!

Von jenem Tage aber (so richtiger übersetzt, wie wir auch gewohnt sind, den Tag Christi einfach jenen Tag zu nennen) und von der Stunde, sagt der Herr, wisse niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, wie Markus hinzusetzt. Aus dieser völligen Ungewißheit der Zeit ist mit Sicherheit zu schließen, daß der Herr ferne davon war, Sein Kommen noch während des Bestehens jenes Geschlechts sich zu denken, daß Er überhaupt Sein Kommen mehr in die Ferne als in die Nähe stellt. Weder ein Mensch noch ein Engel, noch Er selbst, sagt Er, wisse es, sondern nur der Vater im Himmel. Daß es der Vater auch über die Freiheit des Menschen hin[aus] weiß, indem der Menschen Verhalten das frühere oder spätere Eintreffen bedingt, haben wir früher schon bemerkt. Eigentümlich aber ist, daß der Herr auch sich selbst das Wissen abspricht. Weil Er aber in der Beschränktheit des Fleisches auf Erden wandelte, weiß auch Er Verborgenes nur, wenn's Ihm der Vater offenbart, wie Er in allem uns gleichgestellt war. Sogar als der Herr gen Himmel aufgefahren war, kam Er nicht sogleich in das vollkommene Wissen der Zukunft hinein; und im Anfang der Offenbarung Johannis wird erzählt, wie die Eröffnung der Zukunft Ihm zukam, als Er würdig erfunden ward, die Siegel des Buches aufzutun (Offb. 5, 9, vgl. 1, 1). Zur Zeit wurde dem Sohne nicht einmal das bestimmt mitgeteilt, ob es noch lang oder kurz währen werde, bis die Dinge zum Abschluß kämen. Uns aber kann es nur zu großer Befriedigung dienen, zu wissen, daß kein unabänderliches Schicksal (Fatum) über uns walte, wie sich's die Heiden einst dachten, sondern Gott in wunderbar freundlicher Weise der Freiheit des Menschen Raum lasse, sich zu entfalten, daß es den Anschein gewinnt, als lasse sich gar Gott durch Menschen in Seinen großen Heilsgedanken für die ganze Welt bestimmen.

Die Ungewißheit des Tags wird auf Erden fortdauern, bis er kommt, so daß alle Menschen überrascht werden. Dies vergleicht der Herr noch mit der Zeit Noahs vor der Sintflut. Er sagt:

V. 37: „Gleich aber, wie es zur Zeit Noä war, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohns.“ – V. 38: „Denn gleichwie sie waren in den Tagen vor der Sintflut, sie aßen, sie

tranken, sie freieten und ließen sich freien, bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging“; – V. 39: „und sie achteten's nicht, bis die Sintflut kam und nahm sie alle dahin; also wird auch sein die Zukunft des Menschensohns.“ – (Diese Vergleichung hat hier nur Matthäus. Lukas aber erwähnt ihrer an einer anderen Stelle – 17, 26. 27 – auch.)

Zur Zeit Noahs konnte man schon die Zeit des Eintreffens der Sintflut im allgemeinen wissen, weil ja Noah eine Frist von 120 Jahren angezeigt hatte. Indessen blieb der Tag den Leuten doch verborgen; und weil sie dem Noah nicht glaubten, kam das Wasser ganz unerwartet über sie und nahm sie mitten unter den gewöhnlichen Beschäftigungen des Lebens hinweg. Uns aber wird wohl einmal im allgemeinen durch vorausgehende Zeichen, die geschehen, die Nähe der Zeit gewiß werden; aber eine bestimmte Zeit wird uns nie angezeigt werden, so daß wir immer, [um] mich so auszudrücken, auf zehn oder zwanzig Jahre ungewiß bleiben werden, also die Nähe überhaupt keine Veranlassung werden darf, etwas von dem Gewöhnlichen, welches das menschliche Leben in sich schließt, zu ändern oder zu unterlassen. Zuletzt, wenn sich's wieder etliche Jahre verzieht, wie man sich das so denken kann, mag es allen wieder zu einer Ungewißheit werden, ob sie überhaupt das Ende noch erleben dürften. So ergibt sich's von selbst, daß es in allem beim Gewöhnlichen bleibt; und außerdem bleibt es auch für uns geraten, in allem so fortzumachen, wie wenn man nichts, mit dem alles zumal würde aufgehoben werden, erwartete. Der Herr will also weder denen zur Zeit Noahs einen Vorwurf machen, daß „sie aßen und tranken, freieten und sich freien ließen, bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging“, noch will Er es von uns fordern, daß wir's anders machen sollten als die zur Zeit Noahs. Er will es nur recht eindringlich sagen, wie überraschend schnell der Tag, der dann alles mit einem Mal ändern wird, kommen und wie sehr alle Welt über den Zeitpunkt ungewiß sein werde. Angesichts dieser Rede Jesu sollte man wirklich alle Bemühungen, den Tag herauszubringen, aufgeben; und wo jemand mit Zahlen auftritt, sollte man ihm keinen Glauben schenken und die Rede Jesu wichtiger nehmen.

Wir haben uns wirklich sehr in acht zu nehmen, unsere

Stelle nicht so aufzufassen, als verbiete uns der Heiland, im Gewöhnlichen fortzumachen, wenn man sehe, daß das Ende bald kommen werde; oder als rate Er, man solle lieber dann vieles lassen. So ist es bei uns früher vorgekommen, [wo] man nach des seligen Bengels Auslegung\* so sehr auf das Jahr 1836 hinsah, daß man sein Haus und anderes verfallen ließ, weil man dachte, es sei nicht mehr nötig, es auszubessern, oder daß man, wenn man baute, nur ganz hinfällig baute, weil es nicht über das Jahr 1836 zu dauern nötig hätte, daß man ferner sein Geschäft aufgab oder keine Bestellungen mehr auf dasselbe machte, weil's doch nicht mehr der Mühe wert wäre. Besonders ist es in meiner Seelsorge bis heute oft vorgekommen, namentlich von 1848 an wieder aufs neue, daß man sich allen Ernstes besann, ob man noch heiraten dürfe und ob es nicht nach dem Willen des Herrn sei, bei der gewissen Nähe Seiner Zukunft unverheiratet zu bleiben, nicht mehr zu freien oder sich freien zu lassen, was nach den Worten des Herrn, wie sie sagen, ein Fehler wäre. Das alles aber ist nicht das richtige und kann es nicht sein, eben weil kein Tag und keine Stunde angegeben ist, da denn auch ein kleiner Verzug in die größten Verlegenheiten bringen kann, wenn man Änderungen machte. So sind auch schon unbedachtsame Auswanderungen vorgenommen worden, wie von 1817 an aus Württemberg ins südliche Rußland, um, wenn der Herr käme, dem Gelobten Lande näher zu sein. In neuester Zeit meint man denn auch, nach Jerusalem oder ins Gelobte Land zeitig auswandern oder in ein Fluchtland ziehen zu müssen, weil das wegen der Nähe des Herrn geraten sei. Das alles aber erweist sich schon darum als verkehrt, weil niemand den Tag weiß, der erwartet wird; und gewiß hat der Herr schon darum den Tag nicht angegeben, weil es gegen Seinen Willen wäre, auf solchen Tag hin Änderungen in seinem Leben vorzunehmen.

Wenn es in unserem Texte von denen zur Zeit Noahs heißt: „und sie achteten's nicht“, als ob ein Vorwurf ihnen damit gemacht würde, so heißt es doch, genauer übersetzt: „und sie erkannten's nicht“, nämlich daß die Sintflut da sei, sie wußten's

\* [J. A. Bengel, *Gnomon Novi Testamenti* (zu Offb. 17, 10), 1836, S. 696. Siehe auch die Erläuterung von Paul Ernst in J. C. Blumhardt, *GW II, BBB, Göttingen 1974, 5. Bd., S. 99.*]

nicht, merkten's nicht vorher, ehe die Sintflut kam. Immerhin wird es von Wichtigkeit sein, in die Welthändel nicht so großartig sich einzulassen, wie es in unserer ungöttlichen Zeit so häufig geschieht; aber alles in seinem ordentlichen Gang forterhalten, ohne im mindesten in etwas nachzulassen, das sonst erforderlich wäre, bleibt das geratenste, wie ja auch das Essen und Trinken, von dem der Heiland auch redet, nicht aufgehoben werden kann, selbst wenn man den Tag wüßte. Namentlich ist es übertrieben und verkehrte Ängstlichkeit, nicht mehr freien und sich freien lassen zu wollen. Abgesehen davon, daß es große Übelstände bringen könnte, wenn man auch nur auf etliche Jahre seine ordentliche Lebensstellung hintansetzt, ist auch gar kein Grund vorhanden, warum der Gedanke an die Zukunft des Herrn vom Heiraten abschrecken soll, indem ja die Vermählten wohl nur um so mehr sich miteinander rüsten und gefaßt halten können auf den Tag des Herrn. Freilich berufen sich viele auf die anderen Worte des Herrn (V. 19): „Wehe aber den Schwängern und Säugern zu der Zeit“, welche Worte indessen auf die Zeit der Zerstörung Jerusalems gehen. Wenn aber Furcht vor kommenden Kriegen vom Heiraten abschrecken soll, so müßte man das Heiraten ganz aufgeben. Daß bei Kriegen, namentlich in der alten Zeit, Frauen und Kinder übel daran waren, wer weiß das nicht, um nicht zu begreifen, warum der Heiland vornehmlich mit Schwangeren und Säugern Mitleiden haben sollte, wenn sie genötigt sind, die Flucht zu ergreifen? Aber zu ändern war eben da nichts. In der letzten Zeit fürchtet man besonders die Verfolgungen, unter welchen man mit Kindern in großes Gedränge kommen könnte. Aber einmal bleibt's in Frage, ob die Verfolgungen das sein werden, was man unter ihnen gewöhnlich sich vorstellt; sodann stehen ja die Eltern immer unter dem Schutze der Engel ihrer Kinder, daß ihnen nicht bange sein darf. Der Tag des Herrn selbst endlich kann für die Eltern und Kinder sowenig etwas Schreckhaftes sein wie für andere, da die Gerichtsszenen dann schon vorüber sein werden. Der kommende Heiland ist und bleibt der höchste Trost für die seufzende Kreatur! [BBB 1877, 5, 33-37]

## § 188 Die Weissagungen Jesu

(Matth. 24, Mark. 13, Luk. 21)

Neunter Abschnitt

Kap. 24, 40-42

Der Herr gibt noch weitere Winke und Ermahnungen, wie sie teils in Matthäus, teils in Lukas stehen. Zuerst lesen wir:

Matth. 24, 40: „Dann werden zweien auf dem Felde sein; einer wird angenommen, und der andere wird verlassen werden.“ – V. 41: „Zwo werden mahlen auf der Mühle, eine wird angenommen und die andere wird verlassen werden.“ (Lukas erwähnt diese Worte nicht im 21. Kapitel, welches dem des Matthäus im 24. Kapitel entspräche, aber in einer anderen Stelle, nämlich Luk. 17, 35-36. Doch diesen Versen voraus läßt er den Heiland noch ein Drittes sagen (V. 34): „Ich sage euch: In derselbigen Nacht werden zweien auf einem Bette liegen; einer wird angenommen, der andere verlassen werden.“)

Was hier der Herr sagt, hat einige Ähnlichkeit mit dem, was Er oben (V. 16-18) gesagt hatte mit Bezug auf das schnelle Herbeikommen der römischen Heere zur Belagerung Jerusalems. Lukas, der bei einer anderen Gelegenheit (17, 30-37) die Worte des Herrn anführt, redet dabei von der Zeit, „wann des Menschen Sohn soll geoffenbart werden“ (V. 30), sagt aber dazwischenhinein, wie V. 31, Worte, die bestimmt auf die Zerstörung Jerusalems zu beziehen sind (vgl. auch V. 37). Bei Lukas also stehen die einzelnen Äußerungen Jesu untereinander. Man sieht daraus, wie der Herr im Gespräch so leicht von einem zum anderen kam; und die Jünger waren vorerst nicht imstande, beides, die Zerstörung Jerusalems und die Zukunft Jesu, auseinanderzulegen, wie das erst möglich war, als die Zerstörung der Stadt vorüber war. Unsere jetzigen Worte Jesu können wir doch mehr auf die Zeit nach der Zerstörung, also auf die Zukunft Jesu, beziehen.

Der Herr redet dreimal (das bei Lukas nämlich mitgerechnet) von je zweien, die in gleicher Lage sich befinden, ja sogar beieinander sind und miteinander arbeiten. Das eine Mal (nach Lukas) liegen zwei, etwa zwei Arbeiter, nach des Tages Last

nebeneinander auf einem Bette; das andere Mal sind zwei Arbeiter miteinander auf dem Felde; und das dritte Mal sind es zwei Mägde, welche miteinander auf einer Handmühle Korn mahlen. Von solchen zweien, sagt der Herr, werde je das eine angenommen, das andere verlassen werden. So verbunden sie miteinander bei der Arbeit sind, so werden sie doch, wenn der Herr kommt, voneinander getrennt; und nur das eine hält der Herr für würdig, daß Er es annehme und zu sich ziehe. Nach dem anderen fragt Er nichts. Er verläßt es, läßt es einfach stehen. Wir haben oben (V. 31) gehört, wie der Herr, wenn Er kommt, Seine Engel mit hellen Posaunen senden wird, um Seine Auserwählten von allen Himmelsgegenden her zu sammeln. Die Engel holen dann von überall her die Auserwählten; und die, welche sie stehenlassen, sind die, welche verlassen werden. Wenn also von zweien der Herr eins annimmt, so gehört dieses zu den Auserwählten; und das andere ist nicht zu diesen gezählt. Da wollen denn die Anhänger der Prädestinationslehre auf unsere Stelle sich berufen, als sei da deutlich gesagt, wie die einen zur Seligkeit auserwählt, die anderen zur Unseligkeit bestimmt seien, weil sie ja hienieden gleichgestellt sich zeigen. Aber man sieht es, wie diese Christen gar nicht sich darum bemühen, nachzudenken, daß alles von dem abhängen möchte, wie der Mensch innerlich vor Gott stehe. Nach seinem inneren, nicht nach seinem äußeren Stand kann man auserwählt sein oder nicht. (Das Mahlen auf Handmühlen war das gewöhnliche Geschäft niedriger Sklavinnen, wie noch jetzt im Morgenlande Weiber, eine oder zwei zusammen, die Handmühle, die in jedem Hause ist, drehen. Die Handmühle besteht aus einem oberen und unteren Mühlsteine, von welchen der obere beweglich, der untere festliegend ist. Die Sklavinnen sitzen oder knien und haben den Griff des oberen Mühlsteins in den Händen und drehen diesen um den unteren herum.)

Daß von zweien je eins angenommen wird, das andere nicht, ist nur als ein möglicher Fall angenommen, nicht als eine Regel; und der Heiland will nur sagen, es könne vorkommen, daß von zweien, die ganz gleichgestellt und als gleich beieinander sind, nur eins Ihm etwas gelte. Mit dieser Rede wird angedeutet, daß äußere Gemeinschaft, in der man zueinander steht, niemanden sichert, wenn man nicht selbst richtig steht. Denn,

wie schon gesagt, wenn eins angenommen wird, das andere nicht, hat man, wenn's auf die Zukunft Christi bezogen ward, den Grund in dem zu suchen, daß das eine innerlich richtig gestellt ist, das andere nicht. Hier kann auch keines für das andere stehen. Jedes muß für sich selbst stehen; und wenn es gilt, kann man einander nicht mehr helfen. Wer also nicht vorher gesammelt und sich gerüstet hat, kann den Schaden davon haben, daß es bei ihm nicht ausreicht, auch wenn er in der Gemeinschaft mit einem anderen steht, bei dem es ausreicht. Es gibt Leute, die nur immer an andere sich anlehnen und dann meinen, eben das zu sein, was diese sind. Man sieht's den Leuten nicht immer an, was sie sind, wenn sie stets mit den Frommen laufen. Aber da ist's, als meinten sie, das sei genug, und versäumen es, an sich zu arbeiten; und wie weit können sie da zurückbleiben, wie ferne innerlich vom Herrn stehen! Auch an das haben wir zu denken, wie oft, wenn zwei beieinander sind, das eine unter dem anderen leidet, wie oft namentlich der ernstere von dem anderen verspottet und verhöhnt wird. Aber wenn der Herr kommt, zeigt sich, wer das bessere Teil hat.

Übrigens kann es auch von Vorteil sein, wenn man's versteht, sich aneinander anzulehnen. Es kommt nur darauf an, ob man's benützen will, an seinem Herzen zu arbeiten und Gewinn daraus zu ziehen für die Ewigkeit. Wie sehr kann da eines dem anderen förderlich sein, wenn's nicht bloß äußerliche Verbindung ist, bei welcher man Sünden, Leidenschaften und Unarten ungescheut fortdienen kann. So ist's auch von großer Wichtigkeit, daß die, welche durch äußerlichen Beruf miteinander verbunden sind, klüglich dabei sich halten. Wer ein Besseres in sich hat, soll darauf denken, daß er dem anderen nützlich werde; und wer sieht, daß er vom anderen etwas haben kann zu seiner geistlichen Förderung, der versäume nicht, was ihm Gott hingerichtet hat. Entsteht ferner eine wirkliche innere Gemeinschaft zwischen zweien, so kann das von Bedeutung sein, wenn der Herr kommt, indem die Fürbitte des Stärkeren dem Schwächeren zugute kommt. Wenn zwei miteinander verschwistert sind vor dem Herrn, so kann's nicht fehlen, daß der Herr beide annimmt, auch wenn's bei einem weniger gut stehen sollte. Endlich bemerke ich, daß je und je Leute über ihre Berufsart klagen und meinen, da finden

sie schon nicht Zeit genug, für ihre Seele zu sorgen. Manchem ist bald alles zuviel; und der neben ihm bringt's leicht durch, auch das Genügende für seine Seele zu tun. Den Klagesüchtigen läßt der Herr an Seinem Tage einfach stehen, weil er's als ein Fauler an sich hat fehlen lassen; und dem anderen hat seine Zufriedenheit zum Leben geholfen. Zum Schluß sagt der Herr:

V. 42: „Darum wachet; denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird.“ (Mark. 13, 33: „Sehet zu, wachet und betet; denn ihr wisset nicht, wenn es Zeit ist.“)

Der Herr ermuntert da zur Wachsamkeit. Denn wenn je zwei so unversehens überrascht werden, wie vorhin gesagt wurde, daß eins unbrauchbar erscheint vor dem Herrn, weil es in den Tag hinein gelebt hatte, ohne alle Besinnung auf das, was für die Zeit, da der Herr kommt, nötig war, so sollte man das Wachen nicht vergessen, zumal die Zeit ungewiß ist und, wenn's fehlt, alles verlorengehen kann. Nach Markus empfiehlt der Herr Wachen und Beten. Das Wachen freilich sollte allein schon immer so sein, daß es ein Beten ist, ein Halt an dem Herrn; und daran wird man erinnert, wenn der Herr beides nennt. Beten aber heißt hier: beständig betend vor dem Herrn stehen, Ihn immer gleichsam vor sich haben im Geiste, ob man Worte dabei brauche oder nicht. Sich neben dem Herrn fühlen ist schon ein Beten; und wer's lernt, sich stets innerlich in die Gegenwart Gottes zu stellen, der betet ohne Worte unaufhörlich. Halte man es nicht für schwer. Der Kindliche versteht's bald. Wer viel Wesens daraus macht, dem gelingt's nicht, und der verliert darunter leicht sich selbst und seinen Gott und bleibt allerlei Anfechtungen ausgesetzt, da ihm das Gefühl der Nähe des Herrn gar verlorengehen kann. – Es ist nicht zu übersehen, daß wir, wenn das persönliche Kommen des Herrn uns Heil bringen soll, vorher schon einen Umgang mit dem haben sollen, der kommend sich uns nahemacht, und das geschieht durch das anhaltende Wachen und Beten. Wer Ihm im Geiste vorher nahe ist, der hat den größten Gewinn vom persönlichen Nahekommen Jesu. Wer aber sich Ihm hienieden fernstellt, was geschieht, wenn er keine betende Richtung nach Ihm in allem, was er tut, sich angewöhnt, der kann schon Sein Nahekommen nicht ertragen.

Das letztere wird uns bei Lukas noch mehr ans Herz gelegt, indem er den Schluß der Rede Jesu umständlicher mit folgenden Worten gibt:

Luk. 21, 34: „Aber hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen und mit Sorgen der Nahrung und komme dieser Tag schnell über euch.“ – V. 35: „Denn wie ein Fallstrick wird er kommen über alle, die auf Erden wohnen.“ – V. 36: „So seid nun wacker allezeit und betet, daß ihr würdig werden möget, zu entfliehen diesem allem, das geschehen soll, und zu stehen vor des Menschen Sohn.“

Hiernach warnt der Herr zuerst vor dem, was am meisten dem Wachen und Beten im Wege steht. Zum Wachen und Beten nämlich müssen die Herzen frei sein. Fressen und Saufen aber und Sorgen der Nahrung beschweren die Herzen. Sie lassen die Bedürfnisse des Herzens nicht zu ihrem Rechte kommen; und das Herz fühlt eine Schwere und einen Druck, bei dem es sich nicht zu einem innerlichen Umgang mit Gott erheben kann. Unter Fressen und Saufen ist hier aber auch ein Essen und Trinken verstanden, mit dem man sich, ohne ins eigentliche Übermaß zu kommen, nur recht gütlich tun will und ein recht völliges Sattwerden sich angelegen sein läßt. Ein Fresser und Säufer ist schon der, dem nichts über Essen und Trinken geht. Es gibt also ein Essen und Trinken, daß insofern ein Fressen und Saufen genannt werden kann, als der Leib dabei zu sehr gepflegt wird und so, daß die Seele leer ausgeht. Wenn daher der Herr sagt: „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden“, so muß man eben in dem auf der Hut sein, daß man nicht immer so gar auf ein Wohlleben es abheben möchte, auch wenn man das eigentliche Zuviel meidet. Es gibt auch Leute, die lernen gar viel im Essen und Trinken ertragen, daß ein anderer über dem, was [er] sie gefahrlos zu sich nehmen [sieht], erschrecken möchte. Wir müssen darum auf der Hut sein und merken, wann wir anfangen, Fresser und Säufer zu werden. Das werden wir aber, wenn uns der Genuß von Speisen und Getränken innerlich schlaff oder schläfrig und faul macht und wenn er dem Wachen und Beten entfremdet. Denn es ist hochwichtig, von jenem Tage nicht schnell überrascht zu werden, dabei man nicht gefaßt und gerüstet ist, also viel einbüßen kann. Unter Sorgen der Nahrung

sind übertriebene und unrechte Bestrebungen, seine Lage besser zu machen, verstanden, von denen man sich so einnehmen läßt, daß man für nichts anderes mehr Gedanken hat. Da hört das Wachen und Beten auch auf.

Der Herr vergleicht jenen Tag auch mit einem Fallstrick, der über alle, die auf Erden wohnen, kommen werde. Denn wenn der Tag kommt, ist man plötzlich einem Gefangenen gleich, dem alle freie Tätigkeit genommen ist. Merken wir uns auch das, daß mit einem Male alle, die auf Erden wohnen, sich durch einen Fallstrick gefangen und gelähmt fühlen werden. Mit der Zukunft Christi wird plötzlich in einem Nu alles anders, hört alles Bisherige auf und geht durch alles hindurch ein ganz Neues an, das nicht mehr von den eigenen Entschlüssen der Menschen abhängt. Es ist das Ende aller Dinge damit gekommen. Wie übel mag man doch daran sein, wenn man sich nicht vorher von allem innerlich losgemacht hat!

Auch bei Lukas, wie wir gelesen haben, kommt der Herr auf Wachen und Beten zu reden. Solches, sagt Er, ist nötig, wenn man gewürdigt oder vom Herrn bevorzugt werden will, allem dem zu entfliehen, an dem man Gefahr läuft, verlorenzugehen. Kommen Verfolgungen, so wird der nicht stehen können, der nicht wacht und betet, sondern nur sinnlichen Genüssen und weltlichem Wesen hingegeben ist. Auch wenn sonst Verführungen zum Abfall eintreten, wird nur der Betende unversehrt durchkommen. Endlich bedarf's in dieser Zeit eines Wachens und Betens, wie wir oben bemerkt haben, um die Gegenwart Christi ertragen zu können und nicht zusammenzuschrecken vor Ihm, wenn Er sichtbar wird. Stehen und stehen können vor des Menschen Sohn, das muß jeder vermögen, der von Ihm will angenommen werden.

## § 189 Die Weissagungen Jesu

Zehnter und letzter Abschnitt

Kap. 24, 43-51 und Mark. 13, 34-37

Der Herr fährt fort, auf eine sehr nachdrückliche Weise Seinen Jüngern das Wachen auf Seine Zukunft anzubefehlen. Er macht Seine Ermahnungen durch verschiedene Gleichnisse anschaulich. Es ist wohl zu beachten, wie Er in allem eben Seine Jünger und deren Nachfolger besonders im Auge hat als solche, deren Aufgabe es sein sollte, für andere, die ihnen übergeben sein würden, zu wachen. Dies ist daran ersichtlich, daß Er zunächst von einem Hausvater redet, dann von einem treuen und klugen Knecht, hierauf von einem bösen Knecht, welche beide über ein großes Gesinde gesetzt sind, endlich nach Markus von einem Türhüter. Der Herr richtet also Seine Ermahnungen an Diener des Worts, welche über Gemeinden gesetzt sind und welchen als Seinen Knechten in besonderem Sinne viele Seelen anvertraut sind; und eben die Diener des Worts haben es zu ihrer Aufgabe zu machen, nicht nur für sich wachsam zu sein, sondern auch in ihren Gemeinden die Wachsamkeit oder das Wachen auf den Herrn anzuregen und zu erhalten. Namentlich in späteren Zeiten, da die einzelnen Gemeindeglieder nicht mehr in den Besitz des persönlichen Geistes kamen, also ärmer gestellt waren, konnte es von ihnen nicht erwartet werden, daß sie von selbst gehörige Wachsamkeit haben würden, wenn sie nicht dazu von den Dienern des Worts angeregt würden. Wie Ernstes hätte da der Herr Seinen Knechten in unserer Zeit zu sagen! Denn wie sehr ist das Warten auf den Herrn und so auch das Wachen auf Seine Zukunft hin vergessen oder in den Hintergrund gestellt! Ganz wider den Sinn des Heilandes bezeigen sich alle die, welche von Seiner Zukunft schweigen, ja auch nicht so eindringlich von ihr reden, daß die Gemeinden eine Anregung zum Wachen bekommen. Gar häufig sieht man die darum an, welche eine Ausnahme machen und viel von der Zukunft des Herrn reden; und lange haben Diener des Worts über andere in anderen Landen, [wo] man die Zukunftsdinge noch in Ehren hatte, gelächelt, daß sie immer so treuher-

zig und warm vom kommenden Heilande redeten. Wie häufig stehen einzelne ganz allein mit ihrem Zeugnis, namentlich wenn sie mit der ganzen Lehre Ernst machen und von dem Kommen des Herrn als eine[m] in unserer Zeit möglichen ernstlich reden. Warum aber sollten sie doch nicht das, wenn der Herr sogar mit Seinen Jüngern schon so redet, als ob sie's in ihrer Zeit erwarten dürften? Nur solche Diener des Worts, die das Nahesein des Herrn und Sein baldiges Kommen auszusprechen und danach ihre Ermahnungen einzurichten wagen, geben vom Evangelium Jesu ein volles Zeugnis. Denn was ist das Evangelium – ich sage es frei, es wird sich schon noch offenbaren – ohne den wiederkehrenden Heiland! Wir besprechen nun das einzelne.

1. Das Gleichnis vom Hausvater:

V. 43: „Das sollt ihr aber wissen, wenn ein Hausvater wüßte, welche Stunde der Dieb kommen wollte, so würde er ja wachen und nicht in sein Haus brechen lassen.“ – V. 44: „Darum seid ihr auch bereit; denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr nicht meint.“

„Darum seid ihr auch bereit“, schließt der Herr, womit angezeigt ist, daß Er unter dem Hausvater Seine Jünger meint und freilich dann auch die, welche an ihrer Statt nachkommen werden. Der Hausvater hat die Sorge des Hauses auf sich. Alles im Hause kann sich ruhig und sorglos schlafen legen, er nicht. Er muß wissen, ob alles in Ordnung ist, ob sich's tue, daß auch er sich niederlege, oder ob es ratsam sei, wach zu bleiben. Wie alles seine Sache ist, so verlassen sich auch alle auf ihn. Namentlich muß er sich so einrichten, daß auch ein kommender Dieb seinem Hause nicht schaden kann. Da sehen wir es, wie es besonders bei Seelsorgern wichtig ist, das Wort des Herrn vom Wachen sich zu Herzen gehen zu lassen.

Der Herr redet von einem Dieb, der unversehens komme. Niemand kommt so unerwartet und niemand versetzt auch in größeren Schrecken als ein Dieb, der immer nur die Stunde erwartet, da alles schläft. Der Heiland wird's nun mit Seinem Kommen auch nicht gerade so einrichten, daß niemand schlafe, wenn Er kommt. Da es geistlich zu nehmen ist, wie mag man erwarten, daß der Herr zusehe, bis alles wacht! Ist einmal die Zeit da, so fragt Er nichts danach, ob viele oder gar alle schla-



fen. Aber um so größer ist der Schrecken, wenn alles schläft. Aus der Vergleichung mit dem Dieb braucht man nicht gerade etwas Besonderes herauszuziehen. Doch kann man sagen, mit dem Kommen des Herrn verliert aller äußere Besitz für den Menschen seinen Wert. Mit einem Mal ist ihm alles geraubt. Nur was sein Herz für den Herrn gefühlt hat, bleibt ihm; und der Hausvater hat dafür zu sorgen, daß er und die anderen nicht im Augenblick bettelarm werden, sondern doch noch etwas haben, das ihnen bleibt, wenn der Herr kommt, und das ihnen nicht genommen werden kann. Hat er vorgesorgt, so ist das die Bereitschaft, in der er steht, wenn des Menschen Sohn kommt. Wie vielen aber mag's fehlen, da es so vielen gar nicht einfällt, auf eine Stunde zu wachen, die ihnen alles nehmen wird!

### 2. Von dem treuen und klugen Knecht.

V. 45: „Welcher ist aber nun ein treuer und kluger Knecht, den sein Herr gesetzt hat über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit Speise gebe?“ – V. 46: „Selig ist der Knecht, wenn sein Herr kommt und findet ihn also tun.“ – V. 47: „Wahrlich, ich sage euch: Er wird ihn über alle seine Güter setzen.“

Diesen Knecht beschreibt Jesus als einen solchen, den sein Herr über das Gesinde gesetzt hat, um demselben [das], was es bedarf, immer zur rechten Zeit zukommen zu lassen. Wer nun das tut, der ist ein treuer und kluger Knecht. Er ist treu, weil er den Befehlen seines Herrn mit willigem Herzen nachkommt und sein eigenes Interesse dem seines Herrn aufopfert; und er ist eben deshalb klug, weil er, sowenig es im Augenblick den Schein hat, doch so am besten für sich selber sorgt. Denn der Treue hat von seiner Treue immer den größten Gewinn, ohne daß er diesen den Beweggrund seiner Handlungsweise sein läßt; und der Untreue schadet immer sich selbst am meisten, wie jenen der Herr zuletzt über alle seine Güter setzt und bei diesem es auf ein Heulen und Zähneklappen hinausläuft.

Im gewöhnlichen Leben schon ist der immer der beste Mensch, treu und klug, der seiner Schuldigkeit gegen Untergebene, die von ihm abhängen, nachkommt, und so, daß diese sich befriedigt fühlen, soweit es in der Hand ihrer Oberen liegt. Es gibt nichts Edleres, als einen Menschen, dem viel anvertraut ist, so dastehen zu sehen, daß alle, die mit ihm zu tun haben, zufried-

den sind, weil er mit liebendem Herzen an alle denkt und acht darauf hat, daß ja niemandem sein Gebührendes fehle. Einem solchen Knecht kann's an und für sich schon nicht fehlen, wenn der Herr kommt. Der Herr aber meint freilich nun Obere in Sachen des Reiches Gottes, die [sich] ein Beispiel an denen nehmen sollen, die man im Äußerlichen Treue beweisen sieht. Sind sie's im Geistlichen auch so, daß sie den Seelen nichts vorenthalten, den Schwachen nachhelfen, die Irrenden aufsuchen, zu jedem Opfer und jeder Verleugnung willig sind, wo es gilt, Seelen zu retten und dem Reiche Gottes zu sichern, so sind das die, welche der Herr, wenn Er kommt, besonders bevorzugen wird. „Selig ist der Knecht“, heißt es, „wenn sein Herr kommt und findet ihn also tun. Wahrlich, ich sage euch: Er wird ihn über alle seine Güter setzen“, d. h. er hat Ansprüche an alles, was der Herr hat. Er ist Erbe Gottes und Miterbe Christi und gehört zu denen, welchen gesagt wird (1. Kor. 3, 22): „Alles ist euer.“

### 3. Von dem bösen Knecht sagt der Herr folgendes:

V. 48: „So aber jener, der böse Knecht, wird in seinem Herzen sagen: Mein Herr kommt noch lange nicht“, – V. 49: „und fäheth an, zu schlagen seine Mitknechte, isset und trinket mit den Trunkenen“, – V. 50: „so wird der Herr desselbigen Knechts kommen an dem Tage, des er sich nicht versiehet, und zu der Stunde, die er nicht meinet“, – V. 51: „und wird ihn zerscheitern und wird ihm seinen Lohn geben mit den Heuchlern, da wird sein Heulen und Zähneklappen.“

Hier erwähnt der Herr eines bösen Knechts, der gerade das Gegenteil von dem treuen und klugen Knechte ist. Der Herr hat dabei nicht Heiden, nicht Ungläubige im Auge, sondern solche, die des Herrn sind, denen vom Herrn wirklich Knechte und Mägde anbefohlen sind, die aber Heuchler heißen, welche, was sie zu sein vorgeben und vorstellen, nicht sind. Immer noch spricht der Herr mit Dienern des Evangeliums, die, wie die Geschichte lehrt, sehr ausarten können, obgleich immer mit dem Bekenntnis im Mund. Wenn eben sie, fern davon, wachen zu wollen, im Herzen sagen oder denken, ihr Herr komme noch lange nicht, so ist damit die Gleichgültigkeit gemeint, die überhaupt allmählich bezüglich der Lehre von der Zukunft Christi aufkommen würde, da ihrer viele, obgleich sie den Lehrsatz

bekennen, tun, als ob ewig nichts daraus werde, daß ihr Herr je komme. Unter diesen gibt es auch solche, die ihr Amt und ihre Stellung - immer nur an sich selbst, nicht an den Herrn, dem sie dienen, denkend - so mißbrauchen, daß sie nicht nur gegen ihre Untergebenen, sondern auch gegen ihre Mitknechte, d. h. andere Seelsorger, mit denen sie in Streit leben, herrisch sich benehmen, die sie äußern, ausstoßen und als solche, die im Bekenntnis unrecht wären - indem sie nicht wie sie denken -, verdammen und verunglimpfen, wo sie nur können, [wobei] sie daneben auch nichts lieber haben als gut Essen und Trinken und so unter den Trunkenen zu sitzen sich nicht scheuen. Was werden solche Knechte des Herrn, solche Diener des Evangeliums, zu erwarten haben, wenn ganz unerwartet zu einer Zeit, da sie's nicht meinen, der Herr kommt und der große Tag, der alles ans Licht bringt? Der Herr, heißt's, wird sie zerschmettern, d. h. innerlich so zerschmettern, daß sie nichts zu ihrer Entschuldigung vorbringen können. Er wird sie ihrer Stelle entsetzen und wird ihnen als Heuchlern den Lohn geben: dahin sie werfen, da [wo] Heulen und Zähnkappen sein wird.

Man sieht es indessen wohl, daß mit diesem Gerichtslohn, der ihnen wird, nicht gerade sogleich auch das entscheidende Gericht gemeint ist. Sie kommen ja zunächst nur in eine Finsternis, da Heulen und Zähnkappen sein wird, nicht in den Abgrund, der mit Feuer und Schwefel brennt. In der Folge werden sie noch einmal vor Gericht gefordert werden, wie das nun werden mag. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß nach dem Kommen des Herrn noch ein Verzug sein wird mit dem eigentlichen Gericht; und in diese Zeit könnte das sogenannte Tausendjährige Reich fallen, ein Einstweiliges für die übrigen Frommen bis zum Vollkommenen nach dem Jüngsten Gericht. Wie vielem Jammer aber könnte man sich entziehen, wenn die Worte Jesu über das Wachen zu Seiner Zukunft mehr gälten in der Christenheit, als man vor Augen sieht!

#### 4. Von dem Türhüter endlich, nach Markus.

Mark. 13, 34: „Gleich als ein Mensch, der über Land zog und ließ sein Haus und gab seinen Knechten Macht, einem jeglichen sein Werk, und gebot dem Türhüter, er sollte wachen.“

Hier wird das Fortgehen des Herrn in den Himmel mit

einem Menschen verglichen, der über Land zieht und sein Haus seinen Knechten überläßt, denen er Beruf und Aufgabe vorschreibt für die Zeit seiner Abwesenheit. Letzteres erinnert an das Gleichnis von den Zentnern, welches gleich nachher Matthäus berichtet und Markus nicht weiter berührt. Dagegen redet Markus von dem Türhüter, den der Herr anstellte, zu wachen. Der Wächterdienst wird ja gewöhnlich einem übertragen. Hierbei wird das Haus als ein solches angenommen, das überall so geschützt ist, daß kein Einbruch von Dieben möglich ist. Hierfür zu sorgen, wird den Knechten, jedem besonders, Macht gegeben. All ihre Vorsicht aber würde nichts nützen, wenn der Türhüter nicht wachen würde vor dem einzigen Eingang in das Haus. Der Türhüter nun stellt wieder die Bischöfe und Ältesten vor, die das Geschäft des Wachens haben, das wichtigste von allem. Was hilft alle sonstige Verwahrung eines Hauses, wenn der Türhüter schläft, statt zu wachen? Wie groß ist doch die Aufgabe der Seelsorger, namentlich in der letzten Zeit, [wo] sie die Wächter sein sollen wider Diebe und Mörder, die schon als falsche Lehrer und Propheten den Ruin des Hauses herbeiführen könnten.

#### 5. Schlußwort des Herrn nach Markus.

Mark. 13, 35: „So wachet nun, denn ihr wisset nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob er kommt am Abend oder zu Mitternacht oder um den Hahnenschrei oder des Morgens“, - V. 36: „auf daß er nicht schnell komme und finde euch schlafend.“ - V. 37: „Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachet.“

Jetzt will der Herr Seine Ermahnung zu wachen an alle gerichtet haben. Wenn Vorsteher und Älteste wachen und zum Wachen anhalten, namentlich durch ernste Auslegung der Lehre von der Zukunft Christi, so wird's von den Gemeindegliedern gefordert, sich weisen zu lassen, wenn sie nicht auch ihren Lohn mit den Heuchlern bekommen wollen. Die Nacht wird in vier Teile zu je drei Stunden eingeteilt. Bis 9 Uhr ist's Abend, bis 12 Uhr Mitternacht, bis 3 Uhr der Hahnenschrei, bis 6 Uhr der Morgen. - Mit dem Wachen wird's in unserer Zeit freilich nirgends ernst werden, ehe [nicht] die ersten Zeichen kommen, die für jedermann überzeugend sind als Zeichen der Annäherung Jesu! O kämen sie bald! [BBB 1877, 7, 49-53]

## 25. Kapitel Matthäi

### § 190 Die zehn Jungfrauen

(Erster Abschnitt)

Kap. 25, 1-4

Der Herr gibt eine nochmalige Ermahnung zur Wachsamkeit auf Grund der Unbekanntschaft des Tags und der Stunde Seiner Zukunft in dem Gleichnis von den zehn Jungfrauen, welches aber nur bei Matthäus steht. Da lesen wir:

Kap. 25, 1: „Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus, dem Bräutigam entgegen.“

Das Gleichnis, das hier der Heiland im Anschluß an das Vorige gibt, hat für die Auslegung viele Schwierigkeiten; und auch mir wird es schwer, in sicherer Weise vorzugehen. Am schwersten macht man sich's wohl damit, wenn man jeden einzelnen Umstand, der im Gleichnis vorkommt, als bedeutsam nehmen und auslegen will. Der Herr aber bezieht sich offenbar auf Gebräuche, wie sie damals üblich gewesen sind; und um das, was Er sagen will, recht anschaulich zu machen, läßt Er eine Hochzeit vor den Zuhörern verlaufen, wie sie nach der Sitte war, ohne daß viel anderes außer dem, daß durch Saumseligkeit alles verlorengehen kann, einer besonderen Auslegung bedarf, wenn sich diese nicht leicht gibt.

Ich hatte, wie ich schon einmal erzählt, bis vor kurzem einen Nestorianer in meinem Hause (gegenwärtig ist er einstweilen als krank im Diakonissenhause in Stuttgart). Die Nestorianer, im ganzen etwa noch 200.000, haben ihre Wohnsitze jenseits des Tigris, im ehemaligen Assyrien. Sie wollen von den Israeliten, welche unter Salmanasser ebendorthin in ein Gebirgsland, dessen Namen in der Schrift genannt sind, versetzt wurden, abstammen, im besonderen von Ruben, und schon in der apostoli-

schen Zeit durch Thomas bekehrt worden sein. Sie nennen sich die ältesten syrisch-chaldäischen Christen und hatten ein unabhängiges Bestehen bis vor 30 Jahren, mit festen geordneten Sitten und Gebräuchen und viel Erkenntnis der Schrift. Als Juden haben sie viel jüdische Gebräuche unter sich, welche sie strenge festhalten. Obiger Nestorianer (dieser Name wurde erst später ihnen gegeben) ist Fürst oder Malek (König) im Lande, neben anderen, und wollte Hilfe in England suchen gegen die Mißhandlungen der Kurden und Türken. Er heißt Markus und ist ein sehr einsichtsvoller, feiner Mann. Zu Hause ist er auch Diakon und als solcher Prediger. Er nun erzählt von Hochzeitsfeierlichkeiten, wie sie noch unter ihnen üblich seien und die viel Erklärendes geben für das Gleichnis von den zehn Jungfrauen. Bei Nacht kommen die Hochzeitsleute zu einer nicht ganz bestimmten Zeit zur Kirche, wo die Hochzeit durch Gesänge, Gebete, Litaneien, Vorträge aller Art fast die ganze übrige Nacht hindurch gefeiert wird. Bis sie kommen, warten Jungfrauen und andere Leute mit Lampen vor der Kirche. Wer da ist, darf mit eintreten. Aber gleich wird zugeschlossen; und nun mag noch nachkommen, wer will, so wird nicht mehr aufgemacht. Ausgeschlossen bleibt, wer nicht bereit ist. Den Ausgeschlossenen macht es nach der Sitte viel aus, wenn sie sich um die Beteiligung an der Hochzeit gebracht haben. In der Hauptsache also ist dort die Sitte sich gleichgeblieben, obwohl das Lokal der Hochzeit zu Jesu Zeit ein anderes war. Man sieht es aber deutlich, wie im Gleichnis, das die Sitte nimmt, wie sie ist, vieles liegen kann, das man für die Auslegung nicht wichtig zu nehmen braucht.

Nach der gewöhnlichen Sitte war, wie nachgewiesen werden kann, die Hochzeit im Hause des Bräutigams; im Gleichnis aber ist sie nicht hier, sondern im Hause der Braut gedacht, von wo abends die zehn Jungfrauen ausgehen, dem erwarteten Bräutigam entgegen. So mag es auch sonst gewesen sein, wenn der Bräutigam mit seinem Gefolge erst aus der Ferne kommen mußte. Ist nun Jesus der Bräutigam, so muß er vom Himmel zur Erde kommen oder über Land her, wie sonst in Gleichnissen gesagt wird. Daher [kommt es], daß im Gleichnis die Hochzeit im Hause der Braut angenommen ist. Für das Verständnis des Gleichnisses kann sich daraus viel ergeben, wie wir sehen wer-

den. Stellen wir uns aber zunächst den angenommenen Hergang noch weiter vor. Die Brautjungfrauen haben wir uns als von der Braut bestellt zu denken, als die, welche der Braut am nächsten stehen. Der Bräutigam wurde in einer gewissen Nacht erwartet; aber die Stunde war nicht bestimmt. Da begaben sich nun die Brautjungfrauen zuerst ins Haus der Braut; und das war ihr Ausgehen aus dem eigenen Hause, von dem sie bereits ihre Lampen mitnahmen. Das Ausgehen aber, von welchem der Text redet, geschieht bereits vom Brauthause aus, weil sie „ausgingen, dem Bräutigam entgegen“. Zunächst begaben sie sich, wie man sich vorstellen kann, in einiger Entfernung in ein Haus, wo sie warteten, weil ja der Ruf in der Nacht hieß: „Gehet aus, ihm entgegen.“ Sie müssen also irgendwo gewesen sein, von wo sie erst auszugehen hatten; und da denkt man sich am einfachsten ein Haus, in einiger Ferne vom Brauthaus.

Noch haben wir ein Wort über die einleitenden Worte des Textes zu reden. Es heißt: „Dann“, nämlich wenn der Herr kommen und einerseits den klugen und treuen Knecht belohnen, andererseits an dem bösen Knechte die Strafe vollziehen wird, „wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen“, d. h., wie ein Ausleger\* sagt, „tatsächlich gleich gemacht werden zehn Jungfrauen“. Da denkt man sich aber zuviel, wenn man annimmt, mit der Aufnahme und Ausschließung ins Himmelreich oder ins Reich Christi, wenn es vollendet werde, werde es so zugehen wie mit Brautjungfrauen, von denen die einen aufgenommen, die anderen ausgeschlossen werden, je nachdem sie gerade dasein werden bei der Ankunft des Bräutigams. Es sieht sich aber schon an und für sich seltsam an, daß alle, die einmal ins Himmelreich kommen, jenen zehn Jungfrauen gleich sein sollten, wenn Jungfrauen sollten entgegengehen. Wir wissen doch, welchen großen Umfang das Reich Gottes zuletzt bekommen soll, wie sogar von allen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, gesagt ist, daß sie Jesum als den Herrn anerkennen werden. Dazu will dann die beschränkte Zahl von zehn Jungfrauen nicht passen, zumal diese eine besondere Aufgabe haben, welche andere Glieder der Gesellschaft nicht haben.

\* [H. A. W. Meyer, *Matthäus-Kommentar*, 1853<sup>3</sup>, S. 415, 1864<sup>3</sup>, S. 518.]

Es können doch z. B. nicht gerade alle Einwohner der Stadt, in welcher die Feierlichkeit gedacht wird, als Jungfrauen gedacht werden, die dem Bräutigam entgegengehen. Oder sollen sie zum voraus ausgeschlossen sein, daß nur die zehn eine Berechtigung zum Himmelreich haben? Und da von diesen wieder die Hälfte abgeht, sollen wirklich nur fünf (so steht's einmal da; und wenn man sagt, die Zahl sei eine unbestimmte, so wird's damit nicht anders) ins Himmelreich kommen? Sodann interessiert sich doch sonst alles in der Stadt für den Bräutigam. Wer erhebt denn das Geschrei, das zur Mitternacht wird: „Der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen!“, womit man auf die Jungfrauen hinweist? Eine freudige Bewegung herrscht in der ganzen Stadt; und nur die fünf sollen ins Himmelreich kommen? Offenbar ist's mit den Brautjungfrauen etwas Besonderes, wenn sie zur Hochzeit eingehen dürfen. Dessen werden sie gewürdigt, ohne daß man sagen kann, nur sie werden ins Himmelreich aufgenommen. Das Himmelreich und die Hochzeit müssen hier voneinander getrennt werden. An jenem können viele, sehr viele, ja Scharen, die niemand zählen kann, teilbekommen, an der Hochzeit aber, wie es nach dem Gleichnis den Anschein hat, nur wenige.

Der Eingang zum Gleichnis ist also so zu nehmen: „Beim Anbruch des Himmelreichs wird es unter anderem auch so zugehen wie bei einer Hochzeit mit zehn Jungfrauen.“ Der Herr aber redet mit Seinen Jüngern und mit Bezug auf diese und alle, die Ihm als Knechte behilflich sind, das Himmelreich fertigzubringen. Mit ihnen, wie mehrfach in der Schrift angedeutet ist, wird der Herr zu besonderer Bevorzugung ein Mahl halten, bei dem Er sie an den Tisch setzt, sich selbst aber aufschürzen „und vor ihnen gehen und ihnen dienen wird“ (Luk. 12, 37). Er nennt sie auch die kleine Herde, die sich nicht fürchten soll, weil es ihres Vaters Wohlgefallen sei, ihnen das Reich zu geben, nicht für sich allein, sondern für alle in dem Sinne, wie es bei Daniel (7, 22) heißt, daß die Heiligen das Reich einnehmen würden, d. h. das ausrichten, was zur Herstellung des Reiches Gottes im Ganzen von seiten der Knechte des Herrn, welche hier die Heiligen heißen, gefordert wird. Diese Knechte oder Heiligen sind nach unserem Gleichnis die, welche mit

den zehn Jungfrauen zu vergleichen sind, die um ihres Berufs und Eifers willen Fähigkeit und Berechtigung haben, dem Bräutigam entgegenzugehen, ohne daß andere, die nicht wie sie entgegengegangen, vom Himmelreich ausgeschlossen sind. Aber auch diesen Heiligen wird angedeutet, wie sie durch eigene Schuld um den Vorzug kommen könnten, den sie nach Brauch und Recht hätten. Der Heiland will damit nur um so mehr ihren Eifer spornen und ihr Gewissen schärfen, nichts zu versäumen, was zur Förderung des Reiches Gottes von ihnen gefordert wird.

Hiermit sind vorläufige Gedanken gegeben, die im Nachfolgenden noch umständlicher werden besprochen werden. Zuerst lesen wir weiter in Matthäus:

V. 2: „Aber fünf unter ihnen waren töricht, und fünf waren klug.“ – V. 3: „Die törichten nahmen ihre Lampen; aber sie nahmen nicht Öl mit sich.“ – V. 4: „Die klugen aber nahmen Öl in ihren Gefäßen samt ihren Lampen.“

Zehn Jungfrauen mögen es gewöhnlich bei Hochzeiten gewesen sein. Deswegen bleibt der Herr im Gleichnis bei dieser Zahl. Daß Er die Hälfte derselben töricht nennt, ist bedeutsam im Gleichnis und ist mit Bedacht gesagt. Auch unter den besten und treuesten Knechten kann's fehlen; und wer sich als Knecht des Herrn fühlt, darf's ernst nehmen, ob er nicht als töricht Schaden leiden könne, weil die Hälfte von allen es ist, bei der's zu fürchten ist. Tätige, eifrige, dazu auch angesehene und vielgeltende Knechte können leicht eine gewisse Sicherheit bekommen, als verstehe sich's von selbst, daß es ihnen in nichts fehle, können etwa auch denken, als werde ihnen leicht [das], was sie fehlen, vergeben werden, daß es ihnen keinen Schaden bringen dürfe. Unser Gleichnis sagt's anders und hat insofern noch einen besonderen Ernst, als alles bei den Jungfrauen recht zu sein schien, bis auf das Letzte, daß sie nicht Öl genug hatten.

Töricht sind die, welche in dem, was sie tun, keine Überlegung anwenden, sondern geradeaus ihre Sachen ohne Nachdenken vornehmen. So sind die törichten Brautjungfrauen die, die eben geschwind ihre Lampen nahmen, vielleicht auch, weil das schon ins Gewohnheitsmäßige hineingeht, noch etwas Öl eingossen, aber nicht überlegten, daß sie möglicherweise auch Ölvorrat haben sollten. Die klugen Jungfrauen dachten: „Wer weiß, ob

nicht die ganze Nacht darüber hingeht und ob es nicht Mitternacht, ja Morgen wird, bis der Bräutigam aus weiter Ferne kommt. Da müssen wir uns vorsehen, daß uns das Öl nicht ausgeht. Das wäre ja ein übel Ding; denn ohne brennende Lichter dastehen nimmt uns den Charakter von Brautjungfrauen.“ So nehmen sie denn außer den mit Öl gefüllten Lampen auch kleine Ölgefäße mit, um nachgießen zu können, wenn es nötig würde.

Wenn man nun fragt, was, geistlich genommen, das Öl wohl sein werde, so bedeutet der Ölvorrat, den man ja zum Warten braucht, die in Geduld wartende Gesinnung und den aufs Warten mit Wachen gerichteten Sinn. Wenig Öl hat der, der ungeduldig ist und nicht recht warten kann, der dann auch der Gefahr ausgesetzt ist, den Glauben zu verlieren, wenn's durch ein Warten geht, zu dem er sich nicht versehen hat. Die törichten Jungfrauen waren – so können wir's zur Erbauung uns denken – des öfteren vergeblichen Rufes: „Er kommt“ müde und denken, es werde wieder nichts sein; und man brauche darum nicht sich so vorzusehen, wenn auch die ganze Nacht darüber hingehe. Bei ihnen ist also schon ein Stück Unglaube dabei, daß sie nicht vorsorgten. Wenn er nicht gleich kommt, denken sie, wird's wie immer sein, daß er gar nicht kommt; was brauchen wir uns denn mit den besonderen Ölgefäßen abzumühen? Die Ermahnung also, die der Herr uns geben will, ist die, daß wir ja uns nie eine Zeit denken sollen, in der die Ankunft sein müsse, und darum, ohne die Hoffnung aufzugeben, immer auch auf langes Warten gefaßt sein und innerlich, im hoffenden Herzen, vorsorgen sollen. Denn sonst kommt im Augenblick etwas Schiefes an uns, das unsere Handlungsweise verdirbt; und ist diese verderbt, so kann es uns gehen wie den törichten Jungfrauen, daß wir um den Anteil an der Hochzeit kommen. Die Heiligen und Knechte des Herrn müssen um so lauterer und völliger sein, wenn sie eines Vorzugs gewürdigt werden wollen.

## § 191 Die zehn Jungfrauen

(Zweiter Abschnitt)

Kap. 25, 5-7

Wir fahren fort, das Gleichnis von den zehn Jungfrauen zu betrachten. Da mir, wie es oft geschieht, seit ich das Evangelium Matthäi in den *Blättern* betrachte, viele Erklärung des Gleichnisses erst unter der Feder wird, so muß ich die Leser um Nachsicht bitten, wenn manches wiederholt wird, anderes nicht gehörig verarbeitet erscheint, weil jede Woche gebieterisch das Ihre fordert. Die Zeit erlaubt mir so nicht, mehr zu tun, als meine Gedanken zu geben, wie sie mir kommen, ohne darauf zu achten, wie sie in anderer Ordnung besser und übersichtlicher sich darstellten. - Es heißt weiter:

V. 5: „Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen.“ – V. 6: „Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus, ihm entgegen.“ – V. 7: „Da stunden diese Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen.“

Der Bräutigam ist in weiter Ferne zu denken, so daß die Brautjungfrauen nicht bis zu seinem Hause ihm entgegengehen können. Die weite Entfernung ist auch Ursache, daß die Ankunft nicht ganz bestimmt ausgemacht werden kann. Daß also der Bräutigam verzieht, ist sehr begreiflich. Wie wir nun oben bemerkt haben, hat man sich's, bezüglich der äußeren Haltung des Gleichnisses, so zu denken, daß die Brautjungfrauen aus dem Hause der Braut in einiger Entfernung irgendwo, etwa am Ende der Stadt, in einem Hause warten, um, wenn der Bräutigam käme, an seinen Zug sich anschließen zu können, was die Ankunft vor dem Hause der Braut um so feierlicher macht.

Den Bräutigam nun haben wir uns als vom Himmel kommend zu denken. Vom Himmel her kommt Jesus, Seine Braut heimzuholen. Wenn wir nun, um jetzt der Erklärung des Gleichnisses näherzukommen, fragen, wer die Braut sei, von der gar nichts im Gleichnis gesprochen wird, so ist diese, nach den sonstigen Aussprüchen der Schrift, die Gemeinde der Gläubigen auf Erden, die miteinander eine Einheit bilden oder die Braut ist. Zu

der Braut gehören auf diese Weise auch die Brautjungfrauen, die mithin als die Vertreter und Repräsentanten der Gemeinde oder Braut anzusehen sind. Wie wir schon bemerkt haben, werden diese Brautjungfrauen, was sie sind, auf zweierlei Weise. Sie werden's erstlich durch den Beruf, in den sie der Herr für die Zeit Seiner Abwesenheit gesetzt hat als solche, die Ihm auch wieder gleichsam als Brautwerber dienen oder die Gemeinde auf Erden sammeln und erweitern, bis alle Völker der Erde zu der großen Brautgemeinde ihr Kontingent werden gestellt haben. Die Jungfrauen sind so die nämlichen, mit welchen der Herr eben als mit Jüngern und Aposteln redete und die in den vorigen Gleichnissen Hausvater, Knecht, Türhüter genannt wurden, die über Familien und Hausgesinde gesetzt waren. Indessen möchte anzunehmen sein, daß, wenn der Herr völlig kommt, alle Widrigen bereits weggeräumt sind und so im weitesten Sinne [das], was schließlich der Herr antrifft, zu der Gemeinde Christi oder Seiner Braut gehört, weswegen der Jubel [angesichts] des endlich kommenden Heilandes, zuerst freilich nach anderen Stellen der Schrift als Schrecken sich kundgebend, ein über die Maßen großer werden wird, was das Geschrei: „Siehe, der Bräutigam!“ im Gleichnis andeutet. Immerhin aber werden die, welche in der ihnen aufgetragenen Arbeit unter der Hitze des Tages ausgehalten haben, diejenigen sein, die in vorzüglichem Grade und eigentlich berufsmäßig als dem Herrn entgegengehend anzusehen sind, als die Hirten, denen die anderen folgen. Die Apostel und Jünger des Herrn, um es zu wiederholen, und so auch ihre Nachfolger, sollen den Rang von Brautjungfrauen haben, wenn der Herr kommt. Damit aber, daß nur von zehn gesprochen ist, wenn man auch nicht gerade bei dieser Zahl stehenzubleiben hat, wird angedeutet, weil's ja das Bild eines Vorgangs im Himmelreich ist, daß die Arbeiter im Weinberge des Herrn keineswegs alle als wartende Jungfrauen sich gehalten haben werden. Es sind ihrer nur wenige, wenn sie etwa auch sonst eifrig in ihrem Amt sind, die in gläubigem Warten ausharren bis ans Ende.

Außer den durch Beruf zu den Jungfrauen Kommenden werden aber auch zweitens andere sein, die durch ihren Eifer für das Kommen des Herrn, durch ihre Treue in Geduld, in

Glaube, Liebe und Hoffnung, durch Ausdauer unter Anfechtungen, die ihr gläubiges Warten auf den Herrn lähmen konnten, daneben auch durch Reinheit der Sitten, da sie unbefleckt in der Welt gestanden sind, gleichfalls den Rang von Brautjungfrauen bekommen oder von Jungfrauen, die als solche angesehen sind, die dem Bräutigam entgegengehen. Daß in der Auslegung das männliche und das weibliche Geschlecht gleich sehr vertreten ist, braucht wohl nicht bemerkt zu werden. Die Zahl dieser entgegengehenden Jungfrauen können wir uns aber auch nicht groß vorstellen, da sie mit unter den zehn inbegriffen sind. Ach, wie ist doch der Herr gar besorgt, daß zuletzt kein Glaube an Seine Wiederkunft, also gar kein Warten auf Ihn mehr sein werde oder, um mit unserem Gleichnisse zu reden, gar keine Jungfrauen sein werden, die dem Herrn entgegenzugehen willig oder tüchtig wären, wenn Er sagt (Luk. 18, 8): „Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß Er auch werde Glauben finden auf Erden?“, nämlich Glauben an Sein Wiederkommen, wenn sonst etwa auch viel Glauben vorhanden ist. Freilich mag der Herr so ernst reden, um der Sicherheit zu steuern, welche nur gar zu leicht gerade an die Gläubigen kommt, die gar schnell, wie wir erfahren, große Stücke auf sich halten, ohne das zu sein, was sie wollen. Namentlich gibt es viele warme Christen, denen man das innere Leben nicht absprechen kann, die zu meinen scheinen, als komme es gar nicht so sehr darauf an, die Hoffnung der Zukunft Christi in sich zu nähren. Diese alle gehören zu denen, an welchen der Herr den Glauben vermißt, unter welchen Er also keinen Glauben findet auf Erden. In Wirklichkeit aber dürfen wir doch hoffen, es werden zuletzt mehr, ja viele sein, die – wenn auch nicht aus sich selbst, wenigstens durch ein besonderes Nachwirken von seiten des Geistes Gottes, namentlich wenn auch alles fürbittend füreinander vor den Herrn sich stellt – zu einem gläubigen Warten auf den Herrn hinangezogen werden, das ihnen den Charakter von Jungfrauen gibt, die dem Bräutigam entgegengehen. Das Entgegengehen ist also in der Auslegung das unerschütterliche Festhalten an der Hoffnung der Zukunft Christi, verbunden mit heißem Bitten und Flehen darum, als sollte der Herr in ehester Zeit kommen. Das Warten muß auch ein Erwarten sein, zu

dem man durch Betrachtungen, durch Erfahrungen, durch Achten auf die Zeichen der Zeit kommen kann.

Am Ende nun, sagt das Gleichnis, „nickten alle und schliefen“, weil der Bräutigam verzog, in der Mitternacht auch, [wo] man sonst zu schlafen gewohnt ist, der Schlaf die Schlafenden wie ein gewappneter Mann überfallen kann. Wie es mit diesem Schlafen sei, das dürfen wir denn wohl ein wenig überlegen. Ein eigentliches Schlafen kann es in der Auslegung nicht sein, und es muß also ein Verhalten wie von Schlafenden angenommen werden. Ein solches wäre da, wenn die Wartenden wieder ein wenig stiller werden untereinander und, mit dem Zeugnis überhaupt von ihrer Hoffnung, ein behutsames und durch das Warten selbst gebotenes Schweigen einhalten, da es ermüdet, auch den Glauben anderer lähmt, immer von etwas zu reden, das komme, das aber nicht kommt. Es ist wohl denkbar, daß zuletzt, wenn's nach den ersten Zeichen wieder jahrelang sich verzieht, immer weniger wieder von der Zukunft des Herrn gesprochen wird und es auch geraten sein wird, schweigsam sich zu verhalten, da man sonst auftauchenden gegnerischen Meinungen und Ansichten, auch Zweifeln und kleingläubigen Gedanken begegnen kann, die dem eigenen Glauben oder der sonstigen Gemeinschaft mit anderen gefährlich zu werden drohen. Indem nun alles fast schweigt und von der Hoffnung nichts mehr redet, sieht es aus, als ob alles schlief. Immerhin wird man zwischen[hin]ein von gläubigen Leuten Worte fallen hören, wie Wartende mitten aus dem Schlaf heraus etwa sagen: „Er läßt doch lange auf sich warten; ich denke, Er wird nun doch bald kommen; warten wir nur in Geduld fort etc.“ So werden die Arbeiter und Diener des Worts, auch die Gläubigen, untereinander schweigend, gleichsam schlafend sich verhalten und nur mitunter vorübergehend von dem, des ihr Herz voll ist, etliche Worte fallenlassen, ohne einen fortgesetzten Eifer für die Sache vor anderen zu zeigen. Das Ansehen hat's, als ob alle schliefen. Solches Schlafen hat aber vorerst nichts zu sagen, wenn nur die Schweigsamkeit nicht zuletzt aus Mangel an Glauben kommt oder einem Aufgeben des Wartens gleichsieht. Wie es im innersten Herzensgrunde mit dem Warten steht, das wird offenbar schon beim nächsten Schrei, der sich vernehmen

läßt, oder wenn neue, stark mahnende Zeichen wieder erfolgen.

Zur Mitternacht nun kommt so ein Geschrei. Die Mitternacht deutet auf eine Zeit, die ihrer ganzen Art nach nichts erwarten läßt, eine Zeit, in der niemand dran denkt. Da kommt auf einmal ein Geschrei von Leuten, welches wörtlich nach richtigerer Lesart lautet: „Siehe, der Bräutigam!“, als Zeichen des Erstaunens. Im Gleichnis hat man es sich so zu denken, als komme der Ruf von Leuten, welche den Bräutigam in einiger Ferne kommen sehen; sie sehen ihn nahen an dem begleitenden Fackel- oder Leuchtenschein. Für die Auslegung braucht man nicht gerade besonders an Leute zu denken, durch deren Geschrei die Jungfrauen aufgeweckt werden, indem unter dem Geschrei erneuerte große Zeichen verstanden sein können, durch welche alles vom Schlaf aufgeschreckt wird. Weil aber doch das Gleichnis an Leute erinnert, die das Geschrei erheben und die Brautjungfrauen aufwecken und aufmuntern, auszugehen dem Bräutigam entgegen, so sieht man, daß noch viele andere da sind außer den Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten. Denn wenn zur Mitternacht die Leute etwas sehen und hören vom Bräutigam, so müssen sie auch wach und wartend gewesen sein, ohne, wie die Jungfrauen, dem Herrn entgegenzugehen. Sie warteten freilich nicht mit demselben Ernst und Eifer wie die Jungfrauen; sonst würden sie auch als Entgegengehende gelten. Aber sie warteten doch, wenngleich sie mehr nur Zuschauer sein wollten; und viele sind's also, die wenigstens ein Interesse haben am kommenden Bräutigam. Das zeigt uns, wie wir mit den Jungfrauen durchaus nicht die Genossen des Himmelreichs uns abgeschlossen denken können und dürfen. Kommen jene auch nicht zu dem besonderen Vorzug bei der Hochzeit, so kann sie doch der Herr nicht ohne weiteres als solche nehmen, die Ihm nichts gelten. Es ist aber das je und je gewisser Frommen Art, daß sie meinen, wer nicht zu ihnen sich halte, nicht mit ihnen gehe als den Jungfrauen, nicht in ihrem Kreise sich bewege, auf den auch nichts halten zu dürfen, weil er nichts weniger als ein Glied des Himmelreichs sei. Das ist's zuletzt, wenn man meint, sogar eifrig dafür kämpft, daß nur die entgegengehenden, in völligem Warten stehenden Jungfrauen dem Herrn angehören und selig werden, zumal man es auch so

nimmt, als seien selbst die törichten Jungfrauen der ewigen Verdammnis verfallen.

Wir haben oben schon nach der Braut gefragt und wollen nun gleich ein Weiteres sagen. Zur Braut gehören nach dem früher Bemerkten auch die Bewohner der Stadt, in welcher die Jungfrauen auf die Hochzeit warten, ja alle Geschlechter der Erde, soweit sie schließlich noch durchs Evangelium zum Glauben an Jesum als ihren Seligmacher kommen. Das Brauthaus aber, was wird es sein? Das ist die Erde, zu welcher der Heiland herniederfährt vom Himmel. Die Erde ist der Wohnplatz der Braut, welche heimzuholen der Herr kommt. Mit ihr, der Menschheit als der Braut, will Er Hochzeit halten, und sie soll zuletzt in der innigsten Gemeinschaft mit dem Herrn verbleiben. So völlig aber wird das im Augenblick, da der Herr kommt, nicht werden, weil der Herr nicht ohne weiteres die ganze sei's auch bessere Menschheit in das Völlige ihrer Art und Gesinnung erheben kann, wie es zur wirklichen Vermählung notwendig ist. Deswegen ist von der Braut noch gar nicht die Rede, sondern nur von den sie einstweilen repräsentierenden Jungfrauen. Diese gehen gleichsam aus der Gesamtheit heraus, dem Herrn entgegen, [in]sofern [als] eben sie die Vertreter des Glaubens und Wartens auf Christum sind. Als solche Vorkämpfer dürfen sie auch an der Hochzeit teilnehmen, bei welcher der Heiland, daß ich so sage, seine Vermählung mit allen Völkern der Erde abschließt und vorläufig fertigmacht. Die ersten Freuden und Genüsse haben die Jungfrauen. Bei den übrigen durch die ganze Erde hin wird es, wie sich's allmählich mit ihnen machen wird, in der Zeit des etwaigen Tausendjährigen Reichs zum Vollgenuß und vollkommen werden.

Ehe das weiter besprochen wird, kehren wir zu der Geschichte der Jungfrauen zurück. Denn von ihnen will der Herr jetzt reden, nicht von sämtlichen Gliedern des Himmelreichs, welche einmal zusammen die Braut ausmachen werden. Diese Jungfrauen, zunächst die Vertreter aller, sind es, die das Geschrei hören und schnell erwachen. Das Geschrei verbreitet sich durch gewisse Zeichen, die auf einmal schnell werden hörbar werden. Alle Menschheit vernimmt's und spricht: „Siehe, der Bräutigam!“ Die große Mehrzahl ist es aber auch, die nun das



Bedürfnis hat, sich an die Jungfrauen als ihre Vertreter anzulehnen, weswegen sie auffordernd zu diesen sagt: „Gehet aus, ihm entgegen!“ Alle Welt wird nun an diese hinsehen, welche bisher die Vertreter der Hoffnung der Zukunft Jesu waren, und wird froh sein, wenn diese in gewissem Sinne die Begegnung mit dem Herrn priesterlich vermitteln. Die Jungfrauen, heißt es, „stunden alle auf und schmückten ihre Lampen“. Sie richteten diese her, daß sie helle brennen sollen, bis der Bräutigam vollends da wäre. Das können Eiferer für den Herrn mit leichter Mühe tun, wenn in der Zeit des Schlafens ihre Lampen doch noch brennen, ihr Glaube und ihre Hoffnung festgeblieben ist. Geistlich schmücken sie ihre Lampen damit, daß sie sich, weil es noch einiges Wachen und Warten gilt, das Geschrei vom Kommen noch nicht das Kommen selbst ist, mit festerer Haltung zu stellen wissen auf den großen Augenblick hin, da sie des Bräutigams ansichtig werden.

## § 192 Die zehn Jungfrauen

(Dritter Abschnitt)

Kap. 25, 8-13

Während die Jungfrauen ihre Lampen schmückten oder, wie wir sagen, putzten, fanden jene fünf törichten – die keinen Ölvorrat mitgenommen hatten, weil sie nicht daran dachten, daß, was sie in den Lampen hatten, möglicherweise nicht ausreichen könnte –, daß ihre Lampen erloschen. Der Docht, den sie zurechtmachten, konnte kein Öl mehr auffassen, weil das vom Brennen aufgebraucht war. Lesen wir nun den Text:

V. 8: „Die törichten aber sprachen zu den klugen: Gebt uns von eurem Öle; denn unsre Lampen verlöschen.“ – V. 9: „Da antworteten die klugen und sprachen: Nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche. Gehet aber hin zu den Krämern und kauft für euch selbst.“

Wollen wir uns das Gleichnis selbst zuerst recht veranschaulichen. Die törichten sahen, daß die klugen mit ihren Lampen zurechtkamen, während sie sich nimmer helfen konnten.

Nun war es natürlich, daß sie die klugen baten, ihnen auszuhelfen. Es stand aber so, daß diese eigentlich nichts mehr übrig hatten. Die Antwort der klugen, genau übersetzt, lautet: „Es möchte wohl für uns und euch nicht ausreichen.“ Bei dieser Antwort kann man den Eindruck bekommen – und viele sagen's geradezu –, als seien die klugen hart gegen die törichten gewesen. Aber man muß sich's so denken, daß sie beim besten Willen nicht aushelfen konnten. Mit jenem Geschrei nämlich war der Bräutigam noch nicht da; und wir dürfen dazu annehmen, daß solch Geschrei öfters blind war und ohne Erfolg blieb. War's auch jetzt ernstlicher gemeint, so war er doch noch nicht da. Der Bräutigam, wenngleich schon durch den ihn begleitenden Fackelschein bemerkt, konnte noch weit entfernt sein. War er da, so mußten die Lampen noch hell brennen bis zum Brauthaus. Kurz, die klugen konnten als kluge jetzt nichts mehr wagen und von dem wenigen Öle, das ihnen noch übrig war, nichts entbehren, wenn sie nicht alle mitunter als Brautjungfrauen ohne brennende Lampen dastehen und mitlaufen sollten. Den törichten konnte also von den klugen, die wohl schon ihr Letztes in ihre Lampen eingossen, keine Aushilfe werden; und sie müssen's selbst gefühlt haben, weil sie keine weiteren Forderungen machten und eiligst den Krämern zueilten. Denn, sagen die klugen: „Gehet aber hin zu den Krämern und kauft für euch selbst.“ Vielleicht darf man doch hier nebenbei die Bemerkung machen, daß der Heiland mit Seinem Gleichnis nicht an eine Zeit denkt, in welcher „niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Malzeichen oder den Namen des Tiers oder die Zahl des Tiers“ (Offb. 13, 17). Überhaupt stimmt das Friedliche in der Haltung des Gleichnisses ganz und gar nicht zu den übertrieben schreckhaften Vorstellungen, die man sich sonst von der Zeit vor der Ankunft Christi macht. Auch die Krämer sind als willig angenommen gegen die Jungfrauen; und sie beweisen sogar ein Interesse für dieselben, weil's in der Zeit der Mitternacht geschah. Wir haben hier einen neuen Beweis, wie schwer sich namentlich Offb. 13 in die anderen Berichte vom Kommen des Herrn einreihen läßt und wie man berechtigt ist, vieles in der Offenbarung anders zu nehmen, als man gewohnt ist.

Wir haben bis hierher uns nur das Gleichnis anschaulich

gemacht. Nun aber wollen wir zur Auslegung einiges sagen. Dieser Teil des Gleichnisses nämlich macht den Auslegern, namentlich wenn sie's zur Erbauung auslegen wollen, am meisten zu schaffen. Vorerst aber bemerke ich, daß wir nicht zu schroff an die äußere Haltung des Gleichnisses hinsehen dürfen. Dieses muß den Verlauf der Hochzeit und [das], was darunter vorkommen kann, den Gebräuchen nach wiedergeben und beschreiben. Da fehlt's unter anderem an Öl. Um solches zu bekommen, geht man zu Krämern, die es feil haben. So und nicht anders konnte das Gleichnis gegeben werden. Aber nun sich so viele Mühe mit den Krämern zu machen, wer die wohl sein mögen, ist nicht nötig; und man darf da ganz frei auslegen. Noch etwas müssen wir anders nehmen, als wie es das Gleichnis gibt. Im Gleichnis sind die Jungfrauen beieinander und bilden zusammen einen Chor. In der Auslegung müssen wir sie anders und weit auseinandergestellt denken. Da ist ihr Beisammensein nur eine geistliche Einheit. Sie haben gleiche Gesinnungen, stehen gleicherweise im Wachen und Warten, sind mit gleicher Spannung auf den Herrn als den Bräutigam der Seinen gerichtet, ohne räumlich beieinander zu sein. Die mit Brautjungfrauen Vergleichenen sind nicht einmal in einer Stadt, sind vielmehr in der ganzen Welt verteilt, wenn auch in größeren oder kleineren Gruppen, werden aber durchs Gleichnis räumlich zusammengedacht, weil der Herr einen bestimmten und ergreifenden Eindruck geben wollte. Indem man nun die Jungfrauen nicht in einem Chor beieinander denkt, macht sich für die Auslegung vieles ganz anders, auch leicht.

Was wir aus dem Gleichnis bezüglich der Verlegenheit der törichten zu entnehmen haben, mag Folgendes sein. Jungfrauen, um das noch einmal zu sagen, sind nicht die gläubigen Christen überhaupt, sondern alle die überall auf Erden, welche mit gläubiger Begierde auf den Herrn warten. Wenn auch der Herr hauptsächlich die Vorsteher und Ältesten der Gemeinden, namentlich die Apostel und deren Nachfolger, an die Er das Gleichnis richtet, als solche nimmt, welche schon um ihres Berufs willen den Charakter von Wartenden haben sollten, weil auch ihre Stellung zu solcher Hoffnung einflußreich auf die anderen alle ist, so sind doch unter den Jungfrauen auch alle wahren gläubigen Christen

verstanden, die mit dem rechten Eifer und mit warmem Interesse, auch betendem Herzen auf die Zukunft Christi gespannt sind. Der wirklich Wartenden aber zusammen wird es doch nur wenige geben, weswegen der Heiland sie mit der geringen Zahl von Brautjungfrauen, die man bei einer gewöhnlichen Hochzeit hat, vergleichen kann. Auch diese wenigen sind innerlich nicht gleichgestellt. Weil der Ruf: „Der Bräutigam kommt!“ gar oft sich vernehmen läßt ohne Erfolg, so ist nach und nach in vieler Herzen ein gewisses Zweifeln hineingekommen, daß sie wenigstens nicht ganz so eifrig sich benehmen, wenn wieder ein Geschrei kommt, [wie] man's von ihnen erwarten sollte. Die haben zwar noch brennende Lampen und rafften sich auf; aber große Zuversicht haben sie nicht, wenn sie auch mit anderen in ihren Kreisen gleichzustehen scheinen. Das eben ist das wichtige, daß man so leicht dem Scheine nach etwas sein kann, ohne es wirklich zu sein. Man steht unter den Wartenden und hat doch keinen rechten Ernst dabei, wie die törichten Jungfrauen, die wohl mit brennenden Lampen ausgehen, aber aufs Warten sich nicht zu legen verstehen, weswegen „sie kein Öl mit sich nehmen“. Das hat aber zur Folge, daß der ganze Mensch nicht von der großen Hoffnung durchdrungen und erfüllt ist, um über allen Zweifeln erhaben zu stehen. So kann's geschehen, daß eben dann, wenn es gilt, eine gewisse Lahmheit sich vieler bemächtigt, daß sie nicht frisch genug in der Hoffnung sind, nicht fest genug in der Erwartung, nicht frei genug von Besinnen und Zweifeln, wodurch auch der ganze innere Mensch Not leidet. Wird's dann ernst, so ist bei ihnen ein Mangel, den sie fühlen, daß sie denken, sie können's nicht mehr fertigbringen, sie bleiben stecken, sie hätten nicht genug Licht und Kraft. Das wäre dem ähnlich, wenn die Jungfrauen merken, daß sie nicht genug Öl haben.

Wenn nun die törichten Öl von den klugen fordern und doch nicht von ihnen bekommen können, so deutet das an, wie die Besseren beim besten Willen solchen, die sich in ihren Schwächen an sie anlehnen wollen, nicht helfen können, sie nicht zur richtigen Fassung der Seelen heraufzubringen vermögen. Es gibt Zeiten, da jeder für sich selbst genug zu tun hat; und wer sich viel denen hingibt, die durch Kleingläubigkeit, Untreue und

leichten Sinn zurückgeblieben sind, kann leicht für sich selbst eine Einbuße leiden, die ihn [...] in große Gefahr bringt. Er hat gleichsam kein Tröpflein Öl übrig, um damit anderen zu dienen. Wenn dann vollends das Öl die Gesinnung des Wartens anzeigt, so ist ja zur Genüge bekannt, wie schwer Leute zurechtzubringen sind, wenn sie bezüglich des Wartens in ein Kopfschütteln hineinkommen. Diese wollen immer Belehrung unter allerlei Einwendungen, die man widerlegen soll; und ehe der Unterweisende es sich versieht, ermattet er selbst, wie wenn er sein Öl vergeudet hätte. Werden nun die törichten zu den Kräthern geschickt, so kann man darunter allerlei Räte verstehen, wie sie zur Kräftigung ihres Glaubens kommen könnten, als kauften sie sich Öl. Man kann sie zum Gebet, zum Wort Gottes, zu den Gnadenmitteln überhaupt, auch zu erleuchteten Lehrern weisen, sonst sie in die Stille weisen, um innerlich zu einer Sehnsucht und zu festem Glauben an das Kommen des Herrn heraufzuwachsen. Freilich gibt's unter dem allem Verzug; und unter diesem kann alles verlorengehen. – Dies führt uns zu Weiterem.

V. 10: „Und da sie hingingen, zu kaufen, kam der Bräutigam; und welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit; und die Türe wurde verschlossen.“

Ohne brennende Lampen konnten die törichten nicht als wartende Jungfrauen bleiben. Sie kamen, indem sie hingingen, außer der Gemeinschaft mit den Klugen; und nur diese sind bereit, als der Bräutigam kam. Sie gehen mit diesem, lesen wir, ein zur Hochzeit; und die Türe wird verschlossen, daß niemand sonst mehr eingelassen wird. Erinnern wir uns, daß wir die Jungfrauen in der Auslegung nicht als solche zu nehmen haben, die irgendwo im Chor beieinander sind. Es sind vielmehr Wartende durch die ganze Welt hin. Da müssen wir an das Wort des Herrn denken, daß, wenn Sein Zeichen am Himmel erscheinen werde, Er Seine Engel mit hellen Posaunen senden und Seine Auserwählten von überallher sammeln werde (Matth. 24, 31). Diese Engel nun, denke ich mir, werden vor allem die Jungfrauen, die als auf den Bräutigam wartend in vorzüglichem Grade bereitstehen, als die Erstlinge einsammeln. Wir dürfen's vielleicht wagen, daß der Herr mit dem Gleichnis uns auch eine Eröff-

nung zugleich machen wolle, wie solche, die ernstlichst und voll nach Seinem Wohlgefallen warten und harren, einer Bevorzugung vor anderen werden gewürdigt werden. Die, welche unter allen Anfechtungen in gläubigem Warten ausgeharrt und von Seinem Kommen gezeuget und andere angespornt haben, sind Seine besonderen Lieblinge, weil von diesem ihrem Warten im Grunde alles abhing, was das Gleichnis von der Witwe und dem ungerechten Richter zur Genüge zu erkennen gibt. Viele wird es nicht geben, die im Warten dem entsprochen haben, wie es der Herr will; und auch von denen, die nahe daran waren, lassen's noch viele, von zehn fünf, fehlen. Je geringer aber ihre Zahl ist, desto größer die Freude des Herrn an ihnen (Luk. 12, 37). Hierüber gibt das Gleichnis einen Wink; und der Herr will so das Wachen und Warten, das Gefahr lief, gänzlich vernachlässigt zu werden, auf eine nachdrückliche Weise anbefehlen, indem Er die höchstmögliche Belohnung dafür in Aussicht stellt. Wer im Augenblick, da Er kommt, nicht ganz entschieden und treu als ein Wartender erkannt wird, den lassen die Engel stehen, da ja zu einer besonderen Bevorzugung ein halbes Wesen nicht passen kann. Eben das rasche Zuschließen der Türe, während noch niemand als die fünf eingegangen war, hat mich auf den angeführten Gedanken gebracht, da zugleich auch, während die Aufnahme der klugen schon stattgefunden hat, auf Erden einstweilen es noch nicht anders geworden ist. Denn die törichten können ja noch in ihrem Eifer, was ihnen fehlte, sich zu erwerben fortmachen. Erst später wird das, was oben vom Ausgehen der Engel gesagt ist, vollständig werden, da sie dann alle die sammeln, welche verwandelt dem Herrn entgegenrücken dürfen in der Luft, um bei Ihm zu sein allzeit (1. Thess. 4, 17). – Zum Schluß lesen wir:

V. 11: „Zuletzt kamen auch die anderen Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, tue uns auf.“ – V. 12: „Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch: Ich kenne euer nicht.“ – V. 13: „Darum wachet – denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.“

Das Gleichnis bleibt bei seiner Haltung und ist demgemäß, wie es bei einer Hochzeit gewöhnlich war, fortgeführt. Nachkommende wurden nicht mehr aufgenommen. Brautjungfrauen

aber, die gewartet hatten und als solche bestimmt waren, konnten denken, bei ihnen werde man eine Ausnahme machen. Statt dessen aber bekommen sie die Antwort vom Bräutigam: „Ich kenne euer nicht“, d. h. „wäret ihr gewesen, was die anderen, so wäret ihr mit diesen mir entgegengekommen. So aber kann ich euch nicht als Brautjungfrauen anerkennen.“ Sie haben nun einmal die Teilnahme an dem ersten Akt der Hochzeit verscherzt. In der Auslegung muß man's so nehmen, als hätten die unter den törichteren Vorgebildeten es wahrgenommen, was andere Wartende erfuhren. Sie glaubten, das gleiche ansprechen zu können, und beteten und flehten darum zum Heiland. Aber kein Engel kommt, sie zu den anderen zu rufen. Sie müssen sich als nicht-erkannt ansehen. Vielleicht, weil sie doch nicht zu gering standen, wird ihnen eine Antwort zuteil (denn in jener Zeit sind Bezeugungen des Herrn durch die Engel wieder gewöhnlich geworden), daß sie die Bevorzugung verscherzt hätten. Eine ganz falsche Auslegung\* aber ist es, solches nun als eine Ausschließung vom Himmelreich anzusehen. Der Herr aber hat Seinen Jüngern ein Wachen anbefehlen wollen, bei welchem ihnen nichts entgehen werde, wenn Er komme! Aber wo sind in unseren Tagen die Klugen, die ganz nach Seinem Sinne wachen und warten?

## § 193 Die anvertrauten Zentner

Erster Abschnitt

Kap. 25, 14-18

Der Heiland gibt noch ein weiteres Gleichnis, um den Gedanken wichtig zu machen, daß man nicht, wenn Er kommt, viel versäumt haben dürfe, ob dem man eine harte Bestrafung sich zuziehen könnte. Es ist dies das Gleichnis von den Zentnern, die ein über Land ziehender Mensch seinen Knechten anvertraut, daß sie damit handeln und Zinse erwerben sollten,

\* [H. A. W. Meyer, *Matthäus-Kommentar*, 1853<sup>3</sup>, S. 415; 1864<sup>3</sup>, S. 520.]

soviel nur immer möglich. Er erzählt wieder eine Geschichte, wie sie im Leben vorkommen kann. Wir lesen:

V. 14: „Gleichwie ein Mensch, der über Land zog, rief seinen Knechten und tat ihnen seine Güter ein.“ – V. 15: „Und einem gab er fünf Zentner, dem anderen zweien, dem dritten einen, einem jeden nach seinem Vermögen, und zog bald hinweg.“

Wenn es heißt: „Gleichwie ein Mensch etc.“, so erwartet man einen Nachsatz wie etwa: „so wird es auch bei meiner Zukunft sein“. Dieser Nachsatz ist nicht ausgedrückt, aber herinzudenken. Nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise bei Gleichnissen sollte es heißen: „Abermal wird das Himmelreich gleich sein einem Menschen etc.“, d. h. „im Himmelreich wird es unter anderem auch so zugehen wie bei einem Menschen, der“ etc. Unter dem Menschen, der über Land zog, ist Jesus vorgebildet, der gen Himmel zog, um wiederzukommen. Er macht gleichsam nur eine vorübergehende Reise, weil Er ja wiederzukehren gedenkt. Er kann aber nicht hingehen, ohne Seine Güter in treue Hände gelegt zu haben. Diese Güter bestehen in den Mitteln, die nötig sind und [die] Jesus besaß, alle Völker der Erde ins Reich Gottes zu bringen. Alle Gaben und Kräfte, die hierzu Jesus auf Erden gehabt hat, will Er nicht mit Seiner Person wieder fortnehmen, sondern dalassen, und zwar in treuen Händen, die auf den Erwerb der Völker der Erde ins Reich Gottes bedacht sind. Da sind es wieder Seine Knechte, denen Er alles übergibt.

Wir sehen, daß der Herr abermals an die Apostel und deren Nachfolger, überhaupt an die Diener des Worts, sich wendet. Immer wieder redet Er von solchen, die als Bevollmächtigte für viele anzusehen sind, vornehmlich und fast ausschließlich. Zuerst war's ein Hausvater, dann ein treuer oder untreuer Knecht, der über viel Gesinde gesetzt ist, ferner ein Türhüter, der das ganze Haus bewachen soll, endlich berufene Brautjungfrauen als Repräsentanten der Braut. Jetzt redet der Herr wieder von Knechten, die einen Beruf in Seinem Hause haben, um dessentwillen ihnen die Güter übergeben werden können, nicht sie liegenzulassen, sondern mit ihnen für Ihn sozusagen ersprißliche Geschäfte zu machen. Eigentlich sollten alle, die gläubig werden als Jünger Jesu, solche sein, die im Hause ihre

Arbeit finden. Indessen, wenn auch alle etwas für den Herrn und Seine Sache tun können, wird's doch nicht von allen in ähnlicher Weise gefordert, wenn sie nicht ausdrücklich zu Knechten und Dienern berufen und so auch besonders vom Herrn zu einem Reichsberufe ausgestattet worden sind. Es kommen also nicht alle Genossen des Himmelreichs in die Lage der Knechte, die anvertraute Güter haben und je nach ihrer Treue Belohnung oder Bestrafung einst finden werden. Wir haben also hier wieder das vor uns, daß gewissen Jüngern Jesu, die als Knechte Ihm ausdrücklich dienen, ein Besonderes einmal zukommen wird, wenn wir da lesen, wie die getreuen Knechte über vieles nach ihrem Erwerb gesetzt werden, sogar über das, was ungetreuen Knechten genommen werden muß. Daß der Heiland immer und immer wieder gerade mit solchen Knechten redet, hat seinen Grund darin, daß von ihnen eigentlich alles abhängt. Wie sie Treue beweisen, geht's mit dem Himmelreich vorwärts und kommt's mit diesem einmal auch zum Abschluß; und ihre Freude wird einmal sein, eben für die anderen mit Treue und Verleugnung es ausgerichtet zu haben.

Unter den Gütern aber, die der Mensch seinem Knechte eintut, sind in der Auslegung teils die Gnadenmittel, teils vornehmlich die Gaben und Kräfte des Heiligen Geistes verstanden, durch welche jedem sein Amt angewiesen wird und vermittelt deren das Himmelreich aufgebaut werden soll. Die Knechte aber hat man sich in dem Verhältnis von Sklaven zu denken, welche in der alten Zeit alle, auch die wichtigsten, Hausgeschäfte besorgten und doch Sklaven blieben, an welche alle Forderungen gestellt werden konnten und welche die härtesten Strafen zu erwarten hatten, so groß auch ihre Stellung im Hause war, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht taten. Daher erklärt sich auch die uns hart vorkommende Bestrafung des untreuen Knechts im Gleichnis, wie sie in jener Zeit den Sklaven gegenüber für nötig gehalten wurde, weil sonst die Sklaven nicht in dem gewünschten Gehorsam zu erhalten gewesen wären. Der Herr aber will, daß wir mit Furcht an diese Bestrafung hinsehen, zu der Er, der Herr Himmels und der Erde, volles Recht hat, wenn so frech wider Ihn gehandelt wird, wie's jener Knecht tat.

Die Güter teilt der Herr verschieden aus, je nach dem

Vermögen, das jeder hat, was auch heißen kann, je nach der Macht oder Befugnis, die er nach der Stellung hat, welche jedem im Führen des Haushalts gegeben ist. Anders kann es wenigstens in der Auslegung nicht genommen werden [als] etwa, daß je nach der Tüchtigkeit, die jeder von Natur hatte, der Herr die Austeilung gemacht hätte. Denn die Tüchtigkeit gibt der Herr selbst, nach dem Er will (1. Kor. 12, 11). In der Auslegung ist also an die niedrigere oder höhere Stellung zu denken, welche jeder in der Gliederung des Ganzen hat. Liegt viel auf einem nach seinem Beruf, so müssen ihm mehr Kräfte (Zentner) gegeben werden. Wer nur geringgestellt ist, bekommt weniger, da er zur Besorgung des ihm Aufgetragenen weniger braucht. Im Gleichnis nun ist das so vorgestellt, als habe der Herr dem ersten fünf Zentner, dem anderen zween, dem dritten nur einen Zentner gegeben. Vielleicht hat der Herr wirklich nur drei Unterschiede bemerklich machen wollen, nicht etwa fünf, indem Er fünf, dann vier, dann drei, ferner zween und endlich einen Zentner gegeben hätte, was kurz angedeutet sein könnte. Ist nur zwischen dreien unterschieden, so würde der erste, weil er so viel bekam, eine Stelle nächst dem Herrn eingenommen haben. Der zweite, in seiner von diesem unabhängigen Stellung, bedarf schon bedeutend weniger. Unter dem dritten könnte auch jeder einfache Christ verstanden sein, da ja doch jeder irgendwelche Gabe zu dienen bekommt. So wenigstens in der alten Zeit. Es hat diese Auffassung viel für sich, weil viele Zwischenunterschiede für den Frieden störend wären. Wenn es heißt: „Er ging bald hinweg“, nämlich gleich nach der Austeilung, so ist angedeutet, daß er nicht vorher eine bestimmtere Weisung gab, wie jeder seine Zentner zu benützen habe, um großen Gewinn daraus zu ziehen. Der Herr überläßt vieles Seinen Knechten selbst und will nicht in allem bis aufs kleinste hinaus Vorschriften geben. Er läßt gerne die eigene Willigkeit und Treue die Ratgeber sein.

In der ersten Zeit nun bekam jeder Jünger oder jeder getaufte Christ, der den Heiligen Geist bekam, etwas von den verschiedenen Ämtern, Gaben und Kräften, wenn auch nicht gerade Rangstufen unter ihnen waren, nach dem eben Bemerkten. Wir erfahren ja von Paulus (1. Kor. 12, 6 u. 11), daß Gott

wirkete mancherlei Gaben und mancherlei Ämter und mancherlei Kräfte als der Gott, „der da wirkt alles in allen“. „Alles“, heißt es weiter, „wirkt derselbige eine Geist und teilet einem jeglichen Seines zu, nach dem Er will.“ Als aber allmählich eine Abnahme des Heiligen Geistes eintrat, indem immer weniger Christen denselben bekamen, ja zuletzt keine mehr in der Art, wie die ersten Christen Ihn bekommen hatten, so daß es nur bei dem noch verblieb, was im Amte selbst mehr oder weniger lag, so w[ur]den die Zentner, d. h. die Gaben und Kräfte von oben als vom Heiligen Geiste, nicht mehr in gleicher Weise ausgeteilt – wie wir's oft sehen, daß Hunderte und Tausende, ohne viel für sich zu haben, im Geistlichen ganz abhängig sind von einzelnen, die selbst auch nur ein leises Wehen des Heiligen Geistes bei sich verspüren. Wo der Heilige Geist nicht gegeben ist, fehlt es auch bedeutend an den Zentnern, welche die Knechte des Herrn empfangen sollten. Wir müssen nämlich dabei strenge unterscheiden die rein natürlichen Anlagen von den Zentnern als den Gütern des Herrn. Jene, wenn sie sich nicht vom göttlichen Geiste läutern und [er]heben lassen, können der Sache des Herrn eher schädlich als nützlich sein; denn sie sind nur von der Erde, nicht von oben, wie die Zentner, die Güter des Herrn, es sind (vgl. Joh. 3, 31). Dagegen dürfen wir es auch mit Zuversicht erwarten, daß aufs neue Gaben und Kräfte und Ämter werden vom Herrn ausgeteilt werden. Solches liegt schon in der Haltung des Gleichnisses, da der Herr entschieden jene Zentner Seinen Knechten eingetan haben muß, wenn Rechenschaft gefordert werden soll. Ohnehin könnte nichts von Bedeutung für Ihn und Sein Werk eingebracht werden, wenn nicht des Herrn Güter, wie sie in der Gabe des Heiligen Geistes liegen, als den Knechten ausgeteilt genommen werden können. – Wir lesen weiter:

V. 16: „Da ging der hin, der fünf Zentner empfangen hatte, und handelte mit denselbigen und gewann andere fünf Zentner.“ – V. 17: „Desgleichen auch, der zween Zentner empfangen hatte, gewann auch zween andere.“ – V. 18: „Der aber einen empfangen hatte, ging hin und machte eine Grube in die Erde und verbarg seines Herrn Geld.“

Der Herr nimmt in dem Gleichnis an, daß gleich nach Seinem Abzuge die beiden, sowohl der, welcher fünf, als der, wel-

cher zween Zentner bekommen hatte, frisch drangegangen sind, mit dem Gelde ihres Herrn zu handeln, d. h. mit den ihnen gegebenen Gaben und Kräften aufzutreten und zu wirken, mit unverdrossenem Geiste darauf bedacht, daß recht viel für ihren Herrn möchte eingebracht werden auf den Tag Seiner Wiederkehr. Sie sind um so eifriger, weil sie des Wortes Jesu eingedenk sind (V. 13): „Darum wachet; denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.“ Je mehr die Apostel und deren Nachfolger mit anderen in dem Vollbesitz des Heiligen Geistes standen, desto lebhafter dachten sie des Wiederkommens ihres Herrn. Wie waren sie da so bemüht, recht weit herumzukommen und das Evangelium in die weiteste Ferne zu tragen, wenn ein Thomas sogar den südlichen Teil Vorderindiens überraschend schnell größtenteils christlich machte!

In der Folge ist's anders geworden. Mit der Abnahme der Kräfte des Heiligen Geistes erlahmte auch die Tätigkeit für die Verbreitung des Reiches Gottes; und wenn auch in allen Jahrhunderten, vornehmlich im letzten Jahrhundert, einzelne Männer vieles geleistet und gewirkt haben, so war der Erfolg ihrer Arbeit nicht mehr wie in der ersten Zeit, konnte es auch nicht mehr sein; denn was fünf Zentner gewesen sind, läßt sich von uns gar nicht überdenken, bis etwa die Zeit kommt, da der Herr aufs neue anfängt, Seine Güter Seinen Knechten einzutun. – Wenn es heißt, die beiden hätten, der eine fünf, der andere zween weitere Zentner gewonnen, so ist damit ausgedrückt, wie sie [einen] dem empfangenen Maß der Gnaden und Kräfte entsprechenden Erfolg von ihrem Wirken gehabt hätten. Wenn der Mensch, welcher seine Güter austeilte, gewinnsüchtig erscheint, so will das eben auch der Heiland sein, da es sich ja in der Auslegung um ein Einbringen von Menschen handelt ins Himmelreich, da der Eifer um viel unbegrenzt sein darf und soll.

Anders war's mit dem, der nur einen Zentner empfangen hatte. Nach dem Grundtexte sind die Zentner sogenannte Talente, die Bezeichnung einer unermesslichen Summe Geldes, die immerhin dazu angelegt war, großen Erwerb einzubringen. Wenn man etwas vom Heiligen Geist wirklich bekommen hatte, so konnte es nicht ein wenig sein; es war im Augenblick so

viel, daß es mit einem Talent verglichen werden konnte. O was wäre es, wenn nur einmal diese Gnade uns wieder zuteil würde, so viel Gaben und Kräfte des Geistes zu bekommen, daß es mit dem Geldwert eines Talents verglichen werden könnte! Ich meine fast, wer's von uns bekäme, würde es nicht wohl vergraben, sondern würde mit tausend Freuden alles dransetzen, um für diese hohe Gabe seinem Heiland viel zuliebe zu tun. Aber in der ersten Zeit war man des Guten gewohnt; und der Knecht, der nur einen Zentner bekam, machte darum ein saures Gesicht dazu, weil ihm eine geringere Stellung angewiesen war, um derentwillen er nur einen Zentner brauchte. Der mit fünf Zentnern stand freilich hoch über ihm. Niedriger aber sein in der Welt, als man andere sieht, besonders wenn man sich auch in etwas fühlt, kann mancher nicht ertragen; und kann er nicht großtun mit dem, was er ist, so will er lieber gar nichts sein. Der Knecht nun, heißt es, machte eine Grube in die Erde und verbarg seines Herrn Geld. War's nicht das, daß er neben dem Ehrgeiz auch einen irdischen Sinn hatte, zu welchem ihm die geistlichen Gaben ohne eine hohe Stellung nicht paßten? – Sonst können wir auch den Wink hier angezeigt finden, daß die, über welche andere als Hirten gesetzt sind, am leichtesten dazu kommen, ihr empfangenes Gutes brachliegen zu lassen; und welche große Einbuße bringt das dem Herrn in Seinem Reiche! Wenn die Laien sozusagen nichts sind und sein wollen, kann's nicht vorwärtsgehen im Reiche Gottes.

## § 194 Die anvertrauten Zentner

Zweiter Abschnitt

Kap. 25, 19-23

Wir fahren fort, das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden zu betrachten. Den Lesern wird es nicht unlieb sein, wenn es umständlich besprochen wird, weil es auch in der Auslegung seine eigentümlichen Schwierigkeiten hat. Wir lesen:

V. 19: „Über eine lange Zeit kam der Herr dieser Knechte und hielt Rechenschaft mit ihnen.“ – V. 20: „Da trat herzu, der

fünf Zentner empfangen hatte, und legte andere fünf Zentner dar und sprach: Herr, du hast mir fünf Zentner getan; siehe da, ich habe damit andere fünf Zentner gewonnen.“ – V. 21: „Da sprach sein Herr zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Geh ein zu deines Herrn Freude.“ – V. 22: „Da trat auch herzu, der zween Zentner empfangen hatte, und sprach: Herr, du hast mir zween Zentner getan; siehe da, ich habe mit denselben zween andere gewonnen.“ – V. 23: „Sein Herr sprach zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht! Du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Wir lesen: „Über eine lange Zeit kam der Herr dieser Knechte.“ Da kann uns das Wort „Über eine lange Zeit“ auffallen. Indessen ist's doch auch so vorgestellt, als ob es dieselben Knechte noch wären, mit denen der Herr des Gleichnisses nach seiner Wiederkehr Rechenschaft hielt. Wir sehen hier beides ineinander verschlungen: einen langen Verzug und das mögliche Bald. Die besondere Betonung der langen Zeit nämlich, die verstrich, bis der Herr kam, ist gewiß von Jesu mit Bedacht gemacht worden; und wir haben darin einen stillen Fingerzeig, daß der Herr auch an einen langen Verzug gedacht hatte. Aber von anderen Knechten als [von denen], die er verlassen hatte, kann er nicht reden, da er ja als ein zeitliches Leben führend genommen wird. Jesus gibt's also wieder so, als ob die ersten Jünger und Knechte des Herrn die Wiederkehr noch erleben könnten. Nie redet Er von einer Zeit über die Lebenszeit der Jünger hinaus; und diese durften sich's also nie denken, als würden sie's nicht mehr erleben. Ebenso sollten auch wir, wenn nicht etwa hohes und gebrechliches Alter das ändert, wie auch Paulus und Petrus zuletzt an ihr Ende dachten vor der Zukunft des Herrn, nicht leichten Sinnes die Zukunft Jesu über unsere Lebenszeit hinaus versetzen, ohne den Gedanken lebhaft in uns zu bewegen, daß es noch zu unseren Lebzeiten kommen könnte. Die das nicht tun, stehen kaum richtig zur Zukunft des Herrn.

Wir wissen aber nun, daß die ersten Knechte, denen der Herr die Zentner austeilte, nicht mehr leben; und wir können erstlich fragen: „Wie kann der Herr Rechenschaft mit ihnen

halten, wenn Er kommt und sie nicht mehr da sind?“, und wiederum: „Wo sind die Zentner hingekommen, mit denen sie handeln sollten? Was ist aus ihnen geworden? Wem sind sie jetzt gegeben? Wer hat sie? Oder sollten nur die einmal gegebenen fortwirken?“ Wir müssen solche Fragen machen, um etwas für uns aus dem Gleichnis herauszubekommen.

Gehen wir an die erste Frage: „Wie kann der kommende Herr Rechenschaft mit denen halten, die nicht mehr da sind?“ Allerdings wird der Herr nicht dann erst Rechenschaft mit ihnen halten, wenn Er kommt. Kommt Er nicht zu ihnen, so sind sie ja nach ihrem Abschied zu Ihm gekommen. Dann wird Er denn gleich nach ihrem Abschied aus dieser Zeit Rechenschaft mit ihnen gehalten, d. h. nach Seinen Zentnern gefragt haben und deren Ertrag. Eigentliches Gericht wird indessen da noch nicht gehalten worden sein; denn weder Strafen noch Belohnungen werden völlig sein, ehe der Herr kommt. Es bleibt also immerhin noch für den Tag der Zukunft Christi etwas übrig von Rechenschaft, auch mit Abgeschiedenen. Zunächst aber wird nur eine Voruntersuchung gehalten. Bei dieser wird bereits die Zufriedenheit des Herrn zur Sprache kommen und anerkannt werden. Aber in vollem Sinne kann das Wort: „Gehet ein zu eures Herrn Freude“ noch nicht zu ihnen gesagt werden. Sie werden aber eine Weisung bekommen, die ihrer Treue entspricht. Das Weitere wird doch erst jener Tag bringen. Wenn der erste fünf, der andere zwei weitere Zentner gewonnen hatte, so kann ja das auch noch vor ihrem Tod geschehen sein; und es ist geschehen, wenn die Knechte wirkliche Treue und Benützung der Vollmachten bewiesen haben zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden. Wenn dann der Herr kommt, muß es erst recht an den Tag kommen, wie ihre Treue den Grund gelegt hat zu einem Gewinn bis auf den Tag Christi. Man denke sich nur einen Paulus, wieviel er mit seinen Zentnern zuwege gebracht hatte, ehe er sagen konnte (1. Kor. 15, 10): „Ich habe mehr gearbeitet denn sie alle.“ Ihn hören wir auch, da er die Nähe seines Abschiedes erkannte, sagen (2. Tim. 4, 7): „Ich habe einen guten Kampf gekämpft. Ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben

wird, nicht mir aber allein, sondern auch allen, die Seine Erscheinung liebhaben.“ Wir sehen da, wie Paulus seine Krone nicht gleich nach seinem Abscheiden, sondern erst an jenem Tage, da der gerechte Richter Rechenschaft halten wird, erwartet, und nicht nur er allein, sondern alle, welche die Erscheinung des Herrn, d. h. Sein Kommen, durch welches alles zur Entscheidung kommt, liebhaben.

Die zweite Frage wäre: „Wo sind die Zentner hingekommen, welche die ersten Jünger zurücklassen mußten?“ Der Herr selbst hat sie ihnen nicht vor ihrem Abschiede abgenommen und anderen ausgetan, wie einst des Elia Geist zwiefach auf Elisa fiel (2. Kön. 2, 15). Eine förmliche Übergabe der Güter Jesu hat nicht mehr stattgefunden. Freilich hatten, daß ich so sage, die Apostel und ersten Jünger Freiheit, die ihnen anvertrauten Güter – doch nicht gerade den Heiligen Geist, wenn der Herr nichts Besonderes dazutat – durch Handauflegung anderen mitzuteilen, die ein Ältestenamt bekamen; aber so ganz dasselbe konnte es nicht mehr sein, wenn nicht, wie eben angedeutet, etwas Unmittelbares von seiten des Herrn dazukam, wie bei Paulus. Denkbar ist es schon, daß der Herr vorhatte, auch sonst mehr oder weniger unmittelbar zu berufen. Aber was der Herr im Fall eines Verzugs zu tun vorhatte, wer will das ausmachen? Der Verzug aber kam, weil in der Folge bald alles sich verringerte, sowohl im Leben der Gemeinden als in der Treue der nachfolgenden Diener des Worts. Fünf Zentner wird wohl kaum jemand später wieder erhalten haben, wenn man nicht etwa bei Reformatoren ein großes Maß von Gütern sich denken kann, welche ihnen eingetan wurden. Aber die Kräfte des Heiligen Geistes sind nicht mehr, auch in der Reformationszeit nicht, in der Kirche zurückgekehrt, wie sie die Apostel gehabt hatten. Nur ein verhältnismäßig geringes Maß wurde daher von der apostolischen Zeit an ausgeteilt; und oft war bei bedeutenden Männern nicht alles Große, ob dem sie bewundert wurden, göttlich, weil viel menschlich Natürliches dabei war, von Naturgaben herrührend, welche die große Bedeutung im Reiche Gottes nie haben, wie Gaben des Heiligen Geistes. Wer nun von den Nachfolgern der ersten Jünger des Herrn wird am Tage des Herrn unter denen sein, mit welchen der Herr Rechenschaft halten wird? Werden's nicht fast die ersten Jünger allein sein, die



zu einer bedeutenden Rechenschaft gefordert werden, wie sie nicht in gleichem Grade von nachfolgenden Jüngern gefordert werden kann? Allerdings wird die Treue auch mit Teilchen eines Zentners oder Talents eine Bedeutung vor dem Herrn haben, und ebenso auch die Untreue mit dem kleinsten Anteil an den Reichsgütern. Aber der Herr erwähnt dessen nicht, während ein Talent allein schon eine sehr bedeutende Summe war, daß also alles unter dieser Summe Gegebene nicht so hoch angeschlagen wurde.

Wir sehen's daher, wie unser Gleichnis doch eigentlich seine Spitze verliert, wenn nicht auf die Zukunft des Herrn hin abermals eine Verteilung der wirklichen Reichsgüter stattfindet, was wird, wenn der Heilige Geist wieder in Fülle ausgegossen und einzelnen in vorzüglichem Grade dargereicht werden wird in der Art, wie's die Apostel und andere gehabt haben. Daß dieses wieder geschehen werde, mag im stillen im Gleichnis selbst liegen, welches den kommenden Herrn Rechenschaft halten läßt mit Knechten, die lebend noch anvertraute Güter haben, also namentlich im Vollbesitz der Kräfte des Heiligen Geistes stehen. Es liegt aber auch in dem Wort des Herrn, welches Er an die Apostel richtete, nachdem Er ihnen von den zwölf Stühlen etwas gesagt hatte, also lautend (Matth. 19, 30): „Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein“, da denn unter den Letzten eben die verstanden wären, die unmittelbar vor dem Kommen des Herrn wieder berufen würden. Auch die Joelsche Weissagung verweist ihre volle Erfüllung auf die allerletzte Zeit. Ja, der Herr wird wieder Knechte zubereiten, die ihre Talente zu verwerten haben, gewiß bis auf fünf Talente oder weniger. Bedeutsam ist's immer, daß auch diese Knechte mit Ernst auf eine Rechenschaft hingewiesen werden, die der Herr, wenn Er kommt, mit ihnen halten wird, und daß unter diesen wirklich solche sind, die wenigstens den einen Zentner, den sie erhalten, [nicht] unfruchtbar liegenlassen. Uns aber wäre unterdessen zuzurufen: „Sehe jeder zu, daß er mit dem, was ihm gegeben ist von geistlicher Gabe, sei's noch so gering und klein, Treue vor seinem Herrn beweise!“

Was nun die Belohnung der treuen Knechte betrifft, so ist auffallend, daß die beiden, der eine mit fünf, der andere mit zwei

Talenten, ihre volle Schuldigkeit getan haben, wenigstens als solche behandelt werden. Mehr, um das zuerst zu sagen, das zeigt der Text, hätten sie nicht gewinnen können, als daß sie ebensoviel gewonnen, [wie] sie schon hatten. Über sich hinaus kann kein Mensch gehen. Manche meinen etwa, sie könnten mit dem, was sie haben, so viel gewinnen, daß sie die Bewunderung der ganzen Welt würden. Wer aber über das hinauswill, wozu ihm Kräfte gegeben sind, bei dem kann's gar fehlen, daß er sozusagen bankrott macht. Der mit den zwei Zentnern konnte also nicht so viel zuwege bringen [wie] der mit den fünf Zentnern. Daß aber diese beiden zweitens auch nicht weniger gewonnen haben, nicht unter ihrer Aufgabe geblieben sind, das ist's, was besonders vom Herrn gerühmt wird, daß dieser sagen muß: „Ei, du frommer und getreuer Knecht!“ Es ist übrigens bemerkenswert, daß der, der einmal Treue beweist, keine Ruhe hat, wenn er nicht völlig in ihr wird; und man kann sagen, wer nicht völlig in der Treue wird, dem kann man eigentlich gar nicht das Zeugnis der Treue geben, gleichwie der keine Liebe hat, der nebenbei auch noch in Lieblosigkeiten ohne Scheu sich bewegen kann. Man kann also annehmen, daß ein wirklich Treuer etwas Völliges ist in der Treue; und der Herr, wenn auch viel Schwachheit in dem kampfreichen Leben dagewesen ist, nennt ein Zurückbleiben nicht immer Untreue. Mancher kann eben nicht alles zuwege bringen, was er gerne wollte; aber darum ist er nicht untreu. Untreu ist nur der, der wirklich anfängt zu denken, das und das könne er wohl lassen, da etwa Bequemlichkeit, Mangel an Verleugnung, irdischer Sinn mitspielt. Ein Treuer wird nie mit untreuem Sinn etwas versäumen. Deswegen gelingt's dem mit den fünf und dem mit den zwei Zentnern, daß ihnen an dem, was der Herr wünscht, nichts fehlt.

Weil aber doch wirkliche, d. h. völlige und ganze Treue eine Seltenheit selbst bei gläubigen Christen ist, so haben treue Diener, die dem Herrn das Gebührende einbringen, ein Besonderes zu erwarten. Zu jenen beiden wird das gleiche gesagt: „Du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen.“ Was das sei: „Ich will dich über viel setzen“, können wir nicht näher auslegen. Es ist ein Vorzug, den manche Knechte, wie wir schon etliche Male gesehen haben, haben werden. Worin

er aber bestehe, ist nicht angezeigt. Es kann übrigens auch etwas sein, das die Betreffenden noch vor dem Eingehen in des Herrn Freude bekommen, weil dieser Ausdruck wieder ausgleichend lautet. Wie die Apostel auf zwölf Stühlen sitzen und damit hochgehört und hochgewürdigt erscheinen, da aber der Vorzug, der damit verbunden ist, vorbei ist, wenn sich alles abschließt, also kein ewiger ist, der in alle Ewigkeit fort dauern wird, so kann's ein Ähnliches sein, wenn es heißt: „Ich will dich über viel setzen“, daß es sich auf eine erweiterte und umfangreichere Tätigkeit und Befähigung zum Richten, d. h. zum Fertigmachen der Erlösung, bezieht. Denn über viele gesetzt werden kann doch nichts anderes sein, als in weitem Umfang einen beseligenden Einfluß ausüben dürfen zur Herrichtung ins Himmelreich. Das wichtigste bleibt immer, was darauf folgt, das Eingehen in des Herrn Freude. Das aber wird einmal vielen, ja allen zuteil werden, die überhaupt selig werden.

## § 195 Von den anvertrauten Zentnern

Dritter und letzter Abschnitt

Kap. 25, 24-30

Heute kommen wir auch an den faulen Knecht, der seinen Zentner vergraben, also nichts gewonnen hatte. Von ihm lesen wir:

V. 24: „Da trat auch herzu, der einen Zentner empfangen hatte, und sprach: Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist; du schneidest, wo du nicht gesäet hast, und sammlest, da du nicht gestreuet hast.“ – V. 25: „Und ich fürchtete mich, ging hin und verbarg deinen Zentner in die Erde; siehe, da hast du das Deine.“

Der Herr hat das Gleichnis gewiß nicht ohne Bedacht so gesetzt, daß der faule Knecht ein solcher war, der nur einen Zentner bekommen hatte, während schon der mit zwei Zentnern genügende Treue bewies. Der Herr will damit die stille Lehre geben, wieviel auf die kleinen Kräfte im Reiche Gottes anköm-

me, daß die nicht brachliegen sollten. Der dritte Knecht repräsentiert eine ungleich größere Zahl von Knechten, die der Herr in Seinem Dienst haben will, während es der höhergestellten viel weniger bedarf. Aber die großen Kräfte bringen nur wenig zuwege, wenn die kleinen sie im Stich lassen; und oft vergraben die letzteren gerade darum das Ihre, daß sie, als wäre es Bescheidenheit, sagen, ihre Sache sei ja doch nichts; und darum lassen sie lieber andere machen. Diese Bescheidenheit aber kann vielen einmal teuer zu stehen kommen.

[Um] es noch anders zu wenden, so war offenbar der, der nur einen Zentner bekam, nicht darauf angelegt, eine große Rolle zu spielen. Er mußte mehr im Niedrigen bleiben, sich auch in Abhängigkeit von den anderen fühlen, die mehr Zentner bekommen hatten. Weil denn ein Zentner doch auch wieder viel ist (etwa 1375 Taler), so war der dritte Knecht das Vorbild eines Mannes, der schon ein Ansehen in der Mitwelt haben und im Kleinen vieles wirken konnte, wenn er das ihm Dargebotene hätte verwerten wollen. Aber es gibt Menschen, die es nicht ertragen können, etwas zu haben, das Wert hat, aber nicht so viel, daß sie dadurch viel Geltung bekommen; wie ein Mensch, der sein gutes Auskommen hat, aber nicht gerade vermöglich genannt werden kann, gerne verdrossen und neidisch auf andere sieht, die vermöge ihres Besitzes groß dastehen; und unter dieser Verdrossenheit vernachlässigt er das Seine. So ist's denn auch im Geistlichen. Denkt man sich einen Diener des Worts in einem Amte, das nur einen geringen Rang hat, so kann es den ärgern, daß er nicht höhersteht, weil er meint, das Zeug zu haben, auch höher hinaufgesetzt zu werden. Denkt man sich einen gewöhnlichen Christen, namentlich der damaligen Zeit, der kein eigentliches Amt als Ältester oder Diener hatte, aber doch auch sein Talent vom Herrn besaß, weil damals alle allen Handreichung tun mußten, so konnte der denken, er habe sich um niemand zu mühen, weil er kein Ältester oder Diener sei, und wollte also nicht in seinem Teile dem Herrn und Seinem Reiche dienen, verdrossen, daß er [das], was er hatte, nicht nach einer gewissen Stellung verwenden konnte. Wenn aber Jakobus sagt (Jak. 3, 1): „Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein“, so gerieten andere, namentlich in späterer Zeit, da man nicht mehr durch

die Geistesgaben von oben ein Bestimmtes bekam, in den Fehler, daß sie sich zu allerlei vordrängen wollten, das ihnen nicht gebührte, meinend, sie müßten Gaben verwenden, die sie eigentlich doch nicht haben. Von solchen aber, die dem Herrn etwas eingebracht hätten, ohne etwas von einem Zentner bekommen zu haben, steht nichts im Gleichnis; und so müssen wir auch auf der Hut sein, uns nicht schnell eine Gabe zuzuschreiben, meinend nach dem Gleichnis uns verhalten zu müssen, welches aber nach dieser Seite hin nichts sagt. Indessen gibt es doch allerlei, womit jeder dem Herrn dienen kann; aber der Neid, der Stolz, die Sucht, nur immer zu glänzen, und wenn das nicht geht, lieber alles liegenzulassen, trieb jenen dritten Knecht, seinen Zentner zu vergraben, d. h. um die ihm gegebene Gabe nicht sich zu bekümmern und sich zu stellen als einer, der nichts empfangen hätte, so daß er nirgends sich tätig zeigen wollte und auch da, wo er Beruf hatte, aus Verdrossenheit weit hinter dem zurückblieb, wozu er eigentlich Gaben von oben gehabt hätte.

Die Rede des Knechts im Gleichnis ist eigentümlich. Er nimmt es so, als habe sein Herr etwas von ihm verlangt, wozu nichts vorbereitet gewesen wäre, er habe schneiden sollen, wo nichts gesäet war, und habe sammeln sollen, wo nichts gestreuet war. Mit seinem Zentner habe er nichts ausrichten können; und sein Herr habe Unmögliches von ihm verlangt. Deswegen habe er lieber seinen Zentner aus Furcht, auch diesen noch zu verlieren, vergraben. Diese Rede zielt auf die Auslegung des Gleichnisses, da die Zentner die Aufgabe vorbilden, unter Heiden das Evangelium zu verkündigen, die allerdings einem Acker glichen, in den noch nichts gesäet und gestreuet worden war. Diese Heiden waren roh und völlig unverständlich für das Wort der Apostel. Jedes Wort, das sie hörten, mußte ihnen so neu und fremd klingen, daß gar keine Aussicht dazusein schien, als könne etwas ausgerichtet werden. Es gehörte wirklich bei allen Aposteln viel Mut dazu, auf scheinbar ganz unbearbeitetem Boden mit dem Evangelium vorzutreten. Man denke sich einen Paulus in Athen auf dem Richtplatze. Wer sich da in seine Lage unter den fürwitzigen und weltklugen Athenern hineindenkt, dem kann's bange werden für einen Paulus, wie er doch mit seinem schlichten und für Heiden und Gelehrte seltsamen

Evangelium fortkommen sollte. Paulus muß auch etwas dabei gefühlt haben, wenn er sagt (Röm. 1, 15-16): „Soviel an mir ist, bin ich geneiget, auch euch zu Rom das Evangelium zu predigen; denn ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht.“ Der natürliche Mensch nämlich konnte sich dessen schon schämen. Überall, wo die Apostel hinkamen, mußten sie es auf gut Glück wagen; denn nirgends war vor Augen gesäet oder gestreut. Da konnte es mitunter auch einem Diener des Worts einfallen, sich des Evangeliums zu schämen, daß er lieber den Mund zu- als aufat und unter Leuten, die so fernestanden, so gut [wie] nichts tat. Zum voraus den Erfolg aufgebend, konnte er immer stiller werden; und wenn unter solcher Verdrossenheit sein Wirken allerdings nichts war, ließ er's am Ende ganz bleiben. Auch in unseren Zeiten gibt's je und je Geistliche, die so eingenommen sind von der Unempfänglichkeit ihrer Gemeinde, daß sie gar nicht wagen, es recht anzugreifen, und nur immer klagen über den harten Boden, an dem sie arbeiten sollten. Wie oft kann da die Diener des Worts eine Furcht anwandeln, sie könnten's gar verderben, wie der Knecht sich fürchtet und hingeht, den Zentner seines Herrn zu vergraben, damit dem wenigstens kein Leid geschehe. Das tun jene, wenn sie ihre Gabe an dem Wort nicht verwerten. Der Knecht beklagt sich, es sei zuviel von ihm verlangt worden, auf einem unbearbeiteten Boden sich zu bewegen. Darum habe er keinen Mut gehabt, mit dem Zentner zu handeln. Seinen Herrn nennt er sich gegenüber hart, weil er ihm eine Aufgabe gestellt habe, der er nicht habe nachkommen können. In dieser Lage sind gern die, welche weniger empfangen haben; und wenn die Zentner der Geringen nichts sind und wirken, dann kann alles verlorengehen. Ein Feldhauptmann, der sich nicht auf seine niedrigeren Offiziere, auch nicht auf den gemeinen Mann verlassen kann, mag in der Regel verloren Spiel haben. Beachten wir diesen wichtigen Punkt des Gleichnisses. Hören wir aber die Antwort, die der Knecht bekommt:

V. 26: „Sein Herr aber antwortete und sprach zu ihm: Du Schalk und fauler Knecht! Wußtest du, daß ich schneide, da ich nicht gesäet habe, und sammle, da ich nicht gestreuet habe?“ –  
V. 27: „So solltest du mein Geld zu den Wechslern getan haben;

und wenn ich kommen wäre, hätte ich das Meine zu mir genommen mit Wucher.“

Der Herr hält dem faulen Knechte vor, daß er von einer unrichtigen Voraussetzung ausgegangen sei. Wir nehmen's gleich, wie wir's nach der Auslegung uns zu denken haben. „Woher wußtest du“, sagt er, „daß ich nicht gesäet und nicht gestreuet habe?“ Da müssen wir an das denken, wieviel der Herr, unser Heiland, im verborgenen tut und getan hat, den Weg zu bereiten und Seinen Jüngern und Aposteln vorzubahnen. Schon mit dem Kreuzestode Christi ist viel Widerstand in der Hölle gefallen und viel an aller Menschen Seelen geschehen, daß zur Zeit, da die Apostel ausgingen, überall die Menschen andere waren als vorher. Die Zeit war erfüllet, daß man leichter an die Menschen hinkommen konnte als vorher; und das Wohlgefallen Gottes an den Menschen war so viel besser geworden, daß leicht die Kräfte und Engel Gottes zu haben waren für die Menschen, die durchs Wort selig werden konnten. So war also gesäet und war gestreuet, obwohl es voraus der Glaube nicht sehen sollte. So lesen wir in der Apostelgeschichte, wie je und je der Geist dem Apostel es vorerst verwehrte, dahin oder dorthin zu gehen. Das war, weil hier noch nichts vorausgearbeitet werden konnte. Andererseits kommt zu Paulus im Traum ein Mazedonier, der sagt (Apg. 16, 9): „Komm herüber und hilf uns.“ Das war, weil dort im verborgenen gesäet und gestreuet war durch den Geist. In Korinth sagt der Herr zu Paulus (Apg. 18, 10): „Ich habe ein groß Volk in dieser Stadt.“ Wir wissen auch, wie nach der Rede Jesu der Geist die Welt strafen sollte um die Sünde und um die Gerechtigkeit und das Gericht. Damit war den Aposteln zugesichert, wie eigentlich nicht sie, sondern der Geist durch ihr Wort der Lehrmeister sein würde. Das sehen wir ja auch an der Lydia, welcher der Herr das Herz auftat, daß sie acht auf das hatte, was Paulus sprach. Als Petrus im Hause des Cornelius vor vielen Heiden sprach, wurden sie innerlich so erregt, daß alsbald der Heilige Geist auf sie fallen konnte, was offenbar Folge des vorauswirkenden Geistes war. Die Apostel durften also überall, wo sie hinkamen, wohin der Geist ihnen einen Zug gab, genügend zubereitete Herzen finden; und der Sinn der Worte: „Du hättest sollen mein Geld zu den Wechslern getan haben“

ist: „Du hättest nur den Mund auftun, Worte wechseln dürfen mit den Leuten, so hättest du bald erfahren, wieviel der Zentner hätte eintragen können.“ Das Wort des Herrn könnte gegen manche Diener des Worts sprichwörtlich gebraucht werden, etwa: „Warum tust du das empfangene Geld nicht zu den Wechslern?“, d. h.: „warum rührst du dich nicht und bist so schweigsam, verdrossen und faul, als ob nichts zu machen und die Arbeit umsonst wäre?“ Das aber ist gar nicht zu berechnen, wieviel der Heiland mithilft; und ebenda, wo am wenigsten Hoffnung ist, zeigt sich oft überraschend ein Großes. – Hören wir nun auch noch die Bestrafung. Der Herr sagt:

V. 28: „Darum nehmet von ihm den Zentner und gebt's dem, der zehn Zentner hat.“ – V. 29: „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden.“ – V. 30: „Und den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähnkappen.“

Zu den beiden anderen war gesagt worden: „Ich will euch über viel setzen.“ Das nun, worüber der dritte Knecht, wenn er auch treu gewesen wäre, gesetzt worden wäre, bekommt jetzt der, der die fünf gewonnen hatte. Ich erinnere hier wieder an die ehrenvolle Stellung, welche die Apostel vor allen Menschen haben werden, als Richter sitzend (Matth. 19, 28) „auf zwölf Stühlen, zu richten die zwölf Geschlechter Israels“. Es gab aber auch Richterstühle für die Heiden, ja für die Engel (1. Kor. 6, 2-3). Die treuen Arbeiter werden einmal alle noch verwendet werden, [um] wie die Apostel als Richter zu sitzen, und je größer ihre Aufgabe hienieden war, desto größer wird auch der Umfang ihres Richtens sein an jenem Tage. Der nun mit den zehn Zentnern bekommt das hinzu, was der Dritte zu richten gehabt hätte. Das Richten aber ist mehr ein Dienst an denen, die noch selig werden. – Zu dem Wort: „Wer da hat“ muß hinzuge-dacht werden: „außer dem ihm Anvertrauten, mit dem er Gewinn gemacht hat. Derselbige wird die Fülle haben“, d. h. wird's übermäßig bekommen. „Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben“, sagt der Heiland (Luk. 6, 38) bei einer anderen Gelegenheit.

Dem unnützen Knechte wird nun auch eine Strafe zuteil.

Statt der Ehre, auf dem Stuhl zu sitzen und mit anderen treuen Knechten zu richten, wird ihm das Seine genommen. Der erhaltene Zentner war allein schon eine Würdigung von seiten des Herrn; und dieser Würdigung wird er jetzt verlustig. Außerdem heißt's: „Werft ihn in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähnklappen.“ Die scheinbare Härte der Strafe erklärt sich, wie früher bemerkt, durch das Sklavenverhältnis, in welchem der Knecht zu seinem Herrn stand. In der Auslegung aber ist an die ewige Verdammnis noch nicht zu denken. Denn diese wird nicht als eine Finsternis geschildert, ist auch bei bloßen Versäumnissen und Veruntreuungen nicht denkbar; denn wirklich verdammt wird zuletzt nur, wer nicht glaubt. Auch hat man Sklaven, wenn sie in ein finsternes Loch geworfen wurden, nicht ewig darin gelassen. Drüben aber gibt es manche auch vorübergehende Bestrafungen, sogar vom Sterben an bis auf den Tag des Gerichts, wie aus dem hervorgeht, daß einmal von vielen und wenigen Streichen die Rede ist, welche Treulose leiden müssen, und zwar namentlich beim Kommen des Herrn (Luk. 12, 47). Jener unnütze Knecht nun wird vorerst an einen Peinort beiseite getan, bis die Vorbereitungen zum eigentlichen Gerichte fertig sein werden. Wer besondere Gaben des Geistes vom Herrn empfangen hatte, der mag wohl bei Geringschätzung derselben in einen Zustand versetzt werden, da es zum Heulen und Zähnklappen bei ihm kommt. Aber ganz weggeworfen wird er darum noch nicht ohne weiteres.

## § 196 Das Völkergericht

Erster Abschnitt

Kap. 25, 31-33

Wir kommen jetzt zu der letzten Rede des Herrn über Sein Wiederkommen, welche zugleich Seine Wiederkunft in ihrem höchsten Glanze und ihrer höchsten Bedeutung erscheinen läßt. Denn es wird das Gericht geschildert, zu welchem sich alle Völker der Erde versammeln würden. Wir lesen:

V. 31: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in Seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit Ihm, dann wird Er sitzen auf dem Stuhl Seiner Herrlichkeit.“ – V. 32: „Und werden vor Ihm alle Völker versammelt werden; und Er wird sie voneinander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken (Ziegen) scheidet.“ – V. 33: „Und wird die Schafe zu Seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken.“

Hatte der Herr vorher fast ausschließlich von Seinen Knechten gesprochen, wie es bei denen sein werde, wenn Er wiederkäme (von dem Hausvater, von dem treuen und klugen Knechte und von dem bösen Knechte, welche beide über viel Gesinde gesetzt wären, dann von den zehn Jungfrauen, die als zu Besonderem berufen zu denken sind, endlich von den Knechten, die über erhaltene Zentner Rechenschaft zu geben hatten), so wird jetzt die gerichtliche Verhandlung mit den Menschen überhaupt, die nicht besondere Knechte waren, nahegelegt. Es wird auseinandergesetzt, wie es jedem ergehen werde und worauf es bei jedem ankomme, um zum Leben oder zur Pein zu kommen.

Des Menschen Sohn, d. h. Jesus Christus, zur Rechten Gottes erhöht, ist es, der zum Gericht kommen wird. Für Sein erstes Kommen konnte Er sagen (Joh. 3, 17): „Gott hat Seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte, sondern daß die Welt durch Ihn selig werde.“ Aber je nachdem die Menschen glauben und sich halten im Glauben, macht sich's von selbst, daß Er zuletzt der Richter wird. Deshalb sagt Er mit Bezug auf Sein Wiederkommen, das auch eine Zeit der Totenerweckung ist (Joh. 5, 22 u. 27): „Der Vater richtet niemand, sondern alles Gericht hat Er dem Sohne übergeben“; ferner: „und hat Ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum daß Er des Menschen Sohn ist“.

Indessen wahrt Jesus auch im Gericht Sein Verhältnis zu Seinem Vater als ein Sohn, welcher der Ehre Seines Vaters nicht zu nahe treten darf. Er will nicht so richten und namentlich nicht so schonend sein, daß es dann, um menschlich zu reden, der Vater sich gefallen lassen muß, wie Er's macht, sondern so, daß es in vollem Einklang steht mit der Majestät und Heiligkeit Seines Vaters. Dieser Gedanke ist wichtig für die Auffassung des

berichteten Gerichts. In diesem kann es auffallen, daß des Menschen Sohn zur Entscheidung über das Schicksal der Menschen das nimmt, wie diese Ihm gedient oder nicht gedient haben an den Seinen. Denn man könnte denken: Sollte Er, wenn es an dem gefehlt hat, nicht das zu vergeben imstande sein, wie Er doch uns heißt unseren Beleidigern verzeihen? Haben also die zur Linken des Menschen Sohn geringgeschätzt mit ihrem Verhalten, so, sollte man glauben, sei für sie Hoffnung, daß es ihnen vergeben werde, weil Jesus doch auch tun werde, wie Er uns tun heißt. Statt dessen verdammt sie gerade das, was sie an Jesu vorkommendenfalles nicht Gutes getan haben. Hier aber sind, daß ich so sage, die Hände des Menschensohnes gebunden; denn Er hat Seinem Vater gegenüber innerlich nicht freien Willen. Der Vater nämlich hat des Menschen Sohn in die Welt gesandt; und das Kommen des Menschensohnes ist ganz Sache des Vaters gewesen. Der Vater hat auch vermittelt Seiner durch Wunderwerke aller Art Seinen Namen verklärt und abermals verklärt (Joh. 12, 28). Wenn nun dieser Menschensohn auf Erden mißachtet wurde, und zwar bis auf den Tag der Wiederkunft Jesu, so war die Majestät des Vaters beleidigt; und dieser entgegen konnte der Sohn im Gericht nun keine Entscheidung treffen. Wir wissen auch, wie Er auf Erden zu Seinen Jüngern gesagt hat (Luk. 10, 16): „Wer euch höret, der höret mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich; und wer mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat.“ Schon damit ist angedeutet, daß Verächter des Menschensohnes in die Hände Gottes fallen und von Ihm, dem Sohn, nicht ohne weiteres begnadigt werden können, daß Er gleichsam kein Recht dazu habe. Es kann also der Sohn Verächtern des Vaters, wenn deren Verachtung eine persönliche war, wie [die] an der Person des Menschgewordenen, nicht vergeben oder Befreiung vom Gericht zusichern, wenn Er nicht besondere Ermächtigung dazu von Seinem Vater hatte. Ja, es ist schon gegen die Ehrerbietung, die Er als Sohn dem Vater schuldig ist – denn Jesus blieb auch im jenseitigen Leben, selbst auf dem Throne des Vaters, in dem durch die Menschwerdung gewordenen Abhängigkeitsverhältnis zu Seinem Vater (vgl. 1. Kor. 15, 28) –, wenn Er es dem Vater nur zumuten wollte, daß Er die an Ihm von den Verächtern persön-

lich verübte Beleidigung ungestraft hingehen lassen möchte. Solange der Heiland auf Erden wandelte und am Kreuze hing, konnte und durfte Er auf Hoffnung einer Erhörung beten (Luk. 23, 34): „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Aber nach Seiner Erhöhung, weil mit den Lebenden nicht mehr gleichgestellt, kann Er für sich allein nicht mehr so beten, wenn die Verachtung des Vaters [i]n denen, die des Menschen Sohn vorstellen, fort dauert. So können auch die Bitten der Verstorbenen für sich und andere, wenn sie nicht auf Bitten in dieser Welt sich gründen, nach dem zeitlichen Leben für sich allein nichts mehr ausrichten. Auf diese Weise kann des Menschen Sohn im Gericht zunächst keine andere Entscheidung treffen, als wie wir sie geschrieben finden, so sehr es auch uns schmerzlich oder wehmütig stimmen mag. Von einer möglichen Ausgleichung aber werden wir später reden.

Des Menschen Sohn kommt in des Vaters Herrlichkeit. Wer mag diese Herrlichkeit beschreiben oder sich nach der Wirklichkeit denken? Er kommt aus dem Schoß des Vaters vom Throne Gottes herab; und wie kann es da anders sein, als daß das Herrlichste von Gott mitkommt, wie wir es auch schon bei Seinem Kommen mit den Wolken denken müssen. Deswegen wird Sein Kommen auch als ein Kommen des Allmächtigen, Gottes selber, genommen (Offb. 1, 8). Alle heiligen Engel kommen mit Ihm. Unter den Engeln sind auch in die Verklärung gekommene Menschen, Heilige genannt (Judas, V. 14). Was aber alles von Seinem Kommen an geschehen mag, bis Er feierlich auf den Gerichtsstuhl sich setzt, wird nicht weiter vom Herrn gesagt. Sonst wissen wir von Ihm, wie Er mit Seinen Knechten verhandelt und wie er diese besonders belohnt und bestraft; wir wissen von den Jungfrauen, von welchen die einen zur Hochzeit eingehen dürfen, die anderen von dieser ausgeschlossen werden; wir wissen von den Knechten, welchen Zentner anvertraut waren, und von der äußersten Finsternis, in welcher sein wird Heulen und Zähnkappen für die, die dareingeworfen werden. Wie sich das alles ins Ganze einreicht und zu der großen Gerichtsverhandlung verhält, wird uns nicht gesagt, brauchen wir aber auch nicht zu wissen. Sonst wird auch nach Paulus (1. Kor. 4, 5) „der kommende Herr ans Licht bringen,

was im Finstern verborgen ist, und den Rat der Herzen offenbaren“. Noch weiter werden wir von Paulus belehrt, wie, wenn der Herr kommt, alle (Heiligen) werden verwandelt werden, „und dasselbe plötzlich in einem Augenblick, zur Zeit der letzten Posaune. Denn es wird die Posaune schallen; und die Toten werden auferstehen unverweslich, und wir werden verwandelt werden“ (1. Kor. 15, 51-52). „Die Toten in Christo“, sagt er an einer anderen Stelle (1. Thess. 4, 16-17), „werden auferstehen zuerst. Danach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denselbigen hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein allezeit.“ Wann und wie das werden wird, sagt der Herr nicht in Seiner Rede, noch, wie es mit dem Großen Gericht zusammenhängt. Endlich wissen wir auch, wie die Apostel, auf 12 Stühlen sitzend, richten werden die 12 Geschlechter Israels (Matth. 19, 28) und daß „die Heiligen überhaupt die Welt, ja über die Engel richten werden“ (1. Kor. 6, 2-3). Auch hiervon sagt der Herr nichts in Seiner Rede, und leicht ist es nicht, es in diese Rede einzuflechten. Nur das eine sagt der Herr, daß alle Völker werden vor Ihm versammelt werden. Hierbei erinnern wir uns an die Stelle, da der Herr sagt (Matth. 24, 31): „Und Er wird senden Seine Engel mit hellen Posaunen; und sie werden sammeln Seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem andern.“ Andererseits sagt auch der Herr (Matth. 13, 41-42): „Des Menschen Sohn wird Seine Engel senden; und sie werden sammeln aus Seinem Reich alle Ärgernisse und die da Unrecht tun.“ Diese beiden Sammlungen sind eigentlich doch wieder etwas anderes, als wenn es in der Gerichtsrede heißt: „Und werden vor Ihm alle Völker versammelt werden.“ Wie aber dann sie wieder mit diesem vereinigen, läßt sich auch schwer herausfinden.

Es folgt aus dem allem, daß der Herr weit entfernt davon ist, den geschichtlichen Verlauf des kommenden Gerichts erzählen zu wollen, weil die Rede des Herrn ganz abgerissen dasteht von allem, was sonst Gerichtliches vom Herrn angeführt wird. Der Herr will mehr nur etwas Gleichnisartiges geben. Er will nur zur Belehrung und Nachachtung etwas geben, ohne eine Zukunftsgeschichte vorzutragen. Um aber das, was Er sagen

will, recht eindringlich zu sagen, kleidet Er's in einen feierlichen Gerichtsakt ein, der aber so, wie er beschrieben ist, nicht gerade sich ereignen wird, aber doch in allen seinen Bestandteilen ernste Winke geben soll. Einmal wird des Menschen Sohn in voller Herrlichkeit zu sehen sein, die einen so großen Abstand hat von dem Armseligen unter den Menschen, daß es sogar heißt: „Es werden, wenn Er in den Wolken kommt, heulen alle Geschlechter der Erde.“ (Offb. 1, 7) Sodann werden alle Engel mit Ihm Zeugen von allen vorkommenden Gerichtsverhandlungen sein, wie diese nun sich machen werden. Auch alle Völker werden sich unter sich als zu einem Gesamtgeschlecht gehörig fühlen; und von allen wird allen alles offenbar werden. Zuletzt wird's eine Scheidung geben zwischen zweien, von denen die einen zum Leben kommen, die anderen zur Pein verurteilt werden. Daß aber zuletzt die beiden Teile in der Weise werden zusammengestellt und einander gegenübergestellt werden, ist mehr nur Gleichnisform, aus welcher uns aber auch wichtig werden soll, daß allen klar sein wird, wie sich's mit jedem günstig oder ungünstig gestalten werde, daß es ihnen im Gefühl sein wird, als ob wirklich mit einem Male die Verlorenen in die ewige Pein abschweben müßten und ebenso die Geretteten zum ewigen Leben eingehen. Weitere Winke werden wir im Späteren finden.

Noch ist nicht zu übersehen, daß der Herr, wenn Er von Völkern redet, nur von lebenden Menschen redet, also nur ein Völkergericht, und kein allgemeines Weltgericht, schildern will, in welchem letzteres nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten mit einbegriffen sein würden. Wie es aber mit den vergangenen Geschlechtern gehen werde, darüber redet nie eingehend die Schrift. Wohl wird dessen gedacht, daß Jesus ein Richter sei der Lebendigen und der Toten, daß alle Geschlechter, wie die Sodomer und andere, noch vor ein Gericht gestellt werden würden, auch daß den Toten gepredigt worden sei bei der Höllenfahrt Christi. Aber Weiteres spricht die Schrift nirgends. Wir sollen in keiner Weise unsere Aufmerksamkeit auf die Welt der Verstorbenen richten, weil das nur etwas für die Neugierde wäre, ohne Gewinn fürs Herz, und sollen mit dem zufrieden sein, zu wissen, daß Gott an sie denke und der Heiland auch für sie gekommen sei. Aber wie die Toten selbst für uns in ein

undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, so auch [das], was mit ihnen am Gerichtstage vorgehen wird. Der Heiland spricht also in Seiner Gleichnisgeschichte nur von lebenden Menschen. Was auf Erden lebt, wenn Er kommt, werde vor Ihm versammelt, d. h. werde gerichtlich von Ihm behandelt werden. Weil denn auch zur Zeit, da der Herr kommt, das Evangelium in aller Welt gepredigt sein wird, so haben wir uns auch alle Völker als solche zu denken, die zum Glauben an Christum gekommen sind. Der Herr redet also nur von Christen, nicht von Heiden, die nicht mehr dasein werden, sei es, daß sie zuletzt wie im Sturm ins Reich Gottes hereingeboren sein werden. Solches begünstigt noch mehr den Gedanken, daß die Gerichtsbeschreibung in einer Gleichnisform gegeben sei. Was alles aber aus dem Angegebenen folgt, werden wir im Verlauf sehen.

Wir haben noch etwas über das zu sagen, daß des Menschen Sohn die Völker voneinander scheiden werde, gleich[wie] ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet, und die Schafe zu Seiner Rechten stellen werde und die Böcke zur Linken. Nach dem Grundtext haben wir Ziegen statt Böcke anzunehmen. Von zwei Seiten her nun ist mir erzählt worden, daß die Schafe einen Instinkt haben, sich rechts vom Hirten zu stellen, wie die Ziegen links. So erzählte mir von Südafrika ein Missionar und von dem Lande des ehemaligen Assyriens der nestorianische Fürst\*, der eben bei mir ist. Wenn die Herden, unter sich gemischt, aus weiten Heiden nach Hause kommen, ruft sie der Hirte zu sich her; und im Nu haben sich die Schafe rechts und die Ziegen links gestellt. So wird es nun auch im Morgenlande sein; und darum macht der Herr Seine Vergleichung, aus welcher sonst nichts Besonderes zu entnehmen ist, als daß sie die große Bestimmtheit anzeigt, wie ihrem ganzen Wesen nach die einen von den anderen verschieden seien und zu Ihresgleichen sich stellen vermittelst der Gesinnung, welche beide im Leben gezeigt haben.

\* [Malek Markus, siehe auch BBB 1877, 4, S. 32a. – Die „Blätter aus Bad Boll“ (BBB), erschienen in den Jahren 1873-1877, sind zugänglich unter [www.blumhardt.com](http://www.blumhardt.com)]

## § 197 Das Völkergericht

### Zweiter Abschnitt

#### Kap. 25, 34-40

Wir haben zunächst nur die Einleitung zum Völkergericht besprochen und kommen jetzt an den Anfang der Verhandlung.

V. 34: „Da wird dann der König sagen zu denen zu Seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.“ – V. 35: „Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget.“ – V. 36: „Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.“

Fassen wir recht ins Auge, wer die sind, über welche der König Seinen Spruch tut, und zwar nicht nur die zur Rechten, sondern auch die zur Linken. Wenn der König sagt: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset“, so kann Er das nur zu solchen sagen, die wußten, wer die waren, denen sie Hilfe boten oder versagten. Denn nicht alle und jede Menschen vertreten in solcher Weise, wie hier angenommen ist, den Heiland, daß jeder Hungrige und Durstige, wer er auch sei, ein solcher sei, an welchem dem Heiland selbst ein Dienst geschieht, wenn ein anderer ihn tut. Es gehen vielmehr alle, die gespeist und getränkt worden sind usw., den Heiland in so hohem Grade an, daß Er mit ihnen leidet, als wäre Er selber hungrig, durstig, nackt, krank, gefangen, weil es Seine Lieblinge sind; und jede Erquickung, die diesen Lieblingen, welche Er ja nachher Seine Brüder nennt, geboten wird, ist so gleichsam eine Erquickung, die dem Herrn Jesu selbst zukommt, so daß die Rede des Herrn eine viel positivere Seite hat, als man für gewöhnlich unter ihr denken mag. Wenn dann die, welche diesen Brüdern des Herrn dienten oder nicht dienten, diese nur für gewöhnliche Bedürftige gehalten, also nicht als solche erkannt oder gekannt hatten, die mit Jesu in besonderer Gemeinschaft standen, so konnte die Hilfe oder das Versagen der Hilfe nicht gleich [...] als dem Herrn



selbst getan oder nicht getan angesehen werden. Mindestens mußten sie davon gewußt haben, daß sie des Herrn Jesu seien, da es d[a]nn eine Beleidigung gegen den Herrn Jesum war oder eine Geringschätzung Seiner Person, wenn sie keine Hilfe boten.

Erwägen wir nun, daß alle Völker, nach der gegebenen Vorstellung in zwei Teile geteilt, vor dem Herrn stehen und alle gleichmäßig als solche angesehen werden, welche die Brüder des Herrn kannten, und daß sie alle auch bereitwillig gewesen wären, dem Herrn Jesu selbst, wenn Er in Person vor sie gekommen wäre, zu dienen, wie aus ihren Antworten hervorgeht, so muß man sie als Christen nehmen, wie ja am Ende der Tage das Evangelium noch unter alle Völker gebracht werden wird, und zwar als Christen ohne eine feindselige Ader gegen den Heiland, wie so viele Christen in gegenwärtiger Zeit sie haben. Deswegen werden auch die Völker nicht nach dem Glauben gerichtet, weil ja sonst das allein die verdammende Sünde ist, daß sie nicht glauben an Jesum (Joh. 16, 9 und sonst); denn der Glaube wird vorausgesetzt, daß also alle meinen könnten, selig zu werden, weil sie alle glauben. Das, worauf es ankommt, ist jetzt nicht, ob sie glauben oder nicht, sondern wie sie glauben, ob sie bei ihrem Glauben auch Verleugnungen, Aufopferungen, Liebestätigkeiten auf sich zu nehmen imstande waren oder den Glauben tot sein ließen als ein bloßes Wissen von einem die Sünden vergebenden Heiland. Nimmt man denn alle sonst als Christen, so stehen alle auch in einer näheren Beziehung zum Heiland, so daß jede Liebestätigkeit, den Mitchristen getan, wenn's dann auch die geringsten waren, vom Herrn als Ihm erzeugt angenommen werden konnte.

Übrigens werden wir's wohl mehr so nehmen müssen, daß in der Rede des Herrn nur dreierlei Menschen uns vorgestellt werden sollten, dabei wir's dahingestellt sein lassen müssen, ob noch andere, eigentliche Widersacher unter den Lebenden sein oder schon gerichtet sein werden. Der Heiland will nur von jenen dreien reden. Erstlich sind solche da, die Er Seine Brüder nennt, die in kein Gericht kommen und ohne weiteres zur Seligkeit gelangen, zweitens solche, die, obwohl sie Glauben hatten, doch eine Gerichtsangst durchmachen müssen, aber doch noch selig werden, drittens solche, die auch in Ängsten dastehen,

obwohl sie auch gläubig zu nennen sind, die aber verlorengehen. Von anderen Menschen ist, wie gesagt, gar nicht die Rede. Von den großen Sündern, die in frechem Unglauben geblieben sind, von Lästerern, Feinden und Widersachern Christi ist nichts gesagt. Auch des Antichrists und seiner Anhänger, die man sich bis zur Zukunft Christi fortdauernd denken kann, ist nicht gedacht. Es stand das alles außer dem Bereich dessen, was der Herr mit Seiner Rede bezweckte. Er will von den Christen allein reden und es deutlich machen, wie damit, daß jemand sich zu Christo bekennt, noch nicht geholfen ist. Nur ein Glaube, der in der Liebe tätig wird, namentlich wenn er nach gewissen Seiten dem Heiland persönliche Dienste tut, gilt vor Ihm. Diese ernste Lehre will der Heiland durch die Vorstellung eines allgemeinen Gerichts geben, ohne eine zukünftige Gerichtsgeschichte uns geben zu wollen, die viel umfassender und eingehender hätte gegeben werden müssen, weswegen unser früher ausgesprochener Gedanke, daß wir mehr nur ein Gleichnis als eine Geschichte vor uns haben, sehr bestätigt erscheint.

Zunächst tut also der König Seinen Spruch über die zur Rechten, d. h. über die, welche etwa durch vorausgegangene Untersuchungsgerichte in eine Klasse zusammengestellt worden sind oder dasselbe Urteil, in dieser oder jener Weise ihnen zukommend, vernehmen dürfen. Der König heißt sie herkommen als die Gesegneten Seines Vaters. Mit dem Worte: „Kommet her“ hebt Er sie aus der Gerichtsangst, in der wir sie denken müssen. Sie sollen unter den Gesegneten Seines Vaters sein. Wie sie Seinen Sohn gleichsam gespeist, getränkt, gekleidet, bewirtet, besucht haben in Brüdern, denen sie Dienste leisteten, [wo]bei ihre Liebestat als ein Segen über Unglückliche kam, so will sie der Vater Jesu Christi um Seines Sohnes willen nun segnen. Der Vater nimmt sie auf als die, denen Er sich ganz schenken will. Sie sollen ererben als Kinder, die das Recht zu erben haben, das Reich, welches nach dem Vorsatz Gottes von Anbeginn der Welt bereitet war, aber bis daher nicht geerbt werden konnte. Wie lange hat die Menschheit warten müssen, bis sie zu ihren Kindschaftsrechten kam! Wenn es heißt, das euch bereitet ist, so tun wir dem Worte unrecht, wenn wir's uns denken, als hieße es: „nur euch“ oder „mit Ausschluß anderer, denen es nicht zuge-

dacht war“. Wir müssen es vielmehr so nehmen, als hieße es: „euch, wie allen Menschen“, ob sie's nun erreichen oder nicht. Zubereitet ist's allen; und zu allen, die es erlangen, wird der Heiland sagen: „Euch ist's ja bereitet.“ Ein Besonderes ist dem Menschengeschlechte mit dem Reiche bereitet, vor aller anderen Kreatur. Diese wird vielmehr unter die Fittiche der Menschheit gestellt, welche an der Spitze Jesu, ihres Repräsentanten, das Reich erkämpft hat (vgl. Offb. 12, 10-11). Daher heißt es auch (Hebr. 2, 5): „Er hat nicht den Engeln untern die zukünftige Welt“, sondern, wie der Text es gibt, den Menschen (nach Ps. 8). Ebenso sagt Petrus (1. Petr. 1, 12), daß es auch die Engel gelüste zu schauen, was uns von Herrlichkeit verkündigt sei. Es dürfen also die Gesegneten ererben das Reich, das ihnen als Menschen bereitet ist von Anbeginn der Welt. Wenn viele für die Lehre der Vorherbestimmung der Seligkeit oder Unseligkeit etwas in dieser Stelle finden wollen, so wird dem Ganzen der Nerv genommen; denn nicht [das], was denen zur Rechten nach einem unveränderlichen Ratschluß Gottes bestimmt sei, ererben sie, sondern was sie als solche Menschen bekommen, die den Heiland in den Seinen ehren konnten.

Die Rede von Bedrängnissen, in welchen der Heiland gewesen sei und in welchen die zur Rechten Ihm gedient hätten, deutet auf schwere Zeiten, die es zuletzt für die Brüder des Herrn durchzumachen gab. In dieser Trübsal muß es auch mit besonderer Verleugnung verknüpft gewesen sein, den bedrängten Christen zu helfen. In ihnen wurde der Heiland verfolgt, daß es Ihm oft an allem fehlte und daß alles Schwere über Ihn kam, worin Ihm zu helfen wohl auch mit Lebensgefahr verbunden war, wenn ein allgemeines Verbot wider die Christen ausgegangen war. Es ist doch so vorgestellt, daß gleichsam Jesus selbst und Seine Sache Not litt, es also von Bedeutung und Folgen war, je nachdem die Liebestätigkeit an den Bedrängten geübt oder nicht geübt wurde. Fassen wir's so auf, so werden die Sprüche des Königs um so begreiflicher. – Hören wir, was die Gesegneten antworten:

V. 37: „Dann werden Ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dich gespeiset? Oder durstig und haben dich getränkt?“ – V. 38:

„Wann haben wir dich einen Gast gesehen und beherbergt? Oder nackt und haben dich bekleidet?“ – V. 39: „Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen und sind zu dir kommen?“ – V. 40: „Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Nachdem die zur Rechten einmal sind zu Gnaden angenommen, gelten sie als die Gerechtfertigten und heißen sie die Gerechten, wie sie vor dem Spruch des Königs nicht genannt werden konnten. Sie können sich nicht erinnern, Jesu einen Dienst getan zu haben, weil ja Jesus nur von sich geredet hatte, dem sie gedient hätten. Wir müssen da bedenken, daß der Heiland, indem Er redet, noch persönlich dasteht; und wenn Er nun ohne weiteres sagt: „Ich bin hungrig gewesen etc.“, konnten die Zuhörer leicht denken, es handle sich wirklich um persönliche Dienste, die sie dem Heilande getan haben sollten. So wird es denn auch vorgestellt, als meinten die vor dem Gerichtsstuhle, daß der Richter von persönlichen Diensten rede, die Ihm erwiesen worden wären. Von diesen aber wußten sie nichts, weil sie Jesum selber, sagten sie, nie in solchen Bedrängnissen gesehen hatten. Es verwundert sie also, daß sie so leicht vom Könige angenommen werden. Denn genaugenommen waren sie Leute, die viele Lücken gelassen hatten und mit einem bösen Gewissen dastanden. Sie waren wohl Christen, die aber ihrer Sündenvergebung nicht gewiß waren, wie wir deren so viele unter uns haben. Sie hatten's nicht gelernt, rein und lauter vor Gott zu wandeln, und befleckten sich auf mancherlei Weise, wodurch ihr Frieden mit Gott gestört wurde. Denn wenn es in allem bei ihnen richtig gestanden wäre, so wären sie nicht in die Gerichtsangst gekommen, die keine kleine gewesen ist. Sie verwundern sich aber nun, daß von allem ihrem Bösen nicht die Rede wird, was absichtlich der Herr so stellte, und daß etwas, von dem sie gar nichts wußten, ihre Rettung sein sollte. Wir dürfen es wichtig nehmen, daß verleugnende Liebe, besonders wenn sie mit freundlichen Empfindungen gegen den Heiland sich kundtut, viele Sünden und Gebrechen aufhebt, an denen der Mensch gelitten hat. Denn in jener Liebe liegt ein Glauben mit der Tat; und wie sollte der nicht gerecht machen können, wenn es doch überhaupt

heißt (Mark. 16, 16): „Wer glaubt, wird selig werden.“ Der Heiland will offenbar mit Seiner Rede ein Letztes geben, mit dem ein sündiger Mensch, der sich nicht völlig zu dem Glauben, wie er sein sollte, erhoben hatte, [sich] noch helfen kann am Jüngsten Tage, wie der Herr den Reichen in jenem Gleichnisse wenigstens den Rat noch geben will (Luk. 16, 9): „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.“

Der König schließt es denen zur Rechten auf, wie es mit Seinem Spruch und mit den Diensten, Ihm erwiesen, gemeint sei. Er kann ihnen sagen, daß Er sich durch ihre Dienste an anderen gleichsam selbst gespeist, getränkt, gekleidet, beherbergt, besucht gefühlt habe. Er gibt ihnen zu verstehen, wie Er ihren Glauben, wenn's auch sonst bei ihnen gefehlt habe, echt gefunden hatte, weil sie ihn mit der Tat an denen bewiesen hätten, die sie im Glauben wußten; und wenn sie mit Interesse Knechten des Herrn, Seinen Brüdern, zur Förderung des Reiches Gottes gedient haben, so wird ja das immer hoch angesehen, wie der Heiland zu den Aposteln vor ihrer Aussendung sagt (Matth. 10, 40. 42): „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ Ferner: „Und wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kaltes Wassers trinkt, in eines Jüngers Namen – wahrlich, ich sage euch: Es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.“ Wenn der Heiland aber belohnt, wie anders kann Er das, als mit einer Aufnahme in Sein Reich?

Noch haben wir etwas von den Geringsten der Brüder des Königs zu sagen, auf welche hingewiesen wird. Sie erscheinen als die, welche um ihres Glaubens willen über alles Gericht hinübergewandert waren und nun im Sicheren bereits beiseite gestellt sind. An ihnen wird des Herrn Wort erfüllt (Joh. 5, 24): „Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ Ihrer viele sind zugleich auch Apostel und Diener des Worts, welche um ihres Berufes willen besonders häufig einer Unterstützung bedurften. Sie mußten ja alles verlassen, was sie hatten, und waren also an andere in vielem gewiesen. Durch Feinde des Evangeliums kamen sie auch in bedrängte Lagen, in Hunger und

Durst und Blöße, in Krankheit und Kerker. Wer da sich ihrer annahm, wie konnte das der Herr unbelohnt lassen? Indessen sind unter den Brüdern überhaupt alle gläubige Christen verstanden, die völlig im Glauben und in der Gnade waren. Wenn es auch unter ihnen Geringe gab, so dürfen auch diese nicht in Angst vor dem Richter stehen. Sie sind häufig solche, die um des Herrn willen viel verleugnen und in schwere Lagen kommen; und an ihnen konnten die leichteren Christen, wie man sagt und wie wir im Evangelium sehen, sich den Himmel verdienen. Möchten wir doch für würdig erfunden werden, unter diesen Brüdern einmal zu stehen, sei es auch unter den Geringsten derselben! [BBB 1877, 15, 113-117]

## § 198 Das Völkergericht

Dritter und letzter Abschnitt

Kap. 25, 41-46

Wir kommen nun zu dem Spruch, welchen der König denen, die Ihm zur Linken stehen, zuruft. Der lautet ernst und niederschlagend. Wir lesen:

V. 41: „Dann wird Er auch sagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln.“ – V. 42: „Ich bin hungrig gewesen; und ihr habt mich nicht gespeiset. Ich bin durstig gewesen; und ihr habt mich nicht getränkt.“ – V. 43: „Ich bin ein Gast gewesen; und ihr habt mich nicht beherbergt. Ich bin nackt gewesen; und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen; und ihr habt mich nicht besucht.“

Diesmal heißt es nicht: „Kommet her“, sondern: „Gehet hin von mir“ oder, wie wir sonst auch lesen (Matth. 7, 23): „Weicht von mir, ihr Übeltäter!“ Ist es unter uns schon ein erschreckendes Wort, wenn man etwa von einflußreichen Personen mit Ernst fortgeschickt wird, was wird's erst sein, dort solch Wort zu vernehmen? Wir dürfen dabei es nicht unbeachtet lassen, daß auch die zur Linken Christen sind und unter ihnen wohl auch viele, die sich zu den gläubigen Christen rechnen und

auf die Rechtfertigung durch den Glauben fest gebaut haben, die also eine solche Wegweisung nimmer für möglich gehalten haben. Nehmen wir es jedenfalls ernst, daß wir uns nicht so schnell über alle Berge versetzt denken, wenn wir uns zu den Gläubigen rechnen, die sich der Rechtfertigung durch den Glauben getrösten, ehe wir den Glauben mit unserem Tun bezeugt haben. Viele von denen zur Linken werden schon verwundert sein, daß man mit ihnen so viele Umstände macht und sie im ungewissen stehen läßt, während sie doch entschieden an den Heiland glauben, also der Vergebung ihrer Sünden gewiß sein sollten. Ach, wie viele Enttäuschungen mögen doch an jenem Tage vorkommen, wie wir ja auch aus der Bergpredigt wissen, daß dort viele zu dem Herrn sagen werden: „Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Taten getan?“ Und solchen wird der Herr bekennen: „Ich habe euch noch nie erkannt; weichet alle von mir, ihr Übeltäter.“ (Matth. 7, 22-23) [An] welchen Übeltaten aber denen zur Linken schuld gegeben [wird], haben wir schon gehört. Wie kann man da, an sich denkend, erschrecken!

Noch schrecklicher aber lautet die Anrede: „Ihr Verfluchten“ und die Verweisung ins ewige Feuer. Verfluchte sind sie eben jetzt erst geworden, [in]sofern [als] sie der Verdammnis zugesprochen werden. Wer dahin kommt, gehört zu den Verfluchten, die keines Anblicks, keiner Schonung mehr gewürdigt werden. Bedenken wir, wie sie auch den Herrn, daß wir so sagen, als den Verfluchten behandelt haben, den sie keines Brots, keines Tranks, keines Kleids, keiner Labsal für würdig achteten und schnöde von ihrer Türe wiesen. Sind sie des Mannas im Himmel, der Erquickungen bei den lebendigen Wasserbrunnen, des weißen Kleides etc. wert? Wie sie andere [für] unwert geachtet haben, so werden sie jetzt für unwert geachtet als die Verfluchten, die gar nichts von Erquickung beim Herrn erwarten dürfen. Was alle Erquickung ausschließt, ist die Pein des Feuers, der sie ausgesetzt werden sollen, wie es beim reichen Manne der Fall war, der Pein litt in der Flamme und nicht einmal zu einem Tröpflein Wasser kommen konnte.

Von dem ewigen Feuer, in das die Verurteilten kommen,

heißt es, daß es dem Teufel und seinen Engeln bereitet sei. Hier ist zweierlei nicht gesagt, was denen zur Rechten vom Reiche Gottes gesagt wurde. Erstlich hieß es da, daß es ihnen bereitet sei, und zweitens, von Anbeginn der Welt. Das ewige Feuer aber ist weder denen zur Linken bereitet, noch ist es überhaupt bereitet von Anbeginn der Welt. Bereitet war denen zur Linken das Reich Gottes so gut [wie] denen zur Rechten. Für die Menschen ist's bereitet; aber wer's erlangt, bekommt's, weil's ihm bereitet ist, und zwar von Anbeginn der Welt. Schon bei der Schöpfung des Menschen, welche nicht die erste war, hatte Gott es vor, die Menschen als die Ersten zu setzen im Reiche Gottes, weil ihre Aufgabe war, die vorherigen Abfälle höherer Wesen wiedergutzumachen, was durch Christum geschehen wird, durch dessen Blut an Seinem Kreuz ja auch im Himmel Versöhnung und Frieden gemacht wird (Kol. 1, 20). Das ewige Feuer aber wird nie vorgestellt als von Anbeginn der Welt an bereitet; denn damit würde Gott den Abfall als selbstverständlich genommen haben, was Er als Vater, der sagen konnte: „Siehe es war alles gut“ (1. Mose 1, 31), nicht konnte. Wie also der Abfall später kam, so auch die Bereitung des ewigen Feuers, woraus man den Schluß ziehen könnte, daß das später Gekommene etwa auch keine unendliche Dauer haben werde.

Bereitet ist aber das Feuer jetzt zunächst nur dem Teufel, dem es wohl auch nicht wohl zumute ist, wenn er dran hinsieht, nur daß er zu sicher sein mag, um zu glauben, daß je der Gekreuzigte werde Herr über ihn werden. Lassen wir uns aber darüber nicht anfechten, daß bis heute es noch den Schein hat, als werde ewig nichts aus dem Siege des Herrn. Zuletzt kommt's wie an einem Tage. Außer dem Teufel ist das Feuer auch seinen Engeln bereitet. Des Teufels Engel sind, wie anzunehmen sein mag, höhere Wesen der Vorzeit, die man auch gefallene Engel nennt. Von einem Satansengel sagt der Apostel Paulus, daß er ihn mit Fäusten geschlagen habe (2. Kor. 12, 7). Wie es sich mit diesen Satansengeln zur Plage der Menschen verhalte um ihrer Sünde willen, können wir nicht sagen, weil die Schrift darüber schweigt. Jedenfalls werden sie alle, wie Satan selbst, als Mörder angesehen. Merkwürdig ist das Wort (Offb. 12, 4): „Und sein (des großen Drachen) Schwanz zog den dritten Teil der Sterne

und warf sie auf die Erde.“ Auch auf anderes in der Offenbarung könnte hingewiesen werden.

Daß nun die zur Linken dahin kommen sollen, wo es dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist, ist eine sehr ernste Rede des Herrn. Es zeigt an, wie groß der Greuel ist, wie ganz teuflisch, wenn der Herr in der Weise verwahrlost wird, wie Er es ausspricht. Den vorkommendenfalls Bedürftigen, dem gänzlichen Verkommen Nahegekommenen, wie man sich's denken muß, das versagen, was sie vom Tode retten kann, macht den Plageteufeln ähnlich, und [die], die es tun, werden als solche vor dem Gericht behandelt und müssen dafür um so mehr büßen, als sie merken konnten, wie Jesus Christus selbst in vielen Fällen geradezu persönlich beteiligt war. Als Plageteufel kommen sie zu den Teufeln. Weil aber denn doch nicht gerade für sie das Feuer bereitet ist, sie also in ein ihnen Fremdes kommen, läßt sich der Gedanke nicht ganz abweisen, daß sie nicht, wenigstens nicht alle, auf die Dauer dieser Qual anheimfallen werden wie die, denen diese bereitet ist. Aber welch Schreckenswort ist nicht diese Rede für alle Harten, Unbarmherzigen und Gefühllosen! Wie dürften diese in sich gehen! Die Dienste dazu, welche die zur Linken hätten leisten sollen, müssen wir immer als solche nehmen, die im Augenblick höchst notwendig waren. Die der Speise bedurften, waren am Verhungern – denn sonst hätte ja der Herr nicht soviel daraus gemacht –, andere waren am Verschmachten, andere auf die Gasse geworfen, wieder andere so unbekleidet, daß sie gar nicht unter die Leute konnten, weil man gewaltsam sie ausgezogen hatte, andere, deren in Krankheit oder Gefangenschaft niemand sich annahm, waren am Letzten. Wenn denn in solchen Bedrängnissen die Herzen von Gläubigen und Brüdern hart sein konnten, etwa weil sie fürchteten, selbst darunter ins Gedränge zu kommen, so begreifen wir, wie nur das Härteste als Strafe ihnen zufallen konnte. Ach, daß der Herr, wie Er verheißt, uns unsere steinernen Herzen wegnehmen und dagegen uns fleischerne geben wollte, die das, was andere trifft, zu ihrer eigenen Not machen könnten! – Der König hatte indessen nur von sich gesprochen; und so antworten die zur Linken, wie vorhin die zur Rechten. Wir lesen:

V. 44: „Da werden sie Ihm auch antworten und sagen: Herr!

Wann haben wir dich gesehen hungrig oder durstig oder einen Gast oder nackt oder krank oder gefangen und haben dir nicht gedient?“ – V. 45: „Dann wird Er ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.“

Auch die zur Linken denken zuerst an persönliche Dienste, die sie dem Könige selbst versagt haben sollen, etwa in den Tagen Seiner Niedrigkeit auf Erden; und sie geben zu verstehen, daß sie sich gewiß hätten finden lassen, wenn sie den Herrn in einer Bedrängnis genannter Art gesehen hätten. Der König aber zeigt ihnen nun, wie Er's meine, und nennt wieder die Geringsten unter diesen – auf die Brüder hinweisend –, denen sie die Dienste, wenn sie nötig waren, versagt hätten. Wir können hier bemerken, wie gerne viele sich zu jeder Freigebigkeit und Aufopferung hergeben, wenn die, welche derselben bedürfen, einen Namen haben, vornehme Leute sind, eine besondere Geltung oder Stellung in der Gesellschaft haben. An solchen können sie, wie man sagt, alles tun, was sie ihnen an den Augen absehen. Sind's aber geringe, verachtete, armselig gestellte Leute, die ihrer Dienste bedürfen, so haben sie für diese keine Augen, keine Ohren, keine Hand, kein Herz und bekümmern sich um sie rein [gar] nicht. Wie werden sie aber einmal erschrecken, wenn gerade die Geringen es sind, deren Vernachlässigung dem Herrn so wehe getan hat. Sich selbst läßt Er am Ende noch zum Haus hinausjagen, aber Seine Geringen nicht. Auch das ist erfahrungsmäßig, daß der Mensch, wenn er's einmal nicht genau nimmt, Sünden, an Geringen getan, oder Übersehen der Bedürftigen nicht leicht an sein Gewissen kommen läßt. Sein Gewissen klagt ihn nicht an, wenn er's an Geringen und Armen versehen hat; und wenn etwa auf einen Augenblick, so hat er's in kurzem ganz vergessen. Auch wenn er in eine Buße kommt und sich bekehren oder wenn er beim heiligen Abendmahl Absolution haben will, fällt ihm das, wie er etwa nach Notleidenden nicht gefragt hat, gar nicht als Sünde ein, über die er auch Buße zu tun habe. Man kann an dem sehen, wie wenig Wert vieler Buße hat, weil sie das Wichtigste, eben das, was am Jüngsten Gerichte die Entscheidung bringt, gar nicht sich einfallen lassen. So können eben diese Sünden, je nachdem [wie] sie sind, als unvergebene dem Men-

schen anhängen. Überlegen wir das, so kann es jedem, der unsere Geschichte liest, angst und bange auf den Gerichtstag werden, daß man mit den Jüngern fragen möchte: „Je, wer kann denn selig werden?“ (Matth. 19, 25), wenn schon nichts Gutes den Notleidenden getan zu haben verdamulich macht. Übrigens kann Gutes nicht tun unter Umständen eine wirklich größere Sünde sein, als jemandem Böses antun, abgesehen davon, daß man über letzteres eher zur Buße kommt. – Zum Schluß lesen wir:

V. 46: „Und sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in das ewige Leben.“

Ohne eine tiefe Bewegung können wir diese Worte nicht lesen. Wir haben aber früher schon bemerkt (im ersten Abschnitt, § 196), daß der Heiland vor Seinem Vater sich nicht berechtigt fühlte, denjenigen, welche Ihn über dem Sohne, den Er in die Welt zu ihrem Heile gesandt hat, gekränkt haben, ohne weiteres zu vergeben. Die Ehrfurcht vor Seinem Vater und Seine Heiligkeit läßt Ihm das nicht zu, nicht einmal das, daß Er dem Vater die Bitte um Begnadigung vorträgt, weil diese Bitte von de[m] Gerichteten nicht mehr kommen konnte. Gesetzt aber, es ließe sich noch eine Milderung des Urteils denken, so kann auch das der Heiland hier nicht sagen. Er muß die Versündigung an Ihm, wenn auch an den Geringsten Seiner Brüder getan, in ihrem ganzen Gewichte lassen, was nicht wäre, wenn Er eine Türe zur Begnadigung offenließe. Ob aber sich nicht doch eine Türe denken lasse, könnten wir immer noch fragen. Schon das, daß es heißt: „Sie werden gehen in die ewige Pein“, statt „sie gehen in sie“, daß sie also nicht augenblicklich hin[ein]geworfen werden, kann Raum zu dem Gedanken geben, daß wohl zunächst das Verdamliche im allgemeinen angeführt wird, aber nun doch auch noch Verhandlungen im einzelnen stattfinden werden, da dann noch möglicherweise ein Begnadigungsgrund für die einen oder anderen zum Vorschein kommen könnte. Sonst aber werden wir auch an die Geringsten der Brüder des Herrn hinzusehen geneigt sein, auf welche der König als auf gekränkte Hilfsbedürftige so nachdrücklich gewiesen hat. Sollte nicht ihre Fürbitte plötzlich hervorbrechen und im entscheidenden Augenblicke etwas bewirken können? Wenn sie rufen: „Gna-

de“ – wir müssen bedenken, daß sie als noch Lebende vorgestellt werden –, könnte das nicht mit einem Male vieles ändern, auch von seiten des Vaters, wie der Sohn selbst am Kreuze mit Seinem: „Vater, vergib ihnen“ gewiß eine erhörliche Bitte getan hat? Wir besprechen es nicht weiter! Aber Gott heißt barmherzig und kann, wenn Er auch die eigentlichen Gottes- und Jesusverächter dem Gerichte anheimfallen lassen muß, doch auch im Gericht Seine Barmherzigkeit nicht verleugnen.

---

Hinweis des Herausgabers:

Blumhardts Auslegung des Matthäus-Evangeliums endet bei Kap. 25, 46, da Blumhardt die Blätter aus Bad Boll zum Juni 1877 auslaufen lassen wollte – er hatte sich, wie er am Ende der Blätter vermerkt, sozusagen „ausgeschrieben“.

Blumhardts Schüler und Biograph Friedrich Zündel aber stand Zeit seines Lebens in lebendigem Austausch, sowohl mit Blumhardt (Vater) als auch mit seinem Sohn Christoph, seine Schriften „Jesus in Bildern aus seinem Leben“ und „Aus der Apostelzeit“ spiegeln die Grundzüge der Blumhardtschen Gedanken wieder (vgl. „Apostelzeit“, S. 12, und Vorwort zum III. Band der „Auslegung“).

Den bei Blumhardts Auslegung fehlenden Schluß des Matthäus-Evangeliums, die Kapitel 26-28 mit der Leidenszeit Jesu, Kreuzigung, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt erlauben wir uns, durch die entsprechenden Ausführungen Zündels zu ergänzen, so daß die „Auslegung“ damit vollständig wird, ergänzt um einige Ausführungen zum sog. Turiner Grabtuch, auf dem sich das Antlitz Jesu Christi für uns erhalten hat.

**V.**

**Aus Lukas statt aus  
Matthäus:  
Die Feldpredigt und  
anderes**

## 4. Kapitel Lukä

### § 199 Jesus in Nazareth

Erster Abschnitt

Luk. 4, 14-19

**D**as Evangelium Matthäi kann nach der Erklärung des Weltgerichts für beendet angesehen werden, weil nur noch die Leidensgeschichte und die Auferstehung Jesu folgt, welche beide in Verbindung mit den anderen Evangelien zu erklären sind. Damit wollte ich nicht mehr anfangen, weil die *Blätter [aus Bad Boll]* als Wochenschrift vom kommenden Juli an aufhören. Gelingt es mir, sie in zwanglosen Heften fortzusetzen, so werde ich zuerst die Leidensgeschichte Jesu betrachten. Einstweilen nehme ich Beliebigeres aus Lukas, teils Geschichte, teils Gleichnisse, um es in ähnlicher Weise zu betrachten wie bisher den Matthäus. Zunächst nehme ich den Besuch Jesu in Nazareth vor, der in eigentümlicher Weise in Lukas beschrieben wird.

Luk. 4, 14: „Und Jesus kam wieder in des Geistes Kraft in Galiläam; und das Gerücht erscholl von Ihm durch alle umliegenden Örter.“ – V. 15: „Und Er lehrete in ihren Schulen und ward von jedermann gepreiset.“

Wenn es hier heißt: „Jesus kam wieder“, so ist das mit Bezug auf Seine 40-tägige Abwesenheit gesagt nach der Taufe und Versuchung. Jesus ward nämlich, als Er getauft und von Gott als Sohn Gottes erklärt worden war, vom Geist in die Wüste geführt, auf daß Er von dem Teufel versucht wurde (Luk. 4, 1-13). Jesus kam jetzt aus der Wüste zurück nach Galiläa, wo Er fortan Seine Hauptwirksamkeit hatte. Die Besuche Jesu dazwischenhinein in Jerusalem beschreibt nur Johannes. – Wenn es heißt: „Er kam in des Geistes Kraft“, so ist damit auf die Wunder hingewiesen, die Er überall tat, wo Er hinkam, wie Petrus von Jesu sagt (Apg.

10, 38): „Gott hat Jesum von Nazareth gesalbet mit dem Heiligen Geist und mit Kraft, der umhergezogen ist und hat wohlgetan und gesund gemacht alle, die vom Teufel überwältigt waren; denn Gott war mit Ihm.“ Überall ging eine Kraft des Geistes von Ihm aus, teils durch die Rede, teils durch Wunder jeder Art an den Elenen. Daher [kam es], daß schnell das Gerücht von Ihm erscholl in alle umliegenden Örter. In den Schulen und Synagogen, in welchen Andachtsversammlungen vom Volk gehalten wurden, war Er nicht bloß andächtiger Zuhörer; sondern es lag Ihm daran, zu lehren und das Wort, das Ihm vom Vater gegeben war, anzuzeigen. Es war ein Gewöhnliches, daß die Vorsteher der Schulen beliebige, die es beehrten oder vermochten, reden ließen. Je gewaltiger Jesu Reden waren und je auffallender die Zeichen und Wunder, die Er tat, desto mehr ward Er „von jedermann gepreiset“, wie es heißt.

Unter anderem kam Jesus auch in die Stadt, in welcher Er Seine Jugend zugebracht hatte, nach Nazareth in Galiläa; und von diesem Besuch redet Lukas umständlich. Er schreibt:

V. 16: „Und Er kam gen Nazareth, da Er erzogen war, und ging in die Schule nach Seiner Gewohnheit am Sabbattage und stund auf und wollte lehren.“ – V. 17: „Da ward Ihm das Buch des Propheten Jesajas gereicht; und da Er das Buch herumwarf, fand Er den Ort, da geschrieben stehet“ (Jes. 61, 1-2): – V. 18: „Der Geist des Herrn ist bei mir; derhalben Er mich gesalbet hat und gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen“, – V. 19: „und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn.“

Indem der Herr in Galiläa von Ort zu Ort ging, konnte es nicht sein, daß Er Nazareth überginge. Wenn Er auch vorausah, daß dort viel kritisches Vernünfteln sein werde, weil man Ihn bisher nicht für etwas Großes genommen hatte, so konnte Er nicht wegbleiben, um so weniger, da das Gerücht von Ihm auch hierhergekommen und man eben hier besonders gespannt auf Ihn war. In Nazareth war Er erzogen. Er brachte Seine Kindheits- und Jugendjahre daselbst zu. Seinen Eltern untertan, half Er wohl auch Seinem Vater, solange dieser lebte, im Hand-



werk als Zimmermann und Tischler; und wenn Sein Vater frühzeitig starb, hat Er wohl auch das Handwerk fortgesetzt, was zur Ernährung der zahlreichen Familie Seiner Mutter dienen mochte. Aus allem geht hervor, daß Er kein Mann war, aus dem die Leute viel machten. Sein frommer Sinn ließ Ihn auch bescheiden sein und hielt Ihn fern davon, eine Rolle zu spielen. Kam Er in Berührung mit anderen, so mußte Er immer der Nachgebende sein; und so dachten sich die anderen weit über Ihn hinaus. Um so mehr verwunderten sie sich jetzt, daß Er so großes Aufsehen allerwärts machte.

Wenn Jesus in der Woche nach Nazareth kam, so machte Er wohl mehr nur Besuche, ohne den Schein zu geben, als mache Er etwas aus sich. Dennoch wurde die ganze Stadt auf Ihn aufmerksam. Zu Wundern konnte Er es nicht recht bringen. Sie begehrten schon deren keine. Es geht dies aus dem hervor, daß Er (4, 23) es so vorstellt, als sagen sie zu Ihm: „Tue auch also hie in deinem Vaterlande.“ Aus Fürwitz hätten sie denn schon gerne Wunder gesehen; aber dem Fürwitz dienen war nicht des Heilands Sache. Indessen wurde am kommenden Sabbat die Schule gedrängt voll. Er kam dahin „nach Seiner Gewohnheit“; und weil man's schon von außen her wußte, daß Er in den Schulen lehrte, so konnte Er es wohl wagen, ohne zu fürchten, daß man es Ihm als Anmaßung auslegen werde, aufzustehen, um damit zu erkennen zu geben, daß Er die Lesung halten wolle, welche gewöhnlich stehend geschah. In den Synagogen oder Schulen nun wurde zuerst ein Abschnitt aus dem Gesetze Mosis und dann ein anderer aus den Propheten vorgelesen. Dazwischenhinein konnte, wer wollte und durfte, etwas Auslegendes reden. Wahrscheinlich war der Abschnitt aus dem Gesetz schon gelesen, als Jesus aufstand, weswegen Ihm auch das prophetische Buch vorgelegt wurde. Die ganze Schrift war bereits, wie heute noch, in bestimmte Abschnitte abgeteilt für die Versammlungen in den Schulen; und das Jahr hindurch wurde man mit dem Ganzen fertig. Jesus nun, der Seinen Vortrag an eine prophetische Stelle anschließen wollte, las etwa vorher den Abschnitt des Sabbats, rollte aber dann das Buch noch weiter auf bis zu der Stelle (Jes. 61, 1f.), welche wir in unserem Texte angeführt finden. Wenn Er das Buch „herumwarf“, so ist damit

das Aufrollen des Buchs gemeint, da die Bücher nicht gebunden waren wie bei uns.

In der angeführten Stelle des Jesajas wird der zukünftige Messias, der eine ganz neue Zeit herbeiführen würde, die Zeit der Herrlichkeit des Herrn auf Erden, in welcher lauter Glück und Segen kommen und bleiben werde, redend eingeführt, wie Er von sich sagt: „Der Geist des Herrn ist auf mir.“ Solches war aber bei Ihm kein bloßes Sagen; sondern wo Er ging und stand, tut sich durch Ihn der Geist Gottes, das Tun Gottes, in Wundern kund. Sein Sagen ist also zugleich eine tätliche Bezeugung dessen, was Er sagte. Das Wort „derhalb“ sollte eigentlich heißen: „dieweil“ Er (der Herr) mich gesalbt und gesandt hat. Es drückt den Grund aus, warum der Geist des Herrn auf Ihm sei, weil derselbe Ihm nämlich ausdrücklich vermittelt einer Salbung gegeben worden ist. Die Mitteilung des Geistes von seiten Gottes an Jesum wird hier eine Salbung genannt, wie sie sonst auch eine Ausgießung genannt wird. Könige und Propheten wurden einst gesalbt, letztere wenigstens je und je. Beides findet sich beisammen in der Stelle (1. Kön. 19, 16-17), wo Elias den Jehu zum Könige und den Elisa zum Propheten salben mußte. So wurde denn auch Jesus von oben gesalbt schließlich bei Seiner Taufe durch Johannes, da der Heilige Geist in Gestalt einer Taube auf Jesum herabkam. Wenn es heißt: „gesalbt und gesandt“, so ist an das zu denken, daß die Salbung die Einleitung zu einem Berufe ist oder zu einer Sendung unter die Leute, wie es bei Jesu der Fall war, der alsbald nach Seiner Taufe Seine öffentliche Berufstätigkeit anfang.

Zu Seinem Berufe rechnet der Messias in der Weissagung das, daß Er den Armen das Evangelium verkündigen sollte, wie ihnen nämlich soll aus all ihrem Elend herausgeholfen werden, ferner, daß Er zerstoßene Herzen heilen, Gefangenen Freiheit predigen, Blinden das Gesicht geben und Zerschlagene frei und ledig machen soll. Die Worte in der Weissagung bei Jesaja sind ein wenig anders; aber sie sagen das nämliche, wenn nach ihnen für Elende, Zerbrochene, Gefangene, Gebundene gesorgt werden soll. Es ist klar, daß das Höchste, was für die in so vielem Elende seufzende Menschheit geschehen kann, angezeigt sein will. Die Ausdrücke führen von selbst auf etwas Tieferes,

und nach sonstigen Äußerungen der Schrift sind besonders die satanischen Gebundenheiten gemeint, von welchen die Menschen befreit werden sollen, da sie es hauptsächlich sind, die ihr Elend unheilbar machen. In welchem großem Umfang auch die Finsternis auf die Menschenwelt wirkt, ist gar nicht auszudenken, obwohl die Menschen in nichts eine größere Sicherheit und Sorglosigkeit bezeigen als in dem, wenn sich's um Zerrüttungen des Menschen durch finstere Mächte handelt. So groß die Qualen sind, die letztere ihm bereiten, so will er seinen Ursäher nie kennen. Aus der Gewalt der finsternen Mächte zu befreien, war im Grunde der Hauptberuf, welchen Christus auf Erden hatte; und daß Er hierin eine Macht hatte, wie hat Er das an den Besessenen vornehmlich bewiesen und an anderen, die in der verschiedensten Weise dämonisch angegriffen waren! Wie bedeutend diese Seite der Wirksamkeit Jesu war, ist aus dem ersichtlich, daß Er sagte (Luk. 11, 20): „So ich aber die Teufel durch Gottes Finger austreibe, so ist je das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Denn mit dem Zusammensturz des satanischen Reiches muß die Errichtung des Gottesreiches beginnen. Mit den Teufelsaustreibungen hat Jesus bewiesen, daß Er als der Stärkere über den Satan gekommen war, dem Er als einem Gebundenen seinen Hausrat nehmen konnte.

Die Weissagung in Jesaja schließt nach Lukas mit den Worten:

V. 19: „Und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn.“ (Nach Jesaja (Jes. 61, 2): „Das gnädige Jahr des Herrn.“ Paulus, darauf anspielend, sagt 2. Kor. 6, 2: „Jetzt ist die angenehme Zeit; jetzt ist der Tag des Heils.“)

Nach den weiteren Worten des Propheten ist es der Anbruch der großen Heilszeit, von welcher die Propheten so oft reden als dem Ziel der großen Heilsgedanken Gottes für die Menschheit. Diese Heilszeit wird freilich immer mit Ausdrücken geschildert aus der Gegenwart des irdischen Lebens heraus, als erfüllte sie sich ganz in dieser Zeit als eine selige Zukunftszeit auf Erden, die ein ewiges Wohlsein über die Menschheit bringe unter Aufhebung der Sünde und aller Folgen der Sünde oder des Fluchs, der auf allem laste. Indem die Propheten eine Heilszeit schildern wollten, standen ihnen keine anderen Ausdrücke und

Anschaungen zu Gebot als [die] nach dem Leben dieser Zeit. Die höheren Begriffe eines außerzeitlichen Lebens waren ihnen, wie den Menschen überhaupt, ganz verschlossen; und es war, als ob ihnen vieles nach dieser Seite versagt gewesen wäre, weil sie zunächst nach der Wahrheit nichts Erquickliches vor Augen gehabt hätten, wie ja selbst David vom Jenseits nichts Gutes sich vergegenwärtigen konnte. Das Überschwängliche aber, welches die Propheten in ihren Schilderungen geben, soll für uns die Brücke sein zu den großen Hoffnungen, die wir leichter in Anschauungen bringen können, weil uns auch ein Jenseits der erfreulichsten Art eröffnet worden ist. Die Propheten schildern ein Seligkeitsleben in dieser Zeit, das sich für uns, wenn es etwa auch hienieden noch beginnen darf, in die Seligkeit eines neuen Himmels und einer neuen Erde umwandelt, wozu übrigens die Prophetie selbst auch schon das Wort gegeben hat (Jes. 65, 17). Der Messias aber ist nach der Weissagung der, der die höchsten Seligkeiten, wie sie nun zu nehmen sind, anbahnen und endlich [...] ausführen wird. Noch müssen wir darauf warten; aber kommen wird's endlich schnell und wunderbar, wenn Jesus als Herr und Christ zum zweiten Mal erscheinen wird in der Herrlichkeit Seines Vaters, mit den Wolken vom Himmel herniederkommend.

## § 200 Jesus in Nazareth

Zweiter und letzter Abschnitt

Luk. 4, 20-30

Wir fahren fort, das, was sich in Nazareth zutrug, zu betrachten. Wir lesen:

V. 20: „Und als Er das Buch zutat, gab Er's dem Diener und setzte sich; und aller Augen, die in der Schule waren, sahen auf Ihn.“ – V. 21: „Und Er fing an, zu sagen zu ihnen: Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren.“ – V. 22: „Und sie gaben alle Zeugnis von Ihm und wunderten sich der holdseligen Worte, die aus Seinem Munde gingen, und sprachen: Ist das nicht Josephs Sohn?“

Nur zum Lesen war Jesus aufgestanden; und als dieses vorbei war, setzte Er sich wieder. Man könnte meinen, zu weiteren Reden sollte Er auch stehengeblieben sein. Aber Er wollte alles vermeiden, was eine Unbescheidenheit oder Anmaßung genannt werden konnte. Deswegen hatte Er schon nicht gerade im Sinne, eine eigentliche Rede zu halten. Er war zufrieden, die auf Ihn bezügliche Stelle gelesen zu haben, und wartete nun, ob sie nicht auf Grund dessen, was sie sonst von Ihm gehört hatten, von selbst darauf kämen, die Stelle auf Ihn zu beziehen. Er wollte daher mehr nur im Gesprächston sich äußern, weil Er sich damit nicht als einen eigentlichen Lehrer darstellte, Er, der mehr zum Handeln als zum Lehren da war. Indessen saß Er auf einem Platze, von dem aus Er in aller Sicht war. Da Er einmal gelesen hatte, war's natürlich, daß jetzt alle auf Ihn sahen, begierig auf das, was Er doch wohl jetzt zu sagen habe, zumal der Bibelabschnitt, mit besonderer Betonung vorgetragen, gewiß schon Eindruck gemacht hatte.

Was nun Jesu besonders anlag, war, sich darüber zu äußern, wie Er zu der vorgelesenen Bibelstelle stehe. Man könnte denken, Er sei damit etwas voreilig gewesen. Denn das war ungemein viel, daß Er zu erkennen gab, von Ihm rede diese Stelle; Er sei es, den der Prophet meine, und durch Ihn werde jetzt die Weissagung erfüllt. Er konnte ja so reden, da schon zu viele Beweise für Ihn vorlagen. Man überlege aber, wie Jesus gar nicht anders konnte, als frei heraus sich als den vorzustellen, der Er war. Hinter dem Busch halten, wie man sagt, wäre unfreundlich gegen Seine Vaterlandsgenossen gewesen, die Ihn von klein auf gekannt hatten, hätte auch nicht zu einem geraden und aufrichtigen Charakter gestimmt. Wir finden es daher nirgends, wie Jesus heimlich mit Seiner Person. Nur den Namen wollte Er sich nicht frei heraus geben; aber Er redete immer so, daß niemand sagen konnte, Er halte unheimlich an sich, Er gebe sich nicht nach der Wahrheit und spreche sich so aus, daß man alles mögliche aus Ihm machen könnte. Er sagt's, wenn man genau nachsieht, eigentlich immer deutlich, wie man Ihn anzusehen habe, selbst Seinen Feinden gegenüber, die sonst nur darauf lauerten, daß Er sich auch den Namen geben werde, nämlich den Namen Christus. Das konnte Er nicht, weil es wieder als Anmaßung

und Unbescheidenheit ausgelegt werden konnte, geradezu frei von sich zu sagen, Er sei Christus, und Er tat es nur in ganz wenigen Fällen, [wo] man es Ihm nicht übel auslegen konnte. Selber merken und erkennen sollten's die Leute, ohne Sein Sagen; und darum beschrieb Er sich und Sein Tun immer so, daß es für jedermann hätte klar sein sollen, wofür Er sich halte und sie Ihn nehmen dürften, wenn sie nicht zu blind gewesen wären und gehaltene Augen gehabt hätten. In Nazareth mußte Er schon darum sich bestimmt äußern, weil es sonst niemand begriffen hätte, warum Er überhaupt so aufträte und Aufsehen mache. War Er nicht Christus, so war Sein ganzes Auftreten ein unberechtigtes. So kann es also nicht auffallen, daß Jesus gerade in Nazareth sich voll gab, ohne allen Rückhalt.

„Heute“, sagt Er, „ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren.“ Wir müssen dabei denken, daß Er auf sich die Schriftstelle bezogen wissen wollte. Alles, was man an Ihm sah oder von Ihm erfuhr, war der Art, daß man die Weissagung sich erfüllend denken konnte. Der Geist des Herrn, der Großes im Namen des Herrn, Zeichen und Wunder, tun konnte, war unverkennbar in Ihm; und als mit dem Geist gesalbt und von Gott gesandt mußte Er vor jedermann erscheinen. Was Er für Arme, Zerstoßene, Gefangene, Blinde, Zerschlagene tat, war ja offenbar; und das angenehme Jahr des Herrn predigte Er, [in]sofern [als] Er das Himmelreich als daseiend ankündigte. Über all dieses muß sich jetzt der Heiland in vertraulichem Tone ganz bescheiden und ruhig ausgesprochen haben, und es war so, daß es allen, die zuhörten, recht holdselig klang und wohltuend war und daß auch der Gedanke an eine jetzt etwa gekommene Erfüllung der herrlichen Weissagung vieler Herzen erhob. Auch mag die bescheidene Aufrichtigkeit und der schlichte Ton der Rede einen besonderen Eindruck gemacht haben, zumal Seine Worte selbst auch eine Klarheit, Bestimmtheit und Sicherheit enthielten, daß man sah, wie jedes Wort vom Geiste Gottes getragen wurde, das auch eine verborgene Wirkung auf die Herzen hatte.

Wenn freilich der Herr sagt: „Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren“, so durfte man das nicht so mißverstehen, als ob nun plötzlich alles völlig da wäre, was die Weissagung enthält, namentlich das angenehme Jahr des Herrn, welches den

Schlußstein der Erlösung bildet, in eiligster Kürze zu erwarten sei. Erfüllt ist's, weil der Anfang dazu da ist. Die Kräfte alle, die es machen sollen, sind in Tätigkeit. Der allmächtige Gott tut in allem durch Jesum mit und läßt sogar die größten Allmachts-wunder zu. Man kann sagen, daß in allem ein Anfang gemacht wurde, und so, daß man in allem auch das Ende eingeschlossen sah. In nichts trat ein Mangel hervor. Was nur erwartet wurde und erwartet werden konnte, geschah, daß es bereits an gar nichts fehlte, das als erst werdend kommen sollte. Der Herr machte alles, ohne im mindesten sich gebunden zu wissen, als ob dieses oder jenes noch nicht möglich wäre. Wäre es fortgegangen, wie der Anfang war, hätte freilich schnell auch der Abschluß kommen können. Aber schon mit der Verwerfung Jesu machte alles Rückschritte. Erneuerte sich's auch wieder durch die Auferstehung Jesu und durch die Ausgießung des Heiligen Geistes, so ging's doch jetzt den Weg einer Entwicklung, der sich mehr und mehr ins Langsame machte. Unterdessen sind auch die Kräfte des Geistes wieder zurückgetreten; und jetzt ist's so, als ob auch der Anfang wieder in ein Nichts zurückgekommen wäre, als ob aus ihm kein Schluß mehr erwartet werden könnte. Aber wenn Gott etwas anfängt, kann's wohl eine Zeitlang zurücktreten, daß wir meinen, es verlaufe sich wieder im Sand; aber endlich muß es doch wieder hervorbrechen. Die Erfüllung ist gekommen mit Jesu und so entschieden, daß mit Recht ein Paulus sagen konnte (2. Kor. 6, 2): „Jetzt ist das angenehme Jahr des Herrn; jetzt ist der Tag des Heils.“ Es wird auch noch durch Jesum alles vollendet werden. Mit einem Male wird's aufs neue beginnen, daß die Armen, die Zerstoßenen, die Gefangenen, die Blinden, die Zerschlagenen zu dem kommen, was ihnen hingeworfen ist, und wird auch das Ziel kommen, das wirkliche Gnadenjahr des Herrn über die ganze Schöpfung eintreten.

Wir kehren zur Geschichte zurück. So stark auch in der Schule die Wirkung der Rede Jesu war, so dachten sie doch bald, wie von einem bösen Geist darauf geführt, an die Abstammung Jesu und sagten: „Ist das nicht Josephs Sohn?“ Damit wurde der Eindruck geschwächt; und allmählich hat der Gedanke, daß Er eben doch Josephs Sohn sei, von dem man sich nicht erklären könne, wie der so Großes sei, ihrem Glauben einen Riegel vor-

geschoben. So wurden ihrer viele zuerst gleichgültig, dann generisch gestimmt. Daher die ernste Rede, mit der Jesus fortfuhr. Wir lesen:

V. 23: „Und Er sprach zu ihnen: Ihr werdet freilich zu mir sagen dies Sprichwort: Arzt, hilf dir selber. Denn wie große Dinge haben wir gehöret, zu Kapernaum geschehen; tue auch also hier in deinem Vaterlande.“

Hier müssen wir das dazu nehmen, was Markus von dem Besuch in Nazareth sagt (6, 5.6): „Er konnte“, sagt er, „nicht eine einige Tat tun; ohn wenig Siechen legte Er die Hände auf und heilte sie. Und Er wunderte sich ihres Unglaubens.“ Hiernach konnte also Jesus sich selber, d. h. den Seinen in Seinem Vaterlande, nicht helfen; und Er konnte da nicht tun, was man sonst von Ihm hörte. Dies wurde dann wieder dahin ausgelegt, daß Seine Sache nichts Rechtes sein müsse, weil's bei den Seinen nichts sei. Auch in der Schule mag etwas davon gesagt worden sein, daß man ja nichts von Ihm zu sehen bekomme; warum Er doch nicht auch da tue, was Er in Kapernaum getan haben solle. Es hieß: „Arzt, hilf dir selbst“, mit dem Sinne: „Solange Du dir selbst nicht hilfst, glauben wir auch nicht an dich.“ Wie haben die Feinde doch das noch so bitter zu Ihm ans Kreuz hinaufgerufen! Wie zum Hohn muß Er sich das nachsagen lassen. Wie weh tuend muß es Ihm aber gerade in Seinem Vaterlande gewesen sein! Der Herr aber sagt:

V. 24: „Er aber sprach: Wahrlich, ich sage euch: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande.“ – V. 25: „Aber in der Wahrheit sage ich euch: Es waren viele Witwen in Israel zu Elias Zeiten, da der Himmel verschlossen war drei Jahre und sechs Monde, da eine große Teuerung war im ganzen Lande.“ – V. 26: „Und zu der keiner ward Elias gesandt denn allein gen Sarepta der Sidonier zu einer Witwe.“ – V. 27: „Und viele Aussätzige waren in Israel zu des Propheten Elisä Zeiten; und der keiner war gereinigt denn allein Naeman aus Syrien.“

Ein Prophet, sagt Jesus, gelte nichts in seinem Vaterlande. Gewöhnlich ist er den Leuten zu gewohnt; und ihn, wenn sie vorher ihn unter sich geschätzt hatten, mit einem Male weit über sich hinaus denken zu müssen, fällt ihrer Eigenliebe und ihrem Selbstgefühl zu schwer. Die Tatsache aber will der Herr

mit Beispielen aus dem Alten Testament belegen. Zu den größten Propheten wurden Elias und sein Nachfolger Elisa gerechnet. Großes wird auch von beiden erzählt. Man liest aber nichts davon, daß ein großes Gedränge um sie von solchen, die wunderbare Heilung begehrten, gewesen wäre. Man nahm sie nicht sonderlich in Anspruch und trug lieber seine Gebrechen, als daß man sich zu den Propheten gewendet hätte, die doch offenbar große Wunder an Kranken tun konnten. Des Elisa Wunderkraft war so bekannt, daß ein gefangenes israelitisches Mädchen zur Frau des Naeman von Syrien dreist sagen konnte (2. Kön. 5, 3): „Ach, daß mein Herr wäre bei dem Propheten zu Samaria (Elisa), der würde ihn von seinem Aussatz losmachen.“ Der Heide Naeman suchte nun Elisa auf; von anderen Aussätzigen in Israel aber liest man nichts, daß sie sich zu Elisa gewendet hätten, auch nachdem Naeman gesund geworden war. Der Respekt vor einem solchen Propheten war in Israel nicht groß genug; und so war auch kein begehrender Glaube da. Was den Elias betrifft, so mußte der vor dem Könige Ahab fliehen; und der Herr sandte ihn nach Zarpath in Phönizien (1. Kön. 17, 8-16) zu einer Witwe, welcher sofort das Mehl im Kad nicht verzehrt wurde, wie auch ihrem Ölkrug nichts mangeln durfte. Zu einer Heidin also konnte Gott den Propheten schicken, aber nicht zu einer Witwe im Lande, so viele bedürftige Witwen es auch in jener Hungerszeit in Israel gab. Denn selbst Witwen machten [sich] nicht viel aus einem Propheten, wie Elias war. Im Lande hätten die Witwen überall den Elias fortgeschickt, weil sie auch des Königs Zorn fürchteten. Aber auch im Ausland war Gefahr. Denn „es war kein Volk noch Königreich, wohin Ahab nicht sandte, den Elias zu suchen“ (1. Kön. 18, 10). Die Witwe in Zarpath stand ihrer Gesinnung nach höher als alle Witwen in Israel. Wie es nun einem Elias und einem Elisa erging, daß man im Lande nicht viel nach ihnen fragte, so erging es nun auch Jesu in Nazareth. Da wollten sie aber doch fromme Leute sein, welche die Propheten ehrten; und so konnten sie aus dem Munde des Mannes, der so holdselig gesprochen hatte, die Wahrheit, die ihr Gewissen traf, nicht ertragen. Daher der Schluß:

V. 28: „Und sie wurden voll Zorns alle, die in der Schule waren, da sie das hörten.“ – V. 29: „Und stunden auf und

stießen Ihn zur Stadt hinaus und führten Ihn auf einen Hügel des Berges, darauf ihre Stadt gebauet war, daß sie Ihn hinabstürzten.“ – V. 30: „Aber Er ging mitten durch sie hinweg.“

Wie wenig sie bisher auf Jesum gehalten hatten, zeigt das, daß sie jetzt so kurzen Prozeß mit Ihm machten. Übrigens fühlten sie sich nicht bloß durch die Rede Jesu persönlich beleidigt, wiewohl mit Unrecht. Was die ganze Schule in Wut versetzte, war das, daß ein so gefährlicher Mann und Verführer innerhalb ihrer Mauern groß geworden sein sollte. Sie nahmen Ihn als einen falschen Propheten, den die Stadt, der er angehörte, nicht leben lassen dürfe. Sie wollten keine Verschuldung auf sich laden, die man ihnen zur Last legen könne. So erfaßte sie ein dämonischer Fanatismus, in welchem sie Ihn aus der Schule schleppten bis zum Hochrande eines Berges der Stadt. Die Lage der Stadt, wie sie Lukas angibt, stimmt noch ganz mit dem jetzigen Zustande. Die Häuser stehen auf dem unteren Teile des Abfalls eines Berges, welcher sich steil und hoch über sie erhebt. An einer Stelle fällt die Bergwand 40 bis 50 Fuß hoch senkrecht ab. Vom Herrn aber heißt es: „Er ging mitten durch sie hinweg.“ Es war das eine Wirkung Seiner Majestät, durch welche die Feinde trotz aller Wut, die an sie gekommen war, wunderbar gehalten wurden. Es war wohl auch so, daß sich im weiteren die Wut wieder in etwas legte. In der Folge schämten sie sich wohl dieses unvernünftigen Zorns. Denn der Herr scheint doch später wieder in die Stadt gekommen zu sein, [wo] jener Vorfall ganz vergessen war.

## 6. Kapitel Lukä

### § 201 Die Feldpredigt Jesu

Erster Abschnitt

Luk. 6, 17-19

Die Bergpredigt in Matthäus (Kap. 5-7) ist uns bekannt. Eine in vielen Teilen ähnliche Predigt finden wir bei Lukas (6, 20-49). Auch in dem, was Lukas vor- und nach[her] erzählt, ist's teilweise wie in der Bergpredigt, so daß man annehmen kann, wie es auch Bengel\* tut, beide Predigten seien im Grund doch eine und dieselbe Predigt, obgleich sie teilweise verschiedenen lauten und die in Lukas viel kürzer ist. Aus dem aber, daß wir außer den angegebenen Predigten, die doch wieder so viel Ähnliches haben, keine andere in den Evangelien finden, ist zu schließen, daß der Herr, wenn Er einen längeren Vortrag hielt, der vieles zusammenfassen sollte, stets nur dieselben Grundgedanken hervorbrachte. Er wollte nicht auf Rührungen es abheben, darum nicht ins Breite ausspinnen und rhetorische Gewandtheit entwickeln, welche den einzelnen Reden einen besonderen Charakter gegeben hätte. Vielmehr wollte Er immer alles zumal geben und jeden Zuhörer dasselbe vernehmen lassen. Wer Ihn hörte, hörte dasselbe, was auch andere hörten; und wenn die Zuhörer unter sich das Gehörte wiedergaben, war's nicht so, daß jeder etwas anderes, sondern so, daß alle nur von demselben zu reden wußten, was nur bei Gleichnissen oder bei Gelegenheitsreden anders war. Das, was das Wort heißt, das Jesus vortrug, ließ Er immer dasselbe sein, wenn auch kleine Verschie-

\*[J. A. Bengel, *Richtige Harmonie der vier Evangelisten*, 1736, § 39-42, S. 141-145; und *Gnomon Novi Testamenti*, 1742, zu Matth. 5, 1 und Luk. 6, 17.]

denheiten im Ausdruck da waren. Mit einer oder zwei Predigten ist denn also auch uns alles gesagt, was Jesus wichtig fand; und deswegen sind uns auch nicht viele Reden von Jesu aufbehalten worden, weil immer wieder dasselbe hätte geschrieben werden müssen. Erwägen wir dieses, so können wir die Rede des Lukas doch als eine Rede für sich nehmen, wie sie unter den vielen Reden, die der Herr gehalten hat, dem Lukas, der ja nicht Ohrenzeuge war, berichtet wurde, ohne daß man zu sagen braucht, es sei, wie oben bemerkt, dieselbe Predigt, welche Matthäus wiedergibt. Wir können sie also auch wohl für sich betrachten als eine zweite Predigt, die wir haben, da sonst die Verschiedenheit in manchem auch auffallen könnte, als sage Lukas ein anderes, als der Herr gesagt habe. Wir können sie, weil ausdrücklich dasteht, daß der Herr auf einen Platz im Felde getreten sei, als die Feldpredigt von der Bergpredigt des Matthäus unterscheiden, der sagt: „Er ging auf einen Berg und setzte sich“ (Matth. 5, 1), obwohl beide Ausdrücke sich schon als auf eines weisend\* nehmen ließen. So wollen wir denn auch diese Feldpredigt besonders in den *Blättern* behandeln. Das Einleitende lautet:

V. 17: „Und Er ging hernieder mit ihnen“ (nämlich mit den Jüngern, die Er eben erwählt hatte. Hierzu war Er nach Markus 3, 13 auf einen Berg vorher gegangen. Matthäus erwähnt die Erwählung aller Apostel nicht vor der Bergpredigt, wenn er auch von einigen Aposteln gesprochen hatte) „und trat auf einen Platz im Felde, und der Haufen Seiner Jünger und eine große Menge des Volks von allem jüdischen Lande und Jerusalem und Tyro und Sidon, am Meer gelegen“, – V. 18: „die da gekommen waren, Ihn zu hören und daß sie geheilet würden von ihren Seuchen; und die von unsaubern Geistern umgetrieben wurden, die wurden gesund.“ – V. 19: „Und alles Volk begehrete, Ihn anzurühren; denn es ging eine Kraft von Ihm, und heilte sie alle.“

Der Herr hatte vorher auf einem Berge, wie auch aus Markus zu ersehen ist, die zwölf Apostel gewählt, die mit Namen genannt werden; und mit ihnen kam Er von der höheren

\* [J. A. Bengel, *Gnomon oder Zeiger des Neuen Testaments*, Übers. von C. F. Werner, 1853, Bd. I, S. 436 und 296a.]

Anhöhe herab auf einen freien Platz im Felde, der aber wohl auch am Abhänge des Berges war. Bei Matthäus hatte der Herr nur zwei Brüderpaare zu Aposteln erwählt, die Gesamtzahl der Apostel erst später. Wenn der Herr bei Lukas nachher angesichts des großen Volkes „Seine Augen aufhub über Seine Jünger“ (V. 20), sie zu lehren, so sind da doch auch andere Jünger verstanden, deren viele bei Jesu waren, außer den zwölf Aposteln, weswegen der Herr um so leichter gerade an Jünger Seine Rede richten konnte, weil ihre Zahl eine größere war. Wenn es heißt „der Haufe seiner Jünger“, so konnten das nicht die Zwölfe allein gewesen sein. Der Herr wandte sich gerne an einen engeren Kreis, auch wenn sonst viel Volks da war. Denn Er konnte nur da recht reden, wo schon einiger Boden zur Aufnahme Seines Worts da war. Was Er aber zu den Jüngern, die Ihn in großer Anzahl nachfolgten, sagte, war so gegeben, daß es alles Volk hören und beherzigen sollte, wer nur ein williges Ohr für Ihn haben mochte. Es waren da freilich immer auch viele, die für nichts offene Sinne hatten, was Jesus vortrug, weswegen Er einmal vor ihnen das Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld vortrug.

Wir lesen, daß von allen Orten her Volks herbeilief, „eine große Menge“, heißt es, „von allem jüdischen Lande und Jerusalem und Tyro und Sidon, am Meer gelegen“. Eben im Anfange des Wirkens Jesu war es, daß von überallher die Leute zusammenströmten. Sie kamen nicht bloß von Galiläa her, wo Jesus predigte, sondern auch von allem jüdischen Lande, von wo man sonst nicht leicht nach Galiläa kam, um Geistliches dort zu holen. Sonst war's umgekehrt, daß die Galiläer Erbauung und Belehrung in Judäa suchten, namentlich in Jerusalem. Wenn sie jetzt auch von Jerusalem kamen, so ist's da mehr nur Neugierde oder bereits ein Lauern, ob nicht etwas zum Vorschein käme, [wo]vor man sich zu verwahren und dessen man sich zu erwehren hätte. Johannes der Täufer hatte das auch erfahren. Jetzt kamen die Leute auch vom heidnischen Phönizien her, aus Tyrus und Sidon, welche Städte mit ihren Nebenorten alle am Meer liegen. Daß gerade Heiden werden gekommen sein, ist nicht anzunehmen; wenigstens würden sie es kaum gewagt haben, zu kommen, um sich heilen zu lassen. Aber

in den heidnischen Grenzstädten hielten sich auch viele Israeliten auf, die es jetzt um so mehr hertrieb. Es muß rührend und ergreifend gewesen sein, so bunt durcheinander Scharen herbeikommen zu sehen, denen allen man etwas von Ernst im Gesicht absehen konnte.

Zweierlei wollten die Leute. Sie wollten Jesum hören und wollten geheilt sein. Die Ihn hören wollten, waren mehr die Gesunden, die eine innere Anregung bekommen hatten. Aber unzählige hatten Gebrechen aller Art an sich. Wer mit Aufmerksamkeit sie ansah, konnte wahrnehmen, mit welchen Unglücksgeistern die Leute scharenweise daherkamen, im Augenblick ein wenig aufgehellet, weil die Hoffnung sie beseelte, es könnte ihnen geholfen werden. O wie viele weinerliche Gesichter hat da der Herr sehen müssen, ob denen dem Herrn selbst das Herz brechen mußte. Kummer und Elend, Schmerz und Pein war ihnen tief ins Gesicht gedrückt. Nicht nur mit Seuchen behaftet, keuchten viele herbei, sondern man nahm auch die Plagen von unsauberen Geistern wahr, die so gar sehr das ganze Aussehen des Menschen verunstalten und verzerren können. Sie kamen nicht umsonst zum Heiland. Wenn sie noch so gar von unsauberen Geistern umgetrieben waren, so wurden sie alle frei und gesund. Die Geschichte, die wir vor uns haben, ist, wie wir schon bemerkt, noch aus der ersten Zeit der Wirksamkeit Jesu; und da sah man nichts als Unglückliche, Kranke, Sieche, Elende. Später schien es bereits fühlbar durchs Ganze geworden zu sein, daß es der Kranken weniger war. Vorerst aber waren's deren so viele, daß der Herr nicht mit den einzelnen fertig werden konnte. So strebten alle danach, nur Jesum anzurühren. Wenn sie im Glauben das taten, zogen sie gleichsam eine Kraft aus Ihm heraus, die sie heilte. O wie nötig wäre so etwas auch in unserer Zeit! Wie herrlich doch, sich Jesum mit Seinen Heilungskräften in der Mitte der Elenden zu denken!

Das Heilen ging voraus und wurde von allen empfunden. So konnten sie jetzt auch ruhig zuhören, wenn Jesus den Mund auftat, zu lehren. Wie viele mögen auch nachträglich von Seinem Worte die sie heilende Kraft empfunden haben!

## § 202 Die Feldpredigt

Zweiter Abschnitt

Luk. 6, 20-23

Wir kommen nun an die Rede selbst, welche der Herr Jesus an die von allen Seiten herbeigeströmte Volksmenge gehalten hat und die wir zum Unterschied von der Bergpredigt Matthäi die Feldpredigt des Lukas nennen. Wir lesen:

V. 20: „Und Er hub Seine Augen auf über Seine Jünger und sprach: Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer.“ – V. 21: „Selig seid ihr, die ihr hier hungert; denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr hier weinet; denn ihr werdet lachen.“ – V. 22: „Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und euch absondern und schelten euch und verwerfen euren Namen als einen boshaftigen um des Menschensohnes willen.“ – V. 23: „Freuet euch alsdann und hüpfet; denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel. Desgleichen taten ihre Väter den Propheten auch.“

Der Herr richtete Seine Augen zunächst nur über Seine Jünger hin, wie wenn das übrige Volk, das da war, Ihn nichts angehe. Er unterwies Seine Jünger, nicht nur die Zwölfe, sondern alle, die sich näher an Ihn angeschlossen hatten und mehr oder weniger beständig Ihm nachfolgten oder mit Ihm wandelten. Alle Seine Reden an das Volk waren ein Jüngerunterricht, bei dem nur zuhören durfte, wer wollte; und wenn viel Volks um Ihn war, so rief Er Seine Jünger zu sich her, um einen Unterricht mit diesen zu beginnen um des Volks willen. Den Jüngerunterricht überhaupt wollte Er nicht im verborgenen geben, damit man nicht meine, Er habe besondere Geheimnisse oder Geheimlehren, die nicht jedermann wissen durfte. Wenn Er auch vieles im stillen und vertraulich den Jüngern mitteilte, gleichsam ins Ohr sagte, weil's noch nicht jedermann vertragen oder verstehen konnte, so war auch dieses der Art, daß Er ihnen verkündigen konnte: was Er ihnen ins Ohr sage, das hätten sie später auf den Dächern zu predigen (Matth. 10, 27). Der öffentliche Jüngerunterricht war aber zugleich so, daß damit jedermann eingeladen wurde, nicht nur zuzuhören, sondern, wenn Er

wollte, selbst Jünger zu werden. Der Kreis um Jesum war nie so abgeschlossen, daß nicht ohne weiteres sich jedermann anschließen konnte, ohne daß ihm etwas in den Weg gelegt wurde. Wenn man's recht überlegt, so wird man leicht erkennen, daß auf diese Weise auch der Volksunterricht am besten gegeben wird. Macht man letzteren sich zur Aufgabe, so muß man viele überflüssige Worte sagen, um den Unverständigen sich verständlich zu machen, ohne damit etwas zu erreichen. Man kann daher nie einen rechten Unterricht geben, wenn man sich nicht einen bestimmten Kreis unter den Zuhörern denkt, namentlich von Geförderteren. Wir predigen darum wohl oft vor Tausenden; aber jeder Prediger wird von sich sagen müssen, daß er, was er sage, nicht auf alle gleichmäßig richte, auch nicht richten könne. Immer steht ihm ein gewisser Kreis vor der Seele, der ganz mit dem Jüngerkreis Jesu zu vergleichen ist. Die anderen mögen dann aus dem so Gesagten herausnehmen, was sie vermögen, und haben sie ein redliches Verlangen, so gehen sie nicht leer aus. Aber freilich fällt an ihnen auch wieder viel hinab, ohne daß es eindringt, wie es auch bei Jesu gewesen ist. Ich bemerke nur das noch, daß auch die Schriftgelehrten jener Zeit es geradeso machten, daß sie nur ihre Jünger öffentlich unterrichteten, ohne Ständreden vor dem Volk zu halten.

Die von Lukas mitgeteilte Predigt fängt auch mit Seligpreisungen an, wie die Bergpredigt des Matthäus. Erinnern wir uns dabei, daß das Wort „Selig ist“ das nämliche ist, was sonst: „Wohl dem“, mit dem Bedeuten, daß es mit dem, von dem's gesagt ist, richtig stehe und richtig werde, wenn er so oder so sei. Bei Lukas aber ist es anders als bei Matthäus. Nur viermal spricht nach ihm der Herr Sein Selig aus, während es in der Bergpredigt achtmal repetiert wird. Sodann sagt der Herr in der Bergpredigt bei jedem Selig etwas Besonderes von denen, welche Er selig heißt. So sagt Er: „Selig sind die geistlich Armen“, nicht die Armen überhaupt wie bei Lukas. Ferner nennt Lukas nur die Hungernden, die Bergpredigt aber: die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Die Bergpredigt zerlegt den Begriff der geistlich Armen, deren in ihrem ersten Selig gedacht wird, auf eine wunderbar schöne Weise in sieben weiteren Sätzen mit ihrem besonderen Selig, während bei Lukas nur



das Einfachste und Kürzeste gesagt ist. Er spricht nur von Armen, von Hungernden, von Weinenden, ohne alle nähere Bezeichnung; und nur bei den Gehäßigsten sagt er ein Näheres. Endlich werden wir finden, daß Lukas auch vier Weherufe nachbringt, welche in der Bergpredigt nicht stehen. Diese Verschiedenheit kommt, wie oben [§ 201] bemerkt, davon her, daß verschiedene gleichartige Reden bekannt waren, von welchen Lukas die eine, Matthäus eine andere Fassung für sein Evangelium benützt.

Es macht einen eigentümlichen Eindruck, den Herrn nur ganz einfach von Armen, Hungernden, Weinenden reden zu hören. Es fühlt sich da jeder, bei dem das eine oder andere gerade zutrifft, ganz besonders und ohne Unterschied angesprochen. Jeder Arme, jeder Hungernde, jeder Weinende konnte denken: „Mich meint Er.“ Es hat das auch sein Ergreifendes, daß der Arme etc. nicht näher bestimmt wird. Es zeigt an, wie über die Maßen bereitwillig der Heiland mit Seinen Gnaden an jedermann sei und nicht erst Gericht halten will, welchen von den Armen, Hungernden, Weinenden Er meine, daß er selig sei. Keiner, wenn er nur kommt und es annimmt, kann zurückgewiesen werden, ohne eine Täuschung zu erfahren. Es wäre auch bei uns oft besser, wenn wir nicht soviel an Worte wie Arme, Hungernde, Weinende hängen würden, bis es endlich klappe, wie wir das gerne tun, und namentlich umständlich in der Auslegung. Der Herr aber fühlt etwas Besonderes, eine mitleidige Milde, wenn es nur von jemand heißt, er sei arm oder hungrig oder weinend, um was es auch sei; und das läßt schon Seine kurze Rede erkennen. Wir müssen es auch lernen, für dergleichen zu fühlen, ganz abgesehen von allem, um dessentwillen sie als arm oder hungrig oder weinend zu nehmen sind. Man kann auch sagen, jeder Arme, Hungernde, Weinende stehe an und für sich schon nahe am Reiche Gottes. Denn die sich arm, hungernd, weinend geben, sind immer auch mehr oder weniger Gebeugte, Gedemütigte, innerlich Zerschlagene, weichherzige Menschen und eben darum schon in dem stehend, was der Herr braucht für Sein Reich.

So kurz übrigens die Worte lauten, so liegt in ihnen doch schon von selbst das Tiefere, das der Heiland meint. Wenn Er den Armen das Reich Gottes verspricht als ein ihnen zugehöri-

ges, so muß Er ihnen doch damit etwas versprechen, was sie gerne haben. Sie sind also verlangend nach dem Reiche Gottes und danach verlangend geworden, weil sie denken, es könne nicht mit ihnen besser werden, wenn nicht das Heil komme, wie es aufs Reich Gottes verheißen ist. Damit sind also doch die Armen in etwas charakterisiert, mindestens auf das gewiesen, was ihnen zustehe. Wenn Er Hungernden ein Sattwerden verheißt, so kann Er es ja nicht so meinen, daß sie eben auf einmal wieder würden satt werden; denn was ist das? Ein Gesättigter ist in wenigen Stunden wieder hungrig. Das Sattwerden aber, das der Heiland verspricht, ist ein solches, das nicht wieder aufhört; und eben damit ist auch der Hungrige bezeichnet, den der Heiland meint. Derselbe hat einen Hunger nach dem, das ewig satt macht, welcher der Seele so peinlich ist, [wie] dem Leibe der natürliche Hunger. Ebenso ist's auch, wenn Weinenden ein Lachen verheißen wird. Das Lachen kann nicht ein vorübergehendes, sondern muß ein fortdauerndes sein, ein Zustand, in welchem man nichts als Lachen, Wonne und Freude erfährt. Damit ist abermals gesagt, was für ein Weinen der Herr meine, ein Weinen unter Kämpfen als Sehnsucht nach der Ruhe Gottes, als Sehnsuchtsschmerz unter dem Druck dieser Zeit nach dem verheißenen Heile.

Der Herr stellt also dreierlei in Aussicht, das Reich Gottes den Armen, ein Sattwerden den Hungrigen, ein Lachen den Weinenden. Mit dem Sattwerden und mit dem Lachen ist angedeutet, wie im Reiche Gottes der Mensch werde nach allen Beziehungen zufriedengestellt werden, daß er nichts Weiteres begehren mag, weil alles Sehnen seines Herzens gestillt ist. So wird auch aller Jammer und alles Leid, aller Kummer und Schmerz vorüber sein und ewige Freude und Wonne dem zufallen, der in das Reich Gottes kommt. Welch ein herrlicher Trost für die Tausenden, die vor dem Herrn standen und die eben noch mit so vielen Wehen behaftet waren. Die Herrlichkeiten des Reiches Gottes können sie jetzt um so gewisser hoffen, da sie ebenso viele Befreiungen von Übeln aller Art erfahren hatten. Sie können's mit gehobenem Mut begreifen, welches Heil mit dem Reich Gottes anbreche, das Jesus ihnen verkündigte.

Das vierte Selig in der Rede Jesu beschreibt die, welche

gehaßt werden. Auch hier meint der Herr nicht den Haß, wie man ihn im gewöhnlichen Leben oft von niedrigen, feindselig gesinnten Menschen erfährt; sondern es ist ein Haß, der gegen die ganze Persönlichkeit der Jünger gerichtet ist, weil sie dem Neuen, das jetzt gekommen, sich zugewendet haben. So groß die Begierde war, mit welcher Jünger in großer Anzahl sich an Jesum hielten und Tausende Ihn von fernher aufsuchten, so kann Er nicht anders, denn allen den bestimmten Eindruck geben, daß es so nicht bleiben werde, daß Er nicht der geliebte, gefeierte Mensch bleiben werde, der Er jetzt zu sein schien. Sein Bestreben ist zwar, nur selig zu machen, allen ein ewiges Wohlsein zu bereiten. Weil aber jedermann den Einsturz oder das Aufhören des bis jetzt Bestehenden fürchtete, so sahen sie nur mit Schrecken auf das Wachsen des Einflusses Jesu hin. Weil es ferner bei Jüngern Jesu nur durch Verleugnungen hindurchgeht, die dem natürlichen Menschen, der in seinen Gewohnheiten nicht gestört sein will, gar nicht zusagen, so verkehrte sich bald die Liebe zu Jesu in Haß, die Hochachtung in Verachtung, woraus immer ernstlichere Verfolgung hervorging. Weil endlich Jesus zugleich ein Reich gründete gegenüber vom Reiche Satans, der bisher als der Herr der Welt sich gebrüstet hatte, so warf sich der Haß Satans und aller Kräfte der Finsternis mit immer stärkerer Wut gegen Jesum. Durch Jesum sollte der Einfluß der Finsternis zernichtet und deren Gericht bewerkstelligt werden; und [um] dem zuvorzukommen, tat die Finsternis ihr Äußerstes. Wie sie nur konnte, trat sie Ihm, der als ihr Feind und Gegner gekommen war, entgegen. Sie war's, welche die Feinde Jesu zum äußersten Haß und Grimm entflammte. Durch ihren verborgenen Einfluß sahen sie Jesum als ihren ärgsten Feind an. So kam es, daß die Menschen haßten, wie es heißt, und zwar nicht bloß Jesum selbst, sondern auch die, welche sich an Ihn hielten und Seine Sache förderten.

Die Art, wie die Menschen hassen, setzt Jesus näher auseinander. Er sagt: „Sie werden euch absondern, euch schelten, euren Namen verwerfen als einen boshaftigen um des Menschensohnes willen.“ Wenn die Menschen die Jünger absondern, ist damit gemeint, daß sie alle und jede Gemeinschaft mit ihnen aufgeben, in Israel freilich auch sie in den Bann tun, daß sie gar

nichts mit ihnen zu schaffen haben wollen, ihrer gar nicht ansichtig werden können, ohne Mordgedanken gegen sie zu haben. Ihren Haß suchen sie zu beschönigen, indem sie allerlei Bosheit den Jüngern zuschreiben in so hohem Grade, daß schon ihr Name als der von boshaftigen Menschen gilt. Man sah sie namentlich als solche an, die es auf den Umsturz des Bestehenden absahen, die also auch Feinde des Gottes Israels seien. So, sagt der Herr, würden sie schelten und verwerfen; und Jünger Jesu müssen sich darauf gefaßt halten, daß ihnen das Ärgste drohe. Solches sagt Jesus ganz frei und offen vor Tausenden, die da stehen, unter welchen wohl auch schon manche sind, bei welchen der Haß anfang, Wurzeln zu schlagen. Denn die aus Judäa und Jerusalem konnten schon darüber ärgerlich sein, daß Jesus ein Wundertäter war, daß Er in Galiläa, also außerhalb Judäas und Jerusalems, solches Aufsehen mache, da man denn fürchtete, wenn Er in Galiläa erstarkt wäre, könne Er zuletzt wie eine reißende Lawine über die Heilige Stadt herfallen. Es war wohl so, daß man bereits es verstehen konnte, wenn Jesus in der Weise, wie Er[']s] jetzt tat, sich aussprach. Merkwürdig ist, daß Er hier schon sich den Menschensohn nennt, gleichsam den Repräsentanten der Menschen, der, obwohl Seinem Wesen nach nicht Mensch, doch Menschensohn geworden sei. Dieser Name, den Jesus immer von sich gebraucht, war nur ein bescheidener Name für Christus und sollte nur diesen Namen verdecken, aber doch den rechten Eindruck von Ihm geben.

Zum Trost setzt Jesus hinzu, daß die Jünger unter allen Mißhandlungen, die sie erführen, nur sich freuen, hüpfen, d. h. gleichsam ausgelassen fröhlich sein dürften, weil ihr Lohn im Himmel groß werden würde. Man kann hier bemerken, daß im ganzen Alten Testamente, außer in den Apokryphen, die nicht dasselbe Ansehen haben, nie von einer Belohnung im Himmel die Rede ist. Wie wunderbar ist doch das Volk zur Zeit Jesu auf das Jenseits vorbereitet gewesen, welches im Neuen Bunde die eigentliche Hoffnung der Christen geworden ist. Die Gedanken des Volks wurden allmählich durch Lehrer der letzten Jahrhunderte über diese Zeit hinaus gerichtet auf ein Jenseits, das alle Menschen erwarte. Das Weiterkommen auf Gedanken an das selige Jenseits und an die Auferstehung von den Toten und ande-

res ist um so merkwürdiger, da keine Propheten mehr da waren; und wir sehen es, wie der Herr auch in Zeiten der Verlassenheit fortfährt, [den] Geist[...] der Menschen zu nähren, wie auch wir seit der Zeit, da der apostolische Heilige Geist uns verlassen hat, reichlich erfahren durften bis heute noch. Dieses Jenseits freilich haben die Juden voreilig als ein seligeres, als es war, sich gedacht. Selig aber im vollen Sinne ist's erst geworden durch Christum und nur für die, welche fest im Glauben an Jesum stehen. Daß übrigens manche auch im Alten Bunde ein Besseres im Jenseits hatten, wissen wir ja schon an Abraham und Lazarus.

Der Herr erwähnt zur Ermunterung Seiner Jünger noch dessen, daß die Väter einst auch den Propheten Übles getan hätten. Ging es diesen so schlimm, so können's die Jünger, die mehr als Propheten sind, auch annehmen; und sie dürfen sich seligpreisen, den Propheten in der Treue und im Gehorsam bis in den Tod gleich zu werden. Wie werden sich beide miteinander im Himmel freuen!

## § 203 Die Feldpredigt

### Dritter Abschnitt

Luk. 6, 24-28, 18, 24-27, Mark. 10, 23-27; Vgl. § 154-157

Nachdem der Herr viermal Sein „Selig seid ihr“ ausgesprochen hatte, sagt Er nun auch vier Wehe, die sich auf die vorigen „Selig“ beziehen. Matthäus hat solche Wehe nicht in der Bergpredigt. Man muß sich verschiedene Typen der einen Hauptpredigt denken, die Jesus immer wieder, nur mit allerlei Veränderungen im einzelnen, vorträgt. Diese Predigten waren im Umlauf; und Lukas benützt eine andere als Matthäus. Daher der Unterschied. Die Wehe lauten:

V. 24: „Aber dagegen: wehe euch Reichen; denn ihr habt euren Trost dahin.“ – V. 25: „Weh euch, die ihr voll seid; denn euch wird hungern. Weh euch, die ihr hie lachtet; denn ihr werdet weinen und heulen.“ – V. 26: „Weh euch, wenn euch jeder-mann wohl redet. Desgleichen taten ihre Väter den falschen Propheten auch.“

Bei dem „wehe euch“ haben wir immer, wo es vorkommt, durch die ganze Heilige Schrift uns zu merken, daß es kein Anwünschen von Gerichten ist, sondern nur eine schmerzliche Äußerung über das Wehe, das sich die Verkehrten zuziehen, beim Mitleiden über die Unglücklichen, welche so großer Trübsal und Pein entgegengehen. Die Reichen, die Vollen, die Lachenden, die Gepriesenen sehen nichts Gutes vor sich; und darum ruft der Herr schmerzlich aus: „Wehe euch! Wie wird es euch so übel ergehen!“

Der Heiland macht Seine Sprüche wieder so kurz wie im Vorigen, da Er von Armen, Hungernden, Weinenden gesprochen hatte. Jetzt wendet Er's um und redet von Reichen, Vollen, Lachenden und dann noch von Gepriesenen, entsprechend jenen Verfolgten. Unter den Reichen versteht Er solche, die so recht auf das Reichsein, aufs Besitzen von zeitlichen Gütern aus sind und die ganz zufrieden und getröstet sind, wenn sie nur sich reich fühlen. Deswegen der Beisatz: „Sie haben ihren Trost dahin.“ Das, will der Herr sagen, ist aller Trost, der ihnen für die Zukunft bleibt, daß sie einst den Trost gehabt hatten, reich zu sein. Den Reichen nämlich, denen der Reichtum ein Trost ist, geht aller Trost verloren, wenn sie den Reichtum verlieren, da sie ja nach anderen Reichtümern, nach Höherem, nie getrachtet haben. Somit ist all ihr Trost fort. – Ähnlich ist's mit den Vollen oder Satten, d. h. mit denen, welche alles dransetzen, nur immer satt zu sein, und die sonst nichts weiter wollen. Ihr Einziges ist, nur immer sich sättigen zu können, und zwar mit köstlichen Speisen und Getränken. Ihr Übles ist das, daß ihr ganzer Mensch gesättigt ist, wenn nur ihr Bauch das Seine hat. Würden sie auch Sättigung des Geistes suchen, so käme es bei ihnen nicht zuletzt auf einen andauernden Hunger hinaus, der nicht mehr gestillt werden kann. Hiervon ist ein sprechendes Bild der reiche Mann, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, und als er starb, in der Hölle und in der Qual war und nicht einmal einen Tropfen Wassers finden konnte, um

\* Vgl. § 156, V. 22: „Wie konnten aber die Güter, an denen nun schon einmal der Jüngling hing, ihn zu Fall bringen? Sie hatten ihn umgarnt, daß er nicht herauskam; und mit tausend Fäden hatten sie ihn umschlungen. Das Irdische ging ihm noch weit über das Himmlische.“

seine Zunge zu kühlen. – Die Lachenden, die auch meinen, die glücklichsten Leute zu sein, wenn sie nur immer in lustiger Gesellschaft wären, lachen, Witze und Narrendinge machen, auch von einem Vergnügen ins andere rennen könnten, werden's bekommen wie die anderen. Wie sie hierin ihr alles suchen, so fehlt ihnen einmal nicht nur jeder Anlaß zum Lachen; sondern sie kommen noch in die äußerste Finsternis, davon sonst der Heiland redet, wo Heulen und Zähneklappen ist.

Eigentlich ist das vierte von den Wehen, das die Jünger als Apostel besonders anging und so nun von jedem Lehrer und Prediger zu beherzigen ist, wiewohl auch jeder Christ sich etwas draus merken muß. Der Heiland redet von solchen Jüngern oder Gläubigen, die von jedermann gelobt werden. Bei diesen, sagt der Herr, stehe es nicht gut; denn auf sie warte ein Wehe. Sie sind nämlich die, die alles auch in unrechtmäßiger Weise tun, um ja bei niemandem anzustoßen oder in Mißkredit zu kommen. Sie wollen nicht übel beurteilt, geringgeschätzt, noch viel weniger gehaßt und verworfen werden, auch wo es, wenn sie richtiggestellt blieben, unvermeidlich zu sein scheint. Wenn ihr Name als ein boshafter verworfen würde, wenn sie abgesondert und gescholten würden, wäre ihnen das das Ärgste, das ihnen widerfahren könnte; und damit es ihnen nicht widerfahren möchte, verleugnen sie sich in vielem, stellen sich wohl auch der Welt gleich und verwischen vieles vom Evangelium, das sie für jedermann mundgerecht zu machen suchen, damit jedermann damit zufrieden wäre. Hiermit schneiden sie von allem die Spitze ab; und mit ihnen und ihrer Lehre ist jedermann betrogen. Solchen Jüngern kann es unmöglich einst wohl ergehen; daher sagt auch hier der Herr: „Wehe ihnen!“ Sie sind falsche Lehrer und als solche den falschen Propheten der alten Zeit ähnlich, welche von den Vätern allen auch gepriesen wurden. Diese falschen Propheten wußten mit ihren Weissagungen oder vorgeblichen Eingebungen Gottes es so zu machen, daß niemand sie übel darum ansah. Sie waren Schönredner, die zum Teil nach Eingebungen finsterner Geister predigten und nirgends sich verfeindeten, namentlich nicht bei den Gegnern und Feinden Gottes.

Wenn Dienern des Worts nicht jedermann wohlredet, so ist's, daß sie sich durch die Predigt des Evangeliums auch Fein-

de zuziehen, was sehr begreiflich ist, wenn sie, wie ein Paulus (2. Kor. 2, 15-16) [sagt], „Gott ein guter Geruch Christi sind, beide unter denen, die selig werden, und unter denen, die verloren werden, diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben“. Wer namentlich in der ersten Zeit, da Juden und Heiden erst zu überwinden waren, unter seinem Predigen nicht auch Feinde bekam, die übel von ihm redeten, stand innerlich nicht ganz richtig; und die Folge davon war, daß die Fortschritte des Evangeliums einen Stillstand erlitten, weil nicht durchschlagend genug gepredigt wurde. Daher das Wehe, das der Herr ausspricht. Bei uns in unserer Zeit, da das Evangelium staatlich anerkannt ist, auch alle getauft sind und wenigstens äußerlich zur Gemeinde Gottes gehören, auch alle ziemlich unterrichtet sind, ist's nicht mehr ganz dasselbe, daß das Evangelium als solches notwendig den Predigern auch Feinde zuziehen muß. Mitunter wohl macht sich die Feindschaft auch durch Lästern breit; und solche Feinde haben's dann doch weniger gegen die Person der Prediger als gegen das Evangelium sonst. Wenn daher in unseren Zeiten Dienern des Evangeliums nicht jedermann wohlredet und man allerlei gegen ihre Person hat, diese verleumdet, auch öffentlich an den Pranger stellt, so ist das nicht immer oder nur selten dem Bekenntnis des Evangeliums zuzuschreiben, in welchem die Prediger treu sind. Oft ist es nur irgendwelche verkehrte Art, die an Predigern haftet, was diesen üble Nachreden zuzieht. Statt rein und einfältig das Evangelium zu verkündigen, strafen und schelten sie mehr, als ihnen ansteht, machen auch gerne persönliche Angriffe, was nur Erbitterung erzeugt. Wir müssen daher sehr vorsichtig sein, daß wir unter dem Bekennen nicht so sehr es gegen die Personen haben und meinen, eben das heiße bekennen, wenn man Ungläubigen nur immer sozusagen zu Leibe gehe. Auch mit Sündern muß man oft glimpflich [ver]fahren. Ahmen wir dem Heiland nach, der nur Heuchlern und Pharisäern oder Falschfrommen nahegetreten ist und schon mit den Sadduzäern, die als die Ungläubigen des Volks galten, schonend verfuhr. Es ist mir daher schon das vorige Mal, da von den Feinden der Jünger gesprochen wurde, wichtig gewesen, daß es von den Feinden heißt, sie hätten gehaßt, abgesondert, gescholten, den Namen als

einen boshaftigen verworfen. Das mögen die Feinde an uns tun. Wir aber sollten beim bloßen Bekenntnis des Evangeliums bleiben und wohl auf der Hut sein, daß wir die Manier der Feinde gegen sie nicht auch annehmen: zu hassen, abzusondern, zu schelten und als Boshafte zu verwerfen. Was die Feinde tun, lassen wir sie tun; und wohl uns, wenn wir um Jesu willen leiden dürfen. Aber nimmermehr tun wir an den Feinden, was sie an uns. In unseren Zeiten kann man nicht gerade sagen, daß das die treuesten Bekenner des Evangeliums seien, die viele Feinde haben. Hast du Feinde, so besinne dich, ob's nicht auch an dir fehlt. Aber die Zeiten können wieder andere werden, da schon das einfache Bekennen Christi den bittersten Haß erweckt. Das aber wird das Letzte sein.

Wenn wir nun fragen wollten, auf welche Zeit hin der Herr annehme, daß das ausgesprochene Wehe eintreffen werde, so liegt ein Wink in dem, daß es heißt: „Sie haben ihren Trost dahin“, und in dem, daß es heißt: „Die ihr hie lachtet“, eigentlich „jetzt“ mit dem Sinn: „in dieser Zeit“. Das Wehe beginnt bei diesen Menschen mit dem Scheiden aus dieser Zeit. Bis dahin waren die Reichen getröstet über ihrem Reichtum. Dann wird der Reichtum ihnen genommen. Ihr Trost ist dahin, und ihr Wehe geht an. So wird auch zum reichen Manne in der Hölle gesagt (Luk. 16, 25): „Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben – nun aber wirst du gepeinigt.“ In gleicher Weise ist's mit den Vollen und Satten. Die konnten sich, solange sie lebten, immer satt machen und wußten's auch zustande zu bringen, wie es mitunter auch die Ärmsten verstanden, daß sie gut Essen und Trinken hatten, sooft es gelingen mochte. Scheiden sie, so können sie den nun nachkommenden Hunger ihres ganzen Wesens mit nichts stillen. Sie hungern und dürsten wie der reiche Mann in der Qual. – Die hier in dieser Zeit Lachenden, wo werden sie drüben sein, wenn die verschiedenen Vergnügungen für immer ein Ende haben? Da geht ihr Wehe an. Bei den von jedermann Gepriesenen geht ihr Wehe auch an, wenn sie nach dem Abschiede merken, wie wenig das besagen will, von jedermann gepriesen zu werden, wenn man da einem Betrug sich hingegeben hatte und meinte, man sei zu loben, weil alles lobe. Da ist eine Täuschung, die allein schon

ein unaussprechliches Wehe zur Folge hat. Wenn aber auch der Urteilspruch des Richters, wie er bei allen Menschen vorläufig nach dem Tode kommt, ein drohender ist und ein Hinwerfen in die äußerste Finsternis zur Folge hat, [wo] sein wird Heulen und Zähnkappen, so ist das ein Wehe, das ein Jünger sich ersparen könnte, wenn er auf Jesum in rechter Weise achtete. An das Jüngste Gericht ist in dem allem zunächst nicht zu denken, wiewohl Unzählige zu der Pein hin, die sie jetzt schon ausstehen, mit der Angst gequält sein werden, sie könnten am Jüngsten Tage noch ins ewige Feuer fallen. Bei vielen mag es auch auf das hinauslaufen. Ach, wie sollten wir das Reich-, Satt-, Lustig-, Gepriesensein nicht so gar sehr als wünschenswertes Glück ansehen!

Im weiteren fehlt in der Feldpredigt des Lukas vieles, was in der Bergpredigt des Matthäus steht. Schon das, daß Jesus Seine Jünger das Salz der Erde, das Licht der Welt, die Stadt auf dem Berge nennt, hat Lukas nicht. Wenn ferner nach Matthäus der Herr sagt, Er sei gekommen, das Gesetz und die Propheten zu erfüllen, und dann anfängt, verschiedene von den zehn Geboten auszulegen, so übergeht Lukas das alles; und nur die Feindesliebe ist es, bei welcher er wieder mit Matthäus zusammenkommt, [wo] er denn auch noch anderes gelegentlich mit sagt. So lesen wir in Lukas:

V. 27: „Aber ich sage euch, die ihr zuhöret: Liebet eure Feinde; tut denen wohl, die euch hassen.“ – V. 28: „Segnet die, so euch verfluchen; bittet für die, so euch beleidigen.“

Hier sagt Lukas nahezu dasselbe, was Matthäus (5, 44); und er bemerkt dabei, daß Jesus sich an alle, die Ihm zuhöreten, gewendet habe. Der Herr blickt also hier über den Jüngerkreis hinaus auf das Volk. Die Ermahnung reiht sich gut an das an, was eben Jesus gesagt hatte, daß sich die Jünger auch ein Übelreden von seiten anderer gefallen lassen müßten. Die Übelredenden sind jetzt die Feinde genannt, die man trotzdem lieben solle. Die Feinde darf man [das], was sie Böses tun und reden, nicht entgelten lassen. Sie mögen hassen, wir sollen ihnen wohl tun; sie mögen verfluchen, wir sollen sie segnen; sie mögen beleidigen, wir sollen für sie bitten, daß Gott ihnen ihre Beleidigungen an uns nicht anrechnen, sondern vergeben möge. Alle Aufgeregtheit wird uns da verboten, welche so leicht an uns

kommt, wenn wir den Mißhandlungen und Verleumdungen giftiger Feinde, namentlich auch in öffentlichen Kundgebungen, ausgesetzt sind. Wenn wir den Rat oder die Weisung Jesu besser befolgten, wieviel Gutes könnte daraus für die Sache des Herrn fließen, daß auch Feinde die Hand auf den Mund legen lernten? Wie dürften wir's da oft anders machen, als wir's gewohnt sind? Denn oft hat's das Ansehen, als ob wir in einen Wetteifer uns einließen, wer am derbsten hinausgeben könne, die Feinde oder wir. Sind wir aber damit das Licht der Welt? Ich wiederhole das eben Gesagte, daß wir die Feinde nach V. 22 mögen hassen, absondern, schelten, verwerfen lassen; aber wir haben uns zu hüten, daß wir nicht auch in die Rolle von Hassenden, Absondernenden, Scheltenden und Verwerfenden fallen.

## § 204 Die Feldpredigt Jesu

Vierter Abschnitt

Luk. 6, 29-36

Der Herr fährt fort, noch weiteres zur Feindesliebe Gehöriges vorzutragen.

V. 29: „Und wer dich schläget auf einen Backen, dem biete den anderen auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock.“ – V. 30: „Wer dich bittet, dem gib, und wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder.“ – V. 31: „Und wie ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, also tut ihnen gleich auch ihr.“

Diese Worte kommen auch in der Bergpredigt vor; und die beiden ersten Verse sind damit eingeleitet, daß es heißt: „Ich aber sage euch, daß ihr dem Übel nicht widerstreben sollt.“ Dort ist weniger von Feinden im engeren Sinn die Rede als von unverschämten Leuten, wie es deren gibt, ohne daß man sie Feinde nennen kann, die einerseits gleich geneigt sind, in der Aufregung mit der Hand eins zu versetzen, andererseits mit Bitten bis zum frechen Nehmen belästigen. Natürlich kann man auch sagen, die so sich benehmen, tun's doch nur gegen solche, die sie gering-schätzig beurteilen und denen sie eine feindselige Gesinnung zu verstehen geben. Deswegen bringt's der Herr nach Lukas in

Verbindung mit der Feindesliebe, was Er gegen solche unverschämten Leute anrät. Die Worte: „dem biete den anderen auch dar“ wollen sagen, daß man sich lieber ein zweites geben lassen solle, denn daß man mit Ähnlichem heimgebe. Es sieht sich auch wirklich gar nicht gut an, wenn jemand schnell mit Gleichem heimgibt und auch die Hand aufhebt, um dreinzuschlagen, wenn ihm eins versetzt wird. Schon der Anstand und gesetzte Charakter erlaubt das nicht; und wie ist's nicht unter der Würde eines Jüngers Jesu, dadurch, daß er mit Gleichem vergilt, es zu einer Rauferei kommen zu lassen. So liegt in den Worten auch das, daß Seine Jünger um eines Backenstreichs willen nicht vor Gericht laden, ja gegen den Täter sich nicht verbittert zeigen dürfen. Namentlich wenn er um des Evangeliums willen geschlagen wird, wie sollte er das nicht gleichmütig hinzunehmen verstehen!

Der weitere Satz: „Wer dir den Mantel nehmen will, dem wehre nicht auch den Rock“ steht bei Matthäus (5, 40) umgekehrt, nämlich: „So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.“ Der Mantel nun war wertvoller als der Rock, der Rock aber hing unmittelbarer am Leibe. So will nun der Spruch nach Matthäus sagen: „Wer dir den geringeren Rock nehmen will, dem laß auch den wertvolleren Mantel“, und nach Lukas: „Wer dir den Mantel nehmen will, von dem laß dir auch den Rock vom Leibe nehmen.“ Der Heiland redet nicht von Räubern oder Dieben, welcher man ja wohl, wenn's ohne Verletzung der Jüngerwürde geschehen kann, sich erwehren darf, auch um ihrer selbst und der allgemeinen Sicherheit willen, sondern von unverschämten, daneben wohl auch feindselig gesinnten Leuten, die so handeln. Denn im täglichen Verkehr selbst mit Bekannten gibt's viele, die sich allerlei erlauben. Wenn man sich dagegen wehrt, ist Aufregung nicht zu vermeiden; und schnell hat sich auch ein Jünger Jesu etwas vergeben. Um nun in der rechten Haltung zu bleiben, will der Herr sagen, lasse man sich lieber noch eins nehmen, als daß man in der Entrüstung zum Äußersten greift. Der Herr läßt auch durchblicken, daß eben oft auch ein anderer mit Gewalt nimmt, was man ihm hätte von selbst geben oder besorgen sollen, weil's für ihn höchstes Bedürfnis ist. Man muß wirklich nie vergessen,

in welcher Bedrängnis nehmende Leute oft sind, wenn niemand sich ihrer annehmen will. – Bei Matthäus wird angenommen, daß der Nehmende mit dem Gericht drohe, wenn man ihm nicht freiwillig, was er anspreche, überlasse, wie wenn er ein Recht darauf hätte. Denn es heißt: „Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen.“ Da wäre denn auch der Rat des Herrn, man solle sich lieber noch weiter nehmen lassen, denn es bis zu einem Prozeß vor Gericht kommen zu lassen. Denn nichts reißt die Herzen mehr auseinander, als wenn man einander vor Gericht schleppt. So rügt es auch Paulus an den Brüdern in Korinth, daß sie um zeitlicher Güter willen einander vor Gericht luden, welches damals ein heidnisches war, indem er sagt (1. Kor. 6, 7-8): „Es ist schon ein Fehl unter euch, daß ihr miteinander rechtet. Warum lasset ihr euch nicht viel lieber Unrecht tun? Warum lasset ihr euch nicht viel lieber vervorteilen?“

Auch die weiteren Worte bei Lukas hat Matthäus in der Bergpredigt (5, 42): „Wer dich bittet, dem gib.“ Es ist hierbei immerhin hereinzudenken: Wenn der Bittende keine Vorstellung annimmt, falls die Bitte zu gewähren schwerfiele, und wenn er, ohne daß es Auftritte gibt, sich gar nicht abweisen ließe, solle man lieber geben, geschehe es auch noch so sauer. Wenn übrigens beim Bittenden eine Bedrängnis ist, die ihn zu der Bitte veranlaßt, so ist der Jünger des Herrn angewiesen, zu geben, wenn's ihm auch noch so schwerfiele, wobei auch an eine Rückgabe nicht immer zu denken ist. Letzteres liegt noch bestimmter in den Worten: „Und wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder.“ Diese Worte stehen so nicht in der Bergpredigt. Wenn mit einer gewissen Gewalttätigkeit genommen worden ist, wird mit der Rückforderung nichts Gutes erreicht werden. Man muß es in der Regel schon so sein lassen; und namentlich will der Herr den Vorladungen vor Gericht nicht das Wort reden. Mit den Rückforderungen überhaupt muß ein Jünger des Herrn vorsichtig sein. Wie oft sollte man Abgenommenes und Abgegebenes ohne weiteres fallenlassen oder vergessen; ja selbst freiwillige Rückzahlungen kann man nicht immer mit gutem Gewissen annehmen. Wir kommen gleich abermals darauf.

Es folgen nun noch die Worte: „Wie ihr wollet, daß euch

die Leute tun sollen, also tut ihnen gleich auch ihr.“ Diese Worte stehen in der Bergpredigt des Matthäus in anderem Zusammenhang. Bei Lukas wollen sie wohl das sagen, daß wir es selbst oft ungerne haben, wenn uns alles immer so strenge wieder abgefordert wird, was wir von anderen bekommen haben. Der Spruch aber hat eine viel weitere Bedeutung und ist höchst wichtig. Immer sollten wir uns in die Lage des anderen versetzen, was dieser von uns etwa erwartete oder erwarten dürfte. Wie wohl würde es uns oft tun, wenn andere zuvorkommend gegen uns wären! Darum sollte es unsere tägliche Übung sein, anderen so wohlzutun, wie es uns von ihnen aus wohlzutun würde.

Der Herr redet weiter davon, wie wenig das vor Gott einen Wert habe, wenn man nur Freunden Gutes tue. Er sagt:

V. 32: „Und so ihr liebet, die euch lieben, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber.“ – V. 33: „Und wenn ihr euren Wohltätern wohlzut, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder tun dasselbige auch.“ – V. 34: „Und wenn ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf daß sie Gleiches wieder nehmen.“

Ähnliches sagt der Herr auch in der Bergpredigt. Er will Seine Jünger in der Liebe weiterbringen, als wie die gewöhnliche Welt liebt. In der Welt gibt es Leute, die gar nicht lieben können und niemand haben, dem sie gerne eine Wohltat erzeigen oder aushelfen. Von diesen kann man nie etwas erwarten. Dann gibt es aber doch auch wieder andere in der Welt, die imstande sind, [...] zu teilen. Aber meist sind sie so, daß sie nur Freunden wohlzutun können, auch Berechnungen anstellen, ob sie nicht für sich Vorteil haben könnten, wenn sie sich willfährig zum Wohlzutun zeigen. Bei uns aber kann es vorkommen, daß auch Weltleute einen edleren Sinn zeigen und damit oft die, welche christlich sein wollen, übertreffen. Deswegen redet der Herr nur von Sündern, die niedriger stehen in der Gesellschaft, welche, wenn sie wohlzutun, das nur gegen Ihresgleichen vermögen und nur, wenn sie darunter für sich nichts einbüßen. Ihr Wohlzutun hat freilich keinen Wert vor Gott und wird im Himmel ihnen nicht gutgeschrieben. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß, wenn je und je auch der Liebe von Sündern gegen Sünder ein Edleres

zugrunde liegt, solches nicht von Gott übersehen wird; und irgendwie weiß Er ihnen eine Vergeltung zukommen zu lassen.

Jüngern des Herrn aber steht's übel an, wenn sie Liebe nur für die übrig haben, von welchen sie selbst geliebt werden, und wenn Kühle und Gleichgültigkeit bei ihnen eintritt und Unge-  
neigtheit zu helfen, [falls] es heißt: die oder die seien's, denen man helfen soll, welche ihnen ganz fremd sind und die gar in einer gewissen Verrufenheit stehen. Unter Lieben nämlich ist immer zunächst nicht der Liebesaffekt gemeint, sondern die dienende, helfende Liebe, das Antun einer Liebe. Je willfähriger wir nun sind, Liebe auszuüben an jedermann, bei dem die Hilfe angelegt ist, desto mehr Dank werden wir davon haben, und zwar nicht bloß von denen, an denen wir's tun, sondern auch bei Gott. Wohltätern wohltun hat keine Bedeutung; denn man weiß, daß man solchen nicht umsonst wohltut.

Der Herr kommt nun wieder ans Leihen. Da hat Er in der Bergpredigt bei Matthäus nur einfach gesagt (5, 42): „Wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ Jetzt sagt Er mehr, daß man nämlich auch denen leihen soll, von denen man die Rückgabe nicht hoffen kann, überhaupt nichts, auch keine Zinse. Denn Sünder können Sündern viel leihen, wenn sie wissen, daß sie nicht nur das Geliehene wiederbekommen, sondern auch reichliche Zinsen erlangen. Freilich ist oft auch ein Leihen auf Wiederbezahlung mit Zinsen ein großer, anzuerkennender Liebesdienst, wie ihn auch Jünger Jesu tun können und dürfen. Aber letztere fühlen sich oft in dem Fall, leihen zu müssen, [wo] sie zum voraus schon wissen, daß sie nichts mehr zurückbekommen, was namentlich bei kleineren Summen vorkommt. Sie müssen daher oft bei sich versichert sein, daß sie den Verlust leiden können, den sie gleich in Rechnung zu nehmen haben. Denn wir müssen doch auch wieder sehr auf der Hut sein, daß wir die Worte Jesu nicht zu schroff auffassen. Wir können z. B. nicht leihen, wenn wir's eigentlich selber nicht haben. Im Augenblick läge schon etwas in unserer Kasse. Aber wir können das nicht entbehren; und geben wir's her, so sind wir im Fall, wieder andere in Anspruch nehmen oder selbst gleichsam betteln zu müssen. Steht's so, so sieht der Zwang, mit dem oft Leute bitten, einem Raube gleich. Größere Summen kann ferner der auch

nicht leihen, selbst wenn er's eben hätte, der sonst noch Schulden hat, die nach und nach abgetragen werden sollen. Leihet er viel her, so tut er's gleichsam von fremdem Gelde. In unserer Zeit ist's oft sehr schwer, das Richtige zu treffen, weil zu dem, der ein gutes Herz hat, alles kommt, [so] daß er in kurzer Zeit seine ganze Habe hergeben könnte, und weil es rücksichtslose Leute und solche, die nicht haushälterisch sind, zu viele gibt, denen man es mitunter auch bequem und leicht macht mit Geben und Leihen. Kurz, wir müssen vornehmlich den Sinn des Herrn recht verstehen, daß wir eben nicht aus der Liebe fallen sollen durch Geiz oder ängstliches Sorgen oder Geringschätzung anderer, die sonst eher feindlich gesinnt sind. Auch ist nicht zu übersehen, daß es damals weniger um Geldausleihen sich handelte. Man häufte nicht Kapitalien wie bei uns, sondern sonst Güter. So lieh man vornehmlich Naturalien, Öl, Weizen etc. aus. Es zielte lange nicht, wie bei uns, alles nur aufs Geld. Das Wohltun aber ist bei uns um so schwieriger, weil's immer mit Geld abgemacht werden soll. Denn da kommen eben viele bald an eine Grenze. – Hören wir weiter den Herrn:

V. 35: „Doch aber liebet eure Feinde, tut wohl und leihet, daß ihr nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn groß sein, und werdet Kinder des Allerhöchsten sein; denn Er ist gütig über die Undankbaren und Boshaftigen.“ – V. 36: „Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“

Wiederum ist hier vom Wohltun an Feinden die Rede und von einem Leihen, da nichts dafür zu hoffen sei. Merken wir uns nur soviel, daß wir nicht immer ohne weiteres die Hand zurückziehen sollen, wenn wir fürchten, nichts mehr zu bekommen. Einer Überlegung, ob wir Gefordertes leisten können, auch wo wir nichts mehr bekommen, bedarf's oft; und folgen wir dem, was der Herr sagt, so verspricht Er großen Lohn. Wie kann man auch sonst gut auf Feinde wirken, wenn man edel sich gegen sie benimmt! Aber auch an Undankbaren und Boshaftigen dürfen wir nicht ohne weiteres vorübergehen, wenn wir Kinder des Allerhöchsten sein wollen, der „gütig ist über die Undankbaren und Boshaftigen“. Bemerken wir, daß der Herr nicht sagt: „gütig, auch über Undankbare“, als ob es auch dankbare Leute gebe und solche, die nicht boshaftig sind. Genaugenommen nennt der Herr



alle Menschen undankbar und boshaftig; und du kennst dich noch gar nicht, wenn du dich anders nimmst. Wollte Gott aufhören, Undankbare und Boshafte zu nähren, so müßten wir alle verhungern. Deswegen kommen auch Unglücksfälle mit Hagel, Wasser, Frost, Wind etc. in der Regel so, daß man nicht erkennen kann, daß Gott Unterschiede mache unter den Menschen. So sollen wir denn auch keine Unterschiede machen fürs Wohltun. In der Bergpredigt übrigens (Matth. 5, 45) ist von Bösen und Guten, Gerechten und Ungerechten unter den Menschen die Rede, wie man ja wohl auch wieder unterscheiden kann. Können wir nun auch gegen Unrechte und Feinde barmherzig sein, so machen wir's wie der Vater im Himmel und sind wir wie dieser wenigstens nach unserer Gesinnung vollkommen, wie es in der Bergpredigt heißt (5, 48).

## § 205 Die Feldpredigt

Fünfter und letzter Abschnitt

Luk. 6, 37-49

Vergleichen wir die Feldpredigt bei Lukas mit der Bergpredigt bei Matthäus, so fehlt fortan in jener alles, was der Herr über die pharisäische Behandlung des Almosengebens, des Gebets und des Fastens vorgetragen hat (Matth. 6, 1-18), ferner was Er vom Schätzesammeln und vom Sorgen ums Irdische darlegt (Matth. 6, 19-34), so daß das ganze 6. Kapitel des Matthäus ausgelassen ist. Erst wenn der Herr vom Richten redet, kommen Matthäus und Lukas wieder zusammen. Lukas gibt aber ohne inneren Zusammenhang allerlei Sätze nacheinander, die teilweise auch in der Bergpredigt stehen, sonst unter anderen Reden des Herrn bei den anderen Evangelisten sich finden. Vom Richten sagt der Herr bei Lukas:

V. 37: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt; vergebet, so wird euch vergeben.“ – V. 38: „Gebet, so wird euch gegeben; ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben; denn eben mit dem Maß, da ihr messet, wird man euch wieder messen.“

Bei Matthäus spricht der Herr nur von Richten und Messen, bei Lukas von Richten, Verdammn, Vergeben und Geben. Unter Richten versteht der Herr das, wenn man sich richterisch gegen Fehlende benimmt, wenn man aus dem, was andere tun, vorschnell etwas macht und Schlüsse daraus zieht, als wären sie solche und solche Sünder, die sie eigentlich nicht sind, wenngleich ein Schein dafür da wäre, ferner wenn man Gerüchte, die über jemand in Umlauf kommen, vorschnell annimmt und ungeprüft gelten läßt. Man muß nicht gleich jemand einen Mörder oder Ehebrecher oder Dieb oder Meineidigen heißen, wenn nicht bestimmte und sichere Beweise vorhanden sind. Scheinbares, das auf ein nachteiliges Urteil führen könnte, muß man mit Vorsicht ansehen und lieber übersehen, wenn die eigentliche Sünde nicht klar daliegt. Ja selbst Entschuldigungen sollen wir aufsuchen, um jemanden nicht gleich gar zu sehr fallenzulassen. Wer gleich mit dem Urteil fertig ist, spielt die Rolle eines Richters, der den Akt schließt mit den Worten: „Er ist schuldig.“ Solches Benehmen gegen den Nächsten, wenn aus lieblosem und herzlosem Benehmen fließend, verrät eine völlig ungöttliche Gesinnung und macht es schwer, für sich dem Urteil des Richters zu entkommen. – Wenn bei Lukas auch gesagt ist: „Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet“, so ist unter dem Verdammn außer dem, daß man das Urteil richterisch gefällt hat, das verstanden, wenn man den Menschen gleich nach dem, wie man ihn richtet, behandelt, ihn also gleichsam abtut, wie man Missetäter abtut, indem man allen Verkehr mit ihm aufgibt, ihn ächtet, wo man ihm nur begegnet, kurz: ihn gleichsam in die Verdammnis wirft, ohne etwas von priesterlicher Liebe und Barmherzigkeit für ihn übrig zu haben.

Wenn man des Richtens und Verdammens sich enthält, sagt der Herr, werde man selbst auch nicht gerichtet und nicht verdammt, was ja genaunommen alle Menschen verdienten. Die Sünder nun erwarten, um Jesu willen nicht zum Gericht, noch weniger zur Verdammnis zu kommen. Allein diese Erwartung kann sie täuschen, wenn sie auf Erden so viel gerichtet und verdammt haben. Da hilft [ihnen] der Glaube an Jesum und Seinen Opfertod nichts; denn sie kommen ins Gericht, und wenn's

da übel geht, auch in die Verdammnis. Dies ist doch, wenn wir's recht überlegen, der Sinn der Rede Jesu; und wenn Er ernst redet, werden wir nicht gleich hinzudenken wollen, es werde wohl so strenge nicht zugehen. Beachten wir's, wie selbst hochgeschätzte Gläubige am Großen Gerichtstage in ein großes Gedränge kommen können, wenn sie über ihre Sucht, zu richten und zu verdammen, nicht Buße getan haben. Es ist möglich, daß sie zuletzt nur durch die Fürbitte von seiten des von ihnen Gerichteten und von ihnen Verdammten von Gericht und Verdammnis losgesprochen werden.

Wenn ferner der Herr sagt: „Vergebet, so wird euch vergeben“, so wird abermals die Hoffnung unserer Vergebung an das gehängt, daß wir selbst zu vergeben Geneigtheit gezeigt haben und wirklich vergeben haben. Auch hier kann man's je und je mit dem Glauben an Jesum allein nicht fertigbringen zur Vergebung, wenn die Anklage, nicht vergeben zu haben, vorliegt, da der, dem man nicht vergeben hat, bis an den Jüngsten Tag darunter leiden kann. Es kann selbst Gläubigen Schwierigkeiten machen, wenn sie nicht in dieser Zeit über solches Besondere Buße getan haben oder wenn nicht in jener Zeit eine Fürbitte von seiten dessen, dem nicht vergeben worden ist, eintritt. Bedenken wir wohl, daß der Herr Jesus nicht nur so redet, sondern in Seinen Worten ein Gewicht liegt, das bis auf den Jüngsten Tag in ihnen liegenbleibt.

Der Herr sagt ferner: „Gebet, so wird euch gegeben.“ Hier kann man an zweierlei Geben denken. Man kann geben, ohne äußerlich verpflichtet zu sein, nach einem Trieb zum Wohltun. Wer das tut, verheißt der Herr, wird aufs reichlichste wieder empfangen in dieser und jener Zeit, und je mehr er tut, desto völliger. Dann aber ist man auch oft verpflichtet zu geben, z. B. Arbeitern, Tagelöhnern, Händlern etc. Gibt man da recht, so ist das einfach ein Geben, während ein falsches oder halbes Geben gar kein Geben ist. Deswegen behält der Herr das kurze Wort: „Gebet, so wird euch gegeben“ bei, meint aber damit das rechte und volle Geben. Man kann nämlich knapp und karg, gar zu scharf gemessen, geben; oder man kann's völlig und reichlich geben. Der Herr will offenbar sagen, daß man nichts karg mache, wenn's überhaupt etwas sein soll. Wer knapp zumißt oder

Abzüge macht in dem, was dem Nächsten gegeben oder zugemessen werden soll, gilt nicht als gebend. Im Handel ist das besonders wichtig, daß man im Maß und Gewicht nicht nur nichts fehlen lasse, sondern ein Übriges tue. Da sitzt immer der Geiz, wenn man knapp wiegt und mißt, da dann der andere, der es erhält, immer den Schaden hat, wenn's ihm, verteilt, zu nichts ausreichen will. Wer kein Draufzugeben versteht, riskiert, daß ihm der Herr auch knapp zuteilt, sei's hier oder dort. Wenn der Herr bereit ist, ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß uns in unseren Schoß zu geben, so will Er sagen, daß wir's machen sollen, wenn wir dem Nächsten etwas [zu]zumessen haben. Wenigstens soll nicht das Gegenteil bis zum Geiz bei einem geradeaus dasein. Darum setzt der Herr hinzu: „Denn eben mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen.“

Wir lesen noch einiges Besondere bei Lukas, das nicht in der Bergpredigt, sonst aber auch unter den Reden Jesu vorkommt.

V. 39: „Und Er sagte ihnen ein Gleichnis: Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen?“ – V. 40: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister; wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen.“

Die Einleitung: „Und Er sagte ihnen ein Gleichnis“ zeigt an, daß Lukas weniger einen zusammenhängenden Vortrag des Herrn hat mitteilen wollen. Er will überhaupt nur eine Probe geben, wie Jesus lehrte, und trug dazu allerlei Sprüche zusammen. Was der Herr nun zuerst von Blinden sagt, hängt mit dem zusammen, was nachher vom Splitterrichten gesagt wird. Der Mensch hat große Geneigtheit, immer nur den Lehrmeister an dem Nächsten zu machen. Er will alles wissen und besser wissen als andere Leut und tut, wie wenn er ganz sicher in allem wäre, ist aber, genau betrachtet, völlig unerfahren und unwissend und hat nur von fernher von den Sachen läuten hören, ohne im mindesten tiefere Erkenntnis erlangt zu haben. Deswegen ist er noch blind; und wenn er anderen, die etwas wissen wollen, das sie nicht wissen, als Wegweiser sich anbietet, so geht eben ein Blinder mit dem anderen; und wie übel kann das ablaufen, daß

sie miteinander in die Grube oder in die ärgsten Verkehrtheiten hineingeraten. Solches zielt schon auf das, was nachher vom Spliterrichten gesagt wird. Sonst sagt der Herr einmal (Matth. 15, 14) dasselbe über die Pharisäer, die Er Pflanzen nennt, die Sein Vater nicht gepflanzt hätte. „Lasset sie fahren, sie sind blind und Blindenleiter“, [in]sofern [als] sie den Ratschluß Gottes und das mit Christo gekommene Heil nicht erkennen; „wenn aber ein Blinder den anderen leitet, so fallen sie beide in die Grube“ oder ins Gericht.

Der Spruch: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister“ steht ziemlich zusammenhangslos da. Er kommt auch vor in Matth. 10, 24f. und Joh. 15, 20, aber doch in etwas anderem Sinn. Da will der Herr sagen, ein Jünger und ein Knecht dürfe nicht erwarten, daß ihm ein Besseres widerfahre als Ihm, dem Meister. Wenn's ihm nicht härter gehe, müßte er zufrieden sein. „Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißt, so werden sie seine Hausgenossen auch also heißen.“ Bei Lukas in der Feldpredigt aber ist es mehr so genommen, daß der Jünger nicht denken dürfe, es weiterzubringen als sein Meister. Wenn er etwa sein werde wie sein Meister, so sei er vollkommen. Hier redet der Herr freilich nicht von irgendwelchem Meister, den wohl je und je ein Schüler übertreffen mag, sondern von sich, dem Meister, über den es keiner bringen könne. Käme der Jünger Ihm gleich, so wäre er vollkommen, weil er es nicht weiterbringen könnte, wie der Herr selbst nicht über sich hinauskommen kann, da Er die höchste Stufe erreicht hat. Der Spliterrichter, von dem jetzt gleich die Rede wird, ist der, der auch den Meister meistern will. Tut er's, so hat er selbst gewiß nicht nur einen Splitter, sondern einen Balken im Auge. – Wir lesen:

V. 41: „Was siehst du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und des Balken in deinem Auge wirst du nicht gewahr?“ – V. 42: „Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt still, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen; und du siehst selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, zeuch zuvor den Balken aus deinem Auge und besiehe dann, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.“

Weil der Spliterrichter dem anderen zu besserem Sehen verhelfen will, ist ersichtlich, daß der Herr von einem eingebil-

deten Menschen redet, der meint, alles besser zu sehen und zu erkennen als andere, überhaupt auch wisse, was zu einem frommen Leben gehöre, wie kein anderer. Da tadelt er denn alles mögliche, meist sehr Unbedeutendes und Nichtssagendes, als ob's eine Sache von höchster Wichtigkeit wäre, sich zugleich brüstend, als stehe er über allem. So macht's der Heuchler. Wenn nun der Herr von einem Balken redet, den ein solcher im Auge habe, so ist offenbar die Heuchelei unter dem Balken verstanden, welche der größte Fehler ist, den ein Mensch haben kann, um soviel größer als anderes, was er tadelt, als ein Balken größer ist denn ein Splitter und dem Sehen hinderlicher ist als dieser. Wer zurechtweisen will, muß vor allem von der Heuchelei und Selbstgerechtigkeit frei sein. – Auch das Weitere in Lukas steht meist in der Bergpredigt. Es heißt:

V. 43: „Denn es ist kein guter Baum, der faule Frucht trage, und kein fauler Baum, der gute Frucht trage.“ – V. 44: „Ein jeglicher Baum wird an seiner eigenen Frucht erkannt. Denn man lieset nicht Feigen von den Dornen; auch so lieset man nicht Trauben von den Hecken.“ – V. 45: „Ein guter Mensch bringet Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens; und ein boshafter Mensch bringet Böses hervor aus dem bösen Schatz seines Herzens. Denn wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.“ – V. 46: „Was heißt ihr mich aber: Herr, Herr! und tut nicht, was ich euch sage?“

Es ist, wie wenn Lukas nur kurz die Grundgedanken der Bergpredigt angeben wollte, ohne sie völliger auszuführen. In der Bergpredigt schließt sich das Wort von den guten und faulen Bäumen an die falschen Propheten an, vor welchen der Herr warnt. Sehr ins Auge zu fassen ist besonders das, daß man von einem faulen Baum nie eine gute Frucht erwarten dürfe, wie man bei uns oft meint, man könne aus allem auch etwas Gutes ziehen. Diese falsche Meinung, die ganz dem Worte Jesu widerspricht, hat schon viele in schwere Verirrungen hineingelockt. – Das vom Schatz des Herzens hat Lukas allein. Es ist damit dasselbe gesagt, was vom Baum. Bei einem guten Menschen kann man immer viel Gutes finden; aber bei einem boshaftigen Menschen Gutes suchen ist Torheit. „Denn“, sagt der Herr, „wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über“; denn alle Reden

des Bösen sind getragen von der Bosheit seines Herzens. – Die letzten Worte: „Was heißt ihr mich aber Herr, Herr! und tut nicht, was ich sage“ erinnern an die Herrherrsager, von welchen in der Bergpredigt umständlich die Rede ist (Matth. 7, 21-23).

Der Schluß der Feldpredigt ist dem der Bergpredigt gleich (Matth. 7, 24-27). Er heißt:

V. 47: „Wer zu mir kommt und höret meine Rede und tut sie, den will ich euch zeigen, wem er gleich ist.“ – V. 48: „Er ist gleich einem Menschen, der ein Haus bauete und grub tief und legte den Grund auf den Fels. Da aber Gewässer kam, da riß der Strom zum Hause zu und mocht's nicht bewegen; denn es war auf den Fels gegründet.“ – V. 49: „Wer aber höret und nicht tut, der ist gleich einem Menschen, der ein Haus bauete auf die Erde ohne Grund; und der Strom riß zu ihm zu, und es fiel bald, und das Haus gewann einen großen Riß.“

Die Anschauung des Gleichnisses ist bei Lukas etwas deutlicher als bei Matthäus. Dieser sagt: „der sein Haus auf einen Felsen bauete“, Lukas aber: „grub tief und legte den Grund auf den Fels“, der nämlich unter der Erde war. Ferner sagt Matthäus: „der auf den Sand bauete“, Lukas aber: „auf die Erde ohne Grund“, d. h. ohne auf einen festen Felsgrund zu kommen. Bei Matthäus endlich fiel das Haus, bei Lukas gewann es einen großen Riß. Das eine Mal kann's so, das andere Mal anders gehen. Das Gleichnis will sagen: Wenn jemand von Jesu noch soviel lernt, so hat's keinen Wert für ihn, wenn er das Gelernte nicht auch tut, für sein Leben verwertet. Der nächste beste Sturm von der Welt her kann ihn um alles bringen, weil nichts auf dem Felsgrund des Herzens steht. Nur das Tun gibt dem Menschen für seinen Glauben Halt.

## 7. Kapitel Lukä

### § 206 Die Sünderin

Erster Abschnitt

Luk. 7, 36-39

Für diesmal habe ich mir den Abschnitt von der Sünderin aus Lukas ausgewählt. Wir lesen, wie dieselbe Jesum salbete; und hierdurch bekommt die Geschichte eine gewisse Ähnlichkeit mit der Geschichte der Salbung der Maria kurz vor dem Tode Jesu, deren Lukas in seinem Evangelium nicht gedenkt, wie die anderen drei Evangelisten (Matth. 26, 6-13; Mark. 14, 3-9; Joh. 12, 1-7). Es hat daher Ausleger gegeben, welche beide Geschichten als eine und dieselbe nehmen wollten. Warum aber sollten in einem Lande, wo nun doch je und je Salbungen vorkamen, wenn man jemandes Person auszeichnen wollte, nicht auch bei Jesu zweierlei Salbungen vorkommen können? Schon das, daß die Salbung bei Lukas so frei vor den Pharisäern geschah, zeigt an, daß Salbungen nicht etwas ganz Außerordentliches und Auffallendes gewesen sein müssen; und wo sie vorkamen, mußten sie sich auch dem Hergange nach ähnlich machen. Sonst haben die beiden in Frage stehenden Salbungsgeschichten doch eine gar zu große Verschiedenheit unter sich. Zwar geschahen beide in dem Hause eines Simon, der aber bei Lukas der Pharisäer, bei den anderen [Evangelisten] der Aussätzigte, d. h. Aussätziggewesene, heißt. Die Jünger Jesu waren bei Lukas auch nicht dabei; und wie hätten sie über die Salbung bei einem Fremden murren können, was nicht einmal die Pharisäer taten! Bei Lukas geschah die Salbung in einer galiläischen Stadt, bei den anderen in Bethanien. Wie läßt sich denn auch das salbende Weib bei den anderen, nämlich Maria, als das sündige Weib bei Lukas denken? Wo man nur hinsieht, ist's bei Lukas etwas anderes; und es

gehört eine ungeheure Willkür dazu, beide Geschichten so zu wenden und zu drehen, bis sie eine und dieselbe sein sollen. Wer's tut, nimmt sich ganz gewiß auch allen Segen aus der Geschichte bei Lukas, welche des Segens besonders viel darbieten kann. – Der Anfang der Geschichte lautet:

V. 36: „Es bat ihn aber der Pharisäer einer, daß er mit ihm aße. Und er ging hinein in des Pharisäers Haus und setzte sich zu Tische.“

Der Pharisäer, welcher Jesum hier einlädt, war einer von den ordentlichen, die nicht von vornherein feindselig gesinnt waren, wie es deren doch viele gab. Man sieht es aus dem, daß Jesus ihn nachher als den nimmt, dem er seine Schuld geschenkt habe. Dem ist das nicht entgegen, daß er in vielem, das den Pharisäern eigen war, noch befangen sich zeigte. Er hatte ein Interesse, Jesum kennenzulernen, und lud jetzt noch andere seines Standes ein. In Jesu einen Propheten zu erkennen, waren sie schon geneigt; doch wollten sie noch prüfen. Da störte sie nun gleich der Umstand, daß sie glaubten, er wisse nicht, daß das Weib, das zu ihm kam, eine Sünderin sei. Am Schlusse aber sprachen sie doch nicht wie sonst: „Wie redet dieser solche Gotteslästerung? Wer kann Sünden vergeben denn allein Gott?“ (Mark. 2, 7), sondern sie sagen: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?“, wie wenn sie's ihm nicht ohne weiteres absprechen wollten.

Der Heiland ließ sich von dem Pharisäer bitten, bei ihm die Mahlzeit zu nehmen, obwohl er wußte, daß er's bei Pharisäern immer am schwersten hatte, weswegen er lieber bei Zöllnern speiste, sich sogar zu diesen selber einlud, wie zu Zachäus (Luk. 19, 5). Er wollte aber nicht unfreundlich sein; und wir müssen's uns merken, daß wir Einladungen von minder geneigten Personen nicht von uns weisen sollten, indem das nur kränken kann. Der Heiland will durch Sein Benehmen niemand kränken. Er ging denn also in des Pharisäers Haus und setzte sich zu Tische, d. h. er legte sich, auf den linken Arm gestützt, auf den gepolsterten Boden, wie es im Morgenlande gewöhnlich war, diesmal die Füße so herausgekehrt, daß sie einem Kommenden zugänglich waren. – Es heißt weiter:

V. 37: „Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine

Sünderin. Da sie vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salbe“ – V. 38: „und trat hinten zu seinen Füßen und weinete und fing an, seine Füße zu netzen mit Tränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küßete seine Füße und salbete sie mit Salbe.“

Wenn manche Ausleger unter dem Weibe eben die bekannte Maria, die einst zu Jesu Füßen saß, verstehen wollen, so widersteht das dem Kenner der Schrift doch gar sehr, wenn er dran denkt, wie Jesus mit ihr am Grabe des Lazarus sprach (Joh. 11, 32f.). Wie konnte doch sie schlechtweg eine Sünderin genannt werden, die als solche berüchtigt war? Noch anderes Abenteuerliche wird an diese Auslegung geknüpft, das ich aber lieber unberührt lasse, weil es den Eindruck uns nehmen könnte, den die liebliche Geschichte, wie sie vor uns steht, auf uns zu machen imstande ist.

Das Weib war in der Stadt wohl für sich wohnend und stand als unverheiratet im Ruf eines schlechten Lebenswandels, dem sie aber jetzt entsagte. Sie war eine Sünderin, will's aber nicht mehr sein, will vielmehr von Gott wieder angesehen werden, will Vergebung ihrer Sünden haben. Weil nachher bei Lukas (8, 2) von etlichen Weibern die Rede ist, von denen es heißt, daß sie Jesus gesund gemacht habe von den bösen Geistern und Krankheiten, namentlich von der „Maria, die da heißt Magdalena“, daß von ihr sieben Teufel (Geister oder Dämonen) ausgefahren seien, so hat man frühe schon daran gedacht, das Weib, das Jesus salbte und eine Sünderin genannt wird, sei eben diese besessene Maria Magdalena. Aber dieser Meinung steht allerlei entgegen. Erstlich sollte es deutlicher im Text liegen, wenn doch einmal dieser Maria in ganz anderem Zusammenhang hintennach gedacht wird. Sodann versteht man nicht, wie sie als eine von Jesu schon geheilte Person hintennach so scheu [wie] eine Fremde zu Jesu getreten sein sollte. Auch hätten die Pharisäer davon gewußt und eher dessen gedacht, daß sie besessen, denn daß sie eine Sünderin gewesen sei; dazu hätten sie nicht jetzt denken können, er wisse nicht, wer sie wäre. Endlich sind Besessene nicht gerade solche Personen, welche die Schrift auch Sünder nennt, wie man ebendarum unter der Sünderin die Magdalena verstehen will, weil diese besessen

gewesen war. Die Dämonen, welche damals viele in sich hatten, waren wohl für sich böse Geister; daß aber die, in welche sie gefahren waren, schlechtere Menschen gewesen seien als andere, ist nirgends in der Schrift angedeutet. Man tut also auch der Maria Magdalena, von welcher wir sonst so viel Gutes lesen, sehr unrecht, sie nun mit jener Sünderin einzumachen. Auch in unserer Zeit sind Kranke, die das Ansehen von Besessenen haben, ganz und gar nicht in der Art, daß sie Sünder vor anderen wären. Im Gegenteil zeichnet sie oft eine gewisse Frömmigkeit aus, wie man sie bei Gesunden nicht immer findet.

Die Sünderin also, von welcher unser Text redet, ist eine sonst unbekannte Person. Sie vernahm es, daß Jesus beim Pharisäer zu Mittag speiste. Es wurde gleich durch die Stadt hin bekannt, wenn Jesus irgendwo einkehrte. Aller Augen waren immer auf Ihn gerichtet. Nun ist es auffallend, daß die Sünderin gleich als eine solche zu Jesu kam, die der Gnade Gottes durch Ihn versichert war. Daß Jesus sie vorher nicht kannte, geht aus allem hervor. Wie kann nun aber die Sünderin sich so zu Jesu stellen, als ob sie bereits von Ihm die Versicherung der Vergebung der Sünden empfangen hätte? Sie weint wohl; das ist noch etwas von der Buße her. Aber ihre Tränen sind bereits mehr Freudentränen. Sie netzt mit ihren Tränen Seine Füße; denn diese Tränen sollen für Ihn ein Gewicht haben, sich ihrer zu erbarmen. Sie wird immer kühner, weil Er sich's gefallen läßt, trocknet mit ihren Haaren wieder Seine Füße, küßt sogar Seine Füße und salbt diese endlich auch mit einer Salbe, die sie in einem Glase oder in einem Alabastergefäß mitgebracht hatte. Unter Salbe ist hier ein wohlriechendes Wasser verstanden, ähnlich unserem Kölnisch Wasser, das nicht schmutzt, sondern ganz verduftet. Daß sie das Köstlichste gebracht habe, das man haben konnte, steht nicht hier, wie später Maria zu Bethanien das Köstlichste aufwendete. Es gab Wasser von verschiedener Qualität; aber auch mit einem geringen Wasser konnte man ehren.

Ein Salbeglas hat also die Sünderin schon von Hause mitgenommen, überzeugt, daß sie es werde anbringen können, wenn Er zu Tische sitze. Man sieht es, daß sie ein unbegrenztes Vertrauen zu Jesu hatte, daß Er ein Mann für Sünder sei, Sünder zu trösten, Sünder zu retten, Sünder zu Gott zurückzuführen wisse.

Alles, was sie bisher von Jesu vernommen hatte, machte ihr's klar, daß Sünder mit aller Zuversicht zu Ihm kommen dürfen, ohne zu fürchten, daß Er sie von sich stoßen werde. Dabei überwand sie das Schamgefühl, das sie vor den Pharisäern hatte, die sie kannten und von ihrem Leben wußten. Denn die Gelegenheit, die sich ihr darbot, zu Jesu zu kommen, war ihr zu wichtig, als daß sie durch irgendeine Rücksicht sie hätte versäumen mögen. Wenn man alles überlegt, so hat sie, ohne daß sie ein Wort äußerte, den stärksten Glauben an Jesum gezeigt, den sie haben konnte, weil vor ihrem Geiste der ganze Messias stand, wie Er eigentlich von Gott gemeint war und wie Er es werden sollte für alle Menschen. Das Wort: „Den Armen wird das Evangelium verkündigt“ (Luk. 7, 22) muß ihr bekannt geworden sein; und manch anderes, das sie gehört hatte, wie, daß Er gekommen sei, die Sünder zur Buße zu rufen, hat sie mit Mut und Zuversicht erfüllt. Auch dessen konnte sie gewiß sein, daß Jesus sie verstehe, auch wenn sie ihr Herz nicht mit Worten vor Ihm ausschütete; und in dieser ihrer Zuversicht lag auch das Bekenntnis ihrer Schuld, das sonst zur Vergebung nötig ist. Sie bekannte auch, kann man sagen, aus dem Munde der Pharisäer ihre Sünden. Die Geduld und Freundlichkeit nun, mit welcher Er alles von ihr hinnahm, konnte sie nicht anders als dahin auslegen, daß Er sie im Namen Gottes, der Ihn gesandt, angenommen und ihr vergeben habe. Es kam das Gefühl über sie, daß ihr vergeben sei, und darum konnte sie Ihm auch mit ihrer Salbe gleichsam ein Dankopfer bringen.

Auch darüber haben wir noch ein Wort zu sagen, wie die Sünderin es wagen konnte, in des Pharisäers Haus zu kommen und vor den Augen aller Gäste zu Jesu herzutreten, während sie speisten. Hier müssen wir uns der heiligen Gastfreundschaft erinnern, welche die Morgenländer für jeden Fremden empfanden und noch empfinden, der einmal unter ihrem Dache ist. Das Weib kam unter die Türe. Wurde sie gefragt, was sie wolle, und antwortete sie: „Ich will zu Jesu gehen“, so durfte das ihr nicht verwehrt werden; denn es wäre die größte Beleidigung für Jesum gewesen, der einmal der ins Haus Aufgenommene war. Mochte es den Pharisäern noch so lästig sein, gerade diese Person, die jedermann als eine Sünderin kannte, ankommen zu lassen, so

stand es doch nur in der Macht Jesu, sie anzunehmen oder abzuweisen. Der Pharisäer hat vielleicht gedacht, es werde Jesu von selbst einfallen, eine Person hier nicht anzunehmen, von der Er merke, daß sie eine Sünderin sei. Daß Er aber sie nicht abwies, das war's ja, was d[en] frommen Pharisäer stutzig machte, wie wir lesen:

V. 39: „Da aber das der Pharisäer sah, der Ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst und sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte Er, wer und welcher ein Weib das ist, die Ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin.“

Daß der Herr Jesus wohl wissen konnte, wer das Weib wäre, das zu Ihm kam, ohne daß man Ihm etwas zu sagen brauchte, ist an dem ersichtlich, daß Er die Gedanken des Pharisäers las, der Ihn geladen hatte. Dieser sagte es nicht laut, sondern sprach bei sich selbst und nur vor sich hin, ohne daß man es gerade hören sollte: „Wenn dieser ein Prophet wäre, so durchschauete Er das Weib.“ Der arme Pharisäer ist eben darin befangen, daß er meinen kann, Jesus werde in keinem Fall geneigt sein, einer solchen Person, wie das Weib war, freundlich zu sein. Der Pharisäer glaubte, wenn er es selber tun würde, würde er damit sich außerordentlich viel vergeben. Jesum aber hielt er in diesem Stück [für] sich gleich, weil er ja auch fromm sei. Mithin entgehe es Ihm, denkt er, ganz, daß das keine Person für Ihn sei; und wenn das, so könne Er kein Prophet sein. Aber wie ganz anders ist doch Jesus! Wie kann Er Sünder verachten? Wie namentlich solche Sünder, die in der Buße kommen und mit dem Verlangen, Vergebung der Sünden zu erhalten? Daß das Weib dieses Verlangen hatte, liegt deutlich im Schluß der Geschichte, da der Herr zu ihr ausdrücklich sagte: „Dir sind deine Sünden vergeben“, zum Beweis, daß sie dieses und nichts anderes sonst begehrte. Ein Sünder, der umkehrt, ist Ihm und allen Engeln im Himmel die größte Freude. Und wie wohl tut's uns, das zu wissen!

## § 207 Die Sünderin

Zweiter Abschnitt, Schluß

Luk. 7, 40-50

Wir haben noch das Selbstgespräch betrachtet, nach welchem dem Pharisäer fraglich war, ob Jesus ein Prophet sein könne, da Er ja nicht merke, daß es eine Sünderin sei, die so freundlich sich gegen Ihn bezeige. Hören wir nun, was Jesus zu ihm sagt:

V. 40: „Jesus antwortete und sprach zu ihm: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister, sage an.“ – V. 41: „Es hatte ein Wucherer zweien Schuldner, einer war schuldig fünfhundert Groschen, der andere fünfzig.“ – V. 42: „Da sie aber nicht hatten, zu bezahlen, schenkte er's beiden. Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?“ – V. 43: „Simon antwortete und sprach: Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht gerichtet.“

Jesus will die Aufmerksamkeit des Pharisäers wecken, indem Er zu ihm sagte: „Simon, ich habe dir etwas zu sagen.“ Auch die anderen Gäste wurden dadurch begierig. Wenn nun der Herr von zwei Schuldnern spricht, die ein Wucherer hatte, so versteht Er darunter einerseits den Pharisäer, andererseits die Sünderin, was aber der Pharisäer wohl nicht gleich merkte. Die Schulden, welche angegeben sind, bedeuten Sündenschulden. Der Wucherer aber ist Gott, gegen welchen sich beide versündigt hatten. Nachher bezeugt sich der Herr als denjenigen, der die Schulden erlasse; und damit stellt Er sich als den Stellvertreter Gottes dar, in dessen Namen Er die Sünden vergebe. Es ist wunderbar, wie der Heiland Sein Verhältnis zu Gott immer, oft ganz unvermerkt wie hier, in Seine Reden hereinzubringen wußte, so daß man sagen kann, Er verleugne sich nie, gebe sich vielmehr immer als den, der eins mit Gott war, wie eine Person mit Gott. Wer über dieses nachdenkt, muß erkennen, welcher ein großer und sicherer Beweis eben dieses Benehmen des Herrn, das zugleich gar nicht als ein Erzwungenes oder Berechnetes sich darstellte, für die Person Jesu war als des[jenig]en, der – als eins mit Gott

– von Gott gekommen. So konnte keiner reden, wie Er's bezüglich Seiner Person zu erkennen gab, als wer's in Wahrheit war; und unwillkürlich kommt man in eine Ihn anbetende Stimmung hinein, weil man Ihn durchaus von allen anderen Menschen unterscheiden und über alle stellen muß.

Von beiden Schuldnern sagt der Herr voraus, daß sie nicht hatten, zu bezahlen. Wenn sie von dem Wucherer, d. h. Gott, angehalten würden, zu bezahlen, so wüßte sich der Pharisäer sowenig zu helfen wie die Sünderin; d. h. wenn Gott sie zur Rechenschaft forderte, könnten sie mit nichts sich rechtfertigen. Ungeschehen können sie ihre Sünden nicht machen, auch der Pharisäer nicht, wenn er auch der Sünden weniger hatte. Womit will's auch der Pharisäer gutmachen, was er Unrechtes getan hat? Er ist, obwohl ein geringerer Sünder, doch vor Gott so strafbar wie die verrufene Sünderin. Soll ihm geholfen werden, so kann nichts ihm helfen, als daß ihm Gott vergebe. Immerhin läßt das der Herr gelten, daß [der] Pharisäer kein so großer Sünder war; und wir müssen uns das merken, daß wir mit Menschen, die unbekehrt sind, nicht gar zu schroff reden, indem wir sie nur gleich so schuldig nehmen [wie] die größten Sünder. Aber ist auch der Pharisäer zehnmal weniger schuldig, so ist ihm damit vor Gott nicht geholfen.

Jetzt wäre aber die Frage, wie und wann den beiden ihre Schulden geschenkt worden seien. Vergessen wir's nicht, daß Jesus als der Repräsentant Gottes, Seines Vaters, angesehen sein will. Kann Er nun ohne weiteres bei einem Sünder einkehren, dessen Sünden noch im Schuldbuch aufgezeichnet stehen? Der Pharisäer hat's wohl freilich nicht überlegt, daß er es nicht wert war, Jesum unter sein Dach aufzunehmen. Aber das sollte er noch fühlen lernen, wenn es möglich wäre. Ein Heide konnte einmal sagen (Matth. 8, 8): „Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehest.“ [Der] Pharisäer aber hat wohl umgekehrt gedacht, der Herr Jesus müsse es als eine große Ehre nehmen, daß er Ihn zum Essen bei sich einlud. Genaugenommen hätte er sagen sollen: „Herr, ich weiß wohl, daß ich ein sündiger Mensch bin, der's nicht wagen kann, einen Mann wie [dich], der als Gesandter Gottes in so innigem Verkehr mit Gott steht, der auch rein und lauter ist wie keiner, bei sich aufzunehmen. Aber

tue mir die Freundlichkeit und übersieh, daß ich ein sündiger Mensch bin, und komm dennoch zu mir.“ So hätte es sein sollen; aber so ist es nicht gewesen. Deswegen hat der Pharisäer wenig besondere Liebe gezeigt, als Jesus in sein Haus eintrat. Wie gar anders wäre es gewesen, wenn er sich demütig unter Jesum gestellt hätte als den, der ihn geradezu verschmähen dürfte. Jesus kam aber doch; und mit Seinem Kommen hat Er nicht nur die Sünden des Pharisäers übersehen, sondern auch seine Gedankenlosigkeit, daß er's nicht bedacht, wen er in Jesu ins Haus bekam, und seinen Mangel an Buße und Selbstdemütigung nicht angerechnet. Der Herr kam, und mit Seinem Kommen hat Er dem Pharisäer vergeben. Wo Jesus einkehrt, namentlich wenn Er begehrt wird, streicht Er zuerst die Schulden aus. Er kann nicht jemandes Brot essen und den hintennach um seiner Sünden willen vornehmen oder den Richter über ihn machen.

Wollen wir's doch für uns ein wenig bedenken, was wir an Jesu da sehen. Wenn wir von jemandem eingeladen werden, etwa auch von minder freundlich gesinnten oder von ungläubigen Leuten, so wollen wir ja nicht anders kommen als Jesus, sondern solche sein, die auch alles vergeben, nichts im Herzen nachtragen, nichts Unfreundliches fühlen lassen, nur lieben und freundlich sich bezeigen, als ob alles gegenseitig in Richtigkeit stünde. Namentlich müssen Beleidigungen, Kränkungen, die etwa vorher schon vorgekommen sind, gänzlich ausgelöscht sein. Ja noch mehr, wir müssen den Heiland im stillen bitten, Er möge dem Sünder, der der Wirt etwa in besonderer Weise ist, auch mit ungläubigem und ungöttlichem Leben, um seiner jetzt bewiesenen Freundlichkeit willen seine Sünden vergeben. Was wäre es doch, wenn wir in solcher Weise Einladungen annehmen würden! Aber noch mehr: Tut sich's, wenn wir nachher übel reden von dem, des Brot wir gegessen haben? O wieviel sündigen Gäste an ihren Wirten, und wie oft treten sie, auch wenn sie sonst als fromm oder recht gelten, durch allerlei üble Nachreden die mit Füßen, deren Brot sie essen! Denn was hört man nicht hintennach oft für Sachen von solchen, die zu Gast gewesen sind, über die, welche sie geladen hatten? Wenn diese alles hörten, müßten sie mit betrübtem Herzen sagen, sie hätten Schlangen bei sich beherbergt.



Wie aber die Sünderin Vergebung bekam, haben wir das letzte Mal schon gesehen. Sie bekam sie damit, daß Jesus sie annahm, daß Er sie nicht fortschickte, daß Er sich lieben und beehren ließ, daß Er ihre Tränen annahm. In dem allem sah sie, daß Er ihr die Sünden vergebe. Sie kann nicht denken, daß Er jetzt sich so freundlich behandeln lasse und hintennach den strengen Richter gegen sie machen werde. Sie muß denken, wie Er angefangen habe, so werde Er auch fortfachen; und wenn sie vor Sein Gericht komme, könne Er sie nicht mit einem gestrengen Gesicht erschrecken, nachdem Er hienieden sich so wohlwollend gegen sie gezeigt hatte. Da wurde ihr die Vergebung gewiß. Wir wollen gelegentlich hieraus für uns das entnehmen, daß wir, wenn wir einmal jemand freundlich haben ankommen lassen und ihm Mut zu unserer Gesinnung gegen ihn gegeben, nicht so leicht ohne weiteres wieder ein anderes Gesicht zeigen, wodurch manche über die Maßen zurückgeschreckt werden können. Heute freundlich, morgen unfreundlich sein, das ist keine göttliche Art. Ja selbst wenn uns hintennach allerlei gesagt worden ist, müssen wir das um deswillen vorerst ignorieren, daß wir mit der Freundlichkeit schon angefangen hatten. Ach, wie vieles können wir, wenn wir ernstlich nachdenken, an Jesu lernen!

Der Herr fragt noch den Pharisäer, welcher von beiden Schuldner den Wucherer am meisten lieben werde. Begreiflich war die Antwort: der, dem am meisten geschenkt worden sei. Hier sieht man schon, daß es sich nicht um eine Liebe vor der Vergebung handelte, mit welcher die beiden die Vergebung verdient hätten, sondern um eine Liebe nach der Vergebung als Dankbarkeit für erhaltene Vergebung, wie denn auch wirklich der Heiland mit der Vergebung entgegenkam. Der Pharisäer hat die Vergebung, weil Jesus zu ihm einging, und kam, wie nachher gesagt wird, nicht nur mit wenig, sondern mit gar keiner Liebe Jesu entgegen. Die Sünderin kommt wohl mit Liebe, die aber ihren Ursprung in dem hat, daß sie in Jesu um der Annahme ihrer Person willen den vergebenden Heiland erkennt. So fragt auch Jesus nicht: „Welcher von beiden hat am meisten geliebt, daß ihm vergeben werden konnte?“, sondern: „Welcher wird ihn am meisten lieben?“ Eine Liebe also – ich wiederhole es, weil gewisse Ausleger, namentlich von der anderen Kirche, auf diese

Stelle sich berufen, daß man durch Lieben Vergebung erlangen könne – eine Liebe, welche etwa beide [im] voraus hatten, war nicht Grund der Vergebung, die Jesus erteilte. So gibt's die Geschichte nicht. Diese sagt: Die eine hat auf die Vergebung hin mehr geliebt als der andere, weil ihr mehr vergeben wurde. Der Herr weist es nun auch noch nach, wie wirklich dem Pharisäer die Person Jesu schon von vornherein sehr gleichgültig war, während die Sünderin Ihn nicht genug ehren konnte. Denn jener fühlte sich nicht von einer schweren Sündenschuld erleichtert dadurch, daß Jesus in sein Haus eintrat, wie es im Grunde hätte sein können und dürfen. Wir lesen:

V. 44: „Und Er wandte sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: Siehst du dies Weib? Ich bin kommen in dein Haus, du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet.“ – V. 45: „Du hast mir keinen Kuß gegeben, diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat sie nicht abgesehen, meine Füße zu küssen.“ – V. 46: „Du hast mein Haupt nicht mit Öle gesalbet; sie aber hat meine Füße mit Salben gesalbet.“ – V. 47: „Derohalben sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt. Welchem aber wenig vergeben ist, der liebet wenig.“

Der Herr will es vor dem Pharisäer und den Gästen recht klar hervorheben, daß die Sünderin nur darum Jesum so hoch ehrte, weil sie das Gefühl hatte, daß ihr alle ihre Sünden, deren viele waren, vergeben worden seien. Ein solches Gefühl hatte Simon nicht. Hätte er die Vergebung aller seiner Schuld, wenn diese auch eine geringere war, gefühlt, so würde er den Herrn wohl gleich sehr geliebt und geehrt haben [wie] die Sünderin. Denn der Erfahrung gemäß ist das, daß die Freude eines Sünders, der nicht so viele Befleckungen auf sich liegen hat, doch nahezu dieselbe ist, als wenn er der größte Sünder gewesen wäre, wenn er das Gefühl wirklich erlangter Sündenvergebung hat. Der Herr aber will den Simon nicht heruntersetzen und, weil er auch Sünder war, gleichsam der Sünderin gleichstellen, will ihm auch nicht alle Liebe absprechen; und so schreibt Er den Mangel seiner Liebe oder seine geringere Liebe dem zu, daß seine Schuld nicht so groß war. Nach dem aber, was nun der Herr

dem Simon sagt, hat dieser selbst den Anstand und die allgemeine Sitte der Gastfreundschaft unterlassen, was anzeigte, daß ihm die Person Jesu nicht die war, von der er einen Segen, geschweige denn Vergebung der Sünden, zu erlangen hoffte. Wasser, [um] die Füße zu waschen, und Diener, die es besorgten, hätten nicht fehlen sollen. Einen kommenden Freund küssen ist auch eine gewöhnliche Sitte. Auch wohlriechendes Öl auf das Haupt gießen war gewöhnlich. Von dem allem tat der Pharisäer nichts; und wie sinnig tut's das Weib in ihrer Weise. Der Herr hebt's hervor, daß sie Seine Füße mit Tränen (statt Wasser) benetzte, Seine Füße küßte, Seine Füße salbte, um zu zeigen, wie tief sie sich vor Ihm beugte. Ihr waren viele Sünden vergeben, darum hat sie viel lieben können. Dem Pharisäer waren nur wenige Sünden vergeben, dazu ohne daß er es wußte, was Jesus unberührt läßt, und da kann er mit Lieben nichts Besonderes tun. – Der Schluß der Geschichte lautet:

V. 48: „Und Er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben.“ – V. 49: „Da fingen die an, die mit zu Tische saßen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?“ – V. 50: „Er aber sprach zu dem Weibe: Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin mit Frieden.“

Nach allem Vorangegangenen hatte der Herr das Recht, dem Weibe noch eine ausdrückliche Versicherung der Vergebung ihrer Sünden zu geben. Wie wohl mag das dem Weibe getan haben! Denn möglicherweise hätte ihr doch nachher etwas fehlen können, wenn Er nicht auch ein tröstendes Wort zu ihr gesagt hätte. Bis jetzt hatte sie eine Vergebung nur geglaubt; jetzt wußte oder hatte sie dieselbe auch. Aber welch Erstaunen bei denen, die mit zu Tische saßen. „Wer ist dieser“, sagten sie, „der auch die Sünden vergibt?“ Sie wollen's Ihm nicht bestreiten. Aber groß wurde ihnen Seine Person, daß Ihm solche Befugnis zustand. Aber der Gedanke kam ihnen doch nicht, in Jesu den Messias zu erkennen, dessen Hauptaufgabe sein sollte, aller Welt zur Sündenvergebung zu verhelfen als ein Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug. Ihre Augen blieben ihnen verschlossen. Der Herr achtete nicht weiter darauf, sondern entließ jetzt das Weib, ihren Glauben rühmend, der ihr geholfen habe. Im Frieden konnte Er sie gehen heißen. Wieviel hatte sie doch da, obwohl

die größere Sünderin, vor dem Pharisäer voraus! Der Herr sagte ihm zwar durch das Gleichnis, daß ihm vergeben sei; aber etwas Festes und Sicheres wurde es ihm nicht. Der eigentliche Friede blieb ihm ferne, weil die förmliche Zusage fehlte.

## 18. Kapitel Lukä

### § 208 Der ungerechte Richter

Luk. 18, 1-8

Indem ich heute mit den wöchentlichen *Blättern* schließe, möchte ich gerne den lieben Freunden noch etwas Besonderes ans Herz legen; und meine Gedanken wurden auf das Gleichnis vom ungerechten Richter und der Witwe geführt, durch welches der Heiland Seine Jünger ermuntern wollte, die Sachen des Reiches Gottes sich doch ja recht angelegen sein zu lassen. Jesus war (Luk. 17, 20) von den Pharisäern gefragt worden, wann das Reich Gottes komme, und hatte darauf geantwortet, daß es einerseits schon da sei, andererseits wie ein Blitz kommen werde. Letzteres führte ihn zu allerlei ernstern Bemerkungen, zuletzt, wie gar leicht Menschen, die sonst in allem gleichgestellt sind, ein verschiedenes Schicksal haben könnten, wenn der Herr komme, indem die einen angenommen, die anderen verlassen werden würden. Dann kommt der Herr darauf, wie man sich das Kommen des Reiches Gottes ein tägliches Gebetsanliegen sein lassen soll. Das tut Er mit dem Gleichnis, das ich jetzt betrachten will. Wir lesen:

V. 1: „Er sagte ihnen aber ein Gleichnis davon, daß man allezeit beten und nicht laß werden sollte.“

Mit diesen Worten soll nichts mit Bezug auf die täglichen, zum frommen Leben gehörigen Gebetsübungen gesagt werden, daß man solcher Übungen recht viele anstellen solle, wie denn heutzutage viele Christen all ihr Christentum in das setzen, daß sie recht viel und lange beten. Auch will der Herr nicht, daß wir so eifrig über äußerliche Dinge dieser Zeit allezeit beten und nicht laß werden sollen; denn damit würden wir unser zeitliches

Leben zu hoch stellen. Wir sind freilich angewiesen, in allen Anliegen unser Gebet und Flehen vor Gott kundwerden zu lassen, ferner in täglichen und regelmäßigen Gebeten unsere Ehrerbietung vor Gott darzulegen, wie ein Daniel (6, 11) dreimal des Tags seine Hände vor Gott ausbreitete, morgens, mittags und abends. Wer ein gottseliges Leben führen will, muß täglich Gebetsumgang mit dem Herrn suchen und so stehen, daß er nichts denkt und redet und tut, ohne gleichsam mit seinem Gott es betend zu besprechen oder in einer betenden Stimmung vor dem Herrn zu stehen. Insofern haben die Worte Jesu, wir sollen allezeit beten und nicht laß werden, immer auch eine Bedeutung für unser Gebet überhaupt.

Aber doch hat der Herr ein Besonderes im Auge, auf das Er es bezogen wissen will. Im Verlauf sehen wir, daß der Herr unter dem Beten hier das versteht, was die Witwe tut und was die Auserwählten tun, welche Tag und Nacht Gott anrufen, daß Er doch endlich die verheißene Rettung vom Widersacher schenken möge, ehe alles verlorengelange unter den beständigen Nachstellungen des Widersachers oder des Feindes, des Fürsten der Finsternis. Ja, zuletzt soll geradezu um das endliche Kommen des Menschensohns mit Nachdruck und Glauben gebetet werden. Es wären also die Bitten, wie wir sie schon im Vaterunser ausgedrückt finden, welche zu beständigem Gebet der Herr anbefiehlt, wenn es heißt (Matth. 6, 9f.): „Geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“, und am Schluß: „Erlöse uns von dem Übel.“ Mit diesen Bitten ist uns ein Bestimmtes in den Mund gelegt, worauf sich das Gebet zu beziehen hat. Unsere kleinlichen zeitlichen Dinge sollen es nicht sein, mit denen wir so angelegentlich immer vor Gott stehen sollen. Auch fürs Gebet, und wohl vorzüglich, ist das Wort zu beachten (Matth. 6, 33): „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes“; und wer's tut, wird finden, daß er dabei auch im Zeitlichen nichts verspielt, weil's ihm auch unerbeten mitunter zufallen wird. Weil dabei die Erfahrungen der Erhörung nicht so leicht erkennbar sind und man lange beten kann, ohne von einer Erhörung etwas zu verspüren, wie die Witwe, von der gleich die Rede wird, kann man leicht in solchem Gebet

laß werden; aber der Herr warnt davor, hauptsächlich darum, weil eben doch auch im Großen des Reiches Gottes vieles nicht vorwärtsgeht, wenn niemand drum bittet. Nun kommt das Gleichnis:

V. 2: „und sprach: Es war ein Richter in der Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheuete sich vor keinem Menschen.“ – V. 3: „Es war aber eine Witwe in derselbigen Stadt, die kam zu ihm und sprach: Rette mich von meinem Widersacher.“

Unter dem Richter ist offenbar Gott selbst verstanden. Es ist an und für sich schon der, der niemand über sich hat, den Er zu fürchten nötig hätte, und der auch vor keinem Menschen sich zu fürchten braucht. Der Richter wird aber auch als ein ungerechter dargestellt, der sich um eine Witwe nicht bekümmere, überhaupt nicht willens sei, auf Notstände zu achten, die vor ihn gebracht werden. Seine äußere Stellung ist eine unabhängige, daß er niemand über sich hat, dem er Rechenschaft abzulegen hätte, wie das oft war und ist; und sonst konnten Menschen ihm ohnehin nichts anhaben. Die Witwe war insofern sehr übel daran, weil sie an keinen Höheren appellieren konnte und ganz allein auf den Richter der Stadt gewiesen war.

Unter der Witwe aber ist die Gemeinde des Herrn auf Erden oder eine Stellvertreterin derselben verstanden. Sie stellt die nachher genannten Auserwählten in einer Person vor und geht für alle vor Gericht. Warum ist die Gemeinde Witwe? Der Heiland hatte einst zu Seinen Jüngern gesagt (Joh. 14, 16.18): „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch und will euch statt meiner einen anderen Tröster senden, der bei euch bleiben soll.“ Als Jesus von ihnen wich, waren sie Waisen. Denn wer, wenn er Jesum gehabt hat und nicht mehr hat, sollte sich nicht als Waise fühlen? Ebenso ein Weib, das einen Mann gehabt hat und nicht mehr hat, muß sich als Witwe fühlen. Wenn nun die Gemeinde Christi Witwe geworden ist, so ist das nichts anderes, als daß der Ersatz für ihren Herrn und Mann, der Heilige Geist, der als ein persönlicher die Stelle Christi selbst in ihr vertreten sollte, nicht mehr bei ihr ist. Wir haben also in unserer Stelle einen Wink über das, was auf die Gemeinde Gottes in der Folgezeit warten würde, nämlich daß eine Zeit kommen werde, in welcher sie sich als Waise fühlen und weder den Heiland

noch Seinen Stellvertreter, den Heiligen Geist, im eigentlichen Sinne haben würde.

Indem aber so die Gemeinde allein gestellt war und schutzlos, weil der Vater und der Mann ihr fehlte, bekam ihr Widersacher Macht über sie, sie all des Guten, das sie doch ererbt hatte, zu berauben. Der Widersacher zog sie fast nackt aus, daß sie sich nimmer zu helfen wußte. Nun bittet sie endlich den Richter wider den Widersacher. Sie sagt: „Rette mich von meinem Widersacher.“ Wir sehen, wie da alles so klar daliegt, daß es keiner weiteren Worte bedarf. Der Witwe kann nicht anders geholfen werden, als daß ihr wieder ein Schutz zukomme, das Geraubte ihr wieder geschenkt werde. So liegt in ihrer Bitte auch die Wiedererstattung des Verlorenen, welches sie wünscht und das sie nur durch die List und Gewalt des Widersachers, der das Verderben in die Gemeinde hereingebracht hat, verloren hatte. Sie will also auch den Ersatz ihres Heilandes, will den Heiligen Geist wiederhaben, ohne welchen sie nimmer bestehen und von den Angriffen des Widersachers befreit werden, viel weniger diesen ganz aus ihrer Mitte wegbringen kann. Sie will nicht Witwe bleiben. Jesus aber, indem Er sagt, wir sollen allezeit beten und nicht laß werden, heißt uns eben um das ernstlich bitten, heißt uns nicht den Mut verlieren und nachlassen. Beten wir nicht mehr um Wiedererstattung des Verlorenen, beten wir nicht mehr um Befreiung von dem Widersacher, beten wir nicht mehr um Rückgabe des Heiligen Geistes, den Stellvertreter Jesu, so sind wir laß im Gebet geworden; und begreiflich: solange niemand sich der Sache annimmt, will der Heiland sagen, ist alles verloren und bleibt's verloren. Es sind nun wohl noch Auserwählte da, die Tag und Nacht rufen; aber die scheinen's nicht mit rechtem Nachdruck zu tun, indem sie sich nicht in die volle Gegenwart des Richters wagen. Zuletzt tut's eine Witwe, eine geringe Witwe, die aber den ganzen Jammer über das Verlorene fühlt sowie die Notwendigkeit, daß es wiedergewonnen werde. Aber zuletzt, wenn's auch nur noch an wenigen hängt, gewinnen's diese wenigen doch für alle. Lesen wir weiter:

V. 4: „Und er wollte lange nicht. Danach aber dachte er bei sich selbst, ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue“, – V. 5: „dieweil aber diese Witwe

mir so viele Mühe machet, will ich sie retten, auf daß sie nicht zuletzt komme und übertäube mich.“

Der Verzug der Hilfe wird als von einem Nichtwollen des Richters [verursacht] vorgestellt. Tragen wir's auf den lieben Gott über, so kommt's uns oft vor, wenn wir unsere Bitte nicht erhört sehen, als ob einfach Gott nicht wollte, da man denn auch oft sich nicht scheut, Ihn hart und unbarmherzig zu nennen, der sich fernstelle, wie Er als Vater und um Seiner Verheißungen willen nicht sollte. Wie oft sagen die Leute, man könne meinen, es sei kein Gott im Himmel. Auch in dieser Redensart liegt der Vorwurf, als ob es dem lieben Gott nur am Willen fehle. Wir Menschen freilich haben's schwer, es von Gott uns zu denken, daß Er etwa auch nicht könne, wie Er wolle, weil Er ja doch der ist, dem alles möglich ist. Insofern sind wir schnell dabei, Ihn anzuklagen als einen, der die Not nicht sehen, die Bitte nicht erhören wollte. Um dieses Benehmens der Menschen willen stellt Jesus einen ungerechten Richter hin, der wohl könnte, wenn er wollte, damit eben die Gedanken andeutend, wie wir sie oft gegen Gott haben. Aber der Gründe kann es doch viele geben, warum Gott nicht kann, wie Er will, während es Seine höchste Lust wäre, zu erhören. Vorerst sollte uns klar sein, daß eine Erhörung nicht gleich in die Augen falle, selbst wenn sie schon einen Anfang genommen hat. Wie oft kann fortwährend im Unsichtbaren etwas erreicht werden mit unseren Bitten, ohne daß es für uns in die Wirklichkeit tritt. Wir meinen, es geschehe nichts; und doch ist die Erhörung schon im Gange, für uns aber nicht erkennbar. So kann's namentlich mit der Rückkehr der Gabe des Heiligen Geistes sein. Wieviel muß da Gott vorarbeiten, wieviel Schutt wegräumen, wieviel Schuld der Menschen aufheben, wieviel übermächtig gewordene Mächte der Finsternis überwinden, bis endlich der große Augenblick kommt, da das Geschenkte vor jedermanns Auge tritt. Da aber tut es not, daß nicht nachgelassen werde mit der Bitte; denn lassen wir's, so geht's auch mit dem, was schon begonnen, wieder rückwärts.

Im Gleichnis bleibt der Herr bei der Vorstellung eines ungerechten Richters, der nicht hilft, weil er nicht will, und endlich nur erhört, weil es ihm lästig ist, von dem Weibe so viel überlaufen zu werden. Nicht weil er sonst Rücksichten zu neh-

men hatte, da er ja weder Gott noch Menschen fürchtet, sondern nur um für sich Ruhe zu haben, hilft er endlich der Witwe, und begreiflich muß er da ganz und vollständig helfen, weil ihm ja die Witwe sonst keine Ruhe gelassen hätte. Der Herr läßt's dabei, um den Gedanken herauszuheben, daß endlich selbst der ungerechte Richter helfe, wieviel mehr Gott, dem es nie am Willen fehlen kann. Erinnern wir uns auch dessen, was der Herr sonst sagt (Luk. 11, 13): „So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird euer Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten.“ – Wir lesen weiter:

V. 6: „Da sprach der Herr: Höret hier, was der ungerechte Richter saget.“ – V. 7: „Sollte aber Gott nicht auch retten Seine Auserwählten, die zu Ihm Tag und Nacht rufen, und sollte Geduld darüber haben (eigtl. obschon Er damit zögert)?“ – V. 8: „Ich sage euch: Er wird sie erretten in einer Kürze. Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß Er auch werde Glauben finden auf Erden?“

So gewiß also selbst ein ungerechter Richter sich endlich einer Witwe hilfreich erzeigt, so dürfen noch viel mehr die Auserwählten Gottes es erfahren, daß Gott ihnen endlich helfe, obschon Er einstweilen zögert. Es kann also nie fehlen, wenn wir in der Bedrängnis vor dem Widersacher oder in der Ratlosigkeit über einem Verluste, den wir erlitten haben, namentlich über den Verlust des Heiligen Geistes, nicht nachlassen zu bitten. Es kann nicht fehlen, wenn der Herr auch zögert. Was die Witwe tut, tun im Grunde viele andere auch, so gut sie's verstehen. Gott aber errettet endlich in einer Kürze. Er überspringt zuletzt vieles, das eigentlich auch noch vorher geschehen sollte, um endlich dem Ungestüm der Bittenden nachzugeben. Solches müssen wir recht festhalten. Denn es ist möglich, daß die Aussichtslosigkeit auf Erhörung bis auf den letzten Augenblick sich gleichbleibt. Die Erhörung kommt nicht nach und nach, daß es immer lichter und heller wird, daß immer Gaben dargereicht werden, bis wir endlich das Völlige haben. Vielmehr müssen wir's uns denken, daß es eher immer schlimmer zu werden droht, daß es aussieht, man komme mit seinem Bitten eher rückwärts als vorwärts, weil auch der Widersacher immer mehr

Hindernisse in den Weg legt, je näher die Zeit kommt, da er gerichtet und abgetan werden soll. Wird's aber so, daß wir nicht eine Spur von einer Dämmerung sehen dürfen, bis mit einem Male das Völlige erscheint, so vergessen wir nicht, daß der Herr es uns in Aussicht stellt, daß Gott endlich in einer Kürze errettet, also ohne es abzuwarten, bis sich's eben gemacht hat zur Errettung. Was wird's aber dann sein? Darum, wer kämpft, lasse nicht nach, werde nicht laß, wenn er es einmal gefunden hat, worauf sein Bitten gehen solle.

Nun sagt aber der Herr noch ein ernstes Wort. Er macht es fraglich, ob auch wirklich noch jemand, wenn die Zeit der Zukunft des Menschensohnes nahe sei, Glauben haben werde auf Erden. Vielerlei will wohl der Herr damit sagen. Auch der Glaube an Christum überhaupt kann sehr zusammengeschmolzen sein, und so sehr, daß man fast sagen möchte, es glaube niemand mehr. Denn so, wie die Mehrzahl heute schon glaubt, auch von denen, welche glauben, ist's doch kein eigentlicher Glaube. Tausende glauben nur nach Redensarten, nicht nach der Wirklichkeit. Aber trotz des Unglaubens oder Halbgläubens oder Schiefgläubens erhört der Herr die Auserwählten, auch wenn diese zuletzt nur noch in ganz wenigen vertreten sind. Wie schnell kann sich's da durch die ganze Welt ändern, wenn die Bitte der Witwe erhört wird, noch unmittelbar vor dem Kommen des Herrn! Die Rede des Herrn kann aber bestimmter das besagen wollen, daß zuletzt niemand mehr recht an Seine Zukunft glauben werde. Es ist nämlich möglich, daß zuletzt die Zukunft Christi selbst eigentlich hergebetet werden muß, wie alles, was von oben kommt, hergebetet werden muß. Da aber kann's sehr fehlen und langen Verzug geben, wenn die rechten Beter nicht da sind. Darum nimmt sich's aus, wie wenn der Heiland Angst hätte, ob auch zur Zeit Leute dasein werden, die Ihn und Seine Zeit herbeten werden. O wie viele Versäumnisse werden uns einmal aufgedeckt werden und deren wichtige Folgen. Darum bleibt, bis der Herr kommt, das wichtigste Gebot des Herrn, daß wir allezeit beten und nicht laß werden sollen, weil zuletzt alles nur noch an dem hängt.

# Stellenregister

## Stellenregister

<b>I. Altes Testament</b>		Seite	Seite
<b>1. Moses, Genesis</b>		30, 12ff.	758
1, 1	179	13ff.	756
3	97, 398	34, 6	172, 370
27	800	40, 34	729
31	1063		
2, 24	800, 801		
3, 1	170	<b>3. Moses, Levitikus</b>	
15	538	11, 21.23	28
4, 7	107	14, 1f.	273
23	790	29-32	274
8, 21	145	15, 11	636
22	146	19, 12	123, 126
14, 18-20	918	18	139, 910
21, 19	186	21, 10	307
22, 18	43	24, 19-20	130
30, 43	209	27, 30ff.	936
34, 1-2	196		
49, 18	448	<b>4. Moses, Numeri</b>	
		15, 38ff.	925
		19, 16	939
		23, 23	405
		24, 17	14
		30, 3	123
		<b>5. Moses, Deuteronomium</b>	
		4, 14	635
		5, 21	139
		6, 4-5	910
		8	925
		13	49
		14-20	925
		16	47
		8, 3	44
		4	449
		11, 13-22	925
		11, 18	925
		17, 10-11	635
		18, 15	730
		19, 15	784
		24, 1	121, 801
		1-4	119
		14	840
		25	905
		6	905
		29, 4	449
		33, 9	307, 548
		<b>Josua</b>	
		3, 16	629
		<b>1. Samuel</b>	
		3, 1	886
		16, 14.23	61
		20, 27ff.	503
		21, 1-9	505
		22, 6ff.	505
		<b>2. Samuel</b>	
		5, 14	7
		8, 17	504
		12, 13	29
		24, 1	43
		14	752
		<b>1. Könige</b>	
		8, 14.15.54	157
		10, 1ff.	540
		17-19	484
		4	186, 187
		12	187



	Seite		Seite		Seite
17, 8-16	1080	80,9	885	56, 7	876
18, 10	1080	91,11ff.	47	61, 1	66, 520
39	485	106,3	101	1-2	1071, 1072,
19, 16-17	1073	110	916, 917	2	66, 988,
21, 13	124	1	6, 200, 917		1071, 1074
17-29	484	4	918	65, 17	1075
		115,5-6	671	66, 24	776
<b>2. Könige</b>		116,15	609		
1-2	484	118,22	889	<b>Jeremia</b>	
9ff.	486	26	865	22, 5	946
2, 11	733	135,16f.	671	26, 23	946
15	1039	145,15-16	621	31, 15	21
5, 3	1080	146,6	937	16	21
17, 24	420			31ff.	263
		<b>Sprüche</b>		31-33	101
<b>1. Chronik</b>		8, 1ff.	489		
15, 11	504			<b>Hesekiel, Ezechiel</b>	
21, 1	43	<b>Jesaja</b>		8	46
		2, 2.3	597	36, 26-27	545
<b>2. Chronik</b>		5, 1ff.	885	39, 14-15	939
24, 20-21	945	2.4	885		
		6, 9-10	562	<b>Daniel</b>	
<b>Hiob</b>		7, 14	11	1 u. 2	14
1, 9-10	42	16	12	3, 27	449
		9, 1ff.	53	6, 11f.	157, 1125
<b>Psalmen</b>		5	280, 452	7, 9	302
1, 1	685	11, 1	575	13-14	301
2	101	22, 22	691	22	168, 1015
6, 6	145	25, 7	625	9, 27	973
8	1058	29, 13	639	12, 3	15
3	871, 872	35, 4-6	872		
11, 5	144	38, 18-19	145	<b>Hosea</b>	
14, 2-3	38	40, 3	30, 478	6, 6	363, 366,
33, 20	293	42, 1-4	515		370, 507
34, 9	685	2	401	11, 1	20
37, 25	188	45, 23-24	517		
42, 6	47	47, 12-13	14	<b>Joel</b>	
44, 23	52	53, 2-3	22, 575	1, 4	28
69, 10	869	4	290, 292	3, 5	355, 358
26	946	5-6	290	<b>Jonas</b>	
78, 2	578	56, 1	12	2, 1-11	537

	Seite		Seite		Seite
1. 2	536	20	925	11, 6	682
		22	935	7-8	28
<b>Haggai</b>		40	1099	11	89, 307
2, 6f.	323	42	1100, 1102	12	30
		43	790	18	28
<b>Sacharja</b>		45	186, 1104	19	373
1, 1	945	48	1104	29	516, 597
9, 9	863, 864	6, 1-18	925, 1104	12, 24	63
12, 12	7	9f.	1125	27	62, 405
		14-15	879	28	42, 67, 329
<b>Malachia, Maleachi</b>		19-34	1104	29	24, 292
3, 1	478	33	161, 184,	36	126
23f.	484, 486,		1125	38	663
	487, 733	7, 1	783	43ff.	744, 767
		6	512	46f.	51, 596
		18	531	48	597
		21	183	48-50	614
		21-23	72, 1110	13, 19	199
		22	878	22	218
		23	1061, 1062	41	987, 1052
<b>II. Neues Testament</b>		24-27	1110	53-58	51
		29	285	58	356
<b>Matthäus</b>		8, 2	858	14, 1-12	463
1, 20	596	8	1118	36	386
25	596	10	393	15, 3-6	814
2, 22	601	14	416	12	674
3, 7	699, 904	9, 15	892	14	1108
7-9	483, 605	20	925	19	32, 534
17	516, 729	23	304	19-20	940
4, 1	194	8	391	16, 13	302
8-9	176	10, 7	176	14	469, 485
10	406	10	668	16	303, 495
11	218	11	299	17	498
12	51	13	55, 406	19	785
13	285	17	753	21ff.	751
14ff.	343	23	54, 405	28	733, 843
16	331, 337	24f.	1108	42	300
17	176	27	1086	17, 1	417
24	270	34	452	3	486
5, 1	269, 1083	40.42	1060	10-13	486
17	381, 871	42	768	20	280

	Seite		Seite		Seite
		<b>Markus</b>		11-13	988
21	203	1, 13	44	32	718
18, 18	528, 691, 693	14	51, 463	37	719
	19-20	15	54, 464	14, 3-9	1111
19, 1	846	21-22	285	33	417
14	764	21-28	289	15, 40	418
15	846	23ff.	28	43	481
25	827, 844, 1066	24	60	16, 16	696, 1060
27	286, 308	28	285	17	61, 965
28	1047, 1052	29	417	15	178
30	308, 1040	34	289		
20, 20	417	35	286	<b>Lukas</b>	
21, 21	280	40	858	1, 15	24
22, 9	487	2, 7	1112	16-17	486, 733
40	139	13	380	26-28	7
44	176	18	202	34	9
23, 4	635	3, 17	416	32	7
14	408	31	51	38	12
16-22	125	4, 11	640	2, 13	866
24	827	15	199	4	22
34	487	5, 7	60	14	38
37	490	30	316	25	480
39	843	37	417	52	811
24, 31	1052	6, 5-6	356	3, 1	601
25, 6	491	20	464	2	25
29	560	30	439	23	24
40	456, 769	52	625	23-38	4, 7, 9
26, 6-13	1111	7, 14	646	4, 14	40, 51, 594
21	674	21-23	194	16-30	51, 594
41	414	8, 22	491	41	289
64	843	29.31	302	5, 8	279
72	708	32	751	6, 12-13	411
27, 24	848	9, 24	599	15	418
25	946	25	543	17-49	276
42	471	38	62	20ff.	71
47.49	485	10, 4-12	120	30	138
56	418, 596	15	764	34	138
28, 18	323, 498	17	846	35	186, 355, 673
		18	229		
		11, 30	25		
		13, 3	416, 417		

	Seite		Seite		Seite
				<b>Johannes</b>	
38	1047	26	244	1, 14	40, 55, 282, 389, 633
7, 22	1115	14, 6ff.	891		
23	682	15, 4-7	780	21	485
27	862	16, 1-9	581	23	30
29	485	9	1060	26	478
39	349	22ff.	775	27	478
8, 2	1113	25	206, 1096	29	50, 291, 358
12	199	17, 5	746	29.36	38
31	295	22-24	980	29-51	50
40	380	30-37	1000	31.33	36
9, 8	485	35-36	1000	33	25, 38
10ff.	491	37	981	35ff.	415
51ff.	421	18, 1	167	37-38	298
52-53	52	2ff.	348	41ff.	684
54	486	3	376	42	688
62	820	7	348, 965	43	417
10, 1ff.	248, 419, 419, 439, 458	8	990, 1020	44	491
5.7	184	12	203	45	417
16	1050	13	361	47	417
17	419	19	229	51	280
25ff.	911	19, 1-10	856	6	25
11	940	5	362, 1112	2, 1-10	50
4	189, 200	9	390	12	50
12	227	42	495	13ff.	869
13	160, 229, 1129	20, 41-44	6	17	868
14-16	535	21, 4	949	19	52
20	61, 1074	11	988	20	954
37-54	922	22, 28	39	23	50, 464
45	364	32	675	23-24	52
46	373	35	184, 419, 424, 461	3, 1	383
49	490	70	301	1-21	50
51	945	23, 2	903	2	464, 603
12, 35f.	676, 991	5	755	5	696
37	1015, 1029	34	192, 540, 703, 849, 1051	14	52
47	1048	42	918	16	13, 40, 52, 145, 421
13, 11	64	24, 27	538	17	1049
23-24	232	46-47	691	22-23	50
24	245			22-24	464
25-26	232			22-36	51, 464

	Seite	Seite	Seite
26	465	8, 24 283, 812, 933	16, 8.11 176
27	25	34 93, 694	9 332, 1056
29	374, 892	9 400	11 694
30	474	22 469, 682, 700	27 686
31	1034	35-37 469	30 389
34	39	10, 10 894	18, 2 879
4, 1-4	51, 464	17-18 727	36 26
5ff.	421	18 727	19, 12 848
10	13	30 295	15 480, 866
14	894	11, 16 417	25 596
22	648	25 284, 710	30 440, 718
24	10	32f. 1113	20, 21-23 358
25	469	41f. 295	22 692, 696
26	469	47 471	23 691, 693, 696
29	426	54 856	24ff. 417
42	51, 281, 469	12, 1 856	21, 2 417
44	51	1-7 1111	22 416
45	52	4 418	
47-54	277	21 417	<b>Apostelgeschichte</b>
48	599	22 416	1, 8 421
5, 14	356	24 575	13 418
17.19.20	294	28 1050	20 833
22	918	32 164, 178, 562	2, 21 358
22.27	1049	34 302	38 249
24	812, 1060	42 383, 469	3, 19ff. 830
25	332	47 332	20-21 679
30	295	13, 21 675	21 180
6, 5.7	417	27 63	4, 11 889
27	627	35 912	31 157
37	351, 653	14, 2-3 729	5, 1ff. 951
40	181	5 417	15 386
45	686	6 244	33ff. 904
47	710, 812	8 417	6, 5 417
48	895	12 630	8, 39-40 46
55	894	16.18 1126	5 417
6-67	560, 675	21 754	9, 36ff. 747
69	681	22 418	10 585
70	687	26 443	28-29 278
7, 4	675	28 282	30 158, 203
5 286, 549, 597		15, 20 1108	38 40, 1070

	Seite	Seite	Seite
11, 2	278	20 523	12, 3 686
12, 2	417, 853	31ff. 259	6.11 1033
5.11	157	36 52, 709	8ff. 415
15	15	9, 33 889	11 1033
20-23	602	10, 4 102	13, 1-3 371
13, 3	203	13 358	2 250, 748, 878
6	404	11, 25-26 284, 529	8 249
23	4	26 830	15, 1-2 701
14, 19-20	448	33 849	10 1038
15	596	32 284, 529, 830	12 565
16, 9	1046	12, 2 183	24ff. 200, 524
17, 30-31	33	13, 1 127	26 396
18, 10	1046	14, 1 359	28 174, 175, 573, 1050
19, 12	386	21 205	31 709
13ff.	60, 404	16, 20 199, 718	50 724
20, 18-21	445		51-52 1052
27	445	<b>1. Korinther</b>	
29	223	1, 26-28 588	<b>2. Korinther</b>
21, 20-21	542	2, 8 282, 703	1, 5 989
23, 6ff.	904	3, 22 1009	2, 15-16 1094
8	903	4, 15 927	3, 6 697
26, 18	414	5 1051	4, 10-11 709
28	602	5, 1ff. 571	17 89
		5 699, 797	6, 2 1074, 1078
<b>Römer</b>		6-8 674	9, 15 13
1-11	79	11 571	11, 13 839
15-16	1045	13 571	12, 7 64, 1063
16	647, 715	6, 1-8 788	
20-23	171	2-3 831, 1047, 1052	<b>Galater</b>
3	4	7-8 1100	1, 19 596
2, 4	145	9 813	4, 6 171, 527
6, 1	246	11 696	6, 8 251
4	38	16 801	
12	115	7, 10 800	<b>Epheser</b>
12.13.19	194	8, 13 205	1, 4 247
8, 1	259	9, 5 286, 416	9f. 181
3	811	25-27 205	10 174
15	171, 527	27 37, 250	6, 12 431
19	178	11, 32 35	
19-21	290, 521, 716, 989		

Stellenregister

Seite	Seite	Seite
<b>Philipper</b>	<b>Hebräer</b>	983
2, 7 300, 685	1, 3 302	<b>1. Johannes</b>
10 179, 727, 831	6 13	2, 18-19 565
12 827	13 604	3, 8 694
3, 2 839	2, 10 731	9 914
4, 4 375	5 1058	15 107
Seite	4, 15 294, 293	4, 2 9
<b>Kolosser</b>	6, 16 126	5, 18-19 199
1, 13 67, 696	7 918	
15 175	14 4	<b>Judas</b>
19-20 175	8, 11 926	4 246
20 179, 1063	10, 22 696	6 524
2, 9 39	36 183	9 725
<b>1. Thessalonicher</b>	11, 26 10	14 1051
4, 16 987	12, 3 132	24 492
16-17 1052	22-24 209	
17 1029	<b>Jakobus</b>	<b>Offenbarung</b>
3 183, 246	1, 13ff. 195	1, 1 996
5, 16 375	2, 10 910	7 1053
<b>2. Thessalonicher</b>	13 540	8 1051
2, 8 981	3, 1 1043	18 539, 667
3, 3 199	14 239	20 15
<b>1. Timotheus</b>	5, 14 459	2, 11 836
1, 4 4	14-16 696	13 438
5 912	16-18 748	3, 7-8 991
9 912	17 484	21 854
2, 4 181, 497	<b>1. Petrus</b>	5 836
6, 17ff. 209	1, 11 478, 563	7ff. 693
<b>2. Timotheus</b>	12 1058	5, 9 996
2, 8 4	2, 6 889	7, 9 236
4, 7 1038	4, 3 437	10 948
<b>Titus</b>	4 89, 437	8, 10-11 15
3, 5 696	5, 13 416	9, 1 15
8 4	<b>2. Petrus</b>	11, 3-13 488
	1, 16-18 732	8 944
	18 723	12, 4 1063
	2, 1 238	10-11 1058
	3, 4 995	13 968, 1025
	9 181, 487,	17 1025
		14, 6ff. 487
		20, 4-5 85